

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1888.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1888.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1888.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 5. Januar 1888.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

An die Leser.

Mit dem Erscheinen der vorliegenden Nummer sind siebzig Jahre über die „Blätter für literarische Unterhaltung" hingegangen. Zwei Geschlechtsfolgen hindurch haben sie das literarische Leben der Nation begleitet, es widergespiegelt. Eigenthümlich ist ihr Ursprung, mannichfach ihre Entwickelung gewesen. Eine Skizze derselben ward zum funfzigsten Jahrestage ihres Bestehens (1868) von ihrem damaligen Herausgeber geboten. Diese heute schon wieder aufzunehmen und bis zur Gegenwart fortzuführen, wäre verfrüht und vorgegriffen dem unfernen Tage, an welchem die Zeitschrift dreiviertel des Jahrhunderts zurückgelegt haben wird. Zudem setzte solch rückschauende Betrachtung eine tiefere Vertrautheit mit dem Gegenstande voraus, als der gegenwärtige Herausgeber sich zu eigen hat machen können.

Denn das ist nun für die „Blätter" das Wesentliche im erreichten Zeitpunkt, daß, durch das Scheiden ihres langjährigen bewährten Leiters bedingt, auch ein Wendepunkt für sie eingetreten, sie in neue Hände, in die des Unterzeichneten gelegt ist. Rudolf von Gottschall hat dreiundzwanzig Jahre lang, sein Vorgänger Hermann Marggraff elf Jahre hindurch, und auch der Mann, welcher an der Wiege dieser Zeitschrift gestanden, sie begründet hat, August von Kotzebue — sie haben, während sie den Gang der Nationalliteratur beobachteten, deren Schöpfungen dem Publikum vorlegten, empfahlen oder abwiesen, immer auch selbst an der Gestaltung der schönen Literatur unmittelbar mitgewirkt, keiner mehr als der letzte Herausgeber in seiner fruchtbaren Thätigkeit als Dramatiker und erzählender Dichter im Roman wie im Epos. Aus der Mitte der Dichter und Schriftsteller heraus haben er und seine Vorgänger die Productionen der Berufsgenossen beurtheilt und die Leitung der Kritik übernommen. Doch nicht immer ist es so gewesen. Während dreißig Jahre (1823—53) hat ein Mann, der selbst nicht literarisch productiv gewesen, aber ein scharfes Auge besaß, der Chef der Verlagshandlung, Heinrich Brockhaus, die Zeitschrift geleitet, und es war eine Periode, in welcher die schöne Literatur mehr als heute etwas galt.

Nicht ganz gleich, aber ähnlich stehen jetzt die Dinge. Der Unterzeichnete hat nie in der Poesie sich bethätigt — Jugend und Gelegenheit haben ja wol auch ihm manches Gedicht entlockt —, an keinem dramatischen oder novellistischen Stoff hat er je sich versündigt oder erprobt; er ist Publicist und Geschichtsforscher und daneben Beobachter all dessen, was der Aufmerksamkeit ihm werth scheint. Den alten Grundsätzen der „Blätter" folgend, wird er nach seiner Weise sie zu verwirklichen suchen. Die Erfahrung nur kann zeigen, ob seine Mittel ausreichen, die Zeitschrift in ihrer Geltung zu erhalten.

Der Herausgeber:
Dr. Friedrich Bienemann.

Luther als dramatisches Thema.

Ein Problem unserer Zeit ist, wie das Phantasieleben des deutschen Volks gepflegt werden könne. Hier weist das moderne Leben eine Lücke auf. Fast alles Streben ist der Intelligenz, dem Wissen, dem Gelehrtenthum zugewendet; Wissen sei Macht, sagt man. Darunter droht dem Willen wie der Phantasie Verkümmerung.

Nun hat der Aufschwung unsers öffentlichen Lebens die politischen und kirchlichen Aufgaben wieder in den Vordergrund gerückt, und diese Aufgaben wenden sich an den sittlichen Willen der Nation. Der Wille ringt mit dem Gedanken um die Palme, wenn die innersten Kräfte des nationalen Geistes auf die Arena gerufen werden, wo über die Größe und Zukunft unsers Culturlebens die Entscheidung fällt. Aber wo bleibt die Phantasie, welche wie Morgenthau und Frühlingsregen die Fruchtfelder des Handelns und Denkens beleben muß, wenn nicht nüchterne Verstandesmäßigkeit, unerquickliche Blasirtheit eine undurchdringliche Eisdecke um das deutsche Herz ziehen sollen?

An der Stelle des lebensvoll individualisirten Handwerks erfüllt jetzt das sausende Rad der Maschine mit ihrem despotischen Einerlei die Räume des Daseins vieler. Die Volksfeste sind erloschen, die dunstigen Locale der Restaurants vermehren sich. Das bunte Leben der Volkstrachten und feierlichen Umzüge ist der nivellirenden Formen- und Gestaltenlosigkeit in allen Schichten der Gesellschaft gewichen. Raffinement herrscht und übersättigt, wo ehedem Naivetät ihr munteres Spiel trieb. Der Phantasie des Volks gebricht es an Anregung, ihre Strömung gelangt nicht an die Oberfläche. Des Geistes Gleichgewicht ist überall in Gefahr, wo eine der Grundkräfte des Geistes von den andern überwuchert wird. Glücklich aber das Volk, bei dem Phantasie, Energie und Intelligenz im Gleichmaß stehen.

Das Theater muß jetzt vielfach das Volksfest ersetzen; aber ist denn das Theater mit seinen französischen Conversations- und Intriguenstücken, mit seinen verwickelten und überladenen Opern eine gesunde Vergnügungs- und Bildungsstätte? Zwar hat Richard Wagner einen verdienstlichen Griff gethan, indem er unsere Phantasie auf unsern heimischen Boden zurückführte und aus der germanischen Sagenwelt eine reiche Gestaltenfülle wieder erweckte: allein die Reflexion hat daran einen zu großen Antheil, als daß den breitern Schichten unsers an einer bedenklichen Stimmungskrisis angelangten Volks wahrhaft und auf die Dauer gedient wäre, und die sittlich unklare Atmosphäre, in welche da der Hörer getaucht wird, ist nicht das, was unserm Volke frommt. Diese Kost ist nicht immer gesund, und sie ist zu pikant für den naiven Gaumen. Eher möchte ich behaupten, daß sich an Schiller's „Wilhelm Tell“ und „Wallenstein“ anknüpfen ließe. Das sind Stoffe, welche volksthümlich ansprechen, auf verwandte Saiten in unserer Seele treffen und unser Volk in dramatische Bewegung setzen.

Und das ist im Grunde nicht schwer, denn unser deutsches Volk ist dramatisch angelegt. Ich habe zum öftern scenisch reiche Stücke von studentischen Kreisen aufführen sehen und bin immer von neuem erstaunt gewesen über das dramatische Talent, welches da fast ohne Ausnahme in den Rollen zu Tage kam; ein neuerer Verfasser beliebter Festspiele hat mir versichert, daß in den einfachen Bürgerkreisen geradezu überraschend dramatischer Takt und Anstand ihm begegnet sei. Was bei dem gelernten Schauspieler Methode und Routine zu Wege bringen, das leistet im Volke das warme Interesse und die Betheiligung des Gemüths an der Sache, wenn diese Sache ihm wirklich am Herzen liegt. Da ist wahre Empfindung, wo der Schauspieler es regelmäßig nur zur Anempfindung bringt. Der Darsteller aus dem Volke lebt sich in die eine Rolle ein, die er sich vielleicht in wahlverwandtschaftlichem Geist erwählt hat; er gibt sich ihr fürs Leben hin, während der Schauspieler von Fach eine Rolle nach der andern zu spielen und in viele zugleich sich zu finden hat.

Zwei Fragen sind hier zu beantworten: welche Stoffe liegen dem Volke am Herzen? und: in welcher Form kann dem Volke thätige Theilnahme am Drama verschafft werden?

Die erste Frage ist leicht beantwortet. Die dramatischen Stoffe müssen aus unserer Sage und Geschichte genommen werden. Beide sind überreich an dramatischen Gestalten, Conflicten, Scenen und Entwickelungen. Die großen politischen und religiösen Kämpfe, welche das deutsche Volk im Laufe der Jahrhunderte zu durchleben bestimmt war, bilden und bieten einen überreichen Vorrath an dramatischen Motiven. Unsere Dichter sind noch weit entfernt von der vollen Besitznahme dieser großartigen Schatzkammer, und der Standort, welchen jetzt die deutsche Nation errungen hat, gestattet ihr nicht blos Unabhängigkeitssinn und Selbstbewußtsein gegenüber fremden Mächten, sondern auch freien Blick und freie Wahl gegenüber den weltgeschichtlichen Erlebnissen der eigenen Vergangenheit. Eine freie und starke Nation verfügt auch über ihre Geschichte sinnreicher und nützlicher, als eine unfertige Nation, welche sich im erfolglosen Ringen um praktische Lebensaufgaben abmüht. Den Gehalt der Persönlichkeit eines Karl, eines Otto des Großen, Barbarossa, Winrich von Kniprode, Wullenweber, Luther, Hutten und Ritter vom Stein weiß darum unser heutiges Geschlecht besser, als die frühern, auszubeuten, und es ist wichtig, daß wir einen Anfang damit machen in einer Zeit nationalen Aufschwungs. Ein solcher ist schöpferisch, wenn die Nation noch Kräfte des Schaffens hat; gelingt uns jetzt kein Volksdrama, so werden wir nie und nimmer ein solches haben.

Aber ich denke, wir haben den Anfang dazu gemacht: einen solchen erkenne ich in dem Herrig'schen Luther-Festspiel, und das Volk muß den Dichtern zur Hand gehen, sich ein Volksdrama schaffen helfen. Luther's Person trat

auf dem Untergrund des Luther-Jubiläums mächtig hervor; die Vergangenheit ward da zur Gegenwart im Leben des Volks, welches durch den „Culturkampf" zur unmittelbaren Theilnahme erweckt war. Die Luther-Dramen von Herrig, Devrient, Henzen und Trümpelmann mit ihren Erfolgen zeigen, daß die gewaltige Persönlichkeit des Reformators das deutsche Volk von neuem tiefinnerlich beschäftigt: es ist die Antwort des Volks auf Janssen's schmähliche Verunglimpfung desselben, wenn jetzt Luther's Gestalt auf der Volksbühne durch die deutschen Gaue Umzug hält. Luther, der mit sich selbst und mit allen Mächten seiner Zeit kämpfende und wiederholt den Schauplatz seiner Thaten wechselnde Mann Gottes, fürwahr, er ist ein Thema ersten Ranges für ein volkbewegendes und volkerhebendes Drama. Alle Stände sind an diesem weltgeschichtlichen Kampfe des 16. Jahrhunderts betheiligt, alle Interessen der Zeit werden in Mitleidenschaft gezogen, Scenen aus den höchsten und niedersten, prunkvollsten und schlichtesten Kreisen der Gesellschaft wechseln ab. Welche Anziehung, welche Nahrung für die Phantasie des Volks, und welches Auf- und Niederwogen der sittlichen Kräfte, die da läuternd oder störend auf die Stimmung einer Nation eindringen! Freilich, der Dichter, welcher dem Volk solches bietet, muß sich mitten ins Volk hineinstellen und es zur Mitthat aufrufen. Dann erst haben wir ein Volksdrama.

Die zweite Frage ist, in welcher Form dem Volk die thätige Theilnahme am Drama verschafft werden kann. Zwei Stufen der Theilnahme gibt es. Die untere Stufe ist die, daß an einzelnen Stellen des Dramas die Zuhörerschaft zum Mitgesang aufgefordert und angeregt wird, und die obere Stufe ist die, daß sämmtliche Rollen so gehalten sind, daß sie von nichtberufsmäßigen Spielern übernommen werden können. Man schätzt nur das wahrhaft, woran man selbst mitgearbeitet, mitgeholfen, mitgeschaffen hat. Der Antheil des Publikums an einer Aufführung, welche von Darstellern aus seiner Mitte und seinesgleichen ausgeführt wird, ist ein von dem am gewöhnlichen Theater ganz und gar verschiedener. Die Kritik tritt hinter der Herzensbetheiligung zurück, die Sympathie stimmt freundlich und dankbar, und indem jeder im Geiste mitspielen kann und mitspielt, wird er zum erkenntlichsten Resonanzboden, welcher den Erfolg gewährleistet.

Das Herrig'sche Luther-Festspiel thut auch dies; es hat sich bereits an vielen Orten durch Laien darstellbar erwiesen, und die episodische Gesangsmitwirkung der Zuschauer hat allerwärts die Stimmung des Genusses zu einer Strömung der gemeinsamen Empfindung gesteigert, welche in allen Theilnehmern einen tiefen Eindruck hinterließ und das aufgeführte Drama zu einer That aller stempelte. Diese Errungenschaft muß uns unverloren bleiben. Die Zeit, welche unsere Nation zu kräftigem Handeln wachrief, soll auch das Mithandeln derselben im Reiche der Poesie sehen.

Auch zu andern Zeiten schon hat der dramatische Strom sich ein solches Bett gesucht. Die Aufführung eines Dramas im alten Athen war eine Angelegenheit des ganzen Volks, im Chor wirkten Bruchtheile desselben lebendig mit, ein Drama war ein Erlebniß, in welchem auf Stunden, ja Tage sich das Volksganze zusammenfand und wie in einem großen Spiegel seine tiefsten und heiligsten Gefühle erkannte. Aehnlich im deutschen Mittelalter, wo alles, was das Volk bewegte und erfüllte, in hehren und heitern Gestalten zur Darstellung kam und die Schauspiele als integrirende Theile allgemeiner Festweihen galten. Und ist denn das oberammergauer Festspiel etwas anderes, als ein einsamer Rest jener dramafreudigen Zeit, wo das Beste, was das Volk innerlich besaß, poetischen und plastischen Ausdruck fand? Eine Gemeinde ist es, die von ihren Vorfahren aus schwerer Drangsalszeit das Gelübde einer heiligen Feier überkam und nun in ihren Gliedern vom Aeltesten bis zum Jüngsten mitwirkt, um in persönlicher Hingebung aller, aber mit Ausschluß der nicht in der Gemeinde Geborenen, ihren höchsten Glaubensinhalt nicht darzustellen, sondern darzuleben.

Ein solches Drama leistet, was es soll. Nicht zur Kritik fordert es auf, sondern zur Läuterung und Erhebung des Gemüths. Die, welche spielen, glauben auch an das, was sie spielen; und weil sie daran glauben, entzündet sich an ihrer Flamme auch des Zuhörers Phantasie, daß sie lodert und wärmt und reinigt, und daß das Kalte und Unreine gänzlich gebannt wird. Luther vor allen ist eine Gestalt, welche dazu auffordert. Das Suchen in den Tiefen der Seele, das Bedürfniß innerer individueller Freiheit, die Sehnsucht nach Versöhnung mit dem heiligen Gott, der Kampf mit Sünde, Lüge und Schein, das Mitleid mit den bedrängten und irregeleiteten Gewissen, die Aufopferung um des Heils der Mitmenschen willen: alles dargestellt in eines Bergmanns Sohn, welcher zum weltgeschichtlichen Mittelpunkt eines sturmbewegten Zeitalters wird. Wenn das mit Hülfe der Phantasie wieder ein Gemeingut unsers Volks wird, so hat das Drama ihm einen Dienst geleistet, welcher nicht herrlicher gedacht werden kann.

Ja, in der Reformation hat die deutsche Nation den schwersten Kampf gekämpft, welcher je in der Weltgeschichte seit der christlichen Aera von einer Nation für alle Nationen gekämpft worden ist: einen Kampf der Geister, einen tiefsten Seelenkampf, welcher in seinen irdischen Folgen unser Volk an den Rand des Abgrunds brachte. Die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts waren für unsere Nation ein Kampf um Sein und Nichtsein. Nie dürfen wir das vergessen: eine Vertiefung der evangelischen Wahrheit als eines Besitzes der Menschheit war die Frucht des Seelenkampfes. Mit allen unsern Kräften müssen wir uns dieser Frucht bemächtigen, immer von neuem, immer vollkommener.

Haben wir das gethan und erreicht? Ja, wir haben zuerst mit unserer Willensthat im Aufbau des evangelischen Kirchenthums, in den Opfern an Leben und Gut und Frieden, in den großen Religionskriegen, Besitz ergriffen

von den Schätzen der Reformation. Auf den Willen ist der Gedanke gefolgt, um seine Arbeit an denselben Schätzen zu beginnen. Eine Theologie baute sich auf unter dem Schlachtruf der mit- und widereinander stehenden großen Gelehrten; die Reformation ward in ein wissenschaftliches System gebracht, und das war wieder recht eigentlich eine deutsche That. Die Pflege der Wissenschaft bei dem „Volk von Denkern" kam auch der Hinterlassenschaft unsers Luther zugute.

Aber wo bleibt die Phantasie? Auch sie muß mithelfen. Es gibt Thaten des Gemüths, Thaten der Kunst, und nur dann hat der Mensch von einer Wahrheit vollen Besitz ergriffen, wenn die Phantasie mitwirkt. Denn sie muß dem menschlichen Geiste vieles vermitteln, was weder Wille noch Gedanke vermag, und es gibt Massen von Menschen, denen überhaupt nur auf dem Wege der Phantasie beizukommen ist. Das Kind und das Volk will von der Seite der Phantasie angefaßt werden.

Was aber ist in dieser Richtung für Luther und seine That geschehen? Etwas, aber nicht genug. Wir haben das Kirchenlied, einen herrlichen Volksschatz; unser Volk greift häufiger zum Gesangbuch als zur Bibel; hier sind die Saiten des deutschen Gemüths wunderbar berührt, und unter diesen Klängen öffnet sich bereitwillig die deutsche Seele den Bildern des Glaubens und Trostes, des Kampfes und Friedens, der Demuth und Tapferkeit, und was keine Wissenschaft vermag, leistet das unmittelbare Herzenszeugniß der Dichter, welche in Zeiten der Noth ihre innersten Erfahrungen sprechen ließen.

Noch aber hat die dichterische Schaffenskraft nicht ihr Werk vollendet. Zum protestantischen Lied muß auch ein protestantisches Drama treten. Luther stellt der Phantasie unerschöpfliche Aufgaben. In ihm selbst spielte die Phantasie eine große Rolle. Hoch stellte er die Musika; an seinen vornehmsten Impulsen war die Imagination mit in erster Linie betheiligt; seine Rede ist oftmals vom Schwunge enthusiastischer, fast leidenschaftlicher Erregung belebt; wie hätte er ohne den Reichthum seiner Phantasie so bildend und gestaltend auf den deutschen Sprachorganismus einwirken können? Die Phantasie aber will mit der Phantasie erfaßt sein.

Und nun die Größe seiner Gestalt. Heinrich Heine sagt einmal von Moses: „Groß ist der Sinai unter den Bergen, aber klein erscheint er angesichts des Moses, der auf ihm steht." Auch Luther, den man so oft mit Moses verglichen hat, ragt mächtig hervor wie ein Riese, selbst unter den großen Männern des Reformationszeitalters, und darum hat ihn Kaulbach in seinem Reformationsbilde in die Mitte der ganzen Geisterversammlung gestellt. Darum mag's auch sein, wenn jemand das Herrig'sche Luther-Spiel einen einzigen großen Monolog des großen Mannes genannt hat. Sein Leben ist zu einem Spiegel des ernst um die evangelische Freiheit und ewige Seligkeit ringenden deutschen Volks geworden; jeder kann sich selbst in diesem Spiegel sehen, kann Luther's Worten folgen, als wären es eigene Worte, und so soll man dem Festspiel sich hingeben und den Luther von Schritt zu Schritt begleiten.

Man hat gefragt, ob dieses einfache Drama eine Zukunft habe und sich erhalten werde. Es hat freilich wenig Handlung, keinen reichen Scenenwechsel; das Bild tritt zurück hinter dem Wort, und nur in einzelnen Wendepunkten des Lebens Luther's erhebt sich der Gang des Spiels zu dramatischer Fülle und sinnlicher Wucht. Vielleicht könnte hier nachgeholfen, einige male die Rede gekürzt, diese oder jene drastische Scene eingeflochten, der Chorgesang des Publikums vermehrfacht werden. Allein man verliere nicht den richtigen Standpunkt. Dieses Festspiel will nicht mit dem theatralischen Drama wetteifern, ihm nicht Abbruch thun. Es will etwas ganz anderes als das Theater leisten und verlangt nicht anstatt desselben, sondern neben ihm einen Platz im öffentlichen Leben. Es will ein Kunstwerk im Dienste religiöser Ideen sein. Aus dem Schose der Religion ist alle Kunst entsprossen; etwas wie Dank will nun die Kunst ihrer Mutter erstatten. Es will nicht selbst Religion oder Cultus sein, aber dem religiösen Gemüth Nahrung zuführen, edle Regungen fördern, Leidenschaften läutern und den idealsten Bedürfnissen Rechnung tragen.

Das Volk verlangt nach solcher Nahrung, und hier wird sie ihm in anmuthiger Schale geboten. Die Rede ist in Vers und Reim gebunden, wie das Volk es liebt; die ungebundene Rede macht auf dieses nie den gleichen Eindruck, der Vers allein prägt sich dem naiven Hörer tief ein. So schreitet das Lutherspiel im festen Gang zu seinem Ziel, und ohne Unterbrechung — statt der Pausen eingeschaltete Gesänge — spinnt sich der Faden ab im Wechsel der Heroldsgespräche und der Vorgänge auf der Vorder- und Hinterbühne. Einfach und leicht verständlich ist die Gliederung und Ausstattung des Bühnenraums, manchen zu einfach, denn ein rothbrauner Doppelvorhang vertritt die Coulissen und bildet Rahmen und Hintergrund zugleich. Ich denke aber: das ist kein Mangel, sondern in dem gegebenen Zusammenhange ein Vorzug. Einfach, wie die antike Bühne, überwältigt solche Einrichtung nicht die Phantasie, sondern läßt ihr freies eigenes Spiel, und das muß wieder zur Popularität des Stücks beitragen. Das Volk ist wie das Kind, welches das einfache Spielzeug dem zusammengesetzten, künstlichen und überladenen auf die Dauer vorzieht, weil es für seine frische Phantasie nur Leitung, nicht Nahrung braucht, und weil die Ueberfülle, welche die Phantasie lahm legt, sich rascher abnutzt als die Einfachheit. Herrig hat also einen guten Griff gethan, indem er es verschmähte, mit den großen Theaterbühnen in köstlicher Ausstattung zu wetteifern; er will nicht zu den übersättigten, sondern zu den unverwöhnten Kreisen sprechen, und die bisher an vielen Orten schon gemachte Erfahrung zeigt, daß ganz besonders die mittlern Schichten unsers Volks ein lebhaftes Interesse an Inhalt und Aufführung des Herrig'schen Festspiels gewonnen

haben. Es hat bisher überall eine wahre Feststimmung in weiten Kreisen gewirkt, und die Darsteller selbst sind zu einer kleinen Festgemeinde zusammengewachsen. Die gemeinsame Arbeit ist ihnen zu einer Lebensgemeinschaft geworden; die aufführenden Studenten Leipzigs haben sich zur treuen Hingebung durch Ehrenwort verpflichtet, und jeder Mitwirkende wird eine dauernde Erinnerung festlicher und erhebender Art in das fernere Leben mitnehmen, eine Erinnerung, welche dem evangelischen Gewissen nur zugute kommen kann.

In Leipzig concurrirte mit dem Herrig'schen Festspiel das gleichnamige Theaterstück von Henzen; es ist im Wettstreit unterlegen. Bei jenem wuchs, bei diesem sank die Zahl der Besucher. Es ist uns dadurch nahegelegt, beide Kunstwerke zu vergleichen, und die Vergleichung regt zu weitern Gedankengängen an. Vor allem muß bemerkt werden, daß Herrig ungleich tiefer in Wesen und Gehalt des Reformationswerks eingedrungen ist als Henzen; alle Hauptseiten dieses Werks kommen im Herrig'schen Festspiel deutlich und gleichmäßig zum Ausdruck, und sie rücken dem Hörer so nahe auf die Seele, daß er innerlichen Antheil nehmen und Luther's Phasen mit durchdenken und durchleben muß. Nichts zieht ihn von dem mächtigen Inhalt ab, die sparsame Scenerie läßt diesen Eindruck voll auswirken, und die wenigen reicher ausgestatteten Scenen, wie der Reichstag und der Bauerntumult, genügen völlig, die vielleicht grübelnde Seele des Hörers wachzurufen und anzufrischen, damit das Ohr vom Auge Beistand erhält. Je öfter ich dem Spiel beiwohnte, um so entschiedener ward mir der Eindruck, daß die horchende Menge wirklich den Gedanken folgte und seelischen Antheil nahm. Das deutsche Volk hat Lust am Philosophiren bis in die untersten Kreise herab, und hier wird ihm der Stoff aus der größten deutschen That, aus der tiefsten Innerlichkeit deutschen Gemüths gebracht, der Pfad für den Gedankengang kunstvoll geebnet. Es müßte wunderbar zugehen, wenn nicht jeder Deutsche — und ich schließe davon auch die Katholiken und Dissidenten nicht aus — an vielen Stellen des Festspiels sich selbst, seine geheimsten Regungen, seine feierlichsten Augenblicke wieder erkennte. Daher der Erfolg, welcher bisjetzt noch in keiner der Aufführungsstädte von Worms bis Leipzig versagt hat.

Weit rascher wird sich das Henzen'sche Drama abnutzen. Es ist ein Theaterstück wie andere. Es zieht nicht in andere Bahnen hinein, als wohin unser ganzes modernes Theater die Phantasie lockt. Unverkennbar übertrifft es das Herrig'sche Festspiel weit an theatralischem Apparat und Effect; ich stehe nicht an, ihm nachzurühmen, daß es dem Dichter gelungen ist, in einer ununterbrochenen Kette lebhaft gedachter, wirksam componirter Scenen und wechselvoller Contraste die Aufmerksamkeit des Zuschauers zu beschäftigen und zu spannen. Aber zuviel des Aeußerlichen und Weltlichen ist in die innern wichtigern Seelenvorgänge eingemengt; es ist mit viel zu derben und grob aufgetragenen Farben gemalt; die Sprache in ungebundener Form erhebt sich zu selten zu wahrem Schwung. Das Verhältniß zwischen Luther und seiner Käthe ist auf unwahre Weise zu sehr ins Centrum gerückt und nicht gehoben, sondern herabgezogen in die irdische Gewöhnlichkeit. Unwillig entfernte man sich von der Verzerrung des größten Geisteshelden Deutschlands. Die deutsche Seele wird sich in diesem Spiegel nimmermehr erkennen. In dem wahren Luther finden wir das deutsche Gemüth, das deutsche Gewissen, den deutschen Freiheitssinn, die deutsche Demuth und Aufrichtigkeit. Etwas von diesem allen hat nur Herrig verstanden in das Metrum seines Festspiels hineinzuzaubern.

Mit dem Herrig'schen Luther-Spiel ist eine Bahn festlicher Freuden eröffnet, welche dem sittlichen Aufschwunge unserer Nation entspricht und mithelfen kann an der Lösung der herrlichen Aufgabe, der nun erworbenen Machtfülle sittliche Grundlagen und Garantien zu geben. Gegenüber all den barbarischen, gemeinen und unchristlichen Ränken und Angriffen, welchen die deutsche Nation jetzt rings an ihren Grenzen ausgesetzt ist, bedürfen wir eines Talismans, welcher nur in der christlichen Vertiefung und Stählung des deutschen Charakters gefunden werden kann.

Endlich noch eins. Das Herrig'sche Festspiel muß, wenn es gepflegt wird, eine versöhnende Wirkung auf die durch die socialdemokratische Agitation verwirrten Volkskreise üben; denn weniger das Elend als die Verstimmung hat jene Umsturzbewegung verschuldet, und das Bild des einsam ringenden und öffentlich siegenden, tapfern und demüthigen, mit Fürsten umgehenden und dem Volke nahebleibenden Sohnes aus dem Volke muß den Verbitterten wie ein Stern in der Nacht erscheinen und muß alle erinnern, daß nicht im Niederreißen aller Autorität, sondern im Gehorsam gegen Gottes Wort und Willen aller Seelen Heil, aller Elenden Trost und die Durchhülfe durch alle Drangsale des Lebens zu finden ist.

T. E. Kuntze.

Die weimarer Goethe-Ausgabe.

Goethe's Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. (I. Abtheilung.) Erster Band. (Gedichte. Erster Theil.) 3 M. 20 Pf. — Vierzehnter Band. (Faust. Erster Theil.) 2 M. — III. Abtheilung. Erster Band: Goethe's Tagebücher. Erster Band. 1775—1787. 3 M. 40 Pf. — IV. Abtheilung. Erster Band: Goethe's Briefe. Erster Band. Frankfurt, Leipzig, Straßburg. 1764—1771. 3 M. — Zweiter Band: Goethe's Briefe. Zweiter Band. Frankfurt, Wetzlar, Schweiz. 1771—1775. 3 M. 50 Pf. Weimar, Böhlau. 1887. 8.

So liegen uns denn die ersten Bände jenes großartigen Unternehmens vor, welches bestimmt ist, die reiche Ernte

von Goethe's Leben, Dichten und Forschen für alle Folgezeit zu sammeln. So gewaltig der Umfang der Arbeit sicherlich ist, dieselbe ist, wie es scheint, so wohlerwogen vertheilt, so fleißig und von so zahlreichen Mitarbeitern gefördert, daß gleich zum ersten Beginn fünf Bände ausgegeben sind, und der Goethe-Freund, sofern er nicht gar zu betagt ist, die Hoffnung hegen darf, sich wenn nicht der Vollendung des weitschichtigen Werks zu erfreuen, so doch jedes Jahr die Zahl der Goethe-Bände seiner Bücherei stattlich heranwachsen zu sehen.

Der zunächst betrachtete erste Band von Goethe's Werken bringt uns den ersten Theil der Gedichte, und zwar sehr verständiger Weise in der Gestalt, wie der Dichter selbst, ohne Rücksicht auf die Zeit der Entstehung, dieselben in der Ausgabe letzter Hand von 1827 fg. geordnet hat. Der Band wird eröffnet durch ein Vorwort von Herman Grimm. Derselbe hebt das seit Goethe's Tode mehr und mehr sich geltend machende Bedürfniß nach Erschließung des Nachlasses hervor, welcher indeß von den Enkeln des Dichters ängstlich gehütet ward und über ein halbes Jahrhundert lang fast ganz unberührt blieb. Am 18. April 1885 starb der Letztlebende von Goethe's Enkeln, Walther von Goethe.

Es heißt dann weiter:

Niemand wird ohne Bewegung die Bestimmungen lesen, in denen der letzte Nachkomme Goethe's zum letzten mal seine Stimme erhebt. Mit richtigem Urtheil und Gefühl war das, was er selbst nun nicht mehr behüten konnte, endlich den rechten Händen anvertraut worden. Der Familie Karl August's mußte die Goethe's sich doch am nächsten verbunden fühlen; die Großherzogin Sophie von Sachsen wurde zur freien Erbin des literarischen Goethe'schen Nachlasses eingesetzt. „Ich ernenne", lautet der Schlußparagraph des Testaments, „zur Erbin des von Goethe'schen Familienarchivs, wie solches bei meinem Tode sich vorfindet, Ihre königl. Hoheit die Frau Großherzogin von Sachsen. Es umfaßt gedachtes Archiv die großväterlichen von Goethe'schen Schriftstücke, Acten u. s. w., ferner das Privatarchiv meines Großvaters wissenschaftlichen, poetischen, literarischen, administrativen und familiären Werthes, soweit sie sich in dem gedachten Archive vorfinden. Möge Ihre königl. Hoheit die Frau Großherzogin dieses mein Vermächtniß, ich sage besser dieses Goethe'sche Vermächtniß in dem Sinne empfangen, in dem es Höchstderselben durch mich entgegengebracht wird, als ein Beweis tiefempfundenen, weil tiefbegründeten Vertrauens."

In den Besitz eines so hohen geistigen Gutes und dem deutschen Volke gegenüber in eine so verantwortliche Stellung eintretend, faßte Ihre königl. Hoheit jetzt eine Reihe folgenschwerer Entschlüsse, zu deren Ausführung sie sofort vorging. Der schriftliche Nachlaß Goethe's sollte zu einem Goethe-Archive mit besonderer eigener Verwaltung erhoben werden. Eine neue umfassende Lebensbeschreibung sollte in Auftrag gegeben, eine neue Ausgabe der Werke auf Grund des nun sich im vollsten Umfange darbietenden Materials veranstaltet werden. Ihre königl. Hoheit berathschlagte zuerst mit Gustav von Loeper. Dann wurde Wilhelm Scherer zugezogen. Als Träger dessen, was in Goethe's Namen begonnen worden war, trat unter dem Protectorat Sr. königl. Hoheit des Großherzogs eine Goethe-Gesellschaft zusammen. Auf der im Juni 1885 stattfindenden constituirenden Versammlung wurden all diese Gedanken öffentlich entwickelt. Die Präsidentschaft der Gesellschaft übernahm Eduard Simson. Die Ausgabe der Werke wurde G. von Loeper, Scherer und Erich Schmidt anvertraut, welche die Grundsätze aufstellten, nach denen verfahren werden sollte, und die Mitarbeiter wählten. Als Director des Goethe-Archivs wurde E. Schmidt von Ihrer königl. Hoheit berufen, während das Goethe-Nationalmuseum in Karl Ruland seinen Director fand.

Einen schweren Schlag empfing das vielversprechende Unternehmen durch den allzu frühen Tod Wilhelm Scherer's. Erich Schmidt folgte demselben alsbald auf dem berliner Lehrstuhl; an seine Stelle als Director des Goethe-Archivs trat Bernhard Suphan; ebenso traten Herman Grimm-Berlin und Bernhard Seuffert-Graz in die Direction. So besteht der gegenwärtige Vorstand der Goethe-Gesellschaft aus fünf auf diesem Gebiete bewährten Kräften: Gustav von Loeper, Erich Schmidt, Bernhard Suphan, Herman Grimm und Bernhard Seuffert. Bereits sind einige Bände der Veröffentlichungen für die Goethe-Gesellschaft erschienen, denen sich nunmehr die Anfänge der ersten kritischen Ausgabe von Goethe's Dichtungen, naturwissenschaftlichen Werken, Briefen und Tagebüchern anreihen:

Mit bedeutenden Beträgen wird für Unterhaltung und Bereicherung des Goethe-Nationalmuseums Sorge getragen, dessen Schätze zudem durch die Bereitwilligkeit der Goethe'schen Intestaterben in ehrenvoller Weise vermehrt worden sind. Dem Goethe-Archiv haben Ankäufe von Manuscripten und Büchern eine Vollständigkeit gegeben, die es heute bereits, in den Anfängen seines Bestehens, zum Mittelpunkt der Goethe betreffenden wissenschaftlichen Arbeit erhoben. Goethe's seit einem halben Jahrhundert so gut wie verschlossenes Haus steht, dem deutschen Volke neu geschenkt, offen wieder da. Die Räume, in denen er lebte und arbeitete, können betreten werden, unberührt, als habe er sie eben verlassen. Es ist, als sei die Arbeit seiner letzten Tage in frischem Aufschusse wieder ins Treiben gekommen.

Die neue, auf den handschriftlichen Nachlaß gegründete Gesammtausgabe wird in vier Abtheilungen erscheinen: I. Abtheilung: Goethe's Werke, 50 Bände; II. Abtheilung: Goethe's naturwissenschaftliche Schriften, etwa 10 Bände; III. Abtheilung: Goethe's Tagebücher; IV. Abtheilung: Goethe's Briefe. Bei Abtheilung III und IV ist die Bändezahl im voraus nicht zu bestimmen. Jede Abtheilung ist für sich zu beziehen, einzelne Bände dagegen werden nicht abgegeben. Der Subscribent einer Abtheilung verpflichtet sich zur Abnahme sämmtlicher Bände derselben. Der Umfang eines Bandes wird etwa 20—25 Bogen betragen. Der Preis eines Bandes der I. Abtheilung ist auf etwa 2 Mark 40 Pf. bis 3 Mark, der der II. bis IV. Abtheilung auf etwa 3 Mark 20 Pfennige bis 4 Mark, je nach dem Umfange, festgesetzt.

Auf Wunsch werden auch gebundene Exemplare abgegeben. Der Einband, ein feiner Halbsaffianband, wird sich von jeder Ueberladung mit äußerm Schmuck fernhalten, geschmackvoll und vor allem dauerhaft sein. Der Preis des Einbandes wird etwa 2 Mark betragen.

Außerdem wird für Bücherliebhaber eine Ausgabe in Großoctav mit breitem Rande erscheinen. Der Preis eines Bandes wird, je nach dem Umfange, bei der ersten Abtheilung etwa 3 Mark 20 Pfennige bis 4 Mark, bei den übrigen Abtheilungen etwa 4 bis 5 Mark betragen. Auch diese Ausgabe wird auf Wunsch gebunden geliefert, wenn

eine hinreichende Anzahl von Bestellungen eingeht. Der Einband wird mit etwa 3 Mark für den Band berechnet.

Den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft wird von der kleinen Ausgabe ein Vorzugspreis bewilligt. Derselbe beträgt, je nach dem Umfang, für einen Band der ersten Abtheilung 2 Mark bis 2 Mark 50 Pfennige, für einen Band der übrigen Abtheilungen 2 Mark 80 Pfennige bis 3 Mark 60 Pfennige. Eine Ermäßigung der Preise des Einbandes und der großen Ausgabe findet nicht statt.

Dem Vorwort aus Herman Grimm's Feder schließt sich ein von B. Suphan verfaßter Vorbericht an, welcher über die bei dieser Gesammtausgabe von Goethe's Werken maßgebenden Grundsätze Auskunft geben soll. Danach sind die leitenden Gedanken folgende:

1. Es soll sich in dieser Ausgabe das Ganze von Goethe's literarischem Wirken nebst allem, was uns als Kundgebung seines persönlichen Wesens hinterlassen ist, in der Reinheit und Vollständigkeit darstellen, die jetzt erst, seitdem sein Nachlaß der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich geworden, erreichbar ist.

2. Bei allem, was Gestalt und Erscheinung der Ausgabe im großen wie im einzelnen betrifft, soll befolgt werden, was uns als Goethe's selbstwillige Verfügung bekannt ist. In den Tagebüchern und Briefen, die in genauem Anschluß an die urkundlichen Vorlagen gegeben werden, soll Goethe dem Leser in seiner ganzen Eigenart sich darstellen. Für den Druck der Werke hat er selbst die Norm gegeben in der Ausgabe letzter Hand. Sie ist sein Vermächtniß, er selbst hat sie so betrachtet, als den Abschluß seiner Lebensarbeit.

Es werden also zunächst Goethe's dichterische Werke durchaus im Anschluß an die vierzigbändige Octavausgabe von 1827 aufs neue gedruckt; nur aus zwingenden Gründen soll von der Lesart derselben abgewichen werden. Dennoch soll die neue Ausgabe von Goethe's Werken nicht eine sklavische Wiederholung der vor 60 Jahren erschienenen „Gesammelten Werke" sein; Fehlerhaftes wird berichtigt, Schwankungen und Unebenmäßigkeiten der Schreibung werden thunlichst beseitigt, in einzelnem, besonders hinsichtlich des Gebrauchs von y wird die geänderte Rechtschreibung der Gegenwart berücksichtigt, und zwar mit großem Recht. Es ist das Glück der italienischen Sprache, daß ihre 3—500 Jahre alten großen Dichter immer aufs neue in der Sprache der Gegenwart erscheinen, sodaß der moderne Italiener aus seinem Dante trotz seiner alten Wortformen Rechtschreibung lernen kann. Diese maßhaltende Anbequemung an die Schreibweise der Gegenwart läßt sich nur als verständig bezeichnen, ebenso die Feststellungen bezüglich der Zeichensetzung. Unsere großen Schriftsteller haben ihre Werke gemeiniglich dem Belieben eines kundigen Correctors überlassen, welcher ihre Willkürlichkeiten stillschweigend berichtigte; wer hundert Jahre danach diese Werke wieder herausgibt, thut wohl daran, wenn er die Kleinarbeit des Correctors nicht als ein Evangelium betrachtet, sondern das Dichterwerk der Vergangenheit in Rechtschreibung und Zeichensetzung so gestaltet, wie der Dichter oder doch der Corrector es thun würde, wenn er heute lebte.

Es folgt nun der Neuabdruck der Gedichte des ersten Bandes von 1827, 360 Seiten des schönsten Drucks auf schönstem Papier umfassend. Daran schließen sich von Seite 363—477 die Lesarten. Wir erfahren aus diesen Schlußbogen, daß dieser erste Band der Gedichte von Gustav von Loeper bearbeitet worden ist, gewiß der geeignetsten Kraft dazu. Vergleichen wir diesen ersten Band der weimarer „Goethe-Ausgabe" mit dem dasselbe enthaltenden ersten Bande der ebenfalls von Gustav von Loeper besorgten Hempel'schen Ausgabe der Gedichte, so werden wir des Unterschiedes der beiden Bücher inne. In der erstern beanspruchen die „Lesarten" 114 Seiten, während in der zweiten die „Anmerkungen" 219 Seiten umfassen, also fast die doppelte Seitenzahl. Das eine ist eben eine streng philologische Feststellung des Textes und der in den verschiedenen Handschriften enthaltenen Lesarten, das andere eine auf die Zeit der Entstehung des Gedichts und seinen Inhalt eingehende Erklärung. Die letztere dient der großen Zahl der Leser, die ihren Goethe im einzelnen zu verstehen wünschen; die weimarer Ausgabe will lediglich die zweifellos richtige Fassung des Gedichts, zugleich auch hier und dort sich findende abweichende Lesarten feststellen. Ebenso werden im Anhang in verkürzter Gestalt einige der „Römischen Elegien" mitgetheilt, welche Schiller in den „Horen" und Goethe nachmals selber in der Sammlung seiner Gedichte den Lesern nicht darzubieten wagte. Es ist selbstverständlich, daß der Herausgeber den Willen des Dichters, welcher solche Verwogenheiten unterdrückte, auch seinerseits achtete.

Gleichzeitig mit dem ersten Bande der Gedichte hat der vierzehnte Band die Presse verlassen, welcher den ersten Theil des „Faust" bringt, und zwar herausgegeben von Erich Schmidt. Hier brauchen wir uns nicht, wie bei andern „Faust"-Ausgaben, zunächst durch ein Dickicht von literargeschichtlichen und ästhetischen Vorbemerkungen durchzuschlagen; es ist lediglich Textabdruck. Der Herausgeber hat dabei eine neue Zählweise der Zeilen gewählt, die dritte jetzt. Gustav von Loeper zählt die drei Vorgedichte einzeln und gibt dem Drama 4252 Zeilen; Schröer folgt derselben Zählweise, nimmt aber 4259 Zeilen an; zugleich fügt er in Klammern die Zahlen der fortlaufenden Zählung von der Zueignung bis zum Schluß bei, nämlich 4612. Dieser letzten von Schröer nur nebenbei angewandten Zählungsweise folgt Schmidt allein. Die Prosascene „Trüber Tag. Feld" wird von allen drei Herausgebern einzeln gezählt, nicht im ganzen berücksichtigt. Es wäre zu wünschen, daß Erich Schmidt's Zählung fortan als allein maßgebend betrachtet würde.

Das Buch ist durchaus philologisch behandelt; auf den Abdruck des Gedichts folgt im Anhang eine Aufzählung der maßgebenden Drucke und der Handschriften, mit Berücksichtigung auch der zu Eingang 1887 von E. Schmidt zu Dresden aufgefundenen Abschrift jenes „Faust", welchen Goethe im Spätjahr 1775 nach Weimar mitbrachte; wir finden hier nicht allein die ursprünglichen Lesarten, sondern jene Auftritte, welche Goethe nachmals verwarf oder völlig

umarbeitete; es ist das ein Theil des Gesprächs zwischen Mephistopheles und dem Schüler, die Scene in Auerbach's Keller, die Kerkerscene, die Paralipomena zur Walpurgisnacht; so kann der Leser den „Faust" ebenso wohl in seiner überkommenen Gestalt als Kunstwerk genießen, wie je nach Wunsch nach der Handschrift von 1775 sich in die Geschichte seiner Entstehung vertiefen. Daß diese ganze weitschichtige Arbeit der Text- und Handschriftvergleichung mit der Sorgfalt eines Philologen gearbeitet ist, versteht sich bei einer Arbeit von Erich Schmidt von selbst.

Der erste Band von Goethe's Tagebüchern zeigt uns, daß die Veröffentlichung der drei Hauptabtheilungen gleichzeitig beginnt; wir bekommen auf diese Weise bereits im Anfang eine Vorstellung, was wir von dieser ersten Gesammtausgabe der Schriftwerke Goethe's zu erwarten haben.

Es wird wol keiner unserer Leser sich darüber wundern, daß jetzt, nachdem die Schätze des Goethe-Hauses erschlossen sind, auch Goethe's Tagebücher in die Sammlung der Werke des Dichters eingereiht werden. Es ist dabei sicherlich maßgebend gewesen nicht blos die Erwägung, daß diese Tagebücher trotz ihrer bisweilen räthselhaften Fassung und bruchstückweisen Erhaltung zu einer genauern Kenntniß von Goethe's Leben und Empfinden die wichtigsten Beiträge bieten; sondern auch die Erwägung, daß gar manche von Goethe's Werken Bekenntnisse sind, künstlerische Darstellungen des Selbsterlebten, aufgebaut auf dem Grunde dessen, was er unter dem unmittelbaren Eindruck der Gegenwart aufzeichnete. Wir sind nicht blos neugierig zu wissen, was Goethe während des ersten drangvollen weimarer Jahrzehnts in den letzten Augenblicken eines vielbewegten Tages über seine Erlebnisse aufzeichnete, und finden darin eine Quelle reichster Erkenntniß über sein Thun, seine Beweggründe, seine von Zeit zu Zeit wie ein Springquell aufsprudelnden Gedanken und Empfindungen; wir wissen auch, daß für den vielbewegten Dichter jedes bedeutsame Erlebniß ein Kunstwerk ward, und wenn uns daher die Tagebücher der schweizer und italienischen Reise dargeboten werden, so sehen wir darin bereits die Quellenschrift zu den umfassendern Werken, welche später daraus erwuchsen. Und da diese Veröffentlichung sich vor allen Dingen an die erfreulicherweise recht zahlreich gewordene Goethe-Gemeinde wendet und nicht mit dem Bedürfniß des großen Publikums rechnet, so dürfen wir dankbar sein, all das, was bisher an den verschiedensten Stellen zusammengesucht werden mußte, in dieser Ausgabe vereinigt zu finden.

Zunächst also die Tagebücher von 1775—87. Vorauszuschicken ist, daß die Herausgeber von jeder Erklärung, Berichtigung abgesehen haben, daß sie nur die Handschrift völlig getreu im Druck wiedergeben wollen. So finden wir hier zunächst aus dem Goethe-Archiv den Abdruck eines Tagebuchs von jener Reise, welche Goethe im Sommer 1775 mit dem Grafen Stolberg nach dem Vierwaldstättersee und dem Gotthard machte. Da ist ein Blatt eines Notizheftchens aus Goethe's Verlobungsjahr 1775. Die vergnügten Gesellen fahren den Züricherse hinauf; Goethe gibt den Ton an und schlägt die abwechselnde Fertigung von Strophen mit gegebenen Endreimen vor; er selbst schreibt die erste, die andern Freunde folgen, allerlei Hänseleien mit wenig Witz und viel Behagen. Aber gleich darauf folgt der erste Entwurf von „Und frische Nahrung, neues Blut", „Aug, mein Aug, was sinkst du nieder", „Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte", und dann folgen wieder allerhand Reisenotizen bis zum Gotthard hinauf, alles rasch hingeworfen, räthselhaft, aber höchst anschaulich, Spiegelbild der Stimmung, die er selbst als „sauwohl" bezeichnet.

Während des Herbstes 1775 hat Goethe wol kein Tagebuch geführt; als solches dienten ihm die Briefe an Auguste von Stolberg. Es reiht sich daran jenes Bruchstück eines Tagebuchs, welches er Ende October niederschrieb, als er zu einer Romfahrt von dannen fuhr, welche aber bereits zu Heidelberg endete. Umfassend dagegen und vor allem bedeutsam ist das Tagebuch, welches Goethe vom 11. März 1776 bis zum 13. Juni 1782 aufzeichnete. Diese weimarer Tagebücher sind früher bereits mehrfach, aber nicht genau abgedruckt worden; es geschieht dies hier mit aller Gewissenhaftigkeit, soweit solches bei der flüchtigen Handschrift der im Goethe-Archiv aufbewahrten Niederschriften möglich ist. Es folgt darauf das für Frau von Stein verfaßte Tagebuch der italienischen Reise, welches vor kurzem im zweiten Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft abgedruckt worden ist; ich habe darüber bereits in Nr. 10 d. Bl. f. 1887 berichtet. Von den 370 Seiten des Buchs kommen nur 28 auf die Mittheilungen über Befund und Lesarten der abgedruckten Tagebücher.

Endlich empfangen wir in zwei Bänden den Anfang einer vollständigen Sammlung von Goethe's Briefen, soweit sie bisher veröffentlicht sind. Es ist zwar die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß noch dieser oder jener Brief, welcher bisher verborgen geblieben, entdeckt und durch den Druck mitgetheilt werde, aber die Wahrscheinlichkeit ist nicht groß, seitdem das Goethe-Archiv seine Schätze erschlossen hat; das übrige ist in den mehr als 50 Jahren seit Goethe's Tode wol zum allergrößten Theile längst veröffentlicht worden. Der vorliegende erste Band umfaßt die uns erhaltenen Briefe aus der Zeit vor Leipzig, zu Leipzig, während der Krankheitszeit zu Frankfurt a. M., auf der straßburger Hochschule; er deckt sich mit einem Theile des ersten Bandes von Hirzel's „Jungem Goethe", nur daß dieses Werk bis zu dem Ende von Goethe's Studienzeit 46 Briefe zählt, während unsere Sammlung, vornehmlich mit Rücksicht auf die mittlerweile im „Goethe-Jahrbuch" veröffentlichten Briefe an Cornelie und Behrisch, deren 78 aufweist.

Der Herausgeber der beiden ersten Bände, welche bis zum Eintritt in Weimar führen, ist Woldemar Freiherr von Biedermann; im ersten hat Erich Schmidt die Briefe an Cornelie, Behrisch, Oeser und die nur im Entwurfe vorhandenen Briefe aus Straßburg bearbeitet; Bernhard

Seuffert, der Generalcorrector der Ausgabe, hat überall mit Rath und That geholfen. Wir finden im ersten Bande die Briefe an Buri, an die frankfurter Freunde Moors und Riese, an Cornelie und Behrisch, an Friederike Oeser und Käthchen Schönkopf, an Salzmann und Herder, sowie Vereinzeltes an andere Freunde und Freundinnen: Briefe also, welche bereits zum guten Theil bei Otto Jahn und an andern Orten gedruckt waren. Die Anmerkungen beschränken sich durchaus auf die Mittheilung, wo die Urschriften sich finden, wo dieselben bereits abgedruckt sind, sowie auf die Angaben über etwaige Eigenthümlichkeiten der Handschrift oder zweifelhafte Datirung.

Nach dem Vorausgeschickten können wir über den zweiten Band der Briefe kürzer sein. Derselbe umfaßt Nr. 79—365, und trägt auf dem Titelblatt die kurze Angabe „Frankfurt, Wetzlar, Schweiz, 1771—1775“. Dieser Band bringt uns demnach die Briefe, welche zwischen der Heimkehr aus Straßburg und der Abreise nach Weimar entstanden sind; gerichtet sind dieselben vornehmlich an Salzmann, Herder, Merck, Kestner und Lotte Buff, Sophie von La Roche und Johanna Fahlmer, Klopstock, Bürger und Lavater, Betty Jacobi und Auguste von Stolberg; dazu sind etliche weitere mit einer geringen Anzahl von Briefen vertreten. So groß die Fülle ist, so schmerzlich tritt uns dabei doch der Gedanke entgegen, wie viele Briefe verloren gegangen sein mögen.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß die äußere Ausstattung dieser neuen Goethe-Ausgabe, was Papier, Druck, Einband betrifft, tadellos schön ist.

Wilhelm Buchner.

Eine neue Dichtung von Rudolf von Gottschall.

Merlin's Wanderungen. Eine Dichtung von Rudolf von Gottschall. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 2 M.

Die Gedankendichtung epischen Stils, welche die großen Gestalten der Sage wie der Geschichte in ihren Kreis zieht, um sie zu Trägern einer menschlichen Idee zu machen, wird heute in Deutschland nur ganz sporadisch angebaut. Es fehlt ihr an Priestern wie an Andächtigen, an Producenten wie an Consumenten.

Um so erfreulicher ist es, einmal wieder einer Dichtung dieser Art zu begegnen, welche die Gattung voll und ganz ausprägt. Rudolf von Gottschall's soeben erschienenes Epos „Merlin's Wanderungen“ ist eine Gedankendichtung von reinstem Blut; sie klingt dem Genre wie der ganzen dichterischen Haltung nach an des geistvollen Poeten frühere Schöpfungen: „Die Göttin“ (1852) und „Maja“ (1864) an und zeichnet sich durch den feinen künstlerischen Instinct aus, mit dem sie ihre philosophische Grundidee in das Gefüge einer leicht und zwanglos gegliederten Handlung einzukleiden versteht. Die tiefsinnige bretonisch-normannische Sage von Merlin, dem Zauberer, dessen geheimnißvolle Gestalt auch in den Artus-Sagenkreis so eigenartig hineinragt, ist in deutschen Dichtungen alter und neuer Zeit vielfach behandelt worden, und ihr metaphysischer und ethischer Goldgehalt ist so reich und unerschöpflich, daß er der dichterischen Prägekunst immer und immer wieder neues kostbares Material liefert.

Gottschall zerlegt seine nur dem Gedanken nach an den gegebenen Sagenstoff angelehnte Dichtung in vierzehn völlig frei erfundene Gesänge, welche sich einer sechszeiligen klangvollen Jambenstrophe bedienen. Der erste Gesang — um den Inhalt kurz zu skizziren — führt uns in den bretagnischen Wald, den Wald von Berceliande, und schildert uns Merlin's und der schönen Viviane Liebesglück in der zauberhaften Weißdornhecke, während in dem viel umfangreichern zweiten der Held die Geschichte seiner Geburt erzählt, wobei wir erfahren, daß er der Sohn Lucifer's und einer Klosternonne ist. Am Schlusse dieses Gesanges bittet er die Geliebte um Urlaub, um eine zeitweise Befreiung aus den Liebesbanden, in die sie ihn geschlagen. Das böse Princip, das in Merlin, dem Sohne des Teufels und der Jungfrau, Gestalt gewonnen, wird hier vom Dichter klar und bündig dargelegt; denn nachdem der Zauberer die Geschichte seiner Geburt erzählt, läßt er sich also vernehmen:

Mich aber trieb des Vaters Geist von dannen,
Und Sünd' und Leidenschaft war mein Geleit;
Rebellen schuf ich hier und dort Tyrannen,
Bis Krieg und Aufruhr Volk auf Volk entzweit;
Zu treulos wandelbarem Liebesbunde
Reizt' ich die Ritter von der Tafelrunde.

Ich war gerüstet, Montsalwatsch zu stürmen,
Zu rauben vom Altar den heil'gen Gral
Und ihn hinabzuschleudern von den Thürmen,
Ihn zu zerschellen mit dem Wetterstrahl;
Ihn hatten Engel himmelwärts getragen,
Doch Teufelsmacht kann selbst den Stein zerschlagen.

Da fand ich dich und blieb im Ungewissen,
Ob du ein Himmelsbild, ein Höllenwahn,
Das süßeste von allen Hindernissen,
Die jemals hemmten meine wilde Bahn,
Und eh' mein Herz dem deinen sich verständigt,
Hast du mit deinem Zauber mich gebändigt.

Jetzt brich den Bann, und sei es auf Secunden,
Gemessen mit dem Maße unsrer Zeit;
Dein ist das Wort, durch das ich, stets gebunden,
Dein Sklave bin für alle Ewigkeit.
Mich schmerzt der Kopf vom Dufte dieser Blüten;
Es ist so schwer, ein dauernd Glück zu hüten.

O laß mich Athem schöpfen auf der Erde,
Die Fesseln löse nur auf kurze Frist,
Daß ich ein Mensch mit andern Menschen werde!
Ich weiß ja doch, wo meine Heimat ist.

Glaub' mir's, in dieser Hecke ew'gen Schatten
Muß selbst ein Höllengeist zuletzt ermatten.

Sehn will ich nach dem Werk, das ich begonnen,
Das sicherlich gereift durch eigne Kraft
Im langen Kreislauf dieser tausend Sonnen.
Die Meinen waren nicht gleich mir in Haft;
Er durfte tapfer sich und rastlos rühren,
Der Schwarm, den meine sieben Sünden führen.

Viviane ertheilt ihm den erbetenen Urlaub, und nun beschwört er — das ist der Inhalt des dritten Gesanges — die sieben Todsünden herauf: Hochmuth, Wollust, Neid, Habsucht, Zorn, Schwelgerei, Trägheit, um mit ihnen seine Erdenfahrt zu beginnen. Zunächst — im vierten Gesange — überläßt er sich der Leitung der Wollust, der „Sündenkönigin“; sie eröffnet ihm Einblicke in ihre Macht und zeigt ihm, wie die Welt ihr unterthan. Nachdem Merlin sich durch seine eigene Zauberkraft verjüngt, erprobt er an der Hand der „Sündenkönigin“ die Gewalt der Sinnenlust über das Weib, indem er die schöne Müllerin Fanchon verführt und entführt. Enthält der vierte Gesang somit eine demonstratio ad oculos, so erhebt sich dagegen der fünfte zu einer allgemeinen Betrachtung; er zeigt uns den Zauberer mit seiner „Lieblingssünde“ auf dem Thurme von Notre-Dame, wo diese ihn folgendermaßen apostrophirt:

Sieh, Meister, dies hier ist die Stadt der Städte,
Ein Ungethüm in Elend und in Pracht;
Es liegt die ganze Welt an einer Kette,
Die hier geschmiedet wird bei Tag und Nacht,
Und wenn die Funken sprühn auf ihrem Herde,
Da lodert Feuer um die ganze Erde.

O heimisch war ich stets in den Palästen,
Wo ich die Mächtigen in Fesseln schlug;
Im Louvre hier, wo bei den üpp'gen Festen
Der ganze Hofstaat meine Fahne trug;
Dort in Versailles, wo Blum' und Dickicht lauschte,
Wenn übern Kies das Abenteuer rauschte.

Aber vom Allgemeinen kehrt der Dichter zum Besondern zurück: er läßt die Wollust im sechsten und siebenten Gesange neue Triumphe feiern, schildert er uns doch, wie der junge elegante Graf Alfons an der sündigen Liebe zur schönen Fanchon zu Grunde geht und wie Merlin die liebreizende Manon verdirbt. Nachdem dann der achte wiederum die Poesie der Orgie angestimmt, diesmal ohne eigentlichen individuellen Mittelpunkt, siegt endlich im neunten Gesange die Unschuld über den Teufel: die anmuthige Nanette, die, arm und züchtig, in einer abgelegenen Mansarde wohnt, hält dem Merlin, der sie mit den Künsten der Lust zu umstricken sucht, als Talisman das Kreuz entgegen, und der Teufel entflieht entsetzt vor der Macht des Guten. Damit haben die Triumphe der „Sündenkönigin“ in der Dichtung ihr Ende erreicht, und als zweiter Dämon tritt nun im zehnten Gesange der Stolz in die Handlung ein: mit Zuversicht auf seine Macht übernimmt er die Führung Merlin's und läßt ihn die Beispiele seiner Unbesieglichkeit sehen: Armand, ein bisher anspruchsloser, einfach bürgerlicher Doctor der Sorbonne, erhebt seine Blicke zu einer Fürstentochter; war er vom Stolz verblendet, so war es noch viel mehr der alte Fürst, der ihm, dem Bürgerlichen, die Hand der Tochter versagt; Armand entführt die Geliebte und wird mit ihr zum Bettler; in Gram und Kummer stirbt der alte Fürst. Aber wie dem bösen Geiste des Stolzes das private Glück des Einzelnen zum Opfer fällt, so zeigen sich die Verwüstungen, die er anrichtet, in noch viel crasserer Form, in noch viel breitern Dimensionen auf dem großen Theater der Weltgeschichte: Stolz und Zorn berücken die in Schönheit strahlende Spanierin auf dem kaiserlichen Throne Frankreichs; beide stacheln die heißblütige Gemahlin Napoleon's III. zum Kriege gegen Deutschland an, und hell lodert dieser Krieg auf, der im elften Gesange eine ausführliche Schilderung findet. Aber diesem „Zweikampfe zweier Nationen“ — so prophezeit der Dichter — wird ein viel fürchterlicherer folgen: nicht zwei Heere, nein, zwei Völker werden sich waffenstarrend gegenüberstehen. „Ein Gewölk der Steppen kommt geflogen“ wie Heuschrecken. Kosaken und Kalmücken erheben sich; Waffenlärm durchtobt Asiens Paradiese:

Fest stehn die Scharen hier, die kampfbereiten,
Die an der Ganga für die Themse streiten.

Rußland streckt seinen Riesenarm nach dem Süden aus; „Mongolen kämpfen hier und dort Tataren“; Flotten schlagen ihre Schlachten auf dem Ocean:

Und Buddha, Brahma, all die Friedensheil'gen,
Sie müssen sich am Christenkampf betheil'gen.

So viel Elend werden Stolz und Zorn auf der Erde anrichten. Secundirt aber werden sie durch den Dämon des Neides, der jetzt — im zwölften Gesange — die Führung Merlin's übernimmt und darthut, wie kräftig sein Halbbruder, der Geiz, ihn in seinem Vernichtungswerke unterstützt, der Geiz, der heute nicht mehr „als dürrer Alter“ mit dem Spaten nach Schätzen gräbt, sondern in prächtigen Hallen wohnt und seine Schätze in feuerfesten Schränken birgt. An den Schluß dieser wechselnden Bilder aber stellt der Dichter im dreizehnten Gesange das schreckenverkündende Gemälde der socialen Auflösung, des Bürgerkriegs und der Revolution, um endlich im vierzehnten die Dichtung mit der Rückkehr Merlin's zu Viviane ausklingen und den Teufelssohn nach vollbrachter Wanderung ausrufen zu lassen:

Wohl steht schon meine Saat in vollen Aehren,
Doch hier und dort blühn fremde Blumen drin.
Es wird vielleicht noch ein Jahrtausend währen,
Bis ich allein der Welt Gebieter bin,
Und bis ich überm weiten Erdenringe
Das Flammenscepter meines Vaters schwinge.

Das in kurzen Zügen der Kern der Dichtung! Man sieht, es ist eine menschheitliche Grundidee von tief pessimistischem Inhalt, welche „Merlin's Wanderungen“ zu Grunde liegt; es ist die Philosophie der Verzweiflung, angewandt auf das Schicksal des Einzelnen wie auf das der gesammten Erdgeborenen, der Glaube an das Uebergewicht des Bösen auf Erden, illustrirt durch die Instincte und

das Los des Individuums wie der Völker, durch die Privatgeschichte wie die Weltgeschichte. Eine ganz ähnliche Idee, wie die hier ausgestaltete, hat bekanntlich der geniale Robert Hamerling in seiner Cantate „Die sieben Todsünden" (1873, 6. Aufl. 1887) zum Austrag gebracht, einem Mysterium, das durch faustisches Sehnen nach dem Allumfassen und ein eigenthümlich dämonisches Colorit gekennzeichnet wird — Eigenschaften, die auch in der Gottschall'schen Dichtung sich überall geltend machen. Während aber die Hamerling'sche Cantate versöhnend und erhebend abschließt, indem das Lied eines weisen Sängers allem Elend des Daseins zum Trotz in den Herzen der Menschen die schlummernde Sehnsucht nach dem Göttlichen wieder erweckt, nach jenem Göttlichen, das Wahrheit, Freiheit, Schönheit, Güte, Liebe ist —, während die Hamerling'sche Dichtung, sage ich, uns schließlich versöhnt und erhebt, klingt die Gottschall'sche im schroffen Gegensatze hierzu in den trostlosen Misklang aus: einst wird das Böse Alleinherrscher sein auf Erden. In dieser schrillen Schlußdissonanz, die auf eine ebenso extreme wie willkürliche und einseitige Weltauffassung hinausläuft, erblicke ich den Hauptfehler der an sich so bedeutenden Gottschall'schen Dichtung. Nur noch eins habe ich außerdem zu rügen: von den vierzehn uns hier gebotenen Gesängen sind nicht weniger als sechs einzig und allein der „Sündenkönigin", der Wollust, und ihrer vernichtenden Herrschaft auf der Erde gewidmet. Das ist eine Verschiebung der richtigen Proportionen und wirkt durch die einseitige Wiederholung der Motive lähmend und ermüdend. Eine Minderung des der Wollust in der Composition des Ganzen zuertheilten Terrains wäre zweifellos im Interesse einer einheitlichen und harmonischen Wirkung der Dichtung gewesen.

Im übrigen gehören „Merlin's Wanderungen" zu den schönsten und vollsaftigsten Früchten, welche die Gottschall'sche Poesie gezeitigt hat. Die Idee dieser mysterienartigen Schöpfung ist klar und bestimmt ausgeprägt; die Gliederung der Composition, die sich dem Genre gemäß völlig im Episodischen bewegt, wächst natürlich und ungezwungen aus dem ethischen Kern des Stoffs heraus, und die wahrhaft dichterische Sprache hat, wie bei Gottschall immer, Größe und Höhe, Glanz und Schwung, ja, an nicht wenigen Stellen, wie z. B. in den Schilderungen des Deutsch-Französischen Kriegs, ein geradezu hinreißendes Feuer; einen besondern Reiz aber gewinnt sie dadurch, daß sie die iambische Grundstrophe dann und wann mit mehr lyrischen Rhythmen vertauscht und dadurch dem Ganzen ein anmuthig wechselndes Gewand verleiht.

Rudolf von Gottschall, dem die deutsche Dichtung des Schönen und Eigenartigen so vieles verdankt, hat mit „Merlin's Wanderungen" dem Kranze seiner Schöpfungen ein neues Blatt hinzugefügt, und zwar ein unverwelkliches.

Ernst Ziel.

Rumänische Volkspoesie.

Rumänische Volkslieder. Uebersetzt von W. Rudow. Nebst Einleitung: Der rumänische Volksgeist nach seinen dichterischen Erzeugnissen. Zweite Auflage. Leipzig, Barsdorf. 1888. 8. 2 M. 70 Pf.

Wer längere Zeit hindurch unter Rumänen gelebt, der hat bald die Ueberzeugung gewonnen, daß kaum ein Volk Europas so sangesfreudig ist wie dieses.

Es klingen in mir Lieder,
Es flüstern in mir Lieder,
Ich lebe und ich klage
In ew'gen Sehnsuchtsliedern —

so singt der Bauer, so gibt er seinem Gefühlsleben Ausdruck. Zart und innig, frisch und unmittelbar und sehr oft von nicht zu unterschätzendem poetischen Werth zeigen uns die rumänischen Volkslieder, ob sie nun den Bewohnern des Königreichs oder den Stammesgenossen in Ungarn, Siebenbürgen, Bulgarien oder Serbien angehören, einen gemeinsamen dichterischen Quell, der in unerschöpflicher Fülle fortsprudelt, und dessen tausend und abertausend Perlen ebenso viele Gesänge bedeuten, der so echt und wahr wie bei irgendeinem Volke den Herzschlag der Nation ausmacht. Das pulsirt seit Jahrhunderten fort, und alles, was der Mann aus dem Volke denkt und fühlt, sehnt und hofft, beweint und beklagt, wird zum Liede, das sich auf den melodisch weichen Klängen der Sprache, auf den Wellen des Rhythmus und des Gleichklanges bewegt. Das Mädchen am Waschtroge läßt ihre Stimme ebenso hell erschallen wie der Arbeiter auf dem Felde, und wenn der Knecht des Abends von der Arbeit heimkehrt und langsam neben seinem Ochsengespann einherschreitet, so singt er ein schwermüthiges Lied, oder er entlockt seiner selbstgeschnitzten einfachen Flöte weithin hörbare Klagelaute, die Zeugniß geben sollen von dem, was sein Herz bewegt. Wie eigenthümlich muthet es den aufmerksamen Beobachter an, wenn er auf der Straße einen betrunkenen Bauer daherkommen sieht (und das kann er leider oft genug sehen), aus dessen Munde er Aeußerungen roher Sinnlichkeit oder Unflätigkeiten zu hören befürchtet, dagegen Lieder vernimmt, die an Innigkeit und Schönheit ihresgleichen suchen. Allüberall in Märchen, Sagen und Liedern gibt sich die Beziehung zwischen dem geheimnißvollen Weben der Natur und dem Leben der Seele kund, allüberall kommt die innige Liebe zur Natur zum Ausdruck und kaum ein anderes rumänisches Volkslied scheint mir die Sangesfreudigkeit so schön und klar auszudrücken wie das von A. Dux trefflich übersetzte:

Wehn die weichen Frühlingslüfte,
Singt mein Lied der Fluren Düfte;

Spielt es mit den Blütenblättern,
Schallt es wie der Lerche Schmettern;
Bringt der Winter Frost und Sorgen,
Sing' ich im Gemach verborgen,
Hab' ich doch in allen Stunden
Trost im Liede stets gefunden.

Durch die Wandlungen in den politischen Verhältnissen Rumäniens ist das Interesse für Land und Volk immer reger geworden. Wie bekannt, hat die rumänische Literatur zwei tüchtige Vertreter nach außen hin: Carmen Sylva und Mite Kremnitz, und mehr oder minder gelungene Sammlungen an Gedichten sind bereits auf dem deutschen Büchermarkte erschienen. Eins der tüchtigsten Bücher kommt gerade jetzt unter dem obenstehenden Titel heraus. Der Verfasser ist kein Neuling auf dem Gebiete; bereits in seiner Inaugural-Dissertation „Verslehre und Stil der rumänischen Volkslieder" (Halle, Fock) hat er seine Kenntniß der Sprache und Dichtung jenes Volks bekundet. Die Vorzüge seines neuesten Buchs sind doppelter Natur. Zunächst kennzeichnet der Verfasser in orientirender Einleitung den Rumänen in seinem Verhältniß zur Natur, zur Gesellschaft und als Familienglied, und er greift mit Sachkenntniß in den reichen Schatz der Volkspoesie nach vollgültigen Belegen seiner Charakteristik. Dabei ist ihm, der zweite Vorzug, seine schöne Uebersetzungsgabe ein treuer Bundesgenosse; 202 Gedichte gibt er in meist glücklicher Uebertragung: Balladen, Doinen (eigentliche Lieder), Horen (Tanzlieder) und bessarabische Lieder. Der aufmerksame Leser wird dem Herausgeber Dank wissen, denn er ist in angenehmer Weise in die Eigenthümlichkeiten eines Volkslebens und -Wesens eingeweiht, das erst in den letzten Jahrzehnten aus dem Schatten der Vergessenheit ans Licht des Tages gezogen wurde. Manche Perle wird er da finden und oft erstaunt sein über die Schönheit und Tiefsinnigkeit dieser Weisen. Unter den Balladen insonderheit sind einige, die in weiten Kreisen bekannt zu sein verdienen.

Um ein Beispiel von der Uebersetzungskunst W. Rudow's zu geben, sei eins der Tanzlieder angeführt:

Unter der geköpften Weide
Eine Alte sitzt voll Leide.
Rings das welke Gras erzittert,
Alles Grün ist welk geworden,
Alles Süße ist verbittert,
Alles Frohe trüb geworden.

Sieh im Wald ein Mädchen schreiten!
Schmetterlinge sie begleiten,
Baum und Strauch sie freudig grüßt.
Grün ist alles Welke worden,
Alles Bittre ist versüßt,
Alles Trübe froh geworden.

Daß das Buch in einer zweiten Auflage nöthig wurde, zeigt von dem steigenden Interesse des deutschen Lesepublikums für die Poesie des rumänischen Volks. Solche Publicationen wie die vorliegende sind allerdings danach angethan, dies Interesse zu nähren.

Karl Schrattenthal.

Vaterländisches.

Der deutsche Kaisertraum und der Kyffhäuser von Paul Lemcke. Magdeburg, Faber. 1887. 8. 3 M.

In gediegener, ansprechender Weise behandelt der durch seine thüringer Sagenforschung wohlbekannte Verfasser die an den Kyffhäuser sich knüpfende deutsche Kaisersage. Er liefert uns ein Buch, das, wie es von echt volksthümlicher Gesinnung eingegeben, auch in jedem vaterländisch Gesinnten einen frohen Widerhall wecken muß. Von einer kurzen, äußerst anziehenden Geschichte der sagenumwobenen Burg lenkt das Buch hinüber zu der deutschen Kaisersage, in die das deutsche Volksgemüth seine Erwartungen und Hoffnungen niederlegte und an der es auch in Niedrigkeit und Schmach trotz alledem und alledem festgehalten und weiter und immer weiter gewoben und gedichtet, bis der alte Traum dem lebenden Geschlecht sich erfüllte und in kaum geahnter Herrlichkeit Kaiser und Reich aus Schutt und Trümmern auferstand. Sie ist, diese Sage von einem letzten großen Kaiser, der, stark und mild zugleich, kommen wird, die Herrlichkeit des Reichs wieder aufzurichten und an den Baum, der erstorben war, seinen Schild zu hängen, daß die dürren Aeste wieder grünen, so alt, wie das Christenthum. Im zweiten Thessalonicherbrief wurzelnd und nach der Wiederkunft des Kaisers das Erscheinen des Antichrists mit dem Weltende erwartend, knüpft sie an Nero an, um dann an Byzanz und nach der Krönung Karl's des Großen an einen Karolinger und weiterhin an das Haus der Staufen, an Friedrich II., sich zu heften und zuletzt bei dessen Großvater, Friedrich Barbarossa, auszuruhen. Nicht weniger als sechs falsche Friedrich haben sich den treuherzigen Volksglauben zu Nutze machen wollen; aber zäh und treu hat das deutsche Volk an der Hoffnung festgehalten, die sich in seiner Kaisersage spiegelte. Welch lange, ehrenvolle Reihe von Liedern, die ihr entsprossen und die niemals schwindende Hoffnung auf Erfüllung nähren! Der dritte Theil unsers Buchs bietet eine stattliche und doch gutgesichtete Auswahl derselben, zu welcher unsere edelsten Dichter, ein Arndt, Rückert, Schenkendorf, Simrock u. a., vor allen der rechte Sängerherold des Deutschen Reichs, Emanuel Geibel, beigesteuert haben, eine reiche Fundgrube für die würdige Gestaltung einer Schulfeier an den vaterländischen Gedenktagen, aber für jeden fesselnd und erhebend, dem es Freude macht, an den Zeugnissen der Dichtkunst ein Stück Weltgeschichte zu verfolgen, das dem eigenen Land und Volk gilt.

Einen würdigen Abschluß findet das Ganze in der Mittheilung einer größern Anzahl von Kyffhäusersagen, in

denen wir nichts von Bedeutung vermißt haben. Die meisten derselben sind längst Gemeingut von alt und jung geworden; aber wen erfreute es nicht, sie einmal wieder in Vollständigkeit und dazu in so ansprechendem Ton sich vorerzählen zu lassen!

Wir können das auf ernster wissenschaftlicher Forschung ruhende Buch, das doch niemals in den Gelehrtenton fällt, weitesten Kreisen, insbesondere aber zur Anschaffung für Lehrer- und Schülerbibliotheken nur warm empfehlen.

Karl Sallmann.

Zu Fechner's Andenken.

Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Von Gustav Theodor Fechner. Dritte Auflage. Hamburg, Voß. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Als ein köstliches Vermächtniß erscheint uns dies Büchlein vom Leben nach dem Tode, seit der hochverdiente, verehrungswürdige Verfasser desselben von uns geschieden. Nicht ein wissenschaftliches Werk will es sein und mit kritischem Scharfsinn gelesen werden, sondern ein freudiges und zuversichtliches Glaubensbekenntniß, das nur ein andächtiges Gemüth und eine willige Phantasie zu verstehen und zu würdigen vermag. Vor etwa 50 Jahren ist es zum ersten mal erschienen, die folgenden in langen Pausen hervorgetretenen Auflagen haben seine Gestalt nur unwesentlich geändert, die Ueberzeugungen, wie sie schon damals in schöner, geschlossener Form sich kundgaben, sind die gleichen geblieben während des langen spätern Lebens, das Fechner beschieden war. Es mag gestattet sein, in Kürze die Hauptideen dieses Büchleins anzugeben.

Drei Lebensstufen werden von Fechner unterschieden: der Uebergang von der ersten zur zweiten heißt Geburt, derjenige von der zweiten zur dritten Tod. Jede frühere Stufe bereitet die spätere vor, und im Augenblick des Todes erhält der Mensch auf einmal das Bewußtsein alles dessen, was er in der Welt geleistet. Seine Ideen, Kräfte, Wirkungen leben fort und in ihnen er selbst in einer für unsere Sinne unfaßlichen Einheit, in regem Verkehr mit den Geistern der zweiten Stufe, auf die sein Geschaffenes Einfluß gewonnen. Die Geister der Verstorbenen selbst, ungehemmt durch einen individuellen Körper, verwachsen ineinander durch die Gemeinsamkeit von Ideen, die zwischen ihnen obwaltet. Aber nur diejenigen Beziehungen werden ewig sein, deren geistiges Band der Wahrheit, Schönheit oder Tugend angehört. Als gemeinsamer Leib der Geister dient die ganze Natur, von ihr besitzt jeder als sein persönliches Eigenthum nur was durch ihn persönlich geworden, verändert, fortentwickelt ist. „Die Geisterwelt in ihrer Vollendung wird . . . ein Baum von Geistern sein, dessen Wurzel in dem Irdischen eingewachsen ist und dessen Krone in den Himmel reicht.“ In Gott leben, weben und sind wir, der Glaube an Gottes und unser eigenes ewiges Leben ist so nur einer. „Wann aber wird dieser lebendig machende Glaube lebendig werden? Daß er lebendig macht, wird ihn lebendig machen.“

Jedem, welcher ein Feierstündchen für ernste, edle und schöne Lektüre sich offen hält, sei warm dies Bekenntniß einer großen Seele empfohlen. Von ihr hat sicherlich zu gelten, daß sie fortleben wird in uns, den Nachlebenden, und Wirkungen üben, trotzdem sie äußerlich von uns gegangen.

Oswald Külpe.

In Bild und Lied.

Mythologische Landschaften. Lichtdrucke nach Gemälden von Edmund Kanoldt, mit begleitenden Dichtungen von A. Leschivo. Leipzig, Amelang. 1887. 12 M.

Das kunstsinnige Publikum ist dem rührigen Verlage von C. F. Amelang zu warmem Danke verpflichtet, daß er ihm nun bereits zu verschiedenen malen Gemälde des hervorragenden Landschaftmalers Professor Edmund Kanoldt in Karsruhe durch musterhafte Vervielfältigungen zugänglich machte — Gemälde, die so vortrefflich, ja meisterhaft sind, daß sie von der Staffelei weg in die Hände von wohlhabenden Kunstfreunden übergingen und so nicht der verdienten allgemeinen Bewunderung theilhaftig wurden. Voriges Jahr erschienen bei Amelang die Illustrationen zu Eichendorff's „Taugenichts“ nach Kanoldt und Grot-Johann, ferner 23 Heliogravuren zu Storm's „Immensee“ nach Hasemann und Kanoldt. Dieses Jahr legt Amelang den Freunden der Kunst eine Sammlung von 10 „mythologischen Landschaften“ in Lichtdrucken nach Gemälden von Kanoldt auf den Weihnachtstisch. Obgleich den Nachbildungen der Schmelz der Farben fehlt, den Kanoldt seinen Gemälden zu verleihen weiß, so packen doch auch die farblosen Bilder durch die machtvolle Anordnung von Baumgruppen, Felsenpartien und Wasserflächen, die das Zauberreich bilden, in dem Kanoldt unbeschränkt gebietet, es stets zart und sinnig zu einem angemessenen Rahmen für seine „mythologischen“ Gestalten formend. Iphigenie auf Tauris, Sappho, Dido und Aeneas, Antigone, Kassandra, Thetis und Achilleus, Echo und Narciß, Psyche, Orpheus und die Nymphen, Hero — alle erscheinen in einer Umgebung, die durchaus der Eigenart der dargestellten Scenen und Personen entspricht.

Die Dichterin, Frau Alma Leschivo *), hat es in ihren

*) Frau Alma Leschivo ist auch die Verfasserin der unlängst unter der Chiffre A. L. bei Haessel in Leipzig erschienenen Tendenznovelle „Ein Arzt“.

formvollendeten Geleitgedichten vortrefflich verstanden, den Geist des Mythus mit der entsprechenden Auffassung des Malers zu verbinden und zu deuten, dann aber aus beiden je eine philosophische Wahrheit zu entwickeln welche den dargestellten Mythen entspricht und doch auch feinsinnig in das zeitgenössische Gemüthsleben übergreift. Ein Beispiel wird die vortreffliche Methode und zugleich die dichterische Begabung der begabten Dichterin klarlegen:

Wie dich, Psyche, stummes Staunen faßt,
Als vor dir aus Waldes heil'gem Dunkel
Aufsteigt Amor's strahlender Palast
Plötzlich in der Sonne Lichtgefunkel —

Also staunt der traumumfangne Geist,
Sieht, wenn auch verhüllt, die Lieb' er stehen;
Tiefes Sehnen ihn dann suchen heißt,
Wie er schleierlos sie könne sehen.

Wie du, Psyche, deinen Fuß gehemmt,
Weil du von dem seltnen Glanz geblendet —
Also wird des Geistes Flug gedämmt
Von dem Zauber, den die Liebe spendet.
Jedem wird es so wie dir ergehn,
Möge Unheil oder Glück ihm winken:
Wer Gott Amor's Prachtpalast gesehn,
Strebt ihm zu — und müßt' er auch versinken.

Leon Wespy.

Feuilleton.

Weihnachten ist zwar vorüber, aber die Geburtstage laufen durch das ganze Jahr und fordern ihren Zoll. Da ist es immer noch nicht zu spät, den Blick auf einiges aus der weihnachtlichen Jugendliteratur zu werfen. Neben der an dieser Stelle schon erwähnten Afrika-Erzählung von C. Falkenhorst: „In Kamerun. Zugvogel's Reise- und Jagdabenteuer" (Leipzig, Brockhaus), das zum Fest bereits in dritter Auflage erschien, hat sein in demselben Verlage erschienenes neues Buch: „Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro. Adler's Kriegs- und Jagdabenteuer in Ostafrika", nach zwei Monaten die zweite Auflage erfordert. Gewiß ist dem trefflichen Werke es zugute gekommen, daß in den letzten Wochen der Kilima-Ndjaro ungemein an Interesse gewonnen hat, nachdem der kühne Besteiger des Königs der afrikanischen Berge, zugleich ja auch „des höchsten Berges Deutschlands", Dr. Hans Meyer, glücklich heimgekehrt ist und über ihn in Leipzig und Berlin Bericht erstattete, der dann in die Zeitungen überging.

Sehr wohlgelungen ist ein Versuch, in größern Kindern das geographische Interesse zu beleben, durch Frida Schanz: „Mit Ränzel und Stab. Eine Pensions- und Reise-Geschichte", mit 12 großen Buntbildern (Leipzig, Abel). In wirklich herziger Weise wird ein glückliches Pensionsleben zu Dresden geschildert, aus dem einige Theilnehmer in die Ferien gezogen sind, während die zurückgebliebenen die nicht minder große Wanderlust durch Erzählungen des Lehrers, in die jeder mit seinem Wissen einfallen darf, befriedigen. Das geht dort so traulich und frisch und so natürlich zu, daß das gegebene Beispiel zur Nacheiferung aufmuntern müßte. Die verschiedensten Altersstufen einer lernenden Jugend finden bei dem Buche ihre Rechnung, und die hübsch und sinnig componirten Darstellungen der zwölf im Geiste durchwanderten europäischen Staaten fassen alles zusammen, was ein Kindergemüth anziehen kann. Bezüglich Rußlands wäre zu bemerken, daß der Kutscher „Iswoschtschik" nicht „Swostschik" heißt und die Reichsfarben schwarz-orange-weiß, nicht schwarz-gelb-weiß, wie auf dem prachtvollen Buntdruckdeckel, sind.

Aus demselben Verlag ist, mit gleicher Sorgfalt ausgestattet, hervorgegangen „Der Märchenquell. Eine Auswahl der schönsten Märchen aus aller Welt für die Jugend gesammelt von Victor Blüthgen, mit 70 Holzschnitten, 8 Ton- und 8 Buntbildern". Die Lese ist im wesentlichen aus Grimm's, Andersen's, Asbjörnsen's, Liddy Richter's Märchen und denen der „Tausendundeinen Nacht" getroffen. Dazu hat Blüthgen selbst sechs sehr eigenartige und ansprechende geliefert. Daß Musäus nur einen Beitrag hat liefern können, ist schwer zu verstehen und noch weniger, warum dieser nun gerade eine Gespenstergeschichte sein mußte.

Aus Dorpat (Karow) kommt uns ein reizendes Kinderbuch zu: „Im Morgensonnenschein. Erinnerungen aus frohen Kindertagen. Für Kinder und Kinderfreunde" von Tante Alice (Verfasserin von „Kleine Schelme"), mit 35 Federzeichnungen von Anna von Wahl. Häufig an Oskar Pletsch's Stift erinnernd, begleiten diese die harmlosen Aeußerungen kindlicher Naivetät und kindlichen Uebermuthes, die auch von Erwachsenen gern gelesen und den Kindern mehr vorgelesen oder wiedererzählt werden mögen, als daß das Buch eigentlich ihnen zu überlassen sei. Die örtliche Färbung des Schauplatzes dieses glücklichen Kinderdaseins dürfte kaum ein größeres Befremden erregen, als etwa eine Erzählung Ottilie Wildermuth's oder Johanna Spyri's an der Spree oder Pleiße verursacht, und bringt den reifern Lesern nur zum Bewußtsein, ein wie echt deutsches Leben in Kurland und am Strande bei Riga heranreift.

— Im Schulze'schen Verlag (Oldenburg und Leipzig) haben wohlverdient die zweite Auflage erfahren Emil Rittershaus' „Aus den Sommertagen" (s. d. Bl. f. 1887, S. 289), desselben „Buch der Leidenschaft" (s. d. Bl. f. 1886, S. 689) die dritte Auflage; ebenso „Winternächte", Gedichte von A. Fitger, die bei ihrem ersten Erscheinen in d. Bl. (Jahrg. 1881, S. 292) eingehend besprochen wurden. Von Hermann Allmers' erinnerungstrunkenem Buche „Römische Schlendertage" konnte gar jetzt die sechste Auflage erscheinen, ein Beweis, wie der Verfasser den Stimmungen derer zu entsprechen gewußt hat, die einst auch ihren Sehnsuchts- und Hoffnungstrank aus der Treviquelle geschöpft haben.

— Ein sehr brauchbares Nachschlagebuch ist das „Schatzkästlein des guten Raths", herausgegeben von Wilhelm Spemann (Stuttgart, Spemann). „Aus dem Gedanken entstanden, alle diejenigen Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln und systematisch darzustellen, welche das tägliche Leben, insbesondere das tägliche Leben einer deutschen Familie fordert", gibt das praktische Buch Antwort auf die mannichfachsten, stündlich an einen herantretenden kleinen und größern Fragen in Stube und Küche, im Haus und im Außenverkehr. Es gewährt Fingerzeige für die Wahl der Möbelstoffe wie der Zimmerpflanzen, für die Pflege der Hausthiere wie des gesellschaftlichen Umgangs, unterrichtet über die Postordnungen wie über die Schul-, Militär- und Rechtsverhältnisse; es belehrt über Spiele und Handarbeiten wie über Titulaturen, Orthographie und Lebensversicherung u. s. w. In zwölf großen Gruppen ist der massenhafte Stoff systematisch zusammengefaßt, in 2133 Artikeln, über die ein ausgiebiges alphabetisches Verzeichniß orientirt, jeder einzelne Fragepunkt leicht zu finden, sodaß dieses wohlfeile Werk (5 Mark) in der That zu empfehlen ist.

— Eine kleine nützliche und ganz lesbare Schrift im Interesse der Waldschonung ist „Der Wald und seine Bedeutung" von Georg Grasser, Lehrer (Kulmbach, Rehm, 1888).

Bibliographie.

Alberdingk Thijm, P. P. M., Geschichte der Wohlthätigkeitsanstalten in Belgien von Karl dem Großen bis zum 16. Jahrhundert. Von der belgischen Akademie gekröntes Werk. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Gr. 8. 4 M.

An Herrscherhöfen Frankreichs. Am dänischen Königshofe. Im Haag. Am Hofe des Königs der Belgier. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 6 M.

An der Tiber. Römischer Roman in 2 Bdn. von der Verfasserin von „Signor Monaldini's niece". Aus dem Englischen übersetzt von J. v. Butler. München, Merhoff. 8. 7 M.

Baumgartner, A., S. J., Longfellow's Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's. 2te, verm. u. verb. Aufl. Mit Longfellow's Porträt. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Gr. 8. 4 M.

Bauval, E., Sanctionirte Lügen und Widersprüche in den Sittengesetzen. Vier zeitgemäße Briefe über das weibliche Geschlecht und seine Zukunft. Leipzig, O. Wigand. 1887. 8. 3 M.

Bebel, A., Die Sonntags-Arbeit. Auszug aus den Ergebnissen der Erhebungen über die Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonn- und Festtagen, nebst kritischen Bemerkungen. Stuttgart, Dietz. Gr. 8. 1 M.

Berger, H., Vor Paris 1870. Schwank. Dresden. 1887. Gr. 8. 3 M.

Binzer, Ina v. (Ulla v. Eck), Leid und Freud einer Erzieherin in Brasilien. Berlin, Eckstein Nachf. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Böhlau, Helene (Al-Raschid Bey), Reines Herzens schuldig. Roman. Minden, Bruns. 8. 6 M.

— — Herzenswahn. Roman. Minden, Bruns 8. 3 M. 60 Pf.

— — Rathsmädelgeschichten. Minden, Bruns. 8. 3 M. 60 Pf.

Braun, J. W., Luise Königin von Preußen, in ihren Briefen. Berlin, O. Hentze. 8. 5 M.

Brecht, T., Papst Leo XIII. und der Protestantismus. Barmen, Klein. 1887. 12. 2 M.

Bruno, C. G., Königssohn und Rebell. Ein Drama aus der Hohenstaufenzeit. Berlin, Ebhardt u. Comp. 1887. 8. 2 M.

Bürger, L. (Ch. Riese), Auf halb verwischten Spuren. Eine Familiengeschichte. Itzehoe, Nusser. 8. 2 M.

Deutscher Bücherschatz. 1ster Bd. 1ste Lfg.: Die Alfinge. Altdeutsches kulturhistorisches Zeitbild. Von Marie Hanstein. Mit einführenden Worten von F. Dahn. 1ste Lfg. Eisenach, Bacmeister. 1887. 8. 40 Pf.

Budde, L., Gevatter Tod. Eine Weihnachtsgeschichte. Leipzig, Grunow. 1887. 8. 2 M. 40 M.

Carletto, Von Leipzig nach der Sāhärä. Reiseschilderungen aus Frankreich, Spanien, Algerien und den Ziban-Oasen. Mit einem Vorwort von F. v. Hellwald. Mit über 100 Illustrationen. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1887. Lex.-8. 6 M.

Chiavacei, V., Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt. Teschen, Prochaska. 8. 2 M.

Combe, T., Monsieur Vélo. Herkules' Geheimniss. Doktor Job. Drei Novellen aus dem Jura. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Bagge. Wolfenbüttel, Zwißler. 1887. 8. 2 M.

Conrad, H., William Makepeace Thackeray. Ein Pessimist als Dichter. Berlin, G. Reimer. 1887. Gr. 8. 4 M.

Daheimbibliothek. 1ster Bd.: Fremdes Blut. Roman von Doris Freiin v. Spaettgen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1886. 8. 3 M.

Doblhoff, J., Der Heinty von Realp. Ein Volksdrama aus dem 16. Jahrhundert. Nach seiner gleichnamigen Erzählung für die Bühne bearbeitet. München, Callwey. 1887. 12. 1 M.

Droysen, H., Heerwesen und Kriegführung der Griechen. 1ste Hälfte. Mit 1 Tafel. Freiburg i. Br., Mohr. 1887. Gr. 8. 5 M.

Ebers, G., Elifên. Ein Wüstentraum. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Abtheilung für Kriegsgeschichte. 8tes Hft. Berlin, Mittler u. Sohn. 1887. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Engel, K., Das 300jährige erste Faust-Buch vom Jahre 1587. Ein Buch-Jubiläum. Oldenburg, Schulze. 1887. 8. 60 Pf.

Fischer, H. R., Unter den Armen und Elenden Berlins. Streifzüge durch die Tiefen der Weltstadt. Berlin, Eckstein Nachf. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Galitzyn, Fürst N., Die französisch-russische Allianz. Gelegentlich des „Figaro"-Artikels: „Les Théories de Kattkoff" beleuchtet. Mit dessen Genehmigung in's Deutsche übertragen. Berlin, v. Decker. 1887. Gr. 8. 1 M.

Gallicae res! Skizzen über Frankreichs Wehrkraft von Celticus. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 2 M.

Ganser, A., Liebeszauber. Elegie an einen Freund. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 16. 80 Pf.

Garschin, W., Nadeshda Nikolajewna. Eine Künstlernovelle. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von M. v. Bröndsted. Berlin, Deubner. 8. 1 M.

Genée, R., Die Musikanten. Komische Oper. Musik von F. v. Flotow. Text der Gesänge. Leipzig, M. Hesse. 1887. 8. 50 Pf.

Gobiet, J., „Mozart". Der junge Arzt. Auf dem Tanzkränzchen. Drei Erzählungen. Düsseldorf, Schmitz u. Olbertz. 1887. Gr. 8. 50 Pf.

Grünfeld, L., Anatolische Volkslieder aus der „Kaba Dili". Leipzig, Liebeskind. 16. 2 M.

Gutschmid, A. v., Geschichte Irans und seiner Nachbarländer von Alexander dem Grossen bis zum Untergang der Arsacidem. Mit einem Vorwort von T. Nöldeke. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 4 M.

Häbler, C. G., Lieder der Huldigung. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 1 M.

Heiberg, H., Der Januskopf. 2 Tle. Leipzig, Friedrich. 8. 10 M.

Hesekiel, Ludovica, Agnes Fürstin Reuß j. L., geb. Herzogin zu Württemberg. Ein Lebensbild. Mit Porträt. Leipzig, Pöschel u. Trepte. 1887. Gr. 8. 2 M.

Hesse-Wartegg, E., Kanada und Neu-Fundland. Nach eigenen Reisen und Beobachtungen. Mit 54 Illustrationen und 1 Uebersichtskarte. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 5 M.

Hüttmann, W., Wilde Rosen. Vorträge und lyrische Gedichte. Leipzig, Werther. 1887. Gr. 4. 6 M.

In Treue fest. Gedenkbuch für das deutsche Heer. (Herausgegeben von H. v. Voß.) Berlin, Voß. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Schetelig, A., Lieschen Ströh un ehr Söhn. En Lebensbild ut plattdütschen Land'n. Garding, Lühr u. Dircks. 16. 1 M.

Seiling, M., Mainländer, ein neuer Messias. Eine frohe Botschaft inmitten der herrschenden Geistesverwirrung. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Seyfarth, H., Louis de la Forge und seine Stellung im Occasionalismus. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie. Gotha, Behrend. 1887. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Socin, A., Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache. Heilbronn, Gebr. Henninger. Gr. 8. 10 M.

Staack, S., Ich hab's geschworen! Original-Solo-Lustspiel. Werdau, Anz. Gr. 8. 2 M.

Stillfried, F., De Wilhelmshäger Kösterlüd'. Rostock, Koch. 1887. 8. 3 M.

Stinde, J., Die Perlenschnur und Anderes. Berlin, Freund u. Jeckel. 1887. 8. 2 M.

Stolz, J. F., Aus Herzens Tiefen. Ausgewählte Dichtungen. Graz, Cieslar. 1887. 8. 90 Pf.

Treu, Eva, Helles und Dunkles. Erzählungen. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 2 M.

Trojan, J., Von Drinnen und Draußen. Gedichte. Minden, Bruns. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Von Strand und Heide und andere Skizzen. Minden, Bruns. 8. 2 M. 50 Pf.

Troft, L., Aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Bayerns. München, Rieger. 1887. Gr. 8. 3 M.

Tuma, A., Griechenland, Makedonien und Süd-Albanien oder die südliche Balkan-Halbinsel. Militär-geographisch, statistisch und kriegshistorisch dargestellt. Hannover, Helwing. Gr. 8. 7 M.

Verne, J., Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. 51ster Bd.: Ein Lotterie-Loos. Frritt — Flace! Mit 39 Illustrationen. Wien, Hartleben. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

Weber, J. G., Dr. Martin Luther, der durch den Himmel fliegende Engel mit dem ewigen Evangelium. Ein Beitrag zur Feier des Reformationsfestes für Schule und Haus. Nürnberg, Löhe. 1887. 12. 5 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.







Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 12. Januar 1888.

Die Parodie.

Wie Ruth den Schnittern des Boas, wie die Raben und Geier der sich vor- und zurückschiebenden Schlacht oder den „Drei" des Nikolaus Lenau, so folgen unsere Parodisten und Recensenten unsern Modeschriftstellern.

> Sie theilen kreischend unter sich:
> „Den speisest du, den du, den ich!"

Georg Ebers, Paul Lindau und Nataly von Eschstruth haben es über sich ergehen lassen müssen, daß ihren dickleibigen Romanen dünne Pamphlete, Diatriben, Parodien auf dem Fuße folgten: bramarbasirende Falstaffe, welche die Schweninger-Cur gebraucht haben, mehr oder minder rechtmäßiger Prinzen Heinzen!

Was man der Verfasserin der „Gänseliesel" anthat, die jetzt im unliterarischsten Theater Berlins, im Königsstädtischen, nach den Liliputanern ihre Unmöglichkeiten aufführen und durch reclamenhafte Tagesnotizen erläutern läßt, was man über „Polnisch Blut" („Polnische Knochen") geschrieben, es ist nur zu gerecht. Jedes Buch hat das Publikum, welches es verdient. Wenn Nataly in die Mode kommt, so ist nicht sie strafbar, sondern ihr Leserkreis. Indessen wenn dieser nichts Wahres, Gesundes, Besseres vertragen kann — immerhin! Literatur ist das nicht.

Anders steht es mit Ebers und Lindau, Männern von unbestreitbarem Talent und umfassender Bildung. Schreibt man gegen ihre Bücher ernste Recensionen, gespickt mit Beweisgründen, ethisch-ästhetischen Floskeln oder Formeln, auch gut! Wer an die Oeffentlichkeit tritt, darf keinen Steinwurf scheuen:

> Ein offner Wald am Straßensaume
> Ist dein Gedicht; du mußt's ertragen,
> Reibt sich an seinem schönsten Baume
> Ein Schwein mit grunzendem Behagen.

Es mag auch ein Edelhirsch sein. Aber die Herren schießen oft über das Ziel hinaus. Man erhält einen unbehaglichen Eindruck. Man fragt sich: Ist das Neid? Oder Speculation, Gewinnsucht? Was habt ihr Großes geleistet? Begeht ihr nicht auf jeder Seite jene kleinen Stil- und Geschmackfehler, jene Verstöße und Schnitzer, die nun einmal alle unsere lieben Romandichter machen, weil das Deutsche keine so gefüge und gefügte Sprache ist wie das Französische? Oder setzt ihr euch auf das hohe Roß und commandirt von oben herab: wir wollen nur das Ewige in der Kunst? Meine Herren, das Ewige in der Kunst wird nicht in jedem Jahrzehnt geschaffen, es wird nicht einmal ewig daran fortgeschaffen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich die „Nilbraut" und „Arme Mädchen" hundert Jahre erhalten, d. h. bis dahin, und auch dann noch gelesen werden; aber die Herren verlangen ja auch keine Unsterblichkeit unter Garantie des jeweiligen Gouvernements: „La rose, elle a vécu ce que vivent les roses" ist ein ganz passendes Motto für unsere Jahresliteratur; warum aber die erblühenden Blumen gleich vorweg abschneiden, ehe sie noch jemand durch Duft und Farbe erfreut haben?

Und dann, die Parodie, das Pamphlet, sie müssen vor allen Dingen unterhaltend sein! παρῳδία = Gesang aus einer andern Tonart, Gegengesang, Gesang zu einer andern Melodie, aber doch immer Gesang! Die Travestie darf trivial sein, aber sie muß Geist haben. Trivialen Geist? Ja, aber immerhin Geist. Das Burleske gehört hierher. Die Travestie ist eine Verkleidung, der Burlatore ein Spaßmacher. Diese Arten von Literaturerzeugnissen wagen sich an das Höchste, und mit Recht, denn nur der Gegensatz erzeugt eine Wirkung. Sie schadet dem wirklich Großen auch nicht. Am glücklichsten sind die Parodisten gewesen, welche die Lebensstellung der zu parodirenden Personen selbst verändert, herabgemindert, und ihnen vielleicht die hochtönende Sprache gelassen haben;

die Antithese zwischen Rang und Benehmen wirkt dann unwiderstehlich komisch. Scarron und Blumauer haben die Aeneide ins Lächerliche gezogen: Virgil steht heute auf demselben Piedestal wie immer. Breboeuf hat die „Pharsalia" Lucan's parodirt, Monbron die Henriade, und das war nicht schwer; Homer soll sich selbst in der Batrachomyomachie, dem Froschmäusekrieg, verspottet haben, den auch Archilochos oder Hipponax gedichtet haben mag. Euripides persiflirt die Odyssee im Kyklopen, und bei uns übernahm die Muse der heitern Musik die Rolle der Henkerin, die durch die Lächerlichkeit tödtet: Offenbach, Meilhac, Halévy lassen die antiken Götter nochmals sterben! Wir alle haben bis zu Thränen gelacht, wenn in der Parodie des „Sängerkriegs auf der Wartburg" „ein fremder Rittersmann spazieren kniet", oder wenn es hieß: „Hier kniet ein frommer Wanderer, entweder ist es Tanhäuser oder ein anderer." Aber Wagner ist siegreich aus allen Anfeindungen hervorgegangen. Le ridicule ne tue qu'en France. Und es war bei all den Parodien etwas Lächerliches, etwas zum Lachen.

Mit dem besten Willen kann ich aber in den zwei Broschüren: „Paul Lindau's arme Mädchen, eine vorwitzige Kritik von J. Lippmann" (Leipzig, Werther) und „Der Nilbräutigam, Roman von S. Rebeg" (ebenda), nichts Witziges ausfindig machen. Der Roman „Die Nilbraut" ist in Nr. 4 d. Bl. f. 1887 von dem damaligen Herausgeber, Rudolf von Gottschall, trotz mancher Ausstellungen „zu Ebers' besten Schöpfungen, was spannende Erfindung und die Benutzung origineller, nicht verbrauchter Motive betrifft", gezählt worden. Rudolf von Gottschall tadelte den Diebstahl des Ebers'schen Helden, fand aber die Erfindung mit den beiden Smaragden von märchenhaftem Reiz. Am Schlusse heißt es, die „Nilbraut" gehöre mit Bezug auf die Technik ohne Frage zu den besten Erzeugnissen der ägyptischen Muse, deren langandauernde, die Mode beherrschende Geltung, wie hoch man auch das Talent des Dichters anschlagen mag, doch ein Zeugniß dafür ablegt, wie unberechenbar der Tagesgeschmack des Publikums ist.

Was thut nun S. Rebeg — wahrscheinlich J. Lippmann? Er erzählt den Hergang der Handlung einfach ohne ägyptische Zuthat auf seine Weise und glaubt, nun bleibe gar nichts mehr übrig. Ich besitze nicht die Gabe eines Humoristen. Aber man braucht nicht Hogarth, nicht Swift, nicht Lichtenberg zu sein, um irgendeinen, ja jeden Roman ins Lächerliche ziehen zu können. Und ich bin der festen Ueberzeugung, daß, wenn der Particularist Bliemchen, oder der dresdener Dichter Bormann, oder Schumann die „Wahlverwandtschaften" „ihres landwirthschaftlichen Mäntelchens entkleiden", oder Wilhelm Meister als Weinreisenden, der auch in Literatur macht, darstellen wollten, man sich vor Lachen ausschütten oder auf dem Boden wälzen könnte, je nach der Gemüthsart des betreffenden Lachers. Eine ähnliche Anwandlung ist mir bei der Verhöhnung der „Nilbraut" nicht gekommen, so sehr auch das Lachen zu meinen angenehmsten Velleitäten gehört. Es werden in Deutschland so viele schlechte Romane gelobt, daß die Verspottung dieses Ebers'schen Buchs eine ungerechte Unbegreiflichkeit genannt werden darf.

Fast ebenso verhält es sich mit Paul Lindau's „Arme Mädchen" (Stuttgart, Spemann). Es ist vielleicht manchen ein Dorn im Auge, daß dieser Roman in einem der weit verbreitetsten Tagesblätter der deutschen Reichshauptstadt und in dem großen Weltblatt, der „Neuen Freien Presse", erschien, daß eine erste Firma, wie Spemann in Stuttgart, die Serie „Berlin" in Verlag genommen, daß Lindau einer der vielgenannten modernen Autoren ist. Wäre all dies nicht der Fall, J. Lippmann hätte sich der dankbaren Mühe nicht unterzogen, seine „vorwitzige" Kritik à fur et à mesure des Erscheinens des Romans im Feuilleton des „Berliner Tageblattes" zu veröffentlichen. Die kleinen Ausstellungen am Stil berechtigen noch nicht zu einer Broschüre von 49 Seiten. Im übrigen hat Paul Lindau seinen Roman für seine Leser berechnet, und wenn man ihm vorwirft, sein Realismus sei nicht die crasse, nackte Wahrheit, wie etwa Zola und „Belami", ein unerreichbares Meisterwerk Maupassant's, sie bringen, so wird er antworten: „Das Beste, was ich weiß, darf ich euch Töchtern doch nicht sagen, denn dann würden die großen Blätter mir ihre so lucrativen Feuilletonsspalten nicht öffnen." Auch ich habe vom höchsten Standpunkte aus, und der eben betonte ist der höchste nicht, meine Bedenken gegen „Arme Mädchen". Kann Paul Lindau die Tendenz rechtfertigen, die sein Roman zu haben scheint, daß es aller Unschuld und redlichem Streben auf Erden schief und schlecht gehe? Sein Roman läßt die arme Grete, die stets Unglück hat und bringt, in den Wellen der Spree den Tod suchen und finden, weil sie ihre seelische und physische Unschuld bewahrte. Lippmann meint, Grete sei gar keine Unschuld, sie sei vom Autor verzeichnet, aber ich kann mir recht wohl solche Mädchen wie Grete vorstellen, deren ganze Umgebung gemeine Worte im Munde führt, deren Umgang es über das Geheimste aufklärt und das doch seine physische Reinheit bewahrte. Der Roman könnte nach dieser Hauptheldin „Pechvögelchen" heißen. Es gibt im Leben Menschen, denen nichts gelingt, die alles zerbrechen, was sie angreifen, und zuletzt sich selbst. Aber sind sie ein Centrum, um das die ganze Hauptstadt gravitirt, sind sie ein Typus von und für Berlin, sind sie eines großen Apparats, der die Metropole als Hintergrund für sie aufstellt, werth? Das zweite „arme Mädchen", Regine von Sellnitz, vergeht sich einmal im Leben in gar nicht zu entschuldigender Weise. Sie hat keinen Trieb, keinen Hang zur Sinnlichkeit, sie gibt ihre Unschuld einem Fremden hin aus Rache an der Welt, in der sie sich langweilt.*) Und die eigene Mutter des Grafen Bruno von Pagger-Mahldorf, der Greten aus dem Elend zieht,

*) Weder diese Auffassung von der Tragweite der Unglücksstunde, noch das Rachemotiv scheint uns zwingend aus dem Roman heraus gelesen werden zu müssen. D. Red.

sie ausbilden läßt, sie verläßt, sobald ihn das unschuldig bleiben wollende Mädchen nicht mehr interessirt, die Mutter dieses Roué und Spielers gibt ihre Zustimmung zu seiner Ehe mit der gefallenen Regine, mit Regine, die ihr ihren Fehltritt bekennt. Ich kann mir nur denken, daß Paul Lindau in seinem dritten Bande die Ungeheuerlichkeiten, die aus solch einer Vereinigung hervorgehen müssen, zu schildern gedenkt, sonst ist mir der künstlerische wie moralische Abschluß gleich unfaßbar. Lippmann will gar nichts Gutes an den „Armen Mädchen" lassen. Es sind indessen der trefflichen Schilderungen, der feinen Beobachtungen genug darin enthalten, um die „vorwitzige Kritik" als ziemlich überflüssig bezeichnen lassen zu dürfen.

Alfred Friedmann.

Die Urfaust-Ausgabe Erich Schmidt's.

Goethe's Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausen'schen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt. Weimar, Böhlau. 1887. 8. 1 M. 60 Pf.

Vor einem Jahre ging die Nachricht durch die Blätter, daß Professor Erich Schmidt die älteste Gestalt des „Faust" in Dresden gefunden habe, und alle Welt war gespannt auf eine Veröffentlichung, welche gegenüber den bisherigen mannichfaltigen Vermuthungen, wie wol jener bisher unbekannte Urfaust beschaffen gewesen, festen Boden darbieten sollte. Erich Schmidt hat unterdeß im vierzehnten Bande der begonnenen großen weimarer Gesammtausgabe Goethe's den Urfaust verwerthet, allerdings nur, indem er im Anhange die abweichenden Lesarten und einzelne, später völlig umgewandelte Auftritte ihrem Wortlaut nach mittheilte, wie wir das neulich bereits erwähnten. Freilich wird hiermit dem großen Kreise der Goethe-Freunde weniger gedient, welche zu dieser streng philologischen Bearbeitung des Urfaust nicht die wissenschaftliche Schulung mitbringen werden. Daher ist es freudig zu begrüßen, daß Erich Schmidt jenen Urfaust nunmehr auch gesondert für einen umfassenden Leserkreis herausgegeben hat, den „Faust" in der Gestalt also, wie ihn Goethe Ausgang 1775 von Frankfurt nach Weimar mitbrachte. Uns wird auf diese Weise vortrefflich ermöglicht, den „Faust" von 1775 mit dem erweiterten Fragment von 1790 und schließlich mit dem abgeschlossenen ersten Theile von 1808 zu vergleichen, und auf solche Weise nicht blos das äußere Wachsthum, sondern auch die innere Reifung des großartigen Gedichts näher kennen zu lernen.

Im Goethe-Archiv fand sich bei dessen Erschließung die Niederschrift des ersten Theils des „Faust" in seiner ursprünglichen Gestalt nicht vor, zu großer Enttäuschung der mit der Musterung dieser Schätze beauftragten Gelehrten, und doch wußte man, daß diese Handschrift zur Zeit der italienischen Reise noch vorhanden war; das Goethe-Archiv brachte als Ausbeute zum „Faust" nur vier um die Wende des Jahrhunderts beschriebene Blätter, welche sich aber auf den Schluß des zweiten Theils bezogen, sowie ganz Unbedeutendes zum ersten Theil. Da kam der glückliche Fund, wie der Herausgeber erzählt:

Kurz darauf, zu Neujahr 1887, ward mir der Auftrag einer Reise nach Dresden. Nachkommen von Geschlechtern, deren Namen mit den Tagen Karl August's, Amalia's, Goethe's für immer verknüpft sind, wollten die neuerfrischte Goethe-Arbeit fördern. Ein Mitglied der Familie von Einsiedel meldete, Herr Major a. D. von Göchhausen habe sich erboten, einem Abgesandten der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen alles zu zeigen, was an Papieren aus dem Nachlaß seiner Großtante, des berühmten Hoffräuleins Luise von Göchhausen, erst seinem Vater und dann auf ihn vererbt worden. Wir erwarteten vornehmlich eine willkommene Ausbeute an Briefen, aber es ging mir wie Saul, dem Sohne Kis', der auszog, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand. Schon wollte ich ohne sonderliches Jagdglück, aber doch mancher gütig gewährten Spende froh, umkehren, als ein dickleibiger Quartant „Auszüge, Abschriften und dergleichen. Aus dem Nachlaß der Frl. L. v. G." noch zu näherer Musterung aufforderte. Er umfaßte Copien und einzelne Originale seit 1766. Ungeduldig blätterte ich, bis ich plötzlich auf Mephisto's Rede vom Collegium logicum stieß. Auch das stimmte zu dem Geläufigen; ich glaubte das Fragment von 1790 in einer Copie der sehr schreiblustigen und schreibgewandten Hofdame vor mir zu haben. Aber der nächste Blick zeigte unbekanntes Land. Ich ging zum Anfang zurück und sah gleich das erste Reimpaar abweichend gestaltet, ich eilte zum Ende und erblickte mit einer Erregung, die viele nachempfinden werden, die Kerkerscene in Prosa. Kein Zweifel: hier war dank der unermüdlichen Theilnahme des Fräuleins von Göchhausen der Urfaust in einer saubern Abschrift erhalten. Solange ganz verborgen in diesem unbeachteten Sammelband, aber so pietätvollen Händen anvertraut; so zur rechten Zeit für die weimarische Goethe-Ausgabe aus seinem Versteck gelockt — nur zu spät, als daß Wilhelm Scherer sich daran hätte erfreuen, auf diesem Grunde seine von überkühnen Vermuthungen zu ruhigerer Betrachtung fortgeschrittenen Studien neu hätte errichten dürfen. Herr von Göchhausen vertraute mit andern auch den kostbaren Quartanten dem Goethe-Archiv an. Im Schlosse zu Weimar gab es wieder wie vor hundert Jahren eine kleine geheime Faust-Vorlesung.

So berichtet freudigen Sinnes Erich Schmidt. Der Urfaust also, welcher den Dichter nach Italien begleitete, war gefunden, obwol nicht in Goethe's eigener Handschrift, doch in sorgfältiger Abschrift aus der zweiten Hälfte der siebziger Jahre; für uns ein unschätzbarer Ersatz, weil Goethe nach seiner Weise, nachdem er das Gedicht abgeschlossen, die Entwickelungsgestalt desselben vernichtet hatte, nach Schmidt's Vermuthung um 1816.

„Laß doch, was du halb vollbracht,
Mich und andre kennen!"
Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

Goethe hat in der ersten weimarischen Zeit gern aus seinem „Faust" vorgelesen. Nach einer solchen Recitation, wahrscheinlich bei der Herzogin Amalia, wird Fräulein von Göchhausen sich das Manuscript erbeten und mit oder ohne Erlaubniß des Dichters

copirt haben. Bloße Brouillons ließ sie beiseite, falls sie überhaupt derlei vom Vorleser gewiß nicht mitgetheilte, wahrscheinlich schon aus den Lagen des zusammenhängenden Textes entfernte Bruchstücke vorfand.

„Für die zehn Jahre 1776—86", äußert sich Erich Schmidt weiter, „ist Arbeit am «Faust», hinausgehend über ein gelegentliches stilles Fortspinnen der Gedankenfäden, schlechterdings nicht nachweisbar. Im Geheimen freilich rückt der Krystallisationsproceß des Lebenswerks weiter, mehr unbewußt als bewußt, denn an allem Goethischen hat «Faust» Antheil, aber nirgends findet sich eine leise Andeutung, daß der alte Codex Neues in sich aufnahm. Wir empfangen im Urfaust die Früchte von 1773—75, alles was Goethe nach Weimar mitbrachte, außer einigen Notizblättern und den ungeschriebenen Plänen, deren der Greis am Abend seines Lebens gedachte, als er von einer ihm seit 60 Jahren klar aufgegangenen Conception des ganzen «Faust» sprach, ohne doch mehr als große Umrisse zu meinen." Faust-Dichtung vor 1773 ist nach Schmidt's Ansicht wiederum nur im Bereich der Gedanken, nicht der Ausführung und Niederschrift zu suchen. Volksbuch und Puppenspiel gaben dem jungen Dichter die Anregung, über den merkwürdigen Stoff nachzusinnen; die alchymistischen Studien des kranken Jünglings waren keine Vorbereitung für die Dichtung, wenn sie auch nachmals zu derselben manche Motive boten.

In Straßburg erst vollzog sich Goethe's künstlerische, wissenschaftliche, religiöse und politische Befreiung. Das Dämonische in ihm wurde mächtig und griff ungestüm nach allen Seiten aus. Seine Wißbegier eilte von Feld zu Feld, und die Eitelkeit menschlicher Erkenntniß trat dem Jüngling, der sich nicht genügsam einer Facultät verpflichtete, mitten in seinen frischen Studien und Lustbarkeiten schmerzlich nahe. Erscheinungen wie Giordano Bruno berührten ihn. Einen überlegenen Geist sah er mit der Fülle der Gesichte und Probleme ringen: er war Zeuge von Herder's durch keinerlei Schulschranken gehemmten, überflutenden, nach den höchsten Zielen strebenden Bildungskämpfen, Zeuge seiner geistigen Eroberungen, aber auch seiner Entbehrungen und Schmerzen. Der hinreißende Lehrer entfaltete dann gern eine höhnische Ironie und konnte Züge für Mephistopheles liefern, zu dem später Merck Modell stand mit einer Hälfte seines Wesens, das andererseits an positiver Bildung, freundschaftlicher Förderung, ästhetischen Bedürfnissen und sogar an der Empfindsamkeit des Zeitalters reich war. Die bittersüßen sesenheimer Erlebnisse nährten, während Herder und der werdende Dichter selbst in die wogende Gedankenwelt Faust's hinwiesen, seine Kunst, die Liebe nun auch dichterisch dem galanten Getändel zu entrücken. Friederike, die ländliche Naive, wurde allmählich eine maßgebende Gestalt für Gretchen, ihre mädchenhafte Freude am Putz, ihre unverkünstelte schlichte Natürlichkeit, ihr Aufschauen zu dem Geliebten, den sie nicht ganz versteht, und dessen freigeistigen Flügen sie nicht ohne ein unklares Bangen nachschaut. Zum ersten mal imponirte Goethe einem Mädchen. Zum ersten mal wurde sein Liebesleben von einem Hauch der Tragik gestreift, die er zu eigener Buße dichterisch zu Ende dachte und in einer Reihe von Jugendpoesien, welche das Motiv der Untreue leidenschaftlich hin und her wenden, verkörperte. So gibt Straßburg die stärkste innere und äußere Vorbereitung zum „Faust". „Nun trug ich", erzählt er in „Dichtung und Wahrheit", „diese Dinge, sowie manche andere, mit mir herum und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch irgendetwas davon aufzuschreiben."

In Frankfurt beschäftigten ihn „Götz", „Mahomet", „Der ewige Jude". Zu Wetzlar mochte ihm in Lotte Buff's holdseliger Hausmütterlichkeit wieder ein Motiv für Gretchen entgegentreten; daß er in jenem Sommer 1772 bereits über einem „Faust" brütete, ist erwiesen dadurch, daß Goethe's wetzlarer Genosse und Freund Gotter ihm im Juli 1773 schreibt:

> Schick mir dafür den Doctor Faust,
> Sobald dein Kopf ihn ausgebraust!

Goethe selbst setzte am 1. März 1788 sein jugendliches Schaffen am „Faust" 15 Jahre früher an, also 1773. Aus den Jahren 1774 und 1775 haben wir mehrfach Zeugnisse dafür, daß Goethe an seinem „Faust" arbeitete oder daß die Freunde von demselben Kenntniß hatten; in den ersten weimarer Monaten las er den neugewonnenen Freunden mehrfach aus seinem „Faust" vor, wie Einsiedel's Scherz vom 6. Januar 1776 erweist:

> Parodirt sich drauf als Doctor Faust,
> Daß 'm Teufel selber vor ihm graust.

Zu gleichen Ergebnissen gelangt die Betrachtung der Form. Es steht fest, daß Goethe erst um Neujahr 1773 die Hans Sachs'schen Reimpaare sich aneignete. Hat er also vor dieser Zeit Faustscenen entworfen, so kann dies nur in Prosa geschehen sein. Einen solchen ältern Prosafaust nahm W. Scherer an, sowie Gleichzeitigkeit der Entstehung etwa mit „Götz von Berlichingen", und glaubte Ueberreste alter Prosa an verschiedenen Stellen nachweisen zu können. Diese Vermuthungen haben sich durch die Auffindung des Urfaust als nicht stichhaltig erwiesen; Goethe hat ohne Zweifel, abgesehen etwa von kurzer vorausgehender Skizzirung der einzelnen Auftritte, mit wenigen Ausnahmen, welche noch jetzt im neugefundenen Urfaust Prosagestalt zeigen, geschrieben in den lockern Reimpaaren des Hans Sachs, nur daß er bei der Schlußredaction die Fassung des Ausdrucks vielfach verfeinerte. Wann die einzelnen Auftritte niedergeschrieben sind, können wir nicht feststellen; wenn Schmidt sich dahin ausspricht, daß die einzelnen Auftritte nicht in der Reihenfolge entstanden seien, wie sie im Urfaust und im Fragment erscheinen, so würde dies nur der Arbeitsweise des Dichters, wie sie uns anderweit bekannt ist, entsprechen.

Unser dresdener Fund bringt manche Vermuthung zu Falle, manche zu Ehren; manche, die über die erste künstlerische Niederschrift hinaus in das Dämmerreich der Empfängniß zu dringen, die Lücken zu füllen, die Nähte zu erkennen sucht, läßt er offen. Das Faustische Motto gebührt ihm:

> Da muß sich manches Räthsel lösen,
> Doch manches Räthsel knüpft sich auch.

Eine Vergleichung des Urfaust von 1775 mit dem Fragment von 1790 und dem vollendeten „Faust" von 1808 ist ungemein anziehend und merkwürdig. Selbstverständlich fehlen dem Urfaust die drei Vorgedichte: die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater, der Prolog im Himmel, welche ja auch im Fragment noch nicht vorhanden sind. Der Urfaust beginnt wie der vollendete mit

dem Selbstgespräch, welches freilich hin und wider, z. B. gleich im Anfang, eine etwas andere Fassung aufweist; es folgt die Beschwörung des Erdgeistes, das Gespräch mit Wagner. Es fehlen, wie im Fragment, der weitere Verlauf der Osternacht, der Spaziergang vor dem Thor, das zweite Gespräch mit Wagner, die Scene im Studirzimmer, Mephisto's Erscheinen und Entweichen, das zweite Gespräch zwischen Faust und Mephisto bis „Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist". Das Fragment bringt den Schluß dieses Gesprächs bis „Er mußte doch zu Grunde gehn". Der Urfaust kennt auch das nicht, sondern setzt unmittelbar ein mit der Schülerscene „Ich bin allhier erst kurze Zeit". Diese Schülerscene hat im Fragment eine theilweise erheblich gekürzte, anderntheils erweiterte Form erhalten. Der Urfaust bringt zu Anfang ein Gespräch, dessen Derbheiten ohne Zweifel nachmals den Dichter zur Streichung veranlaßten; aber als bisher unbekanntes und immerhin sehr ergötzliches Ueberbleibsel mag es trotz etlicher Verwogenheiten hier eine Stelle finden:

Mephistopheles.
Da seid ihr eben recht am Ort.

Student.
Aufrichtig! Möcht schon wieder fort!
Sieht all so trocken ringsum aus,
Als säß Heißhunger in jedem Haus.

Mephistopheles.
Bitt' euch! Dran euch nicht weiter kehrt!
Hier alles sich vom Studenten nährt.
Doch erst, wo werdet ihr logiren?
Das ist ein Hauptstück!

Student.
Wolltet mich führen!
Bin wahrlich ganz ein irres Lamm.
Möcht gern das Gute so allzusamm,
Möcht gern das Böse mir all vom Leib,
Und Freiheit, auch wol Zeitvertreib,
Möcht auch dabei studiren tief,
Daß mir's über Kopf und Ohren lief!
O Herr, helft, daß meiner Seel
Am guten Wesen nimmer fehl.

Mephistopheles (kratzt sich).
Kein Logis habt ihr, wie ihr sagt?

Student.
Hab noch nicht mal darnach gefragt.
Mein Wirthshaus nährt mich leidlich gut,
Feines Mägdlein drin aufwarten thut.

Mephistopheles.
Behüte Gott! Das führt euch weit!
Kaffee und Billard! Weh dem Spiel!
Die Mägdlein, ach sie geilen viel!
Vertripplistreichelt eure Zeit.
Dagegen sehn wir's leidlich gern,
Daß alle Studiosi nah und fern
Uns wenigstens einmal die Wochen
Kommen untern Absatz gekrochen.
Will einer an unserm Speichel sich letzen,
Den thun wir zu unsrer Rechten setzen.

Student.
Mir wird ganz gräulich vorm Gesicht!

Mephistopheles.
Das schadt der guten Sache nicht.
Dann forderſamst mit dem Logis,
Wüßt' ich euch wol nichts bessers hie,
Als geht zu Frau Sprißbierlein morgen,
Weiß Studiosos zu versorgen.
Hat's Haus von unten bis oben voll
Und versteht weidlich was sie soll.
Zwar Noa's Arche war saubrer gefacht,
Doch ist's einmal so hergebracht.
Ihr zahlt, was andre vor euch zahlten,
Die ihren Nam aufs — Haus malten.

Student.
Wird mir fast so eng ums Herz herum,
Als zu Haus im Collegium.

Mephistopheles.
Euer Logis wär nun bestellt.
Nun euren Tisch für leidlich Geld!

Student.
Mich dünkt, das gäb sich alle nach,
Wer erst von Geists Erweitrung sprach!

Mephistopheles.
Mein Schatz, das wird euch wohl verziehn!
Kennt nicht den Geist der Akademien.
Der Mutter Tisch müßt ihr vergessen,
Klar Wasser, geschiedne Butter fressen;
Statt Hopfenkeim und jung Gemüs
Genießen mit Dank Brennesseln süß;
Sie thun einen Gänsestuhlgang treiben,
Aber eben darum nicht baß bekleiben,
Hammel und Kalb kühren*) ohne End,
Als wie unsers Herrgotts Firmament.
Doch zahlend wird von euch ergänzt,
Was Schwärmerian vor euch geschwänzt.
Müßt euren Beutel wohl versorgen,
Besonders keinem Freunde borgen,
Aber redlich zu allen malen
Wirth, Schneider und Professor zahlen.

Student.
Hochwürd'ger Herr, das findet sich.
Aber nun bitt' ich, leitet mich!
Mir steht das Feld der Weisheit offen,
Wäre gerne so geradezu geloffen,
Aber sieht drin so bunt und kraus,
Auch seitwärts wüst und trocken aus.
Fern thät sich's mir vor die Sinnen stellen,
Als wie ein Tempe voll frischer Quellen.

Mephistopheles.
Sagt mir erst, eh ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät? u. s. w.

Die Scene bewegt sich ganz in dem tollen Ton, wie er in Goethe's Jugendkreise üblich war, aber es ist erklärlich, daß er sie bei der Redaction für den Druck tilgte. Im übrigen entspricht der weitere Verlauf der Schülerscene in ihrer gegenwärtigen Fassung bis auf unbedeutende

*) Sollte das nicht etwa „kehren" zu lesen sein? So viel wie wiederkehren, abwechseln?

Kleinigkeiten dem genialen Wurf aus Goethe's Frühzeit; nur die geistvollen Aeußerungen des Teufels über die Rechtswissenschaft und Theologie sind noch nicht im Urfaust zu finden.

Das kurze Schlußgespräch zwischen Mephistopheles und Faust, welches das Fragment hat, fehlt im Urfaust, welcher sofort Auerbach's Keller anschließt. Im Urfaust beginnt die Zeche lustiger Gesellen mit den gegenwärtigen gereimten Versen, um dann alsbald in Prosa überzugehen, welcher gegenüber der tolle Uebermuth der uns geläufigen Fassung noch recht zahm aussieht; der Dichter hat schon durch das Gewand des Tonfalls und des Reims, sowie durch einige Milderungen des Ausdrucks die Scene ungemein verfeinert. Auch das Gespräch zwischen den tollen Burschen, Mephistopheles und Faust hat in der gegenwärtigen Fassung außerordentlich gewonnen, wenn auch die beiden Lieder von der Ratte und dem Floh sich bereits völlig im Urfaust finden. Eine wesentliche und sehr bedeutsame Aenderung hat Goethe in der spätern Bearbeitung dahin getroffen, daß er den Zauberspuk mit dem fließenden Wein und den Trauben nicht wie im Urfaust durch den Professor, sondern durch Mephistopheles ausführen läßt.

Die Hexenküche, welche erst in Rom gedichtet ward, kann der Urfaust natürlich nicht bringen; er bringt dafür unmittelbar anschließend an Auerbach's Keller einen kurzen Auftritt, welchen der Dichter nachmals ausschied, wie er denn jetzt unter den Paralipomena steht. Er lautet:

Landstraße. Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauernhüttchen.

Faust.

Was gibt's, Mephisto? Hast du Eil?
Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?

Mephistopheles.

Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil,
Allein genug, mir ist's einmal zuwider!

Es folgen dann in allen drei Gestalten des „Faust“ die Gretchenscenen bis zum Schluß der Gartenscene:

Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreif nicht, was er an mir findt.

Nun bringt der vollendete „Faust“ den Auftritt „Wald und Höhle“. Er ist erst später gedichtet und fehlt daher im Urfaust; im Fragment steht er weniger glücklich nach der Scene „Am Brunnen“. Es folgen die weitern Gretchenscenen bis zu dem Gebet im Zwinger, fast genau in der gegenwärtigen Fassung. Die Valentinscene in ihrer gegenwärtigen Gestalt gehört erst dem vollendeten „Faust“ an. Mit dem Auftritt im Dom schließt das Fragment; auch der Urfaust bringt denselben, und zwar mit der jetzt fehlenden Ueberschrift „Exequien der Mutter Gretchen's“, wie solches schon früher vermuthet worden. Es folgt dann im Urfaust das Selbstgespräch Valentin's, das Gespräch von Faust und Mephisto bis „Rammelei“; das übrige, das Ständchen, der Zweikampf, Valentin's Tod, ist im Urfaust von 1775 noch nicht vorhanden. Goethe nahm das bereits niedergeschriebene Bruchstück der Valentinscene nicht ins Fragment auf, fügte die vollendete Scene im „Faust“ von 1808 vor der Domscene ein. Den weitern Verlauf dieser Scene von „Nur frisch dann zu! Das ist ein Jammer!“ bis „Stellt er sich gleich das Ende vor“ hat Goethe später in den Auftritt „Wald und Höhle“ verarbeitet.

Die Walpurgisnacht ist nicht im Urfaust vorhanden, ebenso wenig der Walpurgistraum, in welchem Goethe nach seiner Weise allerhand polemische Bemerkungen, die ihm um 1797 auf dem Herzen lagen, niederlegte. Es folgt sofort im Urfaust der großartige Auftritt, welcher im „Faust“ von 1808 „Trüber Tag. Feld“ überschrieben ist. Scherer hat denselben für eins der wenigen Ueberbleibsel einer vormaligen, den ganzen ersten Theil des „Faust“ umfassenden Prosaniederschrift gehalten. Der Urfaust belehrt uns, daß Scherer sich geirrt hat. Goethe hat den Auftritt im Fragment übergangen, vielleicht weil er hoffte, für denselben in der Schlußredaction eine genügende dichterische Fassung zu finden. Aber es gelang ihm nicht, diesen Ausbruch furchtbarster Leidenschaft in dichterische Form umzugießen, und so ließ er bei der letzten Bearbeitung den Auftritt in dem Zustande, wie er 30 Jahre zuvor gewesen. Auch der folgende kurze Auftritt „Nacht. Offen Feld“ ist im Urfaust in der gegenwärtigen Fassung vorhanden. Es folgt nun die großartige Kerkerscene, deren Gedankengang der Urfaust vollständig wiedergibt, obwol im Gewande der Prosa. Beim Abdruck des Fragments von 1790 fand Goethe nicht die Stimmung, diesen Auftritt in Poesie umzuwandeln, und so ließ er ihn völlig hinweg, obwol er für den Abschluß des Ganzen unentbehrlich ist; bei der Bearbeitung für die Gesammtausgabe von 1808 erkannte er die Nothwendigkeit, die Kerkerscene aufzunehmen und mit dem Uebrigen in Einklang zu bringen; so überwand er sich und brachte die Kerkerscene in die Gestalt, welche sie gegenwärtig hat. Wenn man Goethe's dichterischen Genius bewundern will, so muß man die Kerkerscene von 1775 mit derjenigen von 1808 vergleichen. Indem Goethe die Prosaform in Verse umgoß, durch welche wie durch einen dünnen Schleier die frühere Gestalt hindurchscheint, indem er jedes Wort furchtbarsten Seelenkampfes verschönerte, verstärkte, vertiefte, hat er jenes Meisterwerk dramatischer Kunst hervorgebracht, als welches wir jetzt die Kerkerscene betrachten. Es ist unvergleichlich, in diese Werkstatt dichterischer Thätigkeit hineinzuschauen.

Sie ist gerichtet!
Heinrich, Heinrich!

So endet der Urfaust; dagegen der „Faust“, wie wir ihn besitzen:

Mephisto. Sie ist gerichtet!
Stimme von oben. Ist gerettet!
Mephisto. Her zu mir!
Stimme, von innen verhallend. Heinrich, Heinrich!

Wer nicht in dieser Schlußfassung die Spuren einer großartigen Genialität erkennt, dem ist nicht zu helfen.

Es erhellt aus dieser Inhaltsangabe des Urfaust, daß Goethe, nachdem er zu Beginn des Dramas den Faust in seiner grüblerischen Schwermuth, in seinem Gegensatz zu der Uebergröße des Erdgeistes, wie zu Wagner's nüchterner Geistesarmuth dargestellt, sofort die Gretchen-Tragödie in Angriff nahm und dieselbe in wesentlich derselben Gestalt, wie sie uns jetzt vorliegt, ausarbeitete.

Bei der Fertigstellung des Fragments für den Druck galt es, die in Prosa entworfene Scene in Auerbach's Keller in gereimte Gestalt umzubilden, das Gespräch zwischen Mephisto und dem Schüler einerseits zu verkürzen, andererseits zu erweitern. Ende der neunziger Jahre, unter dem Einfluß der Freundschaft mit Schiller und der verjüngenden Balladendichtung, legte dann Goethe zum dritten mal die bessernde und ergänzende Hand an das Werk, indem er die drei Vorgedichte beifügte, die große Lücke zwischen dem Erscheinen des Erdgeistes und der Ausfahrt mit Mephisto durch eine Reihe wol früher überdachter, aber bisher nicht ausgeführter Scenen ausfüllte und schließlich die Kerkerscene in vollendeter Weise umwandelte. Nur jene Scene grimmigster Leidenschaft, „Trüber Tag", wußte er nicht in Verse umzusetzen, ohne der Macht und Fülle des Empfindungsausdrucks zu schaden; er ließ sie in Prosa. Bei diesem stoßweisen Vorrücken der Arbeit, welche im Entstehen gerade die Feststellung des Verhältnisses zwischen Faust und Mephisto übersprungen hatte, bei ihrer über ein Vierteljahrhundert sich ausdehnenden Entstehung ist es sehr erklärlich, wenn nicht alles ganz genau stimmt, hin und wider die Motive wechseln, der Dichter selbst in der Reihenfolge der Auftritte schwankt.

Die Ausstattung des Urfaust ist dieselbe, wie diejenige der neulich besprochenen Goethe-Ausgabe, nur daß eine Einleitung des Herausgebers voraufgeht, aus welcher diese Besprechung das Wesentliche hervorgehoben hat. Die Goethe-Gemeinde hat Erich Schmidt für seine wichtige Entdeckung und für die alsbaldige Veröffentlichung derselben von Herzen Dank zu sagen.

Wilhelm Buchner.

Neue Romane und Erzählungen.

1. Hymen. Ein Roman von Oskar von Redwitz. Berlin, Hertz. 1887. 8. 6 M.
2. Kleinere Romane von Hieronymus Lorm. Zweiter Band: Auf dem einsamen Schlosse. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Sommerfrischen. Von H. Villinger. Stuttgart, Spemann. 1887. 8. 5 M.

Das alles sind moderne Familien- und Gesellschaftsbilder.

„Hymen" von Oskar von Redwitz (Nr. 1) ist ein nicht unbedeutendes Product, und ein ganz eigenartiges, schon durch seinen ausnahmsweisen Gegenstand.

Unter einem Viertelhundert von Romanen findet sich kaum einer, der nicht einen Liebesknoten schürzt und so oder so auflöst, wenn die Phantasie des Autors gutmüthig genug ist, mit glücklicher Heirath. Damit ist die Sache aber richtig auch fertig; was darüber hinaus liegt, ist für die Herren Autoren ein unbebautes Feld. Höchstens wird noch ein schwacher Blick auf die nächstfolgenden Flitterwochen geworfen; das junge Paar fliegt im Rosenschein seiner noch viel jüngern Liebe nach Italien hinunter, und damit — aus und Amen. Wie kommt es, daß gerade die Periode unsers kurzen Daseins, da Mann und Frau erst als volle und fertige Gestalten ins Leben eingreifen, die thätigste und erfahrungsreichste, so selten zum Gegenstande der tiefern Beobachtung und Darstellung genommen wird? Um nicht tendenziös zu werden, wollen wir hier kein Streiflicht auf den Standpunkt der Communisten und Vertheidiger der freien Liebe werfen, welche die Ehe als ein veraltetes, verpöntes, wo nicht gar unmoralisches Institut erklären; aber allen Ernstes mag man sich fragen: Ist denn das Eheleben ein unpoetischer Gegenstand? Ist der Wein firn geworden, wenn dem Most der leichte Schaum abgeschöpft ist?

Daß wir hier den Ausnahmefall vor uns haben, lehrt uns schon der Titel, und das danken wir dem Autor, wenn er nur irgendwie versteht, Gehalt in die Situationen und Charaktere zu legen und sie so recht in ihren seelischen Fundamenten zu erfassen. Wir haben vor uns das Eheleben eines dem Namen nach niederländischen Großgrundbesitzers, mehr als dreißig Jahre umfassend, an mannichfachen Wechseln und schwerwiegenden innern und äußern Erfahrungen reich und so wie so einem gewaltsamen Ende zusteuernd, das uns denn doch in der Form, in welcher es hier auftritt, überrascht, freilich ohne daß wir auch nur einen Augenblick an seiner psychischen Wahrheit zweifeln. Es ist ein bedeutsamer Inhalt, und er zieht uns an und trägt auch genug Poesie in sich.

Sie sind ein auffallendes, immerhin recht ausnahmsweises Menschenpaar, dieser Werner von Goos und die Irene von Klinger, welche der blinde Gott Amor in seiner unberechenbaren Laune zusammengeworfen hat. Er der reichste und eleganteste Cavalier von bestrickendem Wesen und echt vornehmen Formen, mit bedeutenden innern und äußern Vorzügen ausgestattet, aber durch äffische Aelternliebe von früher Jugend an auf das gründlichste verdorben und verzogen, nur zu leichtem Genuß und maßlos egoistischer Eitelkeit angeleitet, in allem Dilettant, ohne Pflichtgefühl und Arbeitssinn, jeden Augenblick zwischen seinem guten und bösen Geist als schwankendes Rohr hin- und hergeworfen und zuletzt nothwendig untergehend. Sie eine

der auserwählten Frauengestalten, welche in ihrer unbewußten Reinheit und unerschöpflichen Liebe in der That etwas vom Engel des Friedens (das bedeutet ihr Name) in sich haben, eine in sich vollendete Natur von Gottes Gnaden, die nur beglücken und, wenn das Schicksal es fordert, nur sich selber opfern kann. Die Ehe zwischen den beiden ist in Wahrheit ein Verhängniß, reich an Augenblicken des überschwenglichen Glücks, aber mehr noch an Stunden des schweren Leides; auch hier in der Familie, der Frau und den Kindern gegenüber, wie im Innern des unbändigen Mannes schwankt das Zünglein der Wage immer auf und ab, bis der Kampf zwischen wilden Leidenschaften und einem von Natur aus doch nicht so schlechten oder gemeinen Herzen ihn zur Geistesumnachtung führt und der kurz vorher verstoßenen Frau erst recht Anlaß gibt, durch das letzte Opfer ihre edelmüthige Hoheit zu beweisen. Es faßt uns ein eigenes Gefühl den zwei Personen gegenüber: Irene scheint überidealisirt, ein Raffinement an überzarten und delicaten Zügen in die Malerei dieser Frauengestalt gelegt, die uns doch gefangen nimmt; der vornehme Nichtsthuer wird uns nothwendig zuwider, der schwächliche Kampf zwischen momentanem Aufraffen und den halt- und maßlosen Rückfällen uns zur Last, und der Reflex des Schwächlichen und Halben würde schließlich auf die Zeichnung selber zurückfallen, wenn nicht der für den Autor als glücklicher Wurf zu bezeichnende tragische Ausgang eine Wendung auch in unserer Stimmung hervorrufen würde; das Mitleid führt uns da zum Verstehen und durch das Verständniß zum Verzeihen; die jämmerliche Gestalt wird durch das dunkle Verhängniß gehoben.

Die Charaktere im Buche sind überraschend, eine reiche Reihe, jeder in seiner Besonderheit gehalten und jeder daher auch zu seinem besondern Schicksal bestimmt. Neben dem ungleichen Aelternpaar stehen die Kinder, Sohn und Tochter, beide gar ungleichen Wesens und doch beide treffliche Naturen voll Pflichtgefühl und Opfermuth; es folgt die ebenso liebenswürdige wie gediegene Schwiegertochter, und in ihrer und der Geschichte ihrer Aeltern haben wir nun im schlagenden Contrast das ungemein anmuthende Bild eines durch die Harmonie reiner Seelen geschaffenen Familienglücks, das seinen Schein weit über das Grab hinaus wirft; sie ist schön diese Familie von Oeltz. Und nun ein noch schrofferer Gegensatz: die Gräfin Kottberg, eine abgeblühte gefährliche Kokette, die mit dem Heiligsten, selbst mit der immer als Schild vorgehaltenen Kindesliebe, ein infames Spiel treibt, bis sie das liebreizende und schuldlose Mädchen um jeden Maßstab zur Beurtheilung von Menschen und Leben bringt und in den Tod jagt, am Schluß noch mit der so bekannten lieblichen Färbung der alten Betschwester — diese durch und durch erlogene Natur, die sich zuletzt am furchtbarsten selber straft, repräsentirt wieder eine Nuance des großen Weltlebens, die allerschlimmste Seite, die vornehme Gesellschaft in mitternächtlicher Beleuchtung. Also in Summa ein weiter Kreis und genug der Schattirungen. Was wir auch tadeln, wie wir auch von gewissen Zügen uns angewidert fühlen oder andererseits die psychische Wahrheit etwas anzweifeln mögen, so viel ist unbestreitbar: das Buch macht Eindruck und ist werth, ihn zu machen. Es geht nicht so obenhin mit dem gewöhnlichen Troß.

Hieronymus Lorm, der Verfasser der „Kleinern Romane" (Nr. 2), ist einer unserer ernst denkenden und tief greifenden Schriftsteller, einer von denen, welche in all ihre Productionen, mögen diese nun enger oder weiter gesteckt sein, jenen Ton hineinzulegen verstehen, der in uns seinen Widerhall weckt; denn es ist keine alltägliche Natur, die zu uns spricht, und seine Gestaltungen, groß und klein, fallen nicht in die Kategorie jener Duodezgeschichten, welche heutigentags im Zeitalter der Papiersündflut unerbittlich auf uns hereinregnen.

Danach werden wir auch dieses kleinere Product schätzen. „Auf dem einsamen Schlosse" — ein mitten in den böhmischen Wäldern liegendes Herrengut, schweigend und verschlossen, vom Hauch alter Geschichten seines Grafengeschlechts umweht und auch mit der bekannten spukenden Ahnfrau versehen, welche so ein wenig den Schimmer des Mysteriösen auf das Porträt wirft. Erzählt ist nicht gerade Großes: das Schlußresultat ist einfach, wie der im Militärleben etwas vereinsamte und verknorzte Herr von Kyras und wie sein Rechtsanwalt Dr. Frondberg, der ein gut Stück vom Sonderling an sich hat, also wie die zwei zu jungen, schönen und verständigen Frauen kommen, welche die schon etwas bestandenen Herren ganz gewiß von ihren Launen oder Marotten curiren. Aber wie das erzählt ist, das zieht uns in hohem Grade an. Der Gegensatz zwischen dem einfachen und zeitweise etwas langweiligen, aber stillen, natürlichen Leben auf dem Lande und der tollen Genußjagd in den Gesellschaftskreisen der Großstadt; das aufreibende Fieber insbesondere, welches hier auch ärmere Familien jagt und treibt, um den leeren Schein aufrecht zu halten, und die Täuschungen alle, die dieses speculirende Geschlecht treffen: alles das ist treffend gezeichnet. Ganz eigenthümlich heben sich ab erstlich die Geschichte eines kränkelnden Frauenherzens, das schließlich noch geheilt wird; zweitens die einer etwas verzärtelten und fast weiblich nervösen Künstlerseele. Kurz, eine Reihe sehr verschieden gearteter, aber immer so recht im Innern ihres Wesens erfaßter Charaktere. Es gibt einen Punkt, wo die etwas verwickelte Geschichte, einen neuen Personenkreis einführend, von der durchaus klaren Ueberschau verliert; doch bald macht sich auch diese wieder. Die Lektüre zieht an, denn es liegt Gehalt in ihr.

Zum Schluß fünf Erzählungen sehr ähnlichen Charakters unter dem Titel „Sommerfrischen" von H. Villinger (Nr. 3). „Sommerfrischen", ja wohl! Wenn je ein Titel paßt, so der, schon des muntern Tons und kecken Humors halber; der Eindruck ist wirklich ein ganz frischer.

Die kleinen Geschichten sind unschuldige Dinge, deren gewohntes Schlußresultat ist, wie zwei junge Herzen, die

wegen äußerer und innerer Bedenken sich eine Zeit lang gegen das Joch des unbändigen Gottes Amor auflehnten, sich zusammenfinden und glücklich sind; das einzige mal, da das nicht geschieht, weil ein stärkerer Magnet gegen die Vereinigung anstrebt, ist die Sache doch wieder so unschuldig, daß die Betroffenen als gute Freunde voneinander scheiden. Als Schauplätze, wo die Geschichten sich abspielen, hat der Autor die schönsten gewählt: da sind es die wundervollen Berggegenden am Vierwaldstättersee und im berner Oberland, da die Inseln am Nordseestrande oder sonst ein fashionabler Badeort, und ein Zug von frisch angehauchter Alpen- und Meerluft ist in den Ton der Erzählungen übergegangen.

Der Verfasser erzählt leicht und fließend, verfügt über einen sprudelnden Humor, der gern ein bischen schalkhaft wird und uns am köstlichsten amusirt, wenn er die Schwächen und Lächerlichkeiten der feinen Gesellschaft zeichnet. Erfindung und Phantasie haben sich in diesen Stücken nicht überanzustrengen gebraucht; dergleichen Dinge begegnen alltäglich, und mancher schon hat sich auf einer Erholungstour, manch Hochgestellter am Theater eine mehr oder weniger schönere Hälfte geholt, gerade wie das hier geschieht, nur daß er sich dabei nachträglich nicht immer so gut erholt. Das Hauptobject, an dem der Autor mit ausgesprochener Vorliebe in seiner Zeichnung sich ergeht, ist der Widerstand der bewußt oder unbewußt bereits in der Schlinge des malitiösen Liebesgottes gefangenen Herzen. Die erste Erzählung hat durch das kleine kecke Erziehungsexperiment, das uns vorgeführt wird, einen etwas originellen Zug. Wer nach tiefer greifendem psychischen Gehalt frägt, der nehme die zweite Erzählung, entschieden das Beste im Buche.

In Summa: es sind leichte Sachen in naiv natürlichem Tone gegeben; schadet aber gar nichts, wenn sie in behaglicher Mußestunde gelesen werden; die großen Kinder, die da vorspazieren, können wir recht gern haben.

J. J. Honegger.

Emile Zola und seine Aufnahme.

Emile Zola und seine Werke. Von Jan ten Brink. Autorisirte Uebersetzung von H. Georg Rahstede. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1887. 8. 3 M.

Seit einem Jahrzehnt ist Zola der Gegenstand der ausschweifendsten Verherrlichung und der feindseligsten Angriffe geworden und, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild durch die literarische Bewegung unserer Zeit. In seinem eigenen Vaterlande ist seine hervorragende Stellung keineswegs eine unbestrittene. Er ist das Haupt einer Schule geworden und er hat in Männern wie Ed. Rod, Maupassant, Huysmans, Alexis u. a. leidenschaftliche Anhänger und beredte Vertheidiger gefunden. Ein Jules Charetie aber nennt ihn das Haupt der Schule „de la suffisance et de l'ignorance", und in den Worten: „une odeur de bestialité se dégage de toutes ses œuvres" liegt ein verdammendes Urtheil, dem auch einer der ersten Kritiker Frankreichs, Brunetière, in seinem Werke „Le roman naturaliste" (Paris 1883) beistimmt. „Der naturalistische Roman Zola's und seiner Schule", sagt der Kritiker der „Revue des deux mondes", „wird nur ein Moment, und noch dazu ein sehr unbedeutender, in der Entwickelungsgeschichte des modernen Romans sein; er verdankt seinen augenblicklichen Erfolg nur einem abaissement de l'esprit public."

Sind wir Deutschen nun vielleicht berufen, die Ehrenrettung Zola's zu übernehmen und seine durch die Angriffe einflußreicher kritischer Stimmen gefährdete Position zu vertheidigen? Es scheint fast so, wenn man nach der Theilnahme urtheilen sollte, die das deutsche Lesepublikum dem neuesten Werke Zola's: „La terre", entgegenbringt.*) Ein Verleger, dem man ein richtig abschätzendes Urtheil über den buchhändlerischen Vertrieb einer „sensationellen Novität" zutrauen darf, hat dem Schreiber dieser Zeilen die Mittheilung gemacht, daß in den ersten drei Wochen gegen 8000 Exemplare von Zola's „La terre" nach Deutschland und Deutsch-Oesterreich abgesetzt wurden. In diesem Falle wäre man zu dem Schlusse berechtigt, daß das deutsche Lesepublikum einer Novität aus der Feder des „großen Naturalisten" mehr Interesse entgegenbringt, als einem neuen Werke von Freytag, Spielhagen oder Heyse.

Lassen wir einmal das sittliche Element aus dem Spiele und stellen wir die Frage so: Ist Deutschland wirklich der Boden, welcher der Saat des Naturalismus eine reiche Ernte verspricht? Die großen Geister unserer Nation sind es sicher nicht gewesen, die unserm literarischen Leben diesen Weg gezeigt haben. Goethe, der doch wol ein Naturalist war — das Wort in seinem edelsten und wahrsten Sinne gebraucht —, sagt in den „Propyläen": „Wer nur nach Naturwirklichkeit strebt, erniedrigt sich auf die niedrigste Stufe", und daß Schiller, der Dichter des Idealismus, eine Richtung verurtheilt, die mit seinen Kunstanschauungen in directem Widerspruch steht, das ist so selbstverständlich, daß wir nicht nöthig haben, auf seine Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" zu verweisen, in der er sich über die „wirkliche Natur" in der Dichtkunst näher ausspricht. Und Lessing's Standpunkt? Gegen das Bestreben der Naturalisten, die Natur durch das Wort zu malen — man denke nur an die berühmten Schilderungen des pariser Stadtbildes in „Une page d'amour" —, hat sich Lessing in der Abhandlung „Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie" deutlich genug erklärt. Zu Beginn des dritten Kapitels lesen wir da: „Aber, wie schon gedacht, die Kunst hat in den neuern

*) Die Leser d. Bl. sind mit dem vernichtenden Urtheil Brunetière's über diesen Roman bereits durch Rudolf von Gottschall in Nr. 42 des vorigen Jahrgangs bekannt gemacht. D. Red.

Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Ihre Nachahmung, sagt man, erstreckt sich auf die ganze sichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Theil ist. Wahrheit und Ausdruck sei ihr erstes Gesetz, und wie die Natur selbst die Schönheit höhern Absichten jederzeit aufopfere, so müsse sie auch der Künstler seiner allgemeinen Bestimmung unterordnen und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben." Ist mit diesen Worten, in denen Lessing den Standpunkt definirt, den er bekämpfen will, nicht auch der Zola'sche Naturalismus gekennzeichnet? Und wenn trotzdem, obwol die führenden Geister unserer Nation uns ganz andere Wege gewiesen haben, die Zola'schen Werke in Deutschland einer so allgemeinen Theilnahme begegnen, so brauchen wir zwar darin kein „abaissement de l'esprit public" zu sehen, aber unmöglich können wir darin eine Verfeinerung und Veredlung des literarischen Geschmacks erblicken.

In der That, wollen wir französischer sein, als die Franzosen? Während nun der neueste Roman Zola's, „La terre", die Spalten des „Gil Blas" durchlief, haben fünf jüngere Naturalisten, Bonnetain, Guiches, Rosny, Margueritte und Décaves, und der „Figaro" ein Manifest erlassen, in welchem sie die in seinem Roman hervortretenden Verirrungen Zola's aufs schärfste verurtheilen und sich von demjenigen lossagen, den sie bisher als ihren Meister anerkannt und verehrt hatten. Der Roman liegt uns jetzt sogar in deutscher Uebersetzung („Mutter Erde") vor, und man braucht nur das erste Kapitel zu lesen, um vor einer kühnen und realistisch breit ausgeführten Schilderung der allergemeinsten Vorgänge des ländlichen Lebens einen schaudernden Respect zu empfinden, der sehr stark mit Ekel gemischt ist. Ein junges Mädchen auf der Grenze zwischen Kind und Weib führt eine Kuh zum — nein, glücklicherweise existirt keine deutsche Zeitschrift, in der man den Inhalt dieses Kapitels erzählen könnte; und man kann sich kaum vorstellen, daß eine deutsche Frau, die dieses Kapitel gelesen hat, die Lust verspüren könnte, noch weiter zu lesen.

Es gibt keinen größern Gegensatz als den zwischen dem Idealismus unserer deutschen Dorfgeschichten und dem Realismus dieses Zola'schen Romans. In allen möglichen Tonarten ist uns von Immermann und Auerbach bis zu Schaumberger und Rosegger gepredigt worden, daß die Bildung des Herzens frei und unabhängig ist von der Bildung des Geistes, und daß das Seelenleben des Landmanns ebenso gut den Gegenstand der poetischen Darstellung bilden könne, wie das des Culturmenschen; ja man hat dem von einer verfeinerten Cultur angekränkelten und der Natur entfremdeten modernen Bildungsmenschen den Bauer geradezu als den wahren, mit der Natur noch im Einklang lebenden Menschen gegenübergestellt. Zola läßt den Satz: „Der Bauer ist auch ein Mensch" nur mit der Einschränkung des Arkebusiers in „Wallenstein's Lager" „sozusagen" gelten. In dem Bauer ist die niedrigste Stufe des menschlichen Egoismus vertreten: er kennt nur eine Leidenschaft, der alle andern untergeordnet sind, oder vielmehr, die alle andern unterdrückt: den Bodenbesitz; seine Geliebte, sein Weib, sein Vaterland ist „la terre". In seinem ganzen Sinnen und Trachten, in allen seinen Empfindungen und Leidenschaften ist der Bauer an die Erde gefesselt, die er beackert. Er klebt an der Scholle, deren Sklave er ist, und die Triebfeder aller seiner Handlungen ist der schmuzigste Eigennutz, der das ererbte Besitzthum noch zu vergrößern sucht. So hat Zola den Bauer gesehen, und so zeichnet er ihn mit jener unheimlichen Meisterschaft, die auch da unser Interesse zu fesseln weiß, wo der Gegenstand, den er behandelt, uns Abscheu einflößt. Daß wir es eben mit einem großen, in stilistischer Hinsicht mit einem außerordentlichen Talent zu thun haben, wird ja niemand leugnen, aber es bleibt doch wol stets ein trauriges Schauspiel, wenn wir ein großes Talent auf einer falschen Bahn erblicken.

Der Verfasser des Büchleins über Zola und seine Werke, das uns neben dem Erscheinen von Zola's „Mutter Erde" zu diesen Bemerkungen veranlaßt hat, gehört zu den unbedingten Bewunderern Zola's. Ten Brink, Professor an der Universität Leiden, hat schon im Jahre 1875 für die Zeitschrift „Nederland" einen kurzen Aufsatz unter dem Titel „De jongste romantische school in Frankrijk" und später eine größere Abhandlung „Een letterkundige Hercules" veröffentlicht. Beide Aufsätze hat er später mehr ausgearbeitet, eine Studie über die letzten sechs Romane aus dem Cyklus „Rougon-Macquart" hinzugefügt und das Ganze zu einem Essay vereinigt, den Professor Rahstede ins Deutsche übertragen hat.

Die biographischen Daten über Zola's literarische Laufbahn sind zumeist dem Werke seines Freundes und Schülers Paul Alexis' „Emile Zola, notes d'un ami" (Paris, Charpentier, 1882) entnommen. Den Hauptinhalt des Buchs bildet eine kritische Analyse der einzelnen Romane von „Thérèse Raquin" bis „Une page d'amour". Die seither (seit 1879) erschienenen Romane Zola's: „Nana", „Pot-Bouille", „Au Bonheur des Dames", „La Joie de vivre", „Germinal", „L'œuvre", sind hier nicht besprochen, selbstverständlich auch nicht „La terre", dessen Ausgabe erst vor wenigen Wochen erfolgte. Diese Studie kann somit nicht den Anspruch einer vollständigen und erschöpfenden Darstellung der Eigenart und der literarischen Bedeutung Zola's erheben; sie sagt auch nichts Neues für den, der Zola kennt, aber sie bringt viel Anregendes für den, der Zola näher kennen lernen will und der nicht die Ausdauer besitzt, sich durch alle bisher erschienenen Werke des „Rougon-Macquart-Cyklus" hindurchzuarbeiten. Was der Verfasser über den Plan der Ausführung dieses in seiner Art grandiosen Unternehmens sagt, ist den Mittheilungen von Edouard Rod („Apropos de l'assommoir", Paris 1879) entnommen, die hinwiederum auf Aeußerungen Zola's über die Grundidee der „Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire" beruhen. Der Plan der Ausführung dieser Idee, wie er hier mit-

getheilt wird, ist in der Folge wesentlich modificirt worden, und wie „La terre“ sicher nicht den Höhepunkt der literarischen Thätigkeit Zola's, vielmehr nur eine Verirrung seines Talents und eine Entartung seiner Doctrin bezeichnet, so steht dieser Bauernroman mit jenem groß angelegten Werke in einem Zusammenhang, der als ein nur zufälliger und willkürlich herbeigeführter erscheint.

Wilhelm Kullmann.

Schweizer Bücher.

1. Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz von Jakob Baechtold. Erste und zweite Lieferung. Frauenfeld, Huber. 1887. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Ein Buch, das eine Lücke ausfüllt — ein seltener Fall in unserer vielschreibenden Zeit —, besitzt hiermit schon einen mächtigen Empfehlungstitel; diese Vergünstigung aber kommt Baechtold's Literaturgeschichte zu, da wir zwar der Monographien und der episodischen Abhandlungen über die bedeutendsten Epochen der schweizerischen Literatur Vieles und Gutes haben, nicht jedoch eine zusammenhängende, die Uebergänge nicht verschmähende Darstellung. Einen berufenern Gelehrten nun als Professor Baechtold in Zürich könnten wir uns für diese Arbeit kaum denken. In der Methodik der philologisch-historischen Kritik systematisch geschult, durch mancherlei Editionsthätigkeit erfahren, in dem betreffenden Stoffgebiet durch langjährige Specialstudien bewandert, endlich mit stilistischen Fähigkeiten und einem beharrlichen Forscherfleiß ausgerüstet, bietet Jakob Baechtold allen denjenigen, die ihn kennen, eine Garantie dafür, daß das von ihm unternommene Werk nicht blos ein gründliches, sondern auch ein epochemachendes sein werde. Die beiden ersten Lieferungen, die einstweilen erschienen sind, die mönchische Literatur der althochdeutschen Sprache und die mittelhochdeutsche Ritterpoesie enthaltend, rechtfertigen das Vertrauen vollständig, wie denn auch die Fachkritik (z. B. die „Zeitschrift des deutschen Alterthums“, 1887, Heft 3) sich außerordentlich anerkennend ausgesprochen hat. Allerdings stehen gerade die wichtigsten Perioden der schweizerischen Literatur noch aus, und darum überstrahlt einstweilen den Text noch immer die gedankenreiche Einleitung, welche in der Schweiz mit Recht Aufsehen erregt hat und mit noch größerm Recht dasselbe in Deutschland verdient. Zum ersten mal nämlich wird hier in einem schweizerischen Buche (im Gebiete des Zeitungsfeuilletons ist der Dichter A. Frey in dieser Hinsicht vorangegangen) mit unzweideutiger Klarheit der Grundsatz aufgestellt, daß es eine selbständige schweizerische Nationalliteratur weder geben könne noch solle, daß vielmehr auf literarischem Gebiete die deutsche Schweiz sich ihre directe Abhängigkeit von Deutschland eingestehen müsse. Die Erfahrung lehrt, daß das Auf- und Absteigen der Literatur in der Schweiz genau den Schwankungen des deutschen Geistes folgt, selbst dann, wenn die Ursachen, welche diese Schwankungen in Deutschland bedingen, in der Schweiz nicht vorhanden sind. Ein Beispiel. Die Schrecken des Dreißigjährigen Kriegs erklären den Niedergang der damaligen deutschen Literatur; obschon nun die Schweiz keineswegs in Mitleidenschaft gezogen wurde, sondern sich vielmehr des Friedens und des Gedeihens erfreute, machte sie dennoch die rückgängige Bewegung mit. Mit bewußter Absicht hat daher Jakob Baechtold statt eine Geschichte der deutsch-schweizerischen Literatur eine „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“ angekündigt. Und wie der Gelehrte, so urtheilen, wie wir bestimmt wissen, auch die namhaftesten der schweizerischen Dichter, was um so höher angeschlagen werden muß, als der alemannische Dialekt (nicht ein einziger unter ihnen spricht doch Hochdeutsch als seine Muttersprache), dann das Localcolorit des Stoffs ihrer Arbeiten, ferner das eben jetzt emporblühende Studium der vaterländischen Mundarten, endlich die französische Erziehung des einen oder andern gar leicht zum Particularismus hätte führen können. Wenn also Deutschland den schweizerischen Schriftstellern gastfreundlich entgegenkommt, so darf es auch die Ueberzeugung hegen, daß ihm nicht mit Undank geantwortet wird.

Wir wollen die Hauptsätze, welche den Zusammenhang der schweizerischen mit der deutschen Literatur behaupten, um der Wichtigkeit willen wörtlich aus Baechtold anführen:

> Von einer Nationalliteratur der Schweiz wurde zwar auch schon gesprochen. Indeß tönt das Wort patriotischer als wahr. Die deutsch-schweizerische Literatur stellt lediglich einen Theil der deutschen Nationalliteratur in ihrer oft mehr, oft weniger eigenartig schweizerischen Ausprägung dar. Der Deutschschweizer holt sich die Schätze seiner Bildung aus den tiefen Schachten des deutschen Geistes. Wir wurzeln mit all unserm Dasein fest in deutscher Art und wollen, unserer Eigenthümlichkeit unbeschadet, dessen immer mehr eingedenk sein. Einen nationalen Charakter kann demnach unsere Literatur im allgemeinen nicht tragen. Wenn wir auch politisch selbständig geworden sind — der Herrschaft des deutschen Geistes waren wir uns stets bewußt, die deutsche Wissenschaft ist die unserige, Schiller und Goethe bleiben die unserigen. Den festesten Stützpunkt unserer Cultur werden wir allezeit in der geistigen Gemeinschaft mit den Stammesgenossen suchen.

Wir müssen diesen schönen Betrachtungen eine etwas nüchterne Bemerkung beifügen. Es bleibt uns schließlich auch gar nichts anderes übrig, denn die deutsche Schweiz hat kein Lesepublikum; ein deutsch-schweizerischer Schriftsteller, der nicht in Deutschland Anerkennung findet, schwebt rittlings über der Grenze in der Luft. Hätte die Schweiz in den Zeiten ihres politischen Aufschwungs eine Hauptstadt und eine zahlreiche hochcivilisirte Stadtbevölkerung vorgefunden, wie das in den Niederlanden der Fall war,

so würde sie ohne Zweifel der staatlichen Selbständigkeit die literarische haben nachfolgen lassen.

2. Politische Erinnerungen 1833—1883 von J. C. Kern. Herausgegeben unter Mitwirkung von K. Dubois. Deutsche revidirte Ausgabe. Frauenfeld, Huber. 1887. 8. 4 M.

Der Name Kern ist für den Schweizer ein Symbol alles dessen, was ihm politisch theuer und heilig ist. Wo es galt, nützliche und eingreifende Reformen ins Leben zu setzen, da finden wir Kern in hervorragender Weise bethätigt; die segensreichsten Errungenschaften der Schweiz während der letzten funfzig Jahre, vor allem die Begründung einer starken Centralverfassung nach dem Sonderbundskriege, die erfreulichen Schöpfungen auf dem Gebiete der Geistescultur, wie z. B. die Gründung des züricher Polytechnikums, endlich die bedeutendsten Ereignisse internationaler und diplomatischer Natur sind ebenso viele Denkmäler zu Kern's Ruhme. Nehmen wir dazu die persönliche Freundschaft, welche den greisen Staatsmann mit der Mehrzahl der eidgenössischen Repräsentanten und Beamten verbindet, so erklärt sich seine ganz außerordentliche Popularität in der Schweiz, eine Popularität, die unter anderm darin ihren Ausdruck fand, daß die im letzten Frühjahr erschienenen „Souvenirs politiques" in kürzester Zeit vergriffen waren, was für die Schweiz einen seltenen buchhändlerischen Erfolg bedeutet.

Die soeben erschienene deutsche Ausgabe, der wir einen fließenden Stil und eine musterhafte Texttreue nachrühmen können, darf wol auch auf Leser außerhalb der schweizerischen Grenzen zählen, da das Buch allen denjenigen, die weder Veranlassung noch Neigung haben, sich einläßlicher mit der neuern Schweizergeschichte zu beschäftigen, eine gedrängte, wahrheitsgetreue Darstellung der wichtigsten Ereignisse bietet, welche die Geschicke der Schweiz in den letzten funfzig Jahren bestimmt und theilweise auch die internationalen Beziehungen derselben tief berührt haben, und das alles dargestellt von einem Manne, der einen hervorragenden Antheil an diesen Ereignissen genommen.

Lebensvolle Bilder darf man freilich in den „Erinnerungen" nicht suchen. Der Mann, der so unendlich viele bedeutende Persönlichkeiten, Ereignisse und Verhältnisse geschaut, geht der Anschaulichkeit wie absichtlich aus dem Wege; der ehemalige „Freund Napoleon's" gibt uns auch nicht den leisesten Wink über die Persönlichkeit des französischen Kaisers; der College der berühmtesten europäischen Staatsmänner schweigt gänzlich über ihre Individualität; nicht einmal Skizzen oder Silhouetten, geschweige denn Porträts gönnt uns der Verfasser; wir erhalten blos stumme Titel und Namen. Das Buch ist eben ein rein geschäftliches, es bedeutet im Grunde eine amtliche, wennschon freiwillige Rechenschaftsablegung eines schweizerischen Beamten an seinen Souverän, das Schweizervolk; daher berichtet Kern nicht, was er gesehen und erlebt, selbst nicht, was er denkt und urtheilt, sondern einzig, was er gethan, und zwar in officieller Weise gethan hat. Dabei fällt, der schweizerischen Eigenart gemäß, der Hauptaccent auf die formale Seite der Politik. Karl Spitteler.

Bismarck-Literatur.

1. Des Reichskanzlers Fürsten von Bismarck staatsrechtliche und wirthschaftspolitische Anschauungen. Nach seinen Parlamentsreden und andern öffentlichen Kundgebungen dargestellt von Otto Kuntzemüller. Spandau, Oesterwitz. 1887. Gr. 8. 3 M.
2. Reden des Fürsten von Bismarck. Fünfter Band. Reden aus den Jahren 1884—1885. Sechster Band. Reden aus den Jahren 1885—1887. Mit Einleitungen, Anmerkungen, verschiedenen Actenstücken und Anlagen. Auf Grund amtlicher Quellen herausgegeben von Otto de Grahl (W. Wohlgemuth). Mit dem Porträt des Fürsten von Bismarck von Anton von Werner, in Lichtdruck ausgeführt. Köthen, Schettler. 1888. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Die politische Weisheit des Fürsten von Bismarck und des Grafen Camillo von Cavour. Dargelegt von Filippo Mariotti. Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi. Zwei Bände. Hamburg, J. F. Richter. 1888. Gr. 8. 10 M.
4. Aus der Wilhelm-Straße. Erinnerungen eines Officiösen. Berlin, Eckstein Nachfolger. (1887.) 8. 5 M.
5. Wie Herr von Bismarck Minister wurde. Erinnerungen eines Zeitgenossen. Berlin, Steinitz. 1888. 8. 1 M.

In dem Bestreben, unsern großen Staatsmann seinem Volke immer näher zu bringen, seine Persönlichkeit und seine Schicksale ihm vertraut, seine Anschauungen ihm verständlich zu machen, ist den Lebensbeschreibungen und Bismarck-Büchlein, den Ausgaben seiner Briefe und Reden ein neuer Versuch gefolgt, und er ist wohl gelungen. Otto Kuntzemüller (Nr. 1) hat die staatsrechtlichen und wirthschaftspolitischen Ansichten des Kanzlers, wie sie in seinen Parlamentsreden und andern öffentlichen Kundgebungen zerstreut vorliegen, in zusammenhängender systematischer Weise zur Darstellung gebracht. Mit feinem Takt hat der Verfasser oder richtiger — wie wir gleich sehen werden — der Herausgeber des Buchs es durchaus vermieden, auch nur an einer Stelle die Ansichten Fürst Bismarck's zu formuliren und diesen Sätzen etwa Citate aus den Reden des Kanzlers als Belegstellen anzuhängen. Vielmehr beschränkte sich seine Thätigkeit auf das sorgfältige Heraussuchen und Ordnen der Reden und Redebruchstücke, welche die bezüglichen Ansichten des Fürsten in eingehender Darstellung entwickeln oder, an einen gegebenen Fall anknüpfend, sporadisch ein Licht über seine Anschauung von der Sache werfen. So redet fast durch das ganze Buch Bismarck allein; nur wenige Worte des Herausgebers leiten von der einen zur andern Gruppe der Betrachtungsgegenstände hinüber. Letztere werden in vier Abschnitte gegliedert: „1. Die religiös-sittliche Grundlage

des Staats und die Stellung des Staats zu den Religionsgesellschaften, namentlich zum Judenthum und zur römisch-katholischen Kirche"; „2. Die preußische Verfassung"; „3. Die Reichsverfassung"; „4. Wirthschaftspolitik". Auf die social-politischen Anschauungen des Kanzlers wird ohne weitere Begründung des Schweigens nicht eingegangen. Trotz dieses Mangels ist das Buch eine sehr dankenswerthe Erscheinung, hat der Herausgeber doch unzweifelhaft recht, wenn er im Vorwort sagt:

Kein Mensch wird leugnen, daß Bismarck's Ansichten auf die Entwickelung und Gestaltung nicht blos der preußischen und deutschen, sondern der europäischen und vielleicht noch weiterer Verhältnisse von schwerwiegendstem Einflusse gewesen sind. Die Kenntniß derselben ist also für jeden, der die Geschichte der letzten zwanzig Jahre, vornehmlich die geschichtliche Entwickelung Preußens und Deutschlands, in dieser Zeit verstehen und begreifen will, von hoher Bedeutung. Dazu kommt, daß die Beschäftigung mit der Gedankenwelt eines großen Mannes an und für sich höchst interessant, anregend und belehrend ist. Der hohe sittliche Ernst, von welchem alle Aeußerungen des Fürsten von Bismarck getragen sind, die reine und echte Vaterlandsliebe, die sich darin ausspricht, die Pflichttreue, welche sie bezeugen, wirken erhebend und belebend auf jeden, der vorurtheilsfrei und unbefangen in das Verständniß derselben einzudringen sucht.

Die Gelegenheit hierzu ist für den, der aus dem Vollen zu schöpfen weiß, durch die Weiterführung der Kortkampf'schen Ausgabe der Reden Bismarck's bis auf den heutigen Tag gegeben. Der neue Verlag, an welchen das Werk übergegangen ist, hat den erprobten Bearbeiter des vierten Bandes, Otto de Grahl, für die Fortsetzung gewonnen, und so liegen uns die Reden des Kanzlers vom November 1884 bis zum Mai 1887 mit den ihren Anlaß bezeichnenden knappen Einleitungen in zwei Bänden vor (Nr. 2). Sie umfassen vor allem die sechste Legislaturperiode des Deutschen Reichstags und vergegenwärtigen uns somit den traurigsten Abschnitt der parlamentarischen Reichsgeschichte, da die Mehrheit der deutschen Volksvertretung zwei Jahre lang „nur dazu da war, um alles zu verwerfen, alles aufzuhalten, alles zu hemmen, was geschehen konnte", und nur nachgab, wenn sie die Furcht ankam, daß die Empörung der Nation bei den nächsten Wahlen sie um ihre Sitze bringen könnte. Um so bewunderungswürdiger ist die Ausdauer, mit der besonders während der ersten Session im December 1885, im Januar, Februar, März 1886 der Kanzler immer wieder gegen die Wolke der Pygmäen ankämpft, bis endlich die Abstimmung vom 14. Januar 1887 Reich und Nation von dem Alpdruck jenes Reichstags erlöste. Der sechste Band bringt dann Bismarck's Reden in der gesegneten ersten Session unsers gegenwärtigen Reichstags und im preußischen Landtag während der beiden letztverflossenen Jahre. Es ist noch hervorzuheben, daß die neuen Besitzer des Kortkampf'schen Verlagswerks den Preis der vier vorangegangenen Bände beträchtlich ermäßigt haben, um die Anschaffung des Gesammtwerks zu erleichtern.

Von ähnlicher Absicht wie Otto Kuntzemüller ist der italienische Abgeordnete Mariotti erfaßt gewesen, als er zur fünfundzwanzigjährigen Todtenfeier des Grafen Cavour Gedanken und Grundsätze desselben mit solchen unsers Reichskanzlers über die gleichen Themata zusammenstellte (Nr. 3). Nach der Mittheilung des Uebersetzers hat das zweibändige Werk glänzenden Erfolg in Italien erzielt. Richtig ist es, daß die Italiener, sofern sie nicht ihren Cavour durch seine Briefe, Reden und Lebensbeschreibungen kennen, aus dem ihm gewidmeten Buche immerhin viel und allerlei über ihn erfahren. Doch ist die Anlage des Buchs sehr mangelhaft. Die aus jedem Zusammenhang gerissenen Aussprüche und Briefstellen sind nach Stichworten in alphabetischer Folge geordnet, sodaß man nachschlagen kann, was Cavour und Bismarck z. B. über „Bankwesen", „Centralisation", „Dardanellen", „Einfluß", „Freihandel", „Gesetze", „Kinderbewahranstalten", „Kornzölle" u. s. w. gesagt haben. Mariotti hat aber so oberflächlich gesucht und gesammelt, daß die Italiener meinen könnten, Bismarck habe nie Gelegenheit gehabt, sich zu äußern über „Doctrinärs", „Ehre"(!), „Eigenthumsrecht", „Eintracht", „Erfahrungen", „Erziehung", „Klerus"(!), „Klosterorden"(!), „Kommunismus", „Koncurrenz", „Moralität der Politik"(!). Diese Beispiele angeblicher Verschlossenheit unsers Kanzlers ließen sich endlos vermehren.

Ueber „Frankreich" füllen die Aeußerungen Bismarck's noch nicht eine Seite. Mariotti weiß kein einziges „Urtheil über Staatsmänner" aus dem Munde des Kanzlers. Die prachtvolle Zeichnung Richelieu's ist ihm entgangen. Unter dem Stichwort „Papst" steht von Bismarck einzig und allein angeführt die Richtigstellung der Anekdote von Napoleon I. und dem Papst: „Der Papst erlaubte sich, Napoleon als einen Comediante zu bezeichnen, und Napoleon antwortete ihm mit vieler Geistesgegenwart Tragediante!" Andererseits bleibt Cavour unter dem Wort „Dynastie" ganz stumm; äußert sich über „Deutschland" nur ganz kurz im Jahre 1848. Allerdings sind auch viele Gedankengänge beider Staatsmänner eingehender vorgeführt; doch im ganzen läßt sich sagen, daß, wenngleich Mariotti's Buch seinen Nutzen in Italien bringen mag, die Uebersetzung desselben als ein recht überflüssiges Unternehmen zu betrachten sei.

Wie die Menschen einmal sind, werden die Aussprachen über den Reichskanzler mehr gelesen als seine Aussprüche. Das kommt den beiden noch zu erwähnenden Schriften zugute, womit nicht im mindesten gesagt sein soll, daß sie nicht auch wirklich lesenswerth wären. Die Erinnerungen eines Officiösen „Aus der Wilhelm-Straße" (Nr. 4), erfreuen sich bereits weiter Verbreitung durch die Frische ihrer Plauderei und manche anziehende Mittheilung, wie sie namentlich im Kapitel „Aus Kissingen" sich findet. Auch wie Bismarck's Plan nach seiner ersten parlamentarischen Soirée 1869, die Presse zu den Gesellschaften heranzuziehen, scheiterte, ist charakteristisch genug. Und so ließe sich vieles aus dem Buche anführen von wenig bekannt gewesenen Thatsachen, abgelauschten Aeußerungen, geheimen Gesprächen von Fürsten und Staatsmännern der Gegenwart. Ob alles Berichtete wahr ist, wäre eine

andere Frage. Der interessante Plauderer hat, der Natur seiner Erzählungen gemäß, vieles durch die dritte und vierte Hand erfahren. Aber, ob wahr oder nicht, unterhaltend ist Inhalt und Form des Buches in gleichem Grade.

Einen Spiegel unserer Gedanken und Empfindungen vor 25 Jahren bietet das eben erschienene Heftchen zur Erinnerung an die Berufung Bismarck's zum Ministerpräsidenten unter dem Titel: „Wie Herr von Bismarck Minister wurde" (Nr. 5). Auf nur 40 kleinen Seiten ist von unbekannter Meisterhand aus Briefstellen des Kanzlers, aus Actenstücken, aus eigenen Erinnerungen und persönlich erhaltenen Mittheilungen in objectivster Haltung eine Bilderreihe entworfen, deren Eindrucksfähigkeit nichts zu wünschen läßt. Die gespannte Lage des der königlichen Berufung harrenden Staatsmannes, das vorausgegangene Verhältniß zum Monarchen, seine politische Anschauung, der er rückhaltlos Ausdruck gegeben — das Gespräch mit Herrn von Unruh 1859 ist äußerst bezeichnend —, der Antritt der Regierung, die Aufnahme im Abgeordnetenhause, der Beginn des Conflicts, Bismarck's Seelenstimmung in den einzelnen Momenten — all dieses mehr oder minder bekannt — ist in breiten großen Zügen gezeichnet. Rasch überfliegt sie das Auge, langsam aber legt der Leser das Büchlein nieder, dem ihm sich aufdrängenden Worte nachsinnend: „Unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war."

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Der berühmte Psycholog der leipziger Universität, Professor Wilhelm Wundt, hat sich veranlaßt gesehen, bei Wilhelm Engelmann in Leipzig 1887 eine Streitschrift erscheinen zu lassen: „Zur Moral der literarischen Kritik." Wir wünschen derselben Beachtung und Erfolg in den weitesten Kreisen, nicht Wundt's wegen, welcher sich hier in classisch würdiger und treffender Weise gegen eine oberflächliche und ungerechte Kritik seiner „Ethik" vertheidigt, sondern der Sache wegen. Die literarische Kritik wird ja stets von einem bestimmten Standpunkt aus geübt werden müssen und Menschlichkeiten werden den Besten unterlaufen; aber es kann nicht energisch genug protestirt werden gegen das Unkraut der heutzutage wuchernden Kritikasterei, welche von der Bücherrecension lebt, gegen die unglaubliche Faulheit, welche die recensirten Bücher gar nicht oder nur flüchtig liest, gegen die miserable Fabrikarbeit, welche ein Heer von Redacteuren im Dienste der Speculationspresse liefern muß. Wo ist der Hercules, welcher diesen Wust und Spreu der Bücherfabrik und Bücherrecension reinigt?

— Von Otto von Leixner's „Anleitung, in 60 Minuten ein Kunstkenner zu werden" (Berlin, Brachvogel u. Ranft, 1887) ist die vierte Auflage erschienen. Wir hatten schon früher Gelegenheit, an dieser Stelle das ausgezeichnete Büchlein gebührend hervorzuheben; da es sich seitdem einen durchschlagenden Erfolg errungen hat, sind wir jedes weitern Lobes überhoben.

— Ueber „Die Oertlichkeit der Varusschlacht" hat Hermann Neubourg (Elsässer?) eine sehr gelehrte Abhandlung in der Meyer'schen Buchhandlung zu Detmold veröffentlicht (1887). Er kommt zu dem Resultat, daß das Hermanns-Denkmal auf der Grotenburg bei Detmold auf dem richtigen Platze steht. Seine Beweisführung dürfte schwer zu widerlegen sein; Philologen und Historiker werden ihm dankbar sein für seine eingehenden Studien.

— In der Dürer-Literatur nimmt eine beachtenswerthe Stelle ein „Albrecht Dürer" von L. Kaufmann (Freiburg i. Br., Herder, 2. Aufl. 1887). Dieses mit einer Heliogravüre, 5 Lichtdrucken und 9 Holzschnitten ausgestattete Buch ist mehr für das Laienpublikum als für die Kunstgelehrten berechnet, beruht aber vielfach auf selbständigen Forschungen. Die Kunstleistungen Dürer's werden hier nach allen Seiten hin besprochen und abgebildet. Die Schilderung ist anschaulich, die Kritik treffend, die Charakteristik schlagend. Verdienstlich ist das Kapitel, in welchem der Verfasser die Einwirkungen Dürer's auf die Kunst seiner Zeit und der folgenden Jahrhunderte nachweist. Der große Aufwand, mit welchem Dürer's Stellung zur Reformation besprochen wird, ist überflüssig; mag Dürer äußerlich in der katholischen Kirche geblieben sein, von Herzen war er doch der neuen Lehre zugethan.

— Eine gehaltvolle Studie über „Die Heilung des Orest in Goethe's Iphigenie" hat Adolf Mathias bei L. Voß u. Comp. in Düsseldorf (1887) erscheinen lassen. Er gelangt zu folgendem Ergebniß: „Zuerst in Orest hat sich siegreich erwiesen die heilige Macht der Gottheit, welche die Liebe ist. Die neue sittliche Weltanschauung hat über die alte unsittliche Gottes- und Weltanschauung gesiegt. Herrschten früher die Götter der Rache, die dem Sohne das Schwert in die Hand zwängten gegen die eigene Mutter, so herrscht von jetzt ab die Gottheit, welche Liebe und Vergebung da walten läßt, wo bisher Haß und Rache ihr trauriges Regiment führten. Die Götter und die Formen dieses Dramas sind griechisch, aber der Geist, welcher diese Menschen- und Götterwelt durchzieht, ist der Geist des Christenthums."

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Letzte Gänge" von Johannes Scherr sagt die neuyorker „The Nation" vom 6. October 1887: „Der uns vorliegende Band scheint, wie die Rasirmesser in der wohlbekannten Ballade, nur zum Absatz gefertigt worden zu sein; denn er enthält, außer dem Torso des Essay über die Jesuiten von Scherr und verschiedenen Auszügen aus seinen Vorlesungen für die Studirenden, auch noch eine kurze Skizze seines Lebens von anderer Hand und zwei bei seinem Begräbniß gehaltene Denkreden. Was Scherr's Antheil an dem Bande betrifft, so enthält er nichts, was er nicht bereits vielmal vorher gesagt hätte. Wir finden denselben Stil, dieselbe Philosophie, dieselben religiösen und politischen Vorurtheile darin, und doch könnte auch der schneidigste und anspruchsvollste Kritiker mit gutem Gewissen das Buch nicht für langweilig erklären. Die Thatsache ist, daß, trotz aller harten Aeußerungen, die über seine schriftstellerischen Leistungen und zwar mit Recht gefallen sind, Scherr doch in vielen Hinsichten ein bemerkenswerther Mann war. Seine große rhetorische Gewandtheit ist stets, selbst von denjenigen, denen er misliebig war, zugestanden worden. Sein Fleiß und seine Fruchtbarkeit sprechen für sich selbst in dem Verzeichniß seiner Werke, noch hat jemand je die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung in Frage gestellt. Auch gehörte er zu einer Gruppe hochinteressanter Persönlichkeiten, die jetzt rasch aussterben — den

talentvollen deutschen Flüchtlingen vom Jahre 1848. Wir sind daher dem Professor Mähly für seine biographische Skizze wirklich dankbar, denn sie enthält mehr Belehrung über ihn, als wir bisher irgendwo zu Gesicht bekommen haben.“ Es folgt ein Résumé aus der Skizze, dann fährt der Recensent fort: „Scherr's Talent war das, mit Kraft und Schlagfertigkeit und zuweilen mit brutaler Plumpheit die Art Ideen auszudrücken, welche einem zum Freisinn sich neigenden, aber halbgebildeten und oberflächlichen Bürgerthum theuer sind. Den Auserlesenern seiner Nation, selbst unter den Liberalen, sind Scherr's Bücher stets unschmackhaft gewesen. Seine Werke bekunden eine ausgebreitete Belesenheit; auch hat er gewiß nicht, weß man ihn zuweilen beschuldigt hat, die trockene Arbeit der Untersuchung gänzlich vernachlässigt; er hat sich blos seine Ansichten zu leicht gebildet und zu schnell Bücher gemacht, als daß er viel Zeit auf reine Forschung hätte verwenden können. Sein Urtheil ist in der Regel unreif, alltäglich und ohne alle Anregung, und zwar aus dem Grunde, weil der Bereich seines Denkens und Fühlens nur wenig größer war als der des rationalistischen, sich selbst vertrauenden Bürgerthums, welches sein Publikum bildete. Wer nur einigermaßen philosophisch denkt, dem hat er nur wenig zu sagen; doch selbst einem solchen kann seine Ausdrucksweise nicht ganz uninteressant sein. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß Scherr die deutsche Sprache mit großer Gewandtheit zu handhaben verstand. Ohne seine gelegentliche Grobheit oder seine Neigung zu Dingen von zweifelhafter Schicklichkeit nachzuahmen, dürfte mancher bessere Kritiker und Historiker, als er es war, in der Kunst klarer und wirksamer Darstellung von ihm sich belehren lassen.“

Bibliographie.

d'Altona, H., Der Kampf um's Recht. Drama. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. 1887. 8. 1 M.

— — Krauses Zeug. Erzählungen und Plaudereien. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. 1887. 8. 1 M.

Baldeusperger, W., Das Selbstbewusstsein Jesu im Lichte der messianischen Hoffnungeu seiner Zeit. Strassburg, Heitz. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Benko, J. Freih. v., Reise S. M. Schiffes „Zriuyi“ über Malta, Tanger und Teneriffa nach Westindien in den Jahren 1885 und 1886. Auf Befehl des k. k. Reichs-Kriegsministeriums, Marine-Section, mit Zugrundelegung der Berichte des Schiffscommandanten, zusammengestellt. Herausgegeben von der Redaction der „Mittheilungen aus dem Gebiete des Seewesens“. Pola. 1887. Gr. 8. 4 M.

Biedermann, G., Philosophie als Begriffswissenschaft. Religions-Philosophie. Prag, Tempsky. 1887. Gr. 8. 4 M.

Biller, E., Unter dem Scepter der Hofmeisterin. Eine dänische Hofgeschichte aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts. Leipzig, Reißner. 8. 4 M.

Bismarck, Fürst v., Reden. Mit Einleitungen, Anmerkungen, verschiedenen Aktenstücken und 5 Anlagen. Auf Grund amtlicher Quellen herausgegeben von Otto de Grahl (W. Wohlgemuth). 5ter u. 6ter Bd. Cöthen, Schettler. 8. 7 M. 50 Pf.

Block, P., Für Jedermann. Novellen. Leipzig, Werther. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Blumenau, E., Cantares. Aus dem Spanischen in das Deutsche übertragen. Minden, Bruns. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Blumenau, S., Lessing-Perlen. Eine systematisch geordnete Blumenlese aus Lessings sämmtlichen Werken. Bielefeld, Helmich. 1887. 8. 1 M. 25 Pf.

Bolanden, C. v., Die Kreuzfahrer. Historische Erzählungen. 3ter Bd. Mainz, Kirchheim. 1887. 8. 3 M. 80 Pf.

Börckel, A., Arnold Walpod. Historische Dichtung. Mit 1 Titelbild. Mainz, V. v. Zabern. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Boy-Ed, Ida, „Ich“. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Braasch, M., Die Philosophie der Gegenwart. Ihre Richtungen und ihre Hauptvertreter. Für die Gebildeten dargestellt. Leipzig, Greßner u. Schramm. Gr. 8. 10 M.

Brackel, Ferdinande Freiin v., Der Spinnlehrer von Carrara. Eine Künstler-Novelle. Der Wirklichkeit nacherzählt. Köln, Bachem. 1887. 8. 3 M.

Brambach, W., Gottfried Wilhelm Leibniz Verfasser der Histoire de Bileam. Mit vollständigem Abdruck der Histoire de Bileam in der von Leibniz gebilligten Form. Leipzig, Barth. 1887. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Breidenbach, F. v., Geschichte der italienischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 1ste Abth. Berlin, K. Siegismund. 1887. Gr. 8. 4 M.

Ein Briefwechsel zweier altösterreichischer Schulmänner (K. Enk v. der Burg und W. Heinzel). Herausgegeben von L. und R. Heinzel. Wien und Prag, Tempsky. 1887. Gr. 8. 3 M.

Brunner, S., Die vier Großmeister der Aufklärungs-Theologie (Herder, Paulus, Schleiermacher, Strauß), in ihrem Schreiben und Treiben verständlich und nach Möglichkeit erheiternd dargestellt. Paderborn, F. Schöningh. 8. 5 M. 40 Pf.

Burckhardt, Zur Reform der juristischen Studien. Eine pädagogische Studie. Wien, Manz. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Cludius, C. E., Der Plan von Goethe's Faust, erläutert. Bremen, Müller. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.

Detten, G. v., Münster i. W., seine Entstehung und das Kulturbild seiner 1000jährigen Entwicklung. Münster, Aschendorff. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.

Dóczi, L., Letzte Liebe. Schauspiel. Leipzig, Klinkhardt. 1887. 8. 4 M.

Doruer, A., Das menschliche Erkennen. Grundlinien der Erkenntnisstheorie und Metaphysik. Berlin, Reuther. 1887. Gr. 8. 9 M.

Ehrenfels, C. v., Ueber Fühlen und Wolleu. Eine psychologische Studie. Wien, Gerold's Sohu. 1887. Lex.-8. 1 M. 80 Pf.

Ehrlich, H., Aus allen Tonarten. Studien über Musik. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 8. 4 M. 50 Pf.

Eicken, H. v., Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. Stuttgart, Cotta. 1887. Gr. 8. 12 M.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge, von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. 2te Section H—N. Herausgegeben von A. Leskien. 41ster Thl. Leipzig, Brockhaus. 1887. Gr. 4. 11 M. 50 Pf.

Die Entstehung der schweizerischen Neutralität und Glaubensfreiheit. Zwei Parallelen und grundlegende Völkerrechte, nach den eidgenössischen Abschieden als ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte, zusammengestellt von einem Freunde der vaterländischen Geschichte. Zürich, Höhr. 1887. Gr. 8. 1 M.

Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 1ster Bd. Berlin, Hertz. 1887. Lex.-8. 14 M.

Fleischner, L., Das Recht der Realschule. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1886. Gr. 8. 60 Pf.

Flügel, E., Thomas Carlyles religiöse und sittliche Entwicklung und Weltanschauung. Studie. Leipzig, Grunow. 1887. 8. 5 M.

Franke, F., Neue Briefe aus Baden-Baden. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 1 M. 20 Pf.

Freytag, G., Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig, Hirzel. 1887. 8. 5 M.

Friese, F., Historische Nachrichten von den merkwürdigen Ceremonien der Altenburgischen Bauern. 1703. Neudruck mit Einleitung und Anmerkungen versehen, mit einer Nachbildung der Trachtenbilder bei Friese und einem modernen Trachtenbilde. Schmölln, Bauer. 1887. Gr. 8. 1 M.

Frimmel, T., Neue Beethoveniana. Mit 3 Heliogravuren und 3 Phototypien. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 10 M.

Frohnau, G. J., Einheits-Mittelschule und Gymnasial-Reform. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Goecke, R., Das Königreich Westphalen. Sieben Jahre französischer Fremdherrschaft im Herzen Deutschlands, 1807—1813. Nach den Quellen dargestellt. Vollendet und herausgegeben von T. Ilgen. Düsseldorf, Voß u. Comp. Gr. 8. 6 M.

Grimm, Die Pharaonen in Ostafrika. Eine kolonialpolitische Studie. Mit einigen Holzschnitten und Lichtdruck-Bildern. Karlsruhe, Macklot. 1887. Gr. 8. 4 M.

Holder-Egger, O., Die Monumenta Germaniae und ihr neuester Kritiker. Eine Entgegnung. Hannover, Hahn. 1887. Gr. 8. 60 Pf.

Hudson, Luise, Königin von Preußen. Nach H.'s Live and times of Louisa, Queen of Prussia, unter Mitwirkung von W. Wagner selbständig bearbeitet von R. Carl und K. F. Pfau. Rechtmäßige deutsche Ausgabe. Mit einem Porträt der Königin Luise in Lichtdruck. Leipzig, Pfau. 1887. Gr. 8. 6 M.

Kindt, A., Der goldene Pantoffel oder die Geschichte von den fünf Hampelmännern. Berlin, Eckstein Nachf. 1887. 8. 4 M.

Tanera, C., Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanz-Offiziers im Feldzug 1870/71. 2te Reihe. Nördlingen, Beck. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Vierordt, H., Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland. Heidelberg, C. Winter. 12. 2 M.

Villamaria, Verscholl'ne Mär. Ein Novellencyclus von König Artus Tafelrunde. Berlin, Haack. 8. 2 M. 80 Pf.

Villari, P., Donatello und seine Werke. Festrede. Aus dem Italienischen übersetzt von H. N. — D. A. Jena, Fischer. 1887. Gr. 8. 1 M.

Vogel, B., Johannes Brahms. Sein Lebensgang und eine Würdigung seiner Werke. Leipzig, M. Hesse. 8. 1 M. 20 Pf.

Vogüé, Vicomte E. M. de, Wintermärchen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Neubrandenburg, Brünslow. 8. 3 M.

Volz, B., Die Anfänge des Christentums im Rahmen ihrer Zeit. Leipzig, Spamer. 8. 1 M. 20 Pf.

Wagner, R., Jesus von Nazareth. Ein dichterischer Entwurf aus den Jahren 1848. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1887. Lex.-8. 4 M.

Weickum, K., Petrus und Kornelius. Biblisches Drama. Mit 1 Titelbild und 1 Musikbeilage. Festgabe zur Feier des 50jährigen Priesterthums des Heiligen Vaters Leo XIII. Freiburg i. Br., Herder. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.

Christliche Weisheit aus der vorchristlichen Zeit. Bremen, Rocco. 1887. 16. 80 Pf.

Wigand, P., Heinrich W. J. Thierschs Leben (zum Teil von ihm selbst erzählt). Herausgegeben von P. W. Mit Thierschs Porträt in Stahlstich. Basel, Schneider. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Wild-Lüthi, C., Kleine Volksdramen für dramatische Vereine und Familienkreise. Als Manuscript gedruckt. Zürich, Schultheß. 12. 2 M. 40 Pf.

Wilser, L., Ariovist. Trauerspiel. Karlsruhe, Braun. 1887. 8. 2 M.

Wolff, J., Das Recht der Hagestolze. Eine Heiratsgeschichte aus dem Neckarthal. Berlin, Grote. 8. 6 M. 50 Pf.

Zobeltitz, F. v., Das Nessusgewand. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1887. 8. 9 M.

Zola, E., Mutter Erde. (La terre.) Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung von A. Schwarz. 2 Bde. Budapest, Grimm. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch
von
Friedrich Bodenstedt.

Miniatur-Ausgabe. 14. Aufl. Geb. 4 M. 50 Pf.
Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 2 M.
Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche
von
Friedrich Bodenstedt.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Wie die „Lieder des Mirza Schaffy“, die bereits über hundert Auflagen erlebten, erfreuen sich auch diese beiden Gedicht- und Liederbücher Bodenstedt's mit Recht allgemeiner, dauernder Beliebtheit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Cours abrégé
de la
Littérature française
depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage rédigé d'après
Bougeault, Paris, Albert, Demogeot
par **M. Asmus.**

2me édition. 8. Geh. 1 M. 80 Pf.

Diese kurzgefasste Geschichte der französischen Literatur, sowol zum Gebrauch in Schulen und Privatinstituten wie auch zum Selbstunterricht bestimmt, hat sich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt, sodass schon nach kurzer Zeit das Erscheinen einer zweiten verbesserten Auflage nothwendig geworden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neues Wörterbuch
der portugiesischen und deutschen Sprache

mit besonderer Berücksichtigung
der technischen Ausdrücke des Handels und der Industrie, der Wissenschaften und Künste und der Umgangssprache.

Von
H. Michaelis.

Erster Teil: Portugiesisch-Deutsch.
8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Michaelis' neues Portugiesisch-Deutsches Wörterbuch, dessen erster Teil soeben ausgegeben wurde, kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Ausdrücke des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit aufgenommen hat und ebenso die Phrasen des höhern literarischen Stils als die der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Der zweite Teil befindet sich unter der Presse.

Gleichzeitig erschien in vierter Auflage:

Michaelis, H. Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache. 2 Theile. Jeder Theil geh. 6 M., geb. 7 M. 50 Pf. Complet in einen Band gebunden 14 M.

Michaelis' Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch, das bereits in vierter Auflage vorliegt, ist binnen wenigen Jahren in Deutschland wie in Italien heimisch geworden und als das beste anerkannt, das beide Nationen für den Hand- und Schulgebrauch besitzen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kleine Schriften
zur Geschichte und Cultur

von
Ferdinand Gregorovius.

Zweiter Band.

Mit einer Tafel. 8. Geh. 5 M. 50 Pf. Geb. 6 M. 50 Pf.

Inhalt: Eine Weltchronik in Bildern. — Die beiden Crivelli, baierische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert. — Neues Leben in Corsika. — Die Brüder von Humboldt. — Fünf Tage vor Metz. — Segesta, Selinunt und der Mons Eryx. — Der Umbau Roms.

Der berühmte Verfasser der „Wanderjahre in Italien“ und der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ vereinigt hier eine Reihe geschichtlicher und culturgeschichtlicher Essays, welche wie alle seine Schriften Ernst und Gründlichkeit der Forschung mit eigenthümlicher Anmuth der Sprache verbinden. Auch dieser zweite Band der „Kleinen Schriften“ wird seinen zahlreichen Verehrern ebenso willkommen sein wie der erste Band.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Siebenter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Das würtembergische Ministerium Linden. Von Julius von Pflugk-Harttung. — Herzogin Sophie von Hannover. Ein Lebens- und Culturbild des 17. Jahrhunderts. Von Ed. Bodemann. — Die Irrfahrten Gustav's IV. Adolf von Schweden. Von Arthur Kleinschmidt. — Römisches Kaiserthum und Verfassung bis zur Erhebung Vespasian's. Von Julius Asbach. — Tertullian und die Kaiser. Von Ernst Noeldechen. — Das Priesterthum bei den Germanen. Von Emil Ritterling. — Husitische Propaganda in Deutschland. Von Herman Haupt. — Tridentiner Concil. Begründung der katholischen Glaubenslehre. Von Wilhelm Maurenbrecher.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden neuen Jahrgange vereinigen sich geschichtliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem und gediegenem Inhalt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.

Von Friedrich Gerstäcker.

Mit Illustrationen von Otto Brausewetter.

Achte Auflage. 8. Cart. 1 M.

Diese beliebte, bereits in achter Auflage vorliegende Erzählung Gerstäcker's ist eins der gelungensten Erzeugnisse deutschen Humors. Um derselben noch weitern Eingang in die deutsche Leserwelt zu verschaffen, wurde der Preis des mit 20 ergötzlichen Illustrationen geschmückten Werkchens auf nur 1 M. gestellt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 3. — 19. Januar 1888.

Zwei deutsche Memoirenwerke.

1. Jugendeindrücke und Erlebnisse. Ein historisches Zeitbild von Georg Weber. Leipzig, Engelmann. 1887. Gr. 8. 6 M.
2. Erinnerungen alter und neuer Zeit von Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim. Zwei Bände. Stuttgart, Metzler. 1887. Gr. 8. 10 M.

„Dem Bürgerlichen ist alles Geschäft, selbst das Vergnügen; dem Edelmann alles Vergnügen, selbst das Geschäft." Auf die beiden vorliegenden, in der Muße des Alters geschriebenen Bücher kann dieser sonst nur bedingungsweise geltende Ausspruch Börne's nahezu bedingungslos angewendet werden. Die Verfasser derselben, Professor G. Weber und Graf Dürckheim, sind nicht nur als Zeitgenossen, sondern auch als nahe Nachbarn geboren worden; der erstere als Sohn der im Napoleonischen Zeitalter französischer Herrschaft unterworfenen Pfalz, der letztere als Elsässer, dessen Aeltern durch die nämliche Herrschaft nach Würtemberg vertrieben worden waren. Im Leben beider Männer hat die Restauration des Jahres 1814 eine wichtige, wenn auch nicht die nämliche Rolle gespielt; die Beschlüsse des Wiener Congresses, welche den einen zum Deutschen machten, machten den andern zum Franzosen. Zu Anfang des vorigen Jahrzehnts haben beide der öffentlichen Thätigkeit entsagt. In allem übrigen stellen dieselben zwei grundverschiedene, einander schier entgegengesetzte Typen dar.

Dank der ihm angeborenen bürgerlichen Tüchtigkeit arbeitet Georg Weber sich aus kleinen und ärmlichen Verhältnissen zum angesehenen Schulmann und historischen Schriftsteller empor; er gibt in seinem historischen Zeitbilde „Jugendeindrücke und Erlebnisse" (Nr. 1) über die Einzelheiten seines Lebensganges und die Verhältnisse, die er an den verschiedenen Schauplätzen seines Wirkens vorgefunden, ebenso genauen und ernsthaften Bericht, wie über die Ehren und Auszeichnungen, welche er erstritten. Wo der Rahmen der autobiographischen Erzählung für den zu bewältigenden Stoff nicht ausreicht, werden Episoden eingeschaltet, welche die geschichtliche Entwickelung des Gewordenen und von ihm Vorgefundenen erläutern. Den Personen, die ihm begegnet sind, und den Zuständen, mit welchen er zu rechnen gehabt, sucht der Verfasser nach Möglichkeit gerecht zu werden. Lob und Tadel, Kritik und Anerkennung werden sorgfältig abgewogen, Licht und Schatten so vertheilt, daß der Leser den Eindruck eines wahrheitsgetreuen, genau disponirten, von Künstlerschaft und Pfuscherei gleich weit entfernten Gemäldes gewinnt. Von sich selbst und dem, was er im Laufe des Lebens fertig gebracht, handelt der Autobiograph gern und mit unverhohlener Befriedigung. Er hat ein gutes Gewissen und leitet aus diesem das Recht ab, vor dem eigenen Urtheil ebenso zu bestehen wie vor demjenigen anderer. Den ihm zur Gewohnheit gewordenen geschichtlichen Ernst verleugnet der Verfasser in dieser Rückschau über das, was Georg Weber gewesen und geworden, so wenig wie in seiner dritten Leuten gewidmeten Schriften. Allenthalben geht es trocken, verständig und gemessen zu, überall halten Ernst und Spaß, Prosa und Poesie des Lebens gleichen Schritt; von humoristischer Erhebung über sich selbst weiß der Verfasser ebenso wenig wie von Ekstase über die außerordentlichen Erscheinungen, die ihm begegnet sind. Zwischen den religiösen und politischen Parteien seiner Zeitgenossenschaft hat er denselben Mittelweg genommen, auf welchem die Leser seiner Universalgeschichte durch den „Traum der Menschheit" geführt worden sind.

Als ausgesprochenes Gegenstück dazu stellen sich die „Erinnerungen alter und neuer Zeit" von Ferdinand Graf Eckbrecht Dürckheim (Nr. 2) dar. Goethe's Wort: „Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann", scheint dem

Berichterstatter bei der Niederschrift jeder der 642 Seiten seiner Selbstbiographie in den Ohren geklungen zu haben. Die Lebensarbeit, über welche er berichtet, steht an Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit und Ernst hinter derjenigen Weber's nicht zurück — das Urtheil über dieselbe aber ist ein so bescheidenes und liebenswürdiges, wie es nur ein glücklich angelegter Sterblicher niedergeschrieben haben kann. Als Aristokrat, der über Höhen und Tiefen des Lebens gleich genauen Bescheid weiß, besitzt der Verfasser so genauen Maßstab für dasjenige, was von dem in der Reihe seiner Zeitgenossen stehen gebliebenen Einzelnen überhaupt geleistet werden kann, daß seine Schätzung der eigenen Wirksamkeit außerordentlich niedrig ausfällt; will ihn die Freude an seinen Erfolgen ein oder das andere mal fortreißen, so findet sich regelmäßig der Schalk ein, der ihm über die Schulter zuruft: „Bilden Sie sich ja nichts ein, Herr Graf." Zugleich Deutscher und Franzose, ist der Verfasser von deutsch-biedermännisch-philiströsem Selbstgefühl ebenso weit entfernt wie von französisch-gespreizter Eitelkeit. Er hat außerordentlich viel gesehen und gehört, in das Hof- und Beamtenleben des Bürgerkönigthums, in die republikanische Wirthschaft von 1848 und das Staatswesen des zweiten Kaiserreichs genauen Einblick genommen, fast alle bedeutenden Franzosen und sehr viele bedeutende Deutsche seiner Zeit gekannt, unter drei Regierungen einflußreiche Aemter verwaltet und ersprießliche Dienste geleistet — er hat schließlich die Verwandlung vom französischen zum deutschen Staatsbürger mit mustergültiger patriotischer Gesinnung und wahrhaft männlichem Muth durchgemacht: der Bericht, den er darüber gibt, ist aber nichtsdestoweniger der einfachste und anspruchsloseste von der Welt. Von sich selbst sagt Graf Dürckheim gerade so viel, daß wir wissen, mit wem wir es zu thun haben und wer unsere Theilnahme in Anspruch nimmt: im übrigen weiß er dem Anspruch, den der Leser an die Selbstbiographie eines Mannes zweiter Ordnung stellt, in feinsinnigster Weise gerecht zu werden. Wo es den Bericht über Bedeutendes und Wichtiges, wie z. B. über die Begegnungen mit Ludwig Philipp und dem dritten Napoleon gibt, sagt er dem Leser alles, was er selbst weiß und was irgend zur Verdeutlichung seiner Darstellung beitragen könnte — Personen, die für ihn wichtiger als für andere gewesen, werden dagegen nicht weiter charakterisirt, als für den Zusammenhang erforderlich ist. Von „Bekenntnissen" wird ebenso abgesehen wie von Versuchen zur Selbstkritik: aus dem Lebensgange des Berichterstatters soll der Leser erfahren, mit wem er es zu thun hat. Das wird so vollständig erreicht, daß verschiedene Meinungen über die sittliche und intellectuelle Beschaffenheit Dürckheim's kaum möglich sind. Der reine, idealer Lebensauffassung zugewendete Sinn des Mannes charakterisirt sich durch die Geschichte seiner ersten Ehe, seine auf praktische Thätigkeit gerichtete, politischer Ideologie abgewendete Anlage durch die Darstellung seiner amtlichen Wirksamkeit, die unbestechliche Nüchternheit seines Urtheils durch den Bericht, welchen er über die Beamtenverhältnisse des französischen Königthums, der zweiten Republik und des Kaiserreichs erstattet. Ludwig Philipp hat er von der unliebenswürdigsten, die Bureaukratie der Jahre 1830—48 von der schwächsten Seite kennen gelernt; die Republik ist ihm so unfreundlich wie immer möglich begegnet, während er dem dritten Napoleon (den er als Gefangenen von Ham, als Präsidenten und als Kaiser zu beobachten Gelegenheit gehabt) als wohlwollenden und zuverlässigen Gönner zu Dank verpflichtet gewesen ist. Und dennoch ist Schätzung dessen, was der Verfasser von der Regierungsthätigkeit der einander ablösenden Machthaber zu sehen bekommen, durch diese Verschiedenheit der persönlichen Beziehungen in keiner Weise beeinflußt worden. Auf keins der Systeme, unter denen er gedient, hat Graf Dürckheim sich einschwören lassen, keinem der Herrscher, die über ihm gewaltet, hat er das Opfer seiner Ueberzeugungen gebracht: dem französischen Staate, dem er einmal angehörte, hat er sich nützlich machen, dem Gebiet, das ihm zunächst lag, seine Kräfte widmen wollen. Mitbestimmend auf die Geschicke Frankreichs einzuwirken, hat er den Beruf nicht gefühlt, weil sein Instinct ihn frühe über die Unberechenbarkeit französischer Stimmungen aufgeklärt, seine praktischen Erfahrungen darüber belehrt hatten, daß Hingabe an eine bestimmte Partei mit ersprießlicher Verwaltungsthätigkeit nicht zu vereinigen sei. Dürckheim's überall auf Thatsachen gestützte Auseinandersetzungen über den verderblichen Einfluß parlamentarischen Parteiwesens und parlamentarischer Mehrheitswirthschaft auf die Praxis des Verwaltungs- und Wirthschaftslebens gehören zum Lehrreichsten, was über diesen Gegenstand überhaupt geschrieben worden ist. Daß ein in den Ueberlieferungen des französischen Liberalismus emporgekommener, im Verdacht radicaler Neigungen stehender Mann auf dem Wege praktischer Erfahrungen dabei anlangt, das parlamentarische System als Verderber des Beamtenthums und als Quelle der denkbar gefährlichsten Art von Günstlingswesen zu bezeichnen, macht ungleich stärkern Eindruck, als theoretische Auseinandersetzungen irgend vermöchten.

Die deutsche Memoirenliteratur hat so lange zu den Stiefkindern unsers Schriftthums gehört, so erheblich hinter den Literaturen anderer Völker zurückgestanden, daß jede Bereicherung derselben dankbar begrüßt werden muß. Denkwürdigkeiten sind überdies die einzigen Bücher, die nie ganz unnütz geschrieben werden, aus denen immerdar irgendetwas gelernt werden kann. Die beiden vorliegenden Memoirenwerke haben aber noch andere Vorzüge als diejenigen ihrer Gattung aufzuweisen. Beide sind als wirkliche Beiträge zur Zeitgeschichte anzusehen — das eine, weil es den Leser in die stillen, saubern Werkstätten deutscher Geistesarbeit führt und mit Einzelentwickelungen bekannt macht, die innerhalb des Ganzen eine immerhin bemerkenswerthe Stelle einnehmen; das andere, weil es französisches Leben von einer bedeutenden und wenig bekannten Seite zeigt und zugleich Aufschlüsse über das

Verhältniß ertheilt, in welchem Elsaß und Elsasser während des letzten und wichtigsten Abschnitts ihrer Vorvergangenheit zu Frankreich gestanden haben. Beide Bücher werden mit gleichem Nutzen, wenn auch nicht mit gleichem Vergnügen gelesen werden: gerade darum erscheint es wünschenswerth, daß sie in die Hände der nämlichen Leser gelangen und ergänzende Arbeit thun mögen.

Ein japanischer Roman.

In Liebesbanden. Nach Bakin's japanischem Roman Kumono Tayema Arna Yo No Tsuki (Der in einer regnerischen Nacht durch einen Wolkenriß scheinende Mond), unter Benutzung der amerikanischen Bearbeitung von Edward Greey, mit Autorisation ins Deutsche übertragen von Hans Werner. Mit 26 Bildern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 5 M.

„Mit Autorisation"? Von Bakin? Oder von Greey? Die amerikanischen Nachdrucker sind unausgesetzt fleißig hinter jedem namhaftern deutschen Roman drein. Daß für die Benutzung der amerikanischen Bearbeitung eines japanischen Romans erst die Autorisation eingeholt worden sei, ist daher wol als eine humoristische Wendung zu verstehen, bestimmt, den Leser auf eine kleine Mystification vorzubereiten. Ist diese Auslegung richtig, so hat man keine Ursache, das Fehlen eines orientirenden Vorworts als einen Mangel zu rügen, wozu im entgegengesetzten Falle einiger Grund vorläge, denn sowol über die Zeit, aus welcher der angebliche japanische Roman stammt, wie über den Grad der ihm in Amerika zutheil gewordenen Umdichtung wäre selbstverständlich manches zur Einführung des Lesers in die japanische Romanliteratur vorzutragen gewesen. Immerhin, es handle sich nun um etwas mehr oder weniger Japanisches oder um eine freie Phantasie über japanische Themata, der Roman hat Anspruch darauf, gelesen zu werden; er ist recht gut geeignet, uns in die Denk- und Redeweise jenes, der europäischen Cultur sich mit so großer Beflissenheit nähernden asiatischen Volks einzuweihen, und überdies hat er Partien, welche in hohem Grade interessiren, weil sie zum Herzen sprechen.*)

Aus dem Inhalt hier einiges Wenige. Amada Buhei, der Vater des Helden der Geschichte, ist ein Jäger, also ein Gottloser, denn „selbst ein Verhungernder begeht eine sündige und grausame Handlung, wenn er ein Thier tödtet; ist's doch möglich, daß die befreite Seele des Opfers wiedergeboren werden kann in einem Körper, welcher noch armseliger ist als der bisherige". Eines Tags erlegt er einen „fünffarbigen", für besonders heilig gehaltenen Hirsch. Aus Kummer darüber stirbt die Gattin des Jägers, nachdem dieser ihr versprechen mußte, sein Söhnchen zur Sühne des väterlichen Frevels Priester werden zu lassen. Das Fell des Hirsches verkauft der Jäger an einen Samurai (militärischen Herrn), welcher es an einen Buddhisten überläßt. „Dieser bewahrte es als ein seltenes und merkwürdiges Ding auf und ahnte nicht, welche Folgen die Tödtung des heiligen Thiers haben würde."

Mit diesen Folgen soll uns der Roman nun bekannt machen. Die Vermuthung, sie möchten vor allem den ahnungslosen Besitzer des heiligen Fells betreffen, lag nach der obigen Einleitung nahe; sie bestätigt sich aber nicht. Im wesentlichen scheint es der Sohn zu sein, der für die Sünden des Jägers, seines gottlosen Vaters, büßen muß; doch auch ihm geht es im Grunde erst dann schlecht, als er im Alter von sechsundzwanzig Jahren seines Priestergelübdes überdrüßig geworden ist, sodaß der seitdem von ihm begonnene unheilige Lebenswandel, und nicht die Unthat seines Vaters, für alles, was schließlich über ihn hereinbricht, als ausreichende Schuld gelten kann. Hier zur Beurtheilung der Vortragsweise des Erzählers einige Stellen aus diesem Abschnitt der obschon fremdartigen, doch zumeist anmuthigen Geschichte. Der Anblick einer sehr schönen Harfenspielerin hat ihn schon früher um seine Ruhe gebracht. Auf einer Wanderschaft spät abends will er sich eben nach einer Unterkunft im nächsten Tempel umsehen:

Da hörte er die Klänge einer Koto (Horizontalharfe), die mit großem Geschick gespielt wurde, und als er vorwärts eilte, kam er an ein Gehege, welches eine kleine Hütte einschloß, die hinter einem großen Wirthshause gelegen war. Die Musik erfüllte seine Seele mit Entzücken, und in seinem Verlangen, den Spieler zu sehen, bog er mit den Händen die dichten Bambusstäbe des Zaunes auseinander und gewahrte ein liebliches Mädchen, welches einen Edelmann und seine Gäste durch ihr Spiel hinriß. Fast stockten die Schläge seines Herzens, als er in der schönen Spielerin das Mädchen wiedererkannte, welches er in dem Tempel so sehr bewundert hatte. Er stand wie bezaubert, staunte ihre Schönheit an und horchte auf die reizende Melodie. Als sie innehielt, sah er die Gäste sich entfernen und hörte den Edelmann sagen: „Hachisuba (Lotusblatt), du hast mir und meinen Freunden sehr viel Vergnügen bereitet. Da ist ein Kago (Sänfte), die dich nach Hause bringen wird. Dein Vater ist hier, um dich zu begleiten." Das Mädchen neigte tief ihr Haupt, holte Athem und murmelte

---

*) Nachdem ich im Vorstehenden den Eindruck wiedergegeben habe, den der Mangel jedes einführenden Vorworts auf mich, wie vermuthlich auf die Mehrzahl der Leser des Romans, machte, freue ich mich, hier die Auskunft folgen lassen zu können, welche mir seitdem von dem Herrn Uebersetzer zugegangen ist. Danach ist der Amerikaner Greey durch seinen dreißigjährigen Aufenthalt in Japan mit der japanischen Literatur sehr vertraut geworden und hat den Roman nur so weit umgestaltet, wie dies der Geschmack der Lesewelt, für welche die Uebertragung ins Englische geschah, verlangte. Ueber Bakin wird hinzugefügt, er stehe in Japan in hohem Ansehen, doch sei über die Zeit, wann er lebte und schrieb, ebenso wenig bekannt, wie über seine Persönlichkeit. Nachdem ich so viel erfahren hatte, hielt ich Rundschau unter den Specialisten auf dem Gebiete der ostasiatischen Literatur und verdanke nun der Güte des Professors Dr. von der Gabelentz in Leipzig folgende Auskunft, welche ohne Zweifel bei etwaigen weitern Auflagen des Romans den Lesern nicht vorenthalten werden wird. So lautet die Auskunft wörtlich: „Bakkin gilt für den bedeutendsten unter den jetzt lebenden Romanschriftstellern Japans. Von dem von Ihnen genannten Romane erfahre ich selbst durch Sie das erste Wort. Ein anderer Roman desselben Verfassers unter dem Titel «Hak'-ken-den, Geschichte von den acht Hunden», ist vielleicht der größte Roman der Welt und soll, wenigstens in den Einzelheiten, auch im europäischen Sinne ein wahres Meisterwerk sein."

Dankesworte, wobei sie eifrig umherspähte nach dem Lohn und den Geschenken, die der Edelmann neben der Koto zurückgelassen hatte. Als er sich entfernt hatte, stürzte sie auf das Päckchen zu, riß die Hülle auseinander und schüttete den Inhalt in ihre Hand, wobei sie ausrief: „Nur zehn Rio! Aber diese Rolle Brokat ist schön und dieser elegante Handspiegel ist sehr werthvoll. Er ist von dem besten Metall und seine Handhabe ist mit Seide eingefaßt in meinen fünf Lieblingsfarben — ein glückliches Omen!“ Während sie sprach, nieste Saikei, und in seiner Verwirrung rüttelte er an dem Zaune, worauf Hachisuba sich erhob, die Stufen hinab in den Garten schritt, seine Finger erfaßte und mit gedämpfter Stimme sagte: „Bist du ein Räuber?“ — „Nein, ich bin nur ein Priester“, flüsterte er; „ich bitte dich, mich loszulassen; ich muß nach dem Tempel zu Schin-gon heimkehren, und es ist spät.“ — „Seid Ihr der Priester Saikei?“ fragte sie mit erregter Stimme. — „Ja“, erwiderte er, indem er seine Finger aus den ihren löste. „Lebe wohl!“ Einmal frei, lief er den schmalen Pfad hinab in der Absicht, zu entfliehen, dachte aber nicht daran, daß an seinem Ende ein Abhang war, den er nicht hinab konnte. Hachisuba, die in ihrer Bewunderung für den jungen Bozu alles vergaß, eilte in das Haus zurück, rief zwei kleine Mädchen, die dort aufwarteten, und sagte: „Ich möchte dem Priester, welcher eben den Pfad hinabgegangen ist, ein Almosen geben. Geht ihn suchen und geleitet ihn freundlich hierher.“ Sie setzte sich auf die Erde neben die Koto, nahm etwas Weihrauchkräuter und verbrannte sie, um sich einen angenehmen Duft zu verleihen. Eins der Mädchen ging hinter Saikei her, das andere zündete das Licht in der Laterne an, welche an dem hintern Eingange der Hütte stand, und verbarg sich hinter der umrankten Bambusthür. Nach einigen Augenblicken hörten sie das andere Mädchen sagen: „Hachisuba San möchte Euch ein Almosen geben, seid so gut, zurückzukommen.“ — „Du irrst dich“, sagte er. „Ich bin kein Bettelpriester.“ Während er sprach, durchschritt er das Thor, und Hachisuba, welche ihn ernst betrachtete, rief ihm zu: „Ehrenwerther Priester, ich habe das Verlangen, mit Euch zu reden.“ — „Ja, ehrenwerther Priester“, bemerkte das kleine Mädchen, welches ihn am Gewande festhielt und auf die Sängerin wies; „Hachisuba San ist sehr reich, sie wird Euch viel Geld für Gebete geben.“ Die Kinder führten ihn zu dem Eingange des Hauses und das ältere sagte: „Ehrenwerther Priester, zieht Euere Sandalen aus und tretet ein.“ Saikei wandte sein Gesicht ab, murmelte ein Gebet und wollte gerade davoneilen, als Hachisuba begann: „Warum zaudert der ehrenwerthe Priester, wenn er eine Seele von Sünden retten kann?“ Saikei legte seine Sandalen ab, trat in das Gemach und wurde von Hachisuba empfangen, welche ihn zu dem Ehrenplatz vor dem Tokonoma führte, ihr Haupt bis zu den Matten neigte und mit einem tiefen Athemzuge sprach: „Ein heiliger Priester darf selbst einen armseligen Raum betreten wie diesen. Ich bin in großer Seelenbekümmerniß. Gewährt mir den Trost der Religion.“ Der Bozu, welcher niedergekniet war, entgegnete ängstlich: „Komme zum Tempel zu passender Zeit.“ Hachisuba weinte, bis ihr Gewand durchnäßt war, dann trocknete sie ihre Thränen und rief: „O heiliger Priester, kümmert Euch nicht um mein Glück im zukünftigen Leben! In Euern Augen bin ich nur wie der Thau auf dem Grase.“ Saikei, der sich halb erhoben hatte, betrachtete sie, wie man eine schöne Blume betrachtet, und sprach: „Du irrst. Wenn das Bekennen der Sünden dir die beschwerte Seele erleichtern kann, so will ich dich anhören.“ Hachisuba rückte ihm näher, füllte eine Schale mit Saké und bot sie ihm mit den Worten: „Trinket das mit mir!“ Damit schlürfte sie die Hälfte des Inhalts. Der Bozu murmelte ein Gebet und wollte sich entfernen, doch sie hielt ihn zurück und rief: „Ich bin dreiundzwanzig Jahre alt und seit meinem sechzehnten Jahre liebe ich dich im stillen.“ — „Ich bin Priester“, entgegnete er rauh. „Ich weiß es — ich weiß es!“ antwortete sie leidenschaftlich. „Trinkt diesen Wein und brecht Euer Gelübde in diesem «gemietheten Wirthshaus» (zeitige Welt)! Trinkt! trinkt! Es wird Euch nicht vergiften, sondern zum Menschen machen!“ Er fühlte ihren Hauch an seiner Wange, so nahe war sie ihm gerückt. Die Schale berührte seine Lippen; er sog den köstlichen Duft ein und — trank daraus und brach so das Gelübde, welches er hatte ablegen müssen, als er Priester wurde. Und nun wagte er nicht mehr, nach dem Tempel zurückzukehren, denn ihr Antlitz erschien ihm schöner als alle zweiunddreißig Gesichte des Buddha. „Mehr Saké!“ rief er unaufhörlich und leerte eine Schale nach der andern. „Du hast die Pforten von Schin-gon vor mir verschlossen. Nun sollst du mein Weib werden. Gib mir mehr Saké!“ Das Mädchen wollte eben seinem Wunsche entsprechen, als ihr Vater eintrat, welcher beim Anblick Saikei's ausrief: „Seid Ihr nicht ein Priester aus dem Tempel bei Kukuchi! Ich schäme mich Euerer!“ Das Gift hatte seine Wirkung bereits gethan. Saikei ergriff das Weingefäß, setzte es an die Lippen und leerte es bis auf die Neige; dann schleuderte er das Gefäß in den Garten hinaus und rief: „Ich werde morgen einen Freund zu dir senden, damit er über die Hochzeit mit dir rede!“ Im nächsten Augenblick schon lag er in tiefem Schlaf.

Die Kotospielerin wird darauf von ihrem Vater fortgeführt, und am nächsten Morgen findet Saikei unter seinem Kopfe ein von ihr zurückgelassenes Päckchen, worin unter anderm der ihr von dem Edelmann geschenkte Spiegel und ein von ihr geschriebener Abschiedsbrief sich befinden; sie bittet ihn um Verzeihung, erklärt sich als die allein Schuldige und „will ihre Sünde freudig unzählige Leben hindurch tragen, wenn sie ihn in diesem Leben nur noch einmal wiedersehen darf“.

Die Erfüllung dieser Sehnsucht wird ihr im Laufe der Geschichte zutheil, aber zu ihrem Unglück, denn bald nach jenem Abenteuer hat ihr Vater sie an einen betagten reichen Mann verkauft, und als dieser eines plötzlichen Todes verstorben ist und Saikei zum Zweck der Bestattungsceremonien in das Sterbehaus kommt, will der Bruder des Verstorbenen den inzwischen einer Menge Betrügereien verdächtig gewordenen Expriester erschlagen, sein Schwerthieb trifft aber Hachisuba, die Witwe seines Bruders:

„O!“ stöhnte er und schlug sich vor die Brust, „ich habe meinen Feind gefehlt und dich ohne Zeugen erschlagen!“ Er kniete an der Leiche nieder und betrachtete sie ernst. „Ich fürchte, daß ich zu spät komme!“ rief er, hob ihren Kopf auf sein Knie und schaute ihr ins bleiche Antlitz. „Eile nicht zur gelben Quelle, bevor ich dir eine Botschaft an meinen ältern Bruder mitgegeben habe. Ehrenwerthe Schwägerin, kannst du mich hören?“ Hachisuba öffnete halb die Augen und antwortete mit matter Stimme: „Ich bin im Begriff, meine Welt zu wechseln. Was für eine Botschaft soll ich meinem ehrenwerthen Gatten bringen?“ Takeakira zernagte die Lippen, knirschte mit den Zähnen und sprach mit fester Stimme: „Sage dem Geiste meines ehrenwerthen Bruders, daß ich meinen verhaßten Feind, den Priester Saikei, in seinem Hause fand, und daß du ihn bewirthetest; sage ihm, daß ich in der Absicht, mit seinem guten Schwert den ruchlosen Priester zu tödten, dir den Lebensfaden zerschnitten habe; dann erweise dem Geiste deines ehrwürdigen Gatten die letzte Ehre und fahre hinab in den tiefsten Abgrund!“ Hachisuba wurde durch seine Vorwürfe wieder zum Leben aufgerüttelt, sie richtete sich halb auf, wandte ihr todtenbleiches Antlitz ihm zu und entgegnete heftig: „Bittere Worte! Buddha kennt die Wahrheit! Ich wußte nicht,

daß Saikei dein Feind war! Du aber warst immer der meine und nun möchtest du meine Seele nach Ji-goku senden! Ach, was habe ich gethan, daß du mich so hassest?" — „Wußtest du nicht, daß der Donnerpriester der böse Geist Saikei war?" fragte er rauh. Das sterbende Weib schaute ihn ernst an, legte die linke Hand auf ihre Wunde und entgegnete matt: „Ich will meinem ehrwürdigen Gatten erzählen, daß du durch Zufall den Lebensfaden —" Sie fiel auf ihr Angesicht und „wechselte ihre Welt". In dem nämlichen Moment barg sich der Mond hinter einer Wolke und ein leuchtendes Etwas, das von der Leiche ausging, schwebte zum Gemach hinaus, erweiterte sich wie eine Sonne und zeigte im Mittelpunkt einen schönen Hirsch, dessen Farbe ein harmonisches Gemisch von Roth, Weiß, Braun, Gelb und Schwarz war. Die Erscheinung verweilte wenige Augenblicke, dann nickte der Hirsch leicht mit dem Kopf, die Farben schwanden allmählich, die Lichtstrahlen verkürzten sich und der geheimnißvolle Ball zog fort und entschwand zwischen den Bäumen. Takeakira, der die Vision mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachtet hatte, kniete an der Leiche seiner Schwägerin nieder, knirschte mit den Zähnen, zerfleischte mit den Nägeln seine Arme und stöhnte vor Schmerz. Als er die Sprache wiedergewonnen, sagte er: „Das ist wunderbar! Ehrenwerthe Schwägerin, ich habe dir unrecht gethan. Deine Seele wird ohne Zweifel vom zukünftigen Leben erlöst werden und du wirst zur Nirwana eingehen. Ich will dir schnell folgen auf dem einsamen Pfade."

Noch einmal tritt Hachisuba, wenn auch nur als Scheinbild, dem Expriester entgegen, und zwar als er sich durch siebentägiges Fasten auf einem Berge von seinen Sünden reinigen will. Dort trachten ihm Tajikichi, der Sohn, und Taye, die Tochter dessen, welcher Hachisuba unversehens erschlug und dafür selbst den Tod erlitt, nach dem Leben. Die Tochter nimmt mit Hülfe eines Zaubers das Aeußere Hachisuba's, der Kotospielerin, an. Saikei erliegt dem Trugspiel und der Sohn ersticht ihn.

Hier auch dieser eigenartig fremdländische Vorgang, wie er den Roman zum Abschluß bringt; bemerkenswerth ist hier wieder, wie in den meisten Partien des Buchs, die Milde des Umgangstons inmitten leidenschaftlich bewegter Handlungen.

Saikei hat sich durch das Scheinbild der Geliebten bestimmen lassen, aus der ihm dargereichten Schale mit Saké zu trinken, worauf seine Zauberkraft geschwunden und er in Betäubung gefallen ist. Nun heißt es weiter:

Nach kurzer Zeit erwachte Saikei aus seiner Betäubung und sagte zu Taye: „Ich hatte eine Vision der gnadenreichen Kwannon, die mir, voll Mitleid über mein Unglück, die Irrthümer meines Lebens gezeigt hat. Ich habe schwer gesündigt, aber nun fühle ich tiefe Reue." Das Mädchen betrachtete ihn ernst und versetzte: „Ich bin Taye, die ältere Schwester des Tajikichi, welcher die Unbilden zu rächen wünscht, die Ihr unserm ehrenwerthen Vater zugefügt habt." — „Ich weiß alles", entgegnete er ruhig. „Ich habe nicht den Wunsch, Euerm Bruder zu entfliehen." Sie legte die Hand auf ihren Dolch und horchte auf die nahenden Stimmen, entschlossen, Saikei nicht entschlüpfen zu lassen. Bald erreichten Herr Yamada und Tajikichi die Stelle, gefolgt von einigen Leuten, welche die (abgeschlagenen) Köpfe von Koku-un und Haku-un in den Händen trugen. „Da ist unser Feind!" rief Taye ihnen entgegen und wies auf den Priester, welcher kniend betete. „Dieser Augenblick", sagte sie, „entschädigt uns für alle unsere Trübsale." Der Knabe näherte sich Saikei, nannte ihm seinen Namen und erzählte die Geschichte von dem seinem Vater widerfahrenen Unrecht. Er schloß mit den Worten: „Gibt es irgendeinen Grund, um deswillen Euch mein Schwert nicht treffen sollte? Ihr kennt die Strafe des Himmels und der Erde (Gott und Mensch)?" Saikei entgegnete mit einer Verneigung: „Ich zog das schwarze Kleid an, als ich noch ein Kind war, und wünschte für das Heil meiner Aeltern zu beten; aber ich unterlag der schrecklichen Versuchung, welche mein Leben umwölkt hat. Doch das ist nun vorbei und ich kann das Licht des herrlichen Mondes sehen. Ich bitte Euch um den Spiegel." Taye verstand als Weib seine Bitte, trat mit einer Verneigung näher und reichte ihm mit gesenktem Blick das verhängnißvolle Geschenk Hachisuba's. Er nahm es mit Dank in Empfang, preßte es ehrerbietig an die Stirn und schleuderte es in den Wasserfall. Dann wandte er sich mit einer Verneigung zu Herrn Yamada und Tajikichi, entblößte den Nacken und sprach zu dem Knaben: „Nun schlage zu und räche deinen ehrenwerthen Vater. Namu Amida Butsu!" Als das Schwert niederfuhr, erschien Kwannon-Sama in dem Wasserfall. Saikei war in aufrichtiger Reue gestorben.

Zur Orientirung über den religiösen Ideengang des Romans noch einiges aus den moralischen Betrachtungen, welche der japanische Verfasser den meisten Kapiteln folgen läßt:

Die menschliche Natur ist höchst verderbt. Wie der Mond in einer stürmischen Nacht zwischen den Wolken hindurchscheint, währen die guten Impulse bei vielen Leuten selten lange genug, um der Welt zu nützen. Hätte Saikei seine löbliche Absicht ausgeführt und unter Verzichtleistung auf die Zauberkunst sich an den Ort zurückgezogen, wo sein Vater gesündigt hatte, und hätte er unter Büßen, Fasten und Beten Sühne gesucht, so wäre er dem Schicksal entgangen, das er am meisten fürchtete.... Der Tod Saikei's wurde pflichtgemäß Herrn Sasaki gemeldet und die Leiche gebührend bestattet. Der hohe Herr lobte die Treue der Kinder, gab ihnen reiche Geschenke und befahl Herrn Yamada, sie nach Sokokura zu geleiten, damit sie an dem Grabe ihres Vaters beten könnten.... Nach ihrer Heimkehr nach Kwannon-ji ließ sich Taye in Erfüllung ihres Gelübdes das Haupt scheren, unterzog sich den buddhistischen Ordensregeln und wurde die Nonne Miyo-un-ni. Herr Sasaki setzte ihr ein Jahrgeld aus und machte sie zur Vorsteherin des Kwannontempels auf dem Berge Iwato. In der Nacht ihrer Installirung erschien Kwannon ihr, Herrn Sasaki, Yamada und Tajikichi und sagte: „Es geschehen viele wunderbare Dinge, die nie erklärt werden, und wirken auf diejenigen ein, die zu ihnen in einer Beziehung stehen. Die erste Quelle der Trübsal war die Tödtung des fünffarbigen Hirsches, eines heiligen Thieres, das im Schatten meines alten Tempels auf Iwato geboren worden. Dieses Verbrechen wurde gerächt durch den Tod der Frau Amada Buhei's sowie des bösen Jägers. Um dann dem Guten entgegenzuwirken, das dem Amada dadurch zutheil hätte werden können, daß sein Sohn Priester wurde, begab sich die Seele des Hirsches in den Körper Hachisuba's und umwölkte das Leben des Saikei. Tomosaba Monoyemon von Kioto, welcher das Fell des heiligen Thieres kaufte, wechselte seine Welt am Galgen, und sein Sohn Tomosaba von Obata, der die Folgen seines Verbrechens erbte, wurde von Saikei besucht und versank in Armuth. Takeyasu und Takeakira, die Söhne des Ihara Taketoschi, welcher die Reliquie von Tomosaba von Kioto kaufte, wurden für ihres Vaters That, sowie dafür bestraft, daß sie treulos nicht mit ihrem Führer Nitta Yoschisaba gestorben waren. Das alles sind unvermeidliche Folgen schlimmer Ursachen; Amada Buhei's That war der Ursprung einer Kette von Verbrechen, deren Bestrafung erst durch die treue Kindesliebe von Taye und Tajikichi ein Ende gemacht ist. Da der Priester Saikei in die heiligen Geheimnisse eingeweiht war, durfte er sich im Augenblick des Todes bessern."

Robert Waldmüller.

Zur deutschen Literatur.

1. Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache von Adolf Socin. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1888. Gr. 8. 10 M.

Der gelehrte Verfasser hat sich ein ebenso lehrreiches wie anziehendes Thema gewählt und es mit großer Belesenheit, Sachkenntniß und eigener Theilnahme an seinem Gegenstande durchgeführt. Zu Vorgängern hatte er darin weniger den Altmeister unserer deutschen Sprachforschung, Jakob Grimm, als Müllenhoff und Scherer, die Arbeiten Rudolf von Raumer's über die Entstehung und Entwickelung der neuhochdeutschen Schriftsprache und neben noch mehrern andern, die er im Vorwort dankbar nennt, Heinrich Rückert's „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache". Dabei gibt er uns eine Beurtheilung dieses Werks, die man wol als zutreffend wird gelten lassen müssen:

> Ueber Rückert zwei Worte. Niemand wird für den Reiz seines gewandten und formenschönen Stils unempfindlich sein, noch ihm den Vorzug absprechen, den Zusammenhang der sprachlichen Entwickelung mit den Cultur- und Literaturströmungen der verschiedenen Zeitalter eindringlich hervorgehoben und nachgewiesen zu haben. Das Streben nach geistreicher Darstellung hat aber andererseits auch dazu geführt, daß mitunter den Thatsachen Gewalt angethan wurde, daß insbesondere das ganze Werk von einer eigenthümlichen teleologischen Anschauung durchzogen ist, als sei die Entwickelung der deutschen Sprache, wie sie sich uns jetzt darstellt, von Anfang an mit bewußter Absicht vorbereitet gewesen.

Bei jedem Volke, das überhaupt literarische Bildung hat, stellt sich ein ähnlicher Gegensatz zwischen Schriftsprache und Volksmundart heraus — ein ähnlicher, aber bei weitem nicht ein gleicher. Denn entweder wird eine Mundart die herrschende und damit zur Schriftsprache, während die andern nur dem Verkehr der Ungebildeten dienen und als Patois oder Platt der Verachtung anheimfallen, oder es bildet sich aus den verschiedenen Mundarten gewissermaßen ein Abstractum, ein Sublimat und stellt sich als Kunstsprache, was ja im Indischen das Wort Sanskrit eigentlich bedeutet, gegenüber der „natürlichen" Sprache, dem Prakrit. Im allgemeinen wird man eine um so größere sprachliche Bildung bei denjenigen Völkern finden, bei denen die Mundarten nicht in Verachtung gerathen sind, sondern auch neben der Schriftsprache immer noch eine gewisse Rolle, nicht blos als Verkehrsmittel für Ungebildete, spielen. In Betreff des Griechischen gibt dies jeder ohne weiteres zu; aber auch mit dem Indischen verhält es sich ähnlich.

Eine eigenthümliche Erscheinung bietet in dieser Hinsicht das Arabische. Denn als nach der Einführung des Islam sich Mittelpunkte der Bildung in größern Städten erhoben, entstand auch sofort ein reger Eifer für das Studium der Muttersprache; die Volkslieder wurden von Gelehrten gesammelt (Hamasa) und die Grammatiker gingen zu den Beduinenstämmen der Wüste und fragten ihnen ihren Wortschatz ab. Jedes so erhaltene Wort trugen sie, nicht in ein Idiotikon, sondern in das allgemeine arabische Wörterbuch ein, sodaß jeder Kunstdichter es unbedenklich in der eigentlichen oder in einer übertragenen Bedeutung gebrauchen konnte. Dieser weitherzigen Anschauung der arabischen Grammatiker verdankt das arabische Wörterbuch seine Reichhaltigkeit und damit die arabische Sprache ihre außerordentlich reiche Entwickelung. Sehr dürftig dagegen ist in dieser Hinsicht die Entwickelung des Lateinischen, welches alle andern italischen Mundarten verdrängte, mannichfaltiger und eigenthümlicher hinwiederum die des Deutschen. Wie die deutsche Heldensage auf die Wanderschaft geht und sich bald in Oberitalien, bald in Konstantinopel, bald in Ungarn niederläßt und uns damit schon ein treues Bild der deutschen Völkerwanderung gibt, wie aber auch innerhalb Deutschlands die Hegemonie von einem deutschen Volksstamm auf den andern, die gelehrte oder höfische Bildung von einem Stand auf den andern übergeht, so wechselt auch die Herrschaft der Mundarten. Und so entsteht ein ewiger Kampf, in welchem der sprachliche Ausdruck stets wechselt, zum Aerger des beschränkten Grammatikers, der die Sprache gern in die spanischen Stiefeln seiner Regeln einschnüren möchte, zur Freude des Sprachforschers, der sie in ihrem organischen Leben gern belauscht. Zunächst geräth die Schriftsprache mit sich selbst in Widerspruch. Denn um allen gebildeten Deutschen mühelos verständlich zu sein, muß sie sich gewissen Regeln fügen, die nicht von vornherein in ihrem Wesen lagen, sie muß sich von den Grammatikern modeln lassen, sie wird eine Art Kunstproduct, was ihrem innern Wesen widerstreitet. Dann hat sie den Kampf gegen die Volksmundarten zu bestehen, die sie verdrängen muß, um zu herrschen, und deren Vorhandensein doch hinwiederum nothwendig für sie ist, denn erst aus dem erkannten Gegensatz zwischen ihr und der Mundart ergibt sich für den Gebildeten die Nothwendigkeit einer Kunstsprache. Man sieht: überall „Kampf ums Dasein"; aber gerade dieser Kampf erhält beide Arten von Sprachen frisch und lebendig. Den Fortschritt sprachlicher Bildung bei einem Volke wird man auch wol am besten danach bemessen können, daß dieser Kampf immer mehr als ein nothwendiger erkannt wird, daß auch der Mundart in den ihr von der Natur gezogenen Grenzen ihr gebührendes Recht zuerkannt wird; ist sie es doch, die zwischen Schriftsprache und Volk die Verbindung aufrecht erhält. Ohne sie würde die Schriftsprache in Deutschland bald nichts weiter sein, als was bis vor kurzem noch das Latein bei den Gelehrten, das Französische an den Höfen war — Verkehrsmittel, nichts weiter.

Diese wenigen Andeutungen müssen genügen, um einen ungefähren Begriff von dem Thema unsers Buchs zu geben; über die Art der Ausführung äußert sich der Ver-

fasser in dem Vorwort sehr bescheiden: die Schilderung der sprachlichen Zustände des 17. und 18. Jahrhunderts, soweit sie die Schriftsprache betrifft, beschränke sich im großen und ganzen auf eine Sammlung der Aussprüche der Grammatiker und komme insofern dem Plane eines Urkundenbuchs der deutschen Sprache am nächsten. Man fürchte aber deshalb nicht, daß diese Zusammenstellung etwa nur für die Fachgelehrten Interesse habe. Jedem gebildeten Deutschen muß es angelegen sein, zu wissen, was er denn eigentlich unter seiner Schriftsprache zu verstehen und was man in den verschiedenen Jahrhunderten darunter verstanden hat. Und auch wer solchen Forschungen nicht ganz fremd ist, wird doch hier manches Neue, manches, was ihm bisher nur dunkel vorgeschwebt hat, ins Licht gestellt finden; ich erwähne nur die eine Zeit lang im Schwang gewesene doppelte Schriftsprache der kaiserlichen und der obersächsischen Kanzlei.

2. Das dreihundertjährige erste Faust-Buch vom Jahre 1587. Ein Buch-Jubiläum. Besprochen von Karl Engel. Oldenburg, Schulze. 1887. 8. 60 Pf.

Schon von anderer Seite und auch von mir, bei Gelegenheit einer Besprechung der deutschen Volksbücher in Kürschner's „National-Literatur“ in d. Bl., wurde auf das Jubiläum des ersten Faust-Buchs hingewiesen, welches nach seinem Drucker, der wol auch im wesentlichen sein Verfasser war, das Spieß'sche genannt wird. Es ist neuerdings, nach den wenigen Exemplaren, die sich noch auf einigen Bibliotheken gefunden haben, wieder allgemein zugänglich gemacht worden durch sorgfältige Neudrucke, von denen Engel S. 31 Rechenschaft gibt, und auch die spätern Erweiterungen dieses ersten Faust-Buchs von Widman und Pfitzer haben neue Auflagen erlebt, das letztere durch den berühmten Commentator des Goethe'schen „Faust“, Heinrich Düntzer, in der Collection Spemann Nr. 77. Die letzte Ausgabe des Spieß'schen Buchs von Bobertag in der „National-Literatur“ konnte Engel noch nicht bekannt sein, da sie erst in vergangenem Jahre erschien. Und gedenken wir Erich Schmidt's glücklichen Fundes, von dem wir auch erst im Frühling Kenntniß erhielten, so erweist sich das Jahr 1887 als sehr productiv auf dem Gebiete der Faust-Literatur.

Die kleine Schrift des bekannten Faust-Bibliographen, des Concertmeisters Karl Engel in Dresden, erreicht vollständig ihren Zweck, woran freilich der von vornherein nicht zweifeln wird, der die Verdienste dieses sorgsamen Forschers auf dem Gebiete der Faust-Literatur und dem daran grenzenden unserer deutschen Puppenkomödien hat würdigen lernen. Nur eine Frage an die Fachkenner möchte ich als Laie mir bei dieser Gelegenheit erlauben. Das Porträt Faust's, welches den Titel unsers Schriftchens ziert, nach Rembrandt, findet sich auch in einer geschriebenen erfurter Chronik, der Hagel'schen, wenn ich nicht irre, und wurde daraus von dem verdienten Forscher erfurter Kunstalterthümer, Heinrich Kruspe, in seiner „Erfurter Bilder-Chronik“ veröffentlicht. Ist dieses Rembrandt'sche Porträt ein bloßes Phantasiegemälde, oder beruht es auf einer Tradition wie —? Die Fachkenner wissen, was ich meine.

3. Schröder und Gotter. Eine Episode aus der deutschen Theatergeschichte. Briefe Friedrich Ludwig Schröder's an Friedrich Wilhelm Gotter. 1777 und 1778. Eingeleitet und herausgegeben von Berthold Litzmann. Hamburg, Voß. 1887. Gr. 8. 3 M.

Der verdiente Literaturforscher Litzmann ist seit längerer Zeit, trotz des dicken Buchs von F. L. Meyer, mit einer umfangreichern Monographie über den großen hamburger Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder beschäftigt, in welcher er auch die ihm von Gotter's Enkelin anvertrauten Briefe Schröder's (die Gotter'schen scheinen verloren zu sein) verwenden wollte. Doch entschloß er sich, diese Sammlung als Vorläufer seiner biographischen Arbeit vorauszuschicken, zum Theil aus der „Ueberzeugung, daß dieses lebendige Stück Theatergeschichte es wol verdiene, gerade in dieser Form auch in weitern Kreisen bekannt und gelesen zu werden“. Er folgt damit einem Zuge unserer Zeit, der dahin geht, auch „des Mimen Kunst, die schnell und spurlos an dem Sinn vorübergeht“, für die Nachwelt möglichst zu erhalten und zu fixiren. Ob darin nicht zu viel gethan wird? Genug, es ist ein Zug unserer Zeit. Daß bei dem eigenthümlichen Verhältniß der Schauspieler zueinander, zum Publikum, zur Kritik, bei solchen Privatmittheilungen von Schauspielern an Genossen oder Gönner ihres Berufs nothwendig viel unnützer Klatsch mit unterläuft, wird sich jeder Herausgeber solcher Briefe, Tagebücher u. dgl. selbst sagen können. Die vorliegende Sammlung nimmt eine Mittelstellung zwischen Brief und Tagebuch ein. Es sind tägliche Aufzeichnungen aus Schröder's geselligem, mehr noch natürlich aus seinem künstlerischen Leben, die er von Zeit zu Zeit mit einigen begleitenden Worten an Gotter nach Gotha schickte. Sie fallen in die Zeit, wo Schröder auf der Höhe seines Ruhms und seiner Leistungen stand. In einer Einleitung belehrt uns der Herausgeber:

> Am 20. September 1776 erschien mit fieberhaftem Eifer vorbereitet und einstudiert „Hamlet“ auf der hamburger Bühne. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Schröder's Schüler, Brockmann, spielte den Hamlet, begünstigt durch äußere Erscheinung, zu größtem Entzücken des Publikums. Dorothea Ackermann stellte die Ophelia mit herzerschütternder, schauder- und mitleidaufregender Täuschung dar, Reinecke und Frau, damals auf der Höhe ihrer Künstlerschaft, gaben das königliche Ehepaar. Schröder selbst gab den Geist; die hagere Gestalt, wie ein wesenloses Gespenst über die Bühne gleitend — hier kam der geschulte Balletttänzer der Kunst des Schauspielers zu Hülfe —, wirkte, dem hellen Tenorklang seiner Stimme zum Trotz, auf das schaudernde Publikum wie eine wirkliche Erscheinung aus dem Grabe. Dieser eine große Abend entschied ein für allemal über das Schicksal Shakspeare's auf der deutschen Bühne und damit über die Entwickelung der Tragödie in Deutschland überhaupt.

Was Schröder nun zu Gotter hinzog, ihn zu öftern Einladungen desselben nach Hamburg und zu diesem vor-

liegenden Briefwechsel veranlaßte, war das Bestreben, Gotter als Theaterdichter nach Hamburg zu ziehen. Als aber Gotter zwar den Einladungen nach Hamburg Folge leistete, zur Uebersiedelung jedoch sich nicht entschließen konnte, erkaltete Schröder's Theilnahme für ihn, und damit erlosch der briefliche Verkehr.

Gewiß verdient der Herausgeber für diese Veröffentlichung Dank, zunächst allerdings von den Fachgenossen, den Geschichtschreibern der deutschen Bühne. Aber auch der dilettantische Freund dieser Kunst wird manches Anziehende in dem Briefwechsel finden, wohin ich besonders Schröder's Mittheilungen über seine Stiefschwester, die berühmte, auch schon der Belletristik verfallene Dorothea Ackermann, sowie des Herausgebers Notizen über Schröder's Verhältniß zu der schon aus Lessing's „Hamburger Dramaturgie" bekannten Susanna Mecour rechne.

4. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 27. Band: Heinrich Heine's Buch der Lieder, nebst einer Nachlese, nach den ersten Drucken oder Handschriften. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1887. 8. 4 M.

Das Komma hinter „Nachlese" habe ich eigenmächtig hinzugesetzt, damit es nicht scheine, als sei nur die Nachlese den ersten Drucken oder Handschriften entnommen, das Uebrige aber, was ja auch seine Berechtigung haben würde, nur eine getreue Wiedergabe des ersten Drucks von Heine's berühmtester und bester Liedersammlung. Das lag nicht in dem Plane des Herausgebers dieser Sammlung, der sich „Glasgow und Jena. Ernst Elster" unterzeichnet; vielmehr soll sie ein Gegenstück sein zu einer andern Ausgabe nach dem jüngsten Drucke des „Buchs der Lieder" mit literarhistorischer Einleitung, die der Herausgeber gleichfalls im Werke hat. Die vorliegende geht vielmehr auf die ältesten Drucke der einzelnen Lieder, ehe sie zu einer Sammlung vereinigt wurden, zurück und belehrt uns in einem genauen Verzeichniß, „Drucknachweise", über deren Fundorte.

Im vorigen Jahre waren es 30 Jahre, seit Heine der Qual seiner langjährigen körperlichen Leiden in Paris erlag; damit hörte das Privilegium seiner Werke auf und war die Concurrenz in deren Herausgabe freigegeben. Es ließ sich erwarten, daß nun eine Reihe von Ausgaben erschien, deren jede durch gewisse Vorzüge der andern den Rang abzulaufen suchte. Eine solche Concurrenz kommt immer nicht blos dem Publikum, sondern auch der Wissenschaft zugute; erst eine kritische Ausgabe kann einen für wissenschaftliche Zwecke (ich erinnere nur an das Grimm'sche Wörterbuch) in allen Theilen brauchbaren Text bieten. Fern sei es von uns, hier die Frage zu erörtern, ob Heine durch seine Leistungen auch die Ehre einer kritischen Ausgabe verdient. Genug, daß er eine geraume Zeit den deutschen Parnaß fast ausschließlich beherrscht, daß er einen weitreichenden, wenn auch verderblichen Einfluß auf seine Nation ausgeübt hat und daß das Erlöschen des Buchhändlerprivilegiums ihn von neuem der Nation in die Hände gibt. Soll er aber einmal gelesen werden, so ist es jedenfalls besser, er wird in einer kritischen Ausgabe gelesen. Unser Herausgeber äußert sich über die Lektüre dieses Dichters:

Heine's Gedichte haben gegenwärtig wieder mit der Ungunst eines nicht ganz kleinen Theils des deutschen Publikums zu kämpfen. Das meist etwas unehrliche oder wenigstens ungerechte Parteiwesen, das das politische Leben beherrscht, will sich auch in die Literatur eindrängen: der strenge Moralist, der berechnende Streber und das ganze liebe Philisterthum sind einstimmig in der Verurtheilung dieses seltenen Genies, und während uns das gesammte Ausland um ihn beneidet, will man in Deutschland noch vielfach seine unleugbaren Schwächen für größer halten als die gewaltigen Gaben seines Kopfes und Herzens. Uns aber scheint, daß auch hier die Worte Schiller's am Platze sind, die er einst an Schwan schrieb: „Ich glaube, erst alsdann, wenn man das Gute eines Dinges eingesehen hat, ist man berechtigt, das Urtheil über das Schlimme zu sprechen."

Ich unterdrücke mehrere Bemerkungen, die ich gegen dieses Urtheil auf dem Herzen habe; nur darauf möchte ich doch hinweisen, daß es mir verlorene Liebesmühe scheint, Ereignisse aus Heine's Leben, wie z. B. eine Neigung zu der Tochter seines Oheims, Therese Heine, ausfindig zu machen, um Heine's Liebesgedichte daraus zu erklären. Wie mit den Empfindungen der Ehre, der Vaterlandsliebe und anderer „Trivialitäten", an denen noch das „ganze liebe Philisterthum" hängt, so spielt Heine eben auch mit den Empfindungen der Liebe, und wie Goethe seine Lebensbeschreibung „Wahrheit und Dichtung" nannte, so hätte er sein „Buch der Lieder" recht füglich „Lüge und Dichtung" nennen können: das ist der Eindruck, den noch jetzt diese Gedichte auf mich machen. Daß er gern eine von den beiden schönen Töchtern seines Oheims als Gattin heimgeführt hätte, will ich nicht bestreiten.

Die Schwärmerei für Heine scheint sich allerdings gelegt zu haben und jetzt nur noch in zunftmäßigen Kreisen zu spuken; zu einer gerechten Würdigung seiner Werke wird hoffentlich das Aufhören des Privilegiums, wird, das ist mein Wunsch, auch diese verdienstvolle und mit größter Gewissenhaftigkeit und Sachkenntniß hergestellte Ausgabe beitragen; denn das kann man Heine's Werken nicht absprechen: man wird sich, so oft man sie liest, vielmals ärgern — aber niemals langweilen.

Aus der „Nachlese" führe ich ein bisher ungedrucktes Gedicht an, welches der Herausgeber aus der Handschrift mittheilt:

Wenn ich bei meiner Liebsten bin,
Dann geht das Herz mir auf,
Dann bin ich reich in meinem Sinn,
Ich biet' die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder scheiden muß
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann schwindet all mein Ueberfluß
Und ich bin bettelarm.

Robert Boxberger.

Zur Geschichte des Alterthums.

1. Geschichte Irans und seiner Nachbarländer von Alexander dem Großen bis zum Untergang der Arsaciden. Von Alfred von Gutschmid. Mit einem Vorwort von Th. Nöldeke. Tübingen, Laupp. 1888. Gr. 8. 4 M.

Die Geschichte der durch Alexander den Großen begonnenen, nach seinem Tode fortgesetzten materiellen und geistigen Bewegung, der größten und nachhaltigsten, welche die Welt vorher und nachher gesehen, ist natürlich schon mehrmals sowol im Zusammenhange, als nach einer oder der andern Seite hin Gegenstand der geschichtlichen Darstellung gewesen. Vor allen andern verdient der verstorbene Historiker Droysen mit seinen beiden Werken: „Geschichte Alexander's des Großen" und „Geschichte des Hellenismus" genannt zu werden, aus neuerer Zeit A. von Sallet: „Die Nachfolger Alexander's des Großen in Baktrien und Indien". Dagegen liegen aus neuester Zeit zwar einzelne brauchbare Specialgeschichten vor, aber eine Gesammtdarstellung der letzten Zeiten der macedonischen Herrschaft über Asien, die nur den bescheidensten Ansprüchen genügte, fehlte bisjetzt völlig. Es muß auch, wer diese Aufgabe unternimmt, mit vielseitiger Gelehrsamkeit ausgerüstet sein; die Kenntniß der griechischen und lateinischen Quellen genügt nicht mehr, es ist aus dem Orient selber und seinen Sprachen massenhaftes Material hinzugekommen, die namhaftesten Beiträge aus dem „Reiche des Himmels", China, zahlreiche Münzfunde aus Baktrien und Indien u. s. w.; unter den Quellen sind wieder die officiellen von den übrigen zu scheiden, und die Kritik hat ihres Amtes im strengsten Sinne zu walten. Ein wüstes Chaos von Begebenheiten ist, wo und wie immer möglich, zu sichten; an der einen Stelle gelingt es, an der andern nicht. Ueber Herkunft und Wesen des Volks, das seit seinem Erscheinen mit dem Occident in beständigem Bezug, und zwar meist feindlicher Art, bleibt, das die römischen Kaiser beständig in Athem erhält und auf die Verhältnisse Asiens stets fast bestimmend einwirkt, ja, sie zeitweise völlig umgestaltet, ist noch jetzt Dunkel ausgebreitet, und mehr Licht ist kaum zu erhoffen — wir meinen die Parther. Dieses merkwürdige Volk, das wie ein Sauerteig durch ganz Asien wirkte, hätte ohne Zweifel seine Rolle, auch wenn kein Alexander erobernd und umgestaltend nach Asien gekommen wäre, gespielt — aber welche? Es sind ja müßige Fragen, wenn auch bereits römische und griechische Schriftsteller sie aufgeworfen haben. Was wäre geschehen, wenn dieses oder jenes sich daneben ereignet oder nicht ereignet hätte? Aber verzeihlich ist es gleichwol, ja es ist bei dem Wissenstriebe des Menschengeistes unumgänglich, daß er sich fragt: Was wäre Asien geworden, wenn Alexander es nicht mit europäischer Gesittung und Cultur durchsäuert hätte? Es handelt sich ja dabei nicht blos um das wichtigste Stück der alten Geschichte, sondern um die Geschicke des ganzen Mittelalters und der Neuzeit, es eröffnen sich Perspectiven von unabsehbarer Weite und, wenn man so sagen darf, Tiefe! Freilich ist Alexander's Ziel, die Verschmelzung von Orient und Occident, ein ideales gewesen und nicht erreicht worden, seine Herrschaft ist zusammengebrochen und er starb gerade zu rechter Zeit, um den Zusammenbruch nicht noch selbst zu erleben — aber schon die Neugestaltung der Dinge, die aus dem Ruin erwuchs und dem Naturgesetz gemäß, daß „neues Leben blüht aus den Ruinen", erwachsen mußte, tritt uns als eine positive Macht von unermeßlicher Wirkung entgegen. Mit dem Ende des Perdikkas (321), des Reichsverwesers, endete freilich das macedonisch-persische Reich, das Alexander gegründet hatte, und daß es so sei, wurde ja der Welt dadurch verkündet, daß Babylon aufhörte Hauptstadt zu sein und Antipater mit den Königen nach Europa übersiedelte — aber man denke an die Gestalten eines Arbaces, der als erster Partherkönig auf den Trümmern des dortigen Macedonierreichs den Thron bestieg, eines Antiochus des Großen, der mit der damaligen Weltmacht der Römer in Berührung kam, an den großen Mithridates, den Wiederhersteller des Partherreichs und an seine Kämpfe mit Rom — sie sind alle, mit ungezählten andern, durch das Riesenunternehmen Alexander's auf den Plan der Weltgeschichte gestellt worden. Die märchenhaften Erfolge des Pompejus, das Verhängniß des Crassus, die Niederlagen des Antonius und wiederum die Triumphe seines Unterfeldherrn Ventidius Bassus, die Rückgabe der erbeuteten Feldzeichen an den Kaiser Augustus sind, unter vielen andern, die bedeutungsvollen Wahrzeichen der parthischen Macht und ihrer wechselvollen Geschicke. Es ist Rom nicht beschieden gewesen, das böse Partherwolk dauernd in Furcht oder gar in Abhängigkeit zu erhalten. Die Unterwerfung desselben ging von einer Landschaft aus, die während der ganzen parthischen Zeit eine Sonderexistenz geführt hat und überhaupt nur äußerst selten erwähnt wird — Persis. Ihre Herrscher bestiegen als Sassaniden den Thron der parthischen Arsaciden. Dieses Ereigniß hat sich unser Buch als Grenze gesteckt. Ueberblicken wir die Darstellung, so tritt uns ein sorgfältig und gewissenhaft, ohne Prunk verarbeitetes Quellenmaterial entgegen, das eine Fülle von Ereignissen vor uns ausbreitet, aber eben doch, trotz aller combinatorischen Kritik, mehr Einzelheiten als ein durchsichtiges Ganzes. Letzteres war und bleibt wol für immer unmöglich, theilen doch sogar Geschichtsabschnitte, die uns zeitlich und räumlich viel näher liegen, dasselbe Schicksal.

2. Babylonisch-assyrische Geschichte von C. P. Tiele. Erster Theil. Von den ältesten Zeiten bis zum Tode Sargon's II. Gotha, F. A. Perthes. 1886. Gr. 8. 6 M.

Die von der Verlagshandlung F. A. Perthes veranstaltete Sammlung von „Handbüchern der alten Geschichte" mußte

sich natürlich auch nach einem Bearbeiter der vorderasiatischen Culturstaaten umsehen, welche so entscheidend eingegriffen haben in den Lauf der alten Geschichte. Babel und Assur — welche gewaltige Factoren in der Summe des Geschehens und Geschehenen, die man Geschichte nennt. Und welches Alter! Im Morgengrauen des geschichtlichen Lebens treten uns jene Völker entgegen, und machen sogar der ägyptischen Cultur den Rang zeitlicher Priorität streitig. Und dennoch, was sind die Haupt- und Heldengestalten — um vom Volke gar nicht zu sprechen —, die uns dort im „Zwischenland der beiden großen Ströme", Mesopotamien, entgegentreten? Trotz der Beleuchtung, welche aus den hebräischen Geschichtsquellen oder den Trümmern der anderweitigen Ueberlieferung, zunächst des Berossus, auf sie fällt, sind es blutlose Schemen, und trotz der Tausende von Ziegelsteinen und Cylindern, welche in neuerer und neuester Zeit der Schos der Erde geliefert hat, sind sie es geblieben. Denn was bieten, worin fördern uns diese massenhaften Urkunden in Keilschrift? Sie fördern wol im einzelnen die Chronologie oder dienen als Correctiv der Bibelnachrichten — obwol auch hier noch, wie in Aegypten, über große Dynastien, d. h. über Räume von Jahrhunderten, tiefstes Dunkel verbreitet ist —, das Hauptmaterial aber ist ein dürres Fachwerk von Namen und wieder Namen, denen keine Kunst Leben einzuhauchen vermag. Wenn man früher von einem Tiglatpilesar, einem Salmanassar, Sanherib, Nabopolassar oder Nebukadnezar und noch von einem oder dem andern als großen Eroberern und Friedensstörern wußte, so hat sich diese Zahl nun erheblich vermehrt, vielleicht verzehnfacht; aber was haben wir davon? Die Frage könnte in ihrer utilitarischen Nacktheit philisterhaft und unwissenschaftlich erscheinen, ist es aber in der That nicht; denn der Geschichte als Wissenschaft ist nicht gedient mit zusammenhanglosen Fragmenten, die blos das Dasein dieses oder jenes Individuums verkünden. Kenner der Keilschrift freilich, wie der Verfasser des vorliegenden Buchs, mögen ihre linguistische Freude haben an Namen wie Agukakrime, Hammurabi, Samsiluna, Asurbelkala, Nabusumiskun, Rammanissar, Asurbelnisisie, Marudukbelibdin, Tukultmineb, Ninebpalessaro, Marudukſapikkulat und andern Lautkolossen, an welchen auch die modernen Chemiker Geschmack finden dürften! Aber es könnte einem bange werden vor der Zukunft der Geschichte, wenn sie in ihren Repositorien fernerhin nur solches trost- und inhaltleeres Namensstroh aufzuspeichern hätte! Wie soll das enden? Die Antwort wird lauten: „Selbst wenn noch eine Masse ausfüllenden, vermittelnden und verbindenden Details hinzukommt — was indessen nicht gerade wahrscheinlich —, so wird die Geschichte sogar als Wissenschaft (wir meinen im Gegensatz zum Schulfach) darauf denken müssen, aufzuräumen mit dem, was sterblich und unwichtig ist, um Raum und Luft zu schaffen für das wahrhaft Wissenswerthe. Das kann und darf sie, weil ihre Gesetze, auf die sie als Wissenschaft gegründet ist, sich nur in großen Zügen offenbaren, in welchen das Detail verschwimmt, d. h. für die es entbehrlich ist. Das uns vorliegende Buch, das hier und da ein etwas brüchiges Deutsch aufweist, ist äußerlich so gestaltet, daß „die allgemeinern und die speciellern Untersuchungen durch den Druck unterschieden sind", wodurch es dem Leser möglich gemacht ist, „die Darlegung des Thatbestandes und der wissenschaftlichen Begründung gehörig auseinander zu halten".

Immerhin setzt auch dieser „Thatbestand" oder „allgemeinere Theil" solche Leser voraus, die mit dem vorhandenen Quellenmaterial und der Art es zu verwerthen bis auf einen gewissen Grad vertraut sind. Freilich ist für diese dann auch wieder zu viel geleistet, denn sie bedürften keiner Belehrung über die Eigenthümlichkeiten der Keilschrift, oder aber, wollte der Verfasser alles geben, was auf diesem Gebiete zu wissen wichtig und nöthig ist, so hätte er auch einen Einblick in die Entzifferung der Keilschrift, d. h. in die Studien der Entzifferung gewähren sollen. Billigen wird man es müssen, daß Tiele die Geschichte beider Reiche (Assyrien und Babylonien) als die untrennbare Geschichte einer Weltmacht angesehen und zusammengefaßt hat. Interessant kann man sie nicht wohl nennen, eher gigantisch oder schaurig grandios; es ermüdet, immer und immer nur von Eroberungszügen, von Schlachtfeldern, von Menschenhekatomben zu lesen, welche den Würgengeln von Eroberern zum Opfer gefallen sind. Um so eher wäre es an der Zeit gewesen, wenn der Verfasser ein Mehreres aus der Culturgeschichte und Kunstgeschichte der beiden Völker herbeigezogen hätte. Auch darf man sich billig wundern, daß wir von der Mythologie und Religion derselben nichts erfahren, und doch fehlt es auch hier nicht an Quellenmaterial; unter anderm hat Schrader gezeigt, wie man es verwerthen kann.

3. Geschichte der römischen Dichtung. Von Otto Ribbeck. I. Dichtung der Republik. Stuttgart, Cotta. 1887. Gr. 8. 7 M.

Ein lang vorbereitetes, oft aufgeschobenes und endlich schnell hingeworfenes nennt der Verfasser sein Buch im Vorwort, das an Paul Heyse gerichtet ist, an Paul Heyse, der es „an ermunternden Mahnungen seit einigen Jahrzehnten nicht hat fehlen lassen". Nun, diese Adresse hat doch wenigstens einen ordentlichen Sinn, nicht wie die meisten andern, wo der „liebe Freund", dem die Widmung gilt, mit dem Inhalt des Werks weder Fühlung noch sonst etwas zu schaffen hat. Diese Sitte, vielmehr Unsitte, sei hiermit und hierorts gerügt, sie hat nichts für, vieles gegen sich, vor allem den guten Geschmack, auch wenn sie sich nicht vollends dahin verirrt, die „Manen von Freund so und so" mit der Widmung zu begrüßen. Warum ist Ribbeck's Buch „schnell hingeworfen"? Soll damit einem strengen Urtheil vorgebeugt werden? Nein, denn das Buch hält auch der strengsten Kritik stand. Ist Otto Ribbeck nicht gehalten, seinen Lesern das möglichst Beste zu bieten? Ja, warum denn „hingeworfen"? Doch wol um zu sagen, daß die Arbeit aus einem Guß sei, und keine Abhaltung oder Unterbrechung den Zusammenhang

der Gedankenreihe gestört habe, und diesen Eindruck macht sie in der That, wozu auch beitragen mag, daß „alle Belege, Beweise, Widerlegungen gelehrter Zugaben aller Art vorläufig beiseite gelegt wurden, um dem Leser nicht Ballast aufzudrängen, den er vielleicht entbehren will“. Wenn es für den Leser und Forscher ein höchst angenehmes Gefühl ist, einem Führer folgen zu können, der sich in seinem Fach bereits als Meister erprobt hat, so muß sich diese Befriedigung hier zu einem wirklichen Genuß steigern, wo eine so erfahrene Hand wie die Ribbeck's durch Ausblicke aller Art, durch wechselnde Lichter im Vortrag, durch stimmungsvolle Einzelbilder u. a. m. den Weg zu einem reizvollen zu gestalten versucht hat. Wie eintönig und mühevoll verläuft eine solche Reise, wenn wir den Spuren eines bloßen Sammlers nachzugehen haben, bei dem wir weder Ein- noch Ueberblick über seine Aufgabe vorauszusetzen, den wir im Gegentheil Schritt für Schritt zu controliren haben, weil er auf Abwege gerathen sein kann. Es ist übrigens nicht blos ein Weg, gleichsam eine Heerstraße, die zu durchwandern wäre, sondern es sind ihrer gar viele, darunter auch schmale Fußpfade, auf denen man am ehesten den Ausblick und die Orientirung verliert. Sie alle aber gehen aus von jener Heerstraße, welche der römische Volkscharakter geschaffen hat, und münden wieder ein in dieselbe. Es ist kaum einer darunter, den nicht Ribbeck schon als Forscher betreten, wo er nicht zu lichten und sichten versucht hätte. Als einen kühnen, d. h. rücksichtslosen Skeptiker, der alle und jede Tradition beanstandet, der links und rechts ausrodet, was er nicht versteht oder was seinem Geschmack nicht zusagt, hat sich Ribbeck glücklicherweise nicht erwiesen; er weiß, daß das Wissen und Können eine Grenze hat, die man respectiren muß; aber er befindet sich als bewährter Kritiker darum nichts weniger als im Banne der Tradition; im Gegentheil, er gibt hier und da das Mögliche, ihm wahrscheinlich Vorkommende, für das Gewisse und Wahre aus. So sind die „Saatgottheiten“ (Semones), der Sonnengott Zeul nichts weniger als gewiß, ebenso wenig daß „die Hirten in ihren Bocksfellen Saturi“ hießen und danach Satura ihr „ausgelassener Scherz“ heiße. Auch ist es nichts weiter als eine, wenn man will, geistreiche Vermuthung, daß „das Wort Ludus auch zur Bezeichnung einer Unterrichtsanstalt diente“, weil die Lyder die Schulmeister etruskischer Knaben „werden gewesen sein“, und daß die Schauspieler Ludii oder Ludiones genannt worden seien „nach ihrer Heimat“ (insofern die Etrusker, diese „Holländer Italiens“, mit den Lydern, den „Seefahrern Asiens“, in Verbindung gebracht werden). Natürlich ist es ein Lapsus, wenn Ribbeck den Hermes (Mercurius) in der Odyssee des Livius Andronicus zum Sohn der Latona (statt der Maja) macht, aber es ist auch kaum richtig, wenn er diesen Livius als „etwa sechsjährigen Knaben“ nach Rom geführt werden läßt. Das wäre gerade das richtige Alter gewesen, um seine Muttersprache, das Griechische, durchaus zu vergessen; bekanntlich aber nimmt Livius eine ganz andere Stellung in der römischen Literatur ein als die eines ἐπιλήσμων. Von seinem Auftreten datirt und an dasselbe knüpft sich ja die Beschäftigung der Römer mit griechischer Literatur. Ribbeck spricht mit Recht, aber nicht gerade elegant, von einem freiern und vollern, farbigen und kraftvollen Stil des Naevius; wenn er aber diesem Dichter die uns erhaltene, ihm selber zugeschriebene Grabschrift wegen ihres selbstbewußten Tons — mortales immortales si foret fas flere, flerent divae Camenae Naevium poetam u. s. w. — abspricht und dem Varro vindicirt, so liegt hierzu nicht der mindeste Grund vor. Denn erstens lag unsere moderne geschniegelte Bescheidenheit jenen Zeiten und Charakterköpfen fern; hat doch Ennius den Mund wenigstens ebenso voll genommen — dann aber hat Varro in den Epigrammen zu seinen „Porträten“ sich schwerlich des saturnischen Versmaßes bedient. Seltsam nimmt es sich ferner aus, wenn nach der (oben mitgetheilten) Erklärung des Wortes Satura später die alte traditionelle wieder geltend gemacht wird: wie eine mit mannichfachen Früchten gefüllte Schüssel oder eine aus vielerlei Bestandtheilen componirte Pastete Satura genannt werde, so war die Satire des Ennius ein Quodlibet u. s. w. Ein anderes mal — wo nämlich Ribbeck von der äußern Symmetrie der Annalen des Ennius spricht — hätte er ja seiner eigenen Natur untreu werden müssen, wenn er nicht in ihrer Gliederung eine Zahlensymmetrie entdeckt haben sollte, nämlich eine Triade von Büchern, und in der dritten und vierten dieser Triaden wieder je eine Hexas; und es fehlt, bemerkt er hierbei, „nicht an gewissen Anhaltspunkten, obwol unsicherer Natur“ — also vielmehr an ungewissen Anhaltspunkten —, „welche gestatten, am Schluß des zwölften Buchs einen rückblickenden Epilog anzunehmen“!

Dergleichen Schwächen dürfen uns nicht abhalten, den Werth des Buchs ganz und voll anzuerkennen. Auch daß Ribbeck in den Reconstructionen verlorener Stücke zu weit geht, d. h. seinem Combinationstalent zu unbesorgt die Zügel schießen läßt, daß er mehr zu wissen glaubt, als gewußt werden kann, thut der Gediegenheit seiner Forschung keinen Abbruch, wenn es auch den Leser zur Vorsicht mahnt. Dagegen scheint uns, er hätte in der Analyse des Unzweifelhaften, des wirklich Vorhandenen, jeden Augenblick Controlirbaren zurückhaltender sein dürfen. Eine (noch dazu ziemlich ausführliche) Inhaltsangabe sämmtlicher Plautinischer und Terentianischer Dramen, wie sie Ribbeck beliebt hat, gehört kaum in eine für wissenschaftliche Leser bestimmte Literaturgeschichte: eins und das andere als Muster der verschiedenen Arten des genus „Lustspiel“, wohl; aber tutti quanti ist entschieden zu viel. Wozu auch? Sie sind ja alle nur über ein paar Leisten geschlagen; kennt man diese, so kennt man jene alle, und sie sind wahrhaftig eintönig und, was den Inhalt betrifft, langweilig genug. Wenn jemand Plautus beurtheilen, d. h. seinen Werth als Dichter bemessen wollte nach der Composition (Handlung) jener Stücke statt nach seiner sprach-

lichen Virtuosität — was käme da für ein falsches Bild heraus! Vollends den Terenz aber kann keine auch noch so umfangreiche Analyse von dem Verdict retten, daß er der mattešte und ledernste aller Komödienschreiber sei trotz seines „urbanen" Lateins und seiner trefflichen (aber copirten!) Charakteristik. Ribbeck stellt ihn auch nicht eben hoch, die Wahrheit ist aber, daß er allgemein überschätzt wird. Von Cicero als Dichter kann man dies weniger behaupten, aus dem einfachen Grunde, weil man ihn als Dichter kaum kennt. Für seinen Ruhm ist das entschieden besser. Auch Ribbeck läßt, wie billig, am Dichter Cicero nicht viel Gutes; wir möchten noch dies wenige beschränken: denn wenn ihm auch eine „angeborene Leichtigkeit der Formgebung" eigen war, bei seinen poetischen Versuchen ist sie ihm unserer Ansicht nach nicht zu Hülfe gekommen. Wol mochten ihm die Verse rasch von der Hand gehen, aber sie flossen trübe, ohne Grazie — übrigens eine Erscheinung, die sich auch sonst findet. Ribbeck ist gewiß ein gewandter Stilist, dafür zeugt auch das vorliegende Buch, aber seine Verse — wir meinen die angebrachten Uebersetzungen, die doch wol von ihm gefertigt sind — entbehren aller und jeder Eleganz und Schneide und werden Freund Heyse sonderbar anmuthen!

Zum Schluß möchten wir uns noch zwei Fragen erlauben. Erstens: In welchem Sinne kann ein Kenner wie Ribbeck, der weiß, was er sagt, es verstanden wissen wollen, wenn er von einer „durch keine Gräcismen gefärbten Reinheit und nationalen Ursprünglichkeit der Plautinischen Redeweise" spricht? Und zweitens: Was konnten „unbekannte Dichter" einer spätern Zeit für ein Interesse daran haben, „die Producte ihres zweifelhaften Talents" unter Plautinischer „Flagge einzuschmuggeln"? Das Umgekehrte, nämlich das Einschmuggeln echter Plautinischer Stücke unter ihrem Namen, wenn solches die Umstände oder irgendein Zufall ermöglicht hätte, wäre viel eher denkbar; jenes aber, d. h. eine gelehrte Fälschung, will für die genannte Zeit nicht passen; und mit jenem „Epigonen Plautus, der mit gutem Gewissen jedes seiner Stücke als Plauti fabula ankündigen" konnte, ist es ein eigenes Ding, unglaublich nämlich über alle Maßen! Welcher Dichter ist so alles Ehrgeizes bar, daß er, ganz abgesehen von andern äußern Vortheilen, seine Geistesschätze in das Hauptbuch und auf den Namen eines andern einschreiben läßt (der schon reich genug ist) — nur um des Vergnügens einer gelehrten Fälschung willen?

4. L. Annäus Seneca, der Philosoph, und sein Verhältniß zu Epikur, Plato und dem Christenthum. Von Walter Ribbeck. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. 1887. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser der gut gegliederten und mit Verständniß geschriebenen Abhandlung beabsichtigt nicht sowol dem Seneca — einer der interessantesten, wenn auch nicht ansprechendsten Figuren des römischen Alterthums — seine Stellung in der Geschichte der Philosophie anzuweisen, als ein „treues Bild von seiner Welt- und Lebensauffassung im großen und ganzen zu geben". Es ist ihm gelungen, und wenn wir auch nicht gerade Neues erfahren, so ist durch die vom Verfasser durchgeführte Gruppirung das Alte und Bekannte, nach logischen Kategorien geordnet, dem Verständniß näher gebracht worden; wir überblicken den Causalzusammenhang der Eigenschaften, aus welchen die geistige Persönlichkeit dieses merkwürdigen Mannes zusammengesetzt ist. Der Mann der Gegensätze — wie man wohl sagen darf, spiegelt sich doch dieser Charakter auch äußerlich in seinem Stil, dessen Gepräge die Antithese ist — tritt dadurch in hellere Beleuchtung. Es ist schwer, ihm völlig gerecht zu werden, Tadel und Lob richtig zu vertheilen; nach beiden Seiten hin hat man des Guten zu viel gethan, und noch jetzt „schwankt sein Charakterbild in der Geschichte", wie er selber während seines Lebens in seiner Philosophie und in seinem Thun hin- und hergeschwankt hat. Aber die Unerbittlichen unter den Todten mögen bedenken, was es unter den damaligen Verhältnissen in seiner Stellung zu Nero heißen wollte, correct zu handeln. Als Philosoph ist Seneca nie ein consequenter Denker gewesen; nicht nur trägt seine Physiognomie neben ihrem Hauptzug, dem stoischen, noch verschiedene Nebenzüge aus der epikuräischen Schule und was sonst zu seiner Zeit landläufig war, sondern die Mischungstheile selber verschieben sich wieder in ihm, je nach Zeit und Umständen. Ein metaphysischer speculativer Kopf ist er nicht und wollte er nicht sein, der sich in die Labyrinthe des reinen Denkens verirrt; die Erkenntniß sollte ihm nur die Mittel liefern, sich das Leben glücklich zu gestalten. Die Philosophie ist ihm mehr Sache des Herzens als des Kopfes, doch muß auch die Tugend, obschon zunächst und zumeist eine Herzenssache, durch die Theorie (wissenschaftliche Erkenntniß) gestützt und fruchtbar gemacht werden, weil wir nicht mehr im „goldenen Zeitalter" leben, wo die Menschen unbewußt und instinctiv das Rechte thaten. Ihm ist somit die Schlechtigkeit der Seele, das Bewußtsein, unrecht gehandelt zu haben, das größte Unglück für den Menschen. War es ihm wirklich Ernst damit, so muß sein Verhalten beim Mord von Nero's Mutter Agrippina ihn zum unglücklichsten der Menschen gemacht haben; denn durch die Erwägung, daß „ein grausamer und jähzorniger Herrscher einem Räuber und Wegelagerer gleich zu achten sei, dem gegenüber man sich in einer Zwangslage befinde und dem man sich wohl oder übel zu fügen habe, d. h. seinen freien Willen aufgeben müsse", konnte er unmöglich sein Gewissen beschwichtigen. Seiner Ueberzeugung, daß der Tod dem Leben vorzuziehen sei, stand ja nichts im Wege, sich durch Selbstmord der Schuld zu entziehen. Die Ruhe und Fassung, mit der er später in den Tod ging, macht vieles, aber nicht alles wieder gut. Seine Stellung zu der Sklavenfrage und zu den persönlichen Feinden — er wollte jene nicht als Sachen, sondern als Personen, nicht als Diener, sondern als Mitbrüder der Feinde behandelt wissen, und eifert darum mit Entschiedenheit gegen die Gladiatorenspiele, und den Feinden, meinte er mit den Stoikern,

müsse man sich hülfreich erweisen —, diese Stellung ist allerdings schon vorbereitet durch ähnliche Zeitstimmen und darf nicht ihm ausschließlich zum Verdienst angerechnet werden, aber so bestimmt und nachdrücklich ausgesprochen findet sich die erste Forderung sonst nirgends. Was seine Leistungen als Stilist betrifft — der Verfasser hat sich, den Grenzen seiner Aufgabe gemäß, darüber nicht ausgelassen —, so hat er allerdings auch Sünden auf dem Gewissen, aber immerhin ist er hierin ein brillanter Sünder gewesen.

J. Mähly.

Ein lyrisches Quintett.

1. Zitherklänge. Gedichte von Bruno Wolff-Beckh. Hagen, Risel u. Comp. 1886. 12. 1 M.
2. Verhaltene Gluten. Gedichte von Ewald Müller. Norden, Fischer. 1888. 8. 2 M.
3. Ergo bibamus. Humoristisches Intermezzo von Oskar Linke. Minden, Bruns. 1886. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Eines Lyrikers Chronik. Von Georg von Oertzen. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 5 M.
5. Der letzte Agilolfing. Gedicht von Rudolf Watzl. Herausgegeben vom „Düringbund". Wien, Kubasta u. Voigt. 1886. Gr. 8. 30 Pf.

Gewisse Phrasen wiederholen sich bei den Dichtern, ohne daß man dieselben als Anlehnung bezeichnen darf, trotzdem die Wiederholung mit Absicht und bewußt geschieht. Es gab z. B. eine Periode, wo die meisten Lieder in ihrer Schlußstrophe die gewissermaßen stereotype Frage enthielten: „Wer hat denn dieses Lied erdacht?" worauf sich der Poet selbst Rede stand. Es wäre nicht uninteressant, dies Thema weiter auszuspinnen. An etwas Aehnliches wurde ich durch die Zueignung in den „Zitherklängen" von Bruno Wolff-Beckh (Nr. 1) erinnert. Er widmet die Gedichte seiner Mutter und findet, daß, was er ihr widmet, ihre eigenen Gedichte und Gedanken seien. Auch diese Form der sowol Bescheidenheit wie Schmeichelei zu nennenden Dichterphrase ist bereits stereotyp geworden, und wenn Wolff-Beckh von den Versen sagt:

> Da sie nun dein allezeit,
> Prüfe und richte,
> Ob ich dir hier nicht geweiht —
> Deine Gedichte —

so haben schon andere behauptet, ihre Gedichte von den Augen ihrer Liebsten abgelesen zu haben, und geben gleichsam nur zurück, was sie entlehnt.

Freilich kann dies oft zu einer bequemen Ausrede werden, wie ich es bereits einmal in d. Bl. einem Poetaster zu bemerken Gelegenheit hatte, der auf diese Weise vorsichtig alle Schuld von sich abzuwälzen suchte. Das braucht nun Wolff-Beckh wol nicht, wenn wir auch seine Leistung unter die Mittelwaare des Büchermarktes verweisen müssen.

Ein anziehendes literarstatistisches Thema ist es, die Lieblingsworte einzelner Dichter aufzusuchen! So finden wir z. B. bei Sacher-Masoch Pelz und Prügel, bei Vacano Zähne, bei Hamerling das Wort Hirn, bei Ohorn die Farbe grau am häufigsten gebraucht. Victor Umlauff besang einst vornehmlich braune Augen und bot ein reiches Material an Stellen für meine Augenstudien.

An Umlauff erinnert mich Ewald Müller in seinen „Verhaltenen Gluten" (Nr. 2). Da heißt es S. 73:

> Ade! Nun muß ich von dir lassen,
> Braunäugig Kind im dunkeln Haar.

S. 80:

> Ich sah dein braunes Auge
> Von Thränen überthaut —

und ebenda:

> Drum sind wol meine Lieder
> Von Wehmuth ganz erfüllt
> Und wie dein braunes Auge
> Vom Thränenflor verhüllt.

S. 81:

> In deiner braunen Augen Grund
> Hab' ich mein Glück gelesen —

Und ein ganzes Gedicht betitelt sich geradezu „Braune Augen":

> Wol lachen zwei blaue Augen
> Wie der Aether im Sonnenlicht;
> Doch die Seele zu klar und offen
> Aus sonniger Bläue spricht.
>
> Zwei schwarze Augen schimmern
> Wie die dunkle Sternennacht;
> Doch zu räthselhaft glüht es tiefinnen,
> Zu düster ist ihre Pracht.
>
> Braunäugelein aber dämmern
> Wie der Abend geheimnißreich,
> Es verschmelzen Sonne und Sterne
> Im milden Glanze zugleich.
>
> Es liegt in braunen Augen
> Ein süßwehmüth'ger Traum,
> Wer tief hinein einst schaute,
> Träumt selbst — und weiß es kaum.

Man vergleiche dies mit der bekannten classischen Augenfarbenstelle!

Ich erwähnte vorher literarischer Anlehnungen. Mehr als Anlehnung ist aber E. Müller's Gedicht „Fahr' wohl! es darf nicht sein" auf S. 82. Es ist dreistrophig mit dem Refrain:

> Fahr wohl, fahr wohl! ich muß von dannen,
> Fahr wohl! es darf nicht sein.

Dazu heißt es in der ersten Strophe:

> Wie wollt' ich, Mädchen, süß mich sonnen
> In deiner Augen Schein —

in der zweiten:

> Wie wollt' ich dir fürs ganze Leben
> Mein Herz in Liebe weihn —

und in der dritten:

Und ob ich nimmer wiederkehre,
In Liebe denk' ich dein.

Sollte Müller als der Einzige Scheffel's Trompeterlied nicht kennen, dem sein Poem so gleicht wie ein Ei dem andern? Es hat nur einen Unterschied: es ist nicht so schön wie das Scheffel'sche Gedicht.

An den Pranger mit derlei Plagiaten!

„Ergo bibamus!" Ei, der Titel ist bekannt. Es ist modern geworden, lateinische Titel zu wählen und besonders aus einem bestimmten Kreise heben die burschikosen Poeten irgendeine Stelle gern heraus, welche sie als Ueberschrift gebrauchen.

„Gaudeamus" betitelte Scheffel einen Liedercyklus, „Pereat tristitia!" den seinigen August Sturm; Pernwerth von Bärnstein nannte seine Anthologie Studenten- und Trinklieder „Ubi sunt, qui ante nos in mundo fuere?" Aber auch „Ergo bibamus" war als Titel bereits da und zwar nannte Gustav Edmund seine bei Unflad in Leipzig erschienenen Burschenlieder so und mit vollem Rechte. Oskar Linke (Nr. 3) aber scheint mir weniger berechtigt, sein humoristisches Intermezzo „Ergo bibamus" zu überschreiben.

Dies soll aber kein Tadel des Werkchens selbst sein, ebenso wenig als ich seinerzeit in unserm Organ Fulda's „Satura" getadelt und mich doch gegen die Wahl des Titels begründend aussprach.

Wohl scheint Linke in seiner Widmung den Titel zu motiviren, doch entspricht der gesammte Inhalt gerade diesem Titel nicht.

Die Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen, von denen ich der ersten, den culturhistorischen Liedern, einen gewissen Vorzug vor den andern einräumen möchte. Gleich das erste Lied „Die Entstehung der Culturmenschen" ist voll schalkhaften Humors. „Altägyptisch" und „Der Bacchuszug" dünken mich willkommene Beiträge zu meiner Poesie des Bieres. Die ganze Abtheilung ist reich an köstlichen Scherzen; humorvoll übrigens das ganze Buch auch in seiner dritten, „Scherz und Ernst" überschriebenen Gruppe und gewährt, freilich einem classisch gebildeten Publikum, eine erheiternde Lektüre.

„Eines Lyrikers Chronik" (Nr. 4) nennt Georg von Oertzen sein ziemlich dickleibiges Buch. Diese Chronik von Anfang bis zum Ende durchzulesen, ist für einen ehrlichen Kritiker eine nahezu fürchterliche Aufgabe.

Was wahr ist, ist wahr, und das muß man Oertzen lassen, er verfügt über gewandte Reime und handhabt eine gelenkige Form; welches Poem man auch immer lesen mag, es frappirt durch seine Worte — aber es ist nur leerer Wortschwall, ein Bombast bar jedes Inhalts; ich wenigstens habe nichts davon verstehen können. Mir ist thatsächlich ein solch wunderliches Buch noch nie vorgekommen; denn liest man ein Gedicht daraus vor voll der herrlich klingenden Phrasen und oft kühnen Bilder und fragt man dann, was ist kurz in Prosa der Inhalt, so vermag ihn sicher niemand anzugeben. Das Buch muß für vierdimensionale Wesen geschrieben sein.

Zum Beweise meiner harten Behauptung nur folgende zwei kleinen Stücke:

Im Maimond winden die Zweige
Kränze dem Baum,
Von Blüten über die Steige
Weht's wie im Traum.

Du wiegtest im Schlummer dein Köpfchen
Lächelnd heut Nacht,
Unter den Locken, den Zöpfchen
Ist es erwacht.

Die Lieder, die klingenden Blüten,
Stiehlt dir der Wind.
Drum liebe sie, lerne sie hüten,
Dichte sie, Kind.

Oder:

Nun tönen hier zwei Glocken,
Und die sie läuten sind
Ein Mann in Silberlocken,
Ein froh erwachend Kind.

Das Mägdlein hub zu singen,
Zu schmettern hub es an,
Dem alten Träumer klingen
Die Lippen dann und wann.

Und mit den jungen Stimmen
Wird neuen Hauchs der Klang,
Als sei er im Verschwimmen
Noch einmal Lerchensang.

Wer, frage ich, interpretirt mir dies?

Da ist „Der letzte Agilolfing" von Rudolf Watzl (Nr. 5) für den Kritiker eine wohlthuende Abwechselung, und der Düringbund hat recht daran gethan, dieses Gedicht zu veröffentlichen. Eine markige, schöne, aber auch verständliche deutsche Sprache, ein kleines Kapitel germanischer Geschichte und Mythologie deutsch empfunden und deutsch gedichtet.

Eduard Maria Schranka.

Feuilleton.

Zur Belebung des geschichtlichen Sinnes ihrer Mitbürger hat die Focke'sche Buchhandlung zu Chemnitz ein Gedenkbuch für jede chemnitzer Familie herausgegeben: „Kurze Chronik der Stadt Chemnitz. Vom Entstehen bis zur neuesten Zeit 1136—1887 mit freiem Raum zur Fortführung bis zum Jahre 1900." Das in Farbendruck prangende Stadtwappen geht den geschichtlichen Daten voraus, die in der ersten Zeile Alter und Würde der „Reichsstadt" 120 Jahre zu früh ansetzen.

— Das 1874 in deutscher Sprache erschienene Buch von Harriet Beecher-Stowe: „Kleine Füchse oder die kleinen Fehler, welche das häusliche Glück stören" (Gütersloh, Bertelsmann) ist aufs neue mit Bildern geschmückt aufgelegt worden.

— „Unsere Aufgabe in der Gegenwart" von A. Ritter (Schaffhausen, Kober) und „Drei Hammerschläge an die Thür der deutsch-protestantischen Kirche am Reformationsfeste 1887" von Ernst Kutzer (Pirna, Glöckner) sind zwei bemerkenswerthe Predigten, aus der Zeitlage heraus gehalten, die erste von besonderm Interesse, da sie bei der Jahresversammlung der schweizerischen reformirten Predigergesellschaft vom Verfasser an die Amtsbrüder gerichtet ist.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Der Untergang des Templerordens. Mit urkundlichen und kritischen Beiträgen" von Konrad Schottmüller wird in der neuyorker Wochenschrift „The Nation" vom 13. October 1887 beurtheilt. „Das neue Material, welches er ans Licht gebracht", heißt es da unter anderm, „ist zwar interessant und bereichert unsere Kenntniß der lang hingezogenen und verwickelten Verhandlung wider die Templer, besonders in Italien und Cypern, mit einigen Einzelheiten, und dient dazu, die Ueberzeugung zu bestätigen, daß die gewissenlosesten Mittel von den Agenten sowol Philipp's des Schönen wie auch Clemens' V. dazu verwendet worden sind, eine Verurtheilung zu sichern. Doch ist das, was der Verfasser selbst vorgebracht hat, von geringem Werthe. Leider hat er sich nicht damit begnügt, eine klare und umfassende Geschichte der Begebenheit zu bieten. Es schien ihm nothwendig, eine neue Hypothese aufzustellen und seine Materialien zu deren Begründung zu benutzen. Ihm selbst unbewußt, sind seine Ueberzeugungen so stark, daß seine Annahmen zu Thatsachen werden und bedingungslos vorgetragen sind, sodaß der Leser, der nicht mit allen den zahlreichen Einzelheiten der aufeinanderfolgenden Ereignisse vertraut ist, zwischen dem, was auf urkundliche Beweismittel gegründet, und dem, was aus dem innern Bewußtsein des Verfassers evolvirt ist, nicht zu unterscheiden vermag. Durchweg ist seine Haltung die des Vertheidigers, nicht die des Richters. Alles, was seine Sache unterstützt, wird aufs äußerste verwerthet, mit ermüdender Weitschweifigkeit breitgetreten, während das, was gegen seine Ansichten streitet, wenn auch nicht verschwiegen, doch so obenhin behandelt wird, daß der gewöhnliche Leser weder dessen Bedeutung noch Einfluß zu erkennen vermag."

Dieselbe Nummer widmet der Schrift: „Abendröthe. Psychologische Betrachtungen" von Paul Lanzky eine Besprechung, der wir folgende Bemerkungen entnehmen: „Der Werth der Betrachtungen scheint uns sehr ungleich zu sein; viele, ja die große Mehrzahl derselben entspringen dem Geiste eines ehrlichen, scharfsinnigen und hochintelligenten Denkers; einige aber sind die Quintessenz aufgeblasener Leere." Nach Anführung einiger Beispiele letzter Art ergeht der Recensent sich selbst in allgemeinen Betrachtungen über Aphorismen und sagt unter anderm: „Was soll man aber von dem aphoristischen Stil als gewöhnlichem Mittel literarischen Ausdrucks sagen? Was von einem Buche, das gänzlich aus Aphorismen besteht? Unserm eigenen Geschmacke nach ist ein solches Buch seiner ganzen Art nach langweilig. Selbst die glänzendsten Geistesfunken verlieren die Hälfte ihrer Wirkung, sobald sie ihrem Zusammenhange und ihrer Veranlassung entrückt sind und en masse aufgetragen werden, um einer nach dem andern ohne Abwechselung und unverdaut aufgenommen zu werden. Noch schlimmer ist es, wenn wir es mit bloßen vereinzelten Ansichten zu thun haben, die gar nicht oder in nur geringem Grade geistreich sind. Da ermüdet man bei der Zusammenhanglosigkeit des Buchs, bei dessen orakelhafter und apodiktischer Ausdrucksweise, und dann verfehlen selbst wirkliche «Gedankenperlen» ihre eigentliche Wirkung aufs Gemüth."

Bibliographie.

Böttcher, K., Sünden unserer Zeit. Sociale Sittenbilder. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Evers, E., Am Sinai. Erzählungen zu den heiligen zehn Geboten. Norden, Soltau. 8. 3 M.

Feiertag, A., Blätter eines Waldkirschbaumes. Erzählungen. Wien, Konegen. Gr. 8. 2 M.

Foy, K., Lieder vom goldenen Horn. Leipzig, Liebeskind. 8. 3 M.

Frenzel, K., Schönheit. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. 8. 5 M.

Gals, A., Von Waldesrand und Meeresstrand. Gedichte. Jena, Manke. 8. 3 M. 60 Pf.

Genée, R., Hans Sachs. Leben und ausgewählte Dichtungen. Schwänke und Fastnachtsspiele. Mit 1 Titelbilde. Berlin, Gaertner. 8. 2 M.

Godin, Amélie, Gedichte. Mit Bildniß. München, Th. Ackermann. 8. 2 M.

Goethe's, J. W. v., Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abth. 1ster u. 14ter Bd.; III. Abth. 1ster Bd. u. IV. Abth. 1ster u. 2ter Bd. Weimar, Böhlau. 1887. Gr. 8. 16 M. 60 Pf.

— — Faust in ursprünglicher Gestalt, nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben von E. Schmidt. Weimar, Böhlau. 1887. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Greinz, R. H., Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Groner, A., Geschichten aus dem Traunviertel. Wien, Brockhausen u. Bräuer. 8. 2 M.

Grosse, J., Episoden und Epiloge. Kleinere erzählende Dichtungen, nebst einem lyrischen Anhang. München, Callwey. 8. 4 M.

Grube, H., Der Alpenkönig. Roman aus den Schweizer Bergen. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 6 M.

Günthert, J. E. v., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 1887. 8. 2 M. 25 Pf.

Güßfeldt, P., Reise in den Andes von Chile und Argentinien. Mit 1 Uebersichtskarte und 2 Specialkarten. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 12 M.

Haaß, C., Lustige und ernste Musikantengeschichten. Paderborn, F. Schöningh. 8. 1 M. 80 Pf.

Hagen, E. v., Gedanken über Pädagogik. Bremen, H. Arendt. Gr. 8. 50 Pf.

Hagmann, J. G., Zur Reform eines Lehrplanes der Primarschule. St. Gallen, Huber u. Comp. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Haustein, A. v., Von Kains Geschlecht. Eine Dichtung in Einzelbildern. Berlin, Conrad. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.

Hecht, H., Gedichte. Berlin, Zenker. Gr. 16. 4 M.

Hellwald, F. v., Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung. 1ste Lfg. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 1 M.

Irle, H., Die Festung Bitsch. Mit einer Ansicht von Bitsch. Strassburg, Heitz. 8. 80 Pf.

Janitschek, Maria, Im Kampf um die Zukunft. Dichtung. Stuttgart, Spemann. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Jordan, W., Zwei Wiegen. Roman. 2 Bde. Zweites Tausend. Berlin, Grote. 1887. 8. 11 M.

Karpeles, G., Heinrich Heine und seine Zeitgenossen. Berlin, F. u. P. Lehmann. 8. 4 M.

Kasch, Katharina, Geburtstagsbuch. Ein Geschenk- und Gedenk-Buch. Kiel, Lipsius u. Tischer. 1887. 8. 6 M.

Keiter, H., Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Dichtungen, dargestellt von H. K. Zur 100jährigen Geburtstagsfeier am 10. März 1888. Köln, Bachem. 1887. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Keller, J., Beiträge zur politischen Thätigkeit Heinrich Zschokke's in den Revolutionsjahren 1798—1801. Aarau, Sauerländer. 1887. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Kerner von Marilaun, A., Pflanzenleben. 1ster Bd.: Gestalt und Leben der Pflanze. Mit 553 Abbildungen im Text und 20 Aquarelltafeln von E. Heyn, H. v. Königsbrunn, E. v. Ransonnet 2c. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1887. Lex.-8. 14 M.

Kirsten, P., All Heil! Veloeiped-Geschichten für Sportsfreunde und Jedermann. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Kluge, F., Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 2 M.

Klopp, O., Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß-Britannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. 14ter Bd.: Die Jahre 1711—1714. Wien, Braumüller. Gr. 8. 19 M.

Im Lande des Zukunftskrieges. Neue militärische Reisebilder aus Galizien und Westrußland. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 2 M.

Loti, P., Islandfischer. Uebersetzt von Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien). Bonn, Strauß. 8. 5 M.

Ludwig, A., Für Alle, nicht für Jedermann. Kleine Historien und Sonstiges in gebundener und ungebundener Redeweise. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 50 Pf.

Ludwig, H. (v. Jan), Erzählungen aus dem Wasgau. Leipzig, Grunow. 1887. 8. 3 M.

Meyer, C. F., Die Versuchung des Pescara. Novelle. Leipzig, Haessel. 1887. 8. 4 M.

Milow, S., Drei Dramen. (Getilgte Schuld. Bedrängte Herzen. Die ungefährliche Frau.) Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 1 M. 80 Pf.

— — König Erich. Trauerspiel. 2te, wesentlich veränd. Aufl. Norden, Fischer Nachf. 8. 2 M. 50 Pf.

Sauer, B., Die Anfänge der statuarischen Gruppe. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Plastik. Leipzig, Seemann. 1887. Gr. 8. 2 M.

Smiles, S., Der Charakter. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet. Heidelberg, Weiß. 8. 2 M. 80 Pf.

Strzygowski, J., Cimabue und Rom. Funde und Forschungen zur Kunstgeschichte und zur Topographie der Stadt Rom. Mit 7 Tafeln und 4 Abbildungen im Texte. Mit Unterstützung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Wien, Hölder. Gr. 8. 10 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 26. Januar 1888.

Essays von Ferdinand Gregorovius.

Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur. Von Ferdinand Gregorovius. Zweiter Band. Mit einer Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 5 M. 50 Pf.

Wir haben seinerzeit über den ersten Band dieser Sammlung berichtet (in Nr. 39 d. Bl. f. 1887). Was wir damals über Wesen und Charakter derselben im allgemeinen gesagt haben, können wir hier nur wiederholen und bestätigen. Ueberall tritt uns dieselbe Gründlichkeit des Wissens, dasselbe liebevolle Vertiefen in den Stoff, dieselbe vorurtheilsfreie Anschauung neben der gleichen Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung, der gleichen einfachen Eleganz des Stils entgegen. Was diesen Aufsätzen einen besondern Reiz verleiht, ist, daß sich in Gregorovius mit dem Geschichtschreiber und Alterthumsforscher der Poet und Philosoph verbindet. Indem sein geübtes Auge die Menschen, die Dinge und die Ereignisse gleichsam aus der Vogelperspective betrachtet, weiß er, große Gebiete mit einem Blicke überschauend, das scheinbar weit Getrennte auf geistreiche Weise zu verknüpfen und unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen. In dieser Auffassungsweise und zumal in den allgemeinen Betrachtungen, mit denen er nicht selten die Einzeldarstellungen begleitet, glauben wir einen Anklang an die Meister unserer großen classischen Periode zu vernehmen, in die uns sein Essay über die Brüder Humboldt versetzt. So gemahnen uns z. B. die Worte, mit denen er den Artikel „Fünf Tage vor Metz" abschließt und die wir hier als Probe mittheilen, unwillkürlich an den Schluß eines Aufsatzes in Alexander von Humboldt's „Ansichten der Natur", so verschieden auch der Gegenstand ist, an den er anknüpft:

> Nichts kommt vom Ruhm der Schlachten auf die Nachwelt, als ein paar Namen. Die glänzenden Siege des Weltenstürmers Alexander haben keinen Homer gefunden. Seine geräuschvollen Thaten sind heute auf den Inhalt von ein paar dürftigen Büchern zusammengeschrumpft, die in Bibliotheken stehen. Nur eine seiner friedlichen Schöpfungen dauert noch fort, und sie allein wird seinen Namen bis zu den fernsten Zeiten tragen. Wie thöricht sind Nationen, die ihre Größe im Ruhm der Waffen suchen. Eine jede besaß solchen einmal und verlor ihn wieder. Wir haben heute die alte Fabel von der gloire militaire Frankreichs gründlich zerstört, und das ist ein Glück für die Welt gewesen. Denn so ist ihr durch eins der größesten tragischen Beispiele noch einmal bewiesen worden, daß Kriegsruhm eitel ist, und daß es nur die Werke des Friedens, der Weisheit und Kunst sind, welche Völker groß und unsterblich machen.

Der Inhalt der sieben in den Jahren 1880—86 entstandenen Artikel ist äußerst mannichfaltig. Während die beiden ersten nur mehr bei dem speciellen Fachmann ein höheres Interesse hervorrufen dürften, sind die übrigen geeignet, die Theilnahme der weitesten Kreise des Publikums zu erwecken.

1) „Eine Weltchronik in Bildern" bespricht eine 1883 von Mailand nach München gekommene bildliche Darstellung der Hauptpersonen der Menschheit von Adam bis auf Papst Bonifacius VIII. und Tamerlan, ohne Text, gemalt von Leonardo da Besozzo, einem Meister des Quattrocento, von dem wir außerdem nur noch ein schönes Frescogemälde in der Kirche San-Giovanni a Carbonara in Neapel besitzen. Die Auffassung und Zusammenstellung der zahllosen Figuren ist theilweise so geistreich und bedeutend, daß Gregorovius meint, einer der großen gleichzeitigen Humanisten, vielleicht Laurentius Valla, müsse dem Maler dabei zur Seite gestanden haben. Die Bilder, deren Kunstwerth sehr verschieden ist, sind besonders anziehend durch die Mannichfaltigkeit der Gestalten, die stilvollen Gewandungen, und zumal werthvoll als lebendiger Ausdruck der Anschauung der Frührenaissance von Gegenständen der Mythologie und Geschichte. Unsern Verfasser, den großen Kenner und Historiker des mittelalterlichen

Rom, interessirt vor allem der Plan dieser Stadt aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der dem Aufsatz in der Größe des Originals beigegeben ist.

2) „Die beiden Crivelli, bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert" enthält einen Bericht über die zahlreichen Documente, die sich im münchener Staatsarchiv unter dem Titel „Crivelli. Corrispondenza di Roma" befinden. Die Crivelli, Vater und Sohn, waren die Vertreter Herzog Maximilian's von Baiern bei dem Papst von 1607—59, wie denn der Herzog, der italienischen Sprache vollkommen mächtig, gleich andern Fürsten jener Zeit viele Italiener in seinem Dienste hatte. Außer den Berichten der Crivelli enthält die vielbändige Sammlung noch zahlreiche andere Schriftstücke. Zum Theil nicht ohne Interesse in den Einzelheiten, geben dieselben doch keine wesentlichen neuen Aufschlüsse über die wichtigen politischen Ereignisse jener traurigen Epoche, ihre Ursachen und geheimen Triebfedern. Das Bedeutendste darin, die Beziehungen auf die Spannung, welche die Anmaßungen des Kaisers und Wallenstein's sowie der mantuanische Erbfolgekrieg zwischen Ferdinand II. und Maximilian hervorriefen, hat Gregorovius schon anderweit verwerthet. Sein Zweck bei der Veröffentlichung des vorliegenden Aufsatzes war „sowol von der diplomatischen Natur der gesammelten Actenstücke, die bisher von den Historikern noch nicht benutzt worden sind, wie von der Persönlichkeit der beiden Beamten Mittheilung zu machen".

3) „Neues Leben in Corsica" (1882) erinnert uns zunächst an die Schrift, die Gregorovius selbst vor dreißig Jahren über die Insel verfaßte und die immer noch zu dem Besten gehört, was über dieselbe geschrieben ist. Hier berichtet er uns über den Aufschwung, den das geistige Leben des lange zurückgebliebenen Landes in der letzten Zeit genommen hat. Die Sitten beginnen milder zu werden, seit Napoleon III. die Corsen entwaffnet hat; die berüchtigte Vendetta und die aus ihr entspringenden Familienfehden verschwinden allmählich. Die erste Eisenbahn ist im Bau begriffen. Die literarische Thätigkeit beginnt sich zu regen. Gregorovius theilt uns ein Verzeichniß der bedeutendsten Werke der corsischen Literatur aus den Jahren 1852—72, von dem corsischen Dichter Lucciana verfaßt, mit, der unter anderm auch Goethe's „Hermann und Dorothea" in italienische Verse gebracht hat. Auf den meisten wissenschaftlichen Gebieten sieht es freilich noch traurig aus. So enthält die kleine Geographie des toscanischen Gelehrten Marmocchi in ihren dürftigen Notizen alles, was auf diesem Gebiete bisher über die Insel veröffentlicht ist. Besser gepflegt ist die Geschichte Corsicas, „dies ganz eigenartige charaktervolle Heldenepos", wie sie unser Verfasser nennt. Im Jahre 1880 ist eine Société des sciences historiques et de l'histoire naturelle in Bastia gestiftet worden, über deren erste „Bulletins" Gregorovius referirt. Das Bedeutendste, was dieselben bisher gebracht haben, ist eine reiche Sammlung von Briefen des edeln Pasquale Paoli, den Gregorovius nicht ohne Berechtigung den corsischen Washington — freilich ohne dessen glücklichen Ausgang — nennt, der die Insel von der genuesischen Tyrannei befreite, dann lange gegen die französische Uebermacht standhielt, und dem Friedrich der Große selbst in Anerkennung seiner tapfern und patriotischen Haltung einen Ehrendegen übersandte. Die Briefe bilden eine Ergänzung der Sammlung, welche der bekannte Venetianer Niccolo Tommaseo schon 1846 veröffentlichte.

4) Seinen biographischen Essay über die Brüder Humboldt schließt der Verfasser mit den Worten:

> Ihre Biographie, dargestellt als Geschichte eines in solcher Ebenbürtigkeit des Genius nie gesehenen Brüderpaares, welches die großen Gebiete des Wissens von der physischen Natur und ihrer Idealität im denkenden Geiste unter sich theilt und diese doch wissenschaftlich verknüpft, würde zugleich die Culturgeschichte eines Theils der gesammten Erkenntniß jener Epoche sein: und weil sich beide Humboldt als Menschen des Weltbezuges mit zahlreichen Erscheinungen persönlich und geschichtlich berührt haben, so würde solche Doppelbiographie auch ein großes Stück der Zeitgeschichte selbst an ihnen als symbolischen Charakteren zur Darstellung bringen — ein Gegenstand von unendlichem Reiz, aber eine so gewaltige Aufgabe, daß sie ihren Künstler kaum jemals finden wird.

Von jenem unendlichen Reiz mag er selbst etwas empfunden haben, als er diese damals anonym erschienene Einleitung zu den im Jahre 1880 von der Familie Humboldt zu Ottmachau herausgegebenen Briefen Alexander's an Wilhelm schrieb. Es mag in der That lockend genug sein, hier eine biographische Parallele zu verfassen in höherm Sinne als die Plutarch's, die ja vielfach bloße Nebeneinanderstellungen ohne allen innern Zusammenhang sind. Aber ebenso müssen wir ihm recht geben, wenn er die ungeheuere Schwierigkeit der Aufgabe hervorhebt. Nicht nur, daß der Biograph, der ihnen gerecht werden will, selbst ein gewaltiges Gebiet der Wissenschaft und Literatur beherrschen muß: sollen außer dem gemeinsamen Medium, in dem beide lebten und webten, außer der innern Entwickelung, den geistigen Berührungspunkten und Contrasten, endlich der Bedeutung und den Leistungen eines jeden für seine und für alle Zeit, auch die äußern Lebensschicksale beider Männer dargestellt werden, so erscheint es bei ihren weit auseinander laufenden Lebenswegen schon als eine kaum zu umschiffende Klippe, daß der Faden der Erzählung immer wieder abgerissen und von neuem angeknüpft werden muß. Das kommt in der That schon in unserm Aufsatz zur Erscheinung, von welchem außerdem Wilhelm den Löwenantheil erhält, gewiß unwillkürlich, weil sein Wesen wie seine Arbeiten und Ziele dem Verfasser näher lagen und sympathischer waren als die des jüngern Bruders.

Es fehlt uns der Raum, um auf den Inhalt der in Entwurf wie Ausführung gleich ausgezeichneten Arbeit näher einzugehen. An Thatsachen bringt dieselbe natürlich nichts Neues. Aber die gemeinsame geistige Bedeutung dieser Dioskuren, wie sie Goethe nannte, am Himmel der damaligen Literatur und Wissenschaft, ebenso wie die

Eigenart eines jeden von beiden sind wol nicht oft so scharf und treffend in kurzen Worten bezeichnet worden. Wir müssen uns hier begnügen, einige besonders charakteristische Stellen herauszuheben:

Ueber Wilhelm von Humboldt steht heute schon das Urtheil fest, daß er zu den unabhängigsten, wahrsten und großartigsten Charakteren des Deutschlands seiner Zeit gehört: ein Mann vom höchsten Adel der Bildung überhaupt. ... Es gab wenige Menschen, auf deren Natur die Außenwelt so wenig bestimmenden Einfluß übte als auf ihn; immer stand er ihr in vornehmer Geistesfreiheit gegenüber.

Aber eben diese Eigenthümlichkeit seines Wesens in Verbindung damit, daß er wie die Edelsten seiner Zeit nach Kant's Vorgang in der freiesten und vollkommensten sittlichen und intellectuellen Entfaltung des Individuums, in dem „freien Menschen als Kunstwerk der Bildung" sein Ideal erblickte und in natürlicher Folgerung den Staat auf die Rechtssphäre beschränkte und ihm die ethischen Zwecke absprach, weil sie von gewissen Beschränkungen jener freien Selbstentwickelung und Selbstbestimmung unzertrennlich sind, lag es, daß er als Staatsmann nichts Hervorragendes und Dauerndes geleistet hat. Dazu kam, daß der philosophirende Denker und Aesthetiker zu sehr in ihm vorwalteten, um ihm zu gestatten, mit raschem Griff die Gelegenheit beim Schopf fassend, sie zur Erreichung seiner Ziele mit jener Rücksichtslosigkeit auszunutzen, deren der praktische Staatsmann nicht entrathen kann. Im Urtheil und Genuß, sagt Schiller von ihm, lag seine Kraft:

Die Kämpfe, die das Leben durch Widerspruch spalten und in productiven Naturen zur höchsten Energie steigern, um dann in jeder Richtung menschlicher Thätigkeit Heroen zu erzeugen, hatte er in dem gleichmäßigen Flusse seines genußreichen Daseins nie gekannt, und deshalb würde er zu keiner Zeit befähigt gewesen sein, einen Staat mit durchdringender Geistes- und Willenskraft zu formen und mit erfaßtem Begriff der Verhältnisse durch das Labyrinth der Zeit zu steuern. Die Staatskunst im höchsten Sinne verlangt von dem, der sie ausübt, die Erschaffung eines realen politischen Kunstwerks.

Gregorovius nennt die Humboldt die letzten Vertreter jenes Strebens nach Universalität der Bildung und des Wissens, wie sie uns das Mittelalter und die Renaissance, wie sie uns vor allem das classische Alterthum in seinen hervorragendsten Gestalten auf dem geistigen Gebiete vorführt. Deshalb vermochten sie auch, wenngleich die Hauptthätigkeit des einen auf die Geistes-, des andern auf die Naturwissenschaften gerichtet war, einander bei ihren Arbeiten nicht nur mit Liebe und Theilnahme zu folgen, sondern sich auch helfend und unterstützend die Hand zu reichen. Von ihrem innigen Verhältniß zueinander, in welchem nach Varnhagen von Ense's Ausspruch, „die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht würde", entwirft uns der Verfasser ein herzerfreuendes Bild.

Die Person Alexander's tritt, wie erwähnt, bei Gregorovius weniger in den Vordergrund. Von dem Ansehen, das er schon als Lebender bei dem Publikum der ganzen gebildeten Welt genoß, und dem Nachruhm, der ihm daraus erwachsen ist, heißt es:

Nicht der alle Geister seiner Zeit überragende Kant, sondern Humboldt ist zur typischen Charaktergestalt des modernen Gelehrten geworden. Denn seine Individualität war eindringender und lebensvoller: sie hat die Menschen bezaubert; bis zum höchsten Lebensalter war sie von der Wärme dichterischer Idealität durchstrahlt; sie hat durch ihren lebendigen und persönlichen, nicht blos theoretischen Bezug auf die Welt einen tiefern Abdruck von sich in ihrem Bewußtsein zurückgelassen. ... Der Weltruhm des einen Bruders hat das Licht (?!) des andern in den Schatten gestellt. ... Aber zusammen gehören diese Brüder unbedingt wie die beiden Dichterfürsten. ... Die Verse, welche Wilhelm von Humboldt in seinem Sonett „Morgen des Glücks" auf Goethe und Schiller niedergeschrieben hat, können auch von ihnen gelten:

Die beiden strahlverwandten Zwillingssterne,
Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne.

Was sie so hoch erhob, war die Universalität ihres Geistes, die Weite des Gesichtskreises, das Genie sammelnder und forschender Erkenntnißkraft, die Totalität des Geistes und der Natur als ewige einfache Form zu begreifen.

Wir haben uns bei diesem bedeutendsten Abschnitt unsers Buchs länger aufgehalten und müssen deshalb über die folgenden rasch hinwegeilen, so mannichfaches Interesse sie dem Leser auch bieten mögen.

5) In „Fünf Tage vor Metz" erzählt uns der Verfasser einen Besuch, den er im September 1870 seinem als Offizier bei der Belagerungsarmee stehenden Bruder machte. Der kurz darauf niedergeschriebene Bericht gibt uns eine lebendige Schilderung der Landschaft, der Truppen, ihrer Verpflegung, ihres Lebens und ihres Verhaltens dem Feinde gegenüber, dann der Bewohner des Landes und endlich eine Darstellung des Kampfes bei dem Ausfall Bazaine's am 7. October, den Gregorovius aus der Ferne mit ansah. Der Schilderung dieses Schauspiels, „das so verabscheuenswürdig und barbarisch und doch wieder so groß und erhaben ist", fügt er die Betrachtung hinzu: „Es gibt nur eine Schlacht in der Geschichte, die mich immer begeistert hat: Marathon. ... Nur noch Marathon-Schlachten sollten civilisirte Völker schlagen. Vielleicht schlagen wir sie einst mit diesen tapfern Franzosen vereint, die wir nicht hassen, die ein stürzender Despot und ein frevelhafter Uebermuth gegen uns bewaffnete: vielleicht, wenn es gelten wird, unsere gemeinsame Cultur vor dem Einbruch der Scythen zu retten." Die gegenwärtigen internationalen Verhältnisse bilden eine seltsam contrastirende Illustration zu dieser Prophezeiung!

6) „Segesta, Selinunt und der Mons Eryx" enthält die Schilderung einer Reise, die der Verfasser im Frühling 1886 mit einer staatlichen Commission italienischer Gelehrten von Palermo aus zu den Alterthümern des westlichen Sicilien unternahm. Wir erhalten darin einen Bericht über die neuen Ausgrabungen, die besonders in Selinunt mit großem Eifer methodisch betrieben werden, zum Vortheil der Wissenschaft, aber freilich zum bittern Schaden des malerischen und poetischen Eindrucks, den die Trümmerstätten des classischen Alterthums früher in dem

Beschauer hervorriefen. „Der Gewinn für die Wissenschaft ist bisweilen ein Verlust für die Phantasie; denn Dichtung und Kunst ziehen ihr innerstes Leben aus dem Geheimniß.“ Schon als Referent in demselben Jahre wie Gregorovius (1853) zuerst diese Ruinen besuchte, bildeten sie ein schauerliches Chaos, nur gemildert durch den duftigen Schleier von Grün und Blumen, durch das ewig neue Leben, das aus dem Schose der Erde entsprießt*) — welches grauenhafte und widrige Schauspiel müssen diese wild durcheinander gestürzten Massen jetzt darbieten, wo sie, dieses Schmucks völlig entkleidet, nur eine nackte öde Steinwüste bilden!

7) Der letzte Artikel hat den in mehrern Zeitungsberichten und Briefen an Gelehrte behandelten modernen Umbau Roms zum Thema. Gregorovius ist weit davon entfernt, wie einst Wilhelm von Humboldt zu verlangen, daß das alte Rom als gewissermaßen gemeinsames Eigenthum aller Culturvölker ein noli me tangere bilden solle; er schiebt auch nicht wie Alfred von Reumont die Schuld der modernisirenden Umwandlung allein der Eroberung Roms durch die Italiener zu, sondern weist im Gegentheil nach, welch bedeutende Veränderungen schon unter Pius IX. stattgefunden haben; er gibt zu, daß das römische Municipium nicht daran denke, die alten Ruinen zu vernichten, wie das so manche Päpste des Mittelalters und der Renaissance gethan. Aber er kann doch die elegische Klage über die mehr und mehr schwindende malerische und poetische Schönheit der alten Welthauptstadt nicht unterdrücken. Wie in Selinunt werden die Ruinen des alten Rom sorgfältig ausgegraben, bloßgelegt und gründlich von dem herrlichen Ueberzuge einer üppigen Vegetation gereinigt. Die Flora des Colosseums, über deren 400 Arten ein Engländer eine besondere Schrift verfaßt hat, ist bereits vernichtet. Schlimmer ist, daß der einzig malerische Rahmen, in den die alten Trümmerstätten gefaßt waren, verloren geht, sodaß die nackten Ruinen nun fremdartig und unharmonisch zwischen die nur zu oft geschmacklosen Neubauten eingeklemmt sind. Dazu verschwindet immer mehr eine der Hauptzierden des römischen Stadtgebiets, die schönen Villen und Parks, wie denn jetzt schon ein alter Romfahrer vergeblich den der Villa Ludovisi suchen würde, der so lebhaft in seiner Erinnerung steht. Daß hier auch viel ohne Noth gesündigt worden ist und noch gesündigt wird, unterliegt keinem Zweifel. Im ganzen und großen aber ist die Umwandlung Roms eine geschichtliche Nothwendigkeit, in die sich die fremden Besucher ergeben müssen, wenn wir auch dem, welcher das Rom vor 1871 im Gedächtniß und im Herzen trägt, kaum rathen möchten, die moderne Hauptstadt wieder zu betreten. Das einzig schöne eigenartige Bild, das in ihm lebt, würde schwer und unheilbar getrübt und entstellt werden.

Otto Speyer.

*) Vgl. O. Speyer, „Bilder italienischen Landes und Lebens“ (Berlin, Mittler, 1859), II, 184 fg.

Aesthetische Literatur.

1. Jesus von Nazareth. Ein dichterischer Entwurf aus dem Jahre 1848 von Richard Wagner. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1887. Lex.-8. 4 M.

Es ist eine beklagenswerthe Erscheinung, daß besonders in unserm Menschenalter ein hervorragender Mann nach seinem Tode des freien Verfügungsrechts über seine Worte, Werke und Handlungen beraubt wird. Hat er einmal das Zenith des Ruhms erstiegen, dann muß er es sich gefallen lassen, daß nicht blos die endgültig von ihm vollendeten und der Welt überlassenen Werke, sondern auch seine Entwürfe wie überhaupt seine Privatissima der Oeffentlichkeit übergeben werden, gewöhnlich nach seinem Ableben, zuweilen auch noch während seines leibhaftigen Wandelns auf Erden. (Vgl. den Fall Bismarck-Busch.) Ausnahmsweise mag ja einer gefeierten Persönlichkeit durch solche Indiscretionen ein Dienst geleistet werden; in den meisten Fällen aber wird sie ausrufen müssen: Gott schütze mich vor meinen Freunden!

So auch habe ich mich vor mehrern Jahren in d. Bl. gegen solche Anhänger Wagner's wenden müssen, welche, die abgöttische Verehrung des Meisters als ihr Monopol ansehend, die letzten geistigen Brosamen des Todten gesammelt hatten in einem splendid ausgestatteten Bande. Ich mußte damals aussprechen, daß diese Wagneriana durchaus nicht geeignet waren, das Bild des großen Tonsetzers verherrlichen zu helfen. Zufällig bin ich heute wieder von der Redaction ausersehen, zu einer literarischen Skizze Wagner's Stellung nehmen zu sollen. Der Herausgeber, der Sohn Siegfried, hat sich von begreiflicher Pietät gegen seinen Vater leiten lassen; aber auch abgesehen davon liegt hier doch wenigstens ein Ganzes vor, zu welchem ein bedeutungsvoller Stoff verarbeitet ist. Da der Entwurf von „Acten“ spricht, so wissen wir, daß wir es mit einer dramatischen, nicht aber mit einer epischen Bearbeitung des Lebens Jesu zu thun haben.

Das hier abgedruckte Manuscript zerfällt in drei Theile, welchen Wagner die Ueberschriften gegeben hat: „Dichterischer Entwurf“, „Ausführungen“, „Citate“. Das Gesammturtheil darüber kann nur lauten: wir haben es hier lediglich mit dem Rohmaterial eines Dramas zu thun, welches tausend andere ebenso gut hätten zusammenstellen können wie Richard Wagner. Daß der Stoff ihn gefesselt hat, läßt sich begreifen; allem Anschein nach hat er ihn nur als recitirendes Drama gedacht und dabei jede Rücksicht auf Kirche und positives Christenthum aus den Augen gelassen. Eine wirkliche Tragödie kann die Geschichte Christi nie-

mals werden, weil das Neue Testament von irgendwelcher Verschuldung desselben nichts weiß; für den Gläubigen aber ist jede andere Darstellung als die in Oberammergau übliche unzulässig. Die letztere ist nichts weiter als die Inscenirung der Leidensgeschichte, durchsetzt mit alttestamentlichen Gegenbildern, gesungenen Chören und freier ausgeführten Unterredungen der Nebenpersonen. Auch Richard Wagner hat nichts weiter herauszubringen vermocht als eine Aneinanderreihung von scenisch dankbaren neutestamentlichen Erzählungen, an welche meist lange Reden Jesu angeschlossen sind. Berührt in den Evangelien selbst die naive und darum zuweilen erhabene Einfachheit wohlthuend, so stößt hier die Künstelei und der religiöse Indifferentismus ab.

Der erste Act spielt in Galiläa. Judas Ischariot und Barrabas verhandeln bei Nacht über die Messiashoffnung Israels; in der folgenden Scene beklagt der Zöllner Levi den Tod seines soeben verschiedenen Kindes. Da erscheint bei anbrechendem Tage Jesus mit seinen Jüngern und „legt der Scheintodten die Hände auf die Schläfe". Das Kind erwacht, der Zöllner und das Volk feiern Jesum als Todtenerwecker, dieser aber erklärt: „Was lebte, habe ich dem Leben erhalten; öffne dein Herz, daß ich dich vom Tode erwecke." Jesus nimmt sodann ein Frühmahl bei dem Zöllner ein, bei welcher Veranlassung er die Vorwürfe eines Pharisäers zu hören bekommt. Barrabas sucht Jesu Ansicht über den Kaiserzins zu erforschen. Maria Magdalena wird als Ehebrecherin herbeigeschleppt, um gesteinigt zu werden. Jesus rettet sie vom Tode, dann bleibt er allein mit ihr. Bei dem nun folgenden Mahle entwickelt Jesus seine Lehre von der Liebe. Als die Mutter und die Brüder Jesu zu diesem zu gelangen suchen, spricht Jesus über das anwesende Volk die pathetischen Worte: „Dies ist meine Mutter. Dies sind meine Brüder."

Im zweiten Act spricht Jesus mit Magdalena und seiner Mutter über — „seinen unvermählten Stand". Als die Brüder hinzutreten, sagt er zu seiner Mutter: „Warum zeugtest du diese?" (Das sind Erfindungen, welche das Neue Testament einem — Richard Wagner vorbehielt!) Darauf befiehlt Jesus, „ein Schiff auszurüsten für ihn und die Jünger, um auf dem Wege nach Jerusalem dem Volke zu entfliehen". Ehe er abfährt, hält er vom Schiff aus dem am Ufer lagernden Volke eine große Predigt.

Der dritte Act bringt eine Verhandlung zwischen Pilatus und Kaiphas. Jesus zieht in Jerusalem ein und reinigt den Tempel.

Im vierten Act setzt Jesus das Abendmahl ein, wird dann von Maria Magdalena gesalbt, und nach dem Weggange des Judas entwickelt er seine Lehre von der Liebe und vom Brote des Lebens. Hierauf folgt die Gefangennahme in Gethsemane.

Der fünfte Act wird eröffnet mit dem Verhör Christi von Pilatus. Nach geschehener Verurtheilung wird Jesus abgeführt zum Richtplatz; zuvor nimmt er Abschied von seiner Mutter und ertheilt seinen Jüngern das Apostelamt. Gewitter und Erdbeben: Judas stürzt verzweifelnd ab. Am Schluß des Actes kommen Johannes und die beiden Marien von der Hinrichtung zurück; da wird Petrus vom Heiligen Geiste erfüllt und hält die Pfingstpredigt, das herzudrängende Volk läßt sich taufen. Dieser Schlußeffect mag ja theatralisch dankbar sein; aber die vorhergehende Ertheilung des Apostolats und diese allgemeine Taufe sind unerträgliche Vergewaltigungen des biblischen Textes, sind selbst vom dramaturgischen Standpunkte aus die crassesten Unwahrscheinlichkeiten.

In den nun folgenden „Ausführungen" sucht sich Wagner Rechenschaft zu geben über seine Auffassung der Person und der Lehre Christi. Da Ganze ist vollgestopft mit Aussprüchen Jesu; die Hauptrolle aber spielt der Gegensatz von Gesetz und Liebe, als überwunden gedacht in der rechten Ehe. Dabei erlaubt sich Wagner folgende Auslegungen des Neuen Testaments: „In der Geschlechtsliebe liegt die physische Nothwendigkeit des Todes des Menschen; aber dieser Tod wird dem Einzelnen zum Aufgeben seiner selbst zu Gunsten der Vervielfältigung seiner selbst." ... „Das Wesen des Weibes ist, gleich dem des Kindes, Egoismus." ... „Das Weib gibt nur das Empfangene wieder; es ist in sich unvollkommen und entäußert sich seines Egoismus in den Kindern." ... „Der Leib ist die eigentliche Heimat des Egoismus." Man sieht, wie die Wagner'schen Hauptthemen: Liebe und Weib, Erlösung und Sinnlichkeit, auch hier wiederkehren; aber was ist das für ein Erlöser-Philosoph, den er da auf den Bretern als tragischen Helden agiren läßt? „Christus stammt durch Adam von Gott, und seine Brüder waren nun alle Menschen. Christus erkennt zuerst (als der erste?) Gott in sich, die leidendesten (wörtlich!) mußten ihm die Nächsten sein." ... „Jesus weiß, und die Gottesliebe übt er durch seine Lehre von ihr: im Bewußtsein der Ursache und der Wirkung ist er somit Gott und Gottes Sohn. Aber jeder Mensch ist fähig zu gleichem Wissen und gleicher Ausübung. Gelangt er dazu, so ist er gleich Jesus und Gott."

Im dritten Theil endlich wird eine ganze Reihe neutestamentlicher Stellen angemerkt, welche Wagner in den geeigneten Scenen seines Dramas verwenden wollte. Sie bekunden eine bemerkenswerthe Belesenheit in der Bibel. Was das Ganze anlangt, so können auch wir nichts Besseres thun als Wagner: es klanglos zum Orkus hinabsenden!

2. Dramaturgie der Oper, von Heinrich Bulthaupt. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1887. Gr. 8. 10 M.

Heinrich Bulthaupt hat sich ebenso einen Namen erworben als selbständig schaffender und reproducirender Dichter, wie als Kritiker auf dem Gebiete des Dramas. Während eine ältere, überwiegend idealistische Schule (Tieck, Rötscher, Feodor Wehl u. a.) ihre dramaturgischen Sätze mehr aus der ästhetischen Zergliederung von Dramen,

Scenen, Rollen u. s. w. herauswachsen ließ, ist Bulthaupt ein Führer der mehr realistisch gerichteten jüngern Generation, welche mit den Bestrebungen Laube's, der Meininger, Richard Wagner's u. a. eine innere Verwandtschaft hat. Ich gestehe von vornherein, daß ich solchen Männern äußerst sympathisch gegenüberstehe, welche den Dichter und den ästhetisch geschulten Kritiker in sich vereinigen (Uhland, Fr. Th. Vischer, Gustav Freytag, Rudolf von Gottschall, Adolf Stern). Bulthaupt insbesondere verfügt über eine große Gewandtheit und Anschaulichkeit des sprachlichen Ausdrucks, Schärfe und Besonnenheit der Kritik, historische Belesenheit, ästhetische Bildung, Bühnenerfahrung, endlich auch über musikalische Kenntnisse. Diese Vielseitigkeit berechtigt gerade ihn wie nur wenige, eine Dramaturgie der Oper zu schreiben. Allerdings ist die musikalische Befähigung Bulthaupt's nur ein Anhängsel zu seiner dichterischen; er wird nie eine derartige Analyse von Opern schreiben können, wie sie Hermann Kretzschmar (Verfasser des „Führer durch den Concertsaal") uns hoffentlich noch geben wird. Eine Dramaturgie der Oper hat aber das Glück, einem wirklich „längst gefühlten Bedürfniß" entgegenzukommen; als ein noch unbebautes Feld bietet sie dem Schriftsteller einen äußerst dankbaren Stoff. Vielleicht hat dieser Umstand mit dazu beigetragen, daß Bulthaupt hier als dramaturgischer Kritiker sein Bestes gegeben hat.

In seiner „Dramaturgie der Classiker" verspricht Bulthaupt mehr, als er hält. Dort tragen so manche Abhandlungen noch zu sehr den Charakter einer Materialiensammlung, einer bloßen Aneinanderreihung von Bemerkungen. Auch ich gehöre nicht zu den Shakspeare-Orthodoxen, welche Bulthaupt bekämpft; ich habe gleich nach dem Erscheinen des Buchs die Vorrede zu seinem Shakspeare-Commentar mit fast begeisterter Zustimmung gelesen. Seitdem hat mich jedoch ein eindringendes Studium Shakspeare's, der Shakspeare-Literatur und des Bulthaupt'schen Buchs zu dem Ergebniß geführt, daß Bulthaupt das ihm vorschwebende Ideal — damals wenigstens — nicht erreicht hat. Sehe ich recht, so ist Bulthaupt dort (und auch noch zum Theil in seinem neuesten Werke) in Gefahr, in Einzelheiten, in realistische Erklärungsweisen, in historische Excurse, in Vergleichungen u. dgl. sich zu verlieren. Er faßt ein dramatisches Meisterwerk (zwar nicht principiell, aber doch in seinen Ausführungen) nicht genug als eine nur sich selbst gleiche Größe; der fühlbarste Mangel aber bleibt, daß Bulthaupt seine philosophische Weltanschauung nicht bis in ihre letzten Fundamente durchgebildet hat. Was Männer wie Ulrici zu viel besaßen, das besitzt er zu wenig. Ich bedauere das um so mehr, weil ich auf dem Gebiete der poetischen Kritik die Herrschaft der Germanisten und bloßen Dramaturgen durch solche Männer wie Bulthaupt gebrochen sehen möchte.

In seinem neuen Werke will Bulthaupt die Oper mit musikalischem, dramatischem und theatralischem Maßstabe zugleich messen und erstreckt seine inductive Methode zunächst auf Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Meyerbeer, R. Wagner. Was er da gibt, sind wohldurchdachte, auf gründlichsten Studien beruhende, mit eindringender Kritik gesättigte Essays. Je mehr nun auf dem Gebiete der musikalischen Literatur nach dieser Seite hin bisher die Phrase geherrscht hat; je mehr unser Publikum den Operncompositionen gegenüber in einem fast unglaublichen Gefühlsdusel dahingelebt und um den Preis von sinnlich-angenehmen Eindrücken zahllose Verhöhnungen aller Kunstgesetze ruhig hingenommen hat, um so größer ist das Verdienst, welches sich Bulthaupt erwirbt, wenn er an der Hand der betreffenden Klavierauszüge und Texte unsere „Gebildeten" zu einer allseitigen Beurtheilung der namhaftesten Opern anleitet.

Ich bin in Verlegenheit, welche Partien aus dem umfänglichen Werke ich herausgreifen soll, um dem Leser einen Begriff von der Leistungsfähigkeit und Auffassung Bulthaupt's zu geben. Geradezu ausgezeichnet ist die Charakterisirung der Meyerbeer'schen Opern. Richard Wagner würde ich hin und wieder schärfer angefaßt haben als Bulthaupt, immerhin ist des letztern Streben nach einer möglichst objectiven Beurtheilung des ihm innerlich verwandten „Dichters und Tonsetzers" anzuerkennen. So muß ich mich denn begnügen, aus der Fülle des Gebotenen nur einige Stellen wörtlich anzuführen, um dem Leser einen Einblick in Bulthaupt's überaus dankenswerthe Arbeit zu ermöglichen:

> Die Ouverture zu Gluck's „Alceste" ist die erste Ouverture, welche auf die Oper wirklich vorbereitet, und darum in der Musikgeschichte von epochemachender Bedeutung. ... In Mozart's „Hochzeit des Figaro" ist nicht blos Susanne's Wesen von reifer, süßer Sinnlichkeit erfüllt — auch im Wesen der Gräfin lebt und webt sie. (Mag sein; nur hätte Bulthaupt hinzufügen sollen, daß diese Sinnlichkeit bei der Gräfin eine unbewußte, bei Susanne eine bewußte ist.) ... Die Elvira (im „Don Juan") ist auf jeden Fall eine erste Rolle. Sie steht in gesanglicher und dramatischer Bedeutung der Anna nicht nach, und psychologisch ist sie noch reicher und interessanter als jene. ... Der Schluß des „Don Juan" ist nicht blos dramatisch, er ist auch musikalisch schwach trotz Mozart, und stürzt uns von der Geisterhöhe der Erscheinung plötzlich erschreckend auf den flachen Boden des Conventionellen. Der Schlußsatz des Finale in D-dur ist zwar technisch ein Meisterstück, aber zu leicht ist er doch, und mit Don Juan's Ende kann er sich nicht annähernd messen.

Das ist denn doch nur bedingungsweise wahr! Mit der grandiosen Gerichtsscene darf wol ein Effectstück schließen; aber in einem Kunstwerk müssen die hochgehenden Wogen sich wieder senken, muß ein harmonisches Zusammenfassen und Ausklingen aller Gefühle stattfinden. Ganz vortrefflich ist folgende Stelle:

> Rein äußerlich angesehen, ist die Rettung der Leonore und des Florestan (in Beethoven's „Fidelio") sehr ähnlich dem Eingreifen eines Maschinengottes. Wäre das Opfer der Leonore vergebens, so wäre alle dramatische Erwartung und damit die reinste künstlerische Freude verspottet und verhöhnt. Und wer, wenn die Trompete des Ministers tönte, denkt auch nur daran, daß hier ein kleinlicher Zufall die Entscheidung herbeiführe? Nicht der Zufall — hier hat Gott selbst gesprochen; das ist der Eindruck, den uns das Kunstwerk aufzwingt.

Endlich ist auch Folgendes sehr richtig:

Es hat schon mancher große Meister des äußern Vorwurfs bedurft, um sich in seiner ganzen Macht zu offenbaren; auch Mozart ist es nicht anders gegangen. Ist er nicht erst dann der wahre Meister, wenn ihm das dramatische Thema gegeben ist? Wird er nicht, wenn er nur sich zu äußern hat (in der Sonate und Symphonie), trotz aller „Kunst" zu zeiten des „Inhalts" bar, taub und leer? Möchte wirklich jemand die Mozart'schen Ouverturen (mit Ausnahme derjenigen zu „Don Juan" und zur „Zauberflöte") auch nur neben die große Leonoren-Ouverture und neben die Weber'schen Haupt-Ouverturen stellen?

Ich schließe meinen Bericht mit der Aufforderung an Bulthaupt, seiner „Dramaturgie der Oper" die noch ausstehende Vervollständigung auch wirklich nachfolgen zu lassen.

3. Vom Wahren in der Kunst. Von Emil Mauerhof. Leipzig, Haessel. 1887. 8. 4 M.

Unter diesem etwas sonderbaren Titel bietet der Verfasser zwei Abhandlungen, denen er die Aufschrift gegeben hat: „Nathan der Weise — ein Tendenzgedicht?" „Probleme in Macbeth". Wir haben es hier mit dem Erweis eines tief eindringenden Scharfsinnes, mit einer Kritik von wahrhaft Lessing'scher Souveränetät zu thun; um so mehr bedauern wir, daß der Autor seine Studien in ihrem an Aphorismen erinnernden Charakter belassen und nicht zu künstlerischen Essays abgerundet hat. Mauerhof erkennt „Tendenz" wol in dem Lustspiel des jungen Lessing „Die Juden" an, nicht aber im „Nathan"; dieser enthält nur die großartigste „Lehre" eines Weltweisen. Ob es nöthig war, an das verfehlte Jugendproduct Lessing's so viel Raum zu verwenden, als Mauerhof in seinem Buche thut, wollen wir dahingestellt sein lassen; ganz meisterhaft ist aber die Vergleichung des Nathan mit dem Juden des Decamerone (Lessing's Quelle). Hier ersieht man ganz deutlich, wie Lessing mit förmlich Shakspeare'scher Genialität aus einigen wilden Schößlingen einen köstlichen Baum entwickelt hat, unter dem die wechselnden Geschlechter wohnen können. Als Ergebniß seiner scharfsinnigen Untersuchung stellt Mauerhof folgende Sätze auf:

Keine vermeintliche Offenbarung und kein bloßer Glaube schafft Wunder. Einer jeden Religion geht der gute Mensch voran. Man muß gut sein: zuerst ohne Glauben, und es wird leicht sein, nöthigenfalls ein gottesfürchtiger Jude, Christ oder Mohammedaner zu sein. Die nicht ihren Gott zu allererst im eigenen Herzen tragen, finden ihn in dem ganzen Weltall nicht. Gott aber ist die Liebe! und wer ohne Liebe, ist auch ohne Gott.

Im Folgenden wendet sich nun Mauerhof gegen mehrere falsche Ausleger Lessing's; seinen Ausführungen glauben wir folgende Stellen entnehmen zu sollen:

Im „Decamerone" bedeutet der alte Ring das Judenthum; er ist zugleich der werthvollste, sobald sich ein Kenner findet. Im „Nathan" bedeutet der alte Ring auch das Judenthum, aber er ist nicht mehr der werthvollste, denn die beiden andern sehen ihm äußerlich völlig gleich. Nicht nach ihren angeblichen Glauben — nach ihren Thaten, und zwar den Thaten der Liebe, sollen fortan die Bekenner der verschiedenen Religionen geschätzt werden. Alle drei Ringe haben das Vermögen, vor Gott und Menschen wohlgefällig zu machen, wofern ein jeder der Besitzer dies nur will. Es war nur die Aufgabe der Erzählung, die „geheime Kraft" der Steine in ihrem Verhältniß zu dem menschlichen Herzen genau zu bestimmen.

Nach Mauerhof will Lessing im „Nathan" auch erweisen durch die Gestalt des Patriarchen, daß die größte Unduldsamkeit in religiösen Dingen sich im Priesterstande findet; trotz all seiner Weitherzigkeit aber gelangt der Verfasser zu folgenden Aussprüchen:

Nicht der Glaube, nicht die Rasse hindern dieses Volk (d. h. die Juden) an einem schnellern sittlichen Aufschwung, sondern ganz im Gegentheil, seine crasse Abkehr von allen religiösen Ideen und seine zähe Hingabe an ein niederes Lebensideal. Der moderne Jude ist durchweg ungläubig und nährt sich höchstens noch vom talmudischen Formelkram. . . . Die Judenschaft hat mit der ihr eigenen Fähigkeit, aus allen weltmöglichen Lagen stets den denkbar größten, schwindelhaften Erfolg herauszupressen, das Drama als eine Verherrlichung des echt jüdischen Charakters ausposaunt. In Wahrheit ist dieses Schauspiel Lessing's die schärfste Ablehnung, welche das moderne Judenthum je erfahren. Es ist richtig, Nathan der Weise ist eine Art Ideal: so kann der Jude werden, wenn er in den Geboten der Gottes- und der Menschenliebe wandelt; aber der Jude unserer Tage ist ebenso weit von Nathan entfernt, wie unsere Christen vom Klosterbruder. Mit einem Herzen voll weltumspannender Liebe und auf einer Höhe der Erkenntniß, vor der sich jede Parteilichkeit und jedes Unrecht scheu verbirgt, hat Lessing dichterisch das Evangelium der Duldung geschaffen: der Duldung Andersgläubiger, doch nicht Schlechtdenkender.

In der zweiten Abhandlung: „Probleme in Macbeth", sagt Mauerhof über die Hexen:

Sie sind Sinnbilder des in Macbeth wuchernden Bösen; darum verführen sie auch nicht. So wie sie sind und aussehen, genau so ist und sieht es auch in Macbeth's Innerm aus. Wie die Hexen die Regungen zum Bösen, so bedeutet Hekate die Herrschaft des Bösen: aus ihrer Erscheinung kündigt sich die gänzliche, moralische Verlorenheit Macbeth's an.

Eigenartig ist die Charakteristik, welche Mauerhof von Lady Macbeth entwirft:

Ihr seelisches Leben ist ausschließlich innerlichster Natur, sie kann nur einmal lieben, mit ihrem Wirken als Gattin schließt sich für sie diese Welt ab. Sie ist ganz bedenken- und gewissenlos, aber darum auch nicht schlechter als ihr Mann; sie ist eben Weib, sie ist eine dämonische Natur — ohne die Zucht des Gewissens.

Ueber den Helden der Tragödie selbst urtheilt Mauerhof folgendermaßen:

Macbeth ist ein gefallener Engel, der in der Hölle den Himmel zu vergessen sucht und es nicht vermag. Er geht an seinem innern Leiden zu Grunde, weil die äußern Feinde einer solchen Natur gegenüber machtlos sein würden. Wer den verlorenen Seelenfrieden so beklagt wie Macbeth, der muß ihn auch besessen haben; die Größe seiner Qual ist zugleich der Maßstab seiner seelischen Vortrefflichkeit.

Die weitern Auseinandersetzungen Mauerhof's suchen hauptsächlich mehrere irrthümliche Auffassungen von Karl Werder zu widerlegen, meist mit Glück. Alles in allem genommen, müssen wir Emil Mauerhof als einen auserlesenen Kritiker bezeichnen.

Gustav Portig.

Ranke's „Weltgeschichte".

Weltgeschichte. Von Leopold von Ranke. Achter Theil: Kreuzzüge und päpstliche Weltherrschaft (12. und 13. Jahrhundert). Herausgegeben von Alfred Dove, Georg Winter, Theodor Wiedemann. Erste bis dritte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. Gr. 8. 17 M.

Was der Herausgeber vor Jahresfrist, als er den druckfertig hinterlassenen siebenten Band der „Weltgeschichte" Leopold von Ranke's bei dem deutschen Publikum mit pietätvollen Worten einführte, kaum zu hoffen wagen durfte, hat sich fast wider Erwarten in der erfreulichsten Weise durchführen lassen, nämlich die Gestaltung einer zwar nicht in allen Theilen gleichmäßig ausgeführten und nicht vollkommen durchgearbeiteten Fortsetzung des letzten, größten und bedeutendsten der Ranke'schen Werke aus den nachgelassenen Papieren des mitten aus seinem unermüdlichen Schaffen abgerufenen Meisters. Mit Dank gegen die Treue und Selbstlosigkeit der Schüler und einstigen Gehülfen Ranke's, welche sich der ebenso schwierigen wie verantwortungsvollen Aufgabe mit dem glücklichsten Takt unterzogen haben, nehmen wir den stattlichen Band als kostbares Vermächtniß des großen Geschichtschreibers entgegen, dessen reiche und tief geistige Eigenart auch in dieser Behandlung des Höhestandes der mittelalterlichen Entwickelung auf das glänzendste zu Tage tritt und die weltgeschichtliche Gesammtauffassung wesentlich fördert und vertieft.

Im Namen der Herausgeber gibt in dem Vorwort Alfred Dove nähere Auskunft über Art und Beschaffenheit der im Ranke'schen Nachlaß vorgefundenen Materialien und Vorarbeiten für die Ranke bis zuletzt beschäftigende Fortführung der „Weltgeschichte"; und daraus erlangen wir die erfreuliche Gewißheit, daß es möglich sein wird, das Werk wenigstens in der Hauptsache nach dem von Ranke entworfenen Plane zu einem gewissen Abschluß — wenigstens einem äußerlichen — zu führen. Zunächst ist es nämlich nicht die Absicht Ranke's gewesen, die „Weltgeschichte" in gleich eingehender Weise bis auf die neueste Zeit herabzuführen: die dem bisher Vorliegenden entsprechende ausführliche Darstellung sollte sich nur bis zum Ausgange des Mittelalters erstrecken, denn Ranke lag mit Recht daran, gerade über diesen, einen bisher in der historischen Literatur kaum ernstlich behandelten Gegenstand sich noch im Zusammenhange und ausführlich auszusprechen; und dem gemäß hat er denn auch in seinen letztwilligen Verfügungen den Wunsch geäußert, daß diese Absicht nach seinem Tode ausgeführt werde. Man wird den Hinterbliebenen und ihren literarischen Berathern nur beistimmen können, wenn sie diesen Wunsch des Verstorbenen nun in der Weise zu erfüllen beschlossen, daß sie die hinterlassenen Papiere herausgeben allein „mit demjenigen Maße äußerer Bearbeitung, ohne welches an eine Veröffentlichung überhaupt nicht zu denken gewesen wäre". Dieses Maß der Bearbeitung war durch die Beschaffenheit des vorgefundenen Materials bedingt. Danach zerfällt der vorliegende stattliche Band in zwei Theile ungleichen Charakters. Der eine größere beruht auf einer sorgfältigen Zusammenfügung, Ordnung, Glättung u. s. w. Ranke'scher Collegienhefte und der im Laufe der Zeit entstandenen Nachträge, Ergänzungen und Aenderungen dazu, welche freilich auf weite Partien in einem so fragmentarischen Zustande vorlagen, daß sie höchstens als die Trümmer eines Collegienheftes bezeichnet werden konnten. Es gilt dies namentlich von den Abschnitten, welche die allgemeine Geschichte vom ersten Kreuzzuge bis zum Tode Kaiser Friedrich's II. behandelten, während von 1250 an noch allenfalls eine Fassung vorlag, welche großentheils aus einem Guß, und zwar erst für die letzte Wiederholung des Vortrags im Jahre 1870 gefertigt war, in der es aber dennoch auch nicht an Lücken, an Einlagen ältern Ursprungs und Wiederholungen fehlte. Aus diesen ungleichen und bei der Ranke'schen Art, zu eigenem Gebrauch zu schreiben, meist schwer lesbaren Vorlagen hat Georg Winter ein einheitliches Manuscript zusammengestellt, indem er gleichzeitig mit untergelaufene Irrthümer berichtigte, Wiederholungen beseitigte, den Zusammenhang und die Klarheit fördernde Umstellungen vornahm u. s. w. Einen weitern Anhalt zur Feststellung eines den Absichten Ranke's möglichst nahe kommenden Textes bot dann der Vergleich einiger Collegienhefte, welche Zuhörer Ranke's, als er diesen Gegenstand zum letzten mal auf dem Katheder behandelte, nachgeschrieben hatten. Diese boten namentlich die erwünschte Möglichkeit, hie und da einen lebensvollen Zusatz voll epigrammatischer Schärfe, wie er dann und wann im freien Vortrage unwillkürlich sich einstellt, der Vergessenheit zu entreißen. Dagegen beruhen die beiden den Band eröffnenden Kapitel, welche zur Einleitung in die Kreuzzüge die Erzählung der orientalischen Begebenheiten vom 9. Jahrhundert an nachholen, auf einer Fülle von Dictaten aus den letzten Monaten von Ranke's Leben, welche im Anschluß an die für die Fortsetzung der „Weltgeschichte" getriebene Lektüre entstanden sind. Ungleichartig nach Inhalt und Ton, bald einfache Auszüge aus eben gelesenen Werken, bald selbständige Betrachtungen von durchaus originaler Bedeutung, konnten sie doch im Anschluß an jene Collegienhefte in entsprechende Ordnung und innern Zusammenhang gebracht werden. Dagegen erwies es sich den Herausgebern als unthunlich, in der Art, wie Ranke es bisher gepflegt, die im Text gegebene Darstellung durch Quellencitate zu belegen oder gar in Beilagen auf einzelne Controversen kritisch einzugehen. Auch darin wird man ihnen rückhaltlos beipflichten können, daß es allerdings nicht schicklich gewesen wäre, den Verstorbenen als Recensenten auftreten zu lassen. Dagegen haben die Herausgeber Auseinandersetzungen Ranke's mit

modernen Forschern über einzelne Fragen im Texte selbst natürlich stehen lassen.

Mit diesem Verfahren der Herausgeber wird man sich in allen Punkten einverstanden erklären können. Denn die Frage, welche Alfred Dove gegen Ende seines Rechenschaft ablegenden Vorworts aufwirft, ob die Ranke'sche Darstellung im Schiffbruch untergehen oder, von einem fremdem Element äußerlich leicht benetzt, zur Freude vieler ans Ufer geborgen werden sollte? wird jeder nur in demselben Sinne beantworten können, wie es hier geschehen ist, wenn man unter solchen Umständen natürlich darauf verzichten muß, eine Fassung vor sich zu haben, wie Ranke selbst, hätte er die Arbeit vollenden können, sie der Darstellung gegeben haben würde.

Was den Inhalt des so zu Stande gebrachten achten Bandes der „Weltgeschichte" angeht, so umfaßt derselbe die zwei Jahrhunderte, welche man kurzweg als das Zeitalter der Kreuzzüge bezeichnen kann. Mit der Vorgeschichte des ersten Kreuzzugs durch eine in großen Zügen gehaltene Darlegung der orientalischen Verhältnisse bis ins 11. Jahrhundert beginnend, wird die Geschichte des Mittelalters bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts geführt, wo der Sturz des weltbeherrschenden Papstthums mit Bonifacius VIII. und die Katastrophe des demselben verbündeten Templerordens gegenüber dem rücksichtslosen Aufstreben der nationalen Monarchie in Frankreich die Grundlage schufen zu einer Neugestaltung der kirchlichen und staatlichen Ordnung des Abendlandes und damit zugleich für den fernern Gang der Weltgeschichte wesentlich neue Bedingungen erzeugten. Die zweiundzwanzig Kapitel, in welche diese reiche Stofffülle gruppirt ist, gliedern sich gleichsam in zwei, wenn auch nicht ausdrücklich als solche bezeichnete Bücher. Die ersten funfzehn behandeln die Zeit bis zum Beginn der Regierung Kaiser Friedrich's II. und bis zur Errichtung des lateinischen Kaiserthums in Konstantinopel, welche den Höhepunkt des in Innocenz III. so großartig verkörperten hierarchischen Princips bezeichnen, indem die von demselben monarchisch geleitete lateinische Christenheit ihre Machtsphäre weit über die bisherigen Grenzen hinaus nach Norden und Osten erweiterte. Hier folgt ein „Ueberblick", bestimmt nach rückwärts und vorwärts zu orientiren und den Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus das spätere Mittelalter betrachtet werden muß, wenn man ihm gerecht werden und seine hohe universalhistorische Bedeutung wahrhaft ermessen will. Im Gegensatz zu einem lange Zeit herrschenden Vorurtheil, dem man auch heute noch nur allzu häufig begegnet, weist Ranke nachdrücklich darauf hin, welche reiche Fülle des Lebens die letzten Jahrhunderte des Mittelalters enthalten; mit Wärme tritt er dabei ein für das oft so ungerecht beurtheilte Ritterthum und weist hin auf die außerordentlichen, culturhistorisch so folgenreichen Leistungen desselben eben in jener Epoche des beginnenden Verfalls. Besteht doch, wie er treffend bemerkt, die historische Gerechtigkeit darin, daß man auch an Erscheinungen, die man sonst nicht billigt, oder an denen man viele Mängel findet, doch das Verdienst anerkennt, das sie sich erworben haben: er erinnert daran, daß eben dieses Ritterthum die abendländische Poesie begründet hat und im 14. Jahrhundert die abendländische Historiographie, „die an Anschaulichkeit und Anmuth alles übertrifft, was das Alterthum hervorgebracht hat".

Auf Einzelheiten einzugehen müssen wir uns versagen. Schwieriger noch als bei den frühern Bänden der „Weltgeschichte" würde es bei diesem sein, gewisse Punkte zur Veranschaulichung der Eigenart Ranke'scher Auffassungs- und Darstellungsweise herauszugreifen, zumal da, wie das bei der Entstehung des vorliegenden Bandes nur natürlich ist, die großen leitenden Gesichtspunkte hier nicht durchweg mit der durchgreifenden Schärfe und Klarheit hervortreten, welche in den ältern, von Ranke selbst völlig fertig gestellten Bänden herrschen. Auch ist die Darstellung weniger knapp, weniger gedankenschwer zusammengedrängt, nicht so sehr in dem universalhistorischen Lapidarstil gehalten wie in den frühern Theilen. Auf einen weitern Leserkreis wird aber gerade dies ansprechend wirken, weil diese Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts an das Verständniß weniger hohe Anforderungen stellt, sozusagen leichter ist, ohne deshalb irgendeine von den hervorragenden Eigenschaften vermissen zu lassen, welche wir an Ranke als Universalhistoriker bewundern: die sichere Herrschaft über die Fülle des Einzelnen, die auch ohne gelehrte Anmerkungen bei der Behandlung strittiger Punkte deutlich und oft in überraschender Weise zu Tage tritt, den großen und weiten historischen Blick, der mit divinatorischer Sicherheit die eigentlich treibenden Kräfte herausfindet und in dem Punkte einsetzt, wo sie zusammengetroffen sind und wo daher das entscheidende Moment der Bewegung eigentlich zu suchen ist, die oft überraschende, trotz aller scheinbaren Kühnheit doch immer das Richtige treffende Gabe der Combination, vermöge deren er weit auseinander liegende Momente und die durch sie beeinflußten Entwickelungsreihen miteinander in Verbindung bringt, durch einander erläutert und so die wahrhaft universalhistorische Einheit der Weltentwickelung zur Anschauung bringt. Gerade diese, die consequent auf allen Gebieten des geschichtlichen Lebens durchgeführt zu haben das charakteristische Merkmal und zugleich das vornehmste Verdienst der Ranke'schen „Weltgeschichte" ausmacht, wird auch gleich im Eingange noch einmal mit dem größten Nachdruck betont, nämlich „das Princip des gemeinschaftlichen Lebens des menschlichen Geschlechts, welches die Nationen zusammenfaßt und sie beherrscht, ohne doch in denselben aufzugehen".

Von diesem Standpunkte aus wird Ranke's „Weltgeschichte" zugleich Culturgeschichte im höchsten Sinne des Wortes: denn man könnte nach ihm dieses Princip auch bezeichnen als „die Bildung, Erhaltung, Ausbreitung der Culturwelt — nicht der Cultur, wie man sie gewöhnlich versteht, was einen auf Wissenschaften und Künste

beschränkten Horizont ergeben würde. Die Culturwelt umfaßt zugleich Religion und Staat, die freie, dem Ideal zugewandte Entwickelung aller Kräfte; sie bildet den vornehmsten Erwerb des menschlichen Geschlechts, die sich von Generation zu Generation fortpflanzt und vermehrt. Sie begreift all die Kenntnisse, die, einmal erworben, nicht wieder untergehen, die Fertigkeiten, die ein Jahrhundert vom andern überkommt und herübernimmt, die allgemeinen Begriffe von Moralität und Recht, die zwar dem Menschen angeboren sind, jedoch entwickelt und zu klarem Bewußtsein erhoben sein wollen, überhaupt ein Mitgefühl dessen, was dem Menschen als solchem Ehre macht und geziemt. Nur das, was sich auf diesem Boden bewegt, gehört der Culturwelt an. Das welthistorische Moment tritt nicht in allgemein gültigen Formen, sondern in den verschiedensten Gestalten hervor, je nachdem es das besondere Leben der Nationen so mit sich bringt, und zwar keineswegs in friedlicher und ungestörter Entwickelung, sondern in steten Conflicten und Kämpfen: denn zu streiten ist die Natur der Menschen. Die Universalhistorie besteht aus der Geschichte unablässigem Ringen um die höchsten Güter der Menschheit; die universalhistorische Bewegung ist ein lebendiges Etwas, das sich unter allen Stürmen durch seine eigene Kraft gewaltig fortbewegt."

Uns will es scheinen, daß damit die höchste Aufgabe der Geschichtschreibung überhaupt ebenso kurz und scharf, wie weitumfassend und treffend bezeichnet ist.

Je größern Genuß und je reichere Belehrung auch diese Gabe aus dem Nachlaß des großen deutschen Geschichtschreibers gewährt, um so freudiger begrüßen wir die Aussicht, daß eine Fortsetzung ähnlicher Art zu erwarten ist: denn nach der Mittheilung Alfred Dove's am Schluß des Vorwortes wird noch ein neunter Theil der „Weltgeschichte" folgen; freilich kaum halb so stark wie der vorliegende Band, wird derselbe die die Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts betreffenden Kapitel bringen, und in der Hoffnung, dadurch eine Art von Ersatz zu bieten für die von Ranke geplante, aber unausgeführt gebliebene universalhistorische Schlußbetrachtung, soll dann ein kleiner Ergänzungsband folgen, welcher die von Ranke im Jahre 1854 dem Könige Max von Baiern über die Epochen der neuern Geschichte gehaltenen Vorträge in stenographischer Nachschrift wiedergibt. Mit lebhafter Spannung sehen wir allen diesen Veröffentlichungen entgegen! Hans Prutz.

Zur Ethnologie.

Afrikanische Jurisprudenz. Ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntniß der einheimischen Rechte Afrikas. Von A. H. Post. Mit Völker-, Länder- und Sachregister. Zwei Theile in einem Bande. Oldenburg, Schulze. 1887. Gr. 8. 10 M.

So sehr von allen Seiten die junge Wissenschaft der psychischen Anthropologie noch von ihren ältern Schwestern angefeindet wird, so wenig läßt sich doch von einem unbefangenen Standpunkte aus ihre Legitimität mehr bestreiten, falls nur nicht ungehörige Probleme in den Rahmen der Untersuchung mit hineingezogen werden. Das verhängnißvolle Erbtheil der germanischen Rasse, die metaphysische Speculation, scheint nämlich auch in der Völkerkunde seine verderblichen Wirkungen zu äußern, und deshalb gilt es, sich immer wieder des unermüdlichen Rufs des Begründers der deutschen Ethnologie, A. Bastian's, zu erinnern, daß zunächst für den Forscher die dringendste Pflicht die möglichst umfassende Materialsammlung bildet. In die Reihe dieser emsigen Sammler gehört der durch verschiedene rechtsvergleichende Werke bekannte Verfasser des vorliegenden Buchs, der mit seiner neuen Schrift eine terra incognita in der gelehrten Welt betritt. Mit Recht sucht auch er in dem empirischen Aufbau seiner erst in den äußern Umrissen fixirten Wissenschaft die nächste kritische Aufgabe:

Für einen solchen (nämlich systematischen Ausbau) ist das unumgängliche Fundament eine genaue Sammlung der Rechtssitten aller Völker der Erde. Eine solche Sammlung kann nur allmählich und unter Mitwirkung vieler wissenschaftlicher Forscher beschafft werden, und es können vielleicht noch Jahrzehnte vergehen, bis das in einer unendlich umfangreichen und vielfach schwer zugänglichen Literatur zerstreute Material zusammengetragen und kritisch gesichtet ist. Es gibt aber keinen andern Weg, die ethnologische Jurisprudenz zu einer exacten Wissenschaft zu gestalten und sie vor den Verirrungen sociologischer Speculationen und culturgeschichtlicher Dichtung zu bewahren.

Während Post in dieser Beziehung entschieden im Rechte ist und es in der That nichts Schlimmeres für die embryonale ethnologische Wissenschaft geben kann als die vielfach schon beliebte Vermischung rein phantastischer, imaginärer Elemente und Vorstellungen mit den wirklich maßgebenden Factoren des Processes, wird man ihm schwerlich darin beistimmen können, wenn er den Mahnruf Bastian's für verfrüht hält, da sich z. B. das einheimische Recht in Afrika trotz aller islamitischen und europäischen Einflüsse mit seltener Zähigkeit fortentwickelte. Jener rapide Zusammenbruch autochthoner Civilisationsformen bei der Berührung mit unserer überlegenen europäischen Cultur ist wol ganz besonders von Bastian auf die unrettbarem Verderben geweihte polynesische Welt zu beziehen, deren höchst eigenartige Gesittung und religiöse Speculation, eben dank der unermüdlichen Thätigkeit unsers Bastian, in einigen originellen Ueberlieferungen uns gerettet ist. Hier thut jedenfalls Eile noth.

Es würde uns begreiflicherweise zu weit führen, wollten wir den Verfasser auf seinem langen Wege begleiten; wir begnügen uns statt dessen damit, die allgemeine Anlage des Werks zu skizziren. Der Verfasser behandelt seinen

Stoff durchgehends unter einem doppelten Gesichtspunkte, dem des ausschließlich afrikanischen Rechts und eines allgemein sociologischen. Auf diese Weise ergeben sich für den Leser von selbst gleich die allgemeinen Bezüge, die dadurch immer mehr den Charakter solcher Normen und Institutionen erhalten, die wenn auch nicht allgemeingültig sind, so doch über die sonstigen Schranken der topographischen und historischen Gliederung weit hinausgehen. Dahin gehört z. B. als eine der wesentlichsten Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung die Geschlechtsgenossenschaft mit ihren durchgängig communistischen Zügen, basirend auf dem natürlichsten aller Fundamente, auf der Einheit des Blutes, repräsentirt durch die Stammesmutter. Aber schon hier zeigt sich der unselige Einfluß einer voreiligen Construction, den wir früher berührten; während das thatsächliche Material den Mangel einer individuellen Ehe in unserm Sinne für viele Naturvölker ganz unstreitig erweist, wird daraus ohne weiteres auf ein schrankenloses Durcheinanderleben beider Geschlechter geschlossen. Es wird eben, wie so häufig in der Wissenschaft, nicht möglich sein, mit unzweideutiger Bestimmtheit die Frage zu entscheiden, sondern das Urtheil mit einem vorläufigen non liquet zu vertagen. Der Verfasser sagt:

Bis vor nicht langer Zeit war die Annahme eine allgemeine, daß die ursprüngliche Familie eine patriarchalisch organisirte Gruppe sei, und diese Theorie wird auch heutzutage noch von Forschern vertreten, denen die Ergebnisse der Ethnologie nicht unbekannt geblieben sind. Trotzdem kann man zur Zeit wol schon die Theorie, daß die Mutterfamilie als die älteste Familienform und die patriarchalische Familie erst eine spätere Bildung sei, als die herrschende bezeichnen. Ihrem vollständigen Durchdringen scheint am meisten die Consequenz im Wege zu stehen, welche einige ihrer Begründer aus derselben gezogen haben, nämlich die Consequenz eines primitiven Hetärismus, welche sich ohne weiteres aus der Annahme einer ursprünglichen ausschließlichen Herrschaft des Mutterrechtssystems nicht ergibt.

Doch begreift Post mit jenem Ausdruck der Geschlechtsgenossenschaft nicht nur die engsten Kreise einer natürlichen Verwandtschaft, sondern auch die weitern Verbände der Familien und Stämme zu einem höhern organischen Complex, wie ihn besonders klar das ostafrikanische Volk der Bogos darstellt:

Die Verwandtschaft der Bogos besteht aus drei Kreisen, die ineinander liegen: a) der äußere Kreis ist das ganze Volk der Bogos, die Nachkommen des Stammvaters Gebre Terke. Die Glieder dieses Kreises erkennen sich als gleichberechtigte Brüder an, haben ein gemeinschaftliches Recht und bekriegen sich nicht. In Rechts- und Bluthändeln sind sie aber einander nicht verantwortlich. b) Der mittlere Kreis besteht aus den Söhnen eines Vaters bis auf sieben Grade. Diese haben untereinander Rechts- und Blutsverantwortlichkeit, sodaß sie sich bei Zahlung der Blutsühne gegenseitig helfen. c) Der engste Kreis besteht aus dem Vater, den Söhnen und Brüdern. Diese werden bei der Blutrache als eine Person angesehen, sodaß z. B. an Stelle des Mörders auch irgendein Mitglied der engern Familie hingerichtet werden kann.

Aus diesen Geschlechtsgenossenschaften entwickelt sich dann im Laufe der Zeit der politische Organismus des Volks, dem gegenüber alle Fremden zunächst vollständig schutz- und rechtlos dastehen, sodaß sie diese Angehörigkeit zu dem Verbande erst dadurch erwerben, daß sie sich unter die specielle Obhut irgendeines Geschlechtsgenossen stellen. Eine eigenthümliche Form der gaugenossenschaftlichen Organisation ist für Afrika die Institution der Palaver, d. h. der Versammlung aller erwachsenen, politisch berechtigten Männer, die alle wichtigen Fragen berathen und zur Entscheidung bringen. Die letzte Phase dieses socialen Processes stellt die feudalistische herrschaftliche Organisation dar, wie sie bald lockerer, bald straffer bei den verschiedensten Völkerschaften Afrikas zum Ausdruck gelangt. Hier wie überall in den allgemeinen Grundzügen der ethnischen Entwickelung erscheint eine überraschende Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit der Structur, die auch im Völkerleben das Walten bestimmter, über historische und ethnographische Unterschiede hinausgreifender Gesetze lehrt. Diesen grundlegenden Erörterungen folgt dann der detaillirte Ausbau des socialen Lebens in den bekannten Kategorien (Verfassungs-, Verwaltungs-, Personen-, Familien-, Erbrecht u. s. w.), indem jedesmal der speciellen Untersuchung eine kurze allgemeine Ueberschau vorangeschickt wird.

Außer dem speciell wissenschaftlichen Zweck, der in der vergleichenden Jurisprudenz jedenfalls gebührend gewürdigt wird, verfolgt Post noch eine Nebenabsicht, nämlich die,

den Erforschern des schwarzen Erdtheils eine Handhabe für die Beobachtung von Rechtssitten zu bieten. Kein Gebiet der afrikanischen Ethnologie ist bisjetzt so kümmerlich beobachtet, wie das des afrikanischen Rechts. Da die Grundformen des afrikanischen Rechts von den uns heutzutage geläufigen sehr verschieden sind, so ist es schon für den juristischen Fachmann äußerst schwierig, sich in dieselben hineinzufinden. Der Laie wird häufig auf vollständige Räthsel stoßen. Ich glaube, daß ein Reisender, welcher die vorliegende Sammlung afrikanischer Rechtssitten durchgesehen hat, sich ziemlich leicht in den afrikanischen Rechtsanschauungen wird zurechtfinden können, und so wird es ihm dann leicht möglich werden, werthvolles Material für eine allgemeine vergleichende Rechtswissenschaft herbeizuschaffen.

Hoffentlich findet das Werk auch in dieser Beziehung die verdiente Anerkennung. Th. Achelis.

Erzählungsliteratur.

1. Die Versuchung des Pescara. Novelle von Konrad Ferdinand Meyer. Leipzig, Haessel. 1887. 8. 4 M.

Der Titelheld der „Versuchung des Pescara“ ist jener spanische Feldherr, der in Verbindung mit deutschen Landsknechtstruppen unter Frundsberg und dem Heere des wegen der Ränke der Königin-Mutter von Frankreich abgefallenen genialen Karl von Bourbon im Februar 1525 Pavia und den König Franz I. in die Gewalt Karl's V.

brachte, aber kurz nachher, noch nicht dreißig Jahre alt, starb und als Witwe die von Ariost, Michel Angelo und allen berühmten Zeitgenossen gefeierte Dichterin Vittoria Colonna hinterließ, deren „Gedankensonne" er gewesen war.

Francesco Sforza, der jugendliche, wankelmüthige und weibische Herzog von Mailand, der sich ganz dem Einfluß seines ränkesüchtigen Ministers Girolamo Morone hingibt und in keiner Weise mehr seinen Familiennamen „der Bezwinger" verdient, ist der jüngere Sohn jenes Lodovico il Moro, der durch Verwandtenmord auf den Thron kam, die Franzosen ins Land rief, 1500 von diesen in die Gefangenschaft geführt wurde und 1510 im Kerker zu Loches starb, während sein ältester Sohn Maximilian von einem französischen Jahrgelde lebte, für das er sein Erbtheil abgetreten hatte.

Der Verfasser drängt vielfach die Thatsachen zusammen, damit sich dieselben noch zur Lebenszeit des Pescara abspielen; inwieweit die andern Persönlichkeiten historisch sind, ist nicht von Belang.

Die Novelle zeigt einen geradezu dramatischen Aufbau, sodaß die Schlüsse der sechs Kapitel ebenso vielen Actschlüssen gleichen; auch die Handlung ist lebhaft und weist meist Dialogform auf. Meisterhaft ist die scharfe Charakterisirung der einzelnen Personen: des verschlossenen, durch ein tragisches Geschick in seiner Spannkraft gelähmten und deshalb oft räthselhaften Pescara, des in seinem Wankelmuth komisch wirkenden Sforza, der holden Vittoria, des aalglatten, macchiavellistisch denkenden Morone, des derben Leyva, des schwer unter seinem Verrath leidenden, oft absonderlichen Borbone, der cynischen Staatsmänner Lelio und Guicciardin u. a. Als vortrefflich muß auch die feine Zuspitzung gelten, an deren Ende der Leser von dem geheimen Leiden Pescara's erfährt.

Neben so viel Licht fehlt es nicht an Schatten. Als geschmacklos muß der Schluß der im übrigen äußerst dramatischen Scene gelten, in welcher Papst Clemens der Abschied nehmenden Vittoria „so hastig folgt, daß er beinahe den Pantoffel verloren hätte". Verzeichnet ist die Stelle, in welcher die Sparsamkeit Pescara's dadurch verdeutlicht wird, daß er einen Diener, welcher zufällig von seinem Geheimniß erfahren hat, entläßt und dürftig ablohnt; so hätte ein Politiker wie Pescara sicher nicht gehandelt. Ueberflüssig ist die Hundescene in den Vorzimmern Pescara's; unschön der gerade an jener Stelle oft für „anklopfen" vorkommende, vielleicht (?) culturhistorisch berechtigte Ausdruck „es kratzte an der Thür", den man unwillkürlich mit den Hunden in Verbindung bringt. Dürftig begründet erscheint auch das im übrigen sehr dramatisch ausgebeutete Fallen des Thronhimmels des Sforza am Schlusse des Werks. So viel von sachlichen Ausstellungen.

Formell muß leider an dem sonst so vorzüglichen Buche viel ausgesetzt werden, da K. F. Meyer eine eigene Vorliebe für das Auffallende und Ungewöhnliche hat, das vielfach unangenehm berührt, ja geradezu falsch ist. Beispiele: „verkostgelten"; „er wird mir die Kriegskosten aufsalzen"; „die Schönheit eines Ehebundes mit den Fingerspitzen des Kunstgefühls (!) aus einem Bilde fühlen" (!); „einen Krieg mit dem Würfelspiel einer verlorenen Schlacht vergecken"; „zu den Truppen (von Rom) verreiten (allerdings classisch zu belegen, aber doch sehr ungewöhnlich); „ich habe kein Geheimniß für die (statt vor der) Hoheit"; „du machst dich größer im Bösen als du nicht bist"; „ich konnte den Verräther nicht länger aushalten"; „ich wurde gewundet (statt verwundet)"; „die italienischen Machenschaften" (wol für Ränke?). Man wird ohne weiteres zugeben, daß diese Ausdrücke theils vulgär, theils geschraubt, theils gesucht und erfunden sind. Zusammenstellungen wie „der undeutliche Knabe", „der rasche italienische Himmel", „der eiserne Lärm" klingen an den sauren Heringshändler und die wollene Pantoffelfrau an. Dem absolut Falschen reihen sich Ausdrücke an wie: „jemandem etwas zuhalten" (statt zudenken); „langeher" (statt seit lange); „ich phantasire größer als du"; „einen Plan belieben" (statt anheimstellen, vorschlagen); „mich wunderte ob" (statt ich war neugierig ob). An das Französische, dessen Constructionen sich vielfach leider im Zeitungsdeutsch breit machen, erinnern Wendungen wie: „ich lasse dich" (statt ich lasse dich allein, verlasse dich); „er nahm Speise" u. s. w. Einem Meyer sollten solche Verstöße nicht begegnen.

Unsere Leser, soweit sie an geschichtlichen Romanen Gefallen finden, mögen sich durch diese Aussetzungen nicht von der Lektüre des trefflichen Buchs abhalten lassen; sie werden sich dadurch genußreiche Stunden verschaffen. Die Bemerkungen richten sich an den Verfasser, dessen großes Talent wir sehr hoch schätzen, dessen Neigung zum Absonderlichen wir aber im Interesse seiner Werke gezügelt wissen möchten.

2. Eine heilige Familie. Roman von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). Dritte Auflage. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 6 M.

Wer jemals das Bild Gerhard von Amyntor's gesehen und aus den geistvollen, freundlichen Augen gelesen hat, welche die anheimelnden Züge des Verfassers beleben; wer sich die Mühe gegeben hat, mit Verständniß dem in seinen Schriftzügen liegenden Charakter nachzudenken — der wird es nicht unterlassen, sich aus seinen Werken zu überzeugen, inwieweit das günstige Vorurtheil ein berechtigtes war. „Eine heilige Familie" wird den so Denkenden nicht enttäuschen. Es wird selten ein Roman erscheinen, an dem nicht der mit der Sonde kritischer Prüfung an ihn herantretende Leser etwas auszusetzen finden wird; es erscheinen aber auch heutzutage nicht gar zu viele Romane, welche den selbstverständlichen Anforderungen an ein Werk dieser Art: spannende Handlung, gleichmäßige Entwickelung u. s. w., genügen und zugleich auch, harmonisch ausklingend, zu dem Ausspruch berechtigen: dieses Buch könnt ihr allen Literaturfreunden — Alten und Jungen, Männern und Frauen, der herangewachsenen männlichen und weiblichen Jugend in die Hand geben —, alle werden sich

unterhalten, alle werden, wenn sie empfänglich sind, zu Gutem und Edlem angeregt werden. Und doch zeigt sich eine Plastik der Schilderung, welche vielen unserer zeitgenössischen Schriftsteller ein Vorbild, andern eine Mahnung zu sein vermag, eine Mahnung, daß die Kunst, so real sie immer sein mag, doch stets veredeln soll: des Gemeinen und Widerwärtigen bietet das Leben so schon genug. Was soll so vielen Vorzügen gegenüber eine Anführung der etwa zu vermerkenden Ausstellungen! Möge sie sich jeder selbst machen, wenn er nicht vorzieht, unbefangen zu genießen.

3. Unter flatternden Fahnen. Militärische und andere Erzählungen von Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 5 M.

„Unter flatternden Fahnen" ist eine Sammlung von Erzählungen, Entwürfen und Studien, welche, wenigstens was erstere anlangt, bereits in Wochen- und Monatsschriften veröffentlicht wurden. Hübsch sind die militärischen Skizzen, in denen der lebhafte Stil und die anschauliche Erzählung des Verfassers zur Geltung kommen. Hier schadet auch die häufig abgerissene Schreibweise, so manches kräftige Soldatenwort nicht; beides paßt vortrefflich in den soldatischen Rahmen. Ein großartiges Gepräge trägt „Greggert Meinstorff". Weniger befriedigen die andern Erzählungen. Die „Uebungsblätter" haben uns trotz gelegentlicher Komik durch ihre craß „realistische" Färbung oft geradezu abgestoßen, und diese bilden ein Drittel des Buchs. Warum „Uebungen" zum Besten geben, wo man „Vollendetes" bieten kann?

Leon Wespy.

Zur Literaturgeschichte.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Von Karl Goedeke. Aus den Quellen. Zweite gänzlich neu bearbeitete Auflage. Dritter Band. Dresden, Ehlermann. 1887. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Mit wehmüthigem Gefühl schreiten wir an dieser Stelle zur Anzeige und Besprechung des dritten Bandes von Goedeke's großartigem Werke in neuer Auflage, dessen erster zwei Bände der Neuauflage bereits vor einiger Zeit eingehend gedacht wurde — mit wehmüthigem Gefühl, denn der betagte Verfasser ist inzwischen zur ewigen Ruhe eingegangen. Es war ihm nicht gegönnt, sein Werk ganz in der Neuauflage zu Ende zu führen, jenes Werk, dem er den größten Theil seines dem unermüdlichsten Fleiße ergebenen Lebens gewidmet. Ob sich ein Nachfolger findet, welcher die ungeheuere Aufgabe des Fortsetzens zu bewältigen im Stande ist, welcher jene Unermüdlichkeit, jenen scharfen Blick verbunden mit so außerordentlicher Belesenheit und Literaturkenntniß, jene bibliographische Genauigkeit besitzt wie Karl Goedeke, ist eine leider kaum zu bejahende Frage. Schon öfter ist es betont worden, daß in Goedeke's „Grundriß" ein Werk vorliegt, wie es die Literatur keines Volks besitzt, auf das die deutsche Nation stolz sein kann. Es gehört eine so gewaltige Kraft, ein so anstrengender Fleiß nicht von Jahren, sondern von Jahrzehnten zu einem derartigen Unternehmen, ja schon die weitere Ausarbeitung der Neuauflage im Sinne des gelehrten Begründers und Verfassers der ersten Auflage nimmt selbst für den Fall, daß vielfach Nachtragsmaterial vorliegt, außerordentliche Liebe zur Sache und selbstlose Hingebung für lange Zeit in Anspruch.

Es erübrigt nunmehr, hier den dritten Band der erwähnten Neuauflage der Betrachtung zu unterziehen, welcher die deutsche Dichtung vom Dreißigjährigen bis zum Siebenjährigen Kriege behandelt. Wenn man bedenkt, wie fleißig die Literaturgeschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre, seitdem die erste Auflage erschienen ist, sich mit so vielen Partien dieser Zeitperiode beschäftigt hat, wie zahlreiche werthvolle Funde von Druckwerken und Handschriften seitdem gemacht worden sind, welche sogar auf die Bedeutung und die Stellung mancher Dichter großen Einfluß ausgeübt haben, so wird es erklärlich erscheinen, daß die sieben Kapitel des fünften Buchs, welche den vorliegenden Band füllen, gegen etwa 125 Seiten der ersten in dieser zweiten Auflage beinahe 400 Seiten umfassen. Schon dieser äußerliche Umstand allein weist darauf hin, daß wir es hier wieder mit einer vollständigen Umarbeitung, mit einem völlig neuen Werke zu thun haben. Die Vergleichung der einzelnen Kapitel liefert diesen Beweis noch deutlicher. Im ersten dieser Kapitel fügt der Verfasser neben dem reichlich vermehrten Verzeichniß der Literatur über die literarischen Gesellschaften eine alphabetisch geordnete Uebersicht der Gesellschaftsnamen der „Fruchtbringenden" bei mit werthvollen Erörterungen, welche die Geschichte derselben betreffen. Von „Lehrbüchern" für die Dichter zählt Goedeke seit Opitz' berühmtem Werke „Von der deutschen Poeterey" (1624) nicht weniger als 64 bis zum Jahre 1743 auf. Auch der Abschnitt über das „Volkslied" bietet viel Neues, ebenso jener Theil, welcher die Vorläufer der neuen Richtung bis Opitz behandelt. Ueber letztern finden wir im zweiten Kapitel ein reiches literargeschichtliches und bibliographisches Material, letzteres insbesondere des berühmten Schlesiers deutsche Schriften zumal in den ersten Drucken behandelnd. In ähnlicher Weise hat der Abschnitt über Paul Fleming große Bereicherung erfahren. Im dritten Kapitel ist es insbesondere der den „Sprachgesellschaften" gewidmete Theil, dessen Umarbeitung viel Neues zu Tage förderte. Die Abschnitte über Georg Neumark, Johann Rist und Philipp von Zesen zeugen von neuen bis ins Kleinste gehenden Untersuchungen und machen mit vielen bisher un-

bekannten Ausgaben und Einzeldrucken dieser Dichter bekannt. Dasselbe gilt von Georg Philipp Harsdörffer und dem fruchtbaren, auf so vielen Gebieten der Poesie thätigen Sigmund von Birken (Betulius). Das vierte Kapitel behandelt die geistliche Dichtung der Vorgänger und Zeitgenossen Friedrich Spee's. Der Verfasser hat sich mit der Geschichte des Kirchenliedes jener Literaturperiode in den letzten Jahrzehnten eingehend beschäftigt und bietet infolge dessen eine reiche Nachlese, welche der Neuauflage zu statten kommt. Von großem Werth für weitere Untersuchungen erscheint die zahlreiche Anführung der Liederanfänge aus den verschiedenen geistlichen Liederbüchern. Der dem deutschen Schauspiel des 17. Jahrhunderts gewidmete Paragraph des fünften Kapitels ist reich vermehrt insbesondere in Bezug auf Andreas Gryphius und dessen gleichstrebende Zeitgenossen. Die weitere Behandlung wendet sich der Satire (Moscherosch u. a.) und dem Heldengedicht wie dem Roman zu, dessen berühmtester Vertreter Grimmelshausen noch ausführlichere Würdigung erfährt, als dies in der ersten Auflage der Fall war. Zu dem Theil über die Robinsonaden wäre hier als nicht angeführt, jedoch für die Vollständigkeit der verzeichneten Literaturangaben nachzutragen das Schriftchen A. Wagner's über die österreichischen Robinsonaden (Salzburg 1886), in welchem noch eine Zahl der Nachahmungen von Defoe's Robinson verzeichnet sind, die dem Verfasser des „Grundriß" nicht bekannt geworden. Um die Ausdehnung der weitern Umarbeitung Goedeke's anzudeuten, sei erwähnt, daß im sechsten Kapitel die Zeit des Verfalls der Dichtung, Hofmannswaldau, Lohenstein und die im Sinne des Genannten thätigen Dichter zur Behandlung kommen, im siebenten Kapitel die geistliche Dichtung zu Anfang des 18. Jahrhunderts, die Dichterinnen jener Periode und die Zeitgenossen Gottsched's, endlich dieser selbst zur Besprechung gelangen. Damit wäre die Aufmerksamkeit wieder dem Theater und dessen Regeneration zugewendet und mit der Behandlung der Haupt- und Nebenvertreter der Hanswurstkomödie findet der Band seinen Abschluß.

Es ist sehr zu beklagen, daß gerade an dieser wichtigen Stelle, knapp beim Uebergang in die Periode unserer classischen Dichtung Karl Goedeke's bahnbrechende Riesenarbeit ihren Abschluß erfuhr. Seine Behandlung Lessing's in der ersten Auflage des „Grundrisses", seine Darstellung Goethe's und Schiller's sind nicht nur vom bibliographischen Standpunkt, sondern überhaupt dem Besten beizuzählen, was in literarhistorischer Beziehung über unsere Dichterheroen publicirt wurde. Die kritische Schiller-Ausgabe, welche Karl Goedeke herausgegeben und welche bisher von keiner Ausgabe unserer großen Classiker in der Genauigkeit der Wiedergabe des Textes und in der Durchdringung desselben erreicht wurde, weist am besten nach, wie eingehend sich der Gelehrte mit seinem Gegenstande beschäftigt hat und wie er der Berufenste gewesen wäre, allen neuen Forschungsresultaten über Goethe und Schiller gerecht zu werden und neben der biographisch-literarhistorischen Darstellung ein Literaturverzeichniß zu bieten, das von außerordentlichem Nutzen und von der höchsten Wichtigkeit gewesen wäre. Zweifellos hat der unendliche Eifer und Sammelfleiß Goedeke's das bezügliche Material bis zu seinem Lebensende eifrig verfolgt und zurechtgelegt. Sollte das der Fall sein, so wäre es nicht nur ein Werk der Pietät, sondern eine große Förderung weiterer Forschung, darauf zu achten, daß dieses Material durch eine gewandte Hand seine zweckentsprechende Verwendung fände. Die Literatur in der angedeuteten Richtung ist in den letzten Jahrzehnten so sehr angewachsen, daß man überaus dankbar derartige durch lange Jahre fortgesetzte Arbeiten unendlichen Sammelfleißes entgegennehmen muß. Wie schon eingangs erwähnt, dürfte ein Fortsetzer des „Grundrisses" bis auf die heutige Zeit im Sinne Karl Goedeke's für die zweite Auflage kaum erstehen, die classische Periode unserer Literatur aber auf Grundlage der zweifellos vorhandenen Vorarbeiten zu bearbeiten, wäre eine Ehrensache dem fleißigen Manne gegenüber, welcher auf das Titelblatt des dritten Bandes seines „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" bescheiden die Worte Seneca's setzte: „Multum adhuc restat operis multumque restabit; nec ulli praecludetur occasio aliquid adhuc adjiciendi."

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Aus der uns zugehenden periodischen Literatur haben wir zur Anzeige zu bringen: Heft 3, Band 13 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", worin G. Oertel „Die literarischen Strömungen der neuesten Zeit", insbesondere die sogenannten „Jungdeutschen" mit Sachkenntniß beurtheilt. Das neunte und zehnte Heft der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" enthält die Themen: „Die Socialreform im Deutschen Reich", von Ludwig Fuld; „Jugendtypen. Ein ernstes Wort im Plaudertone für Aeltern und Erzieher", von P. Fende (Hamburg, J. F. Richter). Die Hefte 14—18 der Neuen Folge (Zweite Serie) der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" sind ausgestattet mit folgenden Themen: „Die ältesten Spuren des Menschen in Nordamerika", von Emil Schmidt; „Ueber Recht und Billigkeit", von Geheimrath Professor Ubbelohde; „Hannibal's Zug über die Alpen", von J. Buchheister; „Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infectionskrankheiten und über Acclimatisation", von Hans Buchner (Hamburg, J. F. Richter).

— „Zur Feier der Wissenschaft" hat Jakob Moleschott am 3. November 1887 eine Rede zu Rom gehalten bei Wiedereröffnung der Universität (Gießen, Roth). Der berühmte Vertreter des Materialismus weiß mit diplomatischer Gewandtheit und formeller Eleganz auch den Geisteswissenschaften das Gnadenbrot von den herrschenden exacten Wissenschaften zu überreichen. Welch eine beneidenswerthe Klarheit (oder Unverfrorenheit?) der Mann besitzt, geht aus folgenden Sätzen hervor, die er alle in einem

Athem spricht: „Die Philosophie ist die Seele der Harmonie, in der das Wahre, Gute und Schöne aufgehen.“ — „Durch die Entwickelung der Mechanik werden an die Muskelkraft des Menschen täglich geringere Anforderungen gestellt, aber vermöge des Grundsatzes von der Erhaltung der Kraft kommt die Verminderung der Muskelarbeit der Fruchtbarkeit und der Tragweite der Gedankenthätigkeit zugute.“ — „Die Galvanische Säule ward Mutter der Postkarte, einer neuen Lehrerin einfacher, eindringlicher Worte.“

— Als Humoreske ernsten Inhalts hat der Superintendent E. Horn bei Graefe u. Unzer in Königsberg eine Broschüre erscheinen lassen, welche er nennt: „Ein wissenschaftlicher Beweis und ein unwissenschaftlicher Gegenbeweis.“ In Rede und Gegenrede gehen ein Gläubiger und ein Freisinniger alle streitigen Hauptpunkte der orthodoxen Lehre durch; die kernige, volksthümliche Sprache, die anschauliche und scharfsinnige Beweisführung werden dem Schriftchen viele Freunde erwerben.

— „Zur neuen Lehre“ nennt H. Druskowitz Betrachtungen, welche er bei Georg Weiß in Heidelberg 1888 veröffentlicht hat. Der Verfasser ist in einem Hyperidealismus befangen, dessen Hochgradigkeit uns noch nicht vorgekommen ist, so sehr wir uns auch mit derartigen unklaren Fortschrittsschwärmereien und Weltverbesserungsversuchen schon haben beschäftigen müssen. Druskowitz ist ein geschworener Feind aller Religion, mischt die verschiedenartigsten Philosopheme durcheinander und erkennt nur eine Gewißheit an: „daß die Menschheit in jedem Falle ihrer Erlösung entgegengeht, sei es der Erlösung von der Unvollkommenheit durch den Sieg, sei es der Erlösung von einem ziellosen Leben durch einen freiwilligen Untergang“.

— In zweiter Auflage ist erschienen „Erinnerungen an J. V. von Scheffel“, Erlebtes und Erfahrenes, von Gebhard Zernin (Darmstadt, Zernin). Das Büchlein hat schnell seinen Weg gemacht und sei allen Verehrern Scheffel's als interessante Lektüre gern empfohlen.

— Als ein Beitrag zum Verständniß der Gegenwart will angesehen sein: „Das Zeitalter der Naturerkenntniß“ (Leipzig, Findel). Der auf dem Standpunkte des Materialismus stehende Verfasser erwartet alles Heil der Menschheit von den Naturwissenschaften. Wer sich für dieses Evangelium begeistern kann, wird sich durch die Lektüre dieses Schriftchens reich belohnt finden.

Bibliographie.

Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérôme von Westphalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg. Herausgegeben von A. v. Schlossberger. 3ter Bd. Nachtrag zu Bd. I und II. Aus dem Napoleon'schen Hausarchive. Stuttgart, Kohlhammer. 1887. Gr. 8. 6 M.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. 279ster Bd.: Fürst Bismarck als Redner. Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarcks seit dem Jahre 1847. Sachlich und chronologisch geordnet, mit Einleitungen und Erläuterungen versehen von W. Böhm. 5ter Bd.: Der Reichskanzler Fürst Bismarck 1870—1871. Stuttgart, Spemann. 1887. 8. 1 M.

Colell, W., Dem Lichte zu! Gedichte. Hamburg, J. F. Richter. 1887. 12. 2 M.

Custer, Elizabeth B., Dicht am Feinde. Leben einer amerikanischen Offiziersfamilie im fernen Westen. Aus dem Englischen frei übersetzt von E. Kling. Mit Abbildungen und 1 Uebersichtskarte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1887. Gr. 8. 5 M. 25 Pf.

Dahn, F., Was ist die Liebe? Erzählung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1887. 16. 3 M.

Dante Alighieri, Die Hölle. (Göttliche Komödie I.) Metrisch übertragen von C. Bertrand. Heidelberg, Koester. 1887. 8. 4 M.

Degen, A. v., „Zufall oder nicht?“ Roman aus unseren Adelskreisen. Leipzig, Hirschfeld. 1887. 8. 3 M.

Diffret, A., Adam. Ein dramatisches Gedicht. Heidelberg, Burow. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.

Drews, A., Irold. Eine Rhapsodie in 6 Gesängen. Berlin, Grote. 1887. 8. 3 M.

Engel, K., Die Don Juan-Sage auf der Bühne. Zur 100jährigen Feier der ersten Aufführung von Mozart's Don Juan am 29. October 1887. Mit einem Anhang. Dresden, Pierson. 1887. 8. 3 M. 50 Pf.

Engel, M. v., Hassan. Trauerspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Im Hof, J. J., Der Historienmaler Hieronymus Heß von Basel. Geschichte seines Lebens und Verzeichniß seiner Werke. Mit 32 Tafeln in Lichtdruck und zahlreichen Text-Illustrationen. Basel, Detloff. 1887. Gr. 4. 25 M.

Kanoldt, E., Mythologische Landschaften. Lichtdrucke nach Gemälden von E. K. Mit begleitenden Dichtungen von A. Leschivo. Leipzig, Amelang. 1887. Imp.-4. 12 M.

Krones, F. v., Moritz von Kaiserfeld. Sein Leben und Wirken als Beitrag zur Staatsgeschichte Oesterreichs in den Jahren 1848 bis 1884. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. Gr. 8. 9 M.

Kruse, H., Fastnachtsspiele. Leipzig, Hirzel. 1887. 8. 2 M.

Külbel, T., Die Bürgermeisterwahl oder Hironymus Puttfarken. Original-Volksstück mit Gesang. Hamburg, Seelig. 1887. 8. 60 Pf.

Kupferschmied, A., Linguistisch-kultur-historische Skizzen und Bilder aus der deutschen Steiermark. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 3 M.

Leben. Organische Philosophie und Poesie, Geistes-Ehe. Meran, Ellmenreich. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Lemoyne, G. B., Die Stampfmühlen und die letzten Stunden des Heidenthums zu Rom. Drama. Aus der „collana di letture dramatiche della libreria Salesiana in S. Benigno Canavese“ übersetzt von A. Wolf. Brixen, Weger. 12. 72 Pf.

Lemcke, P., Der deutsche Kaisertraum und der Kyffhäuser. Magdeburg, Faber. 1887. Gr. 8. 3 M.

Unausgesprochene Liebe und andere Novellen. Von Marie Charlotte ***. Stuttgart, Krabbe. 8. 3 M.

Lindau, P., Schau- und Lustspiele. (Theater. V.) Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Mohr, J. J., Dichtungen und Gedanken. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 1887. Gr. 8. 5 M.

Mühle, W. von der, Der Dom zu Köln, die Roßtrappe, Fata Morgana. Mit einer Abbildung. Altona, Schlüter. 1887. 12. 3 M.

Die unterirdischen Mühlen oder die letzten Stunden des Heidentums in Rom. Schauspiel. Aus dem Italienischen übertragen von Werner und Mehler. Donauwörth, Auer. 1887. 12. 75 Pf.

Müller, E., Verhaltene Gluthen. Gedichte. Norden, Fischer Nachf. 8. 2 M.

Nagel, L., Herbstblüten. Neue Gedichte. Dresden, Teich. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Neera, Der Regenbogen. Sieben ausgewählte Novellen und Erzählungen. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von M. Smets. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 1 M. 50 Pf.

Nietzsche, F., Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift. Leipzig, C. G. Naumann. 1887. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. 19ter bis 22ster Bd. München, Oldenbourg. 1887. 8. à 1 M.

Oka, F., Dynamit. Schwank. München, Merhoff. 1887. 8. 75 Pf.

Olfers, Marie v., Die Vernunftheirath und andere Novellen. Berlin, Hertz. 1887. 8. 5 M.

Otto, J., Ulrich von Hutten. Ein Säculardrama. Festgabe für das deutsche Volk zur Erinnerung an die 400jährige Wiederkehr des Geburtstages Ulrich's von Hutten am 21. April 1888. Bremen, Rocco. 1887. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Parlow, H., James Bothwell. Trauerspiel. Wien, Hartleben. 1887. 8. 3 M.

Patuschka, A., Volkswirthschaftliche Ergänzungen zum Lehrstoffe der Volksschule. Vom christlich-nationalen Standpunkte entwickelnd bearbeitet. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 M.

Paur, T., Das früheste Verständniß von Dante's Commedia. Nach den Glossen der alten Commentare zu den zwei ersten Gesängen des Inferno. Görlitz, Remer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pohl, O., Die altchristliche Fresko- und Mosaik-Malerei. Leipzig, Hinrichs. 8. 4 M.

Poppe, F., Zwischen Ems und Weser. Land und Leute in Oldenburg und Ostfriesland. Oldenburg, Schulze. 8. 6 M.

Post, A. H., Afrikanische Jurisprudenz. Ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntniss der einheimischen Rechte Afrikas. Mit Völker-, Länder-, und Sach-Register. 2 Thle. in 1 Bde. Oldenburg, Schulze. 1887. Gr. 8. 10 M.

Preuschen, Hermine v., Regina vitae. Gedichte. Berlin, F. u. P. Lehmann. 8. 1 M.

Prel, C. du, Die monistische Seelenlehre. Ein Beitrag zur Lösung des Menschenrätsels. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 6 M.

Ramann, L., Franz Liszt als Künstler und Mensch. 2ter Bd. 1ste Abth.: Virtuosen-Periode. Die Jahre 1839/40—1847. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1887. Gr. 8. 6 M.

Rethwisch, E., Der letzte Republikaner. Roman. Norden, Fischer Nachf. 8. 5 M.

Reuß, Eleonore Fürstin, Friederike Gräfin von Reden, geb. Freiin Riedesel zu Eisenbach. Ein Lebensbild nach Briefen und Tagebüchern. Mit 1 Porträt in Farbenlichtdruck und 2 Ansichten. 2 Bde. Berlin, Hertz. Gr. 8. 14 M.

Spanisch-deutsche Revue für Litteratur, Politik und Handel. Herausgeber: J. L. Lapuya. Chef-Redacteur: E. Bark. 1. Jahrg. 1887/88. 24 Nrn. Madrid. (Leipzig, Hedeler.) Gr. 4. 16 M.

Ribbeck, W., L. Annäus Seneca, der Philosoph, und sein Verhältniß zu Epikur, Plato und dem Christenthum. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. 1887. Gr. 8. 2 M.

Richter, H., Gottfried von Hohenhoewen. Ein Ritterleben in Liedern. Wismar, Hinstorff. 8. 3 M.

Roberts, A. Baron v., Götzendienst. Eine Roman-Reihe. I. — A. u. d. T.: Um den Namen. Roman. Dresden, Minden. 8. 5 M.

Robert-tornow, W., Begleitbuch. Berlin, Hertz. 12. 1 M. 20 Pf.

Simonsfeld, H., Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen. Eine historische Skizze. Stuttgart, Cotta. 1887. Gr. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig liegt vor:

BILDER-ATLAS

der

Wissenschaften, Künste und Gewerbe.

Volksausgabe.

444 Bildertafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Chromolithographie.

In Octav

(mit einmal gebrochenen Tafeln). 80 Lieferungen. Complet 40 M. 3 Einbanddecken hierzu 5 M.

In Querquart

(mit ungebrochenen Tafeln). Geb. in zwei Bänden 50 M.

Erläuternder Text. 2 Bände. 8. Geh. 10 M. Geb. 12 M.

Der „Bilder-Atlas der Wissenschaften, Künste und Gewerbe“, das einzige Werk, welches eine alle Wissensfächer umfassende, systematisch geordnete und möglichst vollständige Bilderencyklopädie, **ein Conversations-Lexikon in Bildern** darbietet, hat beim deutschen Publikum sowol wie im Auslande unbestrittene Anerkennung gefunden. Auf vielseitig geäusserten Wunsch veranstaltete die Verlagshandlung eine Volksausgabe des trefflichen Werks zu wesentlich ermässigtem Preise. Dieselbe liegt jetzt vollständig vor und ist in Octav- oder in Querquart-Format, mit oder ohne Erläuternden Text, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von

Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Vierter Band. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der praktische Gebrauchswerth dieses in juristischen Kreisen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Werkes wird durch die jetzt jedem Bande beigegebenen Register wesentlich erhöht. Preis jedes Bandes geh. 6 M., geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

In 12 Monatsheften. Preis des Heftes 1 M.

Die Zeitschrift, von 1888 an vielfach umgestaltet, bildet zugleich ein Ergänzungswerk zum Conversations-Lexikon. Das erste Heft ist in allen Buchhandlungen vorräthig. — Inserate à Zeile 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen

von **Heinrich Düntzer.**

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe“ bilden eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder Ausgabe von Goethe's Werken. In der vorliegenden sechsten Auflage erscheinen sie zum ersten mal mit Commentar, zahlreichen Erläuterungen, Nachweisen und Berichtigungen, von dem vorzüglichen Goethekenner Heinrich Düntzer, und einem vollständigen Namen- und Sachregister. Trotz des hierdurch sehr vergrößerten Umfangs aber wurden sie noch erheblich niedriger im Preise angesetzt als bei den frühern Auflagen, um allen Exemplaren von Goethe's Werken angereiht zu werden.

Verlag von S. Calvary & Co., Berlin W.

Soeben erschien:

Die Erkenntnisstheorie der Stoa

(zweiter Band der Psychologie)

von

Dr. Ludwig Stein,

Privatdocent in Zürich.

Voran geht:

Umriss

der

Geschichte der griechischen Erkenntnisstheorie bis auf Aristoteles.

VIII u. 382 S. 12 M.

Im Jahre 1886 erschien:

Erster Band

Metaphysisch-anthropologischer Theil.

VIII u. 216 S. 7 M.

Für Kinder genügt 1/4—1/2, für Erwachs. 1/2—1

Tam.-Confitüre.

In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek.

C. Kanoldt Nachf.,

Ap.—Gotha.

Apoth. Kanoldt's

Tamar Indien

Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende

☛ **Confiture laxative** ☚

von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.

Allein ächt.

Appetitlich. – Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

Die 113te Königlich Sächsische Landes-Lotterie

enthält unter **100,000** Nummern **50,000** Gewinne im Betrage von **18,135,000** M., dabei Haupttreffer von

500,000, 300,000, 200,000, 150,000, 100,000 Mark u. s. w.

Diese Gewinne sind auf 5 Ziehungen vertheilt, welche in **Leipzig** stattfinden wie folgt: die 1. Klasse mit **3,500** Gew. im Betrage v. **567,750** M. am 9. u. 10. Jan., die 2. Klasse mit **3,500** Gew. im Betr. v. **813,000** M. am 6. u. 7. Febr., die 3. Klasse mit **3,500** Gew. im Betr. v. **1,062,990** M. am 5. u. 6. März, die 4. Klasse mit **3,500** Gew. im Betr. v. **1,320,920** M. am 3. u. 4. April und die 5. Klasse mit **36,000** Gew. im Betr. v. **14,370,340** M. v. 4.—26. Mai 1888. **Original-Lose** dazu sind von dem unterzeichneten konzessionirten Kgl. Sächs. Lotterie-Kollekteur zum Planpreise zu haben, welcher beträgt

für Voll-Lose: (exkl. 55 Pf., vom Auslande 75 Pf. für Porto und Liste)

210 M. — Pf. für 1/1 | 42 M. — Pf. für 1/5

105 M. — Pf. für 1/2 | 21 M. — Pf. für 1/10

für Klassen-Lose: (exkl. 1 M. f. Porto bis mit 5. Klasse und Listen)

42 M. — Pf. für 1/1 | 8 M. 40 Pf. für 1/5

21 M. — Pf. für 1/2 | 4 M. 20 Pf. für 1/10

Voll-Lose haben für alle 5 Klassen Gültigkeit und erfordern dadurch für die ganze Lotterie nur einer einmaligen **eingeschriebenen** Zusendung. — Für **Voll-Los-Nummern,** welche in einer der ersten vier Klassen gewinnen, werden die im Voraus bezahlten Einlagen, Schreibgebühren und Reichsstempelsteuern bei Erhebung der Gewinnbeträge gleichzeitig mit zurück vergütet. — **Klassen-Lose** gewähren nur Anspruch auf Gewinne in der Klasse, auf welche solche lauten und sind zu jeder folgenden Ziehung zu erneuern. — Bei **Kauf-Losen,** d. h. bei **Klassen-Losen,** welche erst nach Ziehung der 1., 2., 3. oder 4. Klasse gekauft werden, sind Einlagen, Aufgelder und Reichsstempelsteuern der gezogenen Klassen nachzuzahlen. — **Reelle Bedienung und strengste Verschwiegenheit. — Auszahlung der Gewinne, selbst der höchsten Treffer, wie seither, sofort. — Ausführlicher Spielplan gratis und franco unter Couvert.**

Reinhold Walther in Leipzig, Pfaffendorfer-Strasse No. 5.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

(Mit einer Beilage von **Fr. Manke's Verlag** [A. Schenk] in Jena.)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 2. Februar 1888.

Neue Romane.

1. Das Asylrecht. Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 8 M.
2. Die Leutringens. Roman von A. von Klinckowström. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 6 M.
3. Zwei Ehen. Roman von Alfred Friedmann. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1888. 8. 4 M.
4. Der letzte Republikaner. Roman von Ernst Rethwisch. Norden, Fischer Nachf. 1888. 8. 5 M.

Billig hat derjenige Autor, welcher unter den vier den bekanntesten Namen trägt, den Vortritt, und er verdient auch denselben. Unbedeutendes geht aus der Feder dieses fruchtbaren Schriftstellers kaum je hervor; was Wilhelm Jensen schreibt, trägt nie das allgemeine Romangesicht, wie so viele Schöpfungen unserer Zeit: immer hat er seine besondere Farbe auf der Palette und in irgendeiner Art überrascht uns das Bild, welches er uns vorführt. Das ist auch bei dem Roman „Das Asylrecht" (Nr. 1) in mehr als einer Hinsicht der Fall.

In der hocharistokratischen Gesellschaft, die sich bei Excellenz von Vorke eingefunden hat, von Jensen mit scharf ironischen, fast carikirenden Strichen gezeichnet, liest der bürgerliche Gerold Fredeheide eine culturgeschichtliche Novelle vor, die am Ende des 15. Jahrhunderts in der oberschwäbischen Reichsstadt Isny spielt. Besagte Stadt kommt in die Lage, zum erstenmal von ihrem, ihr kürzlich verliehenen Asylrecht Gebrauch zu machen, und zwar dem nürnberger Kaufmannssohne Neidhart Zumsteg gegenüber, welcher von dem benachbarten Herrn von Montfort wegen Kränkung seines Sohnes hart verfolgt wird. Der sechsmonatliche asylrechtliche Aufenthalt bringt Neidhart der Bürgerstochter Mechthild Schirlitz fast zum Verlieben nahe, und Mechthild selbst verliebt sich auch in ihn. Durch die List eines alten Sternguckers und das persönliche Eingreifen der jungen Gräfin Waltrud von Montfort wird Neidhart aus der Stadt herausgelockt und soll gehängt werden. Aber Mechthild erwirkt ihm bei Kaiser Maximilian Sicherheit und Waltrud verzögert aus Interesse an ihm die Galgenfrist. Im Augenblick höchster Gefahr sind beide Mädchen ihm hülfreich nahe, aber die treue Liebe Mechthild's trägt den Sieg davon, und als ihr glücklicher Verlobter folgt ihr Neidhart aus der Gefangenschaft.

Dies ist das Gerippe der culturgeschichtlichen Novelle; wir stehen nicht an, sie für eine ganz ausgezeichnet erzählte Geschichte zu erklären, die vielleicht mehr Werth hat als der ganze Roman, dem sie zur Grundlage dient. Und wenn wir es mit Gerold Fredeheide und nicht mit Wilhelm Jensen zu thun hätten, so würden wir schlankweg Fredeheide für einen bedeutendern Schriftsteller erklären als Wilhelm Jensen.

Höchst erheiternd und theilweise von der feinsten Ironie durchtränkt sind nun die Aussprüche der Gesellschaft über Fredeheide's Novelle. Wir führen nur das Urtheil des Vertreters der historischen Wissenschaft an. Es lautet:

> Nun ja, im allgemeinen fußen die Grundzüge der von uns angehörten Erzählung ja auf gewissen Thatsächlichkeiten der deutschen Rechtsverhältnisse am Ausgang des Mittelalters. Es dürfte dem Verfasser indeß schwer fallen, den Nachweis zu liefern, daß Kaiser Maximilian auf seiner Reise zum Reichstag nach Freiburg in Lindau übernachtet hat, da hierüber noch keineswegs das Ergebniß einer actenmäßigen Specialforschung vorliegt. Unzweifelhaft aber spricht sich eine historische Fälschung oder Unwissenheit darin aus, daß der Bericht den deutschen König erst nach dem Sonnwendtag des Jahres 1498 an der Reichsstadt Isny vorüberziehen läßt, während derselbe bereits am 18. Juni des genannten Jahres in Freiburg eintraf. Solche Unrichtigkeiten — um nur diese vereinzelten Beispiele herauszuziehen, die sich leicht zu Dutzenden vermehren ließen — haben gewiß etwas sehr Bedauerliches, wenn wir in Betracht nehmen, daß der bildungslose Theil des Volks nur zu leicht seine sogenannten geschichtlichen Kenntnisse aus derartigen wissenschaftlich unlautern Quellen entnimmt und da

durch zu einer völlig unbegründeten Auffassung der bedeutendsten Ereignisse der Vergangenheit gelangt.

In Rede und Gegenrede werden uns nun die Urtheile der Gesellschaft vorgeführt, wobei Jensen allerdings so wenig ein schmeichelhaftes Bild entrollt von dem Bildungsstande der guten Gesellschaft, als zu Anfang des Romans, wo er diese Gesellschaft charakterisirt. Wir geben aus dieser entzückend boshaften Charakterisirung folgende, traurigerweise hundertmal zutreffende Schilderung:

So bildeten Opern und Concerte stets die eigentliche pièce de résistance der Unterhaltung, wobei die erstern sich das nicht geringfügige Nebenverdienst erwarben, durch anknüpfende Besprechungen der Costüme und Toiletten der Sängerinnen auf eine Läuterung des Geschmacks hinzuwirken. Die Tragödie und das Schauspiel konnten dagegen nicht in die Rede fallen, da man eine zu hohe, ideale Vorstellung derselben in sich selbst trug, um ihrer Vorstellung auf der Bühne ohne tiefe Enttäuschung beiwohnen zu können, und das Ballet beschränkte im allgemeinen naturgemäß seine Verwerthung für die kunstsinnige Kritik auf einen halblauten Meinungsaustausch der Herren in den entlegenern Winkeln und Nischen der Salonräume. Annähernd dem der Musik gewidmeten Zeitaufwand kam indeß derjenige gleich, welcher den belletristischen Erzeugnissen der Literatur vergönnt war. Die Kenntniß der neuesten französischen und englischen, auch russischen, dänischen und italienischen Romane unterlag keiner Anzweiflung, und aus dem durchgehenden Zutreffen dieser Voraussetzung ergab sich die Möglichkeit und der Genuß allseitigen tiefsten ästhetischen Eindringens in die Gesetze, die Technik, den culturhistorischen Werth und die dichterischen Schönheiten der natürlich in ihren Originalsprachen gelesenen epochemachenden Werke. Es konnte keinerlei irrthümliche Meinung darüber aufkommen, daß man trotzdem der deutschen Dichtung unbedingt den obersten Rang zuerkannte; eben weil man aber den letztern als das höchste nationale Eigenthum betrachtete, war die selbstbegreifliche Folge, daß man über diesen fraglosen Gemeinbesitz aller keine unnöthigen Worte verlor. Anders verhielt es sich mit dem Fortgang der deutschen Literatur seit der durch den Tod Goethe's bezeichneten „Beendigung ihrer Glanzperiode“. Hier überwog entschieden als vorherrschend das Gefühl, es sei einer Blasphemie ähnlich, die unvergängliche Hinterlassenschaft jenes großen Dichters durch Kenntnißnahme von den Tageserzeugnissen des spätern Epigonenthums herabzuwürdigen. Allerdings fanden sich dagegen auch solche, welche gelegentlich eine neuere Schöpfung benutzten, um durch kritische Zergliederung derselben eben den Abstand zwischen Schiller und Goethe und der Jetztzeit, sowie die traurige Impotenz der letztern in einen scharfen Lichteinfall zu stellen. Und man machte in diesem Falle eine Ausnahme, indem man sich dazu der gelehrten und vernichtenden Urtheilssprüche aus den Literaturgeschichten auch nicht geheimräthlicher, nicht adeliger und sogar manchmal noch völlig undecorirter Professoren bediente.

Die größte Theilnahme an Fredeheide legt Fräulein Gerta Meseritz an den Tag, die quecksilbergleiche, immer mundfertige, über alle Standesvorurtheile sich lustig machende Freundin von Walfrade Tannenberg, der kalten und stolzen Schönen, die zwar den Novellenschreiber voriges Jahr am Bodensee kennen gelernt hat, aber keinen Gebrauch von dieser Bekanntschaft macht.

Und nun erräth der Leser leicht die Absicht des Verfassers: er wird auf Grund moderner Verhältnisse eine Parallele ziehen zwischen dem Helden seiner Novelle und zwischen den Angehörigen der Gesellschaft, und die Frage wird sich, sehr prosaisch ausgedrückt, dahin zuspitzen: führt Fredeheide Gerta oder Walfrade heim? Damit ist bei dem aufmerksamen Leser ein zweifaches Interesse wachgerufen, das aber dem Roman, der uns doch als solcher ganz gefangen nehmen soll, nicht zugute kommt: einmal, wie entwickeln sich die Schicksale der Personen, die uns ganz unabhängig von der Novelle sofort lebhaft interessiren, weiter? und fürs andere: wie stimmt diese Entwickelung zu dem von ihnen zum voraus entworfenen Gegenstück in der Novelle?

Ich habe mir meine Gedanken darüber gemacht, ob wol Jensen den Roman von Anfang an so mit der Novelle componirt hat, und bin geneigt, die Frage zu verneinen. Habe ich damit Recht, so käme die andere Frage: was war früher, Novelle oder Roman? Ist die Novelle nach den Figuren des Romans gemodelt, oder die Figuren des Romans nach der Novelle? Wiederum bin ich geneigt anzunehmen, daß der Roman an die fertige Novelle angeknüpft wurde, indem der Dichter uns damit sagen wollte: statt daß ihr Verhältnisse von heute in sogenannte historische Romane früherer Zeiten hineinquält, versucht einmal, wie sich beides nebeneinander ausnimmt, und wie weit sich beides in Parallele stellen läßt! Hierbei ist ihm aber, wie der zweite Band zeigt, die Sache einigermaßen lästig geworden, und erst auf der vorletzten Seite erinnert er sich wieder des Titels seiner Novelle und seines Romans und sucht noch etwas, das einem „Asylrecht“ gleichsieht, auch in unsern Verhältnissen herauszubringen.

Doch wie es sich mit unserer Vermuthung verhalten mag — nur der Dichter selbst könnte uns hierüber aufklären — und ganz abgesehen von dem Interesse an der Parallelisirung: der Roman selbst hält uns in steter Erwartung und Jensen hat es durch Kunstgriffe aller Art verstanden, uns fast bis auf die letzten Seiten im Unklaren zu lassen, welches der beiden Mädchen Gerold's Braut wird. Und zuletzt werden wir doch noch überrascht. Dieses Hinhalten und Hinziehen des Lesers im zweiten Bande dient dem Roman, der sich im ersten Theil rasch und energisch entwickelt, nicht zum Vortheil. Jensen hat eben seine Neigung, neben tageshellen Realismus allerlei phantastischen Mondscheinglanz und Maskeradenspiel zu stellen, auch diesmal weder in der Novelle noch im Roman unterdrücken können.

Trotz dieser Ausstellungen bleibt der Roman „Asylrecht“ ein ebenso origineller wie anziehender Roman und enthält jedenfalls eine Novelle, die wir unter die Perlen culturgeschichtlicher Erzählungen rechnen.

Auch die Verfasserin des Romans „Die Lentringens“ (Nr. 2) — eine Verfasserin ist A. von Klinckowström zweifellos — führt uns in aristokratische Kreise und berührt den Gegensatz zwischen bürgerlich und adelig. Nur daß auch die Heldin von der Mutter her adeliges Blut in sich hat, wie sie denn gleich auf der ersten Seite als eine Professorentochter „mit aristokratisch geschnittenen Zügen“ uns entgegentritt. Wir bitten weibliche und männliche Schriftsteller,

diese alte Romanphrase einmal in verständliches Deutsch zu übersetzen. Wir haben unter der Aristokratie, soweit persönlicher Anblick und Bilder einen Menschen zu orientiren vermögen, bisjetzt noch nicht denjenigen allen gemeinsamen Zug zu entdecken vermocht, den man schlechtweg aristokratisch nennen könnte. Es ist also mit diesem Ausdruck so wenig gesagt, wie mit allen Romanphrasen.

Der Roman benennt sich „Die Lentringens". Wozu das s der Mehrzahl? Bei Fremdwörtern französischer Abkunft in der Mehrzahl hat es seine Statt, aber an deutschen Wörtern keine Berechtigung, wenn wie hier durch das Geschlechtswort die Mehrzahl schon genügend bezeichnet ist. Das im Dialekt vielfach vorhandene s des Plurals (z. B. bei Schmids, Buchholzens in Paris u. s. w.), aber nie mit dem Artikel, ist offenbar ursprünglich die Bezeichnung des Genitiv Singularis und der Ausdruck umfaßt somit die Sippe des Stammhaupts. Setzt man aber den Artikel davor, so wird das s sozusagen organisch, und das ist eben falsch.

Noch mit einer andern sprachlichen Eigenthümlichkeit des Romans müssen wir uns beschäftigen. Wir meinen nicht die vielen fremdsprachigen Brocken, obwol wir gestehen, gerade den Frauen gegenüber in diesem Stücke unnachsichtiger zu sein als bei Männern, die durch Zeitunglesen, Parlamente und Beruf viel leichter zu Fremdwörtern verführt werden als jene. Vielmehr ist uns aufgefallen, daß der ganze Roman im erzählenden Präsens geschrieben ist, und wir rechnen es dem Corrector hoch an, daß er nur einmal ein erzählendes Imperfect hat stehen lassen. So packend diese Erzählungsform sein kann, hie und da einmal angewendet, so ermüdend wirkt sie in einem langen, zweibändigen Roman. Sie bewirkt in dieser Ausdehnung das Gegentheil von dem, was die Verfasserin erreichen will. Durch dieses erzählende Präsens wird alles sozusagen zum gemalten Bild, das beschrieben wird, und Beschreibungen müssen schon sehr geistvoll sein, wenn sie fesseln sollen. Die gewöhnliche Form der Erzählung im Präteritum versetzt den Leser viel besser und gewisser in die Lage selbst; er vergißt dabei leichter, daß er eine erfundene Geschichte liest; er lebt und fürchtet und hofft mit den Personen der Dichtung, sofern diese überhaupt seine Theilnahme erweckt haben.

Die Exposition des Romans ist viel zu lang und großentheils überflüssig; der Schluß, mit welchem das Problem eigentlich erst beginnt, viel zu abgerissen. Die straffere Form der Novelle hätte der Erzählung besser angestanden, wenn sie einmal da aufhören sollte, wo der Roman noch lange nicht zu Ende ist. Doch damit kommen wir auf den Inhalt.

Das Problem lautet: wie wird sich die Ehe zwischen Cecile, der Professorentochter, und dem adeligen Vetter Ulrich von Lentringen gestalten? Die Ehe zwischen dem geistig überlegenen, fertigen Weibe und dem etwas schwachen und noch unfertigen Mann? Die Ehe, welche von beiden Seiten nicht aus wirklicher Liebe geschlossen wurde? Den Inhalt des Romans bilden eigentlich nur die Honigmonde dieser Ehe, in welchen die Herzen beider Ehegatten sich einem andern zuneigen: das der Frau zu einem dem Leser höchst widerwärtigen Klaviervirtuosen, das des Mannes zu einer russischen Witwe, Rosa Wietmann. Die Frau befreit sich rasch und energisch von ihrer Leidenschaft; der Mann wäre ihr unterlegen, wenn Rosa Wietmann nicht wider alles Erwarten sich in den frühern stillen Anbeter Cecile's, den schüchternen Professor und Stubenhocker Lucius verliebt hätte. Es ist nun wieder ein Compositionsfehler, daß im ganzen zweiten Theil diese Witwe und der Professor Lucius unsere Theilnahme weit mehr in Anspruch nehmen als die Helden des Romans, deren man sich freilich von Anfang an nicht recht freuen kann, während die weltgewandte russische Witwe und der unbeholfene Stubengelehrte ein prächtiges Paar sind, das unser Interesse sofort gewinnt. Nachdem das Ehepaar Lentringen diese unvermeidliche eheliche Kinderkrankheit durchgemacht hat — was nun? Ein kurzer Brief der Mutter Ulrich's am Schluß des Buchs belehrt uns, daß es ihnen im allgemeinen recht gut gehe, daß sie ein vornehmes Haus machen und daß Cecile mit ihrem überlegenen Geist wesentlichen Antheil an der Carrière ihres Mannes habe.

Damit müssen wir uns begnügen. Von einer innern Umwandlung, von einer Gewißheit, daß diese beiden Personen nicht ferner in Kinderkrankheiten fallen, ist keine Rede. Denn die Geschichte mit dem „Skelet im Hause" Lentringen und Cecile's Antheil an dessen Bestattung ist doch nur ein schwacher Versuch, zu begründen und zu motiviren, und hätte ebenso gut ganz wegbleiben können.

Im ganzen ist es ein Roman, nicht besser und nicht schlechter als Dutzende aus der Feder von Frauen, welche die höhern Gesellschaftskreise wirklich kennen und denen es deshalb nicht schwer wird, farbenreiche Bilder von denselben zu entwerfen.

Ganz anders faßt Alfred Friedmann sein Problem in dem Roman „Zwei Ehen" (Nr. 3) an, das sich auch um Mann und Frau und um eheliche Conflicte dreht. Sein Buch gehört in die Klasse der heutzutage immer häufiger auftauchenden physiologischen Romane, welche so recht als ein Zeichen unserer Zeit gelten können. Da wird nichts idealisirt und umgangen, da werden die Sachen, wenn auch zur Noth noch in salonfähiger Form, beim rechten Namen genannt und man darf keinerlei Prüderie mitbringen. Von ehelichen und außerehelichen Umarmungen, von dem größern oder kleinern Genuß dabei, vom Kinderzeugen und Nichtkinderbekommen und den Ursachen beiderseits wird mit einer Unbefangenheit geredet, die noch vor 20 Jahren schlechterdings unmöglich gewesen wäre.

Wir müssen dem gegenüber unsern Standpunkt klarstellen, denn Friedmann's Roman ist nur einer der vielen dieser Art. Sie wird mit Vorliebe vom jüngsten Deutschland gepflegt, dessen Freund sonst Alfred Friedmann nicht

ist, und verräth das bekannte französische Muster deutlich, obwol Friedmann nach einem Gespräch seiner Dichtung kein allzu großer Verehrer Zola's zu sein scheint. Dieser streift übrigens in einem seiner Romane die Frage, welche hier störend in die glückliche Ehe des einen Paares eingreift: ob die Frau verlangen kann, daß der Mann rein und keusch wie sie in die Ehe tritt. Zola und Friedmann verneinen diese Frage; darin aber unterscheiden sich der Franzose und der Deutsche scharf, daß Friedmann nach geschlossener Ehe keinerlei Art von Untreue zuläßt; die Vergangenheit des Mannes geht das Weib nichts an, lehrt er uns; aber vom Augenblick der Verheirathung an gehört die ganze Zukunft lediglich dem Weibe, von diesem Augenblick an hat es ein Recht auf unbedingte Treue des Mannes. Frau Zerline ist unglücklich, nachdem sie erfahren, daß ihr Fritz vor ihr schon manche im Arm gehalten hat; sie schiebt es diesem Umstande zu, daß sie keine Kinder bekommt; sie ist glücklich, sobald sie den Beweis hat, daß ihr Mann von allen frühern Verhältnissen nichts mehr wissen will, und der Himmel beschenkt sie dann auch bald mit zwei reizenden Kindern. Parallel mit dieser Ehe geht die des russischen Obersten Woronin mit Gerda. Hier handelt es sich mehr um seelisches Sich-anpassen; Frau Gerda denkt über das Vorleben der Männer anders als Frau Zerline, aber auch sie muß erst die Gewißheit haben, daß ihr Gatte keiner ehelichen Untreue fähig ist, sie muß selbst ein Kind empfangen und unter fast allzu realistisch geschilderten schwierigen Umständen gebären, bevor die Ehe glücklich wird.

Mit der gut deutschen Moral der Geschichte: unbedingte eheliche Treue, können wir also ganz zufrieden sein. Auch gegen das wirkliche Vorkommen solcher ehelichen Probleme wird sich nichts einwenden lassen, noch gegen deren romanhafte Verwerthung. Aber doch muß man fragen, ob nicht die Kunst beeinträchtigt wird, wenn das Physiologische so sehr in den Vordergrund gestellt wird und das Psychologische dagegen zurücktritt; ob nicht eine ungesunde Zeitströmung sich in solchen Romanen mit geflissentlicher Hervorhebung der sinnlichen Naturbasis offenbart. Sie bilden allerdings einen gewissen Rückschlag gegen die Familienjournalromane, welche immer noch vorauszusetzen scheinen, daß die Kinder auf den Bäumen wachsen, und für welche häufig die physiologische Grundlage gar nicht vorhanden zu sein scheint, auf welcher der Mensch, auf welcher ganz besonders das eheliche Leben beruht. Aber es widerspricht doch dem deutschen Gefühl, auch wenn es gar nicht überzart ist, alle Augenblicke an das eheliche Lager geführt zu werden und Auseinandersetzungen zwischen Mann und Frau anzuwohnen, die man etwa in Mantegazza's „Physiologie der Liebe" und ähnlichen, ja ganz nützlichen Büchern lesen kann. Was das mit der Kunst zu thun hat, vermögen wir nicht einzusehen, und wo die Grenzen solcher Darstellungen liegen, mag auch schwer zu entscheiden sein. Häufig sind sie weniger durch den Takt des Schriftstellers als durch den Staatsanwalt gezogen.

Friedmann bemüht sich freilich, aus dem Physiologischen das Psychologische zu entwickeln, doch das Physiologische drängt sich immer wieder allzu derb hinein und hemmt mit seinem Bleigewicht den höhern Flug.

Stil und Ausdruck des Romans ist nicht sehr zu loben, selbst wenn wir viel auf Rechnung einer wie es scheint sehr nachlässigen Correctur setzen. Ueberreich ist das Ganze an Bildern und Sentenzen, welche eine an französischem Geschmack geschulte Bildung verrathen. Leider sind fast alle Bilder entweder gesucht, oder unzutreffend, oder geschraubt, und die Sentenzen, so elegant sie sich lesen, sind meist nur halb richtig. Auf einer einzigen halben Seite gleicht Gerda einer Statue von Bronze, einem Bilde Rembrandt's und dazwischen einer schlanken jungen Linde, durch deren doppelfarbige Blätter ein Windhauch rauscht. Ferner:

> Die Spitze der Kirche stach nun gerade in des Mondes eines Ende (Wohlklang!), sodaß er wie ein Banner am Kirchthurm zu flattern schien. . . . Der Kanal lag wie eine lange dunkle, sich langsam fortringelnde Schlange vorsündflutlicher Abkunft und Größe (ein gerader holländischer Kanal und eine Schlange!). . . . O daß die vereintesten Menschen doch auch die getrenntesten Wesen sein können! . . . Zerlinens Augen hatten die Gabe, selbst nach den heftigsten Thränenströmen wieder hell und braun dreinzuschauen, mit dunkeln Reflexen, wie in der Schale schwankender Kaffee. . . . Es kam ihr vor, als ob von der Decke sich ein großer Bohrer niedersenkte und vor ihr inne halte. Sie sah ein und fühlte deutlich, daß es nur bei ihr stand, sich von dem Bohrer wegzusetzen. Statt dessen nahm sie ihn mit ihren beiden Händen an seiner Habe, stellt ihn sich auf die Brust, aufs Herz und drehte ihn so lange um, bis er fest stak.

Die Geschraubtheit wenigstens dieses letzten Bildes fühlt der Verfasser gewiß selbst.

Um gerecht zu sein, geben wir auch einige nicht üble Sentenzen im französischen Geschmack:

> Die Liebe ist wie das Einhorn und die Seeschlange. Es gibt Literaturen darüber, doch niemand hat sie gesehen. . . . Wenn ein Stempel auf Wachs trifft, so nimmt das Wachs die Form des Stempels an. Zwei Achatsteine aber zertrümmern entweder einander oder einer den andern. . . . Es ist (in der Ehe) durchaus unnöthig, daß Zweie sich über etwas ärgern oder belustigen müssen; der Eine genügt vollkommen, denn der andere Theil hat wieder seine besondern lamentabeln Vorkommnisse. Der Mann auf dem Felde, mit der Feder, die Frau mit der Dienerschaft, in der Küche. Und das soll alles in doppelter Buchführung gebucht werden! Erschwertes Dasein!

Ein Gespräch irgendwo in dem Roman belehrt uns, daß alle Romane der Welt zusammen keinerlei Wirkung auf die Leser haben. Vielleicht dient Friedmann's Roman denjenigen, welche sich in ähnlicher Lage befinden wie seine beiden Ehepaare, doch nach der einen oder andern Seite hin zum Nutzen.

Ein ausgesprochener Tendenzroman: „Der letzte Republikaner" von Ernst Rethwisch (Nr. 4), ist der letzte der uns heute vorliegenden, wenn man die in romanhafter Einkleidung gegebene Schilderung berliner Parteiverhältnisse überhaupt noch Roman nennen kann. Denn mit

der Composition des Romans hat sich der Verfasser nicht allzu viel Mühe gegeben; offenbar lag ihm daran, berliner Bilder aus dem aristokratischen, fortschrittlichen und socialdemokratischen Lager zu zeichnen. Er thut dies mit Schärfe, doch nicht ohne Uebertreibung und in einer Darstellung, die zwischen Realistik und Ironie bedenklich hin- und herschwankt, ja oft zur Caricatur wird. Mit wenigen Ausnahmen sind es lauter Heuchler und Schufte, unter denen wir uns bewegen, und wenn das berliner Bild echt ist und wenn diese Figuren nicht ganz vereinzelt dastehen — in diesem Fall durften sie aber keine Romanfiguren sein, denn aus lauter Ausnahmsmenschen kann man weder einen Roman noch ein romanhaftes Zeitbild construiren —, wenn uns hier wirklich Typen des berliner socialen Lebens geboten werden, dann sieht es in Berlin bös aus. Einzelne Züge erscheinen uns aber geradezu unmöglich.

Die Conflicte des Romans sind auf dem Gegensatz monarchischer und republikanischer Anschauung aufgebaut, und der Verfasser begründet das Recht hierzu mit dem Satze, daß keine andere Ansicht von ihrem Träger in dem Maße für heilig und vollkommen gehalten, ja fanatisch vertheidigt werden könne, wie die politische Ueberzeugung; daß diese heutzutage dieselbe Rolle spiele, wie früher der religiöse Glaube.

Es ist etwas Wahres an dieser Behauptung, und wenn der Verfasser uns mehr von der Wirklichkeit seiner Typen hätte überzeugen können, so würden wir seinem Roman, so unbehülflich er, künstlerisch betrachtet, componirt ist, doch mehr als akademische Theilnahme entgegenbringen. So aber kommen wir zu keinem warmen Interesse und der ganze Spuk läßt uns ziemlich gleichgültig. Der Verfasser nimmt von vornherein sichtlich Partei für die Monarchie, ist aber gerecht genug, den Vertreter der republikanischen Partei, eben den letzten Republikaner, den Kaufmann und Fabrikbesitzer Ladendorf, als einen durchaus ehrlichen, aufrichtigen und wohlmeinenden Mann darzustellen. Ladendorf muß den Schmerz erleben, daß die Jugend sich von ihm abwendet, daß seine antimonarchischen Lehren bei seinen Arbeitern auf bösen Boden fallen, und stirbt zuletzt unbekehrt und verlassen. Seine Tochter, die er dem Sohne eines Parteifreundes verlobt hat, versagt er demselben, nachdem dieser die republikanische Fahne verlassen hat. Die Tochter geht ins Wasser, der Bräutigam verheirathet sich mit einer Aristokratin von unzweifelhafter Königstreue. All dies Romanhafte ist mit wenig Glück ausgeführt, und auch die Anläufe zu humoristischen Scenen, wie sie im ersten Theil des Romans gemacht werden, sind fast durchaus misglückt. Besser gelingt dem Verfasser die Ironie, wenn sie auch, wie schon bemerkt, leicht ins Caricaturenhafte verfällt. Letzteres ist der Fall gelegentlich der Gesellschaftsabende und der Brautwerbung des Advocaten Corsfeld bei der Familie des Zeitungseigenthümers Manasse. Wir glauben kaum, daß es bei der ungebildetsten jüdischen Emporkömmlingsfamilie so zugeht, wie es hier dargestellt wird. Zutreffender dagegen, leider nicht blos für Berlin, ist das, was der Verfasser über die Tendenzen dieses Zeitungseigenthümers sagt:

Manasse vertrat in seinem Blatt die republikanischen Anschauungen, aber weder aus besonderer Begeisterung für die Republik, noch aus eingefleischtem Widerwillen gegen die Monarchie, sondern weil sie seinem Leserkreis mundgerecht waren. Politische Ansichten zu haben hielt er für Luxus und meinte, man könne auch ohne solche jeden Vormittag bei Dressel frühstücken; er hielt sie sogar für schädlich, wenn sie so stark auftraten, daß die schöne Ruhe der Seele darüber verloren ging. Das behäbige Gleichgewicht des Gemüths schätzte er über alles, und er hatte nur eine Leidenschaft, vor seinem Secretär zu stehen und die Tausendmarknoten durch die Finger gleiten zu lassen. Er hatte den Charakter seines Leserkreises jahrelang unermüdlich studirt, in Gesellschaften und auf der Pferdebahn, in der Restauration und auf Landpartien, und er hatte sich mit der Zeit eine Virtuosität angeeignet, ihnen das zu bieten, worauf sie besonders erpicht waren, die ans Fabelhafte grenzte.

Der Verfasser schildert nun, wie Manasse zuerst mit seiner Zeitung nicht recht vorwärts kommen wollte, trotz der antimonarchischen Tendenz. Aufs neue studirte er, besonders in Weißbierlocalen, und entdeckte die verschiedenen Schattirungen der Vorliebe für die Republik:

Wieder andern glaubte der gewissenhafte Beobachter anzumerken, daß es ihnen mit ihrer republikanischen Gesinnung nicht recht Ernst war; ihre Aeußerungen kamen so geschraubt und so mechanisch heraus, als wären sie eine alte eingelernte Rolle, die ihrem Träger unsympathisch war. Das waren, wie Manasse später einsah, die kleinen Handwerker, die nur aus Furcht vor der Schädigung ihres Geschäfts republikanische Gesinnungen zur Schau trugen und republikanische Zeitungen hielten, im Herzen aber gut kaiserlich waren und ihren Kanzler vergötterten.

Endlich entdeckt Manasse das Geheimniß des Erfolgs: es ist der Klatsch und der Skandal:

Da fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er faßte den Entschluß, seine Zeitung zum Centralorgan für den Klatsch zu erheben. Der Erfolg blieb nicht aus; nach und nach verkehrte die stetig anschwellende Cohorte seiner Spione in allen bekanntern Familien der Stadt und unterhielt zuverlässige Verbindungen bis in die höchsten Kreise hinauf, aus denen, wie Manasse bald lernte, Skandalgeschichten als besondere Leckerbissen galten. Die Erziehung, die er seinen Spionen angedeihen ließ, war mustergültig; er lehrte sie, diejenigen Vorfälle, die zu harmlos waren, mit pikanten Andeutungen versetzen, die wieder zu unbestimmt waren, um den Staatsanwalt in Action zu setzen; er lehrte sie, bei Stoffmangel prickelnde Geschichten zu erfinden, die den Anfangsbuchstaben eines adeligen Namens und einer feinern Straße enthielten und die Phantasie der Leser zu Combinationen veranlaßte, die dann im Wirthshaus eifrig erörtert wurden und das Haupt dessen, der die wahrscheinlichste Ansicht vertrat, mit einem glänzenden Nimbus umgaben. Waren ferner die Details einer wirklichen Affaire ausführlich bekannt geworden, so erschien ein Artikel in der „Abendzeitung", der mit den Worten begann: „Die unübertreffliche Combinationsgabe unserer verehrten Leser und Leserinnen hat schon längst herausgebracht, was nun authentisch vorliegt." Da fühlten sich denn die biedern Leser und Leserinnen in ihrer ganzen Schlauheit und schwelgten in dem seligen Gefühl, wieder einmal sehr klug gewesen zu sein. Für die Anerkennung, die ihnen ihre Zeitung zutheil werden ließ, revanchirten sie sich durch deren Weiterempfehlung.

Manasse betrachtete die Erziehung des Menschengeschlechts nicht gerade als seine Aufgabe, und so war es ihm ziemlich

gleichgültig, ob seine Leser durch sein Blatt verständiger und gesitteter wurden oder nicht. Er wußte wol auch kaum, wie sehr sie dadurch an Adel und Klarheit der Gesinnung verloren.

Man wird dieser Charakteristik ein gutes Maß scharfer Beobachtung nicht absprechen können, so wenig schmeichelhaft sie für die ist, welche etwa dazu Modell gesessen haben. Fast direct begegnet sich der Verfasser mit den oben angeführten satirischen Auslassungen Jensen's gelegentlich der Schilderung des Gesprächsthemas in den Kreisen der berliner Geldaristokratie, und man müßte — wenn die Zeichnung richtig — daraus schließen, daß es bei der Geburtsaristokratie und bei der Geldaristokratie hinsichtlich der literarischen Bildung gleich traurig aussieht. Die Satire Rethwisch's ist allerdings viel derber als die Jensen's, wenn er z. B. erzählt:

Die Unterhaltung drehte sich um Zola's eben erschienene „Nana", die fast alle Anwesenden schon verschlungen hatten. Man pries mit begeisterten Worten die Naturtreue des Romans, die von dem thörichten deutschen Idealismus wohlthuend absteche, und erging sich in Lobreden auf die glänzende Charakteristik. Gestalten wie der Graf Muffak und die Titelheldin, wie Rosa Mignon und Fauchery seien Meisterstücke poetischer Charakterschilderung. Auch erklärte jemand, dessen Nase über den Mund herüberhing und ihn fast verbarg, die gute Madame Du Jonequoy habe ganz recht, wenn sie den Herrn von Bismarck nur als Mann von Esprit, aber nicht als Mann von Genie gelten lassen wollte. Ein junger Westfale erklärte nun mit ziemlicher Bestimmtheit, daß er den Personen des in Rede stehenden Romans nicht die geringste Sympathie entgegenbringen könne; die Herren gingen alle in Unterhosen und von den Damen wolle er ganz schweigen. Kaum war das Wort Unterhosen gefallen, als alles entsetzt von ihm zurückwich; seine Nachbarinnen rückten ihre Stühle ab und drehten ihm halb den Rücken zu; sie gaben die herumgereichten Speisen nicht weiter, sondern setzten sie vor sich auf den Tisch; kein Mensch sprach ein Wort mit ihm und Ausdrücke wie empörend! ungebildet! niederschmetternd! trafen häufig sein Ohr aus schönem Munde; ebenso wurden ihm aus schönen Augen Blicke der vollkommensten Verachtung zugeworfen. Der Westfale hatte seine eigenen Gedanken und ließ sich im übrigen in seinem guten Appetit durchaus nicht stören.

Nicht übel diese Verhöhnung gesellschaftlicher Prüderie, die von der Welt zur Schau getragen wird, während sich die prüden Herzchen im stillen an Zola'schen Unsauberkeiten ergötzen.

Wenn wir so Einzelheiten des Romans lobenswerth finden, so können wir doch das Ganze als Kunstwerk nicht eben hochstellen. Mehr künstlerische Composition, weniger plumpe Ausführung, feinere Ironie, lebenswahrere Charaktere — und der Roman wäre des Eindrucks, den der Verfasser als Tendenzschriftsteller beabsichtigt hat, sicherer.

Richard Weitbrecht.

Neue Dramen.

1. Karl der Fünfte. Schauspiel in fünf Acten von Ernst Heinrichs. Hannover, Schmorl u. von Seefeld. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

In leidlichen Jamben abgefaßt, behandelt dieses Schauspiel bruchstückweise Karl's V., des spanischen Habsburgers, Auftreten in Deutschland, seinen Streit mit der Kirche und den deutschen Landesfürsten, sowie seinen Kampf mit Moritz von Sachsen. Die Untreue und der Tod desselben, sowie das Scheitern seiner großen Pläne veranlassen ihn schließlich zur Abdankung und zum Eintritt in das Kloster San-Yuste.

Dies sind in knapper Angabe die Vorgänge des Dramas, welches in ernster und durchaus würdiger Ausgestaltung, aber im übrigen in ziemlich trockener und steifer Weise zum Vortrag kommt. Was der Sache fehlt, sind Wärme des Ausdrucks, plastische Gegenständlichkeit der auftretenden Gestalten, lebendiger Hauch der Poesie und echt dramatischer Auf- und Ausbau der geschichtlichen Handlung. Der Verfasser bemüht sich nicht ohne allen Erfolg, ein Bild der Zeit von 1546 bis 1555 und von den Absichten und Plänen des berühmten Kaisers zu geben, der schon so oft und so mannichfach zum Vorwurf künstlerischer Arbeiten genommen worden ist. Als eine der ruhmvollsten und unvergänglichsten erscheint die wunderbar knapp gehaltene Ballade von August von Platen: „Der Pilgrim von St.-Just", die immer und überall einen erschütternden Eindruck macht und machen muß, weil darin die ganze Wehmuth eines groß angelegten und traurig in die Brüche gegangenen Lebens in die poetische Erscheinung tritt. Das in Rede stehende Schauspiel hat die Absicht, das Nämliche zu thun, allein ihm stehen dazu leider nicht eine gleich große Begabung und dieselbe Mächtigkeit und Prägnanz der Mittel zur Verfügung. Ernst Heinrichs verliert sich in seiner Darstellung in zu viel kleine Züge, in zu viel Episodisches. Der eigentliche Faden seines Schauspiels spinnt sich in einem Liebesverhältniß ab, welches Ritter Heideck, ein Freund und Vertrauter des Herzogs Moritz von Sachsen, mit der Tochter des spanischen Kanzlers Granvella unterhält. Es scheitert zu Anfang an der Verschiedenheit des Glaubens, denn Marie ist natürlich katholisch und Heideck protestantisch. Aber die Leidenschaft besiegt zuletzt alle Hindernisse und endlich auch alle Satzungen der Kirche, sodaß am Schluß des Stücks der Kaiser für die Liebenden bei Granvella Fürbitte einlegen und das glückliche Paar mit seinem Segen erfreuen kann. So geht das Drama am Ende in einer rührenden Familienscene aus, die uns wenig zu der fanatischen Gesinnung des Helden passen will, der noch aus seiner einsamen Klosterzelle heraus seinen blutigen Sohn Philipp unablässig antrieb, die Ketzer mit Feuer und Schwert zu vernichten. Karl V. ist hier jedenfalls unserer Ansicht nach zu sentimental und weich aufgefaßt. Er hat

nach unserm Stück die Absicht: Deutschland und die Reformation nur zu bewältigen, um von hier aus Rom zu unterdrücken und sich selbst zum Herrn der Kirche zu machen. Nun ist allerdings Deutschland der natürliche Gegner Roms und der Boden geworden, der kein Canossa auf sich entstehen lassen will; daß aber der spanische Karl dies erkannt und geplant haben soll im Verein mit Moritz von Sachsen, diesen Gedanken zu seiner geschichtlichen Evidenz und Consequenz zu führen, ist eine Annahme, die als sehr fragwürdig erscheinen muß und in der dramatischen Arbeit unsers Dichters auch nur sehr unvollkommen zum Austrag kommt. Moritz verschwindet mit dem vierten Act sang- und klanglos, d. h. ohne daß wir seinen Tod erleben, aus dem Stück, in welchem er überdies dem Kaiser gegenüber nie recht Stellung gefaßt hat. Es ist überhaupt eine Schwäche des Schauspiels, daß alle seine Figuren nirgends standhalten und kommen und gehen, ohne in seine Entwickelung wesentlich einzugreifen. Die deutschen Fürsten: Joachim, Kurfürst von Brandenburg, Philipp, Landgraf von Hessen, Johann von Küstrin, Albrecht von Baireuth, Heinrich von Braunschweig, dann der Vicekanzler Selden, der kaiserliche Rath Viglius, Alba, die Geliebte des Kaisers, die sogenannte Gräfin Blumdorf, sie alle treten ebenso unvermittelt auf, wie sie unvermittelt wieder verschwinden. Sie haben Auftritte, die an sich nicht theilnahmlos lassen, allein im allgemeinen doch so wenig in den Gang der Handlung eingreifen, daß diese und die ihr innewohnende Idee wenig oder gar keine Förderung durch sie gewinnen. Das Schauspiel bleibt dadurch in seinem Wesen sozusagen aphoristisch und in lauter, nicht uninteressante, aber doch dem Zweck eines stichhaltigen Dramas nur wenig dienliche Einzelheiten verzettelt. Es ist ein Splitterschauspiel, d. h. ein Schauspiel, dem eine geschlossene, feste Form und jene vollendete Mache mangelt, die ein wirksames Theaterstück immer erfordern wird und erfordern muß. „Karl der Fünfte“ von Heinrichs beschäftigt den Geist des Lesers wohl; zum Erfolg auf den Bretern jedoch mangelt ihm nach unserer Ansicht soviel wie alles.

2. Um hohen Preis. Schauspiel in fünf Acten von C. Nissel. Liegnitz, Gradenwitz. 1887. Gr. 8. 1 M.

Der schlesische Dichter C. Nissel (nicht zu verwechseln mit Franz Nissel in Wien, dem Verfasser der Dramen: „Heinrich der Löwe“, „Perseus von Macedonien“, „Die Zauberin am Stein“, „Agnes von Meran“), hat eine ganze Reihe von Trauer- und Lustspielen geschrieben, ohne indeß seither mit irgendeinem derselben einen allgemeinen und durchschlagenden Erfolg erzielen zu können. Auch das uns heute zur Besprechung vorliegende fünfactige Schauspiel dürfte einen solchen kaum zu erzielen im Stande sein. Der Stoff allerdings ist artig genug, und wenn auch nicht neu oder überraschend in der dramatischen Behandlung, doch jedenfalls in seinem Kern so anziehend und ausgiebig, daß ein geübter Dramatiker wol ein packendes sogenanntes Künstlerstück daraus hätte machen können. Der Held des Werks ist Frans van Mieris, der 1635 zu Delft geboren, 1681 zu Leiden seinen Tod in einer Grube fand, in die er bei Nacht in der Trunkenheit gefallen war. Er war nämlich, wie die Chronik berichtet, ein lustiger und fideler Gesell, gutmüthig und harmlos, aber grundlos liederlich und deswegen bei allem Fleiß arm und stets in Schulden, trotzdem seine Bilder, meist aus dem geselligen und häuslichen Leben vornehmer Niederländer genommen, schon bei seinen Lebzeiten gesucht und theuer bezahlt wurden.

C. Nissel führt ihn in blühender Jugend im Hause des holländischen Grafen von Gruytland vor, in dem er eine junge Spanierin, Donna Juanita, kennen und lieben lernt, die der alte Graf von Madrid her bei sich aufgenommen, um sie, die eine verlassene Waise ist, vor den zudringlichen Nachstellungen eines Wüstlings sicher zu stellen. Allein derselbe verfolgt sie auch bis nach Leiden hin und will sie hier mit Hülfe eines leichtfertigen Neffen des Grafen, Hugo von Gruytland, zu nächtlicher Weile gewaltsam entführen. Mieris jedoch, der den Anschlag belauscht hat, vereitelt ihn mit seinem tollen Farbenreiber Schnarre und entreißt die Ueberfallene mit blanker Waffe in der Hand den Verfolgern. Natürlich erwirbt er sich dadurch das Herz der jungen Spanierin, die ihm beim Malen ihres Bildnisses eben in die Arme gesunken ist, als der liederliche Grand von Spanien erscheint, um sie als Ketzerin und Verschwörerin, als welche er sie bei der Inquisition heimlich angeklagt hat, verhaften zu lassen. Mieris widersetzt sich selbstverständlich, und da er sie zugleich als seine Verlobte erklärt, will sie Don Rovera eben erdolchen, als der alte Graf mit Schnarre erscheint, und während letzterer dem Spanier die tödliche Waffe entreißt, laut verkündet, daß er einen Freibrief des Königs für Juanita erwirkt habe. Er kanzelt die beiden Missethäter gottsjämmerlich herunter und bewegt sie zur Reue; Mieris aber beglückt er mit der Hand seines Schützlings.

Dies ist das Stück, das im ernsten Theil in Jamben, im humoristischen in Prosa geschrieben ist. Es erscheint in Anlage wie Ausführung überaus breit und umständlich, und da weder Breite noch Umständlichkeit dazu dienen, den Charakter der Zeit unter der blutigen Herrschaft Philipp's II. deutlich und klar zu vergegenwärtigen, so hätte der Verfasser besser gethan, die Vorgänge einfacher und schlichter zu halten. Wozu der ganze spanische Apparat, wenn er die Intrigue nicht steigert und derselben kein besonderes und eigenartiges Colorit verleiht? Es wäre günstiger für die Sache gewesen, unser Dramatiker hätte sich statt dessen angelegen sein lassen, das niederländische Künstlertreiben eingehender und genauer zu schildern. Was er davon gibt, ist dürftig und schwach. Im Grunde würde es auch genügt haben, wenn der geniale Maler ohne weiteres nur einem vornehmen Lüstling und seinen tollen Streichen in seiner vollen genialen Malernatur gegenübergestellt worden wäre. Talent im Gegensatz zum

Protzendünkel, das wäre hier die beste Losung gewesen. All das Drum und Dran, welches unserm Schriftsteller beliebt hat, dünkt uns von Uebel. Auch ist es dem Stück für die Darstellung schädlich, daß er nicht die Verwandlungen im Aufzuge selbst vermieden und hie und da nicht mehr Sorgfalt auf die Verse verwendet hat:

So wenig, wie ich dem Verdienste jage nach ...

Wie, wenn in mir der Wunsch nun stiege auf —

sowie:

Und der von ihr erzählen könnte mir —

klingen gezwungen und unbehülflich.

Es ist schade, daß das ernste und unverdrossene Streben des schlesischen Dichters sich nicht zu mehr geläuterten und vollendetern Schöpfungen aufschwingen will. Sein Eifer ist aller Ehren werth und verdiente mit glücklicherm Erfolge gekrönt zu werden.

Dasselbe gilt von seinem Namensvetter, dem vorerwähnten Franz Nissel, dessen nach einer Volkssage geschaffenes Volksdrama uns zur Besprechung vorliegt:

3. Die Zauberin am Stein. Volksdrama in vier Aufzügen von F. Nissel. Zweite Auflage. Wien, Künast. 1887. 8. 3 M.

Der Dichter hat die Genugthuung gehabt, für sein Trauerspiel „Agnes von Meran" 1878 einen Antheil an dem sogenannten Schiller-Preise des Deutschen Kaisers zuerkannt zu erhalten, eine Genugthuung, die ihm durchaus zu gönnen und der er auch entschieden würdig zu erachten ist wegen der hohen und idealen Richtung, die er immerdar zu Tage gelegt hat. Leider war ihm in dieser Richtung nur eine recht durchgreifende und drastische Gestaltungskraft versagt. Alle seine dramatischen Arbeiten leiden mehr oder weniger an Breite und Umständlichkeit der Ausführung, sowie am Mangel eines in sich gesunden, kernhaften und straffen tragischen Aufbaues. Auch bei der „Zauberin am Stein" ist dies der Fall. Sein Volksstück dieses Titels spielt wie Fitger's Trauerspiel „Die Hexe" in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, entbehrt aber schon in der ersten Anlage der einigermaßen überzeugenden Deutlichkeit der letztern. Durch Thalea's Umgang mit dem gelehrten Juden Simeon ist ohne weiteres der Annahme und dem Glauben an deren dem Teufel zugewendeten Wesen Raum gegeben, während Margarethe, Wirthin „am Stein", nur durch über sie beigebrachte Erzählungen von ihrer Vergangenheit dem Leser und Zuschauer unheimlich gemacht werden muß. Man berichtet, daß ihr Vater sich erhängt, ihre Mutter ein untreues böses Weib gewesen, das die eigene, wahrscheinlich uneheliche Tochter aus dem Hause und zu einem alten Einsiedler in den Wald getrieben, der sie in der Kenntniß geheimnißvoller Naturkräfte unterrichtet.

Alles dieses liegt aber vor dem Beginn des Stücks. In dem Stück selbst sind die Aeltern todt und Margarethe, ihre Erbin, Besitzerin des Wirthshauses „am Stein". Einsam und menschenscheu, wie sie lebt, hat sie durch allerlei Wundercuren und prophetische Aussprüche sich den Ruf einer Zauberin verschafft. Als daher über dem Traunsee, an dem die Handlung in Oberösterreich spielt, Anna, die Tochter des Karbachmüllers Erdmann, tödlich erkrankt ist, kommt deren Bruder Franz in voller Herzensangst während eines wild ausgebrochenen Unwetters über das Wasser gerudert, um Margarethe als Retterin in höchster Noth hinüber zu rufen. Margarethe trotzt der augenscheinlichen Gefahr und folgt Franz in seinem von den aufgeregten Wogen hin- und hergeworfenen Boote zum jenseitigen Ufer. Es gelingt ihr, das Mädchen dem Tode zu entreißen und Franz bei dieser Gelegenheit ohne ihren Willen sterblich in sich verliebt zu machen. Nur zu bald theilt sie seine Neigung; da aber der alte Karbachmüller sich derselben widersetzt und „die Zauberin" schmachvoll aus seinem Hause jagt, will diese entsagen und Franz freigeben. Franz jedoch vermag sich darein nicht zu finden, entläuft dem Vaterhause und sucht den Untergang. Das alles kann natürlich nach den Anschauungen jener Tage nur eine Folge von Margarethens Hexenkünsten sein, und da in derselben Zeit die Karbachmühle in Flammen aufgeht, so wendet sich, aufgestachelt von Erdmann, die ganze Einwohnerschaft der Gegend gegen die Wirthin am Stein, die alles Unglück allein verschuldet haben soll. Franz, der bei seinem verzweiflungsvollen Umherirren davon hört, eilt herbei sie zu schützen, erschlägt den Landsknecht Mathias Roll, der die Geliebte bedroht, und flüchtet mit ihr ins Gebirge. Hier treffen sie mit Martin zusammen, einem wüsten Gesellen, dem ein Mord auf der Seele lastet, von dem Margarethe Kenntniß hat und für welchen sie dem Thäter, als er ihr sich einst ungebührlich genaht, den Strick am Galgen verheißen. Um sich an der Verheißerin zu rächen, hat er die Karbachmühle in Brand gesteckt, wohl wissend, daß dieser Brand Margarethe in die Schuhe geschoben werden würde. Diese selbst, von ihrem Misgeschick aufs äußerste gebracht, erkennt die Ursache zu demselben darin, daß sie es gern gesehen, daß man sie als eine Zauberin gefürchtet, die sie doch nie gewesen. Martin, der das hört, springt aus einem Versteck, in das er sich begeben, hervor und fragt: wie sie denn dazu gekommen, ihm den Strick am Galgen zu weissagen? „Weil ich um deinen Mord gewußt", antwortet sie, „und nicht zu deinem Ankläger werden wollte."

Diese mitleidsvolle Schonung wendet Martin's Haß in Verehrung um und veranlaßt ihn, jetzt mit Franz sich zum Vertheidiger der Verfolgten zu machen gegenüber der entrüsteten, wüthenden Menge, welche heranstürmt, sie einer grausamen Vernichtung anheim zu geben. Allein Margarethe kommt allem zuvor, indem sie ein selbst bereitetes Gift nimmt und stirbt. Martin stürzt sich hierauf in einen vor ihm gähnenden Abgrund und Franz enteilt, um unter den Fahnen Wallenstein's den Tod zu suchen. Mit des fanatischen Erdmann's jammervollem Ausrufe: „Gott! Gott! du strafst mich furchtbar — und bist gerecht!" schließt das Stück, das, wie man aus unserer Inhaltsangabe wol abnehmen können wird, in seiner Ent-

wickelung strenge, einheitliche Fassung und geraden, auf das Ziel gerichteten Gang vermissen läßt. Es zersplittert in kleine, nebensächliche Züge und gelangt nirgends recht zu einer packenden Katastrophe. Weder zwischen Vater und Sohn, noch zwischen Franz und Margarethe kommt die Handlung sozusagen zum Stehen, d. h. zu einem markigen Aufeinanderplatzen und einem tief und ergreifend zum Herzen sprechenden Auftritt. Es ist viel Bewegung und Unruhe, aber wenig von einem eigentlich dramatischen Vorgange in dem Stück. Der Bösewicht Martin hätte inniger und wirksamer in dasselbe verwebt werden, Franz kräftigere Gestaltung erhalten und die Heldin von Hause aus charakteristischer und in ihrem ganzen Naturell und Wesen faßbarere und stichhaltigere Erklärung finden müssen. Für ein Volksstück wäre auch die Sprache ursprünglicher und volksthümlicher im Ausdruck zu geben gewesen. Man ist in dieser Beziehung durch Ludwig Anzengruber und Ludwig Ganghofer einigermaßen verwöhnt worden. Welche poetische Dialektfrische und köstliche Schlagfertigkeit weist der Dialog ihrer dramatischen Arbeiten auf! Dagegen erscheint der in Franz Nissel's „Zauberin am Stein" fast blaß und dürftig. Es gebricht ihm sowol an Nerv wie Seele des echten Volksmundes. Wenn der alte Karbachmüller von der „Sammtpfote" spricht, die den Kindern schmeichelt, ein anderer von dem „Korbe", den Margarethe ausgetheilt, so sind das z. B. Worte, die uns hier wenig am Platz dünken.

Man erkennt aus allem dem, was wir an dem Schauspiel aussetzen, daß es seine begründete Ursache hat, wenn dasselbe bei seinen verschiedentlichen Aufführungen — die letzte fand im verflossenen Jahre im Ostend-Theater in Berlin statt — keinen geradezu packenden und durchschlagenden Erfolg erzielte. „Die Zauberin am Stein" ist eben kein musterhaftes Drama, aber doch ein Drama, welches immerhin aufs neue bekundet, daß sein Verfasser die besten Ziele vor Augen hat und ernstlich darauf bedacht ist, unsere deutsche Schaubühne zu der moralischen Anstalt zu machen, die Lessing, Schiller, Goethe und alle unsere wahrhaft vornehmen Genien im Sinne trugen. Man hat ihm deswegen mit Achtung zu begegnen allen Anlaß, und wir vermögen daher auch nicht unsere Besprechung seines Werks zu beschließen, ohne ihm dieselbe ehrlich und unumwunden an den Tag zu legen.

Von Stephan Milow (Stephan von Millenkowics, österreichischer Hauptmann a. D.) liegt uns in zweiter mehrfach veränderter Auflage vor:

4. König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Stephan Milow. Zweite wesentlich veränderte Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

König Erich XIV. von Schweden ist schon mehrfach dramatisch behandelt worden, z. B. früher von Robert Prutz und neuerdings von Heinrich Kruse und Karl Koberstein. Er ist in der That auch eine anziehende geschichtliche Gestalt und für die Bühne ohne Zweifel wirksam zu verwenden. Der Sohn und Nachfolger Gustav Wasa's bestieg 1560 den schwedischen Thron, auf dem er sich anfangs seines großen Vorgängers in jeder Hinsicht würdig erwies. Er hob Kunst und Handwerk, Handel und Schiffahrt, Rechtspflege und Staatswesen derart, daß Schweden nicht nur in seinem seitherigen politischen Ansehen blieb, sondern noch wesentlich darin stieg. Sein Vater hatte die Regierungsgewalt in seine Hände gelegt, sie indeß in vieler Beziehung an die Zustimmung und den Willen seiner Brüder gebunden, indem er dieselben zu einigermaßen selbständigen Verwesern bestimmter Landestheile machte. Erich zielte auf Zusammenfassung der Reichsmacht und aller Herrscherrechte ab, um so durchgreifender und sieghafter für sein Land und seine Krone auftreten zu können. Er wollte Dänemark und Theile von Polen und Rußland an sich bringen. Jöran Pehrson, sein verwegener und unternehmender Kanzler, bestärkte und eiferte ihn in seinen Plänen waghalsig an. Infolge dessen entstand Streit und Zwist unter den Brüdern; man mußte mehrfach zu Gewaltsamkeiten greifen, und weil diese erbitterten und Widerstand weckten, Einbuße und Niederlagen erleiden. Das verdüsterte den Geist des Königs und trieb ihn endlich gar zum Wahnsinn, in dem er sich allerlei Greuelthaten zu Schulden kommen ließ, welche endlich seine Entfernung und Einkerkerung nach sich zogen. Er starb 1577 im Gefängniß, wie es heißt an Gift, das ihm sein Bruder Johann, der nach ihm zur Regierung gelangte, reichen ließ.

Dies ist die kurzgefaßte Geschichte des Helden. Wenn sie bisher keine dramatische Bearbeitung erfahren, die Geltung auf den Bretern gefunden, so liegt entschieden die Schuld nicht an ihr, sondern an den Dichtern, die sie in Angriff nahmen und nicht genug Begabung und Geschick besaßen, ihr eine ergreifende und zündende Ausgestaltung zu verleihen. Auch Stephan Milow ist leider nicht im Stande gewesen, dies zu vermögen. Sein Trauerspiel ist allerdings eine durchaus achtungswerthe Arbeit, eine Arbeit, die in meist gefälligen Jamben und in einem Sinne geschrieben ist, dem man eine gewisse Theilnahme nicht wird versagen können. Aber ihrem dramatischen Aufbau mangelt eine kühn aufstrebende Grundlage, eine pralle, kräftig geschlossene Entwickelung und vor allen Dingen eine sich straff gipfelnde und großartig erschütternde Katastrophe. Die Handlung zersplittert und zerfasert in kleine Einzelheiten, geht in die Breite statt in die Höhe und krankt von vornherein in der Auffassung und Ausgestaltung der Titelfigur. Die Geschichtschreiber haben Erich bald als Tyrannen verdammt, bald als Märtyrer und Opfer beklagt. Für das eine oder andere hätte unser Verfasser sich entscheiden müssen, und daß er das zu thun versäumte, gibt seiner Tragödie eine Haltung von zu schwankender Art, als daß sich Leser oder Zuschauer daran wahrhaft erhebend zu erbauen im Stande sein sollten.

Eine kurze Inhaltsangabe möge das einigermaßen belegen. Der erste Act beginnt lebhaft und viel versprechend.

Erich besteigt den Thron, entwickelt seine guten Absichten und sucht sich mit seinen Brüdern zu stellen, unter denen indeß der ältere, Johann, sofort eine gewisse Selbständigkeit und Widerhaarigkeit an den Tag zu legen beginnt. Pehrson warnt und fordert Erich auf, auf der Hut zu sein. Erich jedoch ist guten Muths und verlobt sich in gehobener Stimmung mit Katharina Mans, einer schwedischen Bauerntochter, die er auf einem Jagdzuge kennen und lieben gelernt hat. Mehrere Werbungen um Fürstinnen sind erfolglos geblieben; daher macht er nun kurzen Proceß und erhebt Katharina zu sich auf den Thron. Im zweiten Aufzuge sind die Edeln des Landes über diese Erhebung unzufrieden, und ein Theil derselben zeigt Neigung, sich an Johann zu schließen, der in Finland das Banner der Empörung bereits aufgesteckt hat. Die Erich nahe verwandte Familie des Swante Sture namentlich ist es, die sich dem Aufwiegler nicht ungünstig zeigt, und da Nils Sture besonders in ein vertrautes Verhältniß zu ihm getreten ist und eine Schlacht gegen die Dänen verloren hat, geräth Erich, der eben ein Todesurtheil gegen seinen Bruder Johann erlassen, derart außer sich, daß er Nils im Zorne ersticht. Diese übereilte Blutthat erfüllt ihn in der folgenden Abtheilung mit bitterer Reue und statt auf Pehrson's Rath, dabei nicht stehen zu bleiben und gegen Johann und alle sonstigen Abtrünnigen unentwegt strafend und vernichtend vorzugehen, verfällt er in Trübsinn und thatenlose Ergebung. So wird es Johann leicht, ihn zu überrumpeln und zu stürzen. Im letzten Act ist er gefangen und stirbt an Gift, das Johann Auftrag ertheilt hat, ihm zu reichen.

So glatt und gerade, wie hier erzählt, entrollt sich die Handlung im Stück aber nicht. Sie theilt sich vielmehr nach hier und dort hin, zerstückelt sich in Episoden und bringt es in keiner Person zu einer festen Zeichnung und einem erschütternden Auftritt. Erich ist kein guter, kein böser Mensch, Johann zeigt keine Spur von einem hinterrückigen und grausamen Kronenräuber, Katharina bleibt eine blasse, wenn auch anmuthige Erscheinung, und Margarethe Sture, die Mutter Nil's, die bedeutend angelegt ist, verpufft so ziemlich wirkungslos. Auch Pehrson tritt nicht gerade drastisch in die Entwickelung ein.

Solchergestalt ist „König Erich" von Stephan Milow eine dramatische Schöpfung, die auf den Bretern kaum auf Erfolg, aber in der Lesewelt entschieden auf Anklang wird rechnen dürfen wegen ihres sonstigen poetischen Gehalts, der ihr nicht abzustreiten sein wird. Es ist immerhin ein Dichterwerk.

Der Schluß unserer diesmaligen Besprechung gilt dem vieractigen Lustspiel:

5. Die Parasiten von Richard von Fuchs-Nordhoff. Berlin, Bloch. 1887. 8.

Es ist dies eine ganz moderne, nach Moser'schem Muster geschriebene Komödie, die eine Reihe höchst drolliger Rollen und Auftritte und dabei eine wirklich geistreiche Grundidee aufzuweisen hat. Richard von Fuchs-Nordhoff hat schon mehrere, vielfach mit Beifall aufgeführte kleinere Stücke geschrieben und beweist durch die in Rede stehende Arbeit vollauf, daß er auch zu größern, den Abend füllenden sozusagen das dramatische Zeug besitzt. Die Anlage seines Plans, die Entwickelung desselben, die Zeichnung und Verwendung seiner Menschen, sein Gesprächston, seine Einfälle, seine Abgänge und Actschlüsse lassen uns klar erkennen, daß wir es mit einem Schriftsteller zu thun haben, der wohl berechtigt ist, mit Wichert, Schönthan und andern neuern Dramatikern in die Schranken zu treten. Sein Lustspiel würde ein durchaus glückliches zu nennen sein, wenn es nicht leider sich gerade da eine Schwäche zu Schulden kommen ließe, wo es darauf ankommt, die Handlung durch eine festgeschlossene, in sich gehobene und sittliche Katastrophe zu gipfeln und zu einem moralisch befriedigenden Austrage zu bringen. Sagen wir es gleich vorweg und rund heraus, daß unser Autor sein Werk dadurch um seine Wirkung bringt, daß er seine Hauptfiguren eine Täuschung, geradezu ein betrügliches Geschäft zu Stande bringen läßt.

Mag der Vorgang selbst für sich oder eigentlich gegen sich sprechen.

Kurt von Königswart, der Inhaber eines großen Güterbesitzes, ist ein junger, edel angelegter und mit mancher schönen Eigenschaft ausgestatteter Mann. Er liebt Kunst und Wissenschaft und versäumt darüber die Verwaltung seines Eigenthums. Zum Glück hat er einen Freund, Franz von Gerlach, der, ein bloßer Verstandesmensch, sich des Sorglosen annimmt und dessen Vortheil, so viel es sich thun läßt, wahrnimmt. Diese Wahrnehmung ist indeß nicht leicht, denn Kurt's Liegenschaften sind von alter Zeit her verschuldet, und schon im Beginn des Stücks gilt es, für eine auf Königswart lastende Hypothek von 500000 Mark die nöthige Deckung zu finden. Freund Franz rechnet dabei auf eine reiche Heirath Kurt's; dieser selbst aber schlägt diesen guten Rath in den Wind und schenkt sein Herz Camilla von Hunnen, der Schwester seines Freundes Hans von Hunnen, eines kecken und schneidigen Husarenlieutenants. Camilla, die Tochter eines verstorbenen Reitergenerals, schildert sich selbst folgendermaßen: „Ich bin seit frühester Jugend im Stall, im Sattel aufgewachsen — habe als Mädchen weder Klavier gespielt noch Blumen gemalt, noch Gedichte gelesen, noch geschwärmt — das bischen Pferdeverstand und ein gesunder frischer Reiterhumor sind die einzigen Eigenschaften meiner Erziehung." Sie ist dergestalt also der gerade Gegensatz zu Kurt, aber deswegen seine Ergänzung. Sie erwidert die Neigung Kurt's und willigt bei einem Besuch, den sie mit ihrem Bruder und dessen Kameraden Konrad Born, Premierlieutenant in einem Infanterieregiment, zur Zeit zur Reitschule commandirt, auf Schloß Königswart abstattet, darein, seine Frau zu werden. Darüber ist Franz von Gerlach entrüstet und legt seine Verwaltung nieder, gerade in dem Augenblick, da ein reicher Gründer, Baron von Fischer, kommt, um durch Vermittelung eines Agenten Pirschner das

Kurt auch gehörende Allodialgut Bischofshain zu kaufen und bei dieser Gelegenheit die Hypothek zu decken. Bischofshain nämlich enthält Kohlen, und diese Kohlen, zur Chokoladenbereitung verwendet, müssen nach der Vermuthung der Speculanten einen großen Gewinn abwerfen. Nun aber hat nach Kurt's Aussage schon sein seliger Vater Bohrversuche anstellen lassen, wobei sich ergeben, „daß Kohle zwar vorhanden, aber versprengt, und ihre Förderung so schwierig ist, daß ein Pfund Kohle auf zwei Pfund Gold zu stehen käme".

Das weiß Kurt und erzählt es Camilla, und beide wissen auch, daß man Bischofshain eben nur der vermeintlichen Kohlenlager wegen kaufen will, und dennoch betreiben, ja erlisten sie den Verkauf, um sich aus der Geldverlegenheit herauszuziehen. Freilich aus keiner sonst schlechten oder verbrecherischen Ursache. Kurt thut es, um Camilla die Seine nennen und in gesicherte Verhältnisse bringen, Camilla, um Kurt in Ruhe entsagen und um seine Zukunft unbesorgt sein zu können. Ihr Bruder Hans hat nämlich bei Kurt hoch gespielt und 80000 Mark gegen Baron von Fischer verloren. Camilla übernimmt diese Spielschuld des Bruders auf ihr Heirathsgut und meint um dieses Vorgangs willen auf Kurt's Hand verzichten zu müssen, allerdings auch darum, weil sie, nachdem Baron Fischer entdeckt hat, daß man ihn mit Bischofshain hintergangen, von Pirschner zum Proceß gedrängt wird und sie entschlossen ist, dies Hintergehen lediglich auf sich zu nehmen. Baron Fischer hat für das genannte Gut 200000 Mark gezahlt, und Pirschner rechnet aus, daß es nur 120000 Mark werth ist. Da nun aber Camilla die 80000 Mark für ihren Bruder zahlt, den sie dadurch vom Selbstmord rettet, so sieht Baron Fischer seine Einbuße bei der Auszahlung der 200000 Mark für wett gemacht an und steht von jeder gerichtlichen Klage ab.

So schließt das Stück glücklich und mit mehrern Verlobungen ab. Kurt reicht Camilla, Hans von Hunnen Lilli von Bergen, Konrad Born Jessie Harding, einer reichen Amerikanerin, und der Componist August Dorner Meta Minderlein, einer Gesellschafterin bei Kurt's Tante, der Stiftsdame Klara von Billing, die Hand. Die letztern sind noch mit einigen andern bei Kurt zu Besuch und gruppiren sich um die vorher berichtete Haupthandlung. Sie geben Anlaß zu vielen artigen Auftritten. Die verschiedenen Liebesverhältnisse werden mit einem vortrefflichen Geschick ausgeführt und zu oft recht komischen Situationen benutzt. Einzelne Züge sind von zündender Kraft, so z. B. der, wenn Premierlieutenant Born, im Avancement sich übergangen wähnend, seinen Groll auslassen will, aber das Bild des Kaisers erblickend, ruft: „Mein Kaiser! Nein! Und wenn ich bis zum Jahre 1999 alter Premier bleibe — ich will meine Pflicht thun wie er."

Diese und ähnliche Momente werden und müssen zünden; auch der zu Grunde liegenden Idee von den Schmarotzern wird man Beifall zollen dürfen. „Je ausgebildeter, je reicher eine Eigenschaft im Menschen ist, desto leichter keimt ein Parasit darauf", heißt es im Stück; und ferner exemplificiren wir: „Muth ist eine Tugend, nicht wahr? Auf ihr sitzt sehr leicht der Parasit der Unbesonnenheit, die Tollkühnheit; Bescheidenheit ist ein Vorzug: auf ihr entwickelt sich leicht der Parasit des mangelnden Selbstvertrauens" u. s. w. Diese Erfahrungssätze erhalten die passenden Belege. Aber auch die persönlichen Parasiten kommen zur Darstellung. Das alles ist nicht ohne Geist und Leben; wohlthuend wirkt auch eine echt deutsche patriotische Gesinnung. Allein in der dramatischen Ausgestaltung bleibt der wunde Fleck der Mangel eines wahrhaft ethischen Kerns. Lernt Richard von Fuchs-Nordhoff fernern Arbeiten einen solchen zu verleihen und mit einer gleich beweglichen und drastisch aufgebauten Handlung vereinigen, so zweifeln wir nicht, daß die Bühne noch Werthvolles von ihm erhalten wird.

Feodor Wehl.

Die Wagner-Liszt-Briefe.

Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1887. Gr. 8. 12 M.

Es ist schwer, in wenigen Worten Aufschluß und Bericht über ein Werk zu geben, das wie das vorliegende eine überreiche Fülle des Neuen und Außergewöhnlichen, in musikhistorischer, ästhetischer wie psychologischer Hinsicht, bietet.

Man hat keinen Anstand genommen, den Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt dem Schiller-Goethe'schen an die Seite zu stellen und hat damit ebenso recht als unrecht gethan. Recht insofern, als der Wagner-Liszt'sche Briefwechsel für die Musikgeschichte zum mindesten dieselbe Bedeutung hat, als der Schiller-Goethe'sche für die Geschichte der deutschen Literatur. Unrecht insofern, als dem letztgenannten unstreitig eine universellere Bedeutung schon deshalb zukommt, weil er von vornherein nicht in dem gewöhnlichen Sinne privater Natur war, sondern beiderseits als literarisch-ästhetischer Meinungsaustausch angesehen wurde. Anders steht es bei Wagner-Liszt. Diese Briefe tragen durchaus intim-privaten Charakter; aber sie eröffnen trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb — einen mindestens ebenso anziehenden, vielleicht sogar bedeutsamern, weil untrüglich wahren und ungetrübten Blick in die geistige Werkstatt zweier der allerbedeutendsten Koryphäen unserer Aera; sie zeigen uns nicht blos zwei der genialsten Künstler in ihrer geheimsten,

künstlerischen Thätigkeit, sondern vor allem zwei Menschen in ihrer ganzen, herrlichen Seelengröße sowol, wie in ihren echt menschlichen Schwächen und Mängeln, zwei völlig entgegengesetzte Menschennaturen, aber einen lautern, erhabenen Geist, dem das Höchste und Göttlichste dieser Welt: die Kunst, höher steht als Macht, Ehren, Ansehen, Reichthum — ja selbst als Leben! Die Unmittelbarkeit der Empfindung und — man möchte sagen rücksichtslose — Offenherzigkeit, mit welcher diese Briefe abgefaßt sind, hat zu ihrer Voraussetzung ein Freundschaftsverhältniß, das auf dem Bewußtsein gegenseitigen tiefsten künstlerischen Verständnisses und unzertrennlichster Seelenharmonie basirend zwar schnell geschlossen wurde, aber alle Stürme ruhig und sicher überdauerte. Die Noth und das Elend des einen Theils und das mitfühlende, kunstbegeisterte Herz des andern hatten dieses Band geschmiedet, ohne das die Welt, wie man sicher annehmen darf, den Namen Richard Wagner, der heute auf aller Lippen ist, kaum kennen würde. Die erste That Liszt's für seinen geächteten und steckbrieflich verfolgten Freund war, daß er den Flüchtigen nach Zürich, in das sichere Asyl der freien Schweiz rettete. Und als nun Wagner in seiner Verbannung, fern von seiner Heimat und außer Stande, für die Verbreitung seiner Werke etwas zu thun, an sich und aller Welt zu verzweifeln drohte, da wurde sein Freund Liszt der Prophet, der unermüdlich das Evangelium seines Geistes predigte und in Weimar „einen Feuerherd des Ruhmes“ für den armen Verbannten entzündete. Von der Goethestadt ging, durch Liszt angefacht, die Flamme der Begeisterung für „Tanhäuser“ und „Lohengrin“ aus und entflammte in verhältnißmäßig kurzer Zeit alles, was den Muth und die Aufrichtigkeit hatte, wahr zu denken und rein zu empfinden. Und wenn dann dem Geächteten in seiner trostlosen Lage die künstlerische Kraft zu erlahmen, der Lebensmuth zu sinken begann, so sprach der Freund aus der Ferne ihm Muth und Hoffnung zu und tröstete ihn mit der fröhlichen Aussicht, bald in Deutschland selbst Zeuge der Begeisterung sein zu dürfen, die seine Werke erregten. Leider fehlte Liszt's rastlosen Bemühungen um die Rückkehr seines Freundes der schnelle Erfolg, und Jahr auf Jahr verging, ohne daß es Wagner vergönnt gewesen wäre, einer Aufführung des „Tanhäuser“ oder „Lohengrin“ beizuwohnen. Zu der seelischen Noth, die auf dem Meister lastete, gesellte sich die schnöde, materielle Sorge. Auch diese erleichterte ihm der Freund aus seinen und den Mitteln edler „fürstlicher Menschen“ — wie er denn in allem und jedem der besonnene, vorsorgliche, kluge Berather in allen Angelegenheiten des oft genug erregten und aufbrausenden Meisters war. Wenn demnach in der Zeit der züricher Verbannung und des zweiten und dritten pariser Aufenthalts die Muse Wagner's trotz der denkbar ungünstigsten Verhältnisse Werke wie „Rheingold“, „Walküre“, die erste Hälfte des „Siegfried“ und „Tristan und Isolde“ schaffen konnte, so gebührt Liszt das herrliche Verdienst, einen großen Theil jener Vorbedingungen erfüllt zu haben, ohne die an ein Zustandekommen jener Werke überhaupt nicht zu denken gewesen wäre. Und wenn Liszt in seinen Briefen sich nie genug thun kann im Lobe und in der Bewunderung seines Meisters, so wolle man dies nicht, wie Hanslick es gethan, als „Anhimmelung“ schmähen: jeder Künstler, sagt Schumann, bedarf des Lobes, wie der Luft zu seinem Leben. Aber selbst, abgesehen hiervon: wer kann sich unterfangen, beweisen zu wollen, daß Liszt's Lob und Bewunderung nicht der Ausfluß aufrichtigster Ueberzeugung gewesen sei? Wie Liszt in seinen Briefen über Wagner's musikalisches und dichterisches Schaffen schrieb, so dachte er bis zu seinem letzten Augenblick.

Der Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt bietet eine sichere Handhabe gegen eine Reihe von Verunglimpfungen und Schmähungen, mit denen man bisher Wagner's Kunst, namentlich aber seine Person überhäuft hat. Es ist sicher anzunehmen, daß angesichts dieses Rüstzeugs ehrlicher Vertheidigung die Schar der Spötter und Verleumder allmählich zum Schweigen kommt.

Für die Kunstgeschichte unsers Jahrhunderts, für die Musikästhetik und für die Culturgeschichte unserer Zeit überhaupt ist der Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt eine überreiche Fundgrube, so allseitig belehrend und interessant, daß er in der Bibliothek keines Gebildeten fehlen darf.

Heinrich Reimann.

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Vergessene deutsche Brüder. Wanderungen im Böhmerwalde und im „Sachsenlande“ Siebenbürgens. Von Karl Pröll. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1887. 12. 20 Pf. (Heft 2308 der „Universal-Bibliothek“.)

Pröll spielt eine eigenartige Rolle in der deutschen Publicistik: er ist in Deutschland der Leiter der journalistisch-literarischen Kämpfe für die Erhaltung und Kräftigung der deutschen Elemente Oesterreich-Ungarns. Die gedrückte Stellung der Deutschen seit der Bevorzugung der Slawen in Böhmen und Mähren einerseits und seit dem Beginn der Magyarisirungsbestrebungen der ungarischen Regierung andererseits ist unserm Verfasser ein Dorn im Auge. In zahllosen Zeitungsartikeln und einer ganzen Reihe von Büchern und Broschüren hat er in den letzten zehn Jahren die deutschen Stammesbrüder der benachbarten Monarchie zum Ausharren aufgemuntert und gleichzeitig die Reichsdeutschen angefeuert, jenen Nationalitätenstreit aufmerksam zu verfolgen. Seine Bestrebungen sind

durchaus großdeutscher Natur, und für sie wirkt er mit zäher Unermüdlichkeit fortwährend in Poesie und Prosa.

Daß Pröll's Tendenzschriften nicht immer ausschließlich politisch sind, beweist das vorliegende, hochinteressante Büchlein. Hier tritt er nicht nur für die Rechte der Deutschen in Trans- und Cisleithanien ein, sondern entwirft gleichzeitig anziehende Schilderungen von Gegenden und Sitten, die im Reich fast unbekannt sind. Er versteht es auf diesem Wege, für seine Zwecke gleichsam spielend ein allgemeines Interesse zu erwecken, wie es denselben bei rein politischer Behandlung vom größern Publikum kaum entgegengebracht werden dürfte. Die Bewohner des Böhmerwaldes und die siebenbürger Sachsen verdienen unsere Sympathie sowol vermöge ihrer Nationalität, welche Pröll als „unzerstörbar“ bezeichnet, wie auch wegen ihrer biedern Sitten und ihres schlichten Wesens. Hand in Hand mit der trefflichen Darlegung der Heimsuchungen, denen sie seitens des Chauvinismus der andern Völkerschaften des vielsprachigen Reichs ausgesetzt sind, gehen farbenreiche, fesselnde Cultur- und Landschaftsschilderungen. Und nicht am wenigsten werthvoll ist das „Vorbekenntniß“, welches in Gesprächsform die Gleichgültigkeit des „unsterblichen deutschen Reichsphilisters“ gegen seine Nationalität kennzeichnet und meisterhaft geißelt.

Es ist uns unmöglich, den überaus reichen Inhalt des Werkchens auch nur einigermaßen erschöpfend hier zu skizziren; wir müssen uns damit begnügen, an der Hand Pröll's, der alles von ihm Mitgetheilte aus eigener Anschauung kennt, einiges über das Deutschthum in Siebenbürgen kurz zusammenzufassen: über die „Sachsen“, diese „lebensvollen Zeugen ältester germanischer Colonisirung im fernen Osten“, die sich noch heute als „deutscher Sitte hohe Wacht“ bewähren, nachdem sie jederzeit ein Culturkleinod im Schatze der ungarischen Könige gewesen.

Die „Siebenbürger Sachsen“ sind in jeder Hinsicht ein deutsches Volk geblieben, wenn sie auch von ihren alten Fluren am Niederrhein oder zwischen Rhein und Mosel schon vor sechs oder sieben Jahrhunderten gegen Morgen zogen, um sich am Fuße der Transsylvanischen Alpen, an den Geländen des Cibin, dem großen und kleinen Kokel, im Burzenlande, und weiter nördlich in den Quellgebieten der Szamos und Maros eine neue Heimat zu gründen. Ungarische Könige hatten diese stahlharten Bauern berufen, damit sie zugleich Pflug und Schwert für die Wald- und Völkerwildniß sein sollten, als welche Siebenbürgen im Mittelalter erscheint. Der „Sachsen- oder Königsboden“ erwuchs zu einem freien Gemeinwesen, in welchem „jeder adelig von Gott“ war, das sich selbst regierte und eine tüchtige Geistescultur entwickelte. Honterus, in dem religiöser Sinn sich zu dem Frühhauch des Humanismus und zur rührigen Manneskraft gesellte, führte die Sachsen in den Kreis der Reformation und schuf die Grundlagen einer wirklichen Volkskirche von echt deutschem Gepräge. Sie beruht auf der Anschauung, daß nur der, wer lehren kann, auch predigen soll, sowie daß jeder in der Kirchenverwaltung sein Wörtchen mitreden darf. Erst jahrelanges Wirken an einem der fünf Gymnasien oder neun andern Mittelschulen öffnet die Pforten des Pfarrhauses und das Laienelement behält bis zum Landesconsistorium hinauf seinen berechtigten Einfluß. Wie sich praktische Frömmigkeit mit hervorragender Bildung und deutschem Mannesgeist vortrefflich vereinigt, kann man bei dem würdigen Haupte des sächsischen Kirchen- und Schulwesens, dem hochverdienten Superintendenten Dr. Ch. D. Teutsch sehen, der sich auch als Historiker seiner Stammesgenossen die Sporen verdient hat. Dem Nationalitäts-, Religions- und Erziehungskitt verdanken es die 200000 Sachsen, daß ihr Deutschthum heute noch wie die Mauer einer unerobertenFeste dasteht, obwol die Magyaren seit 20 Jahren ihren ganzen Gesetzgebungs- und Verwaltungsapparat anwenden, um die ihnen verhaßte Völkerschaft zu vernichten. Freilich, äußerlich konnten sie die Sachsen trennen und in verschiedene Comitate einpferchen. Auch an die deutsche Schule wird durch die Zwangsmagyarisirung allmählich die Hand gelegt. Allein die Vertheidiger sind noch ungebeugt, haben gutes Recht und gute Waffen.

An Fleiß, Moralität, Ordnungssinn und Reinlichkeit steht der „Sachse“ hinter keinem andern deutschen Volksstamm zurück. Sein conservativer Zug hat zwar auch manche Nachtheile im Gefolge, wie z. B. die Bewirthschaftung des Bodens in veralteter Weise mit Weidebrache u. dgl. m. Diese erschweren ihm unnöthig den Kampf in der großen Agrarkrise, der jetzt ganz Europa unterliegt. Aber auch der Bauer kommt allmählich zur Einsicht, daß Splitter- und Wartewirthschaft schlechte Wirthschaft ist, und er hat von Väterszeiten her ein Erbgut angesammelt, das ihm als Noth- und Sparpfennig dienen kann. Schwerer noch wird der ökonomische Druck in den Städten empfunden, welche ihre alten Industrien durch äußere Concurrenz und Zollkriege, namentlich den mit Rumänien, bedroht sehen. Die ungarische Regierung hat nichts gethan, um die Prüfung zu erleichtern; ihre Verkehrspolitik gegenüber den Sachsen ist geradezu eine stiefväterliche. Doch der Sachse lebt und wird weiter leben, wenn man ihn nur ungestört seine eigene Kraft entfalten läßt. Wer sich das hochgewachsene, muskelstarke Volk — Männer wie Frauen aus gesundem Holz geschnitzt — in der kleidsamen Tracht, mit dem alterthümlichen Schmuck beim Kirchgang ansieht, wird an dessen Zukunft nicht verzagen. Der Dialekt ist dem Platt am Rhein noch heute ähnlich. Hermannstädter Kaufleute versicherten Pröll, daß sie sich recht gut mit den Marktweibern in Köln verständigen konnten. Auch in den Sitten und Gebräuchen findet man noch viel Niederdeutsches. Fritz Reuter ist der Lieblingsschriftsteller in den Pfarrhöfen, in den Bürgerhäusern, ja selbst bei dem Bauer, der sich die „Läuschen und Rimels“ aus der Volksbibliothek holt. Die Volksbildung in den nur aus eigenen Mitteln erhaltenen Privatschulen ist bei neunjähriger Schulzeit für Knaben, achtjähriger für Mädchen, sowie

bei obligatorischem Fortbildungsunterricht eine sehr tüchtige. Das Volk hat viele Anlagen zum Kunsthandwerk, und wetteiferte auf diesem Gebiete in der Blütezeit des 15. und 16. Jahrhunderts mit dem Mutterlande, wie die Ausstellung der Metallkunstindustrie in Nürnberg 1885 bewies. Selbständige Künstler hat es wenige hervorgebracht; nur das Frescobild der Kreuzigung vom Jahre 1445 in der evangelischen Kathedrale in Hermannstadt verräth einen hervorragenden Maler, der sich nach seinem Geburtsort „Rosenauer" nannte. Das dortige Bruckenthal'sche Museum besitzt, wie die heltauer Kirche, herrliche, stilvolle Crucifixe und Altargefäße aus vergoldetem Silber, Gürtel und Spangen u. s. w. In der zum Museum gehörigen Gemäldegalerie findet man manche interessante Stücke, darunter einen van Dyck, der Karl I. von England und seine Gemahlin darstellt. Bruckenthal, welcher der Stadt seine Sammlungen zum Geschenk machte, war im vorigen Jahrhundert Gouverneur von Siebenbürgen und ein Günstling Maria Theresia's.

Die Lebensweise des Sachsen ist schlicht, ihre Nahrung einfach. Das „siebenbürgische Kraut" spielt darin eine Hauptrolle. Weizenbrot mit und ohne Kleie wird gegessen und leichter Landwein, meistens mit guten einheimischen Säuerlingen, getrunken. Doch liefern die Weinberge an den beiden Kokel und im bistritzer Bezirk auch Edelweine, feurig und mit angenehmem Bouquet. Das Volk dieser altdeutschen Colonisten im siebenbürgischen Hochlande erscheint unserm Gewährsmann wie ein Baum, der, vom Mutterboden losgerissen und in die Fremde verpflanzt, doch noch das Wesen desselben bewahrt hat, zum Zeichen nie vergessender Liebe und Anhänglichkeit.

Die angeblich aus Staatsraison unternommene, in Wirklichkeit aber selbstmörderische Magyarisirungspolitik der ungarischen Regierung und Gesetzgebung rückt dem nationalen Leben der siebenbürger Sachsen hart auf den Leib. Im Jahre 1876 erfolgte die Zerreißung des Sachsenbodens, die Vernichtung der politischen Einheit des Volks und der Vertretung desselben, der sächsischen Nationsuniversität. Nur die Verwaltung des sächsischen Gemeindevermögens blieb noch der letztern zugewiesen, aber ihre Beschlüsse wurden nicht respectirt, durch willkürliche Eingriffe verletzte man sogar als unantastbar geltende Privatrechte. Dann kommen die Angriffe auf die deutsche Schule der Sachsen; 1879 war das Magyarische den sächsischen Privatschulen als obligatorischer Gegenstand aufgedrängt und durch ergänzende Verordnungen bald in eine zweite Unterrichtssprache verwandelt, auch die Lehrer dem magyarischen Befähigungsmaßstab unterworfen; 1883 geschieht dasselbe in verstärkter Weise mit den deutschen Mittelschulen, die Abiturientenexamina wurden zum Theil, die Anstellungsprüfungen der Mittelschulprofessoren gänzlich an magyarische Prüfungen, die Deutschen durch Hörerzwang an magyarische Dressiranstalten — Universitäten genannt — geschmiedet. Nun kommt noch dazu die jüngst verfügte Magyarisirung aller Kindergärten, bei denen jetzt schon der Sprachen- und Seelenzoll entrichtet werden soll. Ungarische Cultur- oder richtiger Magyarisirungsvereine finden freigebige Unterstützung und Förderung bei der Regierung und verhetzen die Nationalitäten; eine nationalservile Comitatsmajorität in einer nur zum vierten Theil magyarische Einwohner enthaltenden Obergespanschaft legt sogar eine zweiprocentige Magyarisirungssteuer unter Zustimmung Tisza's auf, um dem klausenburger Culturverein Kriegsgelder zuzuführen. In Ungarn, wo unter constitutioneller Form die alte Privilegienwirthschaft fortwuchert, findet der Sachse heute weder sein historisches noch' sein natürliches Recht.

2. Amerika, ein Triumph der Demokratie, oder die nordamerikanische Republik vor funfzig Jahren und heute. Von Andrew Carnegie. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, O. Wigand. 1886. 8. 4 M.

Der Verfasser, ein sehr reich gewordener Schotte, ist längst amerikanischer Bürger geworden und zählt zu den eifrigsten Bewunderern seines Adoptivlandes. Schon die etwas allzu schwungvolle, ausführliche „Widmung" an „die theuere Republik" legt beredtes Zeugniß ab für des Verfassers Begeisterung beim Abfassen des sehr fesselnden Buchs. Bei aller Begeisterung verläßt er nirgends den Boden der objectiven Wahrheit; man kann höchstens sagen, daß er ab und zu in liebevolle Uebertreibung verfällt, namentlich wo er die Zustände in der Republik mit denen in der Heimatmonarchie vergleicht. Ganz besonders enthusiastisch wird er, so oft er auf die materielle Entwickelung und die schier unerschöpflichen Hülfsquellen der Vereinigten Staaten zu sprechen kommt.

Wir erfahren von Carnegie, daß im Jahre 1850 das Nationalvermögen der Union 8430, das Englands 22500 Millionen Dollars betrug, daß sich aber das Verhältniß im Jahre 1882 bereits zu Ungunsten Englands gestaltete, denn damals beliefen sich die Ziffern für diesen Staat auf 43600, für Yankeeland auf 48950 Millionen Dollars! Tritt innerhalb der nächsten fünf Decennien kein das Dasein des Landes oder der Nation ernstlich gefährdendes Ereigniß ein, so würde, caeteris paribus, die transatlantische Republik anno 1935 etwa 200 Millionen Einwohner und ein Nationalvermögen von 250000 Millionen Dollars erreicht haben!

Der Verdienst eines großstädtischen Handwerkers beträgt im Wochendurchschnitt in England 31, in Nordamerika $52\frac{1}{2}$ Mark. Nun sind die Kosten des Lebensunterhalts allerdings drüben größer als hüben; aber dies ist nicht etwa dahin zu verstehen, daß man drüben nicht mit weniger auskommen kann, sondern lediglich dahin, daß die günstigere Einnahme eine Erweiterung der Bedürfnisse gestattet, beziehungsweise herbeiführt.

Hinsichtlich des Schutzzolls hat sich Carnegie glücklicherweise nicht zu dem in seiner zweiten Heimat herrschenden System bekehrt. Er betont sehr verständig, daß es unmöglich sei, daß der Schutzzoll zu gleicher Zeit die In-

dustrie schütze und dem Staat, wie es in der Union der Fall, eine ergiebige Einnahmequelle sei, denn entweder er schützt die Industrie, indem er die Einfuhr vermindert — und dann ist er nicht einträglich —, oder er ist einträglich, und dann beweist die große Einfuhr, daß es ihm nicht gelingt, die Industrie zu schützen. In diesem Punkte gibt unser Autor dem Mutterlande den Vorzug. Dafür wendet er sich als eingefleischter Republikaner gegen die große Kostspieligkeit des Hofhalts der Königin Victoria — die für die Instandhaltung ihrer äußerst selten benutzten Yachten allein zwei Millionen Mark jährlich ausgeben muß — und der meisten übrigen europäischen Potentaten, im Gegensatz zu der wohlfeilen Einfachheit der Oberleitung einer Republik. Während die königliche Familie in England jährlich über 17210 Millionen Mark bezieht, kosten die beiden Präsidenten in Washington noch nicht 240000 Mark im Jahre. Carnegie ist übrigens weit entfernt, die Personen für jene schwere Belastung der Steuerträger verantwortlich zu machen, er hält sich vernünftigerweise an das System.

Wir empfehlen das ebenso gehaltreiche wie hochinteressante Werk Carnegie's aufs lebhafteste der Aufmerksamkeit aller Demokraten und — Nichtdemokraten.

Ludwig Koelle.

Feuilleton.

Unter dem einfachen Titel „Naturforschung und Schule“ hat der rühmlich bekannte jenenser Professor W. Preyer eine relativ kleine, aber ungemein inhaltreiche, bahnbrechende, geistvolle Schrift veröffentlicht (Stuttgart, Spemann). Mit dem Aufgebot großer Gelehrsamkeit und reicher Erfahrung kämpft der Verfasser dafür, daß das Reifezeugniß eines Gymnasiums nicht mehr unerläßliche Bedingung für die Zulassung zu den Staatsprüfungen bleibt, daß überhaupt unser Schulwesen aller Stufen einer gründlichen Reform unterzogen werde. Wir wünschen dieser Schrift die denkbar weiteste Verbreitung in unserm Vaterlande. Sie hat einen Sturm des Widerspruchs erregt unter denen, welche das Monopol der Bildung zu besitzen glauben. Ob man dem Verfasser in allen Einzelheiten zustimmt, ist zur Zeit ganz Nebensache; die Hauptgrundsätze desselben werden und müssen siegen, weil schließlich das Volk hinter Preyer steht. Wir haben lange nicht eine Broschüre mit solchem Vergnügen gelesen; mögen dasselbe viele Tausende nach uns und mit uns gleichfalls erfahren durch das Lesen dieser Schrift.

— Als Sonderabdruck aus Engelbert Pernerstorfer's „Deutsche Worte“ (Wien) erscheint „Henrik Ibsen“, von Hermann Bahr (20 Kreuzer). Die tiefe, eindringende und gerechte Kritik des Verfassers verdient in der That durch diese besondere Veröffentlichung weitern Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

— „Johann Melchior Goeze und Lessing“ hat Pastor Becker in Kiel zum Gegenstand eines Vortrags gemacht, welchen er 1886 im Luther-Haus zu Kiel gehalten hat (Flensburg, Hollesen). Die Rede soll eine Ehrenrettung zum hundertjährigen Todesjahre Goeze's sein. Je mehr geflissentlich immer und immer wieder der einstige hamburger Hauptpastor gebrandmarkt wird von solchen, welche dessen Standpunkt gar nicht einmal genau kennen, um so mehr ist eine Klarstellung des Sachverhalts auch heute noch berechtigt. In der That liegen die Dinge keineswegs so, daß auf seiten Goeze's allein die bornirte Orthodoxie und auf seiten Lessing's die Wahrheit gelegen hätte. Wenn aber Pastor Becker seinen Vortrag drucken läßt, warum erwähnt er nirgends das Quellenwerk, auf welchem er fußt, die umfängliche Schrift von G. R. Röpe über Goeze?

— „Penn und Schenn“ nennt Georg Rebes (Ebers?) eine ägyptische Dorf-, Soldaten- und Einsiedlergeschichte aus dem ersten Jahrhundert nach Christus, angeblich nach einer aufgefundenen Papyrusrollenhandschrift (Großenhain, Baumert u. Ronge). Das kleine Buch ist eine köstliche Persiflage auf die ägyptischen Romane von Georg Ebers, insofern innerhalb einer hochgelehrten altägyptischen Umrahmung die Bilder modern fühlender und denkender Menschen uns entgegentreten. Wer auch der Verfasser sei, er besitzt wenigstens auffallend poetische Begabung und besonders archäologische Kenntnisse.

— P. K. Rosegger's „Ausgewählte Werke“ erscheinen jetzt auch, wie uns A. Hartleben's Verlag in Wien mittheilt, in einer wohlfeilen, reich illustrirten Prachtausgabe in 75 Lieferungen. Nicht weniger als 600 Illustrationen von den bewährten Künstlern Alois Greil und A. Schmidhammer werden diese neue Ausgabe von Rosegger's Werken in würdigster Weise schmücken und künstlerisch verewigen. Die beiden Maler haben sich mit Ernst und Eifer in den scheinbar engbegrenzten und doch so weiten Kreis ihrer gemeinsamen Arbeit versenkt, sodaß unter der fürsorglichen Hand des Autors und seiner künstlerischen Mitarbeiter ein Werk entstand, so voll und schön aus einem Geiste und aus einem Gusse, wie es eines echten und rechten Schriftstellers würdig ist!

Bibliographie.

Adelung, Sophie v., Zwei Mädchenbilder in Pastell. Erzählungen für junge Mädchen. Dresden, Dieckmann. 8. 3 M.

Albrecht, P., Gedichte. Hamburg, P. Albrecht's Selbstverlag. 1887. Gr. 16. 6 M.

Briefwechsel zwischen H. L. Martensen und J. A. Dorner 1839—1881. Herausgegeben aus deren Nachlaß. 2 Bde. Berlin, Reuther. Gr. 8. 12 M.

Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1887. Gr. 8. 12 M.

Freund, G., Eine Rom-Reise. Wien, Kirsch. Gr. 16. 40 Pf.

Friedländer, M. H., Materialien zur Geschichte der Juden in Böhmen. Brünn, Epstein. 8. 2 M.

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Gr. 8. 6 M.

Lindau, P., Berlin. Romane. II. Arme Mädchen. 2 Bde. Stuttgart, Spemann. 1887. 8. 6 M.

Merian, H., Die Urahnen. Ein Zyklus vorsündfluthlicher Romane. Leipzig, Werther. 8. 5 M.

Merx, E., Von Haus zu Haus. Novellen-Cyklus. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Montgelas, M. Graf v., Denkwürdigkeiten. (1799—1817.) Im Auszug aus dem französischen Original übersetzt von M. Frhrn. v. Freyberg-Eisenberg und herausgegeben von L. Grafen v. Montgelas. Stuttgart, Cotta. 1887. Gr. 8. 10 M.

Pakscher, A., Die Chronologie der Gedichte Petrarcas. Berlin, Weidmann. 1887. Gr. 8. 4 M.

Rebe, Maria, Der Dreistein. Straßburg, Heitz. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Röpke, A., Wald- und Wiesenblumen. Gedichte. Wolfenbüttel, Zwißler. 1887. 16. 2 M.

Schmidt, K. W., Sansibar. Ein ostafrikanisches Culturbild. Mit 15 Abbildungen und 1 Plan. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Schönbach, A. E., Ueber Lesen und Bildung. Umschau und Rathschläge. Graz, Leuschner u. Lubensky. 8. 2 M. 50 Pf.

Schroeter, Geschichte des schlesischen Pionier-Bataillons Nr. 6 von seiner Gründung bis Ende 1886. Mit 1 Porträt und 2 Uniformbildern. Berlin, Mittler u. Sohn. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Schwan, M., Vier deutsche Märchen. Reichenberg, Fritsche. 1887. 12. 2 M.

Soyaux, H., Deutsche Arbeit in Afrika. Erfahrungen und Betrachtungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 6. — 9. Februar 1888.

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst.

Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha. Erster Band. Berlin, Hertz. 1887. Gr. 8. 14 M.

In Deutschland ist es ein sehr seltener Fall, daß Mitglieder unserer Fürstenhäuser oder gar regierende Fürsten selbst die Feder ergreifen, um ihren Antheil an den Geschicken der Nation der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Aber es scheint so, als wenn der Gehalt dieser Fürstenmemoiren in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer Häufigkeit stände, als wenn der Seltenheit ihres Auftretens die hervorragende Bedeutung ihres Inhalts entspräche. Das letzte Beispiel einer von einem deutschen Herrscher herrührenden geschichtlichen Darstellung der Zeitgeschichte boten bisher die Memoiren Friedrich's des Großen; jetzt hat auch unser Jahrhundert einen Fürsten aufzuweisen, der den Versuch unternommen hat, in der Geschichte seines Lebens zugleich eine Geschichte seiner Zeit, unserer jüngsten nationalen Vergangenheit, zu entwerfen. Und sagen wir es gleich von vornherein: die Denkwürdigkeiten, in denen dieser Versuch gemacht wird, haben ihre Aufgabe in glänzender Weise gelöst; sie sind ein bleibendes Denkmal des nationalen Wirkens und Strebens des deutschen Volks und zugleich desjenigen seiner Fürsten, der diesem nationalen Streben das innigste und lebendigste Verständniß entgegenbrachte zu einer Zeit, da die Mehrzahl seiner Standesgenossen den Bewegungen des Volksgeistes theils verständnißlos, theils feindselig gegenüberstand.

Es ist eine lange bekannte Thatsache, daß der constitutionelle Staats- und der nationale Einungsgedanke vor und nach den Stürmen des Jahres 1848, als die Fürsten der deutschen Großstaaten entweder sich ihm schroff entgegenstellten oder in haltloser Schwäche seine Verwirklichung hemmten und vereitelten, seinen vornehmsten Rückhalt und seine sicherste Zufluchtsstätte in denselben deutschen Kleinstaaten gefunden hat, in denen dereinst im 16. Jahrhundert der Gedanke der religiösen Freiheit vor dem ihm von dem Kaiserthum drohenden Untergang errettet wurde. Auch darüber waltete in weiten Kreisen des Volks kein Zweifel ob, daß unter diesen Kleinstaaten, welche im Jahre 1848 an den Einungsbestrebungen der deutschen Nation den regsten persönlichen Antheil genommen haben, das Haus Koburg-Gotha eine der vornehmsten Stellen einnimmt. Entstammt doch der Prinz-Gemahl von England, Gatte der Königin Victoria, Albert, dessen lebhafte Sympathien für die nationale und freiheitliche Entwickelung seines Vaterlandes schon vorlängst bekannt geworden sind, ebenso wie der liberal und constitutionell gesinnte König Leopold von Belgien diesem Fürstenhause; wußte man doch, daß der jetzt regierende Herzog von Koburg-Gotha der Einigung Deutschlands unter Preußens Leitung, wie sie jetzt nach langen, schweren Kämpfen zur Freude aller deutschen Patrioten verwirklicht worden ist, stets mit Eifer das Wort geredet hat. Aber wie weit der Antheil dieses Fürsten an den frühern Einungsversuchen gegangen ist, in welchen Thaten er sich im Laufe der Bewegung des Jahres 1848 geäußert hat, darüber war man doch noch vollkommen im Unklaren, soweit nicht die ausführliche Lebensbeschreibung des Prinz-Gemahls von England, welche vor nunmehr acht Jahren von Sir Th. Martin herausgegeben wurde, auch einige Andeutungen über die Haltung des den heimischen Thron innehabenden Bruders enthielt.

Seit dem Erscheinen jener Lebensbeschreibung des Prinzen Albert hatte sich das Gerücht verbreitet, daß auch der Herzog von Koburg-Gotha mit dem Gedanken umgehe, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben zu veröffentlichen. Mit großer Spannung hat man dem Erscheinen derselben entgegengesehen. Wenn man aber vielfach angenommen

hatte, daß das Hauptinteresse dieser Denkwürdigkeiten in mehr oder minder pikanten Anekdoten über die leitenden Persönlichkeiten, in mehr oder minder subjectiv gehaltenen politischen Auslassungen des Verfassers bestehen werde, so sind diese Erwartungen durch den nunmehr vorliegenden ersten Band des umfangreich angelegten Werks gründlich getäuscht, objectiv genommen aber bei weitem übertroffen worden. Wir haben es in diesen Denkwürdigkeiten mit einer Geschichtsquelle allerersten Ranges zu thun, deren für die Erkenntniß der geschichtlichen Bewegung des 19. Jahrhunderts geradezu epochemachende Bedeutung gerade auf den umfassenden, neuen thatsächlichen Aufschlüssen, die sie gibt, beruht. Denn der Fürst hat sich keineswegs mit einer Aufzeichnung dessen begnügt, was ihm von seinen Erlebnissen und den Ereignissen, denen er als aufmerksamer Beobachter gegenübergestanden hat, im Gedächtniß geblieben ist; er hat sich vielmehr in allen Theilen seines Werks ebenso eifrig wie erfolgreich bemüht, seine persönlichen Erinnerungen theils an der Hand seiner eigenen tagebuchartigen Aufzeichnungen aus früherer Zeit, theils an der Hand des ihm in reichster Fülle zugänglichen archivalischen Materials auf das gewissenhafteste in allen Einzelheiten nachzuprüfen und so zu einer Anschauung der Dinge, wie sie wirklich waren, zu gelangen. Viele der für die Beurtheilung der Ereignisse und des Antheils, den er an denselben genommen hat, entscheidenden Actenstücke hat er entweder im Wortlaut oder in ausführlichen Auszügen seiner Darstellung einverleibt und derselben dadurch eine urkundliche Glaubwürdigkeit verliehen, welche dem Leser auf Schritt und Tritt eine Controle der Darstellung des Verfassers ermöglicht.

Naturgemäß gewinnt dadurch diese Darstellung der nationalen Bewegung, welche von einem nach möglichster Objectivität strebenden und mitten in den Ereignissen stehenden Fürsten stammt, der auch in die geheimen, dem Forscher sonst augenblicklich noch verschlossenen politischen Verwickelungen kraft seines Berufs und seiner Stellung volle Einsicht hat, den Vorrang vor allen den mehr oder weniger auf subjectiver Anschauung beruhenden Denkwürdigkeiten, die von Privaten über das „tolle Jahr“ veröffentlicht worden sind. Der thatsächliche Zusammenhang der Ereignisse wird erst aus dieser Darstellung bis in die Einzelheiten hinein verständlich.

Auf den Inhalt des umfangreichen Buchs des genauern einzugehen, muß ich mir an dieser Stelle versagen. Zweck dieser Zeilen ist nur, die Aufmerksamkeit des Lesers auf dieses Werk hinzulenken, dessen Kenntnißnahme jedem, der der nationalen Bewegung der jüngsten Vergangenheit Verständniß und Interesse entgegenbringt, nicht nur mannichfachste Anregung und Belehrung, sondern auch einen hohen Genuß verschaffen wird. Denn nicht blos in dem gewissenhaften Streben nach objectiver Auffassung und Darstellung liegt der Werth dieser Denkwürdigkeiten, auch die tiefdurchdachte Form ist in hohem Maße geeignet, die Aufmerksamkeit des Lesers in jedem Augenblick zu erregen und wachzuhalten. Vor allem aber wird das Werk dazu beitragen, im deutschen Volke das bei einzelnen wol schon früher vorhandene, jetzt jedoch zu freudiger Gewißheit gewordene Bewußtsein zu stärken, daß es auch in jener trüben Epoche der vergeblichen Versuche zur nationalen Einigung der Nation nicht an Fürsten gefehlt hat, welche mit dem Einsatz aller Kraft und mit dem Feuereifer echter Begeisterung bestrebt waren, dem Sehnen und Wünschen des Volks die Verwirklichung erringen zu helfen. Zu solcher konnte es freilich erst kommen, als die Zeit der Vorbereitung abgelaufen war.

Georg Winter.

Aus der Hochflut der Romane.

Die Danaiden des Romans werden nicht müde, in das so lecke Faß der Literatur zu schöpfen. Etwaigen Beschwerden meiner Beurtheilten stelle ich zu billiger Erwägung folgenden Satz Gustav Freytag's voran: „Langjährige fortgesetzte Beschäftigung mit Kritik, zumal mit ästhetischer, bereitet auch dem Beurtheilenden Gefahren. Leicht wird die Fähigkeit gemindert, Neues warm aufzunehmen, eine gewisse Sättigung macht anspruchsvoll, und die Gewöhnung, nach festgewordenen Ansichten zu urtheilen, bedroht mit Einseitigkeit.“ Möge ich diesen Gefahren ausgewichen sein und fürderhin ausweichen.

1. Jorinde. Roman von Ernst Eckstein. Leipzig, Reißner. 1888. 8. 6 M.

„Das Buch eines geübten Technikers. Das Buch der Saison!“ So las ich. Gewiß, ein geschickt gemachter Roman; ob aber das Buch des Herzens, das Buch nach dem guten Geschmack, das mag die Inhaltsangabe unparteiisch beantworten. Zwei Brüder, Max und Leo von Hernsheim, Dresdener, sind in San-Remo. Max, der ältere, ist jener berühmte allbekannte Sanitätsrath, ledig, Ehefeind. Leo, der jüngere, ist heilbar schwindsüchtig und eifersüchtiger Gatte des vergnügungssüchtigsten Weibes, einer jungen glutäugigen Polin. An der Tafel macht Max die Bekanntschaft eines ideal schönen, aber leider zur Schwindsucht hinneigenden Fräuleins, Jorindens von Liegau, nebst obligater Mama. Wir lernen: „Eine Lungenentzündung kann von dauernden Folgen begleitet sein, aber sie muß es nicht!“ Obwol der Sanitätsrath nur zur Erholung in San-Remo weilt, läßt er sich doch zu einer Consultation und Auscultation herbei, und er, der bisher unrührbare, ist Feuer und Flamme für Jorinde, die ihrerseits bereits einem Offizier, Botho von Prittwitz, in Gedanken zufliegt. Da Jorinde demnach Max nicht

mit der elementaren Gewalt des Instincts, wie Schopenhauer es verlangt, in die Arme eilt, in majorem gloriam der nächstfolgenden Generation, so beschließt der Edle, den Instinct durch andere Motive zu ersetzen, durch die Sympathien der Freundschaft, der Dankbarkeit, den Wunsch des Geborgenseins. Er erklärt ihr, der eigentlich Gesunden und blos Blutarmen, sie sei lungenkrank, und nur seine Behandlung vermöge sie zu retten. Er erreicht seinen Zweck um so leichter, als Botho eine Braut, Aletta, hat, und Max und Jorinde sind ein Paar. Das häusliche Glück seiner Liebe ist recht schön geschildert; die Scenerie in San-Remo ist nicht aufdringlich, sondern maßvoll, aber auch mäßig gezeichnet. Im Verlauf der Handlung entwickelt sich der geheilte schwindsüchtige Leo als ein schwacher, feiger Ehemann gegenüber seinem tanzlustigen Weibe, von dem Max sagt: „So ein Frauenzimmer von lebhaftem Naturell tanzt schon aus purem Bewegungstrieb; sie walzt — sans comparaison (!) — wie der Hund mit dem Schweife wedelt: unbewußt, instinctiv.“ Sie walzt denn auch unbewußt, instinctiv (also entschuldbar?) mit ihrem Jugendfreund, dem Herrn Otto von Mersfeldt, in einen Ehebruch hinein, dessen Folge zunächst der Selbstmord des Gatten und, als Schlußlinie des Buchs, die Verlobung und glückliche Verheirathung der beiden Ehebrecher ist.

Jorinde findet den flüchtig in San-Remo gesehenen Offizier, Botho von Prittwitz, auf einem dresdener Balle wieder und erkennt in ihm trotz der rührenden Sorgfalt, Liebe und Zärtlichkeit ihres Gatten den, dem ihr Ich mit der elementaren Gewalt des Instincts zufliegt. Mit Hülfe einer verschlagenen Operetten-Soubrette, Laura, begibt auch sie sich auf die ebenso beliebte als abschüssige Bahn des Ehebruchs. Max hat zwar in Laura schon in San-Remo die Schlange errathen, sie aber doch ins Haus genommen! Ein Brief verräth natürlich Jorinden, und der Sanitätsrath bedroht Laura mit dem Revolver und Gefängniß. Für lumpige, aber baare hundert Mark geht Laura mit Sack und Pack in das Lager des betrogenen Ehegemahls über, ohne die Herrin zu warnen oder aufzuklären. In geradezu teuflischer Weise führt nun Max die Katastrophe herbei. Er unterstützt, hemmt, begünstigt, stört das Verhältniß Botho's und Jorindens, er begleitet sie zur Wohnung des Offiziers, fingirt endlich ein Duell mit ihm und den Tod des Galans, kurz er bereitet der armen Sünderin so viel Aufregungen — die seine Behandlungsart ihr sorglich verboten —, daß er Blutspeien, Schwindsucht und den Herzschlag veranlaßt, die seine langsam gekostete Rache sind. Er beleidigt am offenen Grabe seiner Frau den Verführer, aber es versöhnt uns nicht, es berührt uns nur noch mehr unsympathisch, wenn Botho's Kugel in die sanitätsräthliche Brust dringt und Botho im Irrenhause endet.

Mörder, Ehebrecher, Schwächlinge, feile Verrätherinnen, das ist die Gesellschaft, in die uns das „Buch der Saison“ führt, und wenn auch ein Schwindsuchtsjubilar Funke und ein ihn ewig verspottender Doctor Mathäi bei jeder möglichen oder unmöglichen Gelegenheit auftreten, so erscheint uns hier nicht die Episodenfigur, sondern der Autor komisch. Mit irgendeiner Person will ich doch in einem Roman von 320 Seiten sympathisiren; möchte ich doch auch einen Leser finden, der mir sagt, die Lektüre habe ihn geläutert, erhoben, gereinigt, und gern sage ich: „Pater Eckstein, peccavi!“ Man hat dem Verfasser vorgeworfen, daß er Schopenhauer'sche Formeln zu Romanfiguren mache. Hierin ist er aber in Schutz zu nehmen. Ein so geübter Schriftsteller wie Eckstein hat sehr wohl das Recht, den Satz aus der Metaphysik der Geschlechtsliebe mit lebendigen Figuren zu illustriren:

> Daß ein verständiges und gebildetes Weib Verstand und Geist an einem Manne schätzt, daß ein Mann aus vernünftiger Ueberlegung den Charakter seiner Braut prüft und berücksichtigt, thut nichts zur Sache, wovon (!) es sich hier handelt (eben von jenem elementaren Instinct): dergleichen begründet eine vernünftige Wahl bei der Ehe, aber nicht die leidenschaftliche Liebe, welche unser Thema ist!

Man muß aber nicht nur das Theorem, sondern auch den guten Geschmack walten lassen, und den vermisse ich bei dieser lungenschwindsüchtigen Geschichte ganz und gar. Damit sei nicht gesagt, daß dieser Sensationsroman nicht technisch sehr geschickt gemacht, daß er ohne Spannung, ja ohne die üblichen Schönheiten sei. Die Gesammtwirkung aber ist eine traurige, um so trauriger, als gerade das denkfaulste Laster, die Polin Emma, über dem Grabe ihres selbstmörderischen Gatten allein glücklich ausgeht.

Stilistisch ziehe ich auch die berühmten historischen Schöpfungen des beliebten Romanciers vor. Er schlägt hier manchmal einen gar zu burschikosen Ton an. Wie kann man jemand „kurzer Hand ins Gesicht lachen?“ (S. 3); „Gut! lächelte Max!“ (S. 114); „Mit tausend Freuden hätte ich dich laufen lassen!“ (S. 284) sagt der Herr Sanitätsrath zufrieden. Das „sich krampfende Herz“ spielt eine große Rolle.

Das Vorwort weist auf eine feuilletonistische Quelle, François Coppée, hin, die Eckstein zwar geistreich nennt, die er aber tiefer gefaßt zu haben behauptet. Hier ist die Controle nicht möglich; ich bin aber der festen Ueberzeugung, der Dichter des „Passant“ hätte sein Thema vielleicht noch rücksichtsloser, aber doch mit den goldenen Fäden der Poesie verwirkt, ausgesponnen und dadurch versöhnender gestaltet.

Die Schwindsucht ist schon lange courfähig in der Literatur. Tausendmal ist die Cameliendame singend als Traviata, sprechend als Marguerite in ihren Kissen und Spitzen verstorben. Aber selbst diese Hetäre ist eine sympathische Figur gegenüber der kalten, ihren Gatten mit einer schönen Lieutenantsfigur betrügenden Jorinde. Denn die Zusammengehörigkeit dieses Paares ist nicht stärker und überzeugender motivirt als die Unzusammengehörigkeit Jorindens und des Sanitätsraths, der ja auch einmal ein fescher Lieutenant gewesen sein kann.

Vielleicht verwendet der Verfasser sein unbestreitbar großes Erzählertalent „Weihnacht 1888“ auf ein erfreulicheres Thema, welches wir mit Freude begrüßen werden. Sollte das „Nero“ sein?

Viel willkommener als „Jorinde“ ist:

2. Basilla. Ein thüringischer Roman von Ernst von Wolzogen. Stuttgart, Spemann. 1887. 8. 6 M.

Es ist fast ein Criminalroman à la Temme, den uns der selten erreichte Humorist der Gegenwart hier bietet. Aber nur à la Temme im Stoff. Stil, Feinheit so mancher Wendung, ein Kaleidoskop von realistischen, aber nie geschmacklosen Bildern, Figuren, Episoden, das ist es, was Wolzogen uns bietet. Wolzogen hat Sinn und Sinnlichkeit; er schildert anschaulich und warm. Er erfindet geschickt und gibt doch nichts geradezu Unwahrscheinliches.

Basilla ist eine originell gezeichnete Dorfschöne; wenn Ernst von Wolzogen das Hinweisen auf Temme verübeln sollte, so mag ihn versöhnen, daß ich bei „Basilla“ oft mit froher Erinnerung an die „Heitheretei“ und „Zwischen Himmel und Erde“ von Otto Ludwig gedacht, gewiß kein verächtliches Vorbild. Basilla geräth in einen Conflict, in einen Kampf zwischen Liebe, Leidenschaft und Entsagung und nimmt uns ganz für sie ein. Weniger gelingt dies dem Fritz Lutterot, der, schon am Ziel seiner Wünsche angelangt, uns glauben machen will, er sei eifersüchtig auf seinen im Irrenhause der Welt entzogenen Stiefbruder. Die alte Frau Lutterot intriguirt bis zum Verbrechen für ihren eigenen Sohn, dem sie Haus und Hof zuwenden will; der Natur- und Menschenfreund Pastor Dengler, der gleichfalls wie die alte Lutterot bis an den Rand des verbrecherischen Verderbens taumelnde verbummelte Student Robert Hornickel sind lauter Bilder aus dem Leben. Basilla will Bernhard heirathen, Fritz aber zwingt ihr das Geständniß ab, wäre Bernhard todt, so würde sie ihn lieben. Bernhard, der sich mit chemischen Versuchereien abgibt, bei denen ihm der Student und Thierarzt Robert Hornickel hilft, glaubt, er stamme von einer wahnsinnig gewesenen Mutter ab, und wie das so geschieht, er wird wahnsinnig, wenn auch nicht durch Vererbung, wie ihn die alte böse Lutterot aufklärt. Er vergiftet sich über seinen Versuchen und Retorten, und Fritz, der Stiefbruder, wird des Mordes angeklagt. Er war aber nur scheintodt — doch, wir wollen dem Leser die Spannung nicht nehmen. Auch hier geschieht viel Schreckliches, aber aus Liebe, aus einer echten, wahren und so ganz andern Liebe, als der bei Ernst Eckstein. Die geschilderte, unterbrochene, aufgeschobene Gerichtsverhandlung ist sehr wahr und warm erzählt, und die Europamüden wandern schließlich nach Amerika. Aber man muß dem Autor beistimmen, wenn er von seinen eigenen Geschöpfen spricht: „Ja, das waren zwei Naturen aus dem Vollen, die sich hier geoffenbart hatten.“ Ich sagte oben, Ernst von Wolzogen biete nichts Unwahrscheinliches. Ein solches ist doch die angeordnete Grablegung einer vermeintlich an Vergiftung gestorbenen Person ohne vorangegangene Secirung. Wäre diese letztere verlangt worden — dann verduftet der ganze zweite Theil der Handlung in eitel Nichts. Unter den geschilderten Umständen bei einem bornirten Arzt, der sofortige Verwesung prognosticirt, u. s. w., ist nun aber wol der Fall, wenn auch nicht wahrscheinlich, doch nicht unmöglich. Und die Dichtung hat das Recht, das Unwahrscheinliche als starkes Mittel mit in ihren Bereich zu ziehen, wenn sie darauf ein künstlerisches Gebilde bauen kann. Gibt es in den Meisterwerken unserer Classiker nichts Unwahrscheinliches? Die Dinge wären in Leben und Dichtung sehr leicht zu lösen, wenn überall jene alte Frau von der Galerie herabschreien wollte: „Ich hab's gesehen, der ist der Thäter“, oder der brave Mann sein Portemonnaie auf die Bühne werfen würde, weil sich dort der Familienvater aus Nahrungssorgen selbst morden will. Die „Basilla“ Wolzogen's ist eine großartige Leistung, und wir können den Verfasser nur aufrichtig beglückwünschen, ihn bittend, da wir der Tragiker doch etliche haben, uns den seltenen Humoristen in ihm zu erhalten.

3. Ziel und Ende. Wiener Roman von F. von Kapff-Essenther. Drei Bände. Zürich, Verlags-Magazin. 1888. 8. 6 M. 40 Pf.

Frau F. von Kapff-Essenther hat vor einigen Jahren mit einem Feuilleton: „Der Abgrund“, den Preis von 1000 Mark der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ gewonnen, aber vorher wie nachher bessere Arbeiten geliefert. Immerhin begegnet man ihrem geachteten Namen seit jener Aufmunterung in den verschiedensten wiener und berliner Blättern und Wochenschriften, und den vorliegenden drei dünnen, aber eng gedruckten Bänden ist eine reichliche Aehrenlese von Zeugnissen berühmter Männer und Frauen über ihre frühern Werke beigegeben. So werden ihre „Wiener Sittenbilder“ gelobt, und wenn sich über „Moderne Helden“ unter andern Herr von Sacher-Masoch besonders zustimmend ausdrückt, so ist das bei diesen erotischen, oft lüsternen Schilderungen begreiflich. Ich selbst schüttelte einst bedenklich mein durchaus nicht prüdes Haupt, als ich mit diesen von Frauenhand gezeichneten, stark sinnlichen Heldinnen bekannt wurde. Nun hat Frau von Kapff-Essenther eine Reihe „Blumengeschichten“ gedichtet und die vorliegenden drei Bände, ohne daß, wie es jetzt üblich, man ihr bislang noch Vielschreiberei vorgeworfen, wie es doch fast jedem geschieht, der alljährlich seiner Muse ein dickes oder dünnes Bändchen abringt.

Wenn der Roman „Ziel und Ende“ auch noch einen großen historischen Hintergrund hätte, so würde er vielleicht der Spielhagen'schen Forderung vom Weltbild entsprechen. Jedenfalls gleicht der Roman Spielhagen's Addition, „deren Summe zu gewinnen wegen der langen Reihe und der verschiedenen Größe der Summanden umständlich und im ganzen etwas unsicher ist“. Besonders für Wiener und solche Leute, die lange in Wien gelebt haben, ist der Roman interessant. Wie wenn man an das Schaufenster eines Photographen tritt und dort ge-

lungene oder mislungene, ähnliche oder verblaßte Bilder hinter der Glasscheibe erblickt, so erscheinen dem Wissenden hier eine Menge Figuren, zu denen er sagen möchte: „Halt, dich kenn' ich doch, wer bist du?" Aber es sind nicht nur aus dem Leben gegriffene Typen, es sind nicht nur mit realistischem Pinsel gemalte Menschen, auch Jean Paul'schen und Hoffmann'schen Wesen müssen wir wieder die schon verrosteten Thore der Einbildungskraft und Erinnerung öffnen. Da sind Titaniden und junge Leute, die Zeus, Apoll und Dionysos gleichen.

Die eigentliche Heldin unter den zahllosen Gestalten will, einen guten treuen Gatten ausschlagend, ein Aspasia-Leben führen und führt es. Sie ist schön, Dichterin und vertauscht den Alltagsnamen Elisabeth Pauer mit dem sonoreren Elione Asteria. Sie hat ihren offenen Salon und eine Unzahl von Männern liebt sie — Ernst, ein Student; Felix, ein Musiker à la Richard Wagner; dann Richard Golt, der ernste, resignirte Arbeiter, der Advocat des Volks, der aus schweren Entbehrungen sich heraufgearbeitet. Er hat ein Titanenantlitz und seinen Blick, den echten Richard Wagner-Blick, kann Elione nie wieder vergessen (II, 66). Leider hat er schon ein Verhältniß. Als er dieses gelöst, gehört ihm Elione Asteria zuerst und allein ganz an. Aber der Traum in der Villa der Hinterbrühl dauert nicht lange, Richard Golt geht und läßt Aspasia allein u. s. w. Eine Menge Personen ziehen kaleidoskopisch an uns vorüber, absichtlich carikirte Juden, lustige Advocaten, die Redacteure des „Idealist" mit 89 Abonnenten, die Herausgeber der „Extrapost", ein Verein von Literaturfreunden. Vindobonismen, Austriacismen wechseln mit hochpoetischen Stellen; Schwärmer lösen Socialdemokraten ab — als ob Socialdemokraten nicht auch Schwärmer wären? Elione, von allen verlassen, wendet sich wieder Ernst zu, der uns auf den ersten Seiten vorgestellt wurde, jetzt nach Amerika will und der früher an einem Gedicht: „Der letzte Mensch", gearbeitet hat. Dr. Tauber sagt davon: „Ja, es wird schön, so schön, daß es gewiß niemand lesen, geschweige denn bezahlen wird!" (II, 47.)

Elisabeth Pauer, Elione Asteria heirathet nun diesen Ernst, sie nimmt das Joch der früher so ängstlich gemiedenen Pflicht auf sich und Ernst begnügt sich mit — der Maitresse eines andern. Sie, die einst zu ihrem ersten Bräutigam frei oder cynisch, wie man will, sagte: „Immer redest du von Kindern, die du noch nicht hast. Und wenn du dies Ziel nicht erreichtest?" — sie wird nun auch Mutter und sehnt sich bereits nach dem zweiten Kinde.

F. von Kapff-Essenther zeigt uns hier Menschen in echt epischem Werden begriffen, Menschen jeden Schlags, charakterlose und irrende, gemeine und ideale, und belehrt uns schließlich, daß nicht das Was, sondern das Wie glücklich mache. Das Buch bietet insofern Ueberraschung auf Ueberraschung, weil derjenige, der gefestete ethische Principien oder doch wenigstens Formeln der Moral besitzt, ein Princip nach dem andern vernichtet, eine Formel nach der andern aufgehoben sieht, und wenn es auch im Leben vorkommt, daß ernste Dichter Aspasien heirathen, so ist ein Ende vor diesem Ziel im bürgerlichen Leben doch meist zu wünschen.

4. Blumengeschichten von F. von Kapff-Essenther. Minden, Bruns. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Hat der Roman „Ziel und Ende" wegen des großen Wollens und Könnens der geschätzten Frau Verfasserin, obwol er wenig Befriedigung gewährt, uns zur Anerkennung förmlich gezwungen, so fällt es uns schwer, den acht Damen gegenüber, welche dieselbe Dame uns vorstellt, galant zu sein. Die Handlung der acht in Feuilletons bereits verwertheten Skizzen ist einfach und abgebraucht. Man sollte es nicht für möglich halten, daß dieselbe Feder diese zwei Bücher geschrieben. Die einzige Entschuldigung ist — das Geld, welches prüde Familienblätter für solche Sachen zahlen, die kein Mann — er sei denn Recensent, und das ist kein Mann —, keine sinnige Frau, nur ein Backfisch bis zu Ende lesen kann. Also ein Buch für Backfischchen? Daran ist Mangel, also ein berechtigtes Buch! Aber ein Autor mit entschieden großer Begabung, der die Evolutionstheorie auf seine Fahne geschrieben, der zu jenen himmelstürmenden Realisten gezählt sein will, von denen die Regeneration unserer auf den Tod erkrankt sein sollenden deutschen Literatur ausgehen wird(?), sollte doch sich nicht herablassen, à tout prix zu schreiben. Auch Anny Wothe hat derartige Geschichten geschrieben; sie sind aber tausendmal wahrer, natürlicher, gesunder. — Es wird ein Anlauf zu einer Rahmenerzählung genommen, aber nicht durchgeführt. Ein Dr. Engelmann kommt in einen preciös beschriebenen, preciösen Salon voll junger Damen und erzählt Blumengeschichten. Zuerst die Geschichte seiner Jugendliebe. Und wie soll die Blume heißen? Da tritt der Gatte ein und ruft der in Nachdenken versunkenen eigenen Frau, um die es sich handelt, zu: „Georgine!" Sie könnte ebenso gut Amalaswintha, Babette oder Ursel heißen. Aber es muß eine Blumengeschichte sein. Eine Rose und eine Alpenrose werden alte verwelkte Jungfern. Eine Nachtviole springt wegen eines Grafen durchs Fenster in die kalte Nachtluft hinaus, stirbt im Spital und der Graf, der die Geschichte dem ewigen Engelmann erzählt, welcher alle diese Geschichten wiedererzählt, sagt: „Und nun — habe ich diesen kleinen Roman nicht schwer genug gebüßt?" — Wie so? Nein, gar nicht! Eine Erica ist ganz Auerbach's Lorle. Eine Lilie, Unschuld geblieben, springt durch das „schrecklich weit offene Fenster" hinaus. Eine Liane lehnt sich an und wird betrogen. Am unerträglichsten ist die Hyacinthe, die einem kranken Studenten ins Zimmer gestellt wird und sein Fiebern vermehrt. „Blumenduft hat ihn getödtet!" heißt es mit Freiligrath, und vom Buch wird der Leser mit dem berühmten Kruse'schen Vers sagen dürfen: „Es starb an Engelmann und seiner Liebe."

Die „Tägliche Rundschau" in Berlin hat diese „Blumengeschichten" ihren prüden Leserinnen vorgesetzt, und

hier sind ihre eigenen Worte aus der Feder eines jener Jüngstdeutschen, deren Theorie sie unterschreibt, aber wohl sich hütend, sie praktisch in den abgedruckten Romanen zu verwerthen: „Von einer Psychologie, von einer Charakteristik bekommen wir die seltsamsten Proben, es sind die abgeblaßtesten Schemen, die jemals aufgestiegen sind. Unser Geschlecht hat doch etwas mehr Mark in den Knochen; arbeitsfroh und thatendurstig stellt es endgültig diese Phantome, die Narren und Komödianten des Weltschmerzes" — und ich sage, die faden Fräulein, die den, jenen, oder gar nicht heirathen — „in die Ecke." So urtheilt ein Blatt, das die „Blumengeschichten" seinen Lesern vorsetzte und den Namen eines der gefeiertsten Dichter unserer Zeit an der Spitze trägt.

Für zuletzt habe ich mir:

4. Villa Falconieri und andere Novellen von Paul Heyse. 19. Sammlung der Novellen. Zweite Auflage. Berlin, Hertz. 1888. 8. 6 M.

aufgespart. Es ist unmöglich, sich dem Zauber des Heyse'schen Wortes zu entziehen, man befindet sich sofort in ganz anderer Gesellschaft, wenn man mit Heyse spricht, selbst wenn er uns in die Gesellschaft von Schenk- und Kellnermädchen führt, bei denen uns so viele andere das neue Evangelium einer ganz neuen und naturalistischen Kunst predigen wollen. Dann ist es erstaunlich, wie Heyse immer wieder feine und ungekannte Probleme auffindet und wie er sie mit einem Takte und einer Schärfe des psychologischen Blicks löst, die so viele Dilettanten sich selbst zusprechen, aber nie und nimmer besitzen. Die merkwürdigste der vier Novellen ist für meinen Geschmack: „Emerenz". Diese kleine Ciselirarbeit hat in der „Neuen Freien Presse" gestanden und während eines „kleinbürgerlichen Provinzaufenthalts" ist mir viel Staub von bedenklich geschüttelten Zöpfen in die Augen gewirbelt worden. Man sagte, das sei stärker als Zola, es sei undenkbar, unmöglich; und es ist doch so einfach menschlich, daß es eben buchstäblich wahr ist.

Ein ganz besonderes, sehr schönes Mädchen, das einen Hang zum Tiefern und Edlern hat, weicht allen Bewerbungen, denen es als Pflegetochter in einer Wirthschaft ausgesetzt ist, aus. Nun kommt ein Mann der Wissenschaft, etwa ein Nationalökonom, und hält in ihrem kleinen Neste Vorträge gegen die Irrthümer der Socialdemokraten. Sie sitzt zu seinen Füßen und ist gefangen. Er kommt mit ihr persönlich in Berührung. Sie begreift den Abstand zwischen ihm und ihr. Aber sie denkt es sich herrlich und schön, in diesem zwecklosen Dasein für ein Kind dieses Mannes zu sorgen zu haben:

> O ein Kind, das Ihnen gliche, ebenso gute und große Gedanken hätte, wenn es herangewachsen wäre, und das seiner armen Mutter sich nicht schämen, sie nie verlassen würde, wenn sie ihm auch vom Vater nur erzählen, ihn nur von ferne ihm zeigen dürfte. Wenn Gott mir ein solches Glück beschert hätte, wie hätte ich ihm danken und nichts mehr von ihm begehren, alles andere mit harter Arbeit mein Lebenlang verdienen wollen!

So gesteht sie ihm, als sie ihn — zufällig nachts — in seinem Gasthof erwartet, im Laufe des Gesprächs in edelster und unbefangenster Weise ihre Liebe und die Absicht ihrer Hingabe an ihn. Nicht wie bei Frau von Essenther, um eine Aspasia zu sein, um Freude und Glück des Lebens pflichtlos zu genießen, nein, aus einem schönen Motiv der Selbstaufopferung. Der Gelehrte, halb verlobt, nimmt das Opfer ihrer Unschuld nicht an, bleibt aber, im Innersten bewegt, Junggeselle. Als er nach einigen Monaten erst auf den Gedanken kommt, sie als sein Weib ins Haus zu führen — da hört er, Emerenz ist verschollen. Ist das nicht einfach möglich? Und was ist da unmoralisch? Daß die Formeln der Convention etwa nicht erfüllt würden?

Ueber diese Novelle zetert die „Gleichheit", ein in Wien erscheinendes socialdemokratisches Wochenblatt (Nr. 51, 10. December 1887). Nicht über die ungewöhnliche Emerenz und ihr wundersames Anerbieten, nein, sie zetert, weil der Professor einen Vortrag hält, in welchem von „utopistischen Versuchen zur Abhülfe der ungeheuern Nothstände" die Rede ist. Weil Heyse, wie Nordau in der „Krankheit des Jahrhunderts" und ich in dem bescheidenen „Kirchenraub", den die „Gleichheit" in den Koth zieht, nicht glaubt, daß Noth, Elend, Jammer, Unglück überhaupt aus der Welt zu schaffen seien, daß das Weltvermögen ausreiche, das Weltglück zu stiften! Wenn Heyse sagt: „daß ein Ueberschuß von Qual und Jammer sich durch die weiseste Ordnung der öffentlichen Zustände nicht aufheben, die offenbare Ungerechtigkeit in der Vertheilung der irdischen Lose sich nie beschönigen oder ausgleichen lasse, und daß nur das tapfere und stolze Bewußtsein, das Unvermeidliche mit Würde zu tragen, und die Kraft der Liebe, die nicht das Ihrige sucht, dem Menschen jene sittliche Freiheit und Freudigkeit verleihen kann, die ihn auch in täglich erneuter Lebensnoth nicht versinken läßt", — so meint die „Gleichheit", das zeige von sehr viel Philosophie, aber nichts vom Verständniß des modernen Socialismus! Nun, wenn Heyse, Nordau und — ich nichts vom modernen Socialismus verstehen, so möge doch die „Gleichheit" in ebenso kurzen und bündigen Worten einmal darlegen, wie sie sich das Weltglück denkt? Jedenfalls aber ist es anzunehmen, wenn Geister wie Heyse und Nordau sich so schwer die Resultate der Wissenschaft von der Socialdemokratie zu eigen machen können, daß dies Tausenden von ungebildeten Arbeitern noch schwerer fallen muß und sie durch unverstandene Lehren noch leichter irre zu leiten sind als Poeten, die eben zeigen, wie an und für sich schon dem Verbrechen zuneigende Menschen durch Lehren von Neid, Haß, Theilung, Gleichheit um so leichter zur Missethat getrieben werden können. Jedenfalls möge die „Gleichheit" überzeugt sein, daß uns bei der Schilderung menschlichen Elends nicht Haß oder Ueberhebung, sondern einfach der Wunsch geleitet hat, durch Beispiel zu warnen, durch Aufklärung zu wirken und durch Poesie zu verklären.

Wer von Poesie Verklärtes genießen will, lese nun auch die auf italienischem Boden, Heyse's eigenster Domäne, spielende, der vorigen vielfach verwandte „Villa Falconieri", „Doris Sengeberg", „Die Märtyrerin der Phantasie", um zu dem Schlusse zu gelangen, daß diese 19. Sammlung der Novellen eine der vorzüglichsten des Meisters ist.

Alfred Friedmann.

Zur Geschichte und Aesthetik der Baukunst.

Die Entstehung der architektonischen Stilformen. Eine Geschichte der Baukunst nach dem Werden und Wandern der Formgedanken von Adolf Goeller. Stuttgart, Wittwer. 1888. Gr. 8. 12 M.

Das vorliegende Werk steht im engen Zusammenhang mit dem ein halbes Jahr früher erschienenen Buche desselben Verfassers: „Zur Aesthetik der Architektur", das wir in Nr. 38 d. Bl. f. 1887 besprochen haben. Dem idealen Bild einer Stilgeschichte, wie es der Verfasser in jenem Buche zeichnete, stellt er hier die realen historischen Thatsachen gegenüber. In bemerkenswerthem Gegensatze aber zu der extrem specialisirenden Richtung unserer Zeit, die auf Erforschung des Einzelnen ausgeht, faßt der Verfasser überall das Allgemeine, die Principien ins Auge. Nicht die einzelnen Baudenkmäler als solche sind Gegenstand einer Untersuchung, sondern die „gemeinsamen Züge und Gesetze, nach welchen der formenerfindende Geist das Neue gewann"; er sucht bestimmte Principien der Gestaltung, welche im Entspringen der ältesten Architekturformen, wie im Ableiten der spätern aus den frühern immer wiederkehren, aus der unendlich mannichfaltigen Entwickelungsreihe auszuziehen und dann auf einer Wanderung durch diese Entwickelungsgeschichte das Walten jener Principien zu zeigen. Wie die ältesten Typen der Architekturformen entstanden und wie die spätern Formen aus den frühern herausgewachsen sind, also das Werden und Wandern der Formen, dies ist Gegenstand der Untersuchungen des Verfassers. Vom Schicksale jedes wichtigen Formgedankens, wie von der ganzen architektonischen Entwickelungsreihe, von ihrer Quelle wie von der ganzen Verzweigung ihrer Formenströme will er ein möglichst anschauliches Bild entwerfen.

Die drei ersten Kapitel bilden den einleitenden, theoretischen Theil; sie behandeln „Die architektonische Formensprache", sodann „Die doppelte Quelle des architektonischen Formenstroms oder das Werden der Formgedanken" und endlich „Die architektonische Formentradition oder das Wandern der Formgedanken".

Der Verfasser unterscheidet zunächst mit C. Bötticher zwischen Werkform und Schmuckform — anders gesagt zwischen constructiver und decorativer Form. Dies ist im allgemeinen ganz richtig, ebenso, daß die Schmuckformen nicht, wie Bötticher meint, alle dem symbolischen Ausdruck statischer Functionen dienen. Daß aber die Werkform, wie Verfasser meint, nur durch Verbindung mit Schmuckformen zur Kunstform werde und daß die Werkform für sich, d. h. ohne Schmuckform, nur den formalen Reiz der „als zufälliges Nebenresultat" auftretenden mathematischen Schönheit besitze, dies halten wir für unrichtig. Die Werkform oder Constructionsform besitzt viel mehr, von Schmuck und vom mathematisch Gefälligen ganz abgesehen, eine Schönheit, die auf dem sinnlich anschaulichen Erscheinen statischer, resp. dynamischer Formbildungsgesetze beruht. Wo in der Werkform voneinander unterschiedene und aufeinander bezogene Linien der Kraft anschaulich werden, die den Eindruck eines sozusagen organischen Systems zusammenwirkender Thätigkeiten machen — da haben wir die constructive oder dynamische Schönheit. So ist z. B. ein Gewölbe auch ohne irgendwelche Decoration und abgesehen von seiner mathematischen (stereometrischen) Schönheit doch als sinnliche Erscheinung eines statischen Bildungsgesetzes, eines dynamischen Systems schön oder gefällig. Nun erkennt der Verfasser die inhaltliche Schönheit neben der reinformalen (mathematischen) wohl an; er spricht auch an verschiedenen Stellen von der statischen Bedeutung der Bauformen und von der „lebhaften und störungslosen Anregung des statischen Gefühls" (vgl. S. 113, 240, 450), aber hier bei den theoretischen Auseinandersetzungen übergeht er dieses Gebiet derart, daß es den Anschein hat, als wolle er die Architektur auf das blos mathematische oder reinformal Schöne begründen. Das gilt auch für seine Aufstellung der drei Gestaltungsprincipien, die als Erzeuger der ersten Bauformen erscheinen. Der Verfasser unterscheidet: 1) Die Gewinnung eines formalen Reizes durch die Werkform allein; 2) die freie Erfindung geometrischer Schmuckformen und 3) die Nachbildung von Naturformen oder andern concreten Dingen. Man sieht, bei dem ersten Princip ist nur von der Gewinnung eines „formalen Reizes", d. h. mathematischer Schönheit, die Rede, und von der dynamischen Schönheit, der Gewinnung eines anschaulichen dynamischen Systems wird abgesehen.

Es handelt sich übrigens, wie wir hierbei noch bemerken wollen, bei dieser statischen oder dynamischen Schönheit nicht um „abstracte Vorstellungen", wie der Verfasser zu sagen pflegt, sondern um einen ganz concreten Inhalt, der nicht begrifflich, sondern gefühlsmäßig, durch die ästhetischen Scheingefühle, die von den realen Gefühlen zu unterscheiden sind, erfaßt wird. Wer das Lasten, Spannen, sich wechselseitig Tragen z. B. bei der Betrachtung eines Gewölbes oder das Zusammenwirken von Stütze und Last bei Säulen und Gebälk nicht sozusagen in der Phantasie miterlebt, dem entgeht eigentlich gerade die wichtigste Seite des ästhetischen Eindrucks in der

Architektur. Freilich die gefühlsmäßige Aufnahme allein ist noch nicht ästhetisch, dies wird sie in ihrer Verbindung mit der sinnlich-anschaulichen Scheinhaftigkeit, dem „ästhetischen Schein".

Noch hätte hervorgehoben werden müssen, daß die statisch-dynamische Schönheit zu unterscheiden ist von der „passiven Zweckmäßigkeit", von der Anpassung des Bauwerks an seinen bestimmten Zweck und Gebrauch. Das sind zwei ganz verschiedene Factoren, die beide die „Werkform" bedingen.

Wir vermissen also in dem Abschnitt, der über das Werden der architektonischen Grundformen handelt, einiges, was wichtig ist, und finden nichts wesentlich Neues. Dagegen erscheinen als neu und sehr werthvoll die Ausführungen, die der Verfasser über die architektonische Formentradition oder das Wandern der Architekturformen gibt. Dieses Neugestalten in der Architektur durch Umbildung vorhandener Architektur ist ein sehr wichtiger Factor in der Stilgeschichte, der vom Verfasser zuerst in gebührender Weise gewürdigt wird. Die bisher übliche Methode der Architekturgeschichte ging wesentlich darauf aus, die Verschiedenheit der Baustile aus Charakter und Weltanschauung eines Volks, sowie aus der umgebenden Natur abzuleiten. Der Verfasser erkennt diese Richtung der Forschung als durchaus berechtigt an, verlangt aber, daß die Forschung auch noch eine andere Ursache ins Auge fasse, nämlich die Erbschaft an architektonischen Motiven, welche jedem Volke seine Vergangenheit in verschiedener Weise zugebracht hat. Diese andere Ursache der Entstehung der Baustile hält der Verfasser mit Recht hier nicht minder wichtig als jene zuerst genannte, und durch Hervorhebung und Betonung dieses Gesichtspunktes unterscheidet sich sein Buch wesentlich von den bisherigen Arbeiten. Zum ersten mal werden die sehr mannichfaltigen Wege hier klargelegt, welche die auf Benutzung vorhandener Formen beruhende Fortentwickelung in der Architektur einschlägt, und die Gestaltungsprincipien, die sich in derselben offenbaren, nachgewiesen. Es sind elf solcher Gestaltungsprincipien und sie zerfallen in drei Gruppen: Uebertragungen (z. B. einer Architekturform auf ein anderes Material), Umbildungen und Verbindungen oder Combinationen. Zusammen mit den ersten drei sind es also vierzehn Gestaltungsprincipien, nach denen die Architekturformen entstanden und verändert worden sind.

Der theoretischen Erörterung folgt die Anwendung im eigentlichen historischen Theil, der in dreizehn Abschnitten die Entwickelung der Stilformen von den Aegyptern und Westasiaten bis zum Rococo und der neurömischen Richtung behandelt. Hier beweist nun der Verfasser, daß er trotz seiner Vorliebe für allgemeine Principien, doch andererseits auch in der Specialforschung zu Hause und mit den Details der Architekturgeschichte vertraut ist. Nur sind die Details ihm nirgends Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, nämlich einer nach Principien behandelten und auf Principien ausgehenden Stilgeschichte. Durch die neuen theoretischen Gesichtspunkte gewinnt das Thema ein vielfach neues Aussehen, manches Bekannte erscheint in neuem Lichte, manches Unbekannte wird hervorgeholt und beleuchtet.

Auf eine eingehende Würdigung des reichen Inhalts im einzelnen müssen wir hier verzichten; nur einige wenige Bemerkungen mögen noch Platz finden. Sehr ansprechend ist, was der Verfasser über Werth und Bedeutung der griechischen Säulenordnungen sagt. Ohne die griechische Architektur, wie Bötticher thut, für die einzig richtige zu halten, bezeichnet der Verfasser doch sehr mit Recht die griechischen Säulenordnungen als die vornehmsten Architekturgebilde aller Zeiten, deren hohe Schönheit, wenn auch nicht immer gleich hochgeschätzt, doch nie bestritten worden sei. Das beruht, sagt der Verfasser, auf der Abwesenheit von störenden Vorstellungen, auf der vollkommenen Harmonie, die in der Architektur ebenso wie in der Musik den Griechen als durchaus wesentlich erschien. Während aber in der Musik sich jetzt die unvollkommenen Accorde und wesentlichen Dissonanzen, wie es scheint, dauernd eingebürgert haben, wurden die störenden Zugaben, die Dissonanzen in der Architektur (vgl. Barockstil), immer wieder verlassen. Diesen sehr richtigen Betrachtungen schickt der Verfasser seine bereits in den „Studien zur Aesthetik" vorgetragene Definition des Schönen voraus, nach welcher das Gefühl des Schönen auf einer hochgesteigerten Vorstellungsthätigkeit des Augenblicks unter möglichster Abwesenheit von Störungen jeder Art beruht. Wir möchten bei dieser Gelegenheit nochmals hierzu bemerken, daß diese Definition zwar eine Seite ganz richtig erfaßt, nämlich die subjective, daß sie aber die objective Seite ganz beiseite läßt. Der Verfasser könnte jedoch von seiner Definition des subjectiven Vorgangs leicht zum objectiven Correlat desselben gelangen und von da über die rein psychologische Definition hinausgehen. Dem Reichthum und der Störungslosigkeit der Vorstellungen im ästhetischen Subjecte dürfte nämlich Reichthum und Störungslosigkeit der Gestaltung oder Constituirung des ästhetischen Objects (als objectiver Grund des Schönen) entsprechen — dies möge nur eine Andeutung sein, die hier nicht weiter zu verfolgen ist.

Aus dem Abschnitt über römische Architektur wollen wir als besonders instructiv die hier zum ersten mal in dieser Weise gegebene übersichtliche Zusammenstellung der ererbten und eigenen Stammesformen hervorheben, welche die grundlegenden Elemente der römischen Architektur bilden.

Nicht ganz so sympathisch wie die Antike scheint dem Verfasser die Gothik zu sein, welche er als „eine Revolution gegen alle antiken Formgedanken" bezeichnet. Doch ist er in objectiver Weise bemüht, ihr gerecht zu werden, und so ist auch dieses Kapitel gehaltvoll. Nur der Abschnitt über den Spitzbogen erscheint uns nicht ganz befriedigend und möchten wir auf die „Studien über den Spitzbogen" von J. Reimers in der „Zeitschrift für bildende Kunst" (1887, Heft 3 und 4) hinweisen.

Aus den interessanten Ausführungen des Verfassers über die Architektur der Gegenwart möge noch einiges

hervorgehoben werden: „Es ist ein Zustand", heißt es dort, „wie er in der uns bekannten Baugeschichte noch nie bestand; der jahrtausende lange Faden wird nicht mehr fortgesponnen, die Triebkraft der ererbten Formenwelt ist dahin, der Kreis der Baustile vorläufig geschlossen, und alles, was von den Griechen an da war, ist unser Stil." Die Entstehung neuer Baustile, meint der Verfasser, sei bisher, wie die Entstehung neuer Sprachen, immer an die geistige Entfaltung eines jugendlichen Volks geknüpft gewesen. „Fertige Völker schaffen weder Baustil noch Sprache mehr." Andererseits hält es der Verfasser nicht für unmöglich, auf künstlichem Wege einen neuen Stil zu erfinden.

In dem Schlußworte schaut der Verfasser nochmals zurück auf das durchwanderte Gebiet. Die erste und eindringlichste Thatsache, die aus dem gewonnenen Bilde der Entwickelung hervorleuchte, sei die Thatsache der immerwährenden Aenderung des Formgefühls und des Verbrauchs der Formgedanken, die auf dem psychologischen Gesetz der Ermüdung beruhe. Auf diesen psychologischen Factor (der in seinen „Studien zur Aesthetik" eingehend behandelt wird) hat der Verfasser mit Recht als „treibende Kraft in der Geschichte der Architektur" hingewiesen. Man darf freilich den andern, den culturgeschichtlichen Factor nicht vergessen, durch den oft gerade die entscheidenden Abschnitte der Entwickelung bedingt sind. Andererseits ist aber die „immerwährende Stilveränderung", die stetige Variation der Grundmotive, welche die Architektur wie eine Melodie von unerschöpflicher Fülle erscheinen läßt, nur aus jenem psychologischen Gesetz, aus jener Ermüdung des Formgefühls zu erklären.

Die Architekturgeschichte hat durch Goeller's Buch eine hervorragende Bereicherung erfahren und schon deshalb ist es von großem Werthe, weil es beweist, wie der doppelte Zwiespalt: der zwischen Kunst und Kunstwissenschaft und der zwischen Kunstgeschichte und Aesthetik zu versöhnen ist, und wie diese Versöhnung, diese friedliche Wechselwirkung gute Früchte trägt.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Eine „Renaissance" des Parzival.

Parzival. Das Lied vom Parzival und vom Gral. Nach der Quelle des Wolfram von Eschenbach und des Christian von Troies für das deutsche Haus bearbeitet von Emil Engelmann. Mit 3 Facsimiles der St.-Galler Handschrift, 6 Lichtdruckbildern und 67 Illustrationen im Text von Th. Hoffmann, E. von Wörndle u. a. Stuttgart, Neff. 1888. Lex.-8. 6 M.

Zu Ende des 12. und im Anfang des 13. Jahrhunderts stand die ritterliche oder sogenannte höfische Dichtung in ihrer höchsten Blüte. Aus dieser Periode stammt das Lied der Nibelungen, stammen die wundersamen Minneweisen Walther's von der Vogelweide und stammt das hohe Lied vom Ritterthum, der „Parzival". Sein Verfasser ist Wolfram von Eschenbach, der berühmteste der höfischen Dichter jener Zeit. „Der «Parzival» ist wie viele andere Gedichte jener Periode kein deutsches Heldenlied, er ist romanischen Ursprungs, und wir begegnen einem fast durchgängig fremden, wesentlich außerhalb der germanischen Lebensanschauung liegenden Stoff, aber die Meisterschaft des gedankentiefen deutschen Dichters hat vaterländischen Geist hineingehaucht und nun für alle Zeiten das Fremde uns zum Eigenthum gewonnen."

Wolfram hat Parzival's Persönlichkeit so gestaltet, daß das allgemeine Wesen seines Ritterthums mit dem Stempel der deutschen Nationalität bezeichnet ist. Aus dem deutschen Charakter hat der Dichter durchgängig geschöpft und so bricht deutscher Geist und deutsches Gefühl wie Blüten zwischen Blättern überall hervor.

Beim „Parzival" Wolfram von Eschenbach's ist an die Stelle der Legende die religiöse Anschauung der ritterlichen Welt des 12. Jahrhunderts getreten, der Papst und kirchliche Satzung entbehrlich gewesen zu sein scheint, da sie durch den Gral mit der Gottheit in unmittelbarer Beziehung zu stehen vermeinte.

Jedenfalls sind zwischen den Hütern des Grals, den Templeisen, und dem damals blühenden Orden der Templer (Tempelherren) unverkennbare Beziehungen vorhanden, da das Leben der Templeisen mit der Verfassung des Tempelordens viele Aehnlichkeiten zeigt. Auch auf die Baubrüderschaften und Baulogen des Mittelalters scheint die Gralsage Einfluß geübt zu haben.

Wolfram hatte bei seiner Arbeit zwei fremdländische Quellen, die er nennt, den Meister Christian von Troies und den Meister Kyot (Kiot, Guiot), den Provençalen, welchen letztern er als den bessern Gewährsmann bevorzugte.

Die altfranzösische Dichtung von Chrestien de Troies: „Perceval le Gallois, ou le Conte du Graal", ist noch vorhanden, dagegen ist das Werk Kyot's verloren, da bis jetzt nirgends etwas davon gefunden wurde. Es geht jedoch auch aus dem „Perceval" des Chrestien hervor, daß Wolfram die Parzivalsage in planmäßiger Weise geordnet und das episch Wirksame davon zur Darstellung gebracht hat. Er war nicht nur ein geschickter Uebersetzer und Bearbeiter, der in eigenthümlicher, freier Weise nacherzählte, sondern er war auch ein wirklicher Dichter, der dem fremden Werke die Ursprünglichkeit und Frische seiner echtgermanischen Dichterkraft eingehaucht hat.

Der hehre Gedanke, welcher den Parzival Wolfram's durchdringt, ist: „Die allmähliche Entwickelung des Menschen in der Person des ritterlichen Helden des 12. Jahrhunderts zu zeigen, in ähnlicher Weise, wie dies Goethe im «Faust» für unsere moderne Lebensanschauung gethan hat."

Er that dies in meisterhafter Weise und übertrifft in seinen Schilderungen seinen Vorgänger Chrestien vielfach. Der junge Parzival Chrestien's ist ein ungeberdiger, eigenwilliger Junge, der immer nur an sich denkt und nie auf das achtet, was ihm gesagt und gerathen wird. Wie ganz anders bei Wolfram. Wie aufmerksam lauscht der Knabe den Worten der geliebten Mutter, der Königin Herzeleide, die ihn in dem Wald von Soltane auferzieht, wenn sie ihm auf seine Frage: „Wer ist Gott?“ Bescheid gibt:

Der helle Tag ist nicht so licht
Als Gottes reines Angesicht.
Er ist der Retter in Gefahr,
Er ist der Held, der wunderbar
Dich, mich und hier die ganze Welt
Mit seiner Himmelsmacht erhält.
Auf ihn mußt du stets bauen,
Ihm in der Noth vertrauen,
Zu ihm die Hände falten,
Daß er ob dir mög' walten
Mit seiner Gnade Segen
Auf allen deinen Wegen,
Dann stehst du in dem besten Schutz.
Doch einem andern biete Trutz,
Und nimm vor ihm dich wohl in Acht!
Er ist so schwarz als wie die Nacht
Und heißt der dunkle Höllenwirth.
Die Herzen er gar gern verwirrt,
Daß sie voll Zweifels wanken;
Von dem kehr' die Gedanken!
Am Finger, der ihm zugewandt,
Faßt leichtlich er die ganze Hand,
Und all die unbedachten Thoren,
Die sich ihm nahen, sind verloren.

Oder wenn der Jüngling, der in seiner Waldeinsamkeit noch nie einen Gewappneten gesehen hat, beim Anblick eines solchen in höchste Leidenschaft geräth:

Aufsprang er unerschrocken
Im Glanz der goldnen Locken;
In seiner frischen Heldenkraft
Glich er dem jungen Baum im Saft,
Dem sich der Stamm geweitet,
Der stolz die Wipfel breitet.
Er tastete mit kecker Hand
Dem Ritter an das Erzgewand:
Zu was, du guter Ritter mein,
Hast du die lichten Ringelein
So fest gebunden an den Leib?

Der Ritter erklärt ihm lachend, daß derjenige, der seinen Ringpanzer feindlich berühre, sein Schwert verspüren müsse, und räth ihm, zu König Artus zu ziehen, dort könne er der Ritterschaft theilhaftig werden.

Von dem Augenblick an ist all sein Dichten und Trachten auf dieses einzige Ziel gerichtet. Vergeblich sucht die zärtlich besorgte Mutter den geliebten Sohn zurückzuhalten, er reißt sich aus den Armen der Trostlosen und stürmt hinaus ins volle frische Leben.

Wie Parzival in hartem Kampf unter endlosen Abenteuern, Gefahren und Versuchungen zum Manne heranreift, wie er zweifelnd von Gott abirrt und wieder zu ihm zurückkehrt, und wie er schließlich nicht ruht und rastet, bis er den heiligen Gral gefunden hat, das kann unmöglich alles berichtet, das muß selbst nachgelesen werden in dem wundersamen Epos.

Dasselbe ist schon vor funfzig Jahren (1836) von San Marte mit großer Treue und dichterischem Verständniß übertragen worden, und dieses Werk mit seiner Einleitung und seinen erläuternden Anmerkungen wird jederzeit für den Forscher und Gelehrten eine reiche Quelle bleiben, wie es denn auch bereits die dritte Auflage (Halle 1886) erlebt hat. Wenige Jahre später (1842) folgte Karl Simrock mit seiner jetzt in sechster Auflage (1883) vorliegenden Uebersetzung. In neuester Zeit (1885) hat G. Bötticher den „Parzival“ übertragen. Dagegen scheint uns dem Volke und der Jugend das große Heldengedicht zum ersten mal nahe gerückt in der neuen vollständigen Umdichtung Emil Engelmann's, der den „Parzival“ in ähnlicher Weise wie früher das Nibelungen- und Gudrunlied für das deutsche Haus bearbeitet hat. Engelmann hat sich bemüht, das mittelalterliche Heldengedicht so einzurichten, daß es auf den modernen Leser etwa denselben Eindruck macht, wie das Original auf die Zuhörer des 14. Jahrhunderts.

Diese Aufgabe ist ihm durchaus gelungen, und die „Renaissance“ des Parzival durch Emil Engelmann ist ein Werk, das uns weder Franzosen noch Engländer nachmachen werden.

Es ist schwer zu sagen, wer den größern Antheil an der klaren Form, in der uns jetzt das Gedicht vorliegt, hat, ob der alte Sangesmeister mit seinen unvergänglichen, allen Geschmackswandlungen trotzenden Schönheiten, oder der junge Liedgenosse mit seinem Talent der poetischen Individualisirung fremder Gedanken, Bilder und Empfindungen. Das Gedicht trägt eine Mannichfaltigkeit von einzelnen Episoden, kleinen selbständigen Romanen, wenn der Ausdruck gewagt werden darf, zur Schau, die staunenerregend ist. Bald ist es die glänzende Tafelrunde des Britenkönigs Artus mit ihren fröhlichen Maien- und Pfingstfesten, die wir vor uns haben, bald der geheimnißvolle Aufenthalt des Amfortas in Montsalvas mit seinem hehren Graltempel und den gestrengen Wärtern und Hütern, den Templeisen. Ritterburgen und Königsschlösser ziehen in buntem Wechsel an uns vorüber und vor unsern Augen baut sich die farbenprächtige Welt des Mittelalters in so wahren und echten Bildern auf, wie nirgend anderswo.

Die Verse, in denen all dieses geschildert ist, fließen so leicht und melodisch dahin, wie die Dichtungen eines unserer heutigen Lyriker, und obwol wir modernes Deutsch vor uns haben, hat doch die Sprache oft einen so täuschenden Anklang an den Wohllaut des alten Heldenliedes, als käme sie unmittelbar aus dem liederreichen Mund eines fahrenden Sängers der alten Ritterzeit, wenn wir z. B. lesen:

Der Frühling mit dem Rosenschein
Kam wiederum ins Land hinein.

Die Blümlein und die Linde
Die flüsterten gelinde;
Die Winde und die Wellen
Die huben an zu schwellen,
Und eines sprach zum andern
Vom Ziehen und vom Wandern.
In tiefem Sinnen manchesmal
Stand auf dem Söller Parzival,
Er sah die blauen Wogen ziehn,
Er sah die weißen Wolken fliehn
Hinaus, fort in die Ferne,
Wie zög' er mit so gerne!
Nicht rasten ließ es ihn und ruhn,
Und eines Morgens sprach er nun:
„Mag's Euch gefallen, süße Frau,
So gönnet mir, daß bald ich schau',
Wie es um meine Mutter steht!
Mein Herz, das mahnt mich früh und spät
Zu forschen, wie es ihr ergeh'.
Ob wohl zu Muth ihr ist, ob weh,
Das möchte ich erkunden.
Gar leichtlich wird gefunden
Dabei für mich manch Abenteuer;
Für mein Gemahl so werth und theuer
Kann das ich dann bestehen.
Gar wohl wird mir geschehen,
Wenn ich als frommer Rittersmann
In Treuen so Euch dienen kann,
Ich bleib' dann Eurer Minne werth.“
Urlaub ward so von ihm begehrt.
Er war ihr lieb, die Märe spricht's,
Darum versagte sie ihm nichts.
Und ginge selbst es in den Tod,
Um ihn litt gern sie jede Noth. —
So ritt er denn von dannen
Von ihr und seinen Mannen.
Hinaus zog er nach Kampf und Ehre,
Nur eines schuf ihm Herzensschwere:
Er schied von einem holden Weib,
So rein an Seele und an Leib
Wie keine andere auf Erden;
Nicht ganz konnt' frohen Muths er werden.
Sein Denken war, sein Sehnen nur
Sein einziges: Kondwiramur.

Oder wenn uns der ritterliche Sänger die mächtige Gewalt der alles beherrschenden Liebe schildert, als wolle er mit Shakspeare's Romeo einen Wettgesang zu ihrem Preise anstimmen:

O Frauendienst, du süßer Trug,
Der Freuden raubst du uns genug,
Bis spärlich nur die Saat noch steht
Und Gram und Reue drüber geht!
Weh, mehr wird stets und immer mehr
Der Minne mächtige Beschwer
Mit ihrer herben Allgewalt!
Mir dünkt, du bist fürwahr zu alt
Zu solchem Unfug doch, Frau Minne.
Die Jugend nur hat leichte Sinne
Und hat manch übel Ding gethan;
Wem nun von beiden rechn' ich's an?
Willst mit der Jugend tollen Streichen
Du von des Alters Sitten weichen?
Das dürfte deinen Ruhm nicht mehren.
Ich will nach Pflichten dich belehren:
Nur klare Minne mag ich preisen,
Und mit mir stimmen alle Weisen,
Sei's Weib, sei's Mann, auch überein,
Das nur kann wahre Minne sein,
Wenn sich das Herz dem Herzen gibt,
So lauter, daß kein Hauch es trübt;
Wenn alles andre es vergißt
Und sich so fest und gut verschließt,
Daß niemand sonsten es wird inne:
Die Minne ist die rechte Minne.

Und in der gleichen klangvollen Weise des Volksliedes fließen die Verse, die bekannten altdeutschen Reimpaare, durch das in zweiunddreißig „Abenteuer“ eingetheilte mächtige Heldengedicht, welches im Originaltext 25000 Verse zählte, von seinem Regenerator aber auf etwa den Umfang des Nibelungenliedes zusammengezogen wurde. Hierzu kommt noch ein Anhang von werthvollen Erläuterungen und Anmerkungen, der dem Leser das Verständniß bedeutend erleichtert und worin besonders der Geschichte des heiligen Grals eine ausführliche Darstellung gewidmet ist.

Nicht uninteressant ist es auch, den Namen Parzival und seine Entstehung kennen zu lernen. Derselbe ist vermuthlich aus einem keltischen Namen hervorgegangen, der wol durch Chrestien in das französische Perceval (dring' durchs Thal) verwandelt wurde. Die Erklärung: „Mitten durch“, welche dagegen Wolfram selbst gibt, ist bei Chrestien nicht zu finden. Die Hypothese, daß der Name aus dem Arabischen und Persischen stamme, wurde zuerst von Görres aufgestellt und später von Richard Wagner und seinen Anhängern weiter verbreitet. Görres sagt in seinem „Lohengrin“ (Heidelberg 1813), man wisse nicht, ob es allein Spiel des Zufalls sei, daß selbst der Name des Helden Parcifal auf ganz ungezwungene Weise sich aus dem Arabischen ableiten ließe: Parsi oder Parseh Fal, d. i. der reine oder arme Dumme oder thumbe in der Sprache des Gedichts, in welchem Charakter er auch durch den ganzen Verlauf der Dichtung trefflich gehalten ist. Diese Annahme bestreitet aber Wilhelm Hertz, der bekannte treffliche Dichter und Literaturforscher, indem er in seiner hochinteressanten Monographie über Parzival und den Gral (Breslau, Schottländer, 1882) bemerkt, so „ganz ungezwungen“ erscheine diese Ableitung doch nicht, weil in diesem Falle das Adjectiv hinter dem Substantiv stehen müßte, da es wol ein zwar nicht arabisches, sondern persisches Wort „parsa“ gibt, das „tugendhaft“ bedeutet, wogegen weder im Arabischen noch Persischen ein Wort „fal“, d. h. Thor, existirt.

Die in St.-Gallen befindliche älteste Handschrift des Wolfram'schen Gedichts schreibt „Parzival“; es dürfte also für uns in Deutschland angezeigt sein, uns gleichfalls dieser Schreibweise zu bedienen, da die Erklärung von Görres durch diesen treffenden Einwand ganz hinfällig geworden ist.

Es erübrigt noch, auf eine zweite Vermuthung hinzuweisen, die Engelmann in seinem Nachwort aufstellt:

Die beste und älteste Handschrift des „Parzival“ ist, wie

schon erwähnt, in der Stiftsbibliothek zu St.-Gallen aufbewahrt. Engelmann versucht nun den Beweis zu liefern, daß das Epos auf Schloß Wildenberg bei Wildhaus in der Schweiz und nicht, wie bisher angenommen wurde, bei dem Landgrafen Hermann in Thüringen entstanden sei. Einer der Hauptpunkte für diese neue Meinung ist, daß die Handschrift nicht im niederdeutschen, sondern durchaus im alemannischen Dialekt geschrieben sei. Der Verfasser weist darauf hin, wie wichtig es wäre, wenn die hervorragenden mittelhochdeutschen Dichtwerke, die uns in Handschriften vorliegen, durch Facsimile-Ausgaben allgemeiner zugänglich gemacht würden, wodurch auch über Wolfram und sein Werk sicherlich mehr Licht werde verbreitet werden.

Das eine steht fest, Wolfram ist noch lange nicht so bekannt und gewürdigt, als er es verdient. Er ist der einzige unter seinen Zeitgenossen, der das veredelte Ritterthum, die rechte Pflicht und Würde des Schildamts, zum vertieften dichterischen Ausdruck bringt, wodurch er eine ganz neue Richtung in die deutsche Literatur einführte. Sein hochbedeutender Einfluß auf die Dichter der damaligen Periode wird am besten durch den Ausspruch des Franken Wirnt von Gravenberg bezeugt, mit dem wir diese Zeilen schließen wollen:

Herr Wolfram,
Der weise Mann von Eschenbach,
Sein Herz ist ganzen Sinnes Tag,
Laienmund nie besser sprach.

Otto Müller.

Zeitgenössische Lebensbilder.

1. Unser Fritz, Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen. Von George Hiltl. Dritte vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage von Hermann Müller-Bohn. Mit 1 Porträt in Lichtdruck und 14 Holzschnitten. Ausgabe I. Cottbus, Kittel. 1888. 8. 1 M. 75 Pf.
2. Generalfeldmarschall Helmuth Karl Bernhard Graf von Moltke und der preußische Generalstab. Von A. Freiherrn von Fircks. Mit einem Porträt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Cottbus, Kittel. 1887. Gr. 8. 2 M.

Unter allen Fürstlichkeiten Europas, den Kaiser Wilhelm ausgenommen, genießt keine einer so allgemeinen Beliebtheit wie der Kronprinz des Deutschen Reichs. Der Deutsch-Französische Krieg, in welchem er neben norddeutschen Truppen sämmtliche süddeutschen Armeecorps befehligte, hat hauptsächlich dazu beigetragen. Unzählig sind die Anekdoten, welche damals über seinen Verkehr mit den Soldaten, namentlich den bairischen entstanden sind. In den letzten Monaten, wo die Sorge um sein Leben uns so nahegerückt ist, hat sich gezeigt, in welchem Grade er der Liebling der deutschen Nation ist und wie sehr selbst der Gegner ihm seine Achtung zollt. Der Verfasser bietet uns eine umfassende Schilderung seines Wesens und Wirkens. Der Prinz erhielt frühzeitig Unterricht in den Schulfächern, hatte später zum Lehrer und Erzieher den berühmten Alterthumsforscher Ernst Curtius und besuchte die Universität Bonn, wo er bei Arndt, Dahlmann und Mendelssohn Collegien über vergleichende Völkergeschichte, über Politik und über englische Verfassung hörte. Kaum sieben Jahre alt, erhielt er Unterricht im Exerciren, und an seinem zehnten Geburtstage trat er als Secondelieutenant in die Leibcompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß. „Du bist zwar noch sehr klein, Fritz", sagte König Friedrich Wilhelm IV., als er ihn den Offizieren seines Regiments vorstellte, „aber lerne diese Herren nur kennen, damit du sie einst übersehen kannst, wie sie gegenwärtig dich noch übersehen." Bezeichnend waren die Schlußworte in der Anrede, welche sein Vater, der Prinz von Preußen, an ihn hielt, als er ihn acht Jahre nachher förmlich in das Offiziercorps einführte: „Und so gehe hin und thue deine Schuldigkeit!" Die Aeltern des Prinzen bemühten sich, ihrem Sohne eine harmonische Ausbildung zu geben, neben den geistigen Kräften auch die körperlichen zur Geltung kommen zu lassen, und blieben der alten Sitte des hohenzollernschen Herrscherhauses treu, wonach jeder junge Prinz sich eine Zeit lang praktisch mit einem Handwerk beschäftigen muß. Prinz Friedrich Wilhelm lernte die Tischlerei und die Buchbinderei. Um den Dienst in allen Waffengattungen kennen zu lernen, wurde der Prinz 1854 zur Artillerie und bald darauf zur Cavalerie commandirt. Im folgenden Jahre widmete er sich einige Zeit den Geschäften des staatlichen Verwaltungsdienstes und arbeitete in den Ministerien des Innern, des Handels und der Finanzen. Bei einem Ausflug nach London, den er 1851 mit seinen Aeltern machte, sah er zum ersten mal seine spätere Gemahlin, die damals zehnjährige Prinzessin Victoria, die im Kreise der Ihrigen den Namen „Vicky" führte. Vier Jahre nachher verlobte er sich mit ihr, und 1858 fand die Vermählung in London und der Einzug in Berlin statt. Die dreißigjährige Gedächtnißfeier dieser gesegneten Verbindung haben wir soeben nicht ohne Wehmuth erlebt.

Inzwischen war der Prinz zum Commandeur des 1. Garderegiments zu Fuß ernannt worden, übernahm 1856 das Commando des 11. Infanterieregiments in Breslau, wobei er den General von Moltke zum ersten Adjutanten erhielt, der ihn auf seinen Reisen nach Petersburg, Moskau, London und Paris begleitete, und rückte 1859 zum Commandeur der 1. Gardeinfanteriedivision vor. Als der Prinz von Preußen 1861 den Thron bestieg, nahm Friedrich Wilhelm den Titel „Kronprinz von Preußen" an und wurde zum Statthalter von Pommern ernannt. Es kamen kriegerische Zeiten. Im Deutsch-Dänischen Kriege erhält der Kronprinz kein Commando, sondern wurde dem

Stabe des Feldmarschalls Wrangel beigegeben. Im Gefecht bei Rübel, am 22. Februar 1864, war er zum ersten mal im Feuer; am 18. Mai wurde er commandirender General des zweiten Armeecorps; am 17. December wohnte er dem Einzuge der siegreichen Armee in Berlin bei. Mehr Gelegenheit zu kriegerischen Thaten fand der Kronprinz im Preußisch-Oesterreichischen Krieg, wo er das Commando der Zweiten Armee übernahm, unter meist glücklichen Gefechten von Schlesien nach Böhmen marschierte und durch sein rechtzeitiges Eintreffen auf der Höhe von Chlum den Sieg bei Königgrätz entschied. Noch auf dem Schlachtfeld übergab ihm der König den Orden Pour le mérite, mit dem er beim Einzug in Berlin geschmückt war. Aus Anlaß der Einweihung des Suezkanals machte der Kronprinz 1869 eine Reise in den Orient, die ihn über Konstantinopel nach Jerusalem, von da über Damaskus und Beirut nach Port Said und Suez und schließlich zu den Pyramiden von Gizeh führte. Die Worte, mit welchen der Kronprinz den Eindruck schilderte, den der Anblick eines Sonnenunterganges vom Oelberge aus auf ihn gemacht hatte, zeugen von einem edeln, tiefchristlichen Gemüth. Im folgenden Jahre, als Frankreich seine „Rache für Sadowa“ in Scene setzte, wurde ihm das Commando der Dritten Armee übertragen. Er begann den Kriegsreigen bei Weißenburg, setzte ihn bei Wörth und Sedan fort und beschloß ihn in dem letzten Ausfallgefecht vom 19. Januar 1871. Den Marschallstab in der Hand, zog er am 16. Juni mit den Truppen in Berlin ein. Nach der Organisirung der süddeutschen Truppentheile wurde er zum Generalinspector der vierten Armeeinspection ernannt, in welcher Eigenschaft er die Aufgabe hatte, den Manövern dieser Truppen jährlich beizuwohnen.

Am Schlusse seiner trefflichen Schrift schildert der Verfasser die Einfachheit und Herzlichkeit seines Familienlebens, die Theilnahme des Kronprinzen an den Kinderfesten, welche im Garten des neuen Palais bei Potsdam jährlich veranstaltet wurden, und theilt viele Züge von Theilnahme und Leutseligkeit mit, die er bei dem Brande im Dorfe Eiche, in der Schwimmanstalt zu Potsdam und in der Dorfschule zu Bornstedt kundgab. Bei mehrern nationalen Festtagen, wie bei der Enthüllung des Stein-Denkmals und bei der Grundsteinlegung und nachherigen Enthüllung des niederwalder Nationaldenkmals finden wir den Kronprinzen anwesend. Er war der Stellvertreter des Kaisers 1878 nach dem Attentate vom 2. Juni, 1883 bei dem Gegenbesuch in Madrid, 1885 bei den Manövern in Straßburg und bei dem Besuch in Metz. Der Kronprinz hatte die Freude, 1883 seine silberne Hochzeit feiern zu können, seinen ältesten Sohn, den Prinzen Wilhelm, glücklich vermählt und aus dessen Ehe vier Enkelsöhne (1882—87) hervorgehen zu sehen. Aber auch dieses Glück, durch den Tod zweier Söhne, der Prinzen Sigismund und Waldemar, schon früher getrübt, hatte seine Grenzen. Der Kronprinz, ein Typus von männlicher Kraft und Schönheit, erkrankte 1887 an einem hartnäckigen Halsleiden, das aller Kunst der Aerzte spottete und im November, wo er sich mit dem größten Theile seiner Familie in San-Remo befand, einen bösartigen Charakter, der das Schlimmste befürchten ließ, annahm. Diese letzte Wendung konnte nicht mehr in den Rahmen der Schrift aufgenommen werden, sodaß der Verfasser dieselbe mit der Mittheilung sehr günstiger Nachrichten schloß, die jetzt wieder Gott Lob und Dank! zu ihrem Rechte zu kommen scheinen.

Schließlich möge es dem Einsender erlaubt sein, auf zwei kleine Verstöße aufmerksam zu machen, wie sie bei den vielen Hunderten von Angaben kaum zu vermeiden sind: Nach der Gasteiner Convention (S. 80) übernahm nicht „Preußen die Verwaltung von Holstein, Oesterreich die von Schleswig“, sondern das Umgekehrte fand statt: Preußen übernahm die Verwaltung von Schleswig, Oesterreich die von Holstein. Auch drangen in der Schlacht bei Wörth (S. 124) die „badensischen“ Truppen nicht auf den Feind ein; vielmehr nahmen diese gar nicht an dem Kampfe theil.

Der Verfasser der Schrift über „Moltke und den preußischen Generalstab“ (Nr. 2) spricht zunächst von der Aufgabe der Generalstabsoffiziere und von der Ausbildung derselben und bezeichnet als erstere die Bearbeitung der auf die Operationen bezüglichen Anordnungen und die Erhaltung der Schlagfertigkeit der Truppen. Darauf gibt er eine Uebersicht über die Entwickelung des Generalstabes von der Zeit des Großen Kurfürsten bis zum Regierungsantritt des Königs Wilhelm. Die Bedeutung des Generalstabes war vor dem Beginn dieses Jahrhunderts bei der geringen Truppenstärke und bei der größern Einfachheit aller Verhältnisse weit weniger hervorragend als jetzt. Erst mit der Errichtung eines stehenden Heeres unter dem Großen Kurfürsten wurde das Bedürfniß eines besondern Generalstabes empfunden und der sogenannte Generalquartiermeisterstab gegründet. Die Offiziere desselben wurden von Friedrich dem Großen selten verwendet, da dieser große Feldherr und Stratege seine General- und Flügeladjutanten als Generalstabsoffiziere und seine Feldingenieure zu kartograpischen Arbeiten, zur Auswahl von Lagern und Stellungen und zum Aufsuchen von Kolonnenwegen gebrauchte und die Operationsentwürfe, Marschbefehle u. s. w. selbst schrieb oder dictirte. Doch kam es ihm während des Siebenjährigen Kriegs bei manchen Gelegenheiten zum Bewußtsein, daß es ihm an der für die Hauptquartiere erforderlichen Zahl tüchtiger Generalstabsoffiziere fehle, daher er 1764 in Potsdam eine Generalstabsschule gründete, in welcher er selbst Vorträge hielt und die eingelieferten Arbeiten durchlas und kritisirte. Bei dem Tode des Königs zählte der Generalquartiermeisterstab 10 Offiziere, im Jahre 1796 15, neben welchen 15 Ingenieurgeographen für topographische und kartographische Arbeiten angestellt waren. In den Revolutionskriegen machte sich die Nothwendigkeit einer Reorganisation des Generalstabes geltend, welche denn auch 1803 und 1804 ausgeführt wurde. Die bedeutendste

Förderung erhielt der Generalstab 1808 durch den Oberst von Scharnhorst und 1821 durch General von Müffling, welch letzterer das Vermessungswesen reorganisirte und die Generalstabsübungsreisen einführte. Von nun an war die Leitung des Generalstabes im Krieg und im Frieden in einer Hand, und der Chef desselben stand unmittelbar unter dem Kriegsherrn. Diese Stelle wurde am 29. October 1857 provisorisch, am 18. September 1858 definitiv dem jetzigen Generalfeldmarschall von Moltke übertragen, durch welchen der Generalstab auf seine weltgeschichtliche Höhe gebracht wurde.

In einem weitern Abschnitt beschreibt der Verfasser Moltke's Jugendleben und militärischen Bildungsgang, seinen Uebertritt von der dänischen Armee in die preußische, den Besuch der Vorlesungen in der Allgemeinen Kriegsschule, seine Dienstleistungen in dem von Müffling geleiteten topographischen Bureau, seine Reise in den Orient, von wo er erst nach vier Jahren zurückkam, nachdem er im Dienste des Sultans viele militärische und topographische Arbeiten ausgeführt, Kleinasien, Armenien und Syrien bereist, die Stelle eines militärischen Rathgebers im Hauptquartier des Oberbefehlshabers der türkischen Armee, Hafiz Pascha, übernommen hatte, aber gegen die einfältigen Rathschläge der Mollahs nicht hatte durchdringen können, was die Niederlage bei Nisib zur Folge hatte. Nach seiner Heimkehr wurde Moltke wieder im Großen Generalstab angestellt, bald darauf zum Generalstab des 4. Armeecorps nach Magdeburg versetzt, 1845 dem in Rom verweilenden Prinzen Heinrich von Preußen, Oheim des Königs, als Adjutant, 1855 dem jetzigen Kronprinzen als erster Adjutant beigegeben und begleitete den letztern auf seinen Reisen nach Petersburg und Moskau, nach London und Paris. Aus dieser Zeit sind mehrere wissenschaftliche Arbeiten Moltke's vorhanden. Der Verfasser nennt die Schrift über Holland und Belgien, die Abhandlung über Polen, die Briefe aus der Türkei, die kartographischen Arbeiten über Konstantinopel, den Bosporus und Kleinasien, das Werk über den russisch-türkischen Feldzug von 1828 und 1829, die Karte der Umgegend von Rom, das Wanderbuch, die Briefe aus Rußland, die Bemerkungen über den Einfluß der verbesserten Schußwaffen auf das Gefecht und die Generalstabswerke über den italienischen Feldzug von 1859, über den dänischen Feldzug von 1864, über den Feldzug von 1866 und über den deutsch-französischen Feldzug von 1870/71, sofern diese Werke den Stempel des Moltke'schen Geistes tragen und manche Abschnitte von Moltke selbst verfaßt sind.

Mit der Uebernahme der obern Leitung des preußischen Generalstabes eröffnete Moltke für denselben eine neue Aera. Er schuf eine neue Organisation und vermehrte die Zahl der Offiziere von 83 auf 109 und 1870 auf 213, von denen 190 bei der mobilen Armee verwendet wurden. Im September 1887 betrug die Zahl der Offiziere des Großen Generalstabes 107, des Truppengeneralstabes 77, zusammen also 184; dazu kommen 24 bairische, 10 württembergische und 7 sächsische Generalstabsoffiziere, sodaß der Etat des deutschen Generalstabes gegenwärtig 225 Stellen enthält (einschließlich der Eisenbahncommissäre und ausschließlich der 58 zur Dienstleistung zum Großen Generalstabe commandirten Offiziere und der 14 bei den auswärtigen Gesandtschaften verwendeten Generalstabsoffiziere). Die 225 Generalstabsoffiziere sind in fünf Abtheilungen vertheilt: die trigonometrische, die topographische, die kartographische, die kriegsgeschichtliche und die geographisch-statistische Abtheilung. Die Zahl der Bureau- und Unterbeamten und des technischen Hülfspersonals beträgt 292 Personen. Vorbereitungsschule für den Generalstab ist die königliche Kriegsakademie. Die Bearbeitung der taktischen Aufgaben, von Moltke selbst gestellt und durchgesehen, ist von großem Einfluß für die Versetzung in den Generalstab.

Im Jahre 1859 fertigte Moltke den Entwurf für den beabsichtigten Aufmarsch des preußischen Heeres am Rhein und für die Bahnbeförderung der Truppen aus; 1864 entwarf er den Operationsplan für das verbündete preußisch-österreichische Heer und übernahm am 30. April als Chef des Generalstabes die unmittelbare Leitung der weitern Operationen, wobei die speciellen Entwürfe zu einer Landung auf Fünen und auf Alsen hervorzuheben sind; allgemein bekannt wurde Moltke's Name durch seinen Feldzugsplan von 1866, und geradezu weltberühmt durch seinen Entwurf für den Aufmarsch der gesammten deutschen Streitkräfte am Rhein 1870 und durch die Ausführung dieser Entwürfe, wofür er den commandirenden Generalen nicht ins Einzelne gehende Anordnungen, sondern allgemeine Directiven gab. Sein Votum in dem Hauptquartier zu Gitschin am 2. Juli 1866, sein Entschluß zur Rechtsschwenkung der Armee in der Richtung nach Sedan und seine Capitulationsverhandlungen am Abend des 1. September sind Acte von welthistorischer Bedeutung. Von Versailles aus leitete er nicht nur die Belagerung von Paris, sondern zugleich die Offensive der deutschen Heere auf dem ganzen Kriegsschauplatz, der etwa ein Drittheil des gesammten Frankreich einnahm.

Der Verfasser erwähnt schließlich die vielfachen Anerkennungen, welche Moltke für seine großen Verdienste bei seinem Kaiser und König und beim deutschen Volke gefunden hat; schildert ihn als trefflichen Redner, als welcher er besonders bei Vertheidigung der verschiedenen Militärvorlagen sich zeigte und gibt uns ein Bild von der Lebensweise des großen Strategen in Berlin und auf seinem schlesischen Gut Kreisau, das er von jenen Dotationen sich erworben und wo er seiner Gemahlin, die nach einer Ehe von 26 Jahren ihm durch den Tod entrissen wurde, ein Mausoleum hatte errichten lassen. „Erst wägen, dann wagen!" ist der für sein Grafenwappen von ihm erwählte Wahrspruch, die Richtschnur seines Handelns.

Wilhelm Müller.

Feuilleton.

„Die Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem in ihrer ältesten Gestalt" ist der Titel einer gelehrten Untersuchung, die B. Mansſurov auf Sassenhof bei Riga angestellt und A. Boehlendorff aus dem Russischen übersetzt hat (Heidelberg, Köster). Wir sehen uns außer Stande, in dem Durcheinander von Vermuthungen über die wahre Richtung des Schmerzensweges und die Lage des heiligen Grabes Partei zu ergreifen. Die vom 13. Jahrhundert bis ungefähr 1850 geltenden Annahmen sind bedeutend ins Wanken gekommen, und der Verfasser sucht nun einen haltbaren Grund zu legen für seine Reconstruction der betreffenden Oertlichkeiten. Jedenfalls erscheint uns sein Versuch als sehr beachtenswerth.

Von demselben Verfasser erscheint demnächst in gleichem Verlage: „Russische Ausgrabungen in Jerusalem. Zwei Briefe an Herrn Prof. Dr. Guthe in Leipzig."

— „Die Martinskirche zu Darmstadt, ihre Entstehung und Einweihung", wird in einer mit drei Abbildungen ausgestatteten Broschüre beschrieben (Darmstadt, Zernin). Das schön ausgestattete Büchlein ist recht anmuthend geschrieben, die beigegebenen Holzschnitte veranschaulichen das Innere und Aeußere der Kirche, die Geschichte und Beschreibung des Bauwerks sind für den Christen wie für den Architekten interessant. Sollte freilich ein Buch herauskommen, so mußten alle vier (!) am Kirchweihtage gehaltenen Reden angehängt werden. Dieser Ballast mag für die Darmstädter ein Schwergewicht sein: für weitere Leserkreise war er entbehrlich.

— „Ueber historische Dramen der Römer" hat Karl Meier eine Festrede gehalten in der öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München (München, Verlag der königlich bairischen Akademie). Die Rede bekundet große Gelehrsamkeit, gediegene wissenschaftliche Schulung, feines Urtheil, hervorragende Combinationsgabe; gleichwol trägt sie die Form der bessern Essays. Der Verfasser hat das an sich ziemlich undankbare Thema so geistvoll zu beleben verstanden, daß wir seine Arbeit als ausgezeichnet in ihrer Art bezeichnen dürfen.

— Den nicht eben zahlreichen Lesern, die sich ernst mit den innern Verhältnissen Rußlands beschäftigen, wird nächster Tage durch A. Deubner's Verlag in Berlin eine anziehende Ueberschau und Beurtheilung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Lage des Reichs dargeboten werden. A. Pasuchin's Studie „Das heutige Rußland und die Frage der ständischen Entwickelung" ist durch Rudolf Arnstadt ins Deutsche übertragen. Der Verfasser ist streng conservativ, ohne im mindesten slawophile Anwandlungen zu zeigen. Von seinem Standpunkt aus unterwirft er die heutigen Zustände, wie sie wirklich sind und ihm aus den Reformen Alexander's II. hervorgegangen scheinen, einer schneidigen Kritik, die in den Wunsch ausläuft, die geschichtlichen Stände Rußlands wieder als Functionäre der örtlichen Verwaltungsinstitutionen eingesetzt zu sehen. Wir kommen auf das Buch noch zurück.

— Zu Anlaß des am 22. Februar bevorstehenden hundertjährigen Geburtstags Arthur Schopenhauer's wird von seinem Verleger, F. A. Brockhaus in Leipzig, eine wohlfeile Ausgabe der „Sämmtlichen Werke" des Philosophen, in 6 Bänden, zu 6 M. für den Band veranstaltet. Als besondere Feiergabe wird von derselben Firma vorbereitet: „Edita und Inedita Schopenhaueriana". Von Eduard Grisebach herausgegeben, wird sie eine Schopenhauer-Bibliographie, sowie Randschriften und Briefe Schopenhauer's mit seinem Bildniß, Wappen und Facsimile enthalten. Die Ausstattung wird dem Anlaß des Werks entsprechen. Beiläufig bemerkt, haben bisjetzt die Beiträge für das Schopenhauer in Frankfurt a. M. zu errichtende Denkmal die Summe von 10000 Mk. erreicht.

Bibliographie.

Aicard, J., Das Lied vom Kinde. Eine Auswahl aus dem von der französischen Akademie preisgekrönten Werke „La Chanson de l'Enfant". In deutscher Bearbeitung von W. v. Zobel. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Dresden, Tamme. 8. 1 M.

Buchta, R., Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Rückblicke auf die letzten sechzig Jahre. Nebst einem Anhange: Briefe Dr. Emin-Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker. 1883—1885. Bearbeitet und herausgegeben von R. B. Mit Titelbild und zwei Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. 49ste Lfg. u. 50ste Lfg. à 2 Abtlgn.: Geschichte Oesterreichs. Von A. Huber. 3ter Bd. — Geschichte Polens. Von J. Caro. 5ter Tl. 2te Hälfte: 1481—1506. — Neuere Geschichte des preußischen Staates vom Hubertusburger Frieden bis zum Wiener Kongreß. Von E. Reimann. 2ter Bd. — Deutsche Geschichte. 1ster Bd.: Geschichte der deutschen Urzeit von F. Dahn. 2te Hälfte. (Bis a. 814.) Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 34 M.

Graudenz, H., Ein Genrebild aus dem schwedischen Alltagsleben. Autographie von Martha Weidling. Berlin, Conrad. 1887. 8. 2 M.

Höfler, M., Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Mit einem Vorworte von F. v. Hellwald. München, Stahl sen. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Basler Jahrbuch 1888. Herausgegeben von A. Burckhardt und R. Wackernagel. Basel, Detloff. 8. 4 M. 50 Pf.

Jenner, G. v. (1765—1834). Denkwürdigkeiten meines Lebens. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von E. v. Jenner-Pigott. Bern, Wyss. 1887. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Jonge, M. de, Die Unübertragbarkeit der Retourbillets. Köln. 1887. Gr. 8. 50 Pf.

Kehlert, O., Die Insel Gotland im Besitz des deutschen Ordens 1398—1408. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 1887. Gr. 8. 1 M.

Kunze, C. F., Ueber die Diät. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 2 M.

Landwehr, H., Zur Erinnerung an Adolf Schmidt. Berlin, Calvary u. Comp. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Larraß, Geschichte des Königlich Sächsischen 6. Infanterie-Regiments Nr. 105 und seine Vorgeschichte 1701—1887. Mit Benutzung offizieller Quellen bearbeitet. Leipzig, Giesecke u. Devrient. 1887. Gr. 8. 9 M.

Leutemann, H., Lebensbeschreibung des Thierhändlers Carl Hagenbeck. Mit 1 Portr. u. 2 Illustr. Hamburg. Gr. 8. 1 M.

Lorenz, A., Die heutige Schulbankfrage. Vorschläge zur Reform des hygienischen Schulsitzens. Mit 46 in den Text gedruckten Abbildungen. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Martens, W., Heinrich IV. und Gregor VII. nach der Schilderung von Ranke's Weltgeschichte. Kritische Betrachtungen. Danzig, Weber. 1887. Gr. 8. 2 M.

Muhlenbeck, E., Étude sur les origines de la Sainte-Alliance. Strassburg, Heitz. 1887. Gr. 8. 6 M.

Müller, W., Comenius: ein Systematiker in der Pädagogik. Eine philosophisch-historische Untersuchung. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Natzmer, G. E. v., Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. II. Tl. 1832—1839. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Ofenheim, A. Ritter v., Das Wesen des Duells und ein Reform-Vorschlag. Wien, Manz. 1887. Gr. 8. 3 M.

Otto, die Waise. Was sie vom Staate fordert. Von K. B. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1887. Gr. 8. 1 M.

Pike, G. H., Charles Haddon Spurgeon: Prediger, Schriftsteller und Philanthrop. Mit Erinnerungen und Zügen aus seinem Leben. Autorisirte und allein berechtigte Uebersetzung. Hagen, Risel u. Comp. 1887. 8. 3 M.

Planta, P. C. v., Biographie des Professor und Dekan Georg Sprecher. Chur, Rich. Gr. 8. 80 Pf.

Potz, R., Kirche und Schule. Pfarrhaus und Schulhaus. Hilchenbach, Wigand. Gr. 8. 1 M.

Ranke, L. v., Weltgeschichte. 1ste bis 3te Aufl. 8ter Thl.: Kreuzzüge und päpstliche Weltherrschaft (XII. und XIII.) Jahrhundert. Herausgegeben von A. Dove, G. Winter, T. Wiedemann. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. Gr. 8. 17 M.

Rudorff, E., Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. Eine Gabe für das Frauenherz. Gotha, F. A. Perthes. 8. 4 M.

Ruft, F., Aus neuer Zeit. Poesien. Breslau, Zimmer. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.

Rutenberg, E., Jesus von Nazareth. Ein Epos. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 4 M.

Seidl, F. X., Für Dich. Neue Lieder und Gedichte. Regensburg, Coppenrath. 1887. 12. 2 M.

Velzen, H. T. van, Gott und Unsterblichkeit. Jena, Dabis. 1887. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Verne, J., Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. Mit ungefähr 500 großen in den Text gedruckten Illustrationen. 6te Serie. 14te bis 38ste Lfg.: Der grüne Strahl. — Zehn Stunden auf der Jagd. — Keraban der Starrkopf. — Der Südstern oder das Land der Diamanten. — Der Archipel in Flammen. Wien, Hartleben. 1887. Lex.-8. à 50 Pf.

Wichmann, E. H., Hamburgische Geschichte in Darstellungen aus alter und neuer Zeit. Mit Abbildungen. 1ste Hälfte. Hamburg, O. Meißner. 1887. Gr. 4. 8 M.

Wiegand, W., Friedrich der Große im Urtheil der Nachwelt. Vortrag. Straßburg, Heitz. Gr. 8. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

Im Innern Afrikas.

Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885.

Von

Hermann Wißmann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller.

Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Die Ergebnisse der unter der Leitung von Lieutenant Wißmann unternommenen Kassai-Expedition haben für die geographische und ethnographische Kenntniß Innerafrikas außerordentlich viel neues Material geliefert. Die Schilderung der auch an mancherlei kriegerischen Ereignissen reichen Reise ist von den Mitgliedern der Expedition gemeinschaftlich ausgearbeitet worden und dieses Werk der vier insgesammt der deutschen Armee angehörigen Offiziere wird sicher bei der Lesewelt günstige Aufnahme finden.

Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo.

Reisen in Centralafrika

von **Curt von François.**

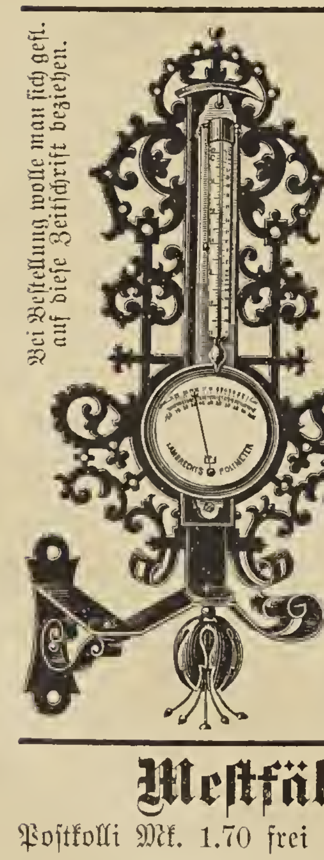
Mit 33 Abbildungen, 12 Kartenskizzen und 1 Uebersichtskarte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Hauptmann Curt von François, Theilnehmer an der Kassai-Expedition unter der Oberleitung von Lieutenant Wißmann, unternahm nach Eintreffen der Reisenden am Kongo in Begleitung des englischen Missionars Grenfell noch eine besondere Forschungsreise auf dem Kongo und dessen bis dahin unbekannten, in der Nähe des Aequators einmündenden großen Nebenflüssen Tschuapa und Lulongo.

Vorstehende beide Werke ergänzen sich gegenseitig.

Bei Bestellung wolle man sich gefl. auf diese Zeitschrift beziehen.



Lambrechts Polymeter

für **naturwissenschaftl., meteorolog., technische und hygienische** Zwecke, zeigt ohne Hilfsmittel: 1. Relative Feuchtigkeit in %. 2. Thaupunkt. 3. Dunstdruckmaxima. 4. Jeweil. Dunstdruck in Millimeter. 5. Gewicht des Wassers p. Kubikmeter. Garantie für wissenschaftliche Genauigkeit. Illustrirte Beschr. zu Diensten. Preis, in einfacher Ausstattung, 20 Mark.

Wilh. Lambrecht,
Göttingen,
Fabrik. meteorol. Instrumente.

Baden-Baden.

Mein Hygrometer functionirt seit $2\frac{1}{2}$ Jahren zu meiner vollen Zufriedenheit. Ich empfehle es daher, wo ich kann.

Dr. Schliep,
Leibarzt J. M. der Kaiserin.

Westfäl. Pumpernickel

Postkolli Mk. 1.70 frei Nachnahme empfiehlt

Rudolf Horn, Siegen Westf.

Pumpernickelfabrik.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg (Breisgau).

In unserem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Neuester Band:

Hesse-Wartegg, E. v., Kanada und Neu-Fundland. Nach eigenen Reisen und Beobachtungen. **Mit 54 Illustrationen und einer Übersichtskarte.** Gr. 8. (XII u. 224 S.) 5 M.; in Original-Einband, Leinwand mit reicher Deckenpressung 7 M.

Früher sind, durchweg reich illustrirt, erschienen:

Geistbeck, Dr. M., **Der Weltverkehr.** 8 M.; geb. 10 M.
Jakob, A., **Unsere Erde.** 8 M.; geb. 10 M.
Kaulen, Dr. F., **Assyrien und Babylonien. Dritte Auflage.** 4 M.; geb. 6 M.
Kayser, Dr. F., **Ägypten einst und jetzt.** 5 M.; geb. 7 M.
Kolberg, J., **Nach Ecuador. Dritte Auflage.** 8 M.; geb. 10 M.
Lux, A. E., **Die Balkanhalbinsel.** 6 M.; geb. 8 M.
Paulitschke, Dr. Ph., **Die Sudanländer.** 7 M.; geb. 9 M.
Schütz-Holzhausen, Dr. v., **Der Amazonas.** 4 M.; geb. 6 M.

Jeder Band ist einzeln käuflich. — Einbände in weißer, grüner oder brauner Farbe.

Heinrich Nitschmann
als Interpret **Mickiewicz**'scher Werke

von

Wladyslaw Malukiewicz.

Gedruckt und verlegt bei Reinhold Kühn d. J., Elbing 1888.

Preis 60 Pf.; direct von der Verlagshandlung oder durch jede Buchhandlung zu beziehen.



Für Kinder genügt $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$, für Erwachs. $\frac{1}{2}$—1 **Tam.-Confitüre.** In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek. **C. Kanoldt Nachf., Ap.—Gotha.**

Apoth. Kanoldt's

Tamar Indien

Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende **Confiture laxative** von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung. Allein ächt.

Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

(Mit einer Beilage von **Wilhelm Engelmann** in Leipzig.)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 16. Februar 1888.

Zum Wesen der tragischen Kunst.

I.

Mehr als zwei Jahrtausende sind es her, seitdem der scharfsinnigste Geist des Alterthums sich um das Wesen der tragischen Kunst bemühte, und noch heute stehen wir auf demselben Fleck, ungewiß zudem, ob wir den gewaltigen Mann der alten griechischen Welt ganz misverstanden oder nur zur Hälfte verstanden haben. Die Beweggründe zu solchem Zweifel sind allen Kundigen offenbar.

Man weiß — oder man weiß es auch nicht, daß sich von der „Dichtkunst" des Aristoteles, in der das schwerwiegende Problem einer eingehenden Untersuchung verfiel, nur Bruchstücke erhalten haben, und daß die gerettete Begriffsbestimmung der Tragödie, zusammenhangslos, wie sie ist, allen erdenklichen Misverständnissen bereitwillig entgegenkommt, vornehmlich wenn die einseitige Sprachforschung voreilige Schlüsse zieht, wo die Philosophie und der Kunstverstand zuguterletzt allein entscheiden können. Jene berühmte Stelle zu Anfang des sechsten Kapitels hat aber folgenden Wortlaut: „ἐστι τραγῳδια μιμησις πραξεως σπουδαίας και τελειας δι' ἐλεου και φοβου περαινουσα την των τοιουτων παϑηματων καϑαρσιν", zu deutsch: „Die Tragödie ist die Nachbildung einer ernsten, in sich geschlossenen Handlung, welche vermittelst Mitleid und Furcht die Befreiung von solchen Leidenschaften bewirkt." Und kaum sind diese wenigen Worte gefallen, als auch schon das Chaos widerstreitender Meinungen und Deutungen über uns hereinbricht.

Ich bitte einstweilen bei dem Wörtchen „solcher" zu rasten. Wenn Aristoteles schreibt: „Die Tragödie bewirkt Befreiung von «solchen» Leidenschaften", so darf man in der Erklärung nicht von „diesen" Leidenschaften sprechen, denn „solcher" ist nicht „dieser": der Unterschied ist wesentlich; man fühlt ihn auf der Stelle heraus, selbst wo man sich in den Begriffen noch nicht ganz klar geworden ist. Beispiele werden darüber Auskunft geben. Indem ich sage: „diesen" Männern bin ich begegnet — behaupte ich damit, daß ich in ihnen genau dieselben von früher wiedererkenne; wenn ich dagegen in meiner Erzählung von „solchen" Männern spreche, so gebe ich damit zu verstehen, daß es nicht durchaus dieselben, sondern lediglich Leute von ähnlichem Aussehen waren. Ferner, ich kann wol sagen: „solche" Stunden kehren selten wieder, aber anstatt solche „diese" Stunden kehren selten wieder, zu setzen, wäre schon, allen verständlich, ein vollkommener Unsinn; der Zwiespalt der Begriffe tritt hier völlig zu Tage. „Dieser" kennzeichnet immer denselben Gegenstand, während „solcher" nichts mehr als die nähere oder entferntere, äußere oder innere Verwandtschaft anderer mit jenem meint. Verhält sich aber die Sache, wie eben ausgeführt, so ist auch unwidersprechlich, daß der große Stagirite mit der „Befreiung von solchen Leidenschaften" nicht blos auf „Mitleid und Furcht" verweisen konnte, denn in diesem Fall hätte er von „diesen" oder „denselben" schreiben müssen, und es steht lediglich von „solchen" — των τοιουτων παϑηματων. Wenn also nicht blos „Mitleid und Furcht" — welche Leidenschaften außer diesen beiden sind denn noch in jener καϑαρσις, welche die menschliche Brust entlastet, mit einbegriffen?

„Παϑος — schreibt Jakob Bernays in seiner aristotelischen Studie über die Wirkung der Tragödie — ist der Zustand eines πασχων und bezeichnet die unerwartet ausbrechende und vorübergehende Gemüthserregung; παϑημα dagegen ist der Zustand eines παϑητικος und bezeichnet den leidenschaftlichen Zustand als der erregten Person innewohnend und als jederzeit zum Ausbruch reif."

Man wolle vorläufig nur dessen eingedenk bleiben, daß „Gemüthserregung“ und „Leidenschaft“ zwei von einander scharf geschiedene Begriffe sind. Die lebendige Leidenschaft ist selbstverständlich auch immer eine Gemüthserregung. Falls keine Aufforderung vorliegt, den Begriff ganz streng zu begrenzen, dürfte es auch erlaubt erscheinen, statt „Leidenschaft“ einfach und unterscheidungslos „Gemüthswallung“ — πάθος also in beiden Fällen zu schreiben; was aber nicht zulässig, wäre: an Stelle „Leidenschaft“ ohne weiteres „Gemüthserregung“ — mithin auch πάθημα für den letztern Begriff zu gebrauchen; dieses geht darum nie an, weil „Leidenschaft“ der weitere Begriff ist, der auch die „Gemüthserregung“ einschließt, während der engere Begriff der „Gemüthserregung“ nothgedrungen jenen weitern der „Leidenschaft“ ausschließen muß. Es könnte darum πάθος unter Umständen sowol „Leidenschaft“ wie „Gemüthserregung“ bedeuten, πάθημα jedoch nie etwas anderes als „Leidenschaft“.

Man gedenke von neuem der Begriffsbestimmung des griechischen Philosophen: die Tragödie bewirkt vermittelst Mitleid und Furcht die Befreiung von solchen Leidenschaften? „Von solchen!“ also nicht blos von „Mitleid und Furcht“, sondern auch noch von andern ähnlichen, verwandten und immer nur von „Leidenschaften“ — παθημάτων und nicht von „Gefühlserregungen“! Wie aber, wenn nun „Mitleid und Furcht“ gar nicht „Leidenschaften“, wenn dieselben nichts mehr wären als ganz allgemein menschliche Gemüthsanlagen, die erregt zu augenblicklichen, vorübergehenden, mehr oder minder starken Gemüthswallungen führen?

Die „Leidenschaft“ ist ein mir innewohnender und in jeder wesentlichen Bethätigung des eigenen Lebens sich kundgebender Drang nach Erreichung des Naturtriebes. Die „Leidenschaft“ ist ein natürlicher Hang: als solcher etwas menschlich Besonderes; als solcher innerhalb des ihm zugefallenen Einzelwesens immer während, immer thätig, kaum wahrnehmbar im Gleichgültigen und denselben Augenblick schon im gewaltigsten Wirken, sobald es dem Hauptzweck des Daseins gilt. Dieser Hauptzweck aber ist die Befriedigung des natürlichen Hanges. Dieser „Hang“ oder Leidenschaft sucht seine Stillung, wirkt also selbstherrlich aus sich heraus nach außen, während die „Gemüthsanlage“ durchaus nichts anderes vermag als die Außenwelt auf sich wirken zu lassen. Die Leidenschaft zeugt, die Gemüthsanlage empfängt; jene ist aus eigener Vollkraft schöpferisch, diese erst nach einer Entlehnung; jene ist eine unsterbliche, brennende, treibende und unbezwingliche Begier, um jeden Preis das Maß ihrer Natur bis zum Rande zu füllen, diese der mehr oder weniger lebhafte Wunsch, den gerade zufälligen Durst mit einem bescheidenen Labetrunk zu löschen. Die Nichtbefriedigung der Leidenschaft erzeugt dauernde Pein, diejenige der Gemüthserregung flüchtige Unlust. Die unbefriedigte Leidenschaft steigert nur immer die Sucht: unterdrückt wächst sie; die unbefriedigte Gemüthserregung erlöscht allmählich; sie schläft ein, um gelegentlich wieder zu erwachen. Die Leidenschaft ist immer selbständig, die Gemüthserregung immer abhängig. Die Gemüthsanlage ist etwas ganz Allgemeines und darum nur Menschliches; die Leidenschaft dagegen ist etwas menschlich Besonderes und daher immer dämonisch. Die Gemüthserregung, sie mag sich wo immer zeigen, wird niemals eine genügende Handhabe zur Ergründung des Menschen bieten; die Leidenschaft hingegen, wenn irgendwo vorhanden und erkannt — wohlverstanden auch in ihrer Theilung erkannt — ist eine vollkommene Offenbarung und die Erklärung aller hervorragenden Lebensäußerungen ohne Ausnahme. So sind Habsucht, Ehrgeiz, Menschenliebe, Gerechtigkeit, Treue, Redlichkeit und dergleichen — Leidenschaften; Mitleid, Furcht, Zorn, Eifersucht, Neid, Hochmuth dagegen bloße Gemüthsanlagen. Man könnte die letztern auch als die in der Gesellschaft zur Sinnesart abgestumpften Wesenseigenschaften der großen Natur bezeichnen: sie streben nicht mehr, sie wirken nur noch zurück; sie mögen bis zur Leidenschaftlichkeit erregt werden, vermögen aber nie als Leidenschaft wieder aufzuleben. Im Sprachgebrauch freilich geht es mit solchen Unterschieden ziemlich unterscheidungslos her. Ist man doch gewöhnlich schnell bei der Hand zu sagen: dieser oder jener hat es in der Leidenschaft verübt, aber der Zorn ist beispielsweise nur eine überaus plötzliche und stark ausbrechende, dabei ebenso schnell verrauchende Gemüthserregung; wogegen man von Beweisen des Mitleids nie vernimmt: er hat es in der Leidenschaft gethan, obschon gewiß eine erhebliche Anzahl liebevoller und menschenfreundlicher Handlungen schlechterdings nur aus der Leidenschaft der Menschenliebe zu erklären ist. Es ist eben volksthümliche Gewohnheit, den Ausdruck der Leidenschaft ausschließlich im Schrecklichen zu erblicken — was falsch, denn dem dämonischen Hange ist keine der menschlichen Empfindungen, sei es der guten, sei es der bösen, versagt.

Fassen wir noch einmal alle Kennzeichen der Leidenschaft wie in einem Brennpunkte zusammen: sie ist ein Naturtrieb, ein unbezähmbarer Drang; sie strebt selbständig aus sich heraus; sie verlangt gebieterisch Befriedigung; sie wächst am Widerstande und ruht nicht eher, als bis sie ihr Genüge, sei es, wie es sei, gefunden hat; sie ist endlich der wesentliche Inhalt eines vollen Menschenlebens. Man messe an einer solchen Erscheinung „Mitleid“ und „Furcht“, und man wird auf der Stelle begreifen, daß diese schwächlichen Gemüthsanlagen aber auch in nichts mit jenem mächtigen Wesen vergleichbar sind; daß beide wol gelegentlich erregt werden können und dann allerdings wirken oder doch zu wirken versuchen, so lange es ihnen eben der Zufall erlaubt: sie sind Dienerinnen von Natur und Gepflogenheit, wo die Leidenschaft die geborene Herrscherin ist.

Die Befreiung von „solchen Leidenschaften“, hatte Aristoteles ausdrücklich erklärt; wenn nun aber „Mitleid“ und „Furcht“ nur Gemüthsanlagen und keine Leidenschaften sind, der scharfsinnige Mann unter „solchen Leiden=

schaften“ weder Furcht, noch Mitleid, noch andere diesen verwandte Gemüthsanlagen gemeint haben konnte — worauf hat er denn sonst mit jenen fraglichen Worten gezielt?

Bevor noch der griechische Philosoph die bekannte Wesensbestimmung der Tragödie versucht, bemerkt er in dem letzten Satz vorher, daß er sie nach dem „bisher Gesagten“ abgeben werde. Das „bisher Gesagte“ ist aber weiter nichts als die breite klaffende Lücke, die sich zwischen dem fünften und sechsten Kapitel der geretteten Bruchstücke aufthut. Da es sich jedoch an Ort und Stelle ausschließlich darum handelt, einen dem Wesen der Tragödie vollkommen entsprechenden Begriff zu finden, der Inhalt dieser aber lediglich Darstellung der Leidenschaft ist, so dürfte dem wol kaum widersprochen werden, daß darum Aristoteles in dem verloren gegangenen Theil auch über nichts anderes als eben über die Leidenschaft im allgemeinen und einzelnen sprechen konnte. Ist diese Annahme sicher — und welche andere hätte ein höheres Anrecht darauf — so wird wol auch der Schluß nicht für allzu kühn gelten, daß der Kunstphilosoph, indem er schon im nächstfolgenden Satz von „solchen Leidenschaften“ — των τοιουτων παθηματων sprach, darunter gar keine andern als eben jene vorher besprochenen Leidenschaften und keineswegs die beiden dicht danebenstehenden „Mitleid“ und „Furcht“, oder weitere, diesen verwandte Gemüthsanlagen verstanden hat.

Wenn wir jetzt noch einmal jene bekannte Erklärung des hellenischen Weltweisen betrachten, so hätten wir ein Recht, bei vollem Anschluß an seine Begriffe gleichwol verständlicher für uns und ohne daß alten Irrthümern auch nur der kleinste Spielraum verbliebe, folgendermaßen zu übersetzen: „Die Tragödie ist die Nachbildung einer ernsten, in sich geschlossenen Handlung, welche vermittelst Erregung von Mitleid und Furcht die Befreiung von den Leidenschaften überhaupt verursacht.“ Aber gesetzt auch, wir wären zu diesem Ziele nicht schon auf dem Wege der bloßen Wortkritik gelangt: der Verstand in der Sache selbst hätte uns mit Nothwendigkeit aus dem alten Geleise herausgezwungen. Denn bliebe man wirklich noch immer dabei, unter „solchen Leidenschaften“ eben nur „Mitleid“ und „Furcht“ zu verstehen, so ergäbe sich als Aufgabe der Tragödie folgendes possirliche Manöver: zuerst in dem gleichgültigen Zuschauer „Mitleid und Furcht“ zu erregen, und sobald dies geschehen, eben dieselben „Mitleid und Furcht“ wieder wegzuschaffen — welch ein kurzweiliges und geschmackvolles Gesellschaftsspiel! Das wäre also das große Bedürfniß einer gehobenen Menschlichkeit und die kunstvolle Befriedigung unsterblicher Triebe! Man stelle sich nur die tragische Muse vor, die leidvolle Strenge ihres Angesichts und daß sie spräche: kommt nur alle herbei, ihr lieben Leutchen, die ihr noch nüchtern seid, esset euch tüchtig satt; daß ihr euch den Magen nicht an den Gerichten verderbt, dafür habe ich schon durch die Beimischung wirksamer Verdauungsmittelchen gesorgt: kaum daß ihr genossen habt, werdet ihr auch schon die Stoffe weiter geben. Oder mit andern Worten: die stolze Tragik eines höchst gedachten Menschendaseins bestände darin, stumpfsinnig zu sein, durch die Bemühungen der tragischen Kunst gelegentlich in Mitleid und Furcht zu erwachen, um nach diesem kurzen Lichtblick wieder in denselben, ja alsdann noch dumpfern Zustand zurückzutaumeln. Würde es nicht jedermann für anstößig erachten, eine solche Auslegung der Gedankentiefe des Aristoteles auch nur aus weiter Ferne zu zeigen? Aber Lessing! In der That, es wird unmöglich sein, an dieser Stelle vorüberzugehen, ohne des großen Kritikers der neuern Zeit zu gedenken.

In aller Gedächtniß dürfte jener Satz aus der „Hamburgischen Dramaturgie“ sein, welcher die umsichtigste Erörterung derselben aristotelischen Begriffsbestimmung enthält, die uns noch immer nicht ihrer Dienste entlassen will — jener Satz lautet: „Das τοιουτων bezieht sich lediglich auf das vorhergehende «Mitleid und Furcht»; die Tragödie soll unser Mitleid und Furcht erregen, blos um diese und dergleichen Leidenschaften, nicht aber alle Leidenschaften ohne Unterschied zu reinigen. Er, Aristoteles, sagt aber τοιουτων und nicht τουτων; er sagt «dieser und dergleichen» und nicht blos «dieser», um anzuzeigen, daß er unter Mitleid nicht blos das eigentliche, sogenannte Mitleid, sondern überhaupt alle menschenfreundlichen Empfindungen, sowie unter der Furcht nicht blos die Unlust über ein uns bevorstehendes Uebel, sondern auch jede damit verwandte Unlust, auch die Unlust über ein gegenwärtiges, auch die Unlust über ein vergangenes Uebel, Betrübniß und Gram verstehe.“

Diese vorstehende Erläuterung ist verfehlt; man hat nicht erst nöthig, besonders darauf aufmerksam zu machen; ein jeder würde es ohnedies schon wissen: die Erklärung mußte falsch ausfallen, weil Lessing unter καθαρσις die „Reinigung“ der Leidenschaften und nicht die „Befreiung“ oder „Entlastung“ oder „Entladung“ von den Leidenschaften begreift und jene so misverständlich begriffen hat, nachdem über die eigentliche Bedeutung des Ausdrucks die neuere Sprachforschung gar keine Zweifel mehr übrig läßt. Aber auch unter der Flagge einer „Reinigung“ dieser Leidenschaften „Mitleid und Furcht“ ist die Aussicht auf Sinn in jener Begriffsbestimmung so trostlos, daß, wenn jemand, Lessing zu allerst einen derartigen Zustand überschauen mußte. Ihm blieb nur die Wahl: ohne weiteres zu erklären, daß Aristoteles einen offenbaren Unsinn zusammengeschrieben habe, oder den Versuch zu machen, mit allen Mitteln seines großen Scharfsinnes irgendeinen Verstand in der Sache zu entdecken. Begreiflicherweise entschied sich Lessing in diesem Falle für das letztere. In der schärfern, sinngemäßen Begrenzung des Wörtchens τοιουτων schien sich ihm der Ausweg aus seiner schwierigen Lage zu öffnen; er übersetzte darum dasselbe, wie er durfte, mit „dieser und dergleichen“, er vergrößert so die Zahl der etwa in Frage kommenden Empfindungen nach Möglichkeit, ohne jedoch den Kreis der Verwandtschaft zu verlassen, und erblickte sich zum Schluß ebenso weit von dem Ziele eines Verständnisses

wie vordem. Denn weder Betrübniß noch Gram, weder Furcht noch Mitleid, noch die sonstigen Anlagen zur Menschenfreundlichkeit vermögen es jemals, sich in einem reinen oder unreinen Zustande zu zeigen. Alle von ihnen können gewaltig, mäßig, gering oder auch gar nicht vorhanden sein, sie können nach äußern Stärkegraden, aber nicht nach moralischen Stufen unterschieden werden. Das in jedem Menschen vorhandene Mitleid und ebenso die einem jeden anhaftende Anlage zur Furcht können geweckt werden, die Erregungen können je nach den Menschen und Umständen stärkere oder schwächere sein, dieselben mögen herrschenden und doch vielleicht irrigen Anschauungen gemäß durch würdige oder unwürdige Gegenstände veranlaßt werden, hier übermäßig, dort unter dem gebührlichen Maße erscheinen — alles das ist verständlich; aber daß ein auf solchem Wege erregtes Mitleid oder eine auf solchem Wege geweckte Furcht sich jemals als eine moralische Verbesserung des in dem Menschen überhaupt möglichen Mitleids oder der in ihm möglichen Furcht mit Fug und Recht auszugeben vermöchte, ist eine Vorstellung, für die eine jede Möglichkeit verstandesgerechter Begriffsbildung fehlt. Die verständige Einsicht in Lage und Verhältnisse kann wol das Mitleid und die Furcht berichtigen, hier erhöhen, dort vermindern; da aber beide nur Gemüthsanlagen und keine Wesenseigenschaften sind, so können sie auch an sich weder gut noch böse sein, sie unterliegen also keinem moralischen Gesetz, sie sind darum auch keiner moralischen Verbesserung fähig, und „Reinigung“ bedeutet moralische Verbesserung.

Ob dieses Lessing nicht ebenso gut wie wir erkannte? Gewiß! „Da, es kurz zu sagen“, schreibt er, „diese Reinigung in nichts anderm beruht als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber, nach unserm Philosophen, sich diesseits und jenseits die Gegensätze finden, zwischen welchen sie mitten darinsteht, so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Gegensätzen des Mitleids zu reinigen vermögend sein, welches auch von der Furcht zu verstehen. Das tragische Mitleid muß nicht allein in Ansehung des Mitleids die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlt, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein in Ansehung der Furcht die Seele desjenigen reinigen, welcher sich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste in Furcht setzt. Gleichfalls muß das tragische Mitleid in Ansehung der Furcht dem, was zu viel, und dem, was zu wenig, steuern, sowie hinwiederum die tragische Furcht in Ansehung des Mitleids.“ Eine wundervolle Klügelei! Schade, daß es nur Klügelei. „Mitleid“ und „Furcht“ sind moralisch nicht zu verbessern, aber sie können je nach den Verhältnissen auf ein mittleres, der Vernunft entsprechendes Maß gebracht werden; kein Zweifel! Die tragische Muse würde also von nun an sprechen: kommt nur herbei, alle, wie ihr da seid, ihr guten Leute! Wie ich höre, leidet ihr schon seit alter Zeit an der schlimmen Gewohnheit, mit euerem Mitleid und euerer Furcht ziemlich sinnlos umzugehen; bald vergeudet, bald knausert ihr, ohne verständige Ueberlegung thut ihr bei den meisten Anlässen entweder zu viel oder zu wenig. Kommt nur hübsch herbei! kommt her! kommt her! ich will euch jetzt lauter solche Sachen vorführen, bei denen ihr ein gut gerüttelt und geschüttelt Maß von Mitleid und Furcht empfinden dürft und sollt und darum auch werdet. Und die Leute eilen wirklich herbei, alle, wie sie da sind, und sind anfangs ganz Auge und Ohr. Aber bald beginnt es sich in der stillen Masse zu regen; der eine reckt sich, der andere gähnt, der dritte weint, der vierte lacht, und dieser letztere thut es so herzlich und aus vollem Halse, daß sogleich zehn andere in sein Gelächter mit einstimmen müssen. „Lacht nicht!“ schreit zornig die schöne Muse, „wo ihr mitfürchten und mitleiden sollt!“ „Sei doch nicht gleich so böse, liebes Kind!“ erwidern heiter die Lacher, „noch nie im Leben haben wir uns bei einer solchen Geschichte gefürchtet, und wie kämen wir gerade heute dazu? Das ganze Unglück — ja, warum war er denn auch ein solcher Narr; wir würden es anders machen.“ Und bevor noch die Sprecher ganz geendet, hört man schon den schrillen Ruf eines kleinen Buckligen: „Was ist mir Hekuba!“ und den verzweiflungsvollen Schrei eines jungen Mädchens: „Es bricht mein Herz! es bricht!“ Die hehre Kunst eilt selbst erschreckt zu der thränenüberströmten Zuschauerin. „So fasse dich doch, gutes Kind, ich bin dir hold, du bist mir werth! Du fühlst gleich mir; du leidest, wo ich leide; doch halte Maß, überlege, denke.“ „Wie kann ich denken“, ruft das arme Geschöpf, „wenn mir das Herz alle meine Gedanken raubt — das Herz! mein Herz!“ Rathlos winkt die Muse, der Vorhang fällt. War das ein schönes mittleres Maß! Nur glaube man nicht, daß Lessing selbst der Meinung gewesen: mit einer solchen Komödie wäre die Aufgabe der Tragödie gelöst. Bewahre! man höre, was er weiter schreibt: „Es ist unstreitig, daß Aristoteles überhaupt keine streng folgerechte Wesensbestimmung von der Tragödie hat geben wollen.“ Es leuchtet aus diesem Satze hervor, daß auch dem neuern Kritiker die obige Erläuterung außerordentlich wenig behagte, daß er sie im Hinblick auf das Wesen der tragischen Kunst für ungenügend und unzutreffend erachtete, daß er, nur um nicht den großen Philosophen Unsinn sprechen zu lassen, den misverstandenen Worten desselben, die eben, weil sie falsch ausgelegt wurden, einen gesunden Gedanken von vornherein ausschlossen, gleichwol mit erstaunlicher Kunst einen scheinbaren Sinn abquälte, ohne jedoch selbst darunter sein Ja und Amen zu setzen. Der Sinn ist natürlich nur scheinbar. Denn abgesehen davon, daß die angebliche „Reinigung“ der Leidenschaften niemals gegen eine „Berichtigung des Stärkegrades“, ein rein moralisches Verhältniß niemals füglich und rechtmäßig gegen ein blos verständiges umgetauscht werden kann, so würden auch die

Blößen jener vorgeblich aristotelischen Vorstellung auf der Stelle klar zu Tage treten, sobald man daranginge, den Sinn derselben aus ihrem Zusammenhange mit der Wirklichkeit zu erklären. Eine Tragödie nämlich, welche sich mit Erfolg an die Aufgabe machen wollte, „Mitleid und Furcht" der Zuschauer unausgesetzt auf einer mittlern Stufe zu erhalten, dürfte schon dieses Zwecks und seines Gelingens halber sich in der Darstellung der Leidenschaften selbst nie über einen mäßigen Wärmegrad erheben — was unmöglich, da die Leidenschaft an sich schon den Siedegrad bedeutet. Die Zuhörer hinwider müßten, um den wohlanständigen Mäßigkeitsbestrebungen der tragischen Kunst, „starke und auch schwache Leidenschaften — Mitleid und Furcht — in tugendhafte Fertigkeiten zu verwandeln", nur einigermaßen vollzählig zu entsprechen, alle sammt und sonders innerlich gleich veranlagt sein, was noch nirgends vorgekommen ist, wie schon die soeben geschilderte kleine Scene lehrte. Denn wie viele Köpfe, so viel verschiedene Herzen; bei den einen Leidenschaft, bei den meisten keine, und wo keine Leidenschaft, auch kein Mitleid für die dargestellte Leidenschaft und keine Furcht. Freilich! als sich jenes gemischte Publikum verlaufen und die Muse, allein geblieben, sich der tragischen Maske entkleidete — was kam da überraschend genug und doch, wie begreiflich, zum Vorschein? Ein Männlein, den Gänsekiel hinter dem Ohr, die Hornbrille auf der Nase und das Röhrchen in der Hand — ein altes Schulmeisterlein.

Aber wie war es nur möglich, daß dieses große kritische Genie der Neuzeit — nicht in dem Wesen der Tragödie, denn Lessing kannte Shakspeare, und schon diese Thatsache allein mußte ihm genügen, um von der abgegebenen Erklärung völlig abzuweichen — so doch in der Auslegung der aristotelischen Meinung bis zu einem solchen Grade irren durfte? Die Antwort auf diese Frage ist einfach genug: sein Irrthum entsproß dem mangelhaften Zustand, in dem sich zu seiner Zeit noch die Wortkritik der aristotelischen Sprache befand; erst die spätern Jahrzehnte haben den Begriff des καϑαρσις unwiderruflich festgestellt. Und aus diesem einen großen Misverständniß, an Stelle der „Befreiung von Leidenschaften" die „Reinigung der Leidenschaften" zu verstehen, folgten dann alle weitern Fehlschlüsse und vermuthlich daraus auch die ebenso schwerwiegende, wunderliche Verkennung der Gemüthsanlagen „Mitleid" und „Furcht" als Leidenschaften. Und jetzt mag es endlich an der Zeit erscheinen, genau festzustellen, wer und was die Leidenschaft ist, und ob es der Leidenschaften viele oder wenige gibt. Wohlan!

Emil Mauerhof.

Ein christliches Epos.

Gestern, Heute und in Ewigkeit. Ein Gedicht in zwölf Büchern von E. H. Bickersteth. Aus dem Englischen übersetzt von Helene von B. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 6 M.

Ein christliches Epos! Wir Deutsche denken dabei unwillkürlich an Klopstock's „Messiade", wie die Engländer an Milton's „Verlorenes Paradies", die Italiener an Dante's „Göttliche Komödie". Und jede der genannten Dichtungen hat auch in unserm Werk ihre Spuren hinterlassen. Durch Milton ohne Zweifel mittelbar oder unmittelbar zu dem Gedanken, sich an die Schilderung des Höchsten, ein Gemälde des Jenseits, zu wagen, angeregt, ist Dante dem Verfasser ein Vorbild gewesen für die Art, wie er es unternimmt, jede Phase des Ueberirdischen, jede Stufe der Verklärung an der Hand der prophetischen Offenbarungen und Bilder der Schrift durch individuelle Gestaltung zu beleben und in kühnem Fluge der Phantasie mit der Kraft eines tiefernsten Gemüths die Dinge der Zukunft zu vergegenwärtigen. An Klopstock aber erinnert die Darstellung, wenn sie aus dem Jenseits die abgeschiedene Seele zurückblicken läßt auf die Erde und die Hauptmomente der christlichen Lehre als ein großartig angelegtes poetisches Ganzes mit dem Jenseits verwebt.

Ist es dem Dichter aber auch gelungen, die Klippen zu vermeiden, an denen Klopstock's Unternehmen scheiterte und scheitern mußte? Ist die Erlösung des Menschen, ist das Jenseits überhaupt einer befriedigenden dichterischen Darstellung fähig? „Die Geschichte der Erlösung des Menschengeschlechts scheint auf dreifache Art einer poetischen Behandlung fähig: entweder objectiv-historisch, sodaß das Leben, die Thaten und der Tod des historischen Christus nach den Evangelien dargestellt werden — diese Behandlung liegt dem Volksepos nahe und ist in der altsächsischen Evangelienharmonie, dem «Heliand», auf unnachahmliche Weise vollendet; oder subjectiv-historisch, sodaß die an dem Menschen vollzogene Erlösung, seine Umkehr, Wiedergeburt und Heiligung zur Darstellung kommt — diese Behandlung ist vorzugsweise lyrisch und in dieser Form in dem evangelischen Kirchenliede auf die vollkommenste Weise ausgeführt, doch läßt sich immerhin denken, daß dieser Stoff auch zu einem psychologischen Kunstepos sich gestalten ließe, wie wir im «Parzival» wirklich wenigstens eine Seite dieser Erlösung auf das trefflichste dargestellt besitzen; oder endlich objectiv-mythologisch, sodaß der Hergang der erlösenden Thatsachen, nicht wie sie sichtbar für die Menschen auf Erden, sondern in dem Rathschlusse Gottes sich gebildet haben, geschildert wird." So Vilmar in seiner Literaturgeschichte, in dieser Frage sicher der competenteste Beurtheiler. Den dritten und schwierigsten der bezeichneten drei Wege schlug Klopstock ein, bekanntlich nicht zum Vortheil seines Epos. Und für denselben Weg hat sich Bickersteth entschieden. Doch wenn die Messiade vor lauter Reden, Gesprächen, Schilderungen für eine Hand-

lung kaum Raum läßt, und wenn die Handlung, soweit sie durch die rednerischen und lyrischen Ergüsse noch nicht ganz verdrängt ist, sich auf der äußersten Grenze zwischen dem Zulässigen und dem Verletzenden, geradezu Abstoßenden bewegt, so hat unser Dichter beides aufs glücklichste zu erreichen gewußt: sein Gedicht ist voll lebendiger, fesselnder, stellenweise ergreifender Handlung, der wir bis ans Ende mit steigender Theilnahme folgen, und ein feiner Takt, gebildet und genährt durch die biblischen Schriften, denen er seinen Stoff entlehnt, hat ihn, indem er bei aller heiligen Begeisterung ihn edles Maß halten lehrte, davor bewahrt, in irgendwelchen wichtigern Punkten das christliche Empfinden zum Widerspruch zu reizen.

In zwölf Gesängen führt unser Gedicht seinen Vorwurf aus. Ihre Ueberschriften werden zugleich über Inhalt und Gedankengang orientiren können. 1. Buch: „Niedergang zum Hades"; 2. Buch: „Das Paradies der seligen Todten"; 3. Buch: „Das Gefängniß der Verlorenen"; 4. Buch: „Die Schöpfung der Engel und der Menschen"; 5. Buch: „Der Fall der Engel und der Menschen"; 6. Buch: „Das Reich der Finsterniß"; 7. Buch: „Erlösung"; 8. Buch: „Die streitende Kirche"; 9. Buch: „Die Hochzeit des Lammes"; 10. Buch: „Der tausendjährige Sabbat"; 11. Buch: „Das Jüngste Gericht"; 12. Buch: „Die vielen Wohnungen". Ein umfassendes Bild der Welt also ist es, der sichtbaren und unsichtbaren, das uns hier vor Augen gestellt wird. Und so hoch der Dichter sein Ziel sich gesteckt hat, so großartig die Aufgabe, die er sich gewählt: er hat siegreich das Ziel erreicht, hat seine Aufgabe glänzend gelöst.

In seiner Heimat hat „Yester day, To day and For ever" in kurzer Zeit funfzehn Auflagen erlebt. Das will in dem Lande Milton's etwas sagen. Dort erfreut sich Bickersteth schon seit Jahren eines wohlbegründeten Rufs als hervorragender Theolog und Dichter. Sein Commentar zum Neuen Testament wird als ein tüchtiges wissenschaftliches Werk geschätzt, mit einem größern Dichtwerk, „Hesekiel", hat er den Seatonischen Preis davongetragen. Und wie der Dichter in den Werken der alten Classiker, Kirchenväter, englischen und ausländischen Dichter, in der Literatur auch der Erd- und Völkerkunde, der Historie, Astronomie, Geologie, selbst der Talmud- und Targumliteratur bewandert ist, beweist er an mehr als einer Stelle unsers Gedichts. In den sehr werthvollen Anmerkungen, welche dem Werke am Schluß beigefügt sind, bezieht er sich auf Theologen und Naturforscher, die alle in seinem Vaterland und über die Grenzen desselben hinaus einen guten Klang haben. In diesen Kreisen wird der Verfasser freilich mit einigen Absonderlichkeiten seiner theologischen Auffassung auf weniger Widerspruch stoßen als auf deutschem Boden. So ist ihm die mosaische Schöpfungsurkunde wie ein astronomisches und geologisches Compendium, die typische Ausdeutung der Psalmen ist oft gewagt, die Apokalypse wird zu einer Weissagung auf historische Einzelheiten gemacht, die auch die No popery-Rufe begründen soll. Die römische Kirche ist ihm das Babel der Offenbarung; die Söhne Gottes, die sich mit den Töchtern der Menschen vermischten (1 Mos. 6, 1—4), sind gefallene Engel; die menschliche Familie soll, wenn Sünde und Tod überwunden, ihre gesegneten Generationen ohne Ende vermehren. Und die dritthalb Jahre alten Kinder, die, in Sünde geboren, doch selbst nicht sündigen, vielmehr an Sündlosigkeit den Engeln gleich, die „heilige Maria, Urbild ihrer selbst", die überspannte Erwartung der Parusie als unmittelbar bevorstehend: sie erinnern mehr an Irving, als an einen besonnenen evangelischen Theologen. Doch das sind Einzelheiten, die den ästhetischen Genuß des Ganzen nicht stören und der hohen Schönheit der Dichtung keinen Eintrag thun.

Von einem so groß angelegten, eigenartigen Werke eine Uebersetzung zu geben, war keine leichte Aufgabe. Zu den Schwierigkeiten, die sich sonst schon einer solchen entgegenstellen, kamen hier noch ganz besondere hinzu. Im großen und ganzen ist aber die Uebersetzerin ihrer schwierigen Aufgabe gerecht geworden. Es ist ihr gelungen, die hohe dichterische Schönheit ihres Originals in ein helles Licht zu setzen. Auch in deutscher Zunge, wie das Werk nun vor uns liegt, verfehlt dasselbe nicht eines mächtigen, tiefen Eindrucks. Dennoch haben wir an der Sprache manches auszusetzen und möchten für eine gewiß bald zu erwartende, wir möchten sagen zu erhoffende zweite Auflage eine recht sorgfältige Durchsicht empfehlen. Zunächst sind die fünffüßigen Jamben gar nicht selten, und zwar ohne zwingenden Grund, der in dem Inhalt selber läge, durch vier- oder sechsfüßige Verse unterbrochen. Sodann werden öfter, als zulässig, trochäische Verse eingemischt. An vielen Stellen ist die Sprache hart und unschön, selbst grammatisch unrichtig.

Nicht seltener versündigt sich die Uebersetzung an dem Wortton. Denn nie wird man als Jamben lesen können: Freunden, Mägdlein, Engels, gleichfalls, oder Jesus, Heil'ge, sechzig u. s. w. Und wie soll man, unter der Voraussetzung, daß fünffüßige Jamben geboten werden, Verse scandiren wie die folgenden: „Wird sein, und der Leuchte bedürfen sie nicht"; „Und dann, meine Kraft war völlig dahin" (I, 366, 379, beides vierfüßige iambisch-anapästische Zeilen); vor einer Zeile des 5. Buchs stehen wir völlig rathlos. Sie lautet: „Blind durch menschliche Liebe überwunden." Wer hilft da scandiren! Eine Leidensgefährtin begegnet uns IX, 434: „Wer hier vollkommen als Individuum."

Andererseits wird das Lesen der Verse wieder erschwert durch überschüssige Silben, die durch Flüchtigkeit oder Druckfehler in den Text gekommen sind. Oder es ist eine an sich zulässige, nach dem Versmaß aber unzulässige Verkürzung gegeben wie: eu'r, äußrer, andre, äußren, größrer, Bethlem. Störend ist auch, daß einzelne Wörter an verschiedenen Stellen verschieden betont werden, wie z. B. Hallelujah, Ironokles; Oriel wird bald zwei-, bald dreisilbig gebraucht.

Doch nicht mit solchen Zurechtstellungen mögen wir schließen. Dächten wir geringer von dem herrlichen Werk und dem Gesammtwerthe der Uebersetzung, die als erste in deutscher Zunge uns dasselbe zugänglich gemacht hat und darum schon hochwillkommen geheißen zu werden verdient, so würden wir uns kürzer gefaßt haben. Vielmehr drängt es uns, zum Schluß als Probe des Ganzen einige Zeilen herzusetzen, die dazu anregen möchten, mit dem übrigen Inhalt sich bekannt zu machen. Die Wahl wird nicht leicht. Denn die Dichtung ist in jedem ihrer Gesänge reich und überreich an Bildern und Scenen von überwältigender Schönheit. Wie es von der Erscheinung des Göttlichen einmal im zweiten Buche heißt:

Nicht lebend nur, es flößte Leben ein,
Nicht schön allein, es theilte Schönheit mit,
Nicht herrlich nur, nein, es verherrlichte —

so ist überall das Himmlische mit einer Innigkeit und Zartheit gezeichnet, die ebenso anziehend wie erhebend. Doch hören wir den Dichter selbst. Da erzählt uns ein Vater, der das Zeitliche gesegnet, von dem Wiederfinden seiner Kinder, die ihm in das Jenseits vorangegangen. An Engelshand hat er die seligen Gefilde durchwandert, und seine Seele ist voll Staunen ob all des Herrlichen, das er schaut.

Doch plötzlich that ein Thal sich vor uns auf,
Noch ganz besonders schön und Glanzes voll
In jener Welt der Schönheit. Ehe noch
Ich Worte der Bewundrung finden konnte,
Hört' ich der Muttersprache süße Laute,
Und sieh, es sprang ein holdes Engelskind —
Sowie ein Sonnenstrahl die Blume küßt —
In meine Arme. Hörbar flüstert' es:
„Mein lieber Vater!“ und ein anderes
Denselben Namen rief, mein Knie umfassend;
Ein Blick nur, und ich sah, daß sie die meinen,
Die langgeschiednen, meine süßen Kindlein,
Mit gleichem Antlitz, die Gestalt dieselbe,
Wie ich sie auf dem Sterbebett geschaut,
Nur war der Geist des Fleisches nun entkleidet
Und strahlte von dem Bilde ihres Herrn.
Die eine, die an meiner Brust nun ruhte,
Sie hatte nie des Winters Schnee gesehn,
Nur Frühling, Sommer, Herbst gleich hellen Träumen
War ihr beschieden, Eva war ihr Name,
Ein Lebensknöspchen, nur von Lieb' getragen,
Ein Morgenstern in schönen Sommertagen,
Ein goldnes Licht in trauten Dämmerstunden,
Ein Lämmlein zart, an unsren Herzen ruhend,
Ein Täubchen, dessen Girren uns entzückte,
Der süßte Ton auf unsrer Dankesharfe,
Ein milder Frühling und ein Quell der Freude,
Ja eine Perle unter all den Gaben,
Die seine Vaterhand uns hatt' beschert.
Nicht wir allein, ein jeder, der sie sah,
Brach unwillkürlich in die Worte aus:
„Gott segne dich! Gott sei gedankt für dich!“
Ach, nur zu schnell der düstre Nebel kam
Und fiel zerstörend auf die zarte Blüte,
Die Blätter welkten, und der Glanz erbleichte,
Die Lampe brannte düster; unversehens
Entschlief das kleine Lamm, die müde Taube,
Sie neigte vor dem Sturm ihr junges Haupt,
Und eine Saite unsrer Harfe sprang. . . .
Und nun, wie wir sie oftmals uns gedacht,
So sah ich nun sie als der Sel'gen eine,
Sie, unsre Blume Eva, ewig unser,
Entfaltet in der heil'gen Luft der Liebe.
Der Stern, in ird'scher Heimat aufgegangen,
War hoch gestiegen und erstrahlte nun
In reiner Luft. Die Leuchte, die uns fehlte,
Warf in der bessren Heimat ihren Schein;
Auf frischer Aue fand ich unser Lamm,
Auf Lebensbäumen ruhte unsre Taube.
Nun klang der Harfe Ton in sel'ger Freude,
Ein Frühling süßer Wonne brach mir an
Im Paradiese: hier war unser Schatz,
Die Gabe in des großen Gebers Hand,
Und wer sie sah, der mußte preisend sagen:
„Du holdes Kindlein, Gott sei Dank für dich!“
Doch, wär' es möglich, schöner noch erschien —
Das Engelskind, das meine Knie umschlang,
Ganz anders war Konstanzens süße Schönheit.
Sie war schon einen rauhern Pfad gegangen,
Nicht ohne Dornen — für ein Kind schon lang:
Zwei Winter und drei Sommer zählt' ihr Leben —
Wol für ein Kind beschwerlich; jeder Schritt,
Den ihre kleinen, wunden Füße gingen,
War ihrem Geiste sichtlich aufgeprägt
In Zügen voll von Liebe, Frieden, Dank.
Nur Kinder waren beide, Lichteskinder,
In Gottes großem Haushalt. Himmelsfreude
Hatt' ihre Kindheit nur veredelt, nicht verwandelt.
Die Jüngre blickte furchtlos, so wie eine,
Die nie den Schatten einer Wolke kannte,
Ihr Aug' so klar und rein wie Diamant;
Die Aeltre mit dem tiefen Kindsvertrauen,
Das dir mit unbegrenzter Treue glaubt,
Mit einem Blick dein Herz gewinnt und hält.
Ein Kind im Himmel ist ein Kind für immer;
Wie Geister ohne Fehl, gibt Ausdruck es
Dem, was sein Herz bewegt, mit Engelzungen.
In Gottes Kinderheim geborgen, wachsen
Die Kleinen hier in Lieblichkeit und Liebe,
Denn Wachsen ist das ewige Gesetz;
Doch überschreiten nimmer sie die Grenze
Der Kindheit. Niemals haben sie gekämpft
Und nie des Tages Last und Hitz' getragen,
Nie hat des Kreuzes Schwere sie gedrückt, . . .
Die Furcht des Todes lernten sie nicht kennen;
Obschon sie starben, fühlten sie es nicht.
Doch sind sie Kinder der gefallnen Menschheit
Und so wie diese Opfer der Versuchung;
Sie sind gerettet nur durch Jesu Blut,
Gereinigt und erlöst durch Jesu Geist,
Durch seiner Allmacht Arm von Tod und Hölle . . .
. . . . Zwar sind Kinder
Wol auch ein Theil von Gottes heil'gem Hause,
Gebaut auf Zions Berg, doch sind sie nicht
Und können nimmer sein die festen Steine,
Die mächt'gen Pfeiler oder Säulenträger,
Auch nicht die hohen Zinnen, weithin ragend;
Sie sind viel eher wol das Blumenwerk,
Das Hiram einst für Salomo ließ bilden,
Die ew'gen Kapitäle auszuschmücken,

Die Lilien, die das eh'rne Meer umgeben;
Zahllose Blumen blühn im Himmel so.
Verborgen ist uns, warum Gottes Rath
Sie nicht zur völl'gen Reife ließ gelangen.
Die Lilie ist vollkommen wie die Eiche,
Die Myrte ist so köstlich wie die Palme,
Und Sarons Rosen zeigen gleiche Schöne
Wie Libanons erhabne Cedernkronen. —
Und als ich meine kleinen Lämmer sah
Und hört' sie zärtlich meinen Namen nennen,
„So ist das Band der Aeltern und der Kinder
Ganz unauflöslich!" rief ich, und ich zog sie
Fest an mein Herz und weinte Freudenthränen.
Doch andre Stimmen von verwandten Lieben
Und andre Lichtgestalten zeigten mir
Durch meiner Seele tiefes Sehnen, daß
Ich nicht nur Vater war, nein, auch ein Kind,
Nicht Kind nur, Bruder auch und Freund und Hirte.
Wie oft hatt' ich mich heiß gesehnt, in Träumen,
In nächt'ger Einsamkeit mir ausgemalt,
Zu sehn das sonn'ge Lächeln meines Vaters,
Das immer mir als Widerschein erschien
Von Gottes Lächeln; und vielleicht noch öfter
Nach meiner Mutter Antlitz, liebend, sorgend,
Für alle sorgend, für sich selber nie.
Da waren sie nun vor mir, und bei ihnen,
Gelehnt an sie, ein zartes Engelsbild,
Geist meiner Schwester, die auf schwachem Nachen
Jahraus, jahrein das wilde Meer durchschifft,
Die viel gekämpft, voll Mühe und Gefahr,
Bis, unversehens fast, der letzte Sturm
Mit rauhem Arm sie in die Ruhe trug.
Und kann dies jene müde Pilgrin sein?
Ist sie's? . . . .
Sie stand und blickt' auf mich, dann rief sie aus:
„Es ist mein Bruder!" und um meinen Hals
Fiel sie. Nun hielten wir uns fest umfangen
Voll tiefer Lust, und was in vielen Jahren
Uns hatt' bewegt, von unsren Lippen floß es,
Wie Wasser einem tiefen Born entquillt.
Ich war kein Fremder hier in fremdem Lande,
Vielmehr wie einer, der, des Reisens satt,
Des Wanderns durch entfernte Länder müde,
Nun endlich heimkehrt; in der Ferne schaut er
Die weißen Felsen seines Vaterlands;
Bevor das Schiff den theuren Strand berührt,
Springt er hinüber, um ihn drängen sich
Begierig Kinder, Freunde und Verwandte,
Sie alle fragen ihn, und ihre Liebe
Nimmt er mit durst'ger Seele in sich auf.
So war mein Willkomm. . . .

Karl Sallmann.

Realistische Romane und Gedichte.

1. Phrasen. Roman von Hermann Conradi. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 5 M.
2. Lieder eines Sünders von Hermann Conradi. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 2 M.
3. Welt und Wille. Gedichte von Karl Bleibtreu. Dessau, Baumann. 1886. 8. 4 M.
4. Plebs. Novellen aus dem Volke von Conrad Alberti. Nebst einem offenen Briefe an die „Kölnische Zeitung" als Vorwort. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 5 M.
5. Pessimistbeet-Blüten jüngstdeutscher Lyrik. Gesammelt und herausgegeben von Schmidt-Cabanis. Berlin, Pfeilstücker. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.

Von Jahr zu Jahr gewinnt die Ueberzeugung mehr Anhänger, daß die von unsern Classikern und Romantikern behandelten poetischen Stoffe dem Bedürfniß der Gegenwart nicht mehr ganz entsprechen, da sie vorzugsweise nur das einzelne Individuum im Verhältniß zur Welt und zu sich selbst im Auge gehabt, darüber aber seine Beziehungen zum Vaterlande und zur Gesellschaft mehr oder weniger übersehen haben. In diese Lücke ist der neuere Roman eingetreten, der von Männern wie Gutzkow, Freytag und ihren Nachfolgern als die unserer Zeit am meisten angemessene Form der Poesie bezeichnet wurde, weil er die beste Gelegenheit bietet, die mannichfaltigen religiösen, gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Probleme, welche unsere besten Männer unausgesetzt beschäftigen, auch in den Kreis der Poesie zu ziehen und auch auf dem Wege der Dichtung an ihrer Lösung mitzuarbeiten. Der aus solchen Erwägungen entstandene realistische Zeitroman wurde von der Lesewelt freudig begrüßt, die in ihm sich selbst geschildert fand und der Tendenz gerade der besten Arbeiten dieser Art, den idealen Gehalt in dem Treiben der Wirklichkeit aufzuzeigen, bereitwilligst zustimmte.

Im Gegensatz zu dieser am weitesten verbreiteten und am meisten anerkannten Richtung in unserer Literatur hat sich in den letzten Jahren eine jüngere Dichtergeneration emporgearbeitet, welche von einer Verquickung idealistischer Momente mit der realistischen Grundlage der Schilderung nichts wissen will und in ihren Werken den Realismus so sehr betont, daß sie sich sogar nicht scheut, die nackte Wirklichkeit in brutalster Weise zum Gegenstand der Darstellung zu machen. Um ihre Ansichten durchzusetzen, tritt sie gern als Vorkämpfer der „literarischen Revolution" auf und meint nur durch die Unterdrückung der herrschenden Strömung Anerkennung erringen zu können.

Ohne die Ausschreitungen in diesem Kampf der Alten und Neuen zu billigen, wird man doch anerkennen müssen, daß der Feldzug der Anhänger des Naturalismus gegen eine gewisse in unserer Literatur vorhandene Schönfärberei, Tändelei und Oberflächlichkeit nicht unberechtigt ist. Auch ist zu hoffen, daß, nachdem durch den Naturalismus die Macht einer Reihe von Tagesgötzen gebrochen sein wird, dieser selbst sich läutere, wofür zum Theil schon bedeutsame Anzeigen vorhanden sind. Allerdings wird der Kampf auch seine Opfer fordern und nur dann einen glücklichen Ausgang nehmen, wenn diejenigen, die ihn zu

führen unternommen haben, sich volle Klarheit über die zu erstrebenden Ziele verschaffen, und den Muth besitzen, die nothwendigen Verluste mit in den Kauf zu nehmen.

Es fehlt der jüngern Generation keineswegs an solchen klaren und gefesteten Persönlichkeiten, aber gleichzeitig finden sich unter ihr leider auch solche, die haltlos zwischen der von der Vernunft erkannten Nothwendigkeit und ihren Gefühlen einherschwanken. Während sie sich auf der einen Seite nicht verhehlen können, daß sich die Individualität des Einzelnen in Zukunft zu Gunsten der Gemeinsamkeit mancherlei Einschränkungen wird gefallen lassen müssen, pochen sie auf ihr liebes Ich und treiben einen maßlosen Cultus mit ihrer eigenen Person! Auf diese Weise verfallen sie, statt sich zu dem praktisch allein berechtigten Optimismus zu bekennen, einen erbärmlichen Pessimismus und leben in einem anhaltenden Katzenjammer, der sie zur That unfähig macht. Ein Spielball ihrer Gefühle, unfähig den äußern Eindrücken Widerstand zu leisten, vollgepfropft mit einer Masse unverdauten Wissens, halten sie sich für hochbedeutende und interessante Menschen und blicken auf jeden mit Verachtung herab, welcher nicht so fein und zart organisirt wie sie ist und den Kampf ums Dasein rüstig weiter kämpft, ohne über jede erhaltene Wunde und jede erfahrene Enttäuschung ein lautes Schmerzensgeheul anzustimmen.

Als ein, wir möchten sagen, typischer Vertreter dieser krankhaften Manier erweist sich Hermann Conradi in seinem Roman „Phrasen“ (Nr. 1). Wir wollen nicht behaupten, daß Heinrich Spalding, der Held desselben, identisch mit dem Verfasser sei, aber daß ein gutes Stück der von ihm vertretenen Ansichten über Welt und Leben mit denen Conradi's übereinstimmt oder wenigstens in einer Epoche seines Lebens übereingestimmt hat, wird er nicht leugnen können. Erklärt er doch selbst in der Vorrede, daß er sein Buch „furchtbar subjectiv“ gestaltet habe:

> Denn kämen wir noch nicht auf uns zurück,
> Du lieber Himmel! Alles blieb beim Alten.

Der Roman „Phrasen“ ist nur ein Theil einer von Conradi geplanten „prosa-epischen Trilogie“. Dieselbe soll das dem Dichter „aufgegangene, von ihm erlebte und erschaffene, in mancher Hinsicht noch zu erlebende und zu erschaffende Ideen- und Bildergefüge verarbeiten und vermünzen“ und wird dann „die Entwickelung eines nicht ganz alltäglichen Menschen von einer extrem individualistisch-ästhetischen Weltanschauung aus durch eine social-ethische hindurch zu einer eventuellen dritten hin darstellen“.

Wir wollen hoffen, daß Conradi sich mit dieser „eventuellen dritten“ Weltanschauung einst recht wohl fühlen möge. Der Held seines Romans aber dürfte auf natürlichem Wege kaum zu einer solchen gelangen, da er bei seiner vollendeten Charakterlosigkeit dem Schiffbruch sicher zusteuert. Was ist dieser Heinrich Spalding, der nichts im Leben gethan hat und sich vom Winde führen läßt, wohin er ihn treibt, doch für ein aufgeblasener, grüner Junge! Von seiner Geistreichigkeit und seinem alles durchschauenden Tiefblick auf das festeste überzeugt, thut er Aussprüche, die uns an seinem Verstande zweifeln und seine Ueberführung ins Irrenhaus höchst wünschenswerth erscheinen lassen.

Die wüstesten Gedanken bevölkern das Hirn dieses blasirten Jünglings, der die Noth des Lebens noch kaum erfahren hat, aber vor jeder ernsten Arbeit als seiner unwürdig zurückschreckt und es statt dessen für nöthig hält, alle seine dummen Gedanken und schmuzigen Phantasiebilder zu Papier zu bringen. Dieser „Stimmungsvirtuose ersten Ranges“, der sich selbst klar darüber ist, daß er „in dem Banne eines beträchtlichen Wirrwarrs steht“ und „daß sein liebes Ich einen verdammt verschnörkelten Rococobau darstellt“, bildet so sehr den Mittelpunkt des Buchs, daß eigentlich von nichts anderm darin die Rede ist, als von seinem Thun und Denken. Der Verfasser nennt das Buch einen Roman, obgleich er in der Vorrede erklärt, daß es kein Roman ist. „Was dann? Nun! Irgend etwas anderes — vielleicht Schlechteres, vielleicht Besseres.“ In Wahrheit schildert Conradi nur einige Tage aus dem Leben eines Studenten, der nach Leipzig gekommen ist, um hier an seiner Promotionsschrift zu arbeiten, in der That auch einige schwache Versuche dazu macht, der Hauptsache nach aber sich seinen Stimmungen überläßt und seine Erholung in den elendesten Winkeln der Stadt sucht. Da der Verfasser sich offenbar auch zu dem Bekenntniß seines Helden hält, daß „in der Kunst schlechtweg alles erlaubt sei“, verzichtet er auf jede künstlerische Anordnung. Er könnte ja in den Verdacht gerathen, auf jene „famose Spannung hinzuarbeiten“, die er für ein das Wesen der Kunst beleidigendes Moment hält. Er mischt daher alles durcheinander, Abenteuer schlechtester Sorte und Gedankensplitter seines Helden, und versteht die Vorkommnisse so wenig in eine künstlerische Beleuchtung zu stellen, daß er nicht nur die zweifelhaften Locale der Stadt direct namhaft macht, sondern auch einige Persönlichkeiten so deutlich bezeichnet, daß man keinen Augenblick in Zweifel sein kann, wen er meint, selbst da, wo er offenbar übertreibt und verzerrt.

Dem kunstlosen Aufbau des Romans entspricht die verlotterte, kraft-genialische Sprache und das Streben nach originellen Wendungen um jeden Preis. Stilblüten Conradi's herauszugreifen, um unser Urtheil vor dem Leser zu rechtfertigen, ist sehr schwer, weil der Anstand die Mittheilung der meisten verbietet. Aber ein paar thun es auch: „Die Sonne war todt, die Sterne flegelten sich auf den Plüschpolstern ihrer Wolkenserails herum.“ — „Morphium-Bewußtsein, etwas erlebt zu haben.“ Die „resoluten“ Geister, die „fest“ im Leben stehen, werden als „Fragmentsenthusiasten“ im seichtesten, ordinärsten Sinne hingestellt.

„Phrasen“ hat Conradi seinen Roman genannt. Wer will bestreiten, daß er keinen bessern Titel für ihn finden konnte? Warum halten wir uns aber bei diesen „Phrasen“

so lange auf? Weil sich mitten unter ihnen ein Abschnitt findet, in welchem uns die Jugendgeschichte des Helden bis zu seinen ersten Gymnasialjahren in Dessau erzählt wird, der in der That mit großem Geschick geschrieben ist und sich unter dem übrigen Wust des Buchs wie eine erquickende Oase ausnimmt. Derselbe ist als das Fragment einer Selbstbiographie Heinrich Spalding's gedacht, welches dieser nach Vernichtung eines großen Theils seiner „Vergangenheitsdocumente" als Student niedergeschrieben hat. Gleichfalls nicht ganz klar angeordnet, hält dieser Abschnitt doch sich von größern Ausschreitungen frei und vermeidet auch ziemlich jenes geistreich sein sollende Gefasel, das sich im Haupttheil des Buchs so unangenehm breit macht. Conradi erzählt hier streng realistisch, unter welchen Einflüssen Heinrich Spalding aufwuchs, schildert den Charakter des reich veranlagten, aber unter dem Druck des Lebens geistig verkümmerten Vaters und die gutmüthig still duldende Mutter, den Bekanntenkreis des älterlichen Hauses, die Schulkameraden, und zwar mit einer Anschaulichkeit und Feinheit der Beobachtung, daß man nur bedauern kann, sein Talent, durch das Streben nach dem Neuen, Nochnichtdagewesenen verleitet, in so unwürdiger Weise verschwendet zu sehen. Während er sich sonst in dem Ausmalen obscönster Scenen gefällt, findet er hier Töne, die in ihrer Zartheit uns ergreifen. Heinrich Spalding erzählt, wie der Glanz des Weihnachtsfestes seine Seele in der Kindheit erfüllt habe:

Deutsche Weihnachtssage!

Alles scheint im Bann einer geheimnißvollen Spannung zu liegen. Wie ein Flüstern und Wispern schaffender, waltender Segensgeister streicht es seit Wochen durchs Haus. Heinrich hat seine Bücher, seine orientalischen Alphabete vergessen. — „Dies ist der Tag, den Gott gemacht" — „Stille Nacht, heilige Nacht": die Lieder summen ihm den ganzen Tag durch den Kopf. Er vertieft sich in die Erzählung der Bibel von dem in der Krippe geborenen Jesuskindlein. Wenn er in dieser ahnungsvollen Zeit abends im Bett liegt und die Augen geschlossen hat, ist's ihm manchmal, als zertheile die brütende, lagernde Finsterniß plötzlich eine gewaltige Helle — diese Helle aber bricht in lohendem Flammenbrande von einem Stern herab, der in erhabener Einsamkeit aus dem schwarzblauen Himmelsgewölbe herausgewachsen. Dieser Stern aber ist jenes Himmelsmirakel, das die Hirten auf dem Felde in Jesu Geburtsnacht geschaut. Und den Knaben umweht es wie Athem des Ewigen, der seinen Sohn auf die Erde gesandt, die Menschen zu erlösen!

Wer diese Stelle und das ganze gelungene Fragment mit dem Haupttheil des Romans vergleicht, der begreift es, wenn M. G. Conrad, der Führer der Schule, in der „Gesellschaft" über das Buch sagt: „Der Roman von Hermann Conradi «Phrasen» ist vom ehrlichen Handwerksstandpunkt, der sich mit der heiligen Kunst keine Scherze erlaubt, die denkbar schmerzlichste Enttäuschung, welcher uns dieser hochbegabte Schriftsteller bereitet hat. Es ist ein greulich zerfahrenes und zerfetztes Machwerk."

Als ein begabter Dichter erweist sich Conradi in den „Liedern eines Sünders" (Nr. 2), einer poetischen Beichte, die ein helles Licht auf das unfertige Wesen des Verfassers wirft und unsere Ansicht bestätigt, daß er in seinem Heinrich Spalding ein gutes Stück seines eigenen Daseins geschildert. Dieselbe Haltlosigkeit und Selbstgefälligkeit, die der Held des Romans zur Schau trägt, spricht aus diesen Bekenntnissen, deren Ehrlichkeit uns vielleicht ergreifen würde, wenn sie nicht mit einer rücksichtslosen Verachtung aller anders gearteten Naturen Hand in Hand ginge. Oder wäre das nicht eine ganz absonderliche Selbstbespiegelung, wenn Conradi, der sich als den „getreuen, echten Sohn" unserer Zeit hinzustellen liebt und naiv genug bekennt, daß er nicht ihr „Retter" sei, was ja kein Mensch von ihm verlangt, erklärt:

Ich bin nun einmal eine Natur, die auf das geharnischte Zusammenspiel der Contraste hin gestimmt ist. In meinen Gedichten tritt dieser Zug oft genug deutlich zu Tage. Die Gegensätze der Zeit in ihrer ganzen tragischen Wucht und Fülle, in ihren herbsten Aeußerungsmitteln zu empfinden: dafür bin ich nun einmal besonders disponirt.... Wer kann wider seine Natur? — Wer sich darum gegen mich wendet, spricht aus einer andern Sphäre zu mir — aus einer Welt, welche nicht die meine ist — und ich habe immerhin das Recht, ihn ignoriren zu dürfen. Denn ich kann mir nicht denken, daß ein Mensch — ich spreche dieses Eigenlob, das darum nicht „stinkt", weil es in dieser Verbindung zugleich einen Vorwurf gegen mich enthält, scheulos aus — leidenschaftlicher mit dem Höchsten und Tiefsten gerungen hat denn ich.

Gewiß steht es dem Dichter und Künstler wohl an, daß er im Bewußtsein seiner Kraft sein Haupt stolz emporhält und sich um das Urtheil der Menge nicht kümmert; aber wird er, wenn er wirklich so schwere Seelenkämpfe durchzumachen gehabt hat und wenn die Räthsel des Lebens sich so mächtig auf seine Seele legen, sein Innerstes als eine interessante Krankheitserscheinung zur öffentlichen Untersuchung bereitstellen? Wir glauben es nicht und halten vielmehr dieses beständige Zurschautragen erfahrener Enttäuschungen, wie es Conradi betreibt, für Koketterie (wir fürchten — mit dem Wahnwitz. D. Red.).

„Lieder eines Sünders" nennt er die Sammlung seiner Gedichte, d. h. „Lieder eines Kämpfers, der sich nicht ganz von der grenzenlosen Gemeinheit des Lebens knechten lassen wollte", der aber, wie wir fortfahren möchten zu erläutern, sehr oft dieser Gemeinheit erlegen ist und sich gar nicht unwohl dabei befunden hat, bis ihm die Sache zu toll geworden ist und der Ekel sich eingestellt hat. Dann fing er an zu jammern über dieses niederträchtige Dasein und muthet uns nun zu, seinen Katzenjammer als eine Folge des Kampfes um die innere Freiheit anzusehen. Die Berechtigung dieses Ausspruchs erkennen wir aber nicht an, ebenso wenig wie wir den Pessimismus als eine allgemeine gültige Weltanschauung gelten lassen, weil wir der Ansicht sind, daß der Mensch eine solche unglückliche Stimmung nicht über sich Herr werden lassen darf, wenn er nicht untergehen will.

Dieser grundsätzlichen Bedenken gegen Conradi's Weltanschauung ungeachtet, müssen wir bekennen, daß seine „Lieder eines Sünders" auf ein ungewöhnliches poetisches Talent schließen lassen. Ganz im Gegentheil zu

dem kunstlosen Stil seines Romans entwickelt Conradi in seinen Liedern einen entschiedenen Sinn für die Schönheit der Form und eine Fähigkeit, selbst das Gemeine, das er seiner Poesie reichlich beigemischt hat, durch den Reiz seiner Sprache erträglicher zu machen. Ein mächtiges Pathos erfüllt die Mehrzahl dieser Lieder, deren Form zumeist die des Dithyrambus ist. Vereinzelt begegnet man auch Liedern, die mit dem Wohllaut ihrer Verse an Heine erinnern, wenn sie auch nicht so ausgefeilt wie die Heine's sind, wie überhaupt die geistige Verwandtschaft der beiden Dichter im Guten wie im Schlimmen häufig genug sich bemerklich macht. Ein solches an Heine gemahnendes Gedicht ist z. B. das Fragment:

Wir gehen so stumm neb'einander (!!)
Und haben das Herz doch so voll,
Süß duftet der Oleander
Aus deiner Locken Geroll.

Mit ihren schwellenden Armen
Klammert' die Leidenschaft
Sich mir um die Brust — sie packt mich
Mit wilder dämonischer Kraft.

Ich möchte dich an mich reißen
Dich überströmen mit Gluth —
Schwelgen in deinen weißen
Armen und rauschende Flut

Süßbetäubender Minne
Schlürfen aus blitzendem Krug,
Und mit seligem Sinne
Feiern den süßen Trug.

Indessen zeigt sich die Begabung Conradi's nicht nur nach der formellen Seite hin; er findet auch Töne, die uns ergreifen, was überall da der Fall ist, wo er nicht den Grund seines Schmerzes in der Unvernunft der Dinge, sondern in seiner eigenen Schuld sucht. So ist das „Marie Louise" überschriebene Bekenntniß tief empfunden. Es enthüllt uns den ganzen Jammer des Dichters, den ihm seine Liebe zu einem reinen Weib bereitet, weil er weiß, daß er als Sünder kein Anrecht auf Gegenliebe hat:

Wenn du mich liebtest —
Nein! Ich verdiente es nicht!

Denn siehe, du Weib,
Das ich liebe mit dem Flammensturm meiner Jugend,
In dem allein
Seit Stunden und Tagen,
In Tagen und bang durchwachten Nächten
Meine Seele lebt, meine Seele atmet,
Denn siehe, du Weib:
Nicht sündlosen Herzens
Kam ich zu dir —

Um seiner Offenheit willen muß auch das Gedicht „Verkauft" als eine Mitleid erweckende Beichte bezeichnet werden.

Daneben fehlt es freilich nicht an solchen Liedern, in denen wir nicht sowol den Ausdruck eines enttäuschten Strebens nach den höchsten menschlichen Idealen, als vielmehr nur hohles „Pathos, Klingklang, manierirte Gedankenbildnerei und ähnliches" erblicken. Wir rechnen zu denselben die „Mitternachts-Vision", in welcher auf die Stunden sinnlichen Genusses die vollste Verzweiflung folgt und die „große Posse" der Weltgeschichte als Beweis für die Nichtigkeit alles Lebens herhalten muß. Am schlimmsten aber steht es um diejenigen Lieder, in denen der Dichter versucht witzig zu sein. Er hat nicht den mindesten Humor, und seine Witze fallen so dürftig wie möglich aus. Man lese nur das Gedicht „Anna", und man wird unsere Ansicht bestätigt finden.

Auf demselben pessimistischen Standpunkte wie Conradi steht auch Karl Bleibtreu, aber er ist viel ausgereifter und männlicher. Er läßt sich nicht wie jener von seinen Stimmungen fortreißen, zeigt auch keine Neigung, sein Ich in so hohem Grade wie Conradi zu entschleiern und mit seiner Sündhaftigkeit zu prunken. Er macht die Worte Martin Greif's:

Vollendet ist die Welt in jedem Augenblicke,
Vergiß in ihr dein kleines Leid und Glücke! —

zu seinem Wahlspruch und versenkt sich lieber in die Schönheit der Natur und in die Betrachtung der Geschichte, statt fortwährend über sich selbst zu grübeln und jede Regung seines Innern mit wohlgefälliger Miene zu betrachten. Er ist ein ehrlicher Realist, ein Feind „der abgeleierten Stimmungslyrik und der sangbaren Dudelei", und zeigt sich bemüht, wie Byron das Selbsterlebte und Beobachtete zum Symbolischen zu erheben. Dieser Versuch ist ihm indessen nur in wenigen Fällen gelungen; er ist ein sprödes Talent und poetisch weit weniger begabt als Conradi. Die unter dem Titel „Welt und Wille" erschienene Sammlung seiner Gedichte (Nr. 3) soll den Abschluß seines lyrischen Schaffens bezeichnen, „da Drama und Roman gebieterisch Concentration von ihm verlangen". Das poetische Schaffen ist ihm also offenbar Arbeit, nicht leichter und fröhlicher Genuß, und man fühlt es diesen Gedichten an, daß sie ihn schwere Arbeit gekostet haben. Wir wollen damit keinen Tadel aussprechen, sondern den Leser nur darauf vorbereiten, daß Bleibtreu's Lieder keine leichtere Lectüre abgeben, sondern volle Aufmerksamkeit verlangen und mehr den Verstand als das Gemüth beschäftigen. Am wenigsten befriedigen seine Naturschilderungen. Es ist nicht möglich, an ihnen ein deutliches Bild der von dem Dichter geschauten Landschaften zu gewinnen. Wer sie nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich keine Vorstellung von ihnen machen, und wenn das auch nicht des Dichters Absicht ist, da er nicht als Epiker schildert, sondern nur als Lyriker erkennen lassen will, welchen Antheil seine Reisen und Naturbetrachtungen an seiner eigenen Entwickelung gehabt haben, so tritt dies viel zu wenig klar hervor, um uns zu fesseln. Um so bedeutender erscheint einzelnes aus der „Geschichte" überschriebenen Abtheilung. Vorliebe für das Heroische und Gewaltige eignet ihnen in gleichem Maße wie warme vaterländische Begeisterung. Letztere berührt besonders wohlthuend im „Festgedicht bei der 700jährigen Feier

der Einwanderung der Sachsen in Siebenbürgen", in dem die Culturmission des deutschen Ritterordens mit beredten Worten gefeiert wird. Wir heben ferner aus diesem Abschnitt hervor das den Ton der alten Landsknechtsweise vorzüglich wiedergebende Gedicht: „Ein frommer Landsknecht (1513)", und das erste der beiden dem Nibelungendichter gewidmeten Lieder. Der dritte Abschnitt: „Liebe und Leben", enthält einige Stücke, in denen Bleibtreu den Beweis liefert, daß er auch innigere Töne anzuschlagen weiß, obwol er gerade in ihnen seine Verzweiflung am Glück des Lebens wiederholt betont. Doch klammert er sich mit der ganzen Kraft der Seele an den Genius des Guten, um nicht unterzugehen, und fleht ihn inbrünstig an:

Wie flammte mein Herz zum Reinen empor,
Wie schaute ich tief ins Herz dem All!
Nun aber ich lange mich selbst verlor,
Erbärmlicher Triebe Federball.
Gemein mit Gemeinen schleppe ich nun
Einher im Staub mein Kettengewicht.
Ein Seelenmord ist all mein Thun —
O Genius, verlaß mich nicht.

In dem Gedicht „Schnellzug" hat er einen glücklichen Griff mitten hinein in das Leben der Gegenwart gethan und gleichzeitig den alltäglichen Vorgang zu einem gedankenreichen Vergleich verwerthet. Indem er, schlaflos in dem dahinbrausenden Zuge sitzend, die Gefahr eines Zusammenstoßes überdenkt, stellt sich ihm in einem Bilde der Flügelschritt der Geschichte dar:

Da ich so sinnend lauschte
Da plötzlich dänchte mir,
Daß mit uns weiterrauschte
Die Weltgeschichte hier,
Dem Eisenwagen gleichen
Die Räder auch der Zeit,
Mit nimmermüden Speichen
Fortrollend weit und breit.

Doch weiter, weiter! heischen
Wir alle ruhelos,
Wann wird der Nothpfiff kreischen:
Weh uns, Zusammenstoß?

In den „Letzten Fragen", der Schlußabtheilung der Sammlung, welcher noch eine kleine Anzahl von Uebersetzungsversuchen folgt, faßt er das Ergebniß seines Ringens und Strebens zusammen. Dasselbe hat ihn die Menge gründlich verachten gelehrt, da er ihre Heuchelei, ihr Jagen nach schnödem Gewinn, ihre geistige Blindheit, überhaupt ihren Materialismus kennen gelernt hat. Sie sieht nicht, auf wie unsicherm Boden sie steht, und ahnt nicht, daß die „Flammengluten der nahenden Revolution" bereits ihr Dasein bedrohen („Aus dem Brevier eines Pessimisten"). Hat sich dieser Menge gegenüber ein bitterer Sarkasmus des Dichters bemächtigt, so hat er aus der Betrachtung der Geschichte gelernt, daß nicht nur die gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit weitgreifenden Umwälzungen entgegensehen, sondern er prophezeit auch gewaltige Völkerkämpfe voraus. In dem Gedichte „Childe Harold" entrollt er eine Reihe bedentsamer Bilder der Weltgeschichte, indem er, auf der zum Westminster führenden Brücke in London stehend, der großen Unsterblichen gedenkt, die dort ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, sich dann seiner Lieblinge Byron und Cromwell erinnert und im weitern Verfolg seiner Betrachtungen auf die Siege der preußischen Heere in Böhmen, sowie auf die der deutschen in Frankreich zurückkommt, um auf die von Rußland her drohende Gefahr hinzuweisen, der er furchtlos entgegensieht:

Die Hunnenschlacht bricht an. Doch ohne Bangen
Durch Etzels Donaureich die Nibelungen drangen.

Diese Vision bezeichnet den Höhepunkt der Sammlung; sie ist reich an kühnen, selbständigen Gedanken, aber ihre Verknüpfung ist nur lose und der Ausdruck oft dunkel und schwerfällig. Das Gleiche gilt von den Gedichten „Ahasver auf den Trümmern von Jerusalem", „Apokalypse" und „Unsterblichkeit". Sie sind indessen für die Erkenntniß der dichterischen Persönlichkeit Bleibtreu's von maßgebender Bedeutung. Denn er nennt uns hier die beiden Mächte, die ihn „aus allem Sinnenschein" erheben und erhalten, die Liebe und die Unsterblichkeit:

Unsterblich weil' ich in der Seligen Land,
Wo in Entsagung Wahn und Wunsch entschwand.
Bewußt der Selbstkraft, die vom Ich befreit,
Umweht mich sanft dein Hauch, Unsterblichkeit.

Bleibtreu kann nach alledem den Anspruch erheben, von seinen Landsleuten eines eingehenden Studiums gewürdigt zu werden. Seine Begabung für die Lyrik ist gering, sein Formentalent mäßig, aber sein Geist ist urwüchsig und sein poetisches Streben ernst und kräftig.

Aehnlich gestaltet sich das Urtheil über Conrad Alberti im Hinblick auf seine unter der Bezeichnung „Plebs" (Nr. 4) veröffentlichte Sammlung von „Novellen aus dem Volke". Alberti ist ein klarer, energischer Geist, der die Dinge nimmt oder zu nehmen glaubt, wie sie sind, und sie in ihrer unverhüllten Wahrheit darstellen will. Ihn reizt vor allem das Leben des Volks in seinen niedern und mittlern Schichten, und um möglichst bestimmt und deutlich zeichnen zu können, hat er sich ein begrenztes Gebiet, „die berliner Geschichte", zur Bearbeitung ausgesucht. Offenbar kennt er seinen Gegenstand aus genauester Beobachtung, sodaß seine Novellen als sociologische Studien über die genannten Klassen der heutigen berliner Gesellschaft Beachtung verdienen. Ihr Werth in künstlerischer Beziehung ist allerdings nur bedingungsweise zuzugeben. Denn was als Zuthat zu den sittengeschichtlichen Ausführungen anzusehen ist, die Erfindung und Verwickelung der Handlung, ist entweder höchst mager, wie in der ersten Novelle: „Hammer und Nadel", oder recht romanhaft im Sinne der Leihbibliothekenleser, namentlich in der dritten Novelle: „Im Rechtsstaat", in welcher unter anderm die Liebe einer vornehmen Bankierstochter zu ihrem Kutscher erzählt wird, von dem sie sich nach Amerika entführen läßt. Diese Elisabeth Goldfelder und mehr noch ihr Kutscher Martin sind nichts weniger als

realistische Gestalten. Sie erklären sich nur aus der Absicht des Verfassers, zu zeigen, „daß es in der Welt entweder überhaupt kein"(!) Plebs gibt, oder daß alle Plebs sind, daß kein Stand, keine Gesellschaftsklasse ein Privileg auf Adel der Gesinnung hat und keine von Natur aus zu niedriger Denkart geschaffen ist. Diese Absicht mag ihn hier, wo es am wenigsten am Platze war, zu idealisiren, verführt haben.

Als die bedeutendste der drei Novellen erscheint uns die mittlere: „Eine Majestätsbeleidigung". Alberti hat in derselben mit großem Geschick die aufgeregte Stimmung, in welche die berliner Bevölkerung durch die Kaiserattentate des Jahres 1878 versetzt wurde, und die Bewegung, welche der Bau der Stadtbahn in wirthschaftlicher Hinsicht hervorrief, in den Gang seiner Erzählung verflochten. Die Erfindung der Handlung ist allerdings auch hier weder reich noch neu, doch sie reicht hin, um die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln. Um so gelungener ist die Charakterzeichnung. Die Gestalten des alten Fleischermeisters Dräsecke und seiner Ehehälfte, sowie Emiliens, der leidenschaftlich liebenden Braut, prägen sich lebhaft ein, und auch die andern Figuren der Novelle haben so viel Leben und Blut, daß der Gesammteindruck ein befriedigender ist, zumal auch hier in den Schilderungen des Treibens der altbürgerlichen berliner Kreise eine große Kunst entfaltet ist. Wenn daher Alberti in dem offenen Brief an die „Kölnische Zeitung", welchen er seiner Sammlung vorausgeschickt hat, die Behauptung aufstellt, daß sein Schaffen an Gustav Freytag anknüpft, so beweist diese Novelle, daß er kein unebenbürtiger Nachfolger dieses Meisters der realistischen Detailmalerei ist, und kann uns von seinem in Aussicht gestellten Roman: „Wer ist der Stärkere?" Erfreuliches hoffen lassen.

Der eben erwähnte offene Brief, in welchem sich Alberti energisch gegen die misgünstige Beurtheilung seines Schaffens durch die „Kölnische Zeitung" wendet, verdient unserer Meinung nach volle Beachtung, weil er sich bemüht, die Ziele der neuesten Realisten klarzulegen, und gleichzeitig die Zumuthung einer Gemeinschaft mit den Vertretern „des sogenannten jüngsten Deutschlands" abweist, „mit jener Blase schotengrüner Jungen, deren Unfähigkeit nur von ihrer Anmaßung übertroffen wird". Alberti charakterisirt dieselben vortrefflich:

> Noch feucht hinter den Ohren haben sie schon das Leiden der Welt auf sich genommen, und wenn sie nur mit knapper Noth das Einjährig-Freiwilligenexamen bestanden, war's, weil sie alle ihre Zeit verwenden gemußt (!), um nach eigenem Recept die Welt zu erlösen. Ihre Abenteuer bei bezahlten Weibern schildern sie als Messiasthaten, und was sie heute im Colleg gehört und nur halb verdaut haben, geben sie in denselben Worten wieder von sich als die Weisheit ihres neuen Brahminenthums.

Gegen diese grünen Jünglinge wendet sich R. Schmidt-Cabanis in seinen „Pessimistbeet-Blüten jüngstdeutscher Lyrik" (Nr. 5), indem er ihren erheuchelten Weltschmerz, ihre Großmannssucht und sittliche Haltlosigkeit mit beißendem Spott übergießt. Das kleine, sauber ausgestattete Büchlein enthält eine Reihe recht witziger Nummern, z. B. „Das Lied von der pessimistischen Dichterschule" („Aus Wehbold Schmerzbeutels Nachtalbum") oder „Der schmerzhafte Dichter" (von Windelhold Kleinpichel) mit dem Refrain: „Der Schmerz, der hängt mir hinten", neben denen jedoch auch einige recht matte Sachen untergelaufen sind, wie die ersten Worte berühmter Männer. Eine Sammlung geflügelter Baby-Aussprüche, in der es sich um die Aufzeichnung „der ersten Worte weltgeschichtlicher Größen" handelt, ein an und für sich spaßhafter Einfall, der aber in Schmidt's Ausführung nicht drollig genug ausgebeutet worden ist. Trotz dieser vereinzelten, weniger ansprechenden Partien wirken die „Pessimistbeet-Blüten" ergötzlich genug, vorausgesetzt, daß man sie nur gelegentlich durchnimmt. Ueber ihre parodistische Tendenz unterrichtet der „Epilog", überschrieben: „Der «unbewußte Philosoph» in nuce", am besten. Er lautet:

> Das ist der höchsten Weisheit Erguß
> Auf pessimistischer Denkerspur:
> Heut hing sich aus Lebensüberdruß
> Ein Säugling auf an der Nabelschnur.

A. Hermann.

Militärische Werke.

1. Rumäniens Antheil am Kriege der Jahre 1877 und 1878. Von T. C. Vacarescu. Aus dem Rumänischen von Mite Kremnitz. Mit einer Karte und zwei Plänen. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 7 M.

Der letzte Russisch-Türkische Krieg ist wiederholt beschrieben worden, und auch der Antheil, den die rumänischen Waffen an dem Endergebniß desselben gehabt haben, wurde von vornherein, wenigstens in der deutschen bezüglichen Literatur, seinem vollen Werthe nach gewürdigt. Dennoch dürfen wir der Uebersetzerin des vorliegenden Buchs so wenig wie dem Verleger den Dank dafür vorenthalten, daß sie dem deutschen Lesepublikum ein Werk zugänglich machen, welches sich im einzelnen mit den Leistungen der rumänischen Armee beschäftigt, deren Organisation seit jener Zeit vervollkommnet, deren Leistungsfähigkeit aller Wahrscheinlichkeit nach bedeutend erhöht ist. Der Verfasser stellt das „rumänische Licht" in seiner Darstellung der Begebenheiten nicht „unter den Scheffel"; er hat das auch nicht nöthig, dürfen die Rumänen doch mit gerechtem Stolz nicht allein auf ihre Thaten in dem besprochenen Kriege, sondern auch auf die Form zurückblicken, in welcher der bis dahin von dem übermüthigen

russischen Riesen fast verächtlich behandelte kleine Staat um seine Hülfeleistung angegangen wurde. „Passez le Danube, où vous voulez, comme vous voulez, sous quelles conditions que vous voulez, mais venez à notre secours au plus vite. Les Turcs nous abîment, la cause chrétienne est perdue", so lautete der Nothschrei des stolzen Großfürsten Nikolaus an den Fürsten Carol.

Das mit übersichtlichen Kartenblättern versehene Buch ist von doppeltem Interesse, da Rumänien unter seinem ritterlichen König aller Voraussicht nach berufen ist, in spätern Verwickelungen auf der Balkanhalbinsel eine führende Rolle zu spielen, und sei deshalb warm empfohlen.

2. Die neue Fechtweise der französischen Infanterie. Nach dem französischen Infanterie-Exerzierreglement vom 29. Juli 1884 und der Instruction pour le combat vom Jahre 1887. Bearbeitet von einem deutschen Infanterieoffizier. Mit zahlreichen Skizzen auf 6 Tafeln. Darmstadt, Zernin. 1887. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Das französische Exerzierreglement für die Infanterie vom Jahre 1884, welches an die Stelle desjenigen von 1875 getreten ist, zerfällt in fünf Theile, welche betitelt sind: 1. „Grundsätze der Ausbildung"; 2. „Soldatenschule"; 3. „Compagnieschule"; 4. „Bataillonsschule"; 5. „Regimentsschule; Anwendung auf größere Einheiten; Vorschriften für die Parade". Dieses Reglement läßt in vielen Beziehungen das Endziel aller militärischen Thätigkeit im Frieden aus dem Auge, die Vorbildung der Truppe für das Gefecht. Die im Jahre 1887 erschienene „Instruction pour le combat" hilft diesem Uebelstande ab. In welcher Weise? das mag der Taktiker — denn nur für einen solchen haben die Einzelheiten Werth — in dem dankenswerthen, hier angezeigten Heftchen eines deutschen Offiziers selbst nachlesen.

3. Der Serbisch-Bulgarische Krieg von 1885. Eine militärische Studie von einem deutschen Offizier. Darmstadt, Zernin. 1887. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Inhalt des 121 Seiten umfassenden Octavheftes ist bereits einmal in der „Allgemeinen Militär-Zeitung" abgedruckt und wird nun, wie der anonyme Verfasser im Vorwort hervorhebt, auf Veranlassung des Hauptmanns Zernin, des wohlbekannten und hochgeschätzten Redacteurs jener Fachschrift, zum zweiten mal der Oeffentlichkeit übergeben. Das klingt beinahe wie eine Entschuldigung und doch hätte die abermalige Herausgabe der Schrift einer solchen nicht bedurft. Die Arbeit enthält vielmehr so viel Anregendes und Fesselndes, ist dabei so frisch und flott geschrieben, daß ihr zahlreiche Leser zu wünschen sind. Leider pflegt die Bezeichnung als „Militärische Studie" das außerhalb fachwissenschaftlicher Kreise stehende Publikum erfahrungsmäßig von der Lectüre eines Buchs abzuschrecken; das wäre in diesem Falle um so bedauerlicher, als das Heft wol eine namentlich auch für weitere Kreise sehr lesenswerthe Uebersicht der allgemeinen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel und eine kurze Darstellung der kriegerischen Verwickelungen zwischen Bulgarien und Serbien gibt, aber schon deshalb nicht tiefer in militärische Betrachtungen eingehen konnte, weil die bezüglichen zuverlässigen Einzelnachrichten bisjetzt viel zu spärlich fließen.

4. Aus meinem Kriegsleben. Von Wilhelm Bußler. Gotha, Schloeßmann. 1887. 8. 2 M.

Erfreulicherweise mehrt sich die Zahl der Theilnehmer an dem letzten Deutsch-Französischen Kriege, die ihre persönlichen Erlebnisse schlicht und recht und ohne poetische Ausschmückung aufzeichnen, und so das Ihrige dazu beitragen, in der Gesammtheit dieser Einzelschilderungen nachkommenden Geschlechtern ein lebendiges Bild jener großen Zeit zu hinterlassen, der das neue Deutsche Reich seine Entstehung verdankt. Als eins der ansprechendsten Kriegstagebücher kann das des Divisionspfarrers Bußler gelten. Der Verfasser ist ein vortrefflicher Erzähler. Er weiß die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens so reizend schalkhaft zu schildern, daß man schon beim Lesen oft hell auflacht, und dann leuchtet wieder die Freude am geistlichen Berufe in würdiger, schöner Weise aus der Erzählung hervor. Das kleine Buch sollte zahlreiche Leser finden.

Hermann Vogt.

Feuilleton.

Die von Hans von Zwiedineck-Südenhorst seit 1884 bei J. G. Cotta in Stuttgart herausgegebene „Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Cultur-, Literatur- und Kunstgeschichte" (jährlich 12 Hefte zu 1 Mk.) hat mit dem neuen Jahrgang ihren Namen in den der „Zeitschrift für Geschichte und Politik" geändert und damit die Erweiterung ihres Programms angezeigt. Sie will sich „das Recht wahren, wo es noththut, auf die Bedeutung der geschichtlichen Erfahrung für die Politik hinzuweisen und Erscheinungen im Staatsleben der Gegenwart durch den Vergleich mit den bereits in die Vergangenheit gerückten aufzuklären". Unter solchem Gesichtspunkte wird im ersten Hefte „Der Bund der mitteleuropäischen Kaisermächte" vom geschichtskundigen Herausgeber als eine von lange her allmählich ausgebildete Entwickelungsstufe betrachtet. Wilhelm Arndt behandelt den Versuch Karl X. Gustav's von Schweden, durch „Die Sendung des Grafen Schlippenbach zu Kurbrandenburg und Kursachsen im Jahre 1654" sich den Weg zur Erringung der vollen Herrschaft über die Ostsee zu ebnen. Ueber „Lucrezia Tornabuoni", die Mutter Lorenzo's des Prächtigen, berichtet Dr. Schubert nach einem Vortrag des Professors Lavantini-Pieroni in Florenz. R. Muther wendet sich wieder der Gegenwart zu, indem er „Die Wege und Ziele der modernen Malerei" auf ihre Vortheile und Nachtheile hin prüft und sie zu erklären sucht. Unter den kleinern Mittheilungen sind sehr beherzigenswerthe Worte über die Mängel der heutigen historischen Bibliographie hervorzuheben.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revue des Deux Mondes“ vom 1. Januar d. J. widmet den Memoiren Ernst II., Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha: „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit“, eine längere Besprechung aus der Feder G. Valbert's, der wir folgende Stellen entnehmen: „Der regierende Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha hat geglaubt, man könne zugleich vorsichtig und pikant sein. Im Jahre 1818 geboren, hat er viel erlebt, viele Menschen gekannt, ist er bei vielen großen Ereignissen betheiligt gewesen und hat es unternommen, seine eigene Geschichte und die seiner Zeit in drei dicken Bänden zu erzählen. Der erste, der allein bisjetzt erschienen ist und uns bis zum Schluß des Jahres 1850 bringt, war am leichtesten zu schreiben. Es handelt sich nämlich dabei nur um Ereignisse, die uns bereits fernliegen, und um Mitwirkende, die den Schauplatz dieser Welt verlassen haben. Hier konnte der Herzog, ohne sich zu compromittiren, den Fürsten Metternich, den General Radowitz, den König Ludwig Philipp, den König Friedrich Wilhelm IV. so, wie sie ihm erschienen, ungenirt schildern. Je weiter er vorschreitet mit seiner Erzählung, desto größer wird seine Verlegenheit werden. Wird er uns alles, was er denkt, über den Kaiser Wilhelm, über den Fürsten Bismarck sagen können? Preußen ist sehr groß, das Herzogthum Koburg sehr klein, und gewisse Feindschaften sind sehr gefährlich. Wird es ihm möglich sein, den Schatten mit dem Licht zu vermählen, das Lob zu mäßigen, Vorbehalte zu machen, ohne jemand zu beleidigen? Doch am Ende ist das seine Sache. Er ist ein Mann von Geist und wird sich gewiß aus dieser Verlegenheit zu ziehen verstehen. Seine erste Absicht war es, daß seine Memoiren erst nach seinem Tode veröffentlicht würden. Weshalb hat er sich eines andern besonnen? Wenngleich Deutschland nicht das Vaudeville geschaffen hat, so hat es doch seine Bosheit. Man sagt nämlich bei unsern Nachbarn, der vielen Huldigungen, die man an das Gedächtniß seines Onkels Leopold und seines Bruders Albert verschwendet hat, müde und ein wenig neidisch darauf, habe der Herzog Ernst sich an ihre Seite stellen wollen. Man hat ihnen Denkmäler errichtet, er arbeitet an dem seinigen. Man pflegte von ihnen viel zu reden; wenn man von ihm gesprochen hat, redet man von ihnen viel weniger. Er legt Berufung dagegen ein und hat sich die Aufgabe gestellt, sich selbst Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“ Dem Bruder gegenüber diese Unterstellung entschieden zurückzuweisen, bietet das Werk die kräftigsten Handhaben.

Bibliographie.

Alcock, D., Weltleben und Gottesleben. Uebersetzt von Elis. Klee. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. Gr. 8. 5 M.

Amyntor, G. v. (Dagobert v. Gerhardt), Eine heilige Familie. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Anakreon, Lieder, in sinngetreuer Nachdichtung. Von V. Knauer. Wien, Konegen. 8. 2 M.

Anzengruber, L., Wolken und Sunn'schein. Gesammelte Dorfgeschichten. Stuttgart, Spemann. 8. 6 M.

Aus der Welt für das Haus. Geschichten für Alt und Jung. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Baehr, P., Rheinisch-westfälisches Dichterbuch. Paderborn, F. Schöningh. 8. 4 M.

Bahr, H., Henrik Ibsen. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1887. Gr. 8. 40 Pf.

Baumann, O., Beiträge zur Ethnographie des Congo. Mit 30 Illustrationen von Ign. Spöttl nach Original-Skizzen und selbst gesammelten Objecten des Verfassers. Wien, Hölder. 1887. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Beck, F., Ernste Weisen. Ein Bändchen Lyrik. Wien, Konegen. 8. 2 M.

Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. Herausgegeben von dem historischen Vereine für Dortmund und die Grafschaft Mark. IV. und V. Dortmund, Köppen. 1887. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Beniczky-Bajza, Helene v., Sie ist es! Roman aus dem High-life. Autorisirte Uebertragung von O. v. Brücken. Mit einer Charakteristik der Verfasserin von L. Hevesi. Wien, Konegen. 8. 3 M.

Böhme, A., Radfahrer Becks Brautfahrt. Radfahrer-Lustspiel mit einem kleinen Vorspiel zum Stiftungsfeste des Wurzener „Radfahrer-Clubs“ den 25. September 1887. Leipzig, Knauer. 1887. 8. 1 M.

Chalybaeus, R., Geschichte Ditmarschens bis zur Eroberung des Landes im Jahre 1559. Mit einer Karte des Landes Ditmarschen. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 5 M.

Conrad, M. G., und L. Willfried, Die Emanzipirten. Lustspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Darwin, F., Leben und Briefe von Charles Darwin, mit einem seine Autobiographie enthaltenden Capitel. Herausgegeben von seinem Sohne F. D. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. 3 Bde. Mit Portraits, Schriftprobe etc. Stuttgart, Schweizerbart. 1887. Gr. 8. 24 M.

Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von K. Bartsch. 6ter u. 7ter Bd. — A. u. d. T.: Ulrich's von Liechtenstein Frauendienst. Herausgegeben von R. Bechstein. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M.

Engl, J. E., W. A. Mozart in der Schilderung seiner Biographen, in seiner körperlichen Erscheinung im Leben und im Bilde, nebst Mittheilungen: „Aus dem Salzburger Mozart-Album“. Mit 5 Kunstbeilagen. Salzburg, Kerber. 1887. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Eylau, E. v., Von Herz zu Mund. Lieder. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 3 M. 50 Pf.

Finsch, O., Abnorme Eberhauer, Pretiosen im Schmuck der Südsee-Völker. Wien, Hölder. 1887. Gr. 4. 2 M.

François, C. von, Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo. Reisen in Centralafrika. Mit 33 Abbildungen, 12 Kartenskizzen und 1 Uebersichtskarte. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Freytag-Loringhoven, A., Zwei Schwestern. Erzählung in Briefen. Erlebnisse aus dem deutsch-französischen Kriege. Kleine Schriften. Riga, Jonck u. Poliewsky. 1887. 8. 2 M.

Friedrichs, H., Liebeskämpfe. Novellen. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 5 M.

Friedland, E., Schlichte Gedichte. Freiburg a. U., Kirchner. 1887. 16. 1 M. 75 Pf.

Gedanken für's Leben in Tagebuchblättern. Gera, Kanitz. 1887. 8. 6 M.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von F. Bamberg, F. v. Bezold, A. Brückner ꝛc. herausgegeben von W. Oncken. 137ste bis 144ste Abth.: Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege. Von W. Oncken. — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Von F. Dahn. — Das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. Geschichte und Vorgeschichte. Von G. Droysen. — Geschichte des alten Aegyptens. Von E. Meyer. — Geschichte des alten Indiens. Von S. Lefmann. Berlin, Grote. Gr. 8. à 3 M.

Handbücher der alten Geschichte. I. Serie. 3te Abtlg. 1ster Halbbd. u. 4te Abtlg. 2ter Tl.: III, 1. Geschichte der Hebräer von R. Kittel. 1ster Halbbd.: Quellenkunde und Geschichte der Zeit bis zum Tode Josuas. — IV, 2. Babylonisch-assyrische Geschichte von C. P. Tiele. 2ter Tl.: Von der Thronbesteigung Sinacheribs bis zur Eroberung Babels durch Cyrus. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 13 M.

Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Freiburg i. Br., Mohr. 8. 2 M. 80 Pf.

Kortum, Dr. C. A., Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen. 14te Aufl. Mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. von Gottschall. 12ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Schulte, A., Geschichte der Habsburger in den ersten drei Jahrhunderten. Studien. Mit 1 Karte und 2 Illustrationen. Innsbruck, Wagner. 1887. Gr. 8. 4 M.

Seelmann, W., Zur Geschichte der deutschen Volksstämme Norddeutschlands und Dänemarks im Altertum und Mittelalter. Norden, Soltau. 1887. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Seidl, F. X., Die Tarquinier. Tragödie. Regensburg, Bauhof. 1887. Gr. 16. 75 Pf..

Sforza's, G., Papst Nicolaus V. Heimat, Familie und Jugend. Lucca, (Giusti, 1884). Deutsche Ausgabe von H. T. Horak. Mit 5 Stammtafeln. Innsbruck, Wagner. 1887. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Solano, A., Überseer daheim. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Fortsetzung von „Kontorrock und Konsulatsmütze“. Berlin, F. Luckhardt. 8. 4 M.

Hans Hugo Gustav Spieker. Ein Lebensbild eines Schulmannes. Mit 1 Brustbild nebst Namenszug. Hannover, Meyer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Stälin, P. F., Geschichte der Stadt Calw. Nebst einem Lichtdruck der neuen Kirche. Calw, Vereinsbuchhandlung. Gr. 8. 2 M.

Steinberg, S., Im Heimathshafen. Erzählung aus dem Leben. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 M. 50 Pf.

Stern, A., Die Musik in der deutschen Dichtung. Leipzig, Kahnt Nachf. 8. 7 M.

Stoewer, R., Peter von Argon. Eine Augsburger Stadtgeschichte aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Augsburg, Rieger. 8. 3 M.

Sudermann, H., Geschwister. Zwei Novellen. Berlin, F. u. P. Lehmann. 8. 3 M. 50 Pf.

Villinger, H., Aus meiner Heimat. Stuttgart, Spemann. 1887. 12. 6 M.

Vischer, F. T., Mode und Cynismus. Beiträge zur Kenntniß unserer Culturformen und Sittenbegriffe. 3te Aufl. Stuttgart, Wittwer. 8. 2 M.

Winter, G., Unbeflügelte Worte, zugleich Ergänzungen zu Büchmann, v. Loeper, Strehlke etc. Augsburg, Votsch. 8. 3 M.

Wißmann, H., und L. Wolf, C. von François, H. Mueller, Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885. Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 18 M.

Zeise, H., Kleine Bilder aus dem Naturleben. Mit einem Vorwort von S. Wörishöffer. Mit 31 Abbildungen und 1 Titelbild. Altona, Reher. 8. 3 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. v. Holtzendorff. Neue Folge. 2ter Jahrg. 10tes Hft.: Jugendtypen. Ein ernstes Wort im Plaudertone für Eltern und Erzieher. Von P. Jende. Hamburg, J. F. Richter. 1887. Gr. 8. 75 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- u. Völkerkunde.

Begründet von **Karl Andree.**

GLOBUS.

Mit besonderer Berücksichtigung der **Ethnologie**, der **Kulturverhältnisse** und des **Welthandels**.

Preis pro Band 12 Mark.

Herausgegeben von **Dr. Emil Deckert.**

Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nummern.

Probe-Nummern können durch jede Buchhandlung gratis bezogen werden. — Abonnements nimmt jede Buchhandlung und Post-Anstalt entgegen.

Lieferanten Sr. Maj. d. K. v. Russl., Sr. Maj. Gr. Sultan T., Sr. Maj. Kg. der Niederl., Sr. K. Hoh. d. Grossh. v. Oldbg. sowie vieler kais. u. königl. Prinzen etc.



Cäsar und Minka,

Zahna, Provinz Sachsen.
„**Racehundezüchtereien.**"
Preisv. in Deutsch u. Franz. Spr. fro. grat.



Frost oder Thauwetter?

Schnee oder **Regen?**
Heiteres oder **trübes Wetter?**

Diese Fragen beantwortet **einzig** und **allein, prompt** und **zuverlässig**, für Jeden verständlich: das

Patent-Polymeter

von

Wilhelm Lambrecht

in

Göttingen.

Fabrik meteorologischer Instrumente.

Preis in einf. Ausstattung 20 Mark.
Anerk. u. illust. Beschr. z. Diensten.

Redacteur!

Ein jüngerer Schriftsteller, der kritische, historische und **poetische** Arbeiten in den vornehmsten deutschen Zeitschriften veröffentlicht hat, würde gern in eine entsprechende Redaction eintreten. Offerten unter Chiffre **Z. 25** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Eine von **Georg Schweinfurth** und **Friedr. Ratzel** herausgegebene Sammlung der werthvollen Arbeiten **Emin-Pascha's**, welche in gleicher Weise wie sein Schicksal die allgemeinste Aufmerksamkeit erregen werden.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Wäsche-Artikel

Dowlas, Hemdentuch, Shirting, Chiffon, Négligéstoff, weißes und buntes Bettzeug, Inlettköper sowie
schwarze reinw. Cachemires
aus vorzüglichsten Rohmaterialien zu sehr billigen Preisen. Muster gratis und portofrei.

F. W. Schubert, Weida in Th.

Westfäl. Pumpernickel

Postkolli Mk. 1.70 frei Nachnahme empfiehlt

Rudolf Horn, Siegen Westf.
Pumpernickelfabrik.

Für Kinder genügt 1/4—1/2, für Erwachs. 1/2—1 **Tam.-Confitüre.** In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek. **C. Kanoldt Nachf.,** Ap.—Gotha.

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien
Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende
Confiture laxative
von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.
Allein ächt.
Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

(Mit Beilagen von F. A. Herbig in Berlin und F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 23. Februar 1888.

Zum Wesen der tragischen Kunst.

II.

Zur Leidenschaft wird eine jede seelische Eigenschaft, die aus ihrem Inhaber heraus mit dämonischer Gewalt wirkt. So geartet ist sie alsdann von der Stärke, daß sie zeitweilig eine jede andere ihrer Miteigenschaften überherrscht, dieselben verstummen läßt und in ihrem unbezähmbaren Drange nach Befriedigung sich selbst zur alleinigen Lebensbedingung ihres Eigners macht: Leidenschaft und Dasein sind eins geworden. Nur in einem solchen Zustande kennzeichnet sich eine Eigenschaft als Leidenschaft, und dieselbe kann jenen Zustand nur erreichen, wenn sie eben durchaus zum innern Wesen des Menschen gehört und die unveränderliche Grundbedingung eines besondern Lebens bedeutet. Der Mensch ist von Natur das, wozu ihn, wäre er's nicht, keine Macht der Welt je machen könnte. Eigenschaften dieser letztern Art gibt es der Sinnesorgane und der Seele: die Wahrhaftigkeit kann keinem Lügner eingeimpft, der Scharfsinn keinem Dummkopf eingebläut werden — umgekehrt ein Gleiches. Ohne Zweifel mögen die einen wie die andern gebildet, verfeinert, erhöht werden, aber es ist unmöglich, dieselben gegeneinander auszutauschen. Alle diese Eigenschaften scheiden sich jedoch in dem wesentlichen Punkte, daß sie zum Theil dem Erkenntnißvermögen, zum Theil dem Willen zugehören; daß die erstern sich lediglich darum bemühen, zu verstehen, was ihnen vorgeführt wird, die letztern dagegen das Leben selbst zu gestalten streben. Jene, ganz willenlos, sind darum auch in sittlicher Hinsicht völlig nichtssagend; diese hinwider, die immer nur aus eigener Kraft trachten und handeln, fallen als selbstlos oder selbstsüchtig mit einer jeden That unter den Begriff von gut und böse. Die Eigenschaften der Seele wollen und wirken stets frei aus sich heraus; darum müssen sie erstens sämmtlich moralischen Gehalts sein, und werden zweitens, wenn sie wirklich als Natur und nicht blos täuschend als Dressur vorhanden sind, immer im Charakter der Leidenschaft auftreten. Von diesen unsterblichen, ewig treibenden Eigenschaften der Seele sind jene andern des Geblüts, die ohne eigentliche Triebkraft sich immer mehr leidend als handelnd verhalten, scharf zu unterscheiden. Auf den letztern beruhen die Gemüthserregungen oder Stimmungen, die auf keinen innern Drang, sondern auf einen äußern Anlaß hin kommen und gehen. Kein Mensch vermag zur Herrschsucht oder zur Menschenliebe gestimmt zu werden, ein jeder dagegen je nach Umständen zum Mitleid oder zum Neid, der eine häufiger, der andere seltener. Man wird zum Zorn, zur Eifersucht gereizt, zur Furcht bewegt und stets dies allein durch Vorfälle in der Außenwelt. Die Gemüthsanlagen suchen sich das Feld ihrer Thätigkeit nie selbst; sie werden immer nur gelegentlich zur Wirksamkeit verführt. Diese einzig auf Empfang zurückwirkenden, immer abhängigen, niemals selbständigen, diese mit einem Wort unlebendigen Eigenschaften sind, wie offenbar, schon vermöge ihres eigenthümlichen Lebens- und Wirkungskreises aller Mittel beraubt, den herrschenden Charakter einer Leidenschaft anzunehmen. Sie geberden sich wol häufig genug leidenschaftlich, aber nicht auf Grund einer Leidenschaft, sondern lediglich in der Leidenschaftlichkeit, d. h. Hitze ihrer Erregung, und sind sämmtlich sittlich unbestimmbar, weil sie eben ihren Ursprung im Gemüth, d. h. in den Sinnen haben, während die moralisch erkennbaren Eigenschaften ausnahmslos im Willen als dem Urgrunde ihres Seins wurzeln. Leidenschaft sagt das Wesen, Stimmung einen augenblicklichen Zustand des Menschen aus. Jene handelt immer und stets

zielbewußt; diese ist gelegentlich auf eine Anregung hin nur thätig: in einem Drama also, das Handlung bedeutet, kann darum auch von nichts anderm als eben lediglich der erstern die Rede sein. So wären also sämmtliche Eigenschaften moralischer Art, ob gut, ob böse, dazu angethan, im Sinne einer Leidenschaft zu wirken? Zweifellos. Und eine jede von ihnen, ob gut, ob böse, wäre dazu geeignet, der Mittelpunkt eines tragischen Gebildes zu sein? Ebenso zweifellos. Nur wolle man nicht übersehen, daß je nach der moralischen Beschaffenheit und der Anzahl wirkender Leidenschaften auch jede Tragödie einen besondern Charakter erhalten muß. Die gute Leidenschaft als der Mittelpunkt einer Dichtung schafft für sich allein wol ein tragisches Schicksal, aber niemals einen tragischen Charakter. In dem Ankämpfen der guten Leidenschaft gegen eine schlechtere Welt und in dem endlichen Untergange der erstern besteht und erfüllt sich das tragische Geschick des Helden. Dem tragischen Schicksal zur Seite steht als etwas Besonderes der tragische Charakter. Ein solcher als Mittelpunkt der Tragödie muß zum mindesten von zwei, ihrer sittlichen Art nach verschiedenen Leidenschaften bewegt werden: auf dem innern, unausgleichbaren Widerstreite unsterblicher Triebe beruht eines solchen Tragik. Ausschließlich unter solchen Bedingungen tritt die tragische Idee ins Leben; wo diese Bedingungen fehlen, fehlt auch die Tragik.

Alle dichterischen Gebilde, sie mögen sein wie sie wollen, rein oder gemein, häßlich oder schön, dienen einzig und allein einem menschlichen Bedürfnisse. Der Mensch braucht sie, nur darum sind sie da, sonst wären sie es nicht. Sogar die Tragödie, soweit sie auch als vornehmste Schöpfung alle übrigen Erzeugnisse derselben Kunst hinter sich zurücklassen mag, gehorcht ebenfalls dem gleichen Gebot. Nicht die Menschen, aber der Mensch bedarf ihrer; es ist unerläßlich zu betrachten, wozu er ihrer bedarf.

Aristoteles hat in seiner Staatskunst auch der Musik und der Verwendung dieser Kunst zu verschiedenen nützlichen Zwecken einige flüchtige Betrachtungen gewidmet; er schreibt unter anderm: „Die Gemüthserregung, die in einigen Gemüthern heftig auftritt, ist in allen vorhanden, der Unterschied besteht nur in dem Mehr oder Minder; z. B. Mitleid und Furcht treten in den Mitleidigen und Furchtsamen heftig auf, in geringerm Maße sind sie aber in allen Menschen vorhanden. Ebenso Verzückung. In geringerm Maße sind alle Menschen derselben unterworfen; es gibt aber Leute, die häufigen Anfällen dieser Gemüthsbewegung ausgesetzt sind. Nun sehen wir, daß solche Verzückte, wenn sie die heiligen Lieder, die eben das Gemüth berauschen, auf sich wirken lassen, sich beruhigen, gleichsam als hätten sie ärztliche Cur und damit zugleich Abführung des kranken Stoffs erfahren. Dasselbe muß nun folgerecht auch bei den Mitleidigen und Furchtsamen, und überhaupt bei allen stattfinden, die zu einer bestimmten Leidenschaft veranlagt sind — τους ὁλως παθητικους, bei allen übrigen Menschen aber, insoweit etwas von diesen Leidenschaften auf eines jeden Theil kommt; für alle muß es eine Befreiung geben, und sie alle müssen unter Lustgefühl erleichtert werden können." Der ganze Abschnitt läßt übrigens, soweit es die kritische Begrenzung der Begriffe angeht, beträchtlich zu wünschen übrig. Daneben höre man jetzt den heiligen Augustin.

„Nach Karthago gekommen", so heißt es in dem „Sohn der Thränen" unter anderm, „hatte ich mich ausschweifender Liebe ergeben. Freudig ließ ich mich fesseln von peinvollen Banden, um gepeitscht zu werden mit glühenden, eisernen Ruthen der Eifersucht, des Verdachts, des Zornes, des Zankes. Da riß mich die Schaubühne hin, voll wie sie war von den Bildern meiner Leiden und dem Zunder meines Feuers. Was hat es zu bedeuten, daß der Mensch dort Schmerz empfinden will im Anschauen trauriger und tragischer Dinge, die er selbst nimmer erdulden möchte? Und dennoch will der Zuschauer Schmerz davon erdulden, und eben der Schmerz ist seine Lust. Was kann das anders sein als leidenvolle Gemüthskrankheit? Denn die Rührung ist um so stärker, je mehr man selbst an diesen Trieben krankt, obgleich man es, wenn der Mensch es selbst erduldet, Leid, wenn er theilnimmt, Mitleid zu nennen pflegt." Und da, wie man im gemeinen Leben sagt, alle guten Dinge — drei sind, so dürfte es nur von Vortheil sein, auch noch zuletzt einen ägyptischen Priester aus der christlich-hellenischen Zeit sprechen zu lassen, der aller Wahrscheinlichkeit nach die vollständige und nicht, wie wir, blos die lückenhafte aristotelische „Dichtkunst" kannte. Abammon schreibt:

„Die Kräfte der in uns vorhandenen, allgemein menschlichen Leidenschaften werden, wenn man sie gänzlich zurückdrängen will, nur um so heftiger. Lockt man sie dagegen zu kurzer Aeußerung in richtigem Maße hervor, so wird ihnen eine maßhaltende Freude: sie sind gestillt und entladen und beruhigen sich auf gutwilligem Wege ohne Gewalt. Deshalb pflegen wir bei Komödie, wie bei Tragödie durch Anschauen fremder Leidenschaften unsere eigenen zu stillen, mäßiger zu machen und zu entfernen." Das ist der moralische Werth des Dramas für die Gesellschaft. Aber die leidenschaftlich bewegte menschliche Natur, als sie daranging, einem unausweichlichen Bedürfnisse zu genügen und für sich die Tragödie zu erschaffen, wurde dabei blutwenig von moralischen Beweggründen geleitet. Die Leidenschaft, in der wirklichen Welt auf alle mögliche Art bedrängt, eingeschlossen und gefesselt, leidet, weil ihr unsterblicher Trieb und ihr unabänderliches Ziel die uneingeschränkte Befriedigung ist. Was ihr so die Wirklichkeit versagt, versucht sie jetzt in einer phantastischen Welt zu erreichen, nämlich sich nach ihrem vollen Drange auszuleben und damit die immer unerträglicher werdende Qual eines unbefriedigten Herzens zu bannen. In dem Bilde, das sich jetzt ihre in Entbehrungen erglühte Phantasie entwirft, schwelgt sie nun, aller Fesseln entledigt; mit vollen Segeln treibt sie dem heiß ersehnten Ziele entgegen, um am Ende in gesteigerter Pein wahrzunehmen, daß sie sich elend

betrogen, daß sie umsonst gefürchtet, gehofft und gestrebt, daß die endliche Lust zwar im Zauberspiegel, aber nicht für das wirkliche Dasein gilt; daß vielmehr der lebendige Wille, durch solche künstliche Mittel angefeuert und über das gewöhnliche Maß gesteigert, mehr als je nach der ausgiebigsten Bethätigung seines besondern Hanges lechzt und ohne die Aussicht und Macht diesem zu willfahren, nur um so qualvoller leidet. Der Triumph der Leidenschaft im Bilde, weit davon entfernt, die Leidenschaft der Wirklichkeit zu befriedigen, hat das Leiden in der letztern nur noch erhöht. Die dichterisch erfundene Leidenschaft hat zwar ihre Aufgabe erledigt, aber nicht damit zugleich diejenige der tragischen Kunst: die letztere befindet sich erst inmitten ihres Werks. Die Leidenschaft vermochte nur sich, aber nicht der tragischen Welt zu genügen; die Leidenschaft leidet, und damit sie aufhöre zu leiden, übernimmt es das Leid in immer höher schwellender Bewegung, nicht blos die Leidenschaft im Bilde, sondern so auch die Leidenschaft einer ganzen Welt zu begraben. Das ist die Krone der Poesie. So erwirkt die leidensvolle, nicht mehr wie früher leidenschaftliche Phantasie den Rückschlag gegen die im dichterischen Gemälde schwelgende Leidenschaft, indem sie ihr den Streit um die Beute bald aus der äußern Welt, bald aus dem Innern des Helden selbst erweckt, diesen nimmer ruhen läßt, ihn immer erneuert, ihn unausgesetzt steigert, bis denn endlich das arme Opfer nichts mehr hofft, nichts mehr fürchtet, nichts mehr begehrt und nur noch den einen Wunsch hegt: Ruhe im Leide. Ruhe im Leide heißt aber Tod. Denn da die Leidenschaft als unsterblicher Hang nichts anderes als der Wille in einer besonders erkennbaren Erscheinung ist, dieser selbe Wille aber zugleich als der Urgrund jenes derartig bestimmten Daseins gilt, ist auch eine Verneinung der Leidenschaft und die entschiedenste Absage an das Leben ein und dasselbe. Die Leidenschaft stirbt, und der Mensch muß ihr folgen. Das Wesen der Leidenschaft, wofern sie leidet, verlangt es, und die tragische Kunst gehorcht. Nur so erreicht sie, was der Mensch von ihr begehrt: die zeitweilige Befreiung seines Innern von Leidenschaft und Leid.

Daß der leidenschaftliche Wille heftig nach Genugthuung verlangt und diese allzu häufig nicht findet, das ist eben seine Qual. Auf der Bühne und in der tragischen Dichtung erblickt derselbe nun sein klares Widerspiel. In diesem Spiegel der Kunst findet er sich unverkümmert wieder: seinen Durst nach Bethätigung, seine volle Befriedigung, sein Leid im Uebermaße und endlich seine Entsagung. An diesem künstlichen Feuer entzündet sich das Herz des bewegten Zuschauers; auch dieses lebt sich in jenem fremden und dennoch ihm so nahe verwandten Dasein ganz aus und — die Leidenschaft stirbt. Das bedeutet: tragische Lust. In das Innere, welches vordem so sehnsuchtsvoll, so sturmbewegt, so leidzerrissen war, ist die Ruhe eingekehrt, denn sein höchstes Wollen wurde in Leid begraben: Friede überall; und von jenen Kämpfen wildester Leidenschaft, die soeben noch getobt, gibt nur das Nachzittern des Mitgefühls eine leise Kunde.

Somit bedeutet die Nothwendigkeit des Leides den Charakter der tragischen Kunst.

Mit leiden kann aber nur die leidenschaftlich bewegte Natur.

Je mehr man selbst an den gleichen Trieben krankt, desto stärker ist auch die Rührung, hatte der heilige Augustin geschrieben — das ist zweifellos. Aber das Mitgefühl, wenngleich nach Stärkegraden unterschieden, ist doch überall vorhanden, wo sich überhaupt nur irgendein leidenschaftlicher Trieb offenbart. Ja, diese Wahrnehmung gibt sich fast wie ein Problem. Das leidenschaftliche Gemüth, gleichviel ob es sich zum Guten oder zum Bösen wendet, leidet sowol mit dem einen, wie mit dem andern; leidet und fürchtet so, bewußt oder unbewußt, und wenn bewußt, sich selbst gewöhnlich zum Räthsel. Moralisch sind zwei Menschen weit wie die Pole voneinander entfernt, und seelisch stehen sie dichtgedrängt im Mittelpunkte des Erdballes! Die Lösung des Problems kann nur lauten: daß Leidenschaft und Wille wesentlich dasselbe sind, beide etwas Einiges und Allgemeines, und daß die Verschiedenartigkeit der Gebiete, auf welchen sich der heftige Wille bethätigt, eine mehr von äußerlichen Bedingungen abhängige, von Sinnen- und Empfindungsorganen beeinflußte Wahl, also lediglich Zufall ist. Wie anders könnte man sonst noch die überraschende Erscheinung erklären, daß selbst der beste Mensch für das Schicksal eines Bösewichts in unwillkürlichem, ja übermächtigem Mitgefühle fortgerissen wird, vorausgesetzt sie unterlägen nicht beide — wenn auch moralisch himmelweit verschiedenen Leidenschaften, so doch immer der Leidenschaft.

Es ist selbstverständlich, daß eine Wirkung der Tragödie nur eintreten kann, wenn ihr Inhalt sich mit einer Leidenschaft des Zuschauers begegnet; wo sie die letztere nicht vorfindet, verbleibt sie ganz wirkungslos, mag sie auch immerhin zeitweilig ein wenig gerührt und bewegt haben. Eine ungeheuere Anzahl von menschlichen Geschöpfen verharrt vor den größten Wunderthaten der tragischen Kunst unerschüttert und verständnißlos. Wie oft hat man nicht aus einer großen Zuschauermenge schon zu Hunderten jene dürftigen, seelenlosen Wesen herauslesen können, welche flach in ihrem Denken und nüchtern in all ihrem Sinnen nur blödeste Neugier oder die ihnen selbst bereits unerträgliche Oede des eigenen Gehirns vor die tragische Scene trieb, und die nun mit dem hammelartigen Ausdrucke des Cretinismus und dem Lächeln kritischer Ueberlegenheit im Gesicht für sich und die ganze Welt aus der angeschauten Tragik eines großen Schicksals als einzigen Ertrag verzeichnen durften: wieder einmal fünf Leichen bestattet zu haben. Solche seltsame Gesellen hatten das Haus der tragischen Muse für ein Tingel-Tangel genommen. Auch die blühende Mittelmäßigkeit, selbstzufrieden und glücklich in dem Untermaße ihres Dichtens und Trachtens, die sich früh in die Welt geschickt und mit ihr

handelseins geworden — auch diese schaudert vor den Pforten der Tragödie unter dem wohlbekannten Ausrufe zurück: das Leben ist schon so traurig genug! Wenn es aber einmal der Zufall mit sich brächte, daß ein tragisches Spiel nur die dazu Berufenen vor sich vereinigte, so würde man unter der Zahl solcher Zuschauer die Auserwählten des Menschengeschlechts begreifen. Denn der Leidenschaft verdankt die Welt ihr Schlimmstes wie ihr Herrlichstes. Wo man auch sein Auge bewundernd hinwenden, wo man auch sein Knie in Andacht und Verehrung beugen möge, immer ist der Gegenstand unsers Entzückens eine Schöpfung der Leidenschaft. Darum lohnt ihr auch die Kunst — sie selbst die Tochter dieser Leidenschaft — in kindlicher Liebe und Dankbarkeit mit dem Triumphe ihres Könnens, indem sie dieselbe über jede irdische Lust hinweg mit der vollen Erlösung von allem Erdenstaube begnadet.

Emil Mauerhof.

Hamerling's neueste Dichtung.

Homunculus. Modernes Epos in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Hamburg, J. F. Richter. 1888. 8. 4 M.

Eine seltsame eigenartige Dichtung ist es, mit welcher der berühmte Verfasser des „Ahasver in Rom" das Publikum in jüngster Zeit überrascht hat, eine Dichtung, welche in der That selbst an jenes Werk erinnert, dem der Name und die Abkunft von Hamerling's Titelhelden Homunculus entnommen erscheinen, nämlich an den zweiten Theil des „Faust". Als „modernes Epos" bezeichnet sie ihr Schöpfer. Wir möchten das merkwürdige Gedicht mit seiner abenteuerlichen, märchenhaften Handlung, mit seiner genialen Beleuchtung des modernen Lebens eine gewaltige Satire in epischem Gewande nennen, und der Verfasser selbst gibt uns auf so vielen Seiten des Buchs die Handhabe dazu.

Die chemische Erzeugung des Homunculus durch die Retorte und sein erstes Gespräch mit dem Doctor, der ihn hervorgebracht, eröffnet das Ganze. Dieser wirft ihn, da ihm die Aeußerungen des Kleinen in dem Gespräche zeigen, daß die Mischung noch nicht die rechte gewesen, in die Retorte zurück, nicht um ihn zu vernichten, sondern um ihn umzuformen, er „reducirt ihn auf das erste Urprincip vitalen Daseins, wie er glücklich es erfunden, auf den embryonalen Zustand, auf ein rationell gemischtes zartes Protoplasmaklümpchen", und läßt ihn dann als den Sohn des Dorfschulmeisters Munkel in Kindergestalt wieder das Licht der Welt erblicken. So macht der junge Munkel — er ist der Held der Dichtung — seine Lehrjahre durch, fühlt sich in der Jugend zur Poesie hingezogen und tritt dann in die Welt. Sein Geschick in derselben ist ein eigenthümliches, denn bei der Mischung der Elemente hatte sich der Erzeuger vergriffen:

— In die Mischung
Kam ein Element von Golderz.
Dies Goldelement im Keime,
Stets verlangt es nach Erneurung,
Und so lag ein räthselhafter
Durst nach Gold in Munkel's Blute.

An einem Spieltisch mit seinen Haufen Goldes macht Munkel zuerst die Erfahrung, wie ihn „auf einmal krankhaft" ein räthselhafter Zustand befällt. An demselben Spieltisch erlangt er im Spiele hohen Reichthum. Allerdings nehmen ihm Räuber das Gold ab und Munkel führt ein wechselvolles Leben, gründet ein großes Blatt, das hohes Ansehen erlangt, verkauft sein Journal und wird „Gründer". Als solcher ist er bald „Billionär" und die Schilderung seines Lebens und Treibens gehört zu den originellsten Partien dieses Werks. Er erfährt auch von seinem Erzeuger, der ihn besucht, das Geheimniß seiner Entstehung. Ein Krach auf der Börse beraubt ihn seines Reichthums, er verläßt die Stätte einstigen Glanzes und will „in die Fremde flüchten" auf einem Dampfer des Rheinstroms. Hier findet er eine eigenthümliche Frauengestalt, welche sich ihm als die Nixe Lurlei zu erkennen gibt, die sich „ins wirre krause Leben der Menschenwelt" gestürzt. Durch sie und mit ihr verbunden hebt er den Hort der Nibelungen im Rheine, welcher nur von einem Menschen gehoben werden kann, „der gezeugt von keinem Vater". Beide zusammen besitzen nun den reichen Schatz und sie „schließen einen Bund, vereinigt zu genießen und zu wirken"; sie „besiegeln vor der Welt auch ihren Bund am Traualtare". Ein Gesang: „Literarische Walpurgisnacht", schildert die Hochzeitsfestlichkeiten, insbesondere ein dazu gehöriges Maskenfestspiel auf dem Blocksberg. Munkel begibt sich hierauf in das Goldland Eldorado, dessen Schilderung der Autor wieder in scharfe satirische Verse gekleidet hat. Da dem Ehepaare Kinder versagt sind, nehmen sie einen Knaben und ein Mädchen, Eldo und Dora, Abkömmlinge der Ureinwohner, an Kindesstatt an. Munkel wird König, will ruhmvoll einen zeitgemäßen großen Musterstaat gründen, ihm gegenüber aber steht eine Rotte von Volksaufwieglern, mit dem Aufrührer Leo Hase an der Spitze, welcher bald großen Anhang erlangt. Im offenen Entscheidungskampfe wird Munkel geschlagen, seine Gattin aber als Anführerin einer Amazonenschar geht zu den Meuterern über. Der Ausbruch eines feuerspeienden Berges, aus dem feuriges Gold strömt, bringt Mord und Todschlag unter den Einwohnern und Kriegern hervor, Munkel jedoch rettet sich mit den Kindern auf das Meer hinaus. Er will ein „anderes taugliches Geschlecht von frischen unverdorbenen Lebewesen allgemach" heranbilden und stellt seinen Versuch mit Affen an, mit solchem Erfolg, daß diese „sich erhaben über Men-

schen" dünken. Das ganze Kapitel: „Die Affenschule", bietet eine Reihe der bizarrsten Bilder. Nachdem auch dieser Plan mislungen, wendet der Held sich dem unterdrückten Volke der Juden zu und führt dieselben in ihre alte Heimat nach Palästina; aber auch hier gelangt eine Verschwörung zum Ausbruch, Munkel wird gekreuzigt, die Juden, plötzlich eingeladen nach Europa zurückzukehren, lassen den Verurtheilten am Kreuze hängen, von dem ihn Ahasver, der Ewige Jude, eben vorüberziehend, befreit. Munkel will zuletzt die Welt vernichten; er gründet den Bund der Seinsverächter; sein Vernichtungswerk scheitert aber ebenfalls, der Weltuntergang wird vereitelt durch den Kuß eines Liebespaares — Eldo's und Dora's. Zuletzt erbaut sich der menschenfeindlich gewordene Homunkel ein Luftschiff von riesigen Dimensionen und von seltsam künstlicher Bauart, im Vorüberziehen streift er von einem Sarg, welcher in eines Klosters Hallen steht, den Deckel „und erkennt die Züge Lurlei's" in der Todten, er hebt den Leib im Vorüberfluge empor und mit diesem fliegt er in seinem unzerstörbaren Luftschiffe dem Monde entgegen:

So entlang Milchstraßen schweifend
Scheint der Fremdling, der Gigant,
In dem rasend schnellen Fluge
Selbst ein Staubgewölk der Welten
Aufzuwirbeln. Zum Kometen
Ward er uns, sein ird'scher Eigner
Ward zum „fliegenden Holländer",
Ward zum Ahasver des Weltraums.

Man ersieht schon aus dieser kurzen Inhaltsskizze, inwiefern der Dichtung Hamerling's die Bezeichnung eines Epos beigelegt werden kann. Jedenfalls überwiegt die Allegorie, welcher der Dichter schneidendste Satire einverleibt hat. Der pessimistische Grundton, der in den meisten Dichtungen des genialen Poeten hervortritt, drängt hier beinahe alle andern Eindrücke zurück. Er macht sich schon in der Hauptfigur der Dichtung geltend, im Homunculus, der wol den nach Gold und Gewinn strebenden Zeitgeist der Gegenwart, welcher sich Geist und Wissenschaft in so hohem Grade dienstbar gemacht hat, allegorisiren soll. Mit zersetzender Schärfe behandelt Hamerling die verschiedenen Erscheinungen und Aeußerungen unsers heutigen Lebens, sei es daß er von der Dichtermode und von Munkel's allerneuesten „Nibelungen" spricht, von dem am Ende des Jahres „vergriffen waren dreizehn Exemplare", sei es daß er anläßlich der Besprechung von Munkel's Gründung des „Blattes für alles und für alle" sich den Schwächen der Journalistik zuwendet, daß er den Börsenschwindel, die Seelenriecherei, den Vegetarianismus, den Antisemitismus, die Weltsprache und sociale sowie politische Fragen in ironisch-satirischer Weise zur Behandlung bringt und selbst xenienartige Strophen, wie in dem Gesange „Literarische Walpurgisnacht", dem Leser vorführt, von denen einige hier zur Probe folgen:

Ein erlesenes Talent! — Ja
In der That, es ist erlesen!

Ach wie ist so unbeständig
So zweideutig, so verlogen,
So ein Proteus mancher, daß man
Schwören möchte, wär' gekommen
Er zur Welt als Ochs, so würfe
Er den Schatten eines Esels!

Rein im Formenglanze blinken
Laß, o Dichter, dein Gedicht,
Zwar Tyrtäus durfte hinken,
Aber seine Verse nicht!

Armer deutscher Poet! meist hast du noch lange den Ruf nicht,
Den du verdienst: erst den, den der Verleger dir macht!

Die Lektüre der in vierfüßigen Trochäen abgefaßten Dichtung ist keine leichte; aber eine reiche Gedankenflut wogt durch diese Verse, welche in derselben tadellosen Reinheit gehalten sind wie alle Dichtungen des Poeten. Man wird Hamerling's „Homunculus" nicht seinen besten Poesien, aber den originellsten und merkwürdigsten vielleicht des ganzen Jahrhunderts beizählen dürfen.

Anton Schlossar.

Novellen- und Skizzenbücher.

1. Der Notar von Argostoli. Leïla. Zwei Novellen von A. R. Rangabé. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

In diesen beiden Novellen hat der Verfasser seine Lust und Freude an dem bloßen Fabuliren. Das ist gute, alte Art. Es ist ihm nicht, wie etwa einem modernen Meister der Novelle, wie Paul Heyse, um die künstlerische Lösung irgendeines menschlichen Problems zu thun, auch die reine Menschendarstellung, die psychologische Entfaltung und Entwickelung eines Charakters, eine Kunst, in welcher Turgenjew das Außerordentlichste und Höchste vollbracht hat, ist seine Sache nicht: er fabulirt, erzählt nach Art der Südländer, der Italiener oder Araber — Rangabé ist in Konstantinopel geboren —, er reiht Begebenheiten an Begebenheiten, die sich rasch drängen, das Unterhaltende liegt ausschließlich im Stofflichen. Eine kurze Inhaltsangabe der Novelle „Der Notar von Argostoli" mag zur Bekräftigung des Gesagten dienen.

In Argostoli, dem Hauptorte der griechischen Insel Cephalonia, lebt der Notar Tapas, ein abgefeimter Spitzbube vom Wirbel bis zur Zehe. In derselben Stadt residirt als einer ihrer reichsten Bürger der Graf Nanetto. Er hat einen Neffen Namens Gerasimo, der ein Lump in großem Stil ist, ein Verschwender und Wüstling, der vor einem schweren Verbrechen nicht zurückscheut, wenn die egoistische Befriedigung seiner Lüste ein solches erheischt. Graf Nanetto enterbt ihn und setzt seinen Secretär, den

jungen, liebenswürdigen Rodinis zum Universalerben ein. Rodinis ersucht den Notar um ein Darlehn, denn er will Angelika heirathen, die anmuthige Tochter des Boratis, eines Bruders des Grafen Nanetto, und enthüllt ihm bei dieser Gelegenheit das zu seinen Gunsten verfaßte Testament des Grafen. Der Notar Tapas ist entsetzt. Gerasimo ist der Bräutigam seiner Tochter Marina und beide speculiren auf die Millionenerbschaft. Gerasimo, dem Tapas die Sachlage mittheilt, entschließt sich zu einem Gewaltstreich. Der Notar setzt ein Schriftstück auf, in welchem erklärt wird, daß der Graf seinen Neffen zum einzigen Erben seines gesammten Vermögens ernennt und jede spätere Verfügung, die sich etwa finden sollte, erlogen und gefälscht sei. Es handelt sich nun darum, die Unterschrift des Grafen auf dieses Document zu bringen. Gerasimo geht, um das zu besorgen. Der alte Graf, schwer krank, wohnt allein mit einem Diener und mit Rodinis. Es ist Nacht. Gerasimo schleicht zu dem Bett seines Oheims, zwingt ihn, indem er ihn zu tödten droht, das Schriftstück zu unterschreiben, erwürgt ihn darauf und erstickt ihn mit den Kissen. Der Diener hört wohl Schritte, hört auch jemand mit dem Grafen sprechen, denkt aber, es sei der Secretär, welcher, abwesend vom Hause, heimgekehrt sei. Am Morgen verreist Rodinis, er verabschiedet sich von dem Diener, nicht aber von dem Grafen, den er noch schlafend wähnt, denn er hat schon am Abend von diesem Abschied genommen; er reist auf den Wunsch des Grafen zu seiner Mutter, um ihr die Verlobung mit Angelika anzuzeigen und ihren Segen zu erflehen. Auch Gerasimo ist geflohen, hat aber vorerst dem Notar das unterschriebene Schriftstück übersendet und in einem Begleitschreiben seine That eingestanden. Indessen wird der Mord entdeckt. Der Verdacht richtet sich natürlich auf Rodinis. Die Polizei reist ihm nach, er wird in die Gerichte geschleppt, das Tribunal verurtheilt ihn zum Tode. Während des Processes trägt sich Folgendes zu. Tapas und seine Tochter besuchen entfernt wohnende Freunde. Dort erfährt Marina, daß sich Gerasimo mit der Tochter des Hauses verlobt habe und in nächster Zeit die Hochzeit stattfinden solle. Sie ist entsetzt, erkrankt und eilt mit dem Notar nach Hause. Hier ermordet sie sich. Tapas, von den Motiven der That unterrichtet, lädt Gerasimo zu einem Nachtmahl, zeigt ihm die Leiche seiner angebeteten Tochter und tödtet den Frevler. Jenen Brief des Gerasimo und einen Bericht über den Sachverhalt schickt er dem Gerichte. Just zur rechten Zeit, denn schon steht Rodinis vor dem Galgen. Nun die Wahrheit enthüllt ist, übernimmt Rodinis sein Erbtheil und heirathet seine Braut. Der Notar irrt als wahnsinniger Bettler im Lande umher.

Die Fabel ist gut ersonnen und durchgeführt, nur eine feinere Charakteristik wäre wünschenswerth, vor allem eine glaubwürdigere Motivirung der menschlichen Handlungen. Es ist ja wahr: das Unerhörteste und Unglaublichste geschieht im Leben und oft fühlt man sich einer Begebenheit gegenüber zu der Aeußerung veranlaßt, wenn das ein Romanschriftsteller erzählte, so würde man ihn der Unwahrheit zeihen. Aber in der Dichtung ist es anders. Wie der Dichter einen allgemeinen Fall so darstellen muß, daß er als ein besonderer, intimer erscheint, muß er andererseits einem besondern Fall allgemeine Gültigkeit verleihen, zum Symbol erheben. Das Unbegreifliche muß er begreiflich, das Unerhörte glaubwürdig machen, das Unmotivirte motiviren. Dem Leben kommen die Lücken zu, die Launen und Schrullen, nicht dem dichterischen Werk. Dadurch eben unterscheidet es sich vom Leben, das ist das Ideale in ihm, wie lebenswahr und realistisch es auch aussehen mag. Es muß ein von allem Zufälligen gereinigter, streng geschlossener Organismus sein, ein fertiger Ring, in welchen nichts mehr hineingeht, aus welchem nichts entfernt werden kann. Was geschieht, muß mit eiserner Nothwendigkeit geschehen, muß nur so und nicht anders geschehen können. So ist es auch mit den Charakteren. Der Dichter darf sie einer Absicht oder eines Effectes wegen aus sich selbst nicht herausfallen lassen, und jeden Zug, der gegen die psychologische Wahrheit verstößt, hat er zu vermeiden. Jener Gerasimo, wie wird er so dumm sein und ein anderes Mädchen heirathen, als die Tochter des Notars, der er sich verlobt hat, die der Notar abgöttisch liebt und um derenwillen dieser zum Theilnehmer an dem Verbrechen des Gerasimo geworden ist? Konnte der Gerasimo einen Augenblick vergessen, daß der Notar den schriftlichen Beweis der Mordthat in Händen hat, vergessen, daß dieser sofort von dem Beweis vor Gericht Gebrauch machen werde, sobald der Verrath an seiner Tochter ruchbar geworden? Man ärgert sich über diese unmotivirte, unwahre Albernheit, besonders da sie den Angelpunkt der ganzen Novelle bildet.

Die zweite Geschichte „Leïla“ spielt in Indien. Sie hat die Vorzüge und Fehler der ersten: interessante Fabel, spannende Begebnisse, schwache Charakteristik.

2. Liebeskämpfe. Novellen von Hermann Friedrichs. Zürich, Verlags-Magazin. 1888. 8. 5 M.

Das Buch enthält vier Novellen, die in verschiedenen Landen, zu verschiedenen Zeiten spielen. Sie zeichnen sich weder durch hervorragende Vorzüge, noch durch hervorragende Fehler aus. Sie sind echtes und rechtes Mittelgut. Die Erfindung ist talentvoll, die Menschendarstellung unsicher und ungenügend, der Stil zu wenig einfach, zu gemacht und gekünstelt; im ganzen Buche findet sich kaum ein Naturlaut der Leidenschaft und des Herzens. In der Novelle „Das Kreuz der Liebe“ wird ein interessantes Problem behandelt: Ein junger Aristokrat liebt seine bürgerliche Milchschwester. Die adelsstolze Mutter ist gegen die Verbindung. Da geschieht es, daß infolge eines Erdbebens Mutter und Sohn verschüttet werden. Die Mutter liegt im Sterben und bangt für ihr Seelenheil, weil sie ohne Oelung scheiden muß. Sie zwingt dem verwundeten Sohne das Gelübde ab, nach seiner Genesung der Erdenlust zu entsagen und ins Kloster zu gehen, um ihr dadurch

die ewige Seligkeit zu erkaufen. Der Sohn gibt das Gelübde, wenn auch mit schwerem Herzen, denn er gedenkt seiner Braut. Leider entspricht die künstlerische Ausgestaltung dem Probleme nicht. Wie bedeutsam wäre es, den schweren Seelenconflict des Sohnes zu zeigen: das Herz zieht ihn zur Geliebten, zur Welt und ihrem Genuß, das Gelübde und die Pietät für die Mutter zwingen ihn, ins Kloster zu gehen. Er thut das eine oder andere, geht entweder an dem Conflict tragisch zu Grunde oder reinigt sich im Kloster von allen Leidenschaften durch Entsagung und findet in ihr Halt und Heil. Der Verfasser machte sich die Arbeit leicht: der allerdings schwierigen Darstellung psychologischer Kämpfe zog er ein Sammelsurium von Schreckensthaten vor, mit denen er den gut geschürzten Knoten zerhaut, anstatt ihn zu lösen. Der junge Mann reitet, kaum aus dem Schutt herausgekommen, ins Kloster, die Braut ihm nach. Sie redet ihm zu, sie zu heirathen, er will nicht; da ergreift sie ihn und stürzt ihn in einen Abgrund. Man ruft Lohenstein! und wendet sich von dem Schwulst ab.

Anstoßerregend sind einige Stellen in einem offenen Brief an den Verleger. Der Verfasser selbst nennt seine Geschichte „eine interessante Geschichte", rühmt sich, daß er einem der „größten Krebsschäden" der Literatur (welchem?) „aus Leben" gehe und darüber zustimmende Briefe „von ältern Schriftstellern und Schriftstellerinnen, deren Namen zu den besten gehören", besitze, und sagt endlich gar, daß er „Werke von hoher sittlicher Bedeutung" geschaffen habe. Verstehe ich den bramarbasirenden Brief recht, so meint der Verfasser, daß die moderne Literatur, besonders die Werke der Marlitt u. s. w., großentheils unsittlich seien, er aber die wahre Sittlichkeit erkannt habe und darstelle. Worin besteht nun diese Sittlichkeit? Etwa darin, daß er sexuelle Gegenstände mit unverblümter Offenheit behandelt? Das wäre eine seltsame Sittlichkeit und keine Poesie. Der Dichter kann alles darstellen, es handelt sich immer um das Wie. Will Hermann Friedrichs wissen, wie ein Dichter den intimsten Verkehr zwischen Mann und Weibe schildert, so lese er Turgenjew's „Helene", besonders jene Scene, in der am Schlusse Helene aus vollem Herzen ihrem Geliebten die einfachen, herrlichen Worte zuruft: „So nimm mich hin." Mit der Naturwahrheit, dem Realismus einerseits, der Zartheit und Poesie dieser Scene andererseits vergleiche er die plumpe Art, wie in seiner „Chryssoula" ein Mädchen seinen Fall erzählt. Oder besteht die Sittlichkeit seiner Schriften etwa darin, daß ein paar Bursche für die freie Liebe schwärmen und sich beim Weine rühmen, mit verheiratheten Frauen Verhältnisse zu haben, ja so weit gehen, sich zu freuen, daß die Bastarde dieser Verhältnisse den betreffenden Ehemännern als legitim untergeschoben werden? Ich weiß nicht, ob aus jenem Jungen-Herren-Gespräch der Autor selbst spricht, ob darin die sittliche Tendenz, deren er sich rühmt, zu suchen ist; aber dies anzunehmen würde ich nie und nimmer wagen, denn wer dürfte einem Menschen eine in so große Unordnung gerathene Moral zutrauen! Wenn das andere Leser thun, so trägt der Verfasser selbst durch seine Unklarheit die Schuld; denn warum eifert er in einem Augenblick, wo er derlei schreibt, gegen das zwar hausbackene, aber ehrliche, allem Geschlechtlichen aus dem Wege gehende Talent der Marlitt und nennt sie, weil sie die allgemein gültigen bürgerlichen Ansichten über Liebe und Ehe theilt, unsittlich? Uebrigens hat die Marlitt mit ihren in menschlicher und künstlerischer Hinsicht zwar unbedeutenden, aber unterhaltenden Romanen manchem zu ernster Lektüre unfähigen Kranken bittere Stunden verkürzt, und das ist auch ein Verdienst. Oder meint der Verfasser, er sei darum besonders sittlich, weil er das vorzüglich bei den modernen Franzosen bis zum Ueberdruß beliebte Thema behandelt: ob ein Mann ein einmal gefallenes Mädchen heirathen dürfe? Wo steckt da die besondere Sittlichkeit? Warum Zeter und Mordio? Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß er auch diesmal das Problem nicht künstlerisch und nicht innerlich löst, sondern wieder mit äußerlichen, abenteuerlichen Effectmitteln. Der Mann wendet sich von dem Mädchen kalt ab, das Mädchen eilt zum Wasser und springt hinein, der Mann hinterdrein, sie ringen und beide gehen unter. Wieder kann Friedrichs von einem Meister lernen; diesmal von Friedrich Hebbel, der in seiner „Maria Magdalena" das Problem tief und wahr gelöst hat, mit dem individuellen Schicksal das Ewige und Symbolische verbindend, nach Art großer Dichter.

3. Diesseits und jenseits der Alpen. Drei Novellen von W. Nöldechen. Leipzig, G. Wigand. 1887. 8. 3 M.

Zu eingehender Analyse sind diese Novellen nicht geeignet, wol aber zur Lektüre. Sie erfreuen durch Feinheit und Liebenswürdigkeit der Darstellung, durch Wärme der Empfindung und manch guten Gedanken. Ein Zug von Wohlwollen geht durch diese Blätter und von jener harmlosen Fröhlichkeit, welche nichts anderes will, als den Leser erfreuen. Der Verfasser weiß auch klug zu beobachten und durch allerhand feine Züge ein Menschenbild mit sicherer Hand hinzustellen. Sein Stil ist ungekünstelt, ausgeglichen, erwogen. Er scheint ein Mann in vorgeschrittenen Jahren zu sein, noch nicht alt, nicht mehr jung, vielleicht ein höherer Staatsbeamter, an gute Gesellschaft und behagliche Verhältnisse gewöhnt. Behaglichkeit und guter Ton — das ist das Merkmal dieser Novellen.

4. Geschichten aus dem Traunviertel von A. Groner. Wien, Brockhausen u. Bräuer. 1888. 8. 2 M.

In der gegenwärtigen deutschen Literatur ist ein Geruch von Heu und Juchten, mehr als zuträglich, zu verspüren: die Dorfgeschichte wird mit einem Eifer gepflegt, als gäbe es in der Welt nichts Interessanteres und Wichtigeres als die Bauern mit ihren Leiden und Freuden. Eins unserer urwüchsigsten Talente, P. K. Rosegger, herrscht auf diesem Gebiete souverän. Kleine und größere Talente scharen sich um den Trefflichen. Der Grund-

charakter ist fast immer derselbe: ein Gemisch von Sentimentalität und Humor, Gefühlsschwelgerei und realistischer Derbheit. Auch die Gestalten und ihre Schicksale sind nahe verwandt: Biederkeit und Verschmitztheit, Schlauheit und Dummheit, Starrsinn und Hartherzigkeit. Das ist die Galerie dieser Menschen, deren Schicksal sich in engem Kreise bewegt. Aus diesem engen Kreis Wahres und Poetisches herauszuholen und lebensvoll zu gestalten, ist schwierig, wie alles Gute, und nicht jeder kann sich des Gelingens freuen. Der Verfasser der „Geschichten aus dem Traunviertel" kann es — oder die Verfasserin, denn der Stil und ein undefinirbares Etwas deutet auf eine Verfasserin hin. Neues hat A. Groner ebenso wenig geschaffen, als die Mehrzahl der Dorfgeschichtenschreiber, und auch dem Alten hat er den Stempel besonderer Originalität nicht zu verleihen gewußt, aber dennoch ist das Buch ein gutes und lesbares. Der Verfasser besitzt inniges Naturgefühl, er schaut mit hellen Augen und weiß das Geschaute kernig, knapp und charaktervoll hinzustellen und das ist sehr viel. Bis zur Kunst der Composition bringt er es in diesen Skizzen nicht, kritisirende Bemerkungen über die vorgeführten Gestalten (das ist Frauenart) wirken oftmals störend; aber es sind lebende Organismen, die rühren und ergreifen. *Fritz Lemmermayer.*

Zur philosophischen Geschichtsbetrachtung.

Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. Von H. von Eicken. Stuttgart, Cotta. 1887. Gr. 8. 12 M.

Auf eine hohe Warte der Betrachtung hebt uns dies umfangreiche und inhaltschwere Werk, das umfassende Quellenstudien und scharfsinnige Dialektik mit fesselnder, lichtvoller Darstellung verbindet. Die Weltgeschichte ist eine großartige Tragödie; jeder Fortschritt ist zum Theil eine Selbstzersetzung; mit der Entfaltung der Eigenart eines Volks entwickeln sich zugleich in ihr wurzelnde, widerstrebende Momente, welche sie allmählich untergraben, und doch bezeichnet ein Verfall oft nur eine Metamorphose, eine Regeneration. Die naive Harmonie der antiken Weltanschauung ward zersetzt durch die sich steigernde Subjectivität, durch die Reflexion der Sophisten, durch die Sentimentalität des Hellenismus, der im obigen Werke nicht zur vollen Würdigung gelangt; das Römerthum ward nicht minder kosmopolitisch, „entnationalisirt" in Religion, Heerwesen und Recht zur Kaiserzeit, und das Judenthum suchte vergebens (z. B. im Hiob, mit der spätern Einschiebung des vierten Freundes) die engen Schranken seiner Gottesanschauung zu durchbrechen, und der Messias, welcher in der Vorstellung der hoffenden Propheten die Verkörperung des Nationalbewußtseins gewesen war, wurde verworfen, weil Christus die Fesseln des Stammes und des Standes sprengte.

Den Widerstreit nun, welcher die treibende Macht in der mittelalterlichen Geschichte bildet, darzustellen, ist vor allem die Aufgabe des obigen Werks. Die Weltverneinung war die Tendenz und die Grundlage des Systems der mittelalterlichen Kirche, der mittelalterlichen Weltanschauung — denn diese ist mit jener identisch —, und die Ironie liegt in jener nothwendigen Verkettung der Weltverneinung und der Weltbeherrschung. Es ist die Tragik der Selbstzersetzung, daß je mehr der religiöse Geist die Welt überwand, desto mehr auch die Kirche zur Welt werden mußte; tragisch ist jener Conflict zwischen der Idee und der Wirklichkeit, zwischen dem Princip des weltverneinenden Gottesstaats, dessen logische Consequenz die Aufhebung alles Weltlichen (d. h. von Staat, Ehe, Familie, Recht, Kunst, Wissenschaft) gewesen wäre, mit den irdischen Lebensbedingungen, welche sich nicht überwinden lassen, mit der sinnlichen Natur des Menschen, deren Recht sich wohl unterdrücken, aber nicht ertödten läßt. Die Verneinung der Welt war gleichbedeutend mit der Uebertragung aller weltlichen Macht auf die Kirche — in diesem, mit bewunderenswerther Energie verfolgten Streben lag ihre Größe, aber auch die Ursache zum Verfall. Wie die christliche Erlösungslehre von Anfang an den Widerspruch der Versöhnung mit Gott und der steten Verpflichtung des Kampfes mit sich selbst, mit seinen Trieben, der Selbstkreuzigung in sich schloß, so war es auch das Schicksal der Kirche, deren erste Voraussetzung ihre Gleichstellung mit der religiösen Idee bildet, d. h. die Annahme, die von Gott gestiftete Vermittelungsanstalt zu sein, daß jede Reform, welche aus der Verweltlichung zur Weltverneinung zurückführen wollte, nur die Ursache einer neuen Verweltlichung wurde; das Schwergewicht der praktischen Lebensinteressen war zu groß und zu natürlich, als daß es hätte völlig bezwungen werden können. Und so ist denn das Mittelalter auch in den Zeiten der höchsten kirchlichen Macht nirgends in der Lage gewesen, das System der transscendenten Weltanschauung bis zu seinen letzten logischen Folgerungen zu behaupten, und in diesem Widerstreite vernichtete es sich selbst.

Unser Buch gliedert sich in vier Theile; der erste behandelt die christliche Erlösungslehre und ihre Vorgeschichte. Das Römerthum wird als ein politischer, das Griechenthum als ein ästhetisch-philosophischer, das Judenthum als ein religiöser Proceß und die christliche Lehre als das Gesammtergebniß, als die höchste Einheit dieser drei Momente charakterisirt. Der Messias wurde zu der im Fleische geoffenbarten göttlichen Weltidee, dem Mensch gewordenen Gott, die Kirche schließlich das Reich Gottes, der Leib Christi; sie war der positive, die Welt der negative Pol des menschlichen Lebens; die edle Humanität der christlichen Lehre ward durch die kirchliche Dogmatik vernichtet;

die weltherrschaftliche Idee des überwundenen römischen Imperiums übertrug sich auf die Kirche. Wie dieses geschichtlich sich vollzog und das Papstthum an Stelle des Kaiserthums, das zu Karl's des Großen Zeit die Schirmvogtei der Kirche bildete, die Leitung des Gottesstaates sich erzwang, wie die Kirche sich in den Mittelpunkt aller Interessen zu setzen wußte und wie das Reich immer mehr zerfiel, je mehr das Papstthum wuchs, das schildert — fast zu ausführlich — der zweite Theil. Der dritte enthält die Darstellung des Systems des christlichen Gottesstaates: Grundzüge des Systems, Staat, Familie, Wirthschaftspolitik, Recht, Wissenschaft, dichterische Literatur, bildende Kunst. Der überreiche, trefflich gruppirte Stoff kann hier nur in Grundzügen skizzirt werden. In den Hauptvertretern des Mönchthums wie Gregor VII., Norbert, Bernhard von Clairvaux, Konrad von Marburg u. a. vereint sich die alle natürliche Regungen zurückdrängende Askese, welche mit Empfindsamkeit sich paarend die Welt als das Thal der Thränen und den Tod als die Pforte zum wahren Leben ansieht, mit priesterlicher Herrschsucht, für welche Schwert und Scheiterhaufen die Beweismittel der Wahrheit sind. Der Staat gilt als ein durch den Sündenfall nothwendig gewordenes Uebel oder als ein nützliches Werkzeug für die Entwickelung des Gottesstaates, und in seinem Widerstande wider die Weltmacht der Kirche befand er sich in dem verhängnißvollen Zirkel, die Voraussetzungen der Kirche billigen und die Schlußfolgerungen bekämpfen zu müssen. Auch die Ehe ward als ein Uebel, dem ein sinnlicher Makel anklebe, angesehen oder als ein Mittel gegenseitiger Förderung zum Himmelreiche; doch die unterdrückte sinnliche Liebe drang um so mächtiger ins Uebersinnliche hinüber; die religiöse Vorstellungswelt entwickelte sich in der heißen Temperatur gebundener Lebenskräfte; der Christus- und besonders der Mariencultus führte zu trunkener, religiöser Wollust. „Der kürzeste Weg zum Reichthum ist die Verachtung des Reichthums" — dies Wort des Seneca bewahrheitete sich glänzend in der Wirthschaftspolitik der Kirche, welche im Princip die Arbeit nur als Schutzmittel gegen die sinnliche Natur duldete, den Eigenthümer als Frevler gegen Gott, das Geld als teuflische Versuchung betrachtete. Den Gesetzescodex der Kirche bildeten die zehn Gebote; nicht so sehr nach dem objectiven Erfolg als nach der Gesinnung ward das Strafmaß bemessen. Doch wie besonders in der Sphäre der irdischen Liebe widerstrebte auch in den Rechtsverhältnissen der Zwang der praktischen Verhältnisse der strengen Logik des Systems; und waren ferner Philosophie und Naturwissenschaft auch nur Dienerinnen der Theologie, so führte doch namentlich jene vielfach weit ab vom Dogma; die Symbolik der Natur, welche als das vom Finger Gottes geschriebene Buch bewundert wurde, sah man als den vom Schöpfer beabsichtigten objectiven Zweck derselben an, z. B. Sonne und Mond deuteten objectiv das Verhältniß zwischen Kirche und Staat an. Wald, Feld und Firmament redeten in Gleichnissen von den Geheimnissen der unsichtbaren Welt; die ästhetische Naturfreude streift Eicken nur hinsichtlich der Frühlingsfreude; welche Wandlungen jene durchlaufen hat, habe ich in meinem Buche über die Geschichte des Naturgefühls dargethan. Geschichtschreibung, Literatur und Kunst hatten keine andern Grundsätze als die Verherrlichung Gottes und der Kirche; aber die alten Heldensagen lebten doch fort, und die ewige Sprache der Liebe ließ sich auch im Mittelalter nicht unterdrücken. So ist überall die Weltallegorie des hierarchischen Gottesstaates ein erhabener Torso geblieben. Die Auflösung desselben wird kurz im vierten Theile dargestellt; durch die Kreuzfahrten, durch das Aufblühen der Städtecultur, durch allmähliches Uebewiegen der nationalen Interessen über die hierarchischen Zwecke der Kirche, durch wissenschaftliche und kirchliche Reform gehoben, drängte der ganze Strom des Lebens nach einer unbegrenzten Erweiterung und nach einer Befreiung von dem unseligen Banne, in welchen die mittelalterliche Weltanschauung das ganze Gebiet der bürgerlichen Lebensordnung und des geistigen Lebens geschlagen hatte. Hier hätte es nahe gelegen, die italienische Renaissance, welche nicht berührt wird, als die Vorbotin der modernen Cultur hinzustellen.

Alfred Biese.

Geographische und touristische Streifzüge.

1. Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar. Von C. Keller. Mit 43 Holzschnitten. Leipzig, C. F. Winter. 1887. Gr. 8. 7 M.

Zweimal, im Winter 1881/82 und dann im Jahre 1886, hat der Verfasser hauptsächlich behufs zoologischer Forschungen Küstenländer des ostafrikanischen Festlandes und vorlagernde Inseln besucht. Auf Grund dessen schildert er in dem vorliegenden schmucken Buche Land und Leute, ganz besonders einerseits das Thierleben, andererseits das Völkerleben am Strande des Rothen Meeres nebst seinem afrikanischen Hinterland, auf Réunion, Nossi-Be und Madagaskar. Laien wie Fachmänner werden an den lebensvollen und gehaltreichen Schilderungen, die unter dem frischen Eindruck des Selbstgeschauten auf afrikanischem Boden niedergeschrieben wurden, ihre Freude haben, zumal sie dann und wann durch gute Illustrationen (nach Skizzen, theilweise auch nach photographischen Aufnahmen des Verfassers) noch mehr an Anschaulichkeit gewinnen, als das schon in der talentvollen, rein objectiven Schilderungsweise des echten Naturforschers begründet ist.

Wir beschränken uns auf einige Aushebungen, welche die noch so wenig bekannte Rieseninsel Madagaskar be-

treffen. Da stößt uns, was wir am wenigsten hier erwartet hätten, ein trefflicher Beleg für eine viel bespöttelte Lehre des großen Darwin auf, der kurz vor seinem Tode die Welt mit einer auf vierzigjährigen Beobachtungen beruhenden Darlegung „über die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer" überraschte. Insbesondere sollte der verachtete Regenwurm eine ungeahnte Rolle bei der fortdauernden Umwandlung der Erdoberfläche spielen. Darwin beobachtete, wie die milliardenweise verbreiteten Regenwürmer (auf einem Hektar Gartenerde zählte man ihrer 133000) die verschiedensten Gegenstände, wie trockene Baumblätter, Papier, Fleisch und Fett in ihre bis 2 Meter in lockeres Erdreich eindringenden Cylinderröhren hinabziehen und sammt Unmengen von Erde verschlingen, ja verdauen, worauf sie die wesentlich aus zwar chemisch wenig veränderter, aber doch aufs feinste gelockerter Erde bestehenden Auswurfmassen auf der Bodenfläche anhäufen. Obwol Darwin seine einschlägigen Untersuchungen hauptsächlich in England anstellte, wies er bereits darauf hin, daß die Tropenzone diesem Einsinken der Erdoberfläche (wer kennt nicht das allmähliche Einsinken von lose dem Boden auflagernden Steinen ohne Zuthun des Menschen) und diesem compensirenden Aufstreuen feinkrumiger Erde, welche nur leider dem Abwaschen des Regens allzu leicht zur Beute fällt, bei ungleich stärkerer Bethätigung der kleinen Revolutionäre in Wurmgestalt auch ungleich stärker ausgesetzt sein müsse.

Unser Verfasser entdeckte in Madagaskar einen bisher der Wissenschaft unbekannt gebliebenen, riesenhaft großen Regenwurm, der meterlang werden soll und (nach der gegebenen Zeichnung zu schließen) etwa dreimal so dick ist wie unser Regenwurm. Er nannte die im zoologischen System neue Gattung „Erdfresser", die Art Grephagus Darwinii. Auf Nossi-Be (der kleinen Nachbarinsel Madagaskars) fand er diese Species gleichfalls vor; die genau nach der Photographie abgebildeten, thurmartigen Erdhaufen, welche dieser Erdfresser am Ausgang seiner unterirdischen Gänge aufwirft, erreichen 12 Centimeter Höhe und ein Gewicht von 179 Gramm.

Darwin gelang es auf Grund unanfechtbarer Beobachtungen den Nachweis zu leisten, daß in England die an der Bodenoberfläche herausgeworfene Erde in dem Zeitraum von funfzig Jahren eine Schicht von einem Fuß Dicke bildet, also die an der Oberfläche liegenden Gegenstände continuirlich vergraben werden und in gleichem Maße in die Tiefe rücken. In den Tropen ist die Erdbewegung viel größer. In einem Zeitraum von funfzig Jahren würde nach meinen Ergebnissen eine Erdschicht von 100 Centimetern Dicke, also 1 Meter hoch Erde durch Regenwürmer an die Oberfläche geschafft. Die Erdbewegung in dem Tropengebiet von Madagaskar ist also dreimal so groß als in England.

Die Insel zeigt das Maximum der Vegetation im Urwalde, welcher einen zusammenhängenden Gürtel in einiger Entfernung der Küste bildet. Der Gürtel hat mindestens eine Länge von 3000 Kilometer und eine Breite von 20—25 Kilometer. Mäßig gerechnet hat Madagaskar eine Waldfläche von 70 Milliarden Quadratmeter. Die durch Regenwürmer herausgeworfene Erde würde jährlich in runder Summe 1½ Milliarden Kubikmeter ausmachen. Vergleichen wir diese Arbeiter mit der Leistungsfähigkeit des Menschen. Ein Erdarbeiter leistet täglich eine Erdbewegung von 5 Kubikmeter, im Jahre also etwa 1500 Kubikmeter. Die Arbeit, welche demnach die Regenwürmer im Urwald pro Jahr verrichten, entspräche der Arbeit von einer Million Erdarbeitern.

In seiner Thierwelt hat Madagaskar einen hochinteressanten Charakterzug fast vor allen Ländern der Erde voraus: infolge seiner Abgliederung vom Festland in früher Tertiärzeit, bevor sich auf letzterm die Raubthier- und Affenwelt höher entfaltete, bietet es eine Art lebendigen Alterthumsmuseums dar, man könnte fast sagen, einen aus dem Tertiäralter hinterbliebenen archaïstischen Thiergarten. Kein Löwe, kein Schakal und keine Hyäne zeigt sich dort, ebenso wenig ein Elefant oder Schimpanse. Mannichfaltig und massenhaft erfüllen dagegen die anderwärts höchstens als Raritäten vorkommenden Halbaffen oder Lemuren die madagassischen Wälder mit ihrem gespenstisch-nächtlichen Treiben, ihren menschenähnlichen Klage- und Heulrufen.

In dem Vorstellungskreis der abergläubischen Madagassen nehmen die Halbaffen eine hervorragende Stellung ein und sie verehren dieselben als ihre Vorfahren; insbesondere sind es die Betsimisarakavölker, welche in ihnen ihre Ahnen erblicken und dafür halten, daß die Geister der Abgeschiedenen in diesen Halbaffen fortleben. Mir erscheint es sogar nicht unwahrscheinlich, daß der Betsimisaraka, dessen Wesen durch und durch lemurenhaft ist, diesen Thieren einige Lebensgewohnheiten abgelauscht hat. Er ist ein aufmerksamer Naturbeobachter und kennt die Thiere des Waldes ziemlich genau. Der Babakota, welcher unter allen Halbaffen der menschlichen Gestalt am nächsten kommt, wird geradezu mit einer ehrfurchtsvollen Scheu behandelt. Liegt ja schon in der Benennung eine Art Schmeichelei. Baba heißt nämlich Vater und Kota ein Kind, das noch keinen Namen hat. Er nennt seinen Stammvater so, weil er nicht über die Größe eines Kindes hinausgeht. Der Betsimisaraka nimmt auch häufig eine halbe, ja eine ganze Stunde lang jene eigenthümlich hockende Stellung ein, welche man am ruhigen Babakota beobachtet, und als ich eine Häusergruppe photographiren wollte und einem Madagassen jene hockende Stellung vor dem Hause anwies, um einige Staffage im Bilde zu erhalten, verursachte dies ein großes Gelächter unter den Betsimisarakaweibern. „Er muß den Babakota vorstellen", tönte es von mehrern Seiten.

Mit vollem Recht erklärt sich der Verfasser gegen die Annahme eines einheitlichen Ursprungs der Eingeborenen Madagaskars, der Madagassen. Der beliebte Philologensatz: „Einheit der Sprache, folglich Einheit der Abstammung", wird hier vollkommen Lügen gestraft. Alle Madagassen reden malaiisch; trotzdem ist nur das herrschende Volk der Howas unzweifelhaft der Malaienrasse zugehörig, die übrigen Völker, in Bausch und Bogen „Malgaschen" benannt, haben überwiegend negerhaftes Aussehen. Daran lassen die vom Verfasser hier vervielfältigten Völkertypen keinen Zweifel.

2. Nach Portugal und Spanien. Eine heitere Touristenfahrt von O. Rieß. Berlin, v. Decker. 1888. 8. 1 M.

Ein flotter Berliner beschreibt uns da seinen Ausflug nach Europas schöner Südwesthalbinsel, ohne Anspruch

darauf zu erheben, der Wissenschaft mit seiner „heitern Touristenfahrt" Neues zu spenden.

Wie bequem und billig man doch jetzt solche Reisen ausführen kann, zu denen früher jahrelange Mühsal und ein Vermögen gehörte. Der Verfasser fuhr mit einem Dampfer der recht empfehlenswerthen „Oldenburg-Portugiesischen Dampfschiff-Rhederei" von Bremerhaven aus, nachdem er sich ein Touristenbillet zu 120 Mark gelöst hatte. Ein solches berechtigt den Inhaber drei Monate lang, jedes beliebige Schiff der genannten Gesellschaft zu benutzen, die regelmäßige Verbindung zwischen der deutschen Nordseeküste und Portugal unterhält. Für die Beköstigung, welche sehr gerühmt wird, hat man nur 3—4 Mark täglich zu entrichten. In allen Häfen, welche die Schiffe berühren, kann der Tourist an Land gehen, Streifzüge ins Innere unternehmen und dann mit dem nämlichen oder einem beliebigen andern Schiff dieser Rhedergesellschaft seine Reise fortsetzen. Leicht fügt sich auch noch eine weitere Umfahrt der Pyrenäischen Halbinsel über Portugals Küsten hinaus an. Und eine solche brachte eben unsern Berliner über Porto, Lissabon und Cintra nach Gibraltar und (nach einem kurzen marokkanischen Abstecher) nach Malaga, Granada, Sevilla.

Ist es auch nur ein harmloses Geplauder, was der Verfasser darbietet, von persönlichen, nicht gerade immer sehr lesenswerthen Erlebnissen, von Gegenden und Städten, Bauwerken und Menschen, so fließt die Rede doch unterhaltsam dahin, dann und wann sich zu einer farbenfrischen Schilderung erhebend. So auf dem Wege nach Cintra, dieser Perle unter den Kleinstädten Südportugals:

Es war doch ein herrlicher Ritt! Er entfaltete uns Cintras ganze liebliche Reize, den Reichthum seiner verschwenderischen, an brasilianische Ueppigkeit erinnernden Vegetation, die Schönheit seiner Berglandschaft, die mit jeder Wendung des Weges sich mannichfaltiger gestaltet. Diese Gärten voller Blumen- und Blütenduft, diese leuchtende Fülle der Apfelsinen und Citronen neben unsern heimischen Obstbäumen, die strotzende Rebe, die saftreiche Granate, die Quitte und Feige, die Myrten, Lorbern, Palmen und Bananen, Cacteen, Oliven, Korkeichen und Schlingpflanzen aller Art, welche Mauern, Bäume und Felsen malerisch bekleiden. Wer nennt sie all die Kinder der Flora und Pomona, die sich mit ihren Geschwistern hier vereinen und mit den Nadelwäldern bis hinauf in die ärmere Felsregion des Gebirges einen Schmuck des Berglandes bilden, von dessen höchstem Gipfel das Castello da Penha auf all die Schönheit herniederblickt, die im Silberglanz rauschend stürzender Bäche, in dem schimmernden Meeresblau die Sinne berauschend, voll Anmuth strahlt.

Das zuletzt stehende Komma stört freilich den Genuß des lebhaften Ergusses, sodaß man erst wieder zurücklesen muß, um zu erfahren, wer eigentlich in Schönheit strahlt. Aber um solche Lappalien kümmert sich unser frohmüthiger Tourist nicht. Er schickt mit Seelenruhe auch Sätze wie den folgenden in die Druckerei: „Zu den stereotypen Figuren der Straße (in Granada) gehören die lauten Rufe ihre verlockenden Früchte feilbietenden Händler." Dergleichen verstößt aber denn doch etwas gegen die Rücksicht, welche ein Schriftsteller seinen Lesern schuldet.

3. Das Itajahy-Thal und die Colonie Blumenau in Südbrasilien, Provinz Santa-Catharina. Von G. Stutzer. Mit einer Karte der Colonie. Goslar, Koch. 1887. Gr. 8. 2 M.

Diese erste Monographie der nach unserm braunschweiger Landsmann Blumenau benannten blühenden Colonie und des anziehenden Thales, in welchem sie sich ausbreitet, begrüßen wir mit nationaler Freude. Gerade deshalb um so mehr, weil der Verfasser mit dem ersten Satze seines Vorworts durchaus nicht recht hat. Dieser lautet: „Es gibt wol kaum ein überseeisches Gebiet, welches in Deutschland so bekannt ist als der Küstenstrich der Provinzen Paraná, Santa-Catharina und Rio Grande do Sul in Südbrasilien."

Das scheint der Verfasser daraus zu schließen, daß über diese Landstriche zahlreiche Schriften auch in deutscher Sprache handeln und „seit nun bald 50 Jahren deutsche Ansiedler sich in diesen Gegenden niedergelassen haben". Ja, sogar bereits seit 61 Jahren (seit 1826) ist letzteres der Fall, aber wie wenig wissen die Deutschen daheim von diesen herrlichen, reich ausgestatteten Landen, in denen allein unter allen Erdräumen jenseit des Weltmeeres die Unsrigen ihre Muttersprache und somit deutsche Art überhaupt bewahren. Geographische Bildung gehört noch immer nicht bei uns zum Erforderniß allgemeiner Bildung. Daher die oft erschreckende Kenntnißlosigkeit selbst im übrigen Hochgebildeter über die wichtigsten Fragen auf colonialem Gebiete. Wo Sparta und Athen liegen, weiß jeder; von „Paraná" erinnert sich kaum der hundertste einmal auf der Schulbank gehört zu haben, und selbst dann wird er geneigt sein, eine Wette einzugehen, daß das nur ein Strom, kein Land sei. Ueber die deutschen Brüder in Siebenbürgen, die von Magyarisirung bedroht sind, hören wir wenigstens mehr oder minder erfolgreich klagen; daß aber die noch größere Zahl unserer Volksgenossen in Südbrasilien der Romanisirung durch italienische Masseneinwanderung sicher verfällt, wenn wir nicht für rüstigen Nachschub aus Deutschland sorgen, daß man unsern Armen, falls sie im alten Vaterland kein Unterkommen finden, kein besseres Auswanderungsziel als Südbrasilien anrathen kann, wissen die wenigsten.

Bei den meisten verbindet sich mit dem Begriff Brasilien der eines ausschließlich tropischen Landraums. Indessen der von den Deutschen colonisirte Süden Brasiliens befaßt ja außertropische Provinzen des Reichs, und wie wonnig z. B. in der mittlern derselben, eben in Santa-Catharina, das Klima ist, lehrt folgende auf eigener Erfahrung beruhende Schilderung des Verfassers:

Es kann in der That kein herrlicheres Klima geben, als es hier herrscht. Darüber sind alle einig; auch diejenigen, welche Norditalien, Südfrankreich, Griechenland und andere klimatisch berühmte Länder kennen; auch diejenigen, welche hier sonst manches oder gar vieles zu tadeln wissen. Etwas Schöneres als diese milde Luft unter dem dunkelblauen Himmel, etwas Erquickenderes als diese leisen Windzüge des Terral am Morgen, des Seewindes am Nachmittage kann es nicht geben. Freilich kommen auch drückend heiße Tage vor, wo das Thermometer bis zu 29° R.

im Schatten steigt; und wenn solche hochgradige Wärme, wie um Weihnachten 1885, einige Wochen anhält und zugleich die Seewinde schwach werden, wirkt die Luft erschlaffend. Andererseits bringen der Juni, Juli und August empfindlich kühle Morgen- und Abendstunden, in denen das Quecksilber bis auf 3, selbst auf 2° Wärme fällt; es kommen sogar Reifbildungen vor und oben am Fluß (am Itajahy) Ansätze von Eis. Die Kälte wird hier begreiflicherweise sehr unangenehm empfunden, denn die Haut wird bei der durchschnittlichen Jahrestemperatur von 16½° R. empfindlicher, die Kleidung ist leichter, die Zimmer entbehren der Heizvorrichtungen. Die Brasilianer versammeln sich in den kalten Monaten mitten in ihren Hütten um eines offenen Feuers gesellige Flamme, und unsere deutschen Bauern freuen sich dann ihrer dicken Federbetten. In den Mittagsstunden ist es aber selbst „mitten im Winter" (wie man hier wirklich sagt) warm. Abgesehen von den heißen Stunden um Weihnachten, von den kühlen um Johannis, herrscht eine einzigartige Milde und Gleichförmigkeit der Luft. Das ganze Jahr hindurch im Innern des Landes kein Sturm, keine Regenzeit, ein ununterbrochener Wechsel von Sonnenschein und Regen, doch in den meisten Jahren viel mehr heitere als trübe Tage, im Sommer häufige Gewitter, die rasch vorüberzuziehen pflegen, ein immerwährender wundervoller Frühling: das ist das Klima am Itajahy.

Dem herrlichen Klima und der freundlichen Mannichfaltigkeit des sanftwelligen Berglandes, wie es sich um die große deutsche Colonie Blumenau zu beiden Seiten des Itajahy bis an den Fuß des höhern Westgebirges, der Serra, ausdehnt, entspricht der landschaftliche Reiz der prangenden Flur. Der Wald ist da schon gutentheils weggeschlagen; nahe beim Wohnhaus des Colonisten überschaut man den „Past", d. h. den Weideplatz von 10 bis 20 Morgen, eingefaßt von hübschen Citronenhecken oder von Akazien, oder von einem leichten Lattenwerk, an dem wilde Ananas einen undurchdringlichen Zaun bildet. Auf dem Past weiden Kühe und Pferde Sommer wie Winter; der Bauer braucht also keine Stallungen zu bauen, nicht für winterlichen Heuvorrath zu sorgen. Die Anpflanzungen liegen gewöhnlich nicht bei den Häusern selbst an der Straße, sondern hinter dem Past. Aber wie sprößt alles in tropenhafter Fülle von Fruchtbäumen und Gemüsen (aus erfurter Samen) um das Colonistenhaus herum. Mit der Ueberfülle von Apfelsinen füttert man die Schweine; an den Rabatten des Gemüsegartens blühen die Rosen fast ohne Unterbrechung, Pfirsiche wachsen überall wild. Zu Palmen und stetig ihre köstliche Frucht spendenden Bananen gesellen sich Bambus und Pinien, Ricinus und Kaffeebäume. Eine deutsche Colonistenfrau (wol aus der Heimat des Blümchenkaffees) klagte dort: Ja, der Kaffee wüchse ihr ja gleichsam in die Stube hinein, aber es wäre dennoch schlimm bestellt, denn nirgends könne man — Cichorien kaufen!

Ein Kapttheil des vorliegenden Werkes erörtert ganz im einzelnen sämmtliche in Santa-Catharina geübten Pflanzenculturen auf Grund eingehender Erhebungen, welche der Verfasser an Ort und Stelle aufs fleißigste bewirkt hat. Er ist dabei durchaus kein Schönmaler. Er verschweigt die Schattenseiten des dortigen Colonistenlebens gar nicht. Indessen sind letztere zum Glück vergänglicher Art; sie wurzeln in zeitweiligen wirthschaftlichen Mißständen, zum Theil in unglaublich spießbürgerlichen Anschauungen von ähnlicher Art, wie sie der eben erwähnten Cichorienfreundin wol eigen sein mochten.

Es fehlt der Landwirthschaft im Itajahy-Thale gegenwärtig an lohnenden, im Absatz sichern Producten. Früher boten der Mais und die Bohnen viel Verdienst, nachher der Zucker. Zu gleicher Zeit kam eine Menge baares Geld von der Regierung für Wege- und Brückenbau u. s. w. in die Colonie (in 19 Jahren nahe an 6 Millionen Mark). Gegenwärtig wird alles Mögliche producirt, wird bei allem etwas verdient, hat jeder seinen Lebensunterhalt reichlich, aber es fehlt das baare Geld aus dem Erlöse stets marktfähiger Culturen. Was sollen wir pflanzen? Das ist hier wie in allen südbrasilianischen Colonien die immer wiederkehrende Frage. Man versucht dies und das. Mancher zahlt dabei Lehrgeld. Es fehlt die Industrie, welche Rohproducte verbraucht; es fehlen kapitalkräftige Kaufleute, die nicht nur sofort verdienen wollen, sondern es auch verstehen, dauernde Anregung zu gesteigerter Production zu geben. Es ist ein Zustand des Schwankens, eines gewissen Tappens im Dunkeln.

Kaum sollte man es für möglich halten: als vor nunmehr 18—19 Jahren die brasilianische Regierung eine Telegraphenlinie durch das Itajahy-Thal anlegen wollte, wurde sie von einflußreichen Colonisten in Blumenau gebeten, das doch ja — zu unterlassen. So erfahren denn auch zur Stunde die Kaufleute dieser nun so ansehnlich erblühten Itajahy-Colonie den Curs und die Marktpreise von Rio spät genug, um günstige Handelsconjuncturen immer rechtzeitig — zu verpassen.

In dem Anhang: „Aus Briefen meiner Frau", empfangen wir in allerliebsten Kleinmalereien höchst anschauliche Bilder vom deutschen Colonistenleben am Itajahy. Wie viel gibt nicht z. B. die eingestreute kurze Notiz zu denken: „Im ganzen Hause findest du keinen Stuhl, der mit Rohr geflochten ist. Korbmacher gibt es hier noch nicht. Weit ab, hinten in der Colonie, sollen es einige Italiener verstehen." Wie reich könnte also da drüben mancher arme deutsche Korbmacher werden, falls wir mit dem Nachschub unserer Colonisten nicht so lange zögern, bis die klugen Italiener von der Serra da „hinten" ihre Korbmacherwerkstätten weiter ostwärts vorschieben in das besser besiedelte Vorland. Aber gleich danach wieder eine erfreuliche Lichtseite: „Was man von derartigen Stühlen hier in der Colonie sieht, kommt aus Deutschland, meist sogenannte wiener Möbel." Unsere Volksgenossen in Südbrasilien sind im grellen Gegensatz zu unsern alsbald sich entnationalisirenden Auswanderern in Nordamerika nicht unsere Concurrenten, sondern durchweg Käufer deutscher Waaren.

Die Familien unserer dortigen Colonisten wissen nichts von Nahrungssorgen oder erinnern sich solcher nur aus der alten Heimat, aus Deutschland. Mancher, der als blutarmer Tagelöhner etwa vom Hunsrück dorthin zog, hat dort jetzt Haus und Hof, einen Marstall wie ein kleiner Fürst und für seine 10—12 Kinder nicht blos Auskommen, sondern auch ein hübsches Erbtheil. Armen-

häuser gibt es bei den Deutschen in Südbrasilien nicht, denn — man hat keine Armen.

4. Von Kiel nach der Kerguelen-Insel. Von L. Weinek. Als Manuscript gedruckt. Prag, Calve. 1887. 4. 1 M. 20 Pf.

Diese Blätter wurden „als Manuscript gedruckt.“ Sie beschreiben die persönlichen Eindrücke, welche der Verfasser als astronomisches Mitglied unserer berühmten Gazellen-Expedition zur Beobachtung des Vorübergangs der Venus vor der Sonnenscheibe auf der Seefahrt vom kieler Hafen bis zur sturmgepeitschten einsamen Inselgruppe empfing, die wir nach ihrem bretonischen Entdecker Kérgelang nennen sollten, aber eigensinnigerweise Kerguêlen zu nennen belieben.

Alfred Kirchhoff.

Zur ästhetischen Literatur.

Philosophie des Schönen. Von Eduard von Hartmann. Zweiter systematischer Theil der Aesthetik. Berlin, C. Duncker. 1887. Gr. 8. 8 M.

Es gereicht mir zur großen Freude, verhältnißmäßig bald hinter dem ersten Bande dieses Werks nun auch den zweiten umfänglichen (836 Seiten) anzeigen zu dürfen. Alle Auseinandersetzungen mit andern Autoren waren in dem ersten Bande untergebracht, welcher eine überaus dankenswerthe Geschichte der deutschen Aesthetik seit Kant enthält; der von allem Ballast befreite folgerichtige Aufbau der Aesthetik als Wissenschaft erfüllt den zweiten Theil dieses von außerordentlichen Studien und eindringendstem Scharfsinn zeugenden Werks. Ich habe die Pflicht, dasselbe nach denjenigen Gesichtspunkten zu würdigen, welche als wohlerwogene der Verfasser sich selbst als maßgebende vorgezeichnet hat. Für Eduard von Hartmann ist leitend gewesen der Gedanke, zu den zahlreichen kunstgeschichtlichen, zu den fühlbar wenigen kunstgeschichtlich-ästhetischen Arbeiten der Gegenwart eine rein philosophische Lehre vom Schönen zu geben. Ihm, dem Philosophen, schwebt vor eine auf der rechten psychologischen Grundlage ruhende Aesthetik, welche das allen Künsten gemeinsame Wesen des Schönen umfaßt. Die Einzelanwendung der von ihm gewonnenen Grundanschauungen will er denen überlassen, welche die Vermittelung zwischen der Aesthetik und der Geschichte der einzelnen Künste übernommen haben. Im Interesse der Aesthetik bedauere ich diese Selbstbeschränkung, welche E. von Hartmann sich auferlegt hat, denn gerade er ist wie nur wenige Aesthetiker mit den umfassendsten Kenntnissen aus der Kunstlehre und Kunstgeschichte ausgerüstet. Bei der ungeheuern Ausdehnung, welche das Gebiet der einzelnen Hauptkünste heutzutage erlangt hat, ist allerdings wünschenswerth, daß zunächst die Aesthetik einer jeden Kunst von einem Fachmann geschrieben werde; aber nur ein kunstgeschichtlich so erfahrener Philosoph wie E. von Hartmann könnte die ästhetische Theorie der Hauptkünste von den Einseitigkeiten befreien, welche sich bei Specialisten nur zu oft finden.

E. von Hartmann rügt mit vollstem Recht, daß die bisherigen ästhetischen Theorien allemal aus dem Wesen derjenigen Kunst oder Künste hergeleitet waren, welche dem betreffenden Urheber relativ noch am meisten zugänglich geworden. So bekamen wir immer wieder ästhetische Lehrgebäude oder Einzelabhandlungen, deren maßgebende Gesichtspunkte meist aus dem Wesen der Poesie, dann aus dem der bildenden Künste, zuweilen auch aus dem der Musik abgeleitet waren. Die Aufgabe aber des Philosophen ist und bleibt, das allen Künsten gemeinsame Wesen des Schönen psychologisch zu entwickeln und zu begründen. Er kann unmöglich das riesig angewachsene Material der einzelnen Künste gleichmäßig beherrschen; wol aber muß er die eigenthümlichen Lebensbedingungen sowie die wirklich charakteristischen Erscheinungen einer jeden Kunst rein und voll erfaßt haben. Die Einheit beider Bedingungen findet sich bei E. von Hartmann wie bei keinem andern selbständigen Aesthetiker der Neuzeit. Ich will hier nicht den Jüngsten auf Kosten der Aeltern verherrlichen; aber Thatsache bleibt es doch, daß z. B. bei Carriere viele treffliche Bemerkungen nicht entschädigen können für die in formaler Beziehung durchaus mangelhafte Behandlung des Stoffs. Daß Carriere eine Art von systematischer Entwickelung versucht hat, ersieht man nur aus der Inhaltsübersicht seines Buchs; im übrigen wirkt er durch das ewige Abspringen, Citiren und Wiederholen geradezu ermüdend und verwirrend. Vischer scheint streng systematisch zu verfahren, im Grunde aber ist seine philosophische Grundlegung mehr blendend als befruchtend. Seine haltbarsten, werthvollsten Funde bringt er erst da, wo er sich auf praktischem Boden bewegt. Köstlin gibt in edelster Popularität eine treffliche Gliederung, sowie eine Fülle belehrender Sätze, ist aber von seiner geradezu kolossalen Einleitung so erschöpft, daß ihm bei der Behandlung der einzelnen Künste aller Athem ausgegangen ist. Da ist es denn nun das nicht genug zu schätzende Verdienst E. von Hartmann's, daß er die streng logische Entwickelung, das architektonische Gerüst der Aesthetik als Wissenschaft streng festgehalten und den Leser nirgends durch geistreiche Abschweifungen über den Mangel an theoretischem Vollgehalt hinwegzutäuschen gesucht hat.

Die Vertheilung und Behandlung des weitschichtigen Stoffs ist bei E. von Hartmann eine originale. Er untersucht zunächst das Wesen des Schönen im allgemeinen, um daraus den Begriff oder die Idee des Schönen zu gewinnen. Dies gelingt ihm ganz ausgezeichnet durch das von Carriere und Fechner geforderte, aber nicht durchgeführte inductive Verfahren. Er macht „den ästhetischen

Schein" (im Unterschied von Anschauung, Bild oder Form) zum Ausgangspunkt seiner Aesthetik und leitet aus diesem alles tragenden Hauptbegriff auch die Gliederung der Künste her. Ferner weist E. von Hartmann zum ersten mal nach die Besonderungen dieses Fundamentalbegriffs durch eine gleichmäßig fortlaufende Entwickelung vom Einfachsten bis zum Zusammengesetztesten und Höchsten. Er nennt dies die Lehre von den Concretionsstufen und Modificationen des Schönen. Da in diesem grundlegenden递haupttheil der E. von Hartmann'schen Aesthetik der Schwerpunkt des Ganzen ruht, so will ich gern bezeugen, daß, abgesehen von einigen allzu abstracten Wendungen, diese Lehre von der Entwickelung des Schönen auf Grund des „ästhetischen Scheins" meisterhaft durchgeführt ist. Durch dieses Verfahren wird zum ersten mal die Aesthetik als philosophische Wissenschaft sicher gestellt.

Fühlbar tritt das zweite Buch als die Lehre vom Dasein des Schönen gegen das erste zurück. Der Verfasser will allerdings nichts weiter geben als eine Skizze über das Naturschöne und Kunstschöne, die Entstehung des letztern, die unselbständigen formal-schönen Künste und die freien Künste, die einfachen freien Künste, die zusammengesetzten Künste. Diese „Skizze" ist freilich so trefflich organisch gegliedert, so sehr gesättigt mit den geistvollsten Bemerkungen, dient so sehr zur richtigen Grenzberichtigung auf einem vielumstrittenen Gebiet, daß ich die Kürze des hier Gebotenen nur beklagen kann. Es ist mir Nebensache, daß ich in mehrern, zum Theil sehr wichtigen Punkten von E. von Hartmann abweiche; es erschiene mir kleinlich, wollte ich gegenüber einer so bedeutenden Leistung an Einzelheiten herummäkeln. Ueberaus gern möchte ich zahlreiche Stellen anführen, um den durch E. von Hartmann erzielten Fortschritt zu beweisen; da dies ohne angehängte Excurse nicht möglich wäre, so muß ich leider darauf verzichten. Es sei mir aber erlaubt, meine Anzeige dieser neuen Aesthetik in folgende Erklärung zusammenzufassen: Ich habe das Werk gründlich, zum Theil wiederholt studirt und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß wir E. von Hartmann eine höchst wünschenswerthe und in ihrer Ausführung gelungene Neubegründung der philosophischen Aesthetik verdanken. Ich wünsche dringend, daß der Verfasser Zeit und Kraft behalten möge, um die specielle Aesthetik vielleicht unter besondern Titeln weiter auszuführen. Niemand ist dazu so berufen wie er.

Gustav Portig.

Feuilleton.

Die „Ungarische Revue, mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Hunfalvy und Gustav Heinrich" (Budapest, Kilian) lernen wir in den letzten Heften des vorigen Jahrgangs und dem ersten des laufenden soeben erst kennen. Es ist dieser bereits der achte der stattlichen Zeitschrift. Ganz auf Ungarn concentrirt, umfaßt ihr Programm alles auf Ungarn Bezügliche; sie gleicht darin der „Russischen Revue", der „Baltischen Monatsschrift". Sie wird zur Kenntnißnahme Ungarns nach und nach so unumgänglich werden, wie es die genannten Zeitschriften für das Studium Rußlands und seiner deutschen Ostseeprovinzen sind. Neben Abhandlungen aus der Geschichte, der Volkswirthschaft, dem Culturleben, der Literatur Ungarns, die gelegentlich durch zahlreiche und gute Abbildungen unterstützt werden, wie im Januarheft die eingehende Studie über „Das mittelalterliche Draht-Email" von Joseph Hampel solche bringt, finden sich Uebersetzungen magyarischer Poesie, kurze Berichte aus den Sitzungen der Akademie und anderer Gesellschaften, kleine Mittheilungen. Die Politik fehlt nahezu völlig, und das ist für die Zeitschrift nicht übel, da andernfalls sie dem deutschen Leser manchmal verleidet werden könnte.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 4. Februar ist der dramatische Dichter Albert Lindner in der Irrenanstalt zu Dalldorf bei Berlin gestorben. Der Schillerpreis für sein Trauerspiel „Brutus und Collatinus" (1866), durch den er sich in der Folge seiner pädagogischen Thätigkeit entrücken ließ, ist nach nahezu allgemeiner Ansicht für ihn verhängnißvoll geworden. In d. Bl. (Jahrg. 1867, 1871, 1877) sind außer der genannten Tragödie auch seine Dramen „Stauf und Welf", „Die Bluthochzeit", „Marino Falieri", wie sein dramatischer Standpunkt vom damaligen Herausgeber der Zeitschrift sehr eingehend behandelt worden.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Folgendes echt insularische Urtheil der „Saturday Review" über „Frau Wilhelmine. Skizzen aus dem Leben der Hauptstadt" von Julius Stinde verdient, seiner Sonderbarkeit wegen, hier festgenagelt zu werden. Es ist durch die kürzlich erschienene Uebersetzung des Buchs von Harriet F. Powel veranlaßt und lautet wie folgt: „Wer jenes merkwürdige Volk, die Deutschen, richtig und in umfassender Weise würdigen möchte, der muß sich erinnern, daß es nicht nur den Fürsten Bismarck und andere große Männer, sondern auch den Dr. Julius Stinde hervorgebracht hat und daß Julius Stinde Frau Wilhelmine Buchholz, ihre Verwandten, Freunde und Bekannten geschaffen, sowie das Licht, welches diese auf das Leben und den Charakter der niedrigern Mittelklasse in Berlin werfen, erzeugt hat. Man glaubt, diese Bände haben in Deutschland einer Beliebtheit sich zu erfreuen, der nicht unähnlich, die einst die «Proverbial Philosophy» eines ehrwürdigen Dichters *) genossen hat. Sie sind frei ins Englische übertragen worden, und haben viele Engländer mit ungläubiger Bestürzung zu fragen veranlaßt, ob es wirklich möglich sei, daß irgendjemand an solchem Zeuge thatsächlich Geschmack finden könne. Eine solche Frage jedoch ist voreilig.... Es ist traurig, es eingestehen zu müssen; allein es ist Thatsache, daß, um ungewöhnliche Popularität zu erlangen, ein Buch entweder ein geniales Werk sein muß, an allgemeiner Anziehungskraft den besten Partien in «Pickwick» vergleichbar, oder, sagen wir, in keinem denkbaren Sinne ein Werk des Genies überhaupt. «Frau Wilhelmine» ist das schlechteste der Buchholz-Bücher. Es ist kleinlich, garstig, gemein, grob und lang. Es besitzt die ersten beiden dieser Eigenschaften im höchsten Grade und enthält eine ansehnliche Zahl der schlechtesten Witze. Seine glänzenden Stellen sind die, wo ein Mann seinen

*) Bekanntlich Martin Tupper.

Hut in eine Bärengrube fallen läßt und die Bären denselben mit ihren Klauen erfassen, oder wo ein Mädchen den Sauerteig in eine Schüssel Reineclauden fallen läßt. Es durchzulesen, ist eine schwere Buße, welche nur allgemeinen Menschenhaß hervorzurufen geeignet ist. Es enthält nicht eine einzige spaßhafte Stelle, die dessen faselnder Langeweile eine Abwechselung zu geben vermöchte. Der Titel besagt, daß dies «der Schluß der Familie Buchholz» sei, und wir hoffen ernstlich, daß dem so sein möge."

— In der „Revue Critique", 1887, Nr. 51, urtheilt A. Chuquet über Wilhelm Scherer's „Aufsätze über Goethe": „Es befinden sich in diesen Aufsätzen sehr kühne «Combinationen», sehr gewagte Hypothesen, aber auch sehr tiefsinnige Beobachtungen, viele geistreiche Vergleiche, viele bemerkenswerthe Urtheile sowol was die Begründung als auch die Form betrifft, welche letztere bei Scherer stets sorgfältig, oft glänzend, zuweilen sogar ein wenig gesucht war; kurz sie sind sehr belehrend und werden bei allen Goethe-Verehrern eine günstige Aufnahme finden." Von Erich Schmidt's „Charakteristiken" sagt er: „Diese Sammlung ist mannichfaltiger als die Scherer's. Man kennt Schmidt's ausgebreitetes Wissen sowie die Eigenschaften seiner Darstellung; er, ebenso wie Scherer und die Literarhistoriker der neuen Schule, schreibt nach französischer Art; die Sprache, deren er sich bedient, ist gewandt und frisch; sie verschmäht den familiären Ausdruck nicht; ist reich an glänzenden Bildern, schlagenden Vergleichen und pikanten Wendungen." — Ueber Erich Schmidt's „Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften" heißt es: „Diese Biographie wird, wenn sie ihre Vollendung erreicht hat, zu den besten literarhistorischen Werken zählen und neben Justi's «Winckelmann» und Haym's «Herder» ihren Rang einnehmen. Der Stil des Verfassers ist «flott» (der Recensent gebraucht das deutsche Wort selbst); er hat Zug und Lebendigkeit, etwas Frisches und Munteres; er zielt wie Lessing darnach, «treffend» zu sein, und wirklich begegnet man fast auf jeder Seite Ausdrücken, die kräftig in ihrer Familiarität, oft glänzend und glücklich sind; kurz seine Sprache hat unendlich viel «Saft und Kraft» (auch beide letztern angeführten Ausdrücke sie die des Recensenten). Vielleicht könnte man ihm nichtsdestoweniger hier und da ein wenig Nachlässigkeit und ein Sichgehenlassen, zuweilen ein wenig Gesuchtes zum Vorwurf machen; zuweilen ist man von diesem Geistessprühen wie geblendet. Allein der Tadel wird durch die schöne Anordnung des Gegenstandes und die geschickte Vertheilung der Kapitel, vor dem immensen Wissen des Verfassers, welches die Vergleichungen und Aehnlichkeiten im Ueberfluß ausströmt und aus dem Aermel schüttelt, vor der Genauigkeit seiner Analysen, der Feinheit und dem Scharfsinn seiner Beobachtungen, der Sicherheit seiner Urtheile, schließlich — ein Franzose kann diesen Punkt nicht genug betonen, und der Verfasser wird das Lob empfinden — vor der Jugendfrische und, wenn man so sagen darf, der Gesundheit seiner Darstellung zum Schweigen gebracht. Weder der Engländer Sime, noch Stahr, noch Kuno Fischer können mit Schmidt in Vergleich gebracht werden; Danzel allein behält neben ihm noch in einigen Punkten, ich will nicht sagen seine Ueberlegenheit, aber doch seinen Werth; der gründliche und schwerfällige leipziger Kritiker hat gewisse Partien der Lessing'schen Leistungen so trefflich auseinandergesetzt, daß der neue Biograph ihn nur durch geistreiches Zusammenfassen zu übertreffen vermocht hat. Dennoch war Danzel nur Gelehrter; Erich Schmidt jedoch ist nicht allein Gelehrter, sondern auch Schriftsteller und zwar ein eigenartiger Schriftsteller." Zu Eugen Wolff's „Karl Gotthelf Lessing" äußert derselbe Kritiker: „Eugen Wolff hat sich seiner Aufgabe gut entledigt. Seine Arbeit, eine Inauguraldissertation, trägt zwar noch die Spuren ihres Ursprungs. Die Eintheilungen sind nicht sauber gegliedert; man stößt zuweilen auf Längen und zu zahlreiche Citate; der Darstellung mangelt es an Belebung und Farbe. Der Verfasser hat aber alles zu Rathe gezogen, was zu seinem Gegenstande gehört, und seine Studie erreicht das Ziel, welches sie sich gesteckt hat."

Bibliographie.

Bittermann, A., In der hohen Tatra. Reise-Erinnerungen. Kupferberg i. Schl. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Brockhaus, F., Das deutsche Heer und die Contingente der Einzelstaaten. Eine staatsrechtliche Abhandlung. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Bulthaupt, H., Vier Novellen. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Dehn, P., Deutschland nach Osten! III. Oesterreich-Ungarn in reichsdeutschem Licht. 2ter Thl.: Wirthschaftliche Verhältnisse. München, Franz. Lex.-8. 4 M.

Das verwelschte Deutschthum jenseits der Westmarken des Reiches. Antwort auf das französische Rachegeschrei. Von K.-v. Str. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M.

Emin-Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern. Herausgegeben von Dr. G. Schweinfurth und Dr. F. Ratzel mit Unterstützung von Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub. Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Gettke's, E., Bühnen-Almanach. Herausgegeben von E. Gettke. 16ter Jahrg. 1888. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 5 M.

Gossek, H., Ein Liebeleben. Dichtung. Hamburg, J. F. Richter. 12. 3 M.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. 8ter Bd. Mit dem zweiten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1887. Gr. 8. 10 M.

Günther, M., Der räthselhafte Liebhaber. Schwank. Berlin, Kühling u. Güttner. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Hamerling, R., Homunculus. Modernes Epos in zehn Gesängen. Hamburg, J. F. Richter. 8. 4 M.

Heine's, H., Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben mit Einleitung und Erläuterungen von O. Hellinghaus. Münster, Aschendorff. 1887. 12. 1 M. 20 Pf.

Heitemeyer, F., Clodoald. Drama. Paderborn, F. Schöningh. 12. 1 M. 20 Pf.

Janecki, M., Erhielten die Juden in Polen durch die Taufe den Adelsstand? Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 50 Pf.

Kallay, B. v., Geschichte der Serben von den ältesten Zeiten bis 1815. Aus dem Ungarischen mit Zustimmung des Verfassers ins Deutsche übertragen von J. H. Schwicker. 2ter Bd. 1stes Hft. Budapest, Lauffer. 1885. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Lang, H., Aus den Erinnerungen eines Schlachtenbummlers im Feldzuge 1870/71. Mit zahlreichen Reproduktionen nach den Kriegsskizzenbüchern und nach Gemälden des Künstlers. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 1887. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Lieder eines alten Thomaners. Leipzig, Hoefler. 8. 2 M.

Lomnitz, H. v., Die Mütter. Anregung zu neuer Deutung der schwierigsten Szene des II. Teils des Faust. Klausenburg, Demjén. 8. 1 M. 50 Pf.

Meyer, F., Daniel Chodowiecki, der Peintre-Graveur. Im Lichte seiner und unserer Zeit dargestellt. Mit 18 Illustrationen und dem Porträt des Künstlers. Berlin, Mückenberger. Gr. 8. 6 M.

Moleschott, J., Zur Feier der Wissenschaft. Rede. Gießen, Roth. 8. 1 M.

Mülinen, W. F. v., Geschichte der Schweizer-Söldner bis zur Errichtung der ersten stehenden Garde 1497. Bern, Huber u. Comp. 1887. Gr. 8. 4 M.

Röpell, R., J. J. Rousseaus Betrachtungen über die polnische Verfassung. Posen, Jolowicz. 1887. Gr. 8. 80 Pf.

Schopenhauer, A., Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften. 5te Aufl. 2 Bde. (Wohlfeile Ausgabe in 12 Lief.) 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M.

Schuchardt, H., Aus Anlass des Volapüks. Berlin, Oppenheim. 8. 1 M.

Schüler, T., Geschichte der Stadt Hochheim am Main. Auf Anregung des Herrn B. Walch verfaßt. Hochheim a. M. 1887. Gr. 8. 3 M.

Segesser, A. P., 45 Jahre im Luzernischen Staatsdienst. Erinnerungen und Akten aus dem kantonalen Leben 1841—1887. Bern, Wyß. 1887. Gr. 8. 8 M.

Spiegel, H., Das Wesen des Spiritismus. Vom physikalischen und physiologischen Standpunkte besprochen. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Storm, T., Ein Bekenntniß. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel. 12. 3 M.

Voss, W., Die Verhandlungen Pius IV. mit den katholischen Mächten über die Neuberufung des Tridentiner Concils im Jahre 1560 bis zum Erlass der Indiktionsbulle vom 29. November desselben Jahres. Historische Abhandlung. Leipzig, Fock. 1887. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Wintertagswirklichkeit, eine Antwort auf: „Ein Sommernachtstraum". Berlin, F. Luckhardt. Lex.-8. 1 M.

Witter, J., Die Beziehungen und der Verkehr des Kurfürsten Moritz von Sachsen mit dem Römischen Könige Ferdinand seit dem Abschlusse der Wittenberger Kapitulation bis zum Passauer Vertrage. Neustadt a. d. Haardt, Gottschick-Witter. 1886. Gr. 8. 2 M.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Begründet von Mühlhäußer und Geffcken. Fortgeführt von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und G. Schlosser. 91stes Hft.: Die litterarischen Strömungen der neuesten Zeit, insbesondere die sogenannten „Jungdeutschen". Von G. Oertel. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Zu Schopenhauer's 100jährigem Geburtstage
(22. Februar 1888).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer's Sämmtliche Werke.

Herausgegeben von Julius Frauenstädt.

Zweite Auflage. Neue wohlfeile Ausgabe.

Sechs Bände. 8. Jeder Band geh. 6 M., geb. 7 M. 50 Pf.

Einzelne Bände werden nicht abgegeben, doch sind folgende Werke in Einzelausgaben zu beziehen:

Die Welt als Wille und Vorstellung. Sechste Auflage. 2 Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M. (Auch in 12 Lieferungen zu je 1 M. zu beziehen.)

Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften. Fünfte Auflage. 2 Bde. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M. (Auch in 12 Lieferungen zu je 1 M. zu beziehen.)

Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften. Dritte Auflage. 8. Geh. 4 M. 50 Pf.

Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Mit einer lithographirten Figurentafel. Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M.

Ueber den Willen in der Natur. Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M.

Ueber das Sehn und die Farben. Eine Abhandlung. Dritte Auflage. 8. Geh. 2 M.

Aphorismen zur Lebensweisheit. Separatausgabe aus „Parerga und Paralipomena“. 2 Bändchen. 8. Jedes Bändchen geh. 2 M., geb. 3 M.

Ueber den Tod und sein Verhältniß zur Unzerstörbarkeit unsers Wesens an sich. — Leben der Gattung. — Erblichkeit der Eigenschaften. — Separatausgabe aus: „Die Welt als Wille und Vorstellung“. 8. Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Außerdem erschienen in demselben Verlage folgende Schriften:

Gwinner, W. Schopenhauer's Leben. Zweite umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage der Schrift: 'Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. Mit zwei Stahlstichen: Schopenhauer im 21. und im 70. Lebensjahre. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Die beiden Porträts auch einzeln zu je 1 M.

Schopenhauer-Lexikon. Ein philosophisches Wörterbuch, nach Arthur Schopenhauer's sämmtlichen Schriften und handschriftlichem Nachlaß bearbeitet von Julius Frauenstädt. 2 Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 14 M.

Aus Arthur Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlungen, Anmerkungen, Aphorismen und Fragmente. Herausgeg. von J. Frauenstädt. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Balthazar Gracian's Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Aus dessen Werken gezogen von Don Vincencio Juan de Lastanosa, und aus dem spanischen Original treu und sorgfältig übersetzt von Arthur Schopenhauer. Dritte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Arthur Schopenhauer. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von J. Frauenstädt. Sechste Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Frauenstädt, J. Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. Geh. 6 M.

——— Neue Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. Geh. 6 M.

Laban, Ferd. Die Schopenhauer-Literatur. Versuch einer chronologischen Uebersicht derselben. 8. Geh. 2 M. 50 Pf.

Briefwechsel zwischen Arthur Schopenhauer und Johann August Becker. Herausgegeben von J. K. Becker. 8. Geh. 4 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ulrich's von Liechtenstein Frauendienst.

Herausgegeben von **Reinhold Bechstein.**

Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(Deutsche Dichtungen des Mittelalters, 6. und 7. Band.)

Ulrich's von Liechtenstein Frauendienst ist die älteste dichterische Selbstbiographie der deutschen Literatur und gilt als die lehrreichste und merkwürdigste Erzählung unsers Mittelalters, deren Werth für die deutsche Culturgeschichte allseitig bekannt, und deren Inhalt auch bereits für culturhistorische Studien und Darstellungen mannichfach verwerthet worden ist. Der Text des Werks ist mit Commentar und zahlreichen Verweisen auf culturhistorische Werke versehen; ein Wörterbuch sowie ein Namenverzeichniss erleichtern den Gebrauch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von

Rudolf von Gottschall.

Zwölfter Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der zwölfte Theil des „Neuen Plutarch“ bietet die Lebensbilder der Königin **Maria Stuart,** von Prof. Walter Friedensburg in Göttingen, König **Friedrich Wilhelm's IV.** von Preußen, von Prof. Theodor Flathe in Meißen, und **Goethe's,** von Prof. Adolf Stern in Dresden.

Die Sammlung ist hiermit vorläufig abgeschlossen; sie hat sich als ein deutsches Haus- und Familienbuch bereits fest eingebürgert und verdient als solches die wärmste Empfehlung.

Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

Verzeichnisse des Inhalts der 12 Theile sind durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Eine von **Georg Schweinfurth** und **Friedr. Ratzel** herausgegebene Sammlung der werthvollen Arbeiten **Emin-Pascha's,** welche in gleicher Weise wie sein Schicksal die allgemeinste Aufmerksamkeit erregen werden.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. Nr. 9. 1. März 1888.

Erzählungen in metrischer Form.

1. Abadonna. Ein Schattenbild von Karl Freiherrn von Beust. Vevey, Benda. 1887. 8. 4 M.
2. Tamina. Eine Dichtung von Otto Franz Gensichen. Berlin, Grosser. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.
3. Räthsel. Eine moderne Liebesgeschichte in Versen von Siddy. Wien, Konegen. 1887. 8. 1 M.
4. Kiana. Von Fritz Schawaller. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 1888.
5. Peregrin. Ein berliner Gedicht von Adolf Schafheitlin. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 3 M.
6. Gottfried. Eine Erzählung aus dem Volksleben von Karl Wilhelm Heer (Verfasser von „Nicolaus v. d. Flüe"). St.-Gallen, Kreutzmann. 1888.

Seitdem der Roman von der deutschen Aesthetik als „das Epos des 19. Jahrhunderts" verkündet und ihm zu Liebe die poetische Epopöe als Abart und Unart verdammt worden ist, erleben wir mit der fortschreitenden Misachtung der dichterischen Erzählung zugleich eine Vernachlässigung derselben, und diese offenbart sich nicht allein in der Seltenheit der Production, sondern auch in der Unsicherheit der Empfindung und in der Skizzenhaftigkeit der Arbeit. Es ist schon eine große Ausnahme, in unsern gereimten Erzählungen einer einzigen Seite zu begegnen, auf welche das volle epische Mittagssonnenlicht fiele; von einer sprudelnden Phantasie- und Gestaltungsfreudigkeit gar nicht zu reden. Man spürt es dem Verfasser an, daß er in dem trostlosen Glauben befangen ist, ein ödes Feld zu beackern, daß er nur auf flüchtige Leser und auf eine conventionelle Kritik hofft, daß er selber ungeduldig nach dem Ende strebt. Ungeduld aber ist bekanntlich das Gegentheil der echten epischen Stimmung.

Unter solchen Umständen müssen wir, so lange die Epopöe nicht von dem Interdict der Theorie befreit wird, so lange noch culturhistorische Abstractionen den Glauben und den Muth der Dichter lähmen, einstweilen mit den mäßigsten Erwartungen und mit der äußersten Nachsicht den vereinzelten epischen Versuchen entgegenkommen. Wir wollen froh sein, wenn wir in einer dichterischen Erzählung nur irgendwo einen bescheidenen poetischen Trieb zu erkennen vermögen, welcher die Wahl des Verses rechtfertigt, und in diesem Fall soll es von unserer Seite an Aufmunterung nicht fehlen. Leider bedeutet die Mehrzahl der jährlich meist um die Weihnachtszeit ertönenden „Gesänge" nichts anderes als maskirte, in Goldschnitt costümirte Novellen oder als übersetzte Feuilletonromane, deren Versificirung sich mehr vom humanen als vom literarischen Gesichtspunkt billigen läßt. Ihr einziger Vorzug bleibt gewöhnlich eine verhältnißmäßige Kürze. Im letztern Fall nun werden wir erbarmungslos verfahren, da wir es als eins der gefährlichsten Attentate auf den Geschmack betrachten, wenn Alltagserfindungen und Alltagsempfindungen, in Salonsprache oder im Wirthshausstil ausgedrückt, wegen rhythmischer Geberden für Poesie gelten möchten.

Auch unter den vorliegenden sechs Erzählungen können wir nur eine einzige nennen, bei welcher der Vers durch einen gewissen Schwung der Gedanken und theilweise durch eindringende Anschauung gerechtfertigt erscheint, nämlich „Abadonna" von Karl Freiherrn von Beust (Nr. 1). Um dem Leser gleich von vornherein über den literarischen Charakter dieser Dichtung einen Fingerzeig zu geben, wollen wir dieselbe einen Nachkömmling der Byron'schen Epik nennen, also jener blasirten Epik, welche aus der weltmännischen Erfahrung im Nichtsthun und aus Don Juan-Abenteuern ihre Stimmung gewinnt und diese Stimmung im ungebundensten Compositionsstil ausdrückt. Wir möchten sie die „liederliche Epik" heißen, vorausgesetzt, daß man unter dem Worte „liederlich" keinen moralischen Tadel verstehen will. Da sich übrigens die Begebenheiten des „Abadonna" in Rußland abspielen,

erhält die genannte Compositionsweise in Anbetracht, daß die erzählende Poesie der Russen durchaus den Spuren Byron's folgt, noch die Bedeutung des Localcolorits. Was nun den Inhalt des „Abadonna“ betrifft, so läßt sich derselbe kurz und genau als eine Wiedergabe von Reiseeindrücken in Rußland bezeichnen, gruppirt um anderthalb Liebesepisoden und ausstaffirt mit einem schwarzen Weltschmerzmantel mythologischen Stils. Der ewige, allzu ewige Jude, auf welchen sich der deutsche Antisemitismus nicht zu erstrecken scheint, darf dabei natürlich nicht fehlen. Eine dreifache Einleitung führt uns zuerst den genannten unvermeidlichen Juden und den finstern Engel Abadonna, darauf den Helden vor, einen letzten Sproß aus aristokratischem Geschlecht, der über dem Grabe seiner jungen Frau aus der Hand Ahasver's eine kleine, geschickt abgemessene Dosis von Gott- und Weltverachtung erhält. Wir sagen „geschickt abgemessen“, weil unser Held durch das metaphysische Gift keineswegs gelähmt, sondern vielmehr zum Wandern, zum Lieben und zum Philosophiren gereizt wird. Weder die Tragik über dem Grabe der Frau, noch das Pathos des Weltschmerzes vermag uns zu ergreifen. Der erstern thut der Umstand, daß wir unmittelbar darauf den Helden in einer neuen Liebesleidenschaft verstrickt finden, nicht wenig Abbruch; der letztere erhebt sich nicht zu bedeutenden Gedanken. Beides klingt hohl und unecht; wir glauben nicht die Stimme der Wahrheit, sondern einen literarischen Coloraturgesang zu hören.

Was uns hingegen an „Abadonna“ gefreut und uns bewogen hat, dem Büchlein den ersten Platz unter seinesgleichen einzuräumen — womit freilich noch kein besonderer Ehrenplatz gegeben ist —, das sind die anmuthigen Schilderungen aus dem russischen Natur- und Volksleben; besonders die gesellschaftlichen Genüsse des „lustigen Petersburg“ haben es unserm weltmüden Witwer angethan. Derselbe vergißt auch als gewissenhafter und gebildeter Reisender nicht, ein Sträußchen nordischer Volkspoesie zu pflücken und uns Proben davon anzubieten, übrigens mit gutem Geschmack; denn das reizende Märchen des 13. Gesanges, welches zudem noch durch eine intime Beziehung zum Schicksal des Helden erhöhte Bedeutung gewinnt, macht schon für sich allein die Lectüre des „Abadonna“ zu einer lohnenden. Neben der Anthologie haben wir noch die Orthographie zu rühmen. Sämmtliche russische Namen sind mit seltener Richtigkeit, wennschon zwischen deutscher und französischer Uebertragung schwankend, geschrieben; blos der Accent wird mitunter verfehlt (der Autor betont: „Bóris“, „J'wan“, „Wládimir“ statt Borís [besser Baríß], Iwán, Wladímir). Der flüchtig, aber spannend erzählte Roman ist einer Uebersicht nicht unwerth.

Es handelt sich um einen winterlichen Ausflug. Eine Strecke wurde mittels des Dreigespanns im Schlitten zurückgelegt; unterwegs begegnet dem Reisenden ein Gefangenenzug; das Bewußtsein, daß Wölfe in der Nähe sind, erhöht die Stimmung; darauf, nach wenigen Strophen, kommen wir in Petersburg an. Der Anblick der Stadt gibt dem Dichter eine hübsche Contrasterfindung ein: die ehemalige Idylle an den Ufern der Newamündungen im Gegensatz zu dem nachfolgenden hauptstädtischen Treiben. Es dauert nicht lange, so geräth unser Wanderer in Petersburg auf einem Hofball in die Gefangenschaft einer bezaubernden Polin, Gräfin Olga. Daß ihm das Herz aufgeht, als er zum ersten mal eine echte Mazurka tanzen sieht, begreifen und billigen wir; doch entspricht das Loblied der Mazurka nicht seiner Stimmung:

> Mazurka, du bist in Polen geboren,
> Du wildes Kind der Steppe.
> Mazurka, Polen ist nicht verloren,
> Du aber lebst noch beim Klange der Sporen
> Und im Rauschen der seidenen Schleppe.

Abgesehen von andern empfindlichen Mängeln müssen wir hier die Wahl des Jambus tadeln. Die Mazurka verlangt trochäischen Rhythmus; diesen bekennen auch die polnischen Texte. Ein gemeinsamer Schlittschuhlauf über das Eis der Newa bezeichnet den Höhepunkt der Dichtung. Die beiden haben sich ihre Liebe gestanden und die Lebensgefahr, in welche sie durch Verirrung nach dem Meer gerathen, schließt sie (freilich nicht für lange) noch enger zusammen. Dieser ganze 12. Gesang ist schön. Gleich die Einleitung desselben hebt mit einschmeichelnder Anschaulichkeit an:

> Der Eisschuh blitzt an deinen Kinderfüßen,
> Um deine Formen spielt der Zobelpelz,
> Du schaust mich an, und deine kleinen Hände,
> Die stützen sich auf meinen Mannesarm.

Und im Verlauf dieser Episode treffen wir Versreihen, welche sich deutlich über die Prosa erheben:

> O wär' ich doch dem wilden Falken gleich!
> Dann trüg' ich dich empor auf starken Schwingen,
> Du schmiegtest zitternd dich an meine Brust,
> Und ich, ich fühlte deines Herzens Schläge!
> Auf Alpenhöhe baut' ich unser Nest,
> Am Wolkensaum, hoch ob der Menschen Thälern;
> Da starrt empor das zackige Gestein,
> Da wären unsrer Liebe stumme Zeugen
> Der scheue Gemsbock und der Berge Aar,
> Die Sonne nur und Nachts die lichten Sterne.

Mitten auf dem Eise erscheint dem Helden Ahasver; aber er wird, wie man sich denken kann, ungnädig empfangen:

> Geh, Ahasver! Mit aller deiner Weisheit
> Das Eine, scheint es, weißt du dennoch nicht,
> Das Eine, daß ein Kuß von süßen Lippen
> Aufs neu erstehen läßt das Paradies.

In diesen Worten haben wir die echte Philosophie unsers Helden, gegenüber seinen sonstigen metaphysischen Bravourcadenzen.

Leider schwärmt Olga nicht für den russischen Winter, wie unser Ankömmling. Sie zieht es, gleich den meisten ihrer Stammesgenossen, vor, nach Süden zu reisen, sobald die petersburger Theatersaison vorüber ist; auch hat sie ihr Liebesgeständniß keineswegs daran gehindert, dem

Grafen Boris ein Rendez-vous in Nizza anzubieten, unsern Helden aber mit seinem Weltschmerz und seinem „Abadonna" allein zurückzulassen. Die genauere Schreibart für „Abadonna" wäre demnach wol: „Abandonné". Unser Mitleid ist ein mäßiges; denn man muß sich in die Sitten des Landes fügen, in welches man eine Reise unternimmt. Wollte unser Weltschmerzvergnügungsreisender treue, schwärmerische, selbstvergessene Liebe suchen, dann mußte er ein anderes Reiseziel wählen. Jedenfalls erweist sich das System, eine Feder in die Luft zu werfen, um sich über die Richtung, welche man nehmen solle, zu erkundigen, als unpraktisch. Nachdem der Nebenbuhler kunstgerecht im Duell getödtet worden ist, beginnt nun neuerdings die Aufgabe, den Schmerz zu betäuben, natürlich wieder mit andern Weibern. Diesmal ist es eine Zigeunerin in einem Café chantant der Newainseln, also, wie man in Berlin sagt, „eine Chansonette". Selbst nach der Rückkehr noch brennt die Thräne, welche Zinka geweint, im Herzen fort, während der „Traum an Olga's falscher Brust" nur noch eine Erinnerung der Bitterkeit zu erwecken vermag. Wir haben neulich aus einem andern Buche des Freiherrn von Beust erfahren, daß nur eine Corsicanerin — oder war es eine Sicilianerin? — wahrhaft zu küssen verstehe. Uns will scheinen, daß der Verfasser seine internationalen Studien noch nicht beendigt habe und wir dürfen daher hoffen, daß er schließlich jedem sein Recht geben werde.

„Abadonna" ist kein Meisterwerk; vielmehr begegnen wir darin manchem Dilettantischen in der Composition wie in der äußern Form; auch ist der Inhalt gar zu dürftig. Immerhin bringt das Buch Erlebtes und Geschautes, ersteres mit Gemüth und letzteres mit Farbe. Ueberall waltet Geschmack; die Strophe gleitet fließend dahin und keine Roheit — man muß dies leider als eine Besonderheit rühmen — beleidigt das Ohr oder das Gefühl des Lesers. Alles in allem eine angenehme, empfehlenswerthe Lectüre.

Mit der „Tamina" von O. F. Gensichen (Nr. 2) steigen wir schon in das Gebiet des Feuilletonromans hinunter. Familienzeitungsluft weht uns aus dem Ganzen wie aus dem Einzelnen an. Die abgegriffensten Phrasen und Vergleichungen tummeln sich mit poetischem Bewußtsein im Vers herum: „Im weiten Ocean des Daseins liegt das wunderſel'ge Eiland der Liebe" — „Ihr Dasein ist in seines aufgegangen" — „Tamina, ich und du mein Rhein". Aesthetische und geographische Bildung wird uns bewiesen: „Taminaschlucht! groteske Scenerie!" — „Weinreiche Dörfer: Matzenfeld, Malans, Jenins, Ragatz, Sanct Leonhard, Sargans". Die Heldin „haucht verschämt" und „wie der Wind eilt sie graziös davon". Schon die erste Vorstellung des Helden zeigt, weß Geistes Kind diese „Dichtung" ist. Unter den Curgästen von Ragatz befindet sich ein ältlicher Don Juan, „der Frauen Abgott und der Gatten Schrecken", der ein ansehnliches Leporelloregister besitzt, welches nun einmal in dem moralischen Deutschland unentbehrlich für einen Helden scheint. Unser Don Juan ist eitel, denn „er wirft so kühn das stolze Haupt zurück und haucht, berauscht von einst genoss'nem Glück:"; er streicht sich den „dunkeln Bart", was auf einen Violoncellspieler schließen läßt, und „tief sinnend sitzt der ernste Mann", als ihm ein weißes Haar in den Fingern hangen bleibt. Dieses weiße Haar erinnert ihn daran, daß es die höchste Zeit zum Heirathen ist. Glücklicherweise verfügt er noch über eine unwiderstehliche Baritonstimme „von glockentiefem Klang", deren begeistertes Lob unser Autor wiederholt verkündet und die auch gegenüber der Heldin ihren Dienst natürlich nicht versagt. Daß unser Curgast einen „starken Arm" hat, obschon er nichts thut, ja nicht einmal Zimmergymnastik treibt, versteht sich von selbst; das Bewußtsein, ein unwiderstehlicher Mann zu sein, wirkt günstiger auf den zweiköpfigen Muskel, als es die fleißigste Schlosserarbeit vermöchte. Ebenso selbstverständlich ist es, daß der Held „in wildem Trotze schreitet" und „hadernd mit dem Himmel grollt"; es würde uns etwas fehlen, wenn wir solche Interpellationen an das himmlische Ministerium, deren Beantwortung freilich immer auf Montag verschoben wird, nicht zu lesen bekämen. Und so haben wir denn hier eine treffliche Musterprobe des modernen Romanhelden, nämlich einen Don Juan soufflé in Tugendsauce mit Faust, parfümirt mit Tanhäuserzucker, gewürzt mit Kainspfeffer und servirt mit den Geberden eines siegreichen Schauspielers. Die Einführung der Heldin, deren Zeichnung übrigens dem Verfasser, wie das gewöhnlich der Fall ist, ungleich besser geräth, möchten wir auch kein Kunststück heißen. Sie purzelt nämlich über den Stock oder, wie unser Dichter schreibt, über den „Stecken" des Don Juan:

> Und rückwärts blickend flieht sie aus den Hecken
> — — — — — — — — — — — —
> Und strauchelt über jenes Mannes Stecken.

Der starke Arm und der Bariton thun sofort ihren Dienst und die Exposition ist fertig. Fein ist dieselbe nicht zu nennen und unfein in ästhetischer Hinsicht ist auch, wie wir gezeigt, die Diction. Außer den oben erwähnten Mängeln derselben haben wir noch zu rügen einige geschmacklose Reime:

> Sie aber stürmt, wie vormals Atalante
> Mit ihren Freiern um die Wette rannte.
>
> — — — Der glückliche Gemahl,
> Dem er das Herz der schönen Gattin stahl.

und hier und da eine Unschönheit in der Wort- oder Consonantenfolge: „Stumm starrt der Mann", oder: „Nah, nah und immer näher kommt der Mann". Das klingt beinahe wie Zola.

Im ganzen freilich, das erkennen wir gern an, wird der Reim mit formellem Geschick, mit Leichtigkeit und selbst mit Lust gehandhabt; ja wir vermuthen sogar, daß

das Wort Ragatz mit seinem Gleichklang auf Schatz und Platz die Reimfreudigkeit des Verfassers angeregt und hiermit die Versificirung dieses Touristenabenteuers verschuldet habe. Es kommen übrigens auch längere hübsche Versreihen in der „Tamina“ vor, besonders in dem strophisch gegliederten 4. Gesang; wir wollen eine solche als Probe mittheilen:

Bald regt sich's auf den Höhn und in den Gassen,
Der Senne bläst die liebliche Schalmei,
Schleppfüßig wallt der Rinder Schar gelassen,
Und fröhlich hüpft der Ziegen Volk herbei;
Das Mühlrad rauscht, den wilden Wassermassen
Gibt es aufs neue seine Schaufeln frei,
Zur Arbeit mit den Rossen ziehn die Knechte, —
Das Leben fordert wieder seine Rechte.

Konnten wir der „Tamina“ vom literarischen Standpunkt nicht viel Gutes nachsagen, so verhält es sich vom Standpunkte der Moral durchaus anders. Hier tritt der Reiz einer hochausgebildeten Gewissensfeinheit in Kraft, und dem edeln Zauber einer doppelten Selbstentsagung wird der naive Leser nicht widerstehen. Junge Mädchen werden wahrscheinlich von der „Tamina“ zu Thränen gerührt werden und Mädchenthränen haben ihre Bedeutung in der Weltordnung. „Es muß immer in der Literatur jemand geben, der die Mädchen weinen macht“, sagt Melchior de Vogüé in seinem Nachruf an Turgenjew. Er fügt freilich hinzu: „Genie ist hierfür nicht erforderlich.“

Das „Räthsel“, das uns Sibby (Nr. 3) aufgibt, glauben wir zu lösen, indem wir seine „moderne Liebesgeschichte in Versen“ einen Cocottenroman nennen. Sollten wir uns in der Qualität der Heldin getäuscht haben, so liegt die Schuld an dem Verfasser. Derselbe schildert nämlich die Dame in so zweideutigem Helldunkel und beschimpft sie, wenn er sich über sie ärgert, mit so unzweideutiger Klarheit, daß wir nicht wohl auf eine andere Blume als auf eine Camelie rathen können. Die Betreffende ist Witwe eines ungeliebten Vormundes und gegenwärtig, „sagt man“, die Braut eines reichen, dummen und ebenfalls ungeliebten Mannes. In dieser interessanten Lage trifft sie unsern Helden, welcher nun, wie er später bekennt, „oft des Nachts zu ihr eilt“. Als in der Folgezeit ein Abschiedsbrief von der Dame anlangt mit dem Geständniß, sie habe ihn nie geliebt, sondern es habe nur während eines Augenblicks der Glut in ihr „gebrannt und gelodert“, nennt er sie in seinem wahnsinnigen Schmerz „ein verbuhltes Weib“ und schimpft den Ort, wo er sein Paradies zu finden meinte, „eine feile Stelle“:

Die der und jener schon vor mir betreten
Und die nach mir — wohin verirr' ich mich?

Aber nicht blos die Redensarten, sondern auch die Manieren des Helden lassen zu wünschen übrig. Er schlägt vor Zorn mit dem Stock an die Thür:

Mit meinem Stocke schlag ich zornig drauf,

fährt „mit wildem Fluch zurück vom Fenster“ und wünscht, daß das Donnerwetter auf die Geliebte und ihren neuen Schatz dreinfahre:

O träfe doch der Blitz dort jenes Haus,
Vernichtend sie und ihn mit einem Schlage!

Wären nicht die vornehmen Passionen des Helden, so müßten wir aus diesen Proben auf einen Unteroffizier schließen.

Damit, daß die Heldin einem unregelmäßigen Stande oder Wandel anzugehören scheint, ist freilich noch nicht das mindeste gegen den Werth des Liebesverhältnisses und dessen poetischer Wiedergabe gesagt; denn die erleuchtetsten Autoritäten der Weltliteratur bezeugen die Möglichkeit einer echten Liebe und Gegenliebe selbst in diesem Fall. In der That scheint ein solches inniges Herzensverhältniß dem Gedicht als Unterlage gedient zu haben; Wahrheit der Empfindung möchten wir ihm wenigstens nicht absprechen, und sowol der unerwartet tragische Schluß wie der hübsche, spielende Anfang verklären die dazwischen liegende, recht gewöhnliche Intrigue. Besonders die Einleitung bringt ein helles, freundliches Motiv, das durch zwanglose und rasche Zusammenführung des Erzählers mit seiner Dame anspricht:

Am Meeresstrand, die Nerven mir zu stärken,
Den heißen Kopf, der allzuviel geschafft,
Zu baden in der Seeluft frischem Hauche,
Das trieb mich her aus waldesgrüner Heimat.
Des Rastens Wollust ganz und voll genießend,
Streck' ich die Glieder in den gelben Sand,
Und müde blinzelnd schweift der träge Blick
Entlang der Küste und der blauen See.
Doch plötzlich bleibt er haften. Sieh! ein Buch,
Mir fremd — gewiß nicht mein, doch wohlbekannt,
Scheint's mich mit offnen Armen einzuladen.
Ich nehm' es auf und schon beim ersten Wort
Erkenn' ich es: Gedichte sind's — von mir.

Es wird uns nicht mitgetheilt, ob die schöne Leserin gewisse Stellen in jenen Gedichten corrigirt habe. Wenn dieselben den vorliegenden glichen, so wäre das nicht überflüssig gewesen; denn die flott und burschikos hingeworfenen Jamben erlauben sich mitunter erstaunliche Freiheiten. Folgende Zeilen z. B. sind als dreifüßige Anapästen und Jamben gemeint:

Die Dichtkunst, du viel Ungetreue,
Ist ein gar seltsamiges Ding.

Das ist allerdings ein gar seltsamiges Ding. Oder:

Pfui! der Verleumderschar,
Die Edles geifernd stets mit Koth bewirft.

Oder:

Kümmert mich das Schwanken,
Mühselig Schlenkern des betheerten Schiffs?

Wortbildungen wie „einzler Mann“, Apostrophirungen wie „Löst' sie der Mann“ (Imperfect), Vocabeln wie „ich vernarre mich“ zwingen uns beinahe, den Verfasser unter die Dilettanten zu rechnen. Trotz allem haben wir das „Räthsel“ Sibby's nicht ungern gelesen, weil wir durch

die Ungefügigkeit der Erzählung und die Ungezogenheit der Rede hindurch einen Hauch von Gefühl und Wahrheit verspürten.

„Kiana“ von Fritz Schawaller (Nr. 4) sieht einer Erzählung für die christliche Jugend beiderlei Geschlechts ziemlich ähnlich. Die Fabel — Fabel in jeder Bedeutung des Wortes — spielt in Hawaii und ist eine weibliche Robinsonade. Ein englischer Greis, allem Anschein nach ein Missionär, erleidet Schiffbruch, aus welchem einzig und allein sein Töchterchen Jane sich rettet, indem sie von den Wellen nach Hawaii getragen und dort unter dem Namen „Kiana“ als Göttin verehrt wird. Sie heirathet den jungen König, schenkt ihm ein Mädchen „bräunlich wie der Vater war — an Haar und Augen“, bekehrt das Volk zum Christenthum und wird schließlich von dem rachsüchtigen Oberpriester heimtückisch vergiftet. Wer Lust verspürt, das in Jamben zu lesen, mag es thun. Wo nicht, genügt auch die Einleitung, welche in acht Zeilen die betreffende Sage kurz und bündig erzählt, mit Quellenangabe. Der Vers ist von neutraler Beschaffenheit, harmlos und glatt, von Weihnachtspolitur. Zuweilen, wenn sich der Verfasser Mühe gibt — und die Verfasser geben sich meist am Anfang Mühe — gelingen sogar hübsche Zeilen, die eines bessern Stoffs werth wären:

Träg zog das stolze Schiff durchs weite Meer,
Die Segel spannte kaum der laue Wind,
Am Bug die leichte Welle sang ihr Lied,
Das alte Lied vom Werden und Vergehn.
Zu Rüste ging der Tag, des Kreuzes Schein
Stieg blinkend schon im fernen Westen auf.
Nach heißem Tag des kühlen Abends freut
Sich all das Schiffsvolk, und der Geige Klang,
Der ungewohnte, in die Südsee schallt.

Ein „Berliner Gedicht“ nennt sich Adolf Schafheitlin's „Peregrin“ (Nr. 5). Warum, begreifen wir nicht. Denn die Handlung spielt an allen Enden Europas, in Wien, in Italien, in Paris, in der Schweiz und nochmals in Paris, nur nicht in Berlin. Und damit man ja nicht glaube, das Adjectivum beziehe sich vielleicht auf den Wohnort des Dichters, datirt er ausdrücklich sein Vorwort aus Neapel. Besser hätte er seinen „Peregrin“ ein internationales Gedicht genannt, da nicht allein der Held auf der Landkarte, sondern auch der Verfasser von einem Wörterbuch ins andere „peregrinirt“. Mitglied des Vereins für Reinhaltung der deutschen Sprache wird Herr Schafheitlin schwerlich sein, denn solch ein Fremdwörterbuch nach Ollendorf's Methode haben wir kaum jemals in Händen gehabt, und das will doch viel heißen. Englisch, Griechisch, Lateinisch, Italienisch, Holländisch und mit Vorliebe Französisch stolzirt in diesen Versen herum. Selbstverständlich mit den elementarsten Fehlern gespickt, wie das bei solchem Prahlen die Regel ist. Der Autor, der mit seinem Helden in Montreux und zweimal auf längere Zeit in Paris gewesen sein will, schreibt: „Brevét“, „Bois Boulogne“, „Mon ami cher“, „die Elysés“ und reimt Bourget auf Weh. Das einzige holländische Wort, das er zu wissen scheint, nämlich Mijnheer, weiß er nicht recht, denn er schreibt „Mijnherr“. Nun verlangen wir von dem deutschen Dichter keineswegs, daß er Holländisch könne, aber wir bitten ihn, nicht größere Sprachkenntnisse behaupten zu wollen, als er hat; abgesehen davon, daß die Dichtkunst keine Anstalt für angehende Polyglotten bedeutet. Berlinerisch ist aber auch nicht etwa der Witz des „Peregrin“; derselbe trägt vielmehr individuelles Localcolorit:

Doch hört ein Liebender? trägt Frucht die Düne?
Er hört, sieht, riecht, schmeckt, fühlt nur — Adeline.

Das sah von weitem schimpfend schon ein Spatz
Und sprang vom Aste dann mit kühnem Satz.

Ihr Witz mäht Gott und Teufel, wie den Haber,
Und knieet vor den Riesen „Wenn“ und „Aber“.

O Rede-Thränenstrom — es flieht die Seele
Vor dir bis in den kleinen Zeh' zurück!

Ach dieses Dasein ist so paradox,
Und, unter uns gesagt, so trivial.
Es ist, wie eine ständige Intox-
ication — (vielleicht mercurial?)

Der Autor sieht selber ein, daß sein „Uebermuth“, wie er dergleichen nennt, in den drei ersten Gesängen „über die Stränge geschlagen habe“. Allein er behauptet, nicht an ihnen feilen zu können, ohne die Färbung des Ganzen zu ändern. Das Feilen war auch gar nicht nöthig. Das einfache Zerreißen hätte dem Bedürfniß des Lesers genügt. Besser ist die Sprache des zweiten, spätern Theils des Buchs; der Aufenthalt in Neapel hat zwar keine Iphigenie gereift, immerhin jedoch den Geschmack ein wenig geläutert. Auf eine Wiedererzählung der höchst prosaischen Reise- und Liebesabenteuer des Peregrinus dürfen wir verzichten; ohnehin legt der Verfasser auf die redseligen Betrachtungen, welche die Thatsachen wie mit einem Nebel umhüllen, offenbar das größere Gewicht. Indessen halten wir es für unsere Pflicht, auf einige nicht üble Schilderungen in den beiden Gesängen, vor allem auf die Darstellung der Commune in Paris aufmerksam zu machen. Auch das Einleitungsgedicht „An meine Dränger“ ist erfreulich, da wir aus dem Umstande, daß der Dichter einzig in der Poesie den Trost seines Lebens erblickt, den Eindruck erhalten, es mit einem gutartigen Manne zu thun zu haben:

Ich aber will von dir nicht lassen
Und will, dein Trost ermangelt nie,
Noch sterbend deine Hand erfassen,
Du treue Freundin, Poesie.

Gerne würde die Kritik dem Autor dieser vier Zeilen ebenfalls die Hand reichen, hätte er ihr es nur ermöglicht.

Völlig dilettantisches Gepräge weist der „Gottfried“ von Karl Wilhelm Heer (Nr. 6) auf, da hier von dem Vers nur der gebrochene Druck und die verrenkte

Sprache vorhanden ist, während Satzbau und Wortwahl nicht nur Prosa, sondern sogar ungeschminkte und ungebürstete Prosa bekunden. Die Inspiration des Verfassers ist eine idyllische, und als Bauernnovelle würde die behaglich erzählte Geschichte des Wirthssohns Gottfried, welcher aus confessionellen Gründen seine (katholische) Geliebte nicht heirathen darf, eine bescheidene Wirkung in einem beschränkten Leserkreis erzielen. Für das „poetische" Kleid dagegen ist durchaus kein Anlaß vorhanden, weder im Stoff, noch in dem Verfasser. Von dem Schwung des Verses möge folgendes beliebig herausgegriffene Beispiel zeugen:

Aber ihm zur Linken saßen
Die begütertsten der Bürger,
Saß der Thierarzt mit dem Schmerbauch,
Saß auch der kaum minder feiste,
Lust'ge Höllenbauer Marcus,
So geheißen, weil sein Hof zu
Füßen des Pfarrhauses lag und
Drum die „Hölle" ward genannt.

Karl Spitteler.

Neue Unterhaltungsliteratur.

1. Wyllard's Verhängniß. Roman von M. E. Braddon. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung von Klara Steinitz. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888. 8. 10 M.
2. Fürst und Bettler. Frei nach dem amerikanischen Original des Mark Twain von Josephine Flach. Konstanz, Verlag der „Deutschen Heimat". 1887. 8. 2 M.
3. Nora. Erzählung von Sara Hutzler. Berlin, Freund u. Jeckel. 1887. 8. 2 M.
4. Drei Geschichten, zwei ernste und eine heitere. Von Ferdinand Groß. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1887. Gr. 16. 20 Pf. (Nr. 2307 der „Universal-Bibliothek".)
5. Otto und Editha. Erzählung aus dem 10. Jahrhundert von Caritas. Halle, Fricke. 1887. 8. 3 M.
6. Lebensbilder. Erzählungen für die männliche Jugend. Von K. G. Paul. Leipzig, Peterson. 1887. 8. 3 M.

Gewöhnlich pflegt der Kritiker, der das Talent einer Schriftstellerin besonders hoch stellen will, von ihr zu sagen, sie besitze „männlichen Geist". Eigentlich eine Invective gegen die Frauen. Ist denn der „weibliche Geist" ein gar so schlecht zu verwerthendes Material, daß man ihm nicht die geringste Formungsfähigkeit zutraut? Wir wollen von Miß E. Braddon's Roman „Wyllard's Verhängniß" (Nr. 1) keck behaupten, daß der größte Reiz desselben gerade in einer Eigenschaft besteht, welche das ausschließliche Eigenthum der Frauen: in der Kunst nämlich, pikant, witzig, geistvoll über einen vielleicht nichtpikanten, unwitzigen, auch nicht besonders tiefgeistigen Gegenstand zu plaudern. Drei Bände umfaßt „Wyllard's Verhängniß", aber man langweilt sich keinen Augenblick, man verschlingt Seite um Seite, man vergißt über das reizvolle „Wie" das „Was" des Buchs. Daß Miß Braddon sich mit Vorliebe dem E. König'schen Romangenre zuwendet, ist bekannt. Sie bringt Typen aus der Verbrecherwelt, interessante Mörder mit falschen Bärten, Frauen mit Januskö pfen und geheimen Thüren in ihren Schlafgemächern, Kinder mit Detectiveinstincten, aber wie spannend ist die Entwickelung dieser Existenzen gegeben. Wyllard ist eine Creatur, sollte man meinen, nur geschaffen, um Irrenärzte zu interessiren. Wyllard wird auch Nichtirrenärzte interessiren, weil seiner Verrücktheit eine Dosis Unglück beigemischt ist, welche zur Theilnahme für ihn reizt. Verrückt ist Wyllard, obgleich es der Verfasserin nicht einfiel, in ihm eine pathologische Erscheinung zeichnen zu wollen. Wyllard ist Börsenspeculant. Um das Vertrauen seiner Gläubiger nicht zu erschüttern, die in ihm nur den Mann der Arbeit, der Berechnung, der Speculation wähnen, lebt er ein Doppelleben. Bei Tag ist er eine Rechenmaschine, erst des Abends beginnt der Mensch in ihm zu erwachen. Da eilt er in den Club zu seinen Freunden; er eilt in die Mansarde einer hübschen Schauspielerin, die des Nachts die Ehre genießt, von ihm als rechtmäßige Gattin anerkannt zu werden. Warum ein Börsenspeculant nicht auch bei Tag in einen Club gehen und vor den Augen der Welt mit seiner Frau verkehren kann, ist nicht erwähnt. Ja, Wyllard ist ein Narr, aber ein amusanter, auch wenn er zum Schluß seine Gattin und deren Liebhaber umbringt. Das letztere war vielleicht das am wenigsten Närrische von ihm, und dieser That verdankt er seine Verewigung durch Miß Braddon. Denn Miß Braddon liebt diese Männer mit dem Kainszeichen auf der Stirne, den falschen Bärten, dem menschenmordenden Gelüst. Aber lesen wir immerhin ihre Romane, sie sind viel spannender, als die historischen „Damenromane", in denen die Leute auf dem Kothurn gehen und in gebundener Rede sich unterhalten.

„Fürst und Bettler" von Mark Twain (Nr. 2) ist ein Buch voll köstlichen Humors. Die Fabel der Erzählung ist nicht originell. Originell ist der tiefe Ernst, mit dem der Verfasser sie uns mittheilt. Gewöhnlich sieht man das Lächeln des Erzählers, der etwas recht Unglaubwürdiges bringt, zwischen den Zeilen. Man ärgert sich über die Dreistigkeit, womit der Schriftsteller den Leser an ein Ereigniß glauben machen möchte, das er selbst für unwahrscheinlich hält. Mark Twain glaubt an die Möglichkeit dessen, was er erzählt. Der Kernpunkt der Geschichte ist folgender: Der Kronprinz von England und der Sohn eines Berufsdiebes aus der „Offal Court" werden ihrer großen Aehnlichkeit wegen miteinander verwechselt und tauschen für einige Zeit ihre Rollen. Daß diese Verwechselung und ihre Folgen nicht absurd erscheinen, ist ein Beweis von der Geschicklichkeit Twain's, der hier und da in dem Zaubergarten seiner Phantasie ein Körnchen geschichtlicher Wahrheit aufgehen läßt, um den Leser besser

täuschen zu können. Am Schluß des Buchs findet man alles natürlich, was Twain erzählt. Selbst wie er erzählt. Und das scheint doch nicht ganz so natürlich zu sein, sonst würden es ihm viele nachthun. Aber es gibt wenig Schriftsteller, deren Werke uns ein so heiteres vergnügliches Lächeln entlocken, wie Mark Twain, wenn er die Saiten seines siegreichen Humors anschlägt. Josephine Flach hat die Geschichte trefflich ins Deutsche übertragen.

Sara Hutzler hat zur Heldin ihrer Erzählung „Nora" (Nr. 3) ein Kind gewählt, ein kleines Mädchen von wunderlicher Veranlagung, die zum Theil in der drückenden Lebenslage der Waise ihre berechtigte Ursache finden mag. Die Verfasserin besitzt den Ruf, eine treffliche Kennerin der kleinen Menschen zu sein, die noch nicht lange über das Alpha der Fibel hinaus sind. Deshalb wollen wir uns bemühen, die Regungen glaubhaft zu finden, die sie uns aus dem Seelenleben dieses elfjährigen Kindes mittheilt. Es sind Regungen, wie sie eine gereifte Person empfindet, die viel über die Ungerechtigkeit der Menschensatzung nachgedacht hat. Daß die Verfasserin übrigens selbst das Lebensunfähige dieses Charakters erkennt, geht daraus hervor, daß sie Nora sterben läßt, wol die einzig richtige Schicksalslösung dieses mit so unglücklichen Instincten begabten Kindes. Die Erzählung besitzt viele realistisch packende Schilderungen, so z. B. die Beschreibung der Besserungsanstalt für Kinder, welch letztere man gern durch Verschiebung zweier Buchstaben als das kennzeichnen möchte, was sie ist.

Unter Ferdinand Groß' „Drei Geschichten, zwei ernste und eine heitere" (Nr. 4) zeichnet die heitere Geschichte sich vor vielen andern heitern Geschichten nicht besonders aus, hingegen sind die beiden ersten merkwürdige Ausstrahlungen eines nicht gewöhnlichen Talents. „Aus dem Tagebuche eines Arztes" behandelt ein seltsames Thema. Eine Frau, die in ihrer Ehe kinderlos blieb, gibt sich einem wildfremden Manne hin, weil sie von ihm die Erfüllung ihrer mütterlichen Sehnsucht erhofft. Groß weiß mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit die Beweggründe dieser Frau so zu schildern, daß dieselbe uns wie ein unentweihtes Mädchen erscheint, welches nur aus dem sublimsten Grunde: um der Natur den schuldigen Tribut zu bringen, — eine Niederträchtigkeit begeht. Diese Dinge erzählt Groß indeß so verschleiert, so „unter der Blume", wie ein alter Kaffeeklatschausdruck sagt, daß man über die Gewalt erstaunt, mit der dieser Schriftsteller die Sprache beherrscht. Hier und da durchzuckt ein Blitz der Leidenschaft das dünne Gewölk, in welchem die Personen der Geschichte halb verborgen sind. „Von Ehe zu Ehe", die zweite der Erzählungen, ist die ergreifende Schilderung einer in Eigenliebe erstarrten Frauennatur, die erst, als das Leid an ihr Herz schlägt, zur Selbsterkenntniß aufthaut. Hier bekundet sich Groß als ein trefflicher Kenner der Frauenseele, die beständig zwischen den Abgründen der äußersten Verworfenheit und den hohen Regionen des Idealen dahin treibt.

„Otto und Editha" von Caritas (Nr. 5) ist eine Erzählung aus dem 10. Jahrhundert. Sie beginnt:

> Nach langem, wehmüthigem Schweigen richtet die fürstliche Jungfrau ihr thränenüberströmtes Antlitz an der Brust des geliebten Bruders empor, und haucht kaum vernehmbar! Lebe wohl, Athelstan! Lebe wohl! Möge Gott der Vater, Gott der Sohn und der heilige Geist dich schützen, deinem Arme Kraft, deinem Kämpfen Sieg, deiner Herrschaft Segen, unserm theuern Lande Heil verleihen! Erinnere dich nun und dann deiner Schwester, deren Gedanken immer, ach immer, mein Athelstan, bei dir weilen werden. Lebe wohl! Lebe wohl!

Das ist ein erschreckend sentimentaler Anfang, der eine ebenso rührselige Fortsetzung erwarten läßt. Indeß diese Befürchtung trifft nicht ganz zu. Je weiter sich der Faden der Erzählung abrollt, um so klarer, knapper wird auch die Ausdrucksweise der Verfasserin. Es ist merkwürdig, daß alle Schriftstellerinnen, die historische Romane schreiben, ihre Personen in diesem hals- und beinbrechenden Pathos verkehren lassen. Nach solchen Schilderungen müßten ja unsere Vorfahren ihre ganze Kraft in Thränen und Seufzern ausgegeben haben. Wenn dann wieder von wunderlichen Heldenthaten erzählt wird, die dieses immer zum Zerschmelzen bereite Volk vollbringt, ärgert man sich über die ungeschickte Erfindung des Poeten, der zwei unvereinbare Widersprüche verbinden will. Vielleicht wird Caritas in ihrem nächsten geschichtlichen Roman sich das lohnende Ziel stellen, die Menschen ihrer Zeit durch Sitte und Anschauungen anzupassen, aber die Ausdrucksweise derselben naturwahrer darzustellen. Es gab in jener Zeit nicht einmal Theater in Deutschland, wo das Volk etwa von schlechten Schauspielern declamiren lernen konnte. Unsere Vorfahren aber waren ganze Kerle, die nicht flunkerten, außer wenn sie — zuviel getrunken hatten.

Die „Lebensbilder. Erzählungen für die männliche Jugend" von K. G. Paul (Nr. 6) machen Einem Freude wegen der vernünftigen Lebensanschauung des Verfassers. Dieser geht nicht auf den gewöhnlichen Pfaden, welche Jugendschriftsteller einzuschlagen pflegen. Er weiß, daß die Jugend der Anfeuerung zum Guten bedarf, daß aber diese Anfeuerung frei von jeder pedantischen Aufdringlichkeit sein muß, soll sie nicht das Gegentheil von dem, was sie erstrebt, bezwecken. Paul predigt nicht Moral, sondern bringt schöne erhebende Beispiele aus der Geschichte. Es sind meist berühmte und bekannte Personen, von welchen er erzählt, und daß sie noch bekannter unter der Jugend werden und Nachahmer finden, ist der Zweck des Buchs. Möge demselben ein der Absicht des Verfassers entsprechender Erfolg zutheil werden!

Marius Stein.

Zur deutschen Literatur.

1. Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 395 bis 399. Stuttgart, Spemann. 1887. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Das dritte Hundert dieser sich immer mehr abrundenden Sammlung schließt sehr günstig mit einer Ausgabe von drei der hervorragendsten deutschen Volksbücher ab, besorgt von Felix Bobertag, dem die Sammlung schon mehrere mit Fleiß und Kenntniß herausgegebene Werke unserer ältern Literatur verdankt und der durch seine Geschichte des deutschen Romans bewiesen hat, daß er auf diesem Gebiete heimisch ist. Ohne Bedenken rechnen wir unsere Volksbücher zu den herrlichsten Schätzen unserer Literatur. Wer erinnerte sich ihrer nicht noch mit innerm Jubel aus seinen Kinderjahren? Und wer durch einen Zufall in jenen Jahren größerer Empfänglichkeit Bekanntschaft mit ihnen zu machen versäumt haben sollte, der halte es auch jetzt nicht für zu spät, das Versäumte nachzuholen; denn auch das reifere Alter mag aus ihnen Erholung und Erheiterung oder auch weise Belehrung schöpfen. Sie sind der Jungbrunnen, in den der Gelehrte bisweilen tauchen muß, um von dem Wust des Bücherkrams sich zu erholen, um sich zu stärken an dem innigen Verkehr mit dem Gemüthsleben seines Volks. Denn in ihnen hat unser Volk die edelsten Schätze seines Geistes und Gemüths niedergelegt. Auch sind sie ganz unbedingt deutsches Eigenthum, deutsche Schöpfungen; wer könnte sich einen Faust als Romanen denken? Er würde höchstens zum Don Juan werden. Unser Herausgeber sagt:

> Heißt es nun der nationalen Eitelkeit das Wort reden, wenn wir andererseits auch aussprechen, daß gerade unser deutsches Volk von allen modernen am meisten befähigt sei, dergleichen allgemein menschliche Motive, wie sie unsere Stoffe enthalten, literarisch und poetisch zur Geltung zu bringen? Wir können das Urtheil den Ausländern überlassen, mögen sie uns aber nur erst nachweisen, daß wir überhaupt an nationaler Eitelkeit leiden. Wenigstens sind sie bisjetzt nicht müde geworden, uns schriftliche Zeugnisse ihrer Anerkennung dafür zu geben, daß wir ihnen den Eulenspiegel, den Dr. Faust und die Schildbürger verehrt haben; es fehlen sogar die allerdings plumpen Versuche nicht, sie uns zu nehmen, und nach dem Volkswitze ist der Versuch, eine Sache zu stehlen, bei gewissen Völkern der eigentlich nationale Ausdruck ihrer Bewunderung.

Als echte Erzeugnisse des wahren Volksgeistes erweisen sich diese Volksbücher auch schon dadurch, daß von keinem der Verfasser, höchstens einmal ein Ueberarbeiter, aber auch ein solcher in fraglicher Weise, bekannt ist oder genannt wird, nie aber auf dem Titel sich etwa selber nennt. Die Verfasser gaben eben dem Volke, was des Volkes ist. Am meisten wäre noch der Verfasser der „Schildbürger" berechtigt gewesen, sich zu nennen, denn sein unbestreitbares Verdienst ist es, durch die sinnreiche Erfindung, daß die Schildbürger, weil ihnen die Weisheit Schaden brachte, sich der Thorheit beflissen hätten, Einheit in das Allerlei von einzelnen Streichen, die man von mehrern Städten Deutschlands aussagte, gebracht zu haben. Aber auch dieser spielt, wie in dem ganzen Buche, so schon auf dem Titel den Schalk und versteckt seinen Namen in einem bisjetzt noch ungelösten Räthsel.

Gerade aber, weil diese Gestalten so echt deutsch volksthümlich sind, sind sie zu unvergänglichen Typen geworden, was sich schon dadurch kundgibt, daß Eulenspiegel und Reinhard Fuchs als espiègle und renard geradezu französische Gattungsnamen geworden sind. Die Zeit ist wol nunmehr so ziemlich vorbei, wo diese Volksbücher auf den Dörfern hausiren getragen, auf Jahrmärkten neben Katechismen und Kalender feilgeboten wurden und so lange im Dorfe die Runde machten, bis sie in Fetzen waren und auf dem nächsten Jahrmarkt für einige Groschen ein neues erworben wurde; auch die Zeit liegt wol schon hinter uns, wo unsere Dichter, die Romantiker besonders und die schwäbische Dichterschule (ich erinnere nur an Tieck's „Octavian" und an Uhland's „Fortunat"), begierig in Winkelbuchläden (Uhland und Kerner besonders in Reutlingen) nach diesen Schätzen fahndeten und dichterische Nahrung daraus sogen. Der Spürsinn unserer Literaturforscher hat sich ihrer schon lange bemächtigt und sie in mehrfachen Sammlungen und Bearbeitungen auch der gebildeten Leserwelt allgemein zugänglich gemacht. Hier werden sie uns in ihrer ursprünglichen Form, was die Sprache betrifft, geboten, und nur die Holzschnitte fehlen, ohne die freilich, mochten sie so schlecht sein wie sie wollten, sich ein rechtschaffenes Volksbuch dem Volke nicht verkaufen ließ. Für das Verständniß der alterthümlichen Sprache ist durch Anmerkungen bequem gesorgt. Müssen wir uns doch gewöhnen, auch Luther und Hans Sachs in ihrer alterthümlichen Sprache zu lesen! Und gerade diese erhöht den Genuß und gibt erst das volle Verständniß des herrlichen Humors, den diese Schriften athmen. Wie köstlich liest sich's, wie Eulenspiegel zu Erfurt einen Esel in die Lehre nimmt, „dan es sein vil Esel zu Erdtfurt alt und jung". Und wie er sich hernach aus dem Staube machte „und gedacht soltu die Esel zu Erdtfurt all weiß (weise) machen, das wird viel leibs (Lebens) bruchen, er möcht es auch nitt wol thun, und ließ es also bleiben".

Von Eulenspiegel gibt uns der Herausgeber zunächst die Beweise seiner geschichtlichen Existenz; ebenso von Faust; doch möchte hier, trotz der mehrfachen Erwähnung desselben von Zeitgenossen, die ihn gehört und gesehen und auch Zeugen, wenn nicht seiner Wunderthaten, doch seiner Prahlereien mit denselben gewesen waren, die Frage nach einem geschichtlichen Faustus schwieriger zu beantworten sein. So wenig ich mir anmaße, hierin eine entscheidende Stimme zu haben, so kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es stets eine offene Frage

bleiben wird, ja bleiben muß, ob jene Betrüger, die sich Faust nannten, den Stoff zu der Sage von Faust gaben, oder ob sie sich deshalb Faust nannten, weil sie von dem Ruhme dieses sagenhaften Schwarzkünstlers zehren wollten. Daß der wirkliche Faust, falls es einen solchen überhaupt gegeben hat, schon längst todt war, konnte für Betrüger begreiflicherweise kein Hinderniß sein, sich seinen Namen anzumaßen; er war eben, wie Pythagoras, wieder auferstanden. Der zeitlich erste der genannten Betrüger, Georgius Sabellicus, nannte sich den jüngern Faustus, erkannte folglich einen ältern ausdrücklich an, benutzte also die Sage von Faust, denn von einem geschichtlichen Faust vor ihm findet sich eben noch keine Spur. Indessen — Hand vom Tische! Eher könnte ich, als Erfurter, noch ein Wort sagen zu der mir sehr einleuchtenden Unterscheidung Wilhelm Scherer's zwischen einer oberrheinischen, einer wittenbergischen und einer erfurter Ueberlieferung vom Dr. Faustus (man denke an die verschiedenen Hercules des Alterthums). S. 169:

In Wittenberg behauptete man, daß Faust nicht blos im südwestlichen Deutschland gestorben, sondern auch im südwestlichen Deutschland und zwar in der Nähe von Melanchthon's Heimat geboren sei. In Wittenberg wie am Oberrhein hatte man eine ziemlich schlechte Meinung von ihm. Dagegen in Erfurt muß er einen guten Eindruck hinterlassen haben; wenigstens fand man seine Gestalt geeignet, um sie zu einem Denkmal des humanistischen Erfurt vor der Reformation zu machen, wo die „Poeten" alles beherrschten und das Studium der antiken Poesie, das Schwelgen in der heidnischen Schönheit von strengen Theologen mit bedenklichen Augen angesehen ward... Vergleichen wir den erfurter Faust mit dem historischen, soweit wir den letztern erkennen können, so ist er unzweifelhaft über die Wahrheit hinausgehoben. Er ist idealisirt. Dagegen kann man behaupten, daß der wittenbergische und oberrheinische Faust allzu tief herabgedrückt wurde.

In einer Anmerkung weist Bobertag auf das Faustgäßchen in Erfurt als auf eine dort lebendige Erinnerung hin. Diese ist aber nicht die einzige. Die Sage vom Faustgäßchen in Erfurt bringt unsern humanistischen Zauberer auch mit Luther in Verbindung. Denn der Mönch, der den Spuk erkannte und beschwor, soll eben Luther gewesen sein, vor dem der heidnische Teufelsspuk weichen mußte. Ferner ist aber dort auch noch im Großen Collegium, spätern städtischen Arbeitshaus in der Michaelisstraße, der Riß in der Decke zu sehen, den der Riese Polyphem durch das Aufstampfen mit seiner Keule hervorbrachte, als Faust den Studenten den Homer auf eine ganz neue Weise „interpretirte". Endlich erzählte mir Professor Kirchhoff in Halle, auch ein alter Erfurter, daß die Wäscherin seiner Schwester sich scheute, in der Mittagsstunde über die Lehmannsbrücke, im frühern Studentenviertel, zu gehen, weil dann, ganz gegen die Weise sonstiger Gespenster, welche die stille Mitternacht lieben, Dr. Faust's weißer Pudel umginge.

Faust's und Eulenspiegel's Auftreten in Erfurt gibt überhaupt, besonders einem Erfurter, Anlaß zu mehrfachen Betrachtungen. So verschieden beide Charaktere, die auch unser Herausgeber mit richtigem Takt zusammengestellt hat, dem Anscheine nach sind, so haben sie doch manches Wichtige gemein, vor allen Dingen den Protest gegen die trockene Buchgelehrsamkeit (so wenigstens Faust in Goethe's Auffassung). Es ist der Bruch mit der mittelalterlichen Scholastik, der sich hier im Volksgeist vollzieht, wie er sich durch die Reformation wissenschaftlich und geschichtlich vollzog. Aber Eulenspiegel protestirt gegen die Buchgelehrsamkeit, weil er sie nicht kennt und deshalb nicht achtet, Faust, weil er in ihr bisher befangen gewesen ist, weil er sie nur zu genau kennt und sie deshalb verachtet. Die echt deutsche Lust an einem ungebundenen Wanderleben ist beiden Charakteren gemeinsam.

Mit der letzten Lieferung des sechsten Bandes von Jean Paul's Werken ist diese Auswahl, die wir dem kundigen Sinne P. Nerrlich's verdanken, abgeschlossen. Sie enthält: „Kleine Schriften zur Philosophie und Religion, Satiren und Idyllen, Fixlein, Siebenkäs, Titan und Flegeljahre". Mehr würde man wol überhaupt dem Geschmack der heutigen Leserwelt nicht bieten dürfen.

Da einmal so viel von Faust die Rede gewesen ist, so will ich hier gleich ein dichterisches Erzeugniß anreihen, dessen Beurtheilung mir recht sauer wird. Es heißt:

2. Faust. Eine Tragödie. Dritter Theil zu Goethe's Faust. Von Karl August Linde. Darmstadt, Selbstverlag des Verfassers. 1887. 12. 1 M.

Ehe mir dieses Werk zu Gesicht kam, hatte ich in einem deutschen Literaturblatte, das ich jetzt vergeblich suche, eine günstige Anzeige desselben gelesen. Ich ging also mit gutem Vorurteil an das Werk. Der Verfasser findet die Berechtigung zu seiner Dichtung, wie er in dem dichterischen Vorwort „An Goethe" äußert, darin, daß Faust am Schlusse der Goethe'schen Dichtung noch nicht reif sei zum Himmel. Der Dichter läßt also seine Seele, wie Goethe, zwar durch Engel nach dem Himmel entführen, dort aber durch einen Spruch der göttlichen Gerechtigkeit (von der „Liebe von oben", die so schön nach Goethe's Dichtung die Beseligung des Menschen vollendet, will der Verfasser eben nichts wissen) wieder auf die Erde gebannt werden, wohin auch Mephistopheles, und zwar als Mensch, wieder versetzt zu werden sich erbittet. Hier erscheinen nun ohne irgendwelche Begründung (S. 89) Faust als Fürst, Margarethe als dessen Schwester(!), Mephisto als Anarchistenführer, Teufel als Anarchisten. Faust benimmt sich als Fürst, der sein baldiges Ende vorausahnt, edel und hülfreich; er macht ein Testament zu Gunsten seines Volks, wie Cäsar nach Antonius' Vorgeben; nichtsdestoweniger sprengt ihn Mephistopheles, der beiseite behauptet, alle diese schönen Maßregeln würden doch nicht ausgeführt werden, durch seine teuflischen Anarchisten mit einer Höllenmaschine in die Luft, und mit diesem Knalleffect schließt das Stück.

So toll der Plan, so kindisch ist die Sprache. Der Verfasser tyrannisirt sie, weil ihn der Reim fortwährend tyrannisirt. Ein Beispiel (S. VI):

— Und nur der Frömmste war
Sich der Erkenntniß noch nicht klar —

oder (S. 1):

Und müßt' ich selbst zu Kreuze knien —

im Reim auf ziehn. Ein Lieblingszeitwort ist für ihn „kirren", was er theils „küren", theils „kürren" schreibt. Die wunderlichsten Auslassungen von Hülfszeitwörtern muß man sich gefallen lassen. Von Mephisto sagt er: „Wie du (Goethe) ihn auf des Parnaß Schild erhoben."

Daß es dem Verfasser nicht an dichterischer Phantasie fehlt, zeigen einzelne Scenen, wie die Walpurgisnacht in der Hölle; er wird begreifen lernen müssen, daß der große Stoff nicht den Dichter hebt, sondern nur seine Ohnmacht offenbart, und sich hoffentlich ein andermal an die einfachsten, rein menschlichen Motive halten.

An Goethe's Faust würde sich am natürlichsten sein Gretchen anschließen, nämlich:

3. Christiane von Goethe, geb. Vulpius. Eine biographische Skizze von C. W. Emma Brauns. Zweite Auflage. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 1 M.

Das Büchlein soll eine „Rettung" sein, wenn auch dieser Name nicht dafür gebraucht ist. Es fragt sich nur: war eine solche nöthig? Denn abgesehen von ihrer „Gewissensehe" mit Goethe ist es doch wol im Ernste niemand eingefallen, ihr einen Vorwurf zu machen. Welches Recht hätte man auch dazu? Das Verhältniß zu ihr beglückte Goethe, das muß für uns genug sein. Daß sie freilich dem Klatsch der Mitlebenden, besonders der Weimaraner, und am besondersten der weimaraner Damen nicht entging, ist selbstverständlich. Solchen Klatsch entkräftet man aber nicht dadurch, daß man siebzig Jahre nach ihrem Tode ein Büchlein dagegen schreibt, sondern indem man ihn mit Stillschweigen übergeht. Bekannt ist, daß dieser Klatsch besonders von Frau von Stein ausging, der wir ihre Erregtheit gegen das neue Liebesverhältniß Goethe's gern verzeihen wollen. Um aber die Wahrhaftigkeit ihres Zeugnisses zu bestreiten, greift die Verfasserin die Sittlichkeit ihres Verhältnisses zu Goethe an — worin sie, leider! schon ihre Vorgänger hat. Die gute Absicht des Buchs wollen wir trotzdem nicht verkennen, nur darf sie damit nicht schlimme Mittel adeln wollen.

4. Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 28. Die Mätresse, Lustspiel von Karl G. Lessing. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1887. 8. 1 M. 30 Pf.

Der Herausgeber, Eugen Wolff in Berlin, hat sich um die Kenntniß von Lessing's, ihm geistig ähnlichsten, Bruder Karl schon durch ein biographisches Werk über denselben, 1886, bekannt gemacht. Daß er gerade dieses Drama auswählte, um es neu herauszugeben, hat seinen Grund darin, daß er es für eins der vorzüglichern hält, für besser als den „Wildfang", den man bisher höher stellte, weil Gotthold Lessing ihm den Preis zuerkannt hatte. Ueber die „Mätresse", die erst 1780 erschien, hatte Gotthold keine Gelegenheit mehr sich zu äußern. Ein als solcher nicht gerade ausgesprochener Grund mag wol auch die Seltenheit des ersten Druckes sein. Einen dritten Grund fand der Herausgeber darin, „weil die «Mätresse» eine typische Bedeutung für das vom Sturm und Drang fortgerissene Lustspiel der Talente überhaupt in Anspruch nehmen darf". Und darin hat der Herausgeber sehr recht, wie er auch des weitern begründet. Er gibt den Inhalt des Stücks mit den Worten an: „Die in ihrer doppelten Eigenschaft als Weib (Thema der Verführung) und als Mensch (Thema des Standesunterschiedes) verletzte Heldin bleibt weder vernichtet am Boden liegen, noch läßt sie sich durch die Gnade der Gegenpartei emporheben, sondern sie erhebt sich durch eigene Kraft auf dem Boden der Entsagung zu der sittlichen Höhe der Verachtung." Was die Vorbilder dieses Dramas betrifft, so ist mir noch eins eingefallen zu den S. XI angegebenen, unter denen die „Pamela" und die „Klarissa" Richardson's die wichtigsten sein sollen: nämlich das ungleiche Paar der beiden Lords Thornhill, Oheim und Neffe, in Goldsmith's berühmtem „Landprediger von Wakefield". Der reiche, biedere, von Standesvorurtheilen freie Otto von Kronfeld gleicht, auch in der Rolle der Vorsehung, die er der „Mätresse" gegenüber spielt, aufs Haar dem Oheim Thornhill.

Nach dem bewährten Grundsatz dieser Sammlung von Neudrucken werden alle an dem ersten Druck vorgenommenen Veränderungen in dem Vorwort angezeigt. Der verehrte Herausgeber der Sammlung weiß schon von mir, daß ich in dieser Beziehung sehr conservativ gestimmt bin; und so möchte ich auch diesmal ein gutes Wort einlegen für die Beibehaltung des umgelauteten Plural: „Gallatägen", 65, 11, da dieser besonders in den mit „Tag" zusammengesetzten Wörtern sich im vorigen Jahrhundert so häufig findet, daß ich ihn nicht einmal mit Goedeke in seiner kritischen Schiller-Ausgabe zu II, 201, 19 blos für einen „Suevismus" erklären möchte. S. 108, Z. 8 und S. 113, Z. 1 sind wol „Grauschimmel" und „Hunderttausende", freilich als eine Nachlässigkeit, aber doch eine ziemlich consequente, statt des Dativs nach „von" beizubehalten, sonst hätte auch S. 41, Z. 19: „von zehntausend Thaler" geändert werden müssen.

5. F. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden". Eine Studie von Heinrich Keiter. Zweite vermehrte Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1887. 8. 60 Pf.

Es ließ sich erwarten, daß die Neugier nach dem so schnell berühmt gewordenen Verfasser des lyrischen Epos „Dreizehnlinden" bald einige Schriften über ihn ins Leben rufen würde. Die vorliegende genügt ihrem Zwecke durch besonnenen, mit warmer Theilnahme für den Verfasser gepaarten Vortrag, dem man den berechtigten, auch am Schluß von ihm ausgesprochenen Stolz anmerkt: „So steht Weber als ein Dichter und Künstler vor uns, wie ihn die deutsche Literatur seit Jahrzehnten nicht gesehen, und wir

Katholiken blicken zu ihm empor in dem stolzen Gefühle, daß er einer der Unsern ist."

Und was thun wir Protestanten? Nun wir freuen uns als Deutsche, daß er ein Deutscher ist, und daß er mit glücklichem dichterischen Instinct den Kampf der Sachsen gegen das durch Karl den Großen ihnen aufgedrungene römische Christenthum als Gegenstand seiner Dichtung herausgegriffen hat.

Robert Borberger.

Zur populären Astronomie und Meteorologie.

1. Der gestirnte Himmel. Eine gemeinverständliche Astronomie von W. Valentiner. Mit 69 Abbildungen im Text und 2 Tafeln in Farbendruck. Stuttgart, Enke. 1887. Gr. 8. 6 M.

Zwei Hauptmethoden kann man beim Vortrage der Astronomie unterscheiden. Das natürliche und daher vorzüglichere Verfahren versetzt ihren Jünger in Gedanken hinaus ins Freie, wo man ihn zur Beobachtung der scheinbaren Bewegungen der Weltkörper anleitet. Nur allmählich werden die wirklichen Bewegungen der Himmelskörper und ihre Ursachen aufgedeckt, worauf dann die ins Einzelne gehende Weltbeschreibung folgt. Die zweite Hauptart im Lehrverfahren der Himmelskunde faßt sich kürzer, indem sie die Errungenschaften der Astronomie direct in eins der vielen möglichen Systeme bringt. Wo von vornherein der zu Gebote gestellte Raum beschränkt ist, da finden wir meistens die zuletzt genannte Methode in Anwendung. Dies gilt auch bei dem vorliegenden Werk, welches ein überreiches Material in knapper Form zu verarbeiten hatte.

Da Zahl und Maß in der Naturwissenschaft im allgemeinen sowie in der Himmelskunde insbesondere eine mächtige Rolle spielen, so beginnt das Buch mit einem Kapitel, welches die astronomischen Maßeinheiten, die Messung der Größe der Erde, die ältern und jüngern Gradmessungen und die Bestimmung der Entfernung der Gestirne zum Gegenstand hat. Anziehend ist die Besprechung jener Fehlerquelle bei astronomischen Beobachtungen, welche aus physiologischen Ursachen entspringt, und die als „persönliche Fehler" bezeichnet werden. Die hohe Bedeutung der Vorübergänge der Venus an der Sonnenscheibe für die Messung des Sonnenabstandes von der Erde hat durch eine eingehendere Behandlung dieses Problems seinen Ausdruck gefunden. Und dies mit um so mehr Grund, als jede genauere Bestimmung der Sonnenentfernung von uns auch zur Verbesserung der Messungen in unserm Planetensystem, ja im Weltraume überhaupt führt.

In aufeinanderfolgenden selbständigen Artikeln werden Sonne, Mond, die Planeten, Kometen nebst Sternschnuppen und endlich die Fixsterne vom neuesten Standpunkte der Wissenschaft behandelt. Dabei wird aber auch stets der Entwickelungsgeschichte der genannten Materien Rechnung getragen, sodaß der Leser alle wichtigen Stadien des Gegenstandes kennen lernt. Weil vom Verfasser über die Planeten bereits in einem andern Werke eine Darstellung gegeben ist, die er hier nicht wiederholen wollte, so hat in diesem Buche Dr. E. von Rebeur-Paschwitz, Mitarbeiter an der von Professor Valentiner geleiteten Sternwarte zu Karlsruhe, das betreffende Kapitel geschrieben, ohne daß der einheitliche Geist des Werks die mindeste Einbuße erlitten hat.

Ein erfreuliches zusammenfassendes Bild des Fortschritts auf dem astronomischen Gebiet wird durch dieses Buch vermittelt. Wir erinnern beispielsweise nur an die Ergründung der Atmosphären sowie der Oberfläche der Sonne, an die Erkenntniß der Periodicität ihrer Flecken, an die von Schiaparelli (1877—82) erschlossene Aehnlichkeit der physikalischen Verhältnisse des Mars mit jenen unserer Erde, an die fortwährende Entdeckung neuer kleiner Planeten und Berechnung ihrer Bahnen, an die Untersuchung der Frage, ob zwischen Sonne und Merkur wenigstens noch ein Planet vorhanden sein müsse, an den nachgewiesenen Zusammenhang zwischen Kometen und Sternschnuppen, an die Verwendung der Photographie und Spectralschau in der Sternkunde, und endlich an die optisch auflösenden Studien der Sternhaufen und Nebelflecken. Diese neuern Forschungen sind hier organisch in das ganze System aufgenommen, sodaß das vorliegende Werk sich gewiß viele Freunde erwerben wird.

2. Die Lebensgeschichte der Gestirne in Briefen an eine Freundin. Eine populäre Astronomie der Fixsterne von M. Wilhelm Meyer. Mit 46 Textillustrationen, 2 Tafeln und 1 Titelbild. Jena, Mauke. 1887. 8. 4 M.

Dieses Büchlein führt vorzugsweise die Frauen in die Welt der Fixsterne ein und ist daher möglichst leichtfaßlich abgefaßt. Wo es nur immer thunlich war, da suchte der Verfasser mittels vergleichender Bilder die Schwierigkeiten für die geistige Aufnahme seines Vortrags zu erleichtern und etwaige Sprödigkeiten des Stoffs zu mildern. Wir sehen dies z. B. im dritten Brief, wo die nicht leicht begreiflichen riesigen Entfernungen im Weltraume durch sehr lange Fahrzeiten ausgedrückt werden, oder im sechsten Brief, wo zur Milchstraße das Analogon eines entfernten, mittels vieler Laternen erhellten Platzes herangezogen wird u. dgl. m. Da es sich in diesem Werkchen um „die Lebensgeschichte der Gestirne" handelt, so mußten selbstverständlich ihr Entstehen und Vergehen, sowie die zwischen diesen Extremen liegenden Entwickelungsstufen ins Auge gefaßt werden. Dies geschah auch in der That bei jeder passenden Gelegenheit, besonders aber in den Briefen, welche

von den Nebelflecken, veränderlichen, neuen und untergehenden Sternen, ferner von dem Ende und der Wiedergeburt der Welten handeln.

Von höchstem Interesse für jegliches Buch über das Werden und Hinschwinden der Welten bleiben ohne Zweifel jene Sternnebel, welche mittels des Spectroskops als aus glühenden Gasen bestehend angezeigt werden. Durch ihre von der Gravitation bewirkte Ballung stellt man sich das Entstehen der Weltkörper vor. Die hierbei erfolgende Verdichtung ist eine Quelle für die ausstrahlende Wärme. Hat die Verdichtung ihr Ende erreicht, so beginnt die Erkaltung und mit ihr die Abnahme der Leuchtkraft des Weltkörpers, was sich durch Uebergang von seiner Weiß- zur Rothglut äußert (veränderliche Sterne); später tritt allmählich Verdunkelung ein, welche jedoch noch durch heftige Ausbrüche der innern Glut vorübergehend aufhören und einem erneuten Selbstleuchten Platz machen kann (neue oder temporäre Sterne). Endlich kommt es nach vollendeter Erkaltung zum bleibenden völligen Erlöschen des Lichts an einem solchen Weltkörper. Durch gelegentlichen heftigen Zusammenprall mit ihresgleichen werden derartige Weltkörper durch den Zusammenstoß so mächtig ins Kleinste zersprengt, daß ihre völlige Auflösung zu glühenden Gasen eintritt, wobei die kolossale Hitze von der Umwandlung der fortschreitenden Bewegung der Ganzen in jene der Atome durch den riesigen Stoß herrührt.

Außer der Entwickelung dieses Grundgedankens über den Lebenslauf der Himmelskörper bringt uns das vorliegende Büchlein noch Einzelheiten über Sternhaufen, kosmische Nebelflecke, sowie deren Spectralschau und Photographirung. In letzter Beziehung wird die Entdeckung der Majanebel aus jüngster Zeit (December 1885) durch die Gebrüder Henri besonders gewürdigt. Hierauf folgt die Besprechung der Spiralnebel, der Doppelsterne, der Constitution der Sonne sowie deren Flecke, der veränderlichen und neuen Sterne. Den Schluß bilden einige Briefe über Sternschöpfung und Sternuntergang, beide in dem Sinne, daß solche zu jeder Zeit an verschiedenen Stellen des Weltalls sich ereignen.

Hoffentlich wird das ebenso anziehend wie leicht faßlich geschriebene und auch äußerlich schön ausgestattete Büchlein den Beifall der Leserinnen, für die es ja in erster Linie bestimmt ist, erringen.

3. Plaudereien über die Kant-Laplace'sche Nebularhypothese. Von Ferdinand Kerz. Jena, Mauke. 1887. Lex.-8. 3 M.

Von den vielerlei Ansichten, welche seit jeher über die Weltschöpfung bekannt geworden sind, haben sich bis auf unsere Zeit nur jene von Kant (1755) und Laplace (1797) in Geltung behauptet. Mit Recht spricht sich der Verfasser gegen die Gleichstellung, Verbindung oder Vermengung der wesentlich verschiedenen Nebularhypothesen dieser beiden großen Denker aus. Wohl spielt in den von letztern erdachten Weltsystemen die Gasform der Materien der sich bildenden Himmelskörper eine gemeinsame Hauptrolle. Dies ist aber auch schon bei den kosmogonischen Nebeltheorien Swedenborg's (1734) und Wright's (1750) der Fall, welche in dieser Beziehung als die Vorläufer des königsberger Philosophen und pariser Astronomen angesehen werden dürfen. Der vorzüglichste Unterschied der Kosmogonien dieser beiden letzten liegt darin, daß bei Kant die Sonne nebst allen zu ihrem System gehörigen Himmelskörpern aus den Weltgasen durch Ballung, vermöge der chemischen Anziehung und hauptsächlich der allgemeinen Schwere, entstehen, während Laplace die von West nach Ost rotirende Sonne als bereits vorhanden annahm und aus ihrer in gleicher Art und in demselben Sinne bewegten heißen Atmosphäre die Planeten und deren Trabanten sich bilden ließ. Dies geschah dadurch, daß beim Erkalten der Sonnenatmosphäre, welche nach Laplace ursprünglich über alle Planetenbahnen hinausgereicht hat, rotirende Gürtel sich ergaben, aus welchen sich dann die Welt des Planetensystems entwickelte. Hierbei erlangte die Sonnenatmosphäre ihre heutige Grenze. Laplace stattete gleich von vornherein die Sonnenatmosphäre mit jener Bewegung aus, welche später in ihren erkalteten Zonen und den aus diesen entspringenden Planeten zurückblieb, wogegen es für Kant äußerst schwierig war, aus der Abstoßungskraft der Gase die Rotationen der aus letztern entstandenen Himmelskörper abzuleiten.

Im allgemeinen schließen sich die Philosophen vorherrschend der Kant'schen Kosmogonie an, während die Freunde der exacten Wissenschaft mehr als Anhänger der Laplace'schen Ansicht bezeichnet werden können. Beide Hypothesen haben selbstverständlich im Laufe der Zeit — besonders infolge der neuen mechanischen Wärmetheorie, astronomischen Photographie und Spectralanalyse, der Fortschritte der Geologie und Paläontologie — mannichfache Ergänzungen, Verbesserungen und Umgestaltungen erlebt. Auch das vorliegende Buch geht von einer Erweiterung der Laplace'schen Kosmogonie aus, welche der Verfasser im Laufe seiner Betrachtungen über die Weltentwickelung mannichfach verändert. Zunächst fragt er nach dem von Laplace nicht untersuchten Ursprung der ehemals bis über alle Planetenbahnen hinaus erstreckten Sonnenatmosphäre. Zur Erklärung letzterer nimmt er an, der starre Sonnenkern sei einst mit einem festen Weltkörper zusammengestoßen, welcher zwar kleiner als die Sonne, aber doch so groß war, daß seine durch den Zusammenprall bewirkte plötzliche Auflösung in Gas die von Laplace vorausgesetzte Sonnenatmosphäre ergab. Aus dem schiefen Anstoß erfolgte die Rotation der letztern. Nach dem Verbrauch der Wärme zur mächtigen Ausdehnung des so entstandenen Gases denkt sich der Verfasser, dieses habe seine wesentlichen Eigenschaften als Gas eingebüßt und es sei in einen staubartigen Zustand übergegangen. Es wird dann weiter gezeigt, daß schon dieser „staubförmigen Flüssigkeit“ der Sonnenatmosphäre elliptische Bahnen zugeschrieben werden müssen, wenn sich

daraus die Entstehung des Planetensystems herleiten lassen soll. Der Verfasser sucht nun die Bedingungen auf, unter welchen die von der Sonne vermöge der Gravitation gemeinsam angezogenen Staubtheilchen sich zu kleinen Körpern verbinden, die sich dann als Elemente der Planeten in Ringgestalt in mäßig gestreckten Ellipsen bewegen. Hierbei mußten diese Elemente in den Durchschnittspunkten ihrer Bahnen nach und nach zusammentreffen, sich da vereinigen und allmählich zu kugelförmigen Planeten ausbilden. Der in neuerer Zeit von mehrern Forschern erfolgreich studirte Saturnring gibt für diesen ehemaligen Ringzustand der Planeten das Musterbild, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Körperchen des Saturnringes nicht in elliptischen, sondern in Kreisbahnen sich so regelmäßig bewegen, daß Zusammenstöße der Elemente nicht wahrscheinlich sind.

Dies ist das Princip, welches als rother Faden durch die von Kerz vorgetragene Entstehungsgeschichte der Haupt- und Nebenplaneten hingeht, wobei noch zu bemerken, daß hier die allgemein geltende Ansicht von der Ballung der ursprünglichen kosmischen Gasringe zu Gaskugeln nicht anerkannt wird, und ebenso wenig die Verdichtung der letztern durch Abkühlung zu glühenden, tropfbar flüssigen, kugelförmigen Planeten, deren Oberflächen endlich erstarren. Im Gegensatze hierzu schließt sich der Verfasser der kosmogonischen Aggregationslehre von Gruithuisen (1828) an, welcher als seinen Vorläufer Lieberstein (1802) hat. Obwol auch in jüngster Zeit Nordenskiöld und Meydenbauer die Ansicht von der Bildung der Planeten aus Meteoren, Sternschnuppen und Weltstaub zu stützen gesucht haben, so werden doch die darauf bezüglichen Thatsachen von den meisten Astronomen dahin gedeutet, daß zwar ein reger Stoffverkehr zwischen den Weltkörpern stattfinde, woraus jedoch noch nicht folge, die verbesserte Ballungslehre von Kant oder Laplace aufgeben zu müssen. Diese „Plaudereien“ verlangen, trotz des anspruchlosen Titels sowie der eingestreuten Poesien, ernste Leser.

4. Die Meteorologie der Sonne und ihres Systems von K. W. Zenger. Mit 5 Abbildungen und 4 Tafeln. Wien, Hartleben. 1886. Gr. 8. 5 M.

Der directe Zusammenhang der regelmäßigen Witterungsvorgänge auf unserer Erde mit dem jährlichen und täglichen Lauf der Sonne ist zu auffallend, als daß derselbe nicht schon in den frühesten Zeiten bemerkt worden wäre. Andererseits jedoch sind wieder die mannichfachen Abweichungen des Wetters von der Regel so hervorstehend, daß von jeher nach den wahren Ursachen der scheinbaren Launenhaftigkeit bezüglich der Witterungsveränderungen vielseitig geforscht worden ist. Es lag nahe, außer dem Einfluß der wechselnden Stellungen der Sonne auf die Witterungserscheinungen auch noch einen solchen der übrigen Himmelskörper anzunehmen. Allein dieser war bei kritischer Prüfung höchstens beim Monde nachweisbar, jedoch auch hier nur in verschwindend geringem Grade. Demnach müssen wir immer wieder zur Sonne, als der Hauptquelle der Wetterprocesse unserer Erde, zurückkehren.

In neuerer Zeit ist die Sonne mittels mächtiger Fernrohre, Spectroskope und der Photographie so weit untersucht worden, daß wir nunmehr die Oberfläche sowie die Atmosphäre unsers Tagesgestirns kennen und auch wissen, daß dessen Thätigkeit mannichfach und schnell wechselt. Es liegt nun nahe, von der erhöhten Thätigkeit der Sonne, welche sich durch größere Flecken, stürmischere Bewegungen und mächtigere glühende Gasausbrüche, d. i. stärkere Protuberanzen verräth, auch eine gesteigerte Bewegung in unserer Atmosphäre und selbst in unserm Erdinnern zu erwarten. Der Verfasser war in dem vorliegenden Werke bemüht, nicht nur einen parallelen Gang der Sonnen- mit den Erdstürmen, mit Wasserfluten, Hagelwettern und überhaupt Wetterstürzen nachzuweisen, sondern er suchte auch nach dem Zusammenhange der magnetischen Störungen, der elektrischen Erdströme, der Polarlichter u. dgl. m. mit der gesteigerten Thätigkeit der Sonne. Er gelangt zur Annahme zweier um 180 Grade voneinander abliegender Hauptstörungsmittelpunkte auf der Sonnen- und Erdoberfläche in der Nähe ihres Aequators, woraus er weiter ableitet, daß die halben Rotationen der Sonne die Ursachen großer meteorologischer, vulkanischer und magnetischer Störungen sind.

Andererseits hat sich dem Verfasser bei seinen durch zehn Jahre gemachten photographischen Aufnahmen der Sonne ergeben, daß parallel mit den halben Sonnenrotationen, in je dreizehntägigen Perioden, an den Sonnenbildern kreisförmige, elliptische oder spiralige weiße Ränder auftreten. Ueber die Ursache dieser sehr verschieden geformten lichten Sonnenhöfe meint der Verfasser, daß dieselben von den in Cyklonen sich ereignenden Verdichtungen des Wasserdunstes herrühren, indem dabei die chemisch thätigen Strahlen absorbirt werden, wodurch dann die betreffenden Stellen in der Sonnenphotographie als weiße ringartige Begrenzung auftreten. Da also diese vom Verfasser als „Absorptionszonen“ benannten lichten Höfe der Sonnenbilder in paralleler Beziehung zu den halben Sonnenrotationen stehen, letztere aber wieder Wetterstürze, Stürme, Ueberschwemmungen, Vulkanausbrüche, Erdbeben, Polarlichter, erdmagnetische Störungen und Veränderungen der terrestrischen elektrischen Ströme bewirken: so lassen sich folglich jene Absorptionsstreifen auch zur Prognose nahe bevorstehender mächtiger meteorologischer, erdmagnetischer und seismischer Störungen verwenden.

Zenger's „Meteorologie der Sonne“ wird zunächst noch weiter von unparteiischen Seiten zu prüfen sein in Bezug der endgültigen Ursache der Absorptionsränder, ebenso hinsichtlich des Parallelismus der halben Sonnenrotationen verglichen mit der Periodicität der Sonnenflecken, Stürme und Gewitter, erdmagnetischen Störungen und Polarlichter u. dgl. m. Diese Prüfung dürfte um so vielseitiger kommen, als ja die Mittel für photographische

Aufnahmen der Sonne nach dem Verfahren des Verfassers einfach und nicht zu kostspielig sind. Mittlerweile hat letzterer in einem eigenen Hefte für das Jahr 1886 die von ihm angegebenen neunundzwanzig Periodentage der halben Sonnenrationen nebst den entsprechenden Sonnenphotographien in Parallele gestellt mit der jetzt allgemein üblichen Wetterprognose und mit der Witterung, wie sie thatsächlich war (vgl. Nr. 49 d. Bl. f. 1887), wobei er sich gegen Angriffe auf seine Methode vertheidigt. Wie auch die Erprobung der auf Sonnenrotationsperioden und heliophotographischen Absorptionsstreifen basirten Wetterprognose von Zenger in Zukunft ausfallen möge, auf jeden Fall gehört sein darauf bezügliches und hier angezeigtes Buch zu den interessanten Schriften jüngster Zeit, und zwar deshalb, weil es seinen reichen und mannichfaltigen Stoff aus den Gebieten der Meteorologie und Astrophysik zur Vergleichung auf die Periodicität heranzieht und in anregender Weise vom neuesten Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet, freilich immer in der selbstverständlichen Absicht, die eigenthümlichen Hypothesen des Verfassers, sowie seine Idee über den meteorologischen Einfluß kosmischer Elektricitätsquellen zu stützen.

Aus der Naturgeschichte.

1. Natursänger. Von Heinrich Seidel. Mit 110 Originalzeichnungen von H. Giacomelli. Leipzig, Elischer. 1888. Lex.-8. 9 M.

Dieses prächtige Buch in seiner vornehmen Ausstattung bildet einen köstlichen Schmuck des Salontisches wie einen wahren Schatz für das Haus. In humordurchzogener Einleitung deutet der Verfasser auf die Freuden hin, die jeder aus der Beobachtung der ihn umschwärmenden Singvögel zu gewinnen vermag. Mit liebevoller Beredsamkeit, wie sie nur die Vertrautheit mit der Vogelwelt und das innige Behagen an seinen Lieblingen ihm eingeben können, weiß er dann, von dem lebenschaffenden Stift des ihm verbundenen Künstlers unterstützt, uns über die einzelnen zu berichten von ihrem Aussehen und ihrem Gesang, ihrer Lebensweise und ihrem Gehege. Das anmuthende Geplauder bringt gewiß viele dazu, selbst mehr auf das Sängervölkchen um ihn zu achten und die Kinder von früh auf anzuweisen, die Vöglein sich zu Freunden zu machen und dadurch sich selbst unzählige Stunden harmlosen Vergnügens und werthvoller Belehrung zu bereiten.

Wie Ludwig Richter und Oskar Pletsch ihre besondern tiefen Blicke in das Kinderleben gethan, so hat Giacomelli es den Vögeln abgesehen, besonders wenn er sie in einem Gruppenbilde oder als Pärchen uns vorstellt, wie es mit jeder der besprochenen Arten als Umrahmung der ihnen gewidmeten kleinen Gedichte oder als Kopfleiste geschieht. In der Einzelgestalt ist leider mancher der gefiederten Sänger, so die Bachstelze, die Amsel, die Lerche entschieden misglückt, während die Schwalben, der Pirol, die Rothkehlchen durch ihre Naturwahrheit erfreuen. Im ganzen ist es doch eine wahrhaft liebenswürdige Gabe, die Schriftsteller, Künstler und Verleger vereint geboten haben.

Ein verwandtes Buch in viel anspruchsloserer, wenn auch sehr gefälliger Ausstattung ist:

2. Kleine Bilder aus dem Naturleben von Heinrich Zeise. Mit einem Vorwort von S. Wörishöffer. Mit 31 Abbildungen und einem Titelbild. Altona, Reher. 1888. 8. 3 M.

Gleich Seidel eröffnet Zeise, der uns als Dichter „Für Straßburgs Kinder“ schon in der Weihnachtszeit 1870 begegnet ist, dem jugendlichen Auge und Gemüth das heimatliche Naturleben, indem er Bilder aus demselben aufrollt, deren Originale der Leser und Hörer gern selbst auf Feld und Flur aufsuchen wird. Die „Gesundheitspolizisten in der Natur“, „Das Leben und Weben in unsern kleinen Gewässern“, „Das Eichhörnchen“, „Unsere einzige Giftschlange“, „Der Saupark bei Friedrichsruh“, „Das Erwachen des Frühlings“, „Zur Zeit der Rosen“, „Die Heide“ — das sind so unter andern Kapitel, in denen in anschaulicher Weise und poetisch-sinniger Auffassung Beobachtungen mitgetheilt werden, die zu eigener Nachprüfung reizen können und der Schuljugend in ihren Freistunden bieten, was sie nun einmal in den Klassen nicht lernt oder, wenn sie es geübt, sogar einbüßt, den beobachtenden, forschenden Blick für das, was vor ihr liegt, was sie umgibt. Nur ein Abschnitt: „Betrachtungen und Gedanken eines Einsamen“, scheint uns ebenso wenig wie das Vorwort in das „den jungen Herzen“ gewidmete Buch zu gehören.

Feuilleton.

Aufruf. Von dem Unterzeichneten ergeht an alle diejenigen, welche im Besitze von Handschriften oder seltenen Drucken Hoffmann von Fallersleben'scher Gedichte sind, die freundliche Bitte, die bereits in Angriff genommene Gesammtausgabe der poetischen Werke des Dichters zu fördern, indem sie, wenn irgend möglich, die handschriftlichen Originale oder Drucke selbst mir zur Kenntnißnahme anvertrauen oder genaue Abschriften und bezügliche Mittheilungen mir gütigst zukommen lassen. Die Zurücksendung der anvertrauten Handschriften und Drucke wird sofort nach Erledigung der betreffenden Arbeiten erfolgen.

Weimar, im Februar 1888.

Dr. phil. H. Gerstenberg (Weimar, Marienstraße 4).

— „Der Böhmerwald“ von Friedrich Bernau (Leipzig, Wagner) ist ein Prachtwerk in Großfolio, das in etwa 25 Lieferungen erscheinen soll, von denen uns 3 vorliegen. Die Zeichnungen sind vortrefflich. Wer den Wald durchstreift hat, findet in den großen Vollbildern der Ansicht des zweigipfeligen Osser, der Aussicht auf den Paß von Neugedein, „Am Plöckensteiner See“ den Gesammtcharakter des in seiner Waldeinsamkeit so reizvollen Gebirges ebenso getreu wiedergegeben, wie auf andern Blättern das architektonische Gepräge seiner Städtchen und die Trachten seiner Bewohner, von denen zunächst die Choden, die Grenzbewohner bei Taus, in zahlreichen Gestalten vorgeführt werden. Mit Vergnügen ist der Fortsetzung des Werks entgegenzusehen, auf dessen textlichen Inhalt nach seiner Vollendung zurückzukommen ist.

— In weiterm Fortgange bereits befindet sich das mit zahlreichen Bildern ausgestattete Werk: „Bosnien und die Herzegowina. Reisebilder und Studien“ von Johann von Asbóth (Wien, Hölder), das in sieben Abtheilungen vollendet sein soll. Drei sind erschienen. Die zahlreichen Illustrationen begleiten hier nur den Text, der durchaus als die Hauptsache anzusehen ist und demgemäß seiner Zeit gewürdigt werden wird.

— „Das Ordensbüchlein“ nennt Max Oberbreyer ein Werkchen, worin er bunte Geschichten von Kreuz und Stern vereinigt hat (Leipzig, Ruhl). Er will zunächst zur Ordenskenntniß beitragen und bringt nach Aufzählung aller bekanntern Orden allerlei lustige Ordensgeschichten bei. Wir zweifeln nicht, daß die Vollwelt und die Halbwelt des „Blauen Blutes“ an diesem hochwichtigen Opus das gebührende Interesse nehmen wird.

— Im Druck und Verlag von Schröter u. Meyer in Zürich erscheint eine „Bibliothek des Familien-Wochenblatt“, aus welcher als Mahnwort an alle der Aufsatz von Hans Hebeisen: „Bürgen thut Würgen“, abgedruckt ist. Dieser Warnungsruf vor leichtsinniger Bürgschaft ist beachtenswerth.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 19. Februar starb zu Heidelberg der Geheimrath und ordentliche Professor der germanischen und romanischen Philologie Dr. Karl Friedrich Bartsch. Der gründliche Kenner und unermüdliche Arbeiter ist der Wissenschaft nicht erst jetzt entrissen worden; sein schweres Leiden, von dem er nun Erlösung gefunden, hatte ihn bereits vor 2½ Jahren jeder Thätigkeit entzogen.

Bibliographie.

Abel, S., Jahrbücher des Fränkischen Reiches unter Karl dem Großen. 1ster Bd.: 768—788. 2te Auflage, bearbeitet von B. Simson. Auf Veranlassung Sr. Maj. des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 16 M.

Bittmann, W., Eine Studie über Goethe's „Iphigenie auf Tauris“. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 4 M.

Dobenecker, R., Fürs Vaterland. Volksstück. Altenburg, Bonde. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Ebrard, A., Lebensführungen. In jungen Jahren. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 8 M.

Goethe, Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. 2ter Thl. 2te, durchaus rev. Aufl. Heilbronn, Gebr. Henninger. 8. 5 M. 25 Pf.

Grabe, F., Ut ole un nee Tieden. Plattdütsche Geschichten un Gedichten. Otterndorf. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.

Grasberger, H., Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten. Leipzig, Liebeskind. Gr. 16. 4 M.

Gross, G., Wirtschaftsreformen und Wirthschaftsprinzipien. Ein Beitrag zur Lehre von der Organisation der Volkswirtschaft. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Hermann, E., Sokrates. Ein Trauerspiel. Mannheim, Bensheimer. 12. 2 M.

Herzog, A., Die neuere Litteratur im Wupperthale in Biographieen und Charakteristiken. Barmen, Wiemann. 8. 2 M.

Hildebrand, P., Jugendklänge. Wald- und Liebeslieder. Berlin, M. Hartmann. 16. 1 M.

Hilty, C., Politisches Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft. 2ter Jahrg. 1887. Bern, Wyss. 1887. 8. 6 M. 40 Pf.

Hirschberg, J., Schmetterlinge. Gedichte zum Vortrag. Dresden, Weiske. 8. 1 M. 20 Pf.

Hödur, R., Das Monopol, ein sociales Rettungsmittel, insbesondere für die gering bemittelten Klassen des Volkes. Ein Wort zum Nachdenken. Glauchau, Peschke. Gr. 8. 60 Pf.

Horatius Flaccus, Q., Oden. Im Original-Versmaße übersetzt von A. Fritzen. Düsseldorf, Voß u. Comp. 8. 3 M.

Irrgang, G., Die Poesie des Lebens. Gedichte. Eine poetische Darstellung der Lebens- und Jahreszeiten. Leipzig, Mutze. 1887. 12. 2 M.

— — Junge Träume. Gedichte. Leipzig, Mutze. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.

Kapff-Essenther, F. v., Blumengeschichten. Minden, Bruns. 8. 2 M. 50 Pf.

Kohut, A., Das Dresdner Hoftheater in der Gegenwart. Mit Original-Beiträgen von den Mitgliedern des Dresdner Hoftheaters. Mit 142 Portraits. Dresden, Pierson. 8. 7 M.

Kühling's, A., Theater-Specialität. Nr. 48: Nach Afrika. Schwank von E. Kiekert. — Nr. 49: Der treulose Bräutigam. Schwank von T. Kolbe. — Nr. 50: Der Herr Professor. Schwank von C. Wexel. Berlin, Kühling u. Güttner. Gr. 8. à 1 M. 50 Pf.

Jacobs, E., Die Schützenkleinodien und das Papageienschießen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Mittelalters. Wernigerode, Jüttner. 1887. Gr. 8. 3 M.

Landsteiner, K., Erwin. Mit dem Porträt des Verfassers und 6 Vollbildern von A. Greil. Wien, Huber u. Lahme. 4. 12 M.

Langen, S. M., Des Menschen Herz. Gedichte. Berlin, Zenker. 12. 3 M.

Lehmann, B., Die Geheimnisse des heiligen Rosenkranzes. Ein Cyclus geistlicher Gedichte. Braunsberg, Huye. 1887. 16. 1 M. 20 Pf.

Leischner, H., Singen und Sagen. Dichtungen und Betrachtungen. Leipzig, Mutze. 1887. 8. 2 M.

Leixner, O., Deutsche Worte. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Lissauer, A., Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und der angrenzenden Gebiete. Mit 5 Tafeln und der prähistorischen Karte der Provinz Westpreussen in 4 Blättern. Mit Unterstützung des westpreussischen Provinzial-Landtages herausgegeben von der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. Leipzig, Engelmann. 1887. Gr. 4. 20 M.

Macaulay, T. B., Altrömische Heldenlieder. Deutsch von H. v. Pilgrim. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 2 M.

Manasse, Waldeck, Liebe und Freiheit. Ausgewählte Gedichte. Berlin, Conrad. 16. 1 M. 20 Pf.

Manssúrow, B., Die Kirche des Heiligen Grabes zu Jerusalem in ihrer ältesten Gestalt. Aus dem Russischen übersetzt von A. Boehlendorff. Mit 4 Tafeln. Heidelberg, Koester. Gr. 8. 2 M.

Marées, A. v., Gesammelte Blätter aus dem poetischen Nachlaß. Düsseldorf, F. Bagel. 1887. 12. 2 M.

Mentzel, E., Die Maikönigin. Eine Erzählung aus dem 15. Jahrhundert. Frankfurt a. M., Jügel. 8. 3 M.

Mercator, B., Gott will es! Erzählung aus der Zeit des ersten Kreuzzuges. Hamburg, Grädener. 8. 2 M. 80 Pf.

Minameyer, W., Aus guten und schlechten Zeiten. Gedichte. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 12. 3 M.

Moeller, O. M., Der Reformator von Galiläa. Erzählung aus dem alten Palästina. Autorisirte Uebersetzung. Hagen, Risel u. Comp. 1887. 8. 2 M.

Mühry, G., Gedankenlese aus Shakspeare's dramatischen Werken nach der von Schlegel-Tieck'schen deutschen Uebersetzung. Ausgewählt und systematisch geordnet. Hameln, Fuendeling. 1887. 8. 3 M.

Natorp, G. B. A., Sarons-Rosen. Gedichte. Düsseldorf, Voß u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Neujahrsblätter. Herausgegeben von der historischen Commission der Provinz Sachsen. 12: Pforte in seiner kulturgeschichtlichen Bedeutung während des 12. und 13. Jahrhunderts. Von P. Böhme. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M.

Oesterreichs Gegenwart und nächste Zukunft. Von einem Reichsrathsmitgliede. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Peregrina, Cordula (C. Wöhler), Katholisches Haus- und Herzens-Leben, beleuchtet vom Schimmer des ewigen Lichts. Eine Sammlung geistlicher Lieder. München, Korff. 16. 1 M.

Reishaus, T., Glaube, Liebe, Hoffnung, nebst einem Feldblumensträußchen. Den Freunden zum Andenken. Stralsund, Bremer. 1887. 12. 1 M.

Sanders, D., Das hohe Lied Salomonis. Hamburg, J. F. Richter. 8. 1 M. 50 Pf.

Schödler, F., Die gefährliche Verbindung. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Aus dessen Nachlaß mitgetheilt. Darmstadt, Bergsträßer. Gr. 8. 60 Pf.

Hannoversche Schriftsteller der Gegenwart in Wort und Bild. I. Serie: Jenny Bach, Werner Bergmann, Helene Bruns, C. Dressel, A. v. d. Elbe, L. Haidheim, Osk. Hansen, L. Herzog, A. Kistner, Alex. Römer, Ed. Schacht, Aug. Scheele, Heinr. Schoene, C. Schroeder, Augustine Baronin v. Schulte, Heinz Tovote, Wilh. Waldschläger, L. Westkirch. Hannover, W. Otto. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Skene, F. M. F., Verborgene Tiefen. Eine Geschichte grausamen Unrechts. Mit einer Einleitung von W. Shepherd Allen, M. P. Mit Genehmigung der Verfasserin aus dem Englischen übersetzt. Hagen, Risel u. Comp. 1887. 8. 3 M.

Stegemann, H. (H. Sentier), Stratonike. Ein Trauerspiel. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 2 M.

Steiner, L., Lustspiele in Zürcher Mundart. 2tes Hft.: Edelwyß. Lustspiel. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1887. 8. 2 M.

Berner Taschenbuch auf das Jahr 1888. Gegründet von L. Lauterburg, in Verbindung mit Freunden fortgesetzt von H. Balmer. 37ster Jahrgang. Mit 2 Illustrationen. Bern, Nydegger u. Baumgart. 8. 3 M. 50 Pf.

Zeissberg, H. R. v., Zur Geschichte der Räumung Belgiens und des polnischen Aufstandes (1794). Nach Lacy's Vorträgen an den Kaiser. Wien, Tempsky. Lex.-8. 1 M. 40 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus.
Illustrirte Zeitschrift für Länder- u. Völkerkunde.
Begründet von
Karl Andree.

GLOBUS.

Mit besonderer Berücksichtigung der **Ethnologie**, der **Kulturverhältnisse** und des **Welthandels**.

Preis pro Band 12 Mark.

Herausgegeben von
Dr. Emil Deckert.
Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nummern.

Probe-Nummern können durch jede Buchhandlung gratis bezogen werden. — Abonnements nimmt jede Buchhandlung und Post-Anstalt entgegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch
von
Friedrich Bodenstedt.

Miniatur-Ausgabe. 14. Aufl. Geb. 4 M. 50 Pf.
Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 2 M.
Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Der Dichter selbst nennt diesen zweiten Liederstrauß des Mirza Schaffy im Prolog:

An Duft und Glut dem ersten gleich,
Wenn auch in Farb' und Form verschieden.

In der That reiht sich der „Nachlaß“ Mirza Schaffy's vollkommen ebenbürtig dessen schon in mehr als 100 Auflagen erschienenen „Liedern des Mirza Schaffy“ an; wie diese ist er ein unerschöpflicher Quell heiterer, im anmuthigsten Gewande erscheinender Lebensweisheit.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche
von
Friedrich Bodenstedt.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Diese neue Gedichtsammlung, womit Friedrich Bodenstedt die zahlreichen Freunde und Verehrer seiner Muse beschenkte, bietet neben „Vorläufern des Mirza-Schaffy“ und andern Poesien aus dem „Morgenlande“ auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter bei seinem Ausfluge nach Amerika in sich aufnahm, in poetischer Gestaltung dar.

E. von Münchershof.

Zweierlei Tuch. Heiteres und Ernstes aus dem Offiziersleben im Frieden.

1888. Preis 3 Mark broschirt, 4 Mark elegant gebunden.

„Wir haben es hier mit kleinen Erzählungen zu thun, die dem verwöhntesten Litteratur-Näscher ebenso gefallen werden, wie dem diensteifrigsten General.“ Allg. conservat. Monatsschrift.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direct durch
Rostock. **Wilh. Werthers Verlag.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das deutsche Heer
und die Contingente der Einzelstaaten.

Eine staatsrechtliche Abhandlung von
Dr. Friedrich Brockhaus,
ordentlichem Professor der Rechte an der Universität zu Kiel.
8. Geh. 5 M.

Diese für Staatsrechtslehrer, Politiker und Militärs wichtige Schrift beschäftigt sich eingehend mit Lösung der innerhalb des deutschen Reichsstaatsrechts vielfach umstrittenen Frage über das Verhältniß zwischen dem Reichsheere und den Contingenten der Einzelstaaten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** 14. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade“ das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das jetzige Erscheinen einer vierzehnten Auflage beweist, obwol es 1784 entstand. Immer wieder kehren die Liebhaber einer naiv-humoristischen Lektüre aus den Wirren des Tages zu der „Jobsiade“ zurück.

Wäsche-Artikel

Dowlas, Hemdentuch, Shirting, Chiffon, Négligéstoff, weisses und **buntes Bettzeug, Inlettköper** sowie

schwarze reinw. Cachemires

aus vorzüglichsten Rohmaterialien zu sehr billigen Preisen. Muster gratis und portofrei.

F. W. Schubert, Weida in Th.

Für Kinder genügt 1/4—1/2, für Erwachs. 1/2—1 Tam.-Confitüre. In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek. **C. Kanoldt Nachf.,** Ap.—Gotha.

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien
Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende
Confiture laxative
von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.
Allein ächt.
Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

---

von Zimmermannsche **Naturheilanstalt** *bei* ***Chemnitz,*** *in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges.* ***Anwendung der physikalisch diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge*** *bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- und Winterkuren.*

Leitender Arzt: Dr. med. Böhm. *Prospecte mit Beschreibung der Methode gratis durch* ***die Direction.***

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 10. — 8. März 1888.

Zu Eichendorff's Gedächtniß.

Joseph von Eichendorff. Sein Leben und seine Dichtungen, dargestellt von Heinrich Keiter. Zur hundertjährigen Geburtstagsfeier am 10. März 1888. Köln, Bachem. 1887. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

In wenigen Tagen erfüllen sich hundert Jahre, seit der letzte Ritter der Romantik, von welchem obige Schrift handelt, das Licht der Welt erblickte. Von allen Dichtern der romantischen Schule ist er derjenige, dessen Lieder, ohne zu altern, von unserm Volke noch gelesen und gesungen werden, wie denn seine „Gedichte", sieht man von Uhland ab, ohne Frage die reifste Frucht und werthvollste Gabe der romantischen Lyrik sind, voll quellenden Lebens, reich an Innerlichkeit, von tiefem Naturgefühl durchhaucht, dabei von einem wundersamen Wohllaut, der beinahe selbst schon Musik ist und deshalb auch von jeher die Tonkünstler, einen Bernhard Klein, Dessauer, K. M. von Weber, Mendelssohn, so mächtig angezogen hat. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen", „Es scheinen so golden die Sterne", „Die Nacht war kaum verblühet", „Vergangen ist der lichte Tag", „Durch Feld und Buchenhallen", „O Thäler weit, o Höhen", „Wer hat dich, du schöner Wald", „In einem kühlen Grunde" — aus wieviel tausend und abertausend sangeslustigen Kehlen, bei alt und jung, hoch und nieder, in Wald und Feld, durch Berg und Thal, in Straßen und Häusern, mögen sie all die Zeit her erklungen sein! Und dann solche Töne, wie sie das Gedicht „Der Gärtner" anstimmt („In meinem Garten find' ich"), oder der „Abend" („Schweigt der Menschen laute Lust"), die „Mondnacht" („Es war, als hätt' der Himmel"), das „Abendständchen" („Schlafe, Liebchen, weil's auf Erden"), „In der Nacht" („Das Leben draußen ist verrauscht"), der Liedercyklus „Auf meines Kindes Tod" und so viel andere Lieder, von denen W. Scherer mit Recht urtheilt: „Eichendorff weiß das Gemüth mit einem Zauberstabe zu rühren, daß alle verborgenen Quellen rauschen und die Schauer der Nacht uns umfangen oder die Berge, Wälder und Ströme zu unsern Füßen liegen und die Glocken im Thale klingen und der heilige Morgen um unsere Sinne blüht." Von den Prosadichtungen sei nur an die reizend frische, seelenvolle Idylle paradiesischer Faulheit „Aus dem Leben eines Taugenichts" erinnert. Aber Eichendorff war auch, eine der wenigen Ausnahmen unter den specifischen Romantikern, eine achtungswerthe Persönlichkeit, eine vornehme, lautere, edle Natur, ein guter, frommer Mensch, der an das glaubte, was er sang, und nur sang, was ihm aus innerstem Herzen kam.

Es war daher ein glücklicher Gedanke, einen Theil der dem Dichter schuldigen Dankespflicht dadurch abzutragen, daß zur hundertjährigen Feier seines Geburtstags das Bild seines Lebens und Schaffens unter uns erneuert würde, und Keiter hat sich mit Fleiß und Geschick dieser Aufgabe unterzogen. Neue Aufschlüsse freilich weiß er uns nicht zu geben. Da der gesammte Briefwechsel sowie der größte Theil der noch vorhandenen literarischen Arbeiten auf den dringenden Wunsch des Dichters noch vor dessen Tod verbrannt werden mußten, fließen die Quellen nur spärlich oder sind gar völlig versiegt. Der Biograph sieht sich vornehmlich an die der Gesammtausgabe vorgedruckte Lebensbeschreibung gewiesen. Daneben kommen nur vereinzelte Mittheilungen aus Gesprächen oder Briefen an befreundete Zeitgenossen in Betracht. Aber was so zu erfahren war, ist auch sorgfältig gesammelt und im übrigen, was sich an gedrucktem Material über Eichendorff in unserer Literatur darbot, bei Hagen, Goedeke, Adolf Schöll, Wolfgang Menzel, Scherer u. a., gewissenhaft benutzt worden. Bei der Besprechung der zahlreichen einzelnen Werke und deren kritischer Würdigung ist das abgegebene Urtheil in der Regel treffend und selbständig.

Auch hält sich, bei aller Pietät, die er für seinen Helden hegt, der Verfasser frei von dem Fehler einer unterschiedslosen Bewunderung. Wo er Mängel findet, sucht er sie nicht zu bemänteln. Gegen offenbare Schwächen und Misgriffe ist er nicht blind. Nur nach einer Seite hin, und das ist schade, weil der Genuß des Buchs dadurch beeinträchtigt wird, zeigt sich der Blick des Verfassers von Vorurtheilen getrübt: in seinem confessionellen Uebereifer glaubt er es der römischen Kirche, zu der er sich bekennt, schuldig zu sein, von der Reformation wie von einer Verirrung zu reden und das Wesen der Papstkirche dafür mit überschwenglichen Worten zu feiern. Mag sein, daß ein solches Verhalten in den Umständen eine Erklärung findet, welchen die Schrift ihre Entstehung verdankt — sie ist als Vereinsschrift für 1887 von der Görres-Gesellschaft herausgegeben —, gerechtfertigt ist es dadurch noch lange nicht, auch nicht durch die allerdings unleugbare Thatsache, daß Eichendorff selbst mit zunehmendem Alter je länger je mehr einen tendenziös gefärbten ultramontanen Parteitreiben verfiel, das ihn ungerecht machte gegen Andersdenkende und auch sein poetisches Schaffen schädigte. Wer die Herrlichkeit und die Segnungen der deutschen Reformation nicht zu würdigen versteht, wer kein Auge für Luther hat als den Deutschesten der Deutschen, der wird immer zu seinem eigenen Schaden auch auf dem Gebiete der Dichtung an einem gesunden und gerechten Urtheil sich gehindert sehen; der nationale wie der sittliche Gesichtspunkt, des religiösen zu geschweigen, ist da von vornherein verrückt; die objectiven Werthunterschiede verschieben oder verflüchtigen sich. Sonst wäre es doch wol nicht möglich, in einer Schrift wie dieser sich für die angebliche Großartigkeit der vorreformatorischen Kirchenzustände zu erwärmen, das Convertitenthum eines Fr. Schlegel und seiner Dorothea zu bejubeln — warum nicht auch des saubern Zacharias Werner? —, den Grundsätzen der preußischen Politik die freiere Auffassung des Staatsbegriffs in — Baiern (!) gegenüberzustellen, vor dem verkommenen, liederlichen Treiben der romantischen Renegaten keinen Ekel zu empfinden und dann noch für den Abfall eines Protestanten von der evangelischen Kirche die abgedroschene Phrase von einer „Rückkehr" in seine Mutterkirche zu brauchen. Solch halb kindischen, halb dünkelhaften Auffassungen und Redensarten sollte man in einem Buch, das ernst genommen sein will, von Rechts wegen nicht begegnen. Und was hat das alles mit Eichendorff und seinen Dichtungen zu thun? Dergleichen überlasse man Rosenthal's Convertitenbildern und ähnlichen Machwerken.

Karl Sallmann.

Goethe und Rochlitz.

Goethe's Briefwechsel mit Friedrich Rochlitz. Herausgeber: Woldemar Freiherr von Biedermann. Mit Bildniß und Handschriftennachbildung. Leipzig, von Biedermann. 1887. 8. 8 M.

Zu den zahlreichen Briefwechseln Goethe's, die wir bereits besitzen, gesellt sich hier ein neuer, veröffentlicht durch Woldemar Freiherrn von Biedermann, welchem wir schon für mehrere, Goethe's Beziehungen zu dem Sachsenlande eingehend darstellende Werke zu Dank verpflichtet sind. Ganz Neues finden wir hier zwar nicht; die größere Zahl der Briefe Goethe's an Rochlitz hat schon Otto Jahn 1849 in „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde" veröffentlicht; einige weitere Briefe Goethe's fanden sich nach und nach dazu, sodaß im ganzen 65 Briefe des Dichterfürsten an Rochlitz an den verschiedensten Orten veröffentlicht oder doch vorhanden sind; eine Anzahl weiterer sind nachweisbar geschrieben worden, aber verloren gegangen, sodaß der Herausgeber die ursprüngliche Gesammtzahl auf 70—80 schätzt, jedenfalls ein Beweis dafür, daß Goethe für Rochlitz eine mehr als vorübergehende Theilnahme empfand und daß die Briefe, welche er an denselben schrieb, der Sammlung wol würdig erscheinen mögen.

Mag nun bei einem Briefwechsel noch so sehr der eine Theil der Gebende, der andere Theil der Empfangende sein, wir legen doch Werth darauf, beide Briefschreiber kennen zu lernen, denn wir setzen voraus, daß, wenn ein Goethe an einen Rochlitz fünf Dutzend Briefe und mehr richtete, er das nicht that um der bloßen Nützlichkeit willen, wie es ja wol auch vorkommen mag, sondern weil er denselben auch als einen Mann erkannte, welchen er der Ehre eines dauernden Briefwechsels würdig fand. So hat der Herausgeber ganz recht, wenn er im Vorwort die Ansicht ausspricht, daß es sich zum Zweck einer genauern Kenntniß Goethe's nicht blos darum handle, dessen eigene Briefe kennen zu lernen, sondern auch diejenigen, die er von Rochlitz empfing. Handelt es sich doch um einen brieflichen Verkehr, welcher vom Herbst 1800 bis Herbst 1831 währt, also nahezu den dritten Theil eines Jahrhunderts umfaßt; freilich ist Goethe nicht mehr der Jugendliche, der Werdende; aber er ist immer noch Goethe, und die brieflichen Aeußerungen, die er vom 50. bis zum 80. Lebensjahre gab und empfing, sind immerhin der Veröffentlichung in hohem Maße würdig.

Allerdings ist Friedrich Rochlitz für uns eine ziemlich verschollene Größe. Geboren zu Leipzig 1769, also 20 Jahre jünger als Goethe, war er eines Schneiders Sohn. Seine hervorragende Begabung für die Tonkunst wurde der Anlaß, daß der Vater den Sohn der Thomasschule anvertraute, deren Musikpflege seit alter Zeit berühmt war. Dann studirte Rochlitz zwei Jahre lang Theologie auf der Hochschule seiner Vaterstadt, war einige Jahre Hauslehrer, gab aber dann die theologische Laufbahn auf, um lediglich schriftstellerischer Thätigkeit zu

leben. Besonders bedeutsam für seinen Lebensgang war es, daß er 1798 die Herausgabe der damals begründeten „Allgemeinen musikalischen Zeitung" übernahm, des ersten und damals einzigen Fachblattes über Musik. Er gewann dadurch nicht blos die Bekanntschaft der bedeutendsten Tonkünstler seiner Zeit, sondern auch weitreichendes Ansehen als Musikkritiker und theoretischer Schriftsteller. Auch auf einem andern Gebiete war er gut zu Hause, auf demjenigen der zeichnenden Künste; durch seine Verheirathung mit der Witwe des Bankiers Daniel Winkler, welcher eine der kostbarsten Kunstsammlungen besaß, war ein guter Theil der Winkler'schen Gemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche, geschnittener Steine in seine Hände gelangt, und Rochlitz bildete sich zu einem tüchtigen Kenner dieser Kunstgebiete aus. So lebte er in bequemen Verhältnissen seinen verschiedenartigen künstlerischen Neigungen, sowie der schriftstellerischen Thätigkeit; in rastlosem Schaffensdrange schrieb er Trauer- und Schauspiele, Lust- und Singspiele, Romane und Novellen, lyrische Dichtungen, welche bald im Sonderabdruck, bald in den verschiedensten schönwissenschaftlichen Zeitschriften erschienen; das Beste aus über dreißig Bänden derartiger Arbeiten hat er 1821 in sechs Bänden herausgegeben. Rochlitz starb gegen das Ende des Jahres 1842.

Vermuthlich im Jahre 1798 gelegentlich einer Anwesenheit in Weimar machte Rochlitz Goethe's Bekanntschaft. Der Briefwechsel enthält zunächst keine Spuren dieser Beziehung, sondern wird erst Ausgang 1800 eröffnet durch einen kurzen Brief Goethe's, worin derselbe ihm mittheilt, daß der Herzog Karl August dem Doctor Friedrich Rochlitz „in Rücksicht auf dessen öffentlich zu Tage gelegte gelehrte Kenntnisse, auch Uns sonst bekannt gewordene gute Eigenschafften, das Prädicat als Rath zu ertheilen, die gnädigste Entschließung gefaßt", und wir dürfen wol annehmen, daß Goethe bei dieser Titelverleihung, welche dem jungen amtlosen Schriftsteller in Leipzig werthvoll sein mußte, die Hand mit im Spiele hatte. Als Rochlitz im Jahre 1809 sich um die Hand der reichen Witwe Winkler bemühte, ward der Rath Friedrich Rochlitz gar auf seinen Wunsch in einen sachsen-weimarischen Hofrath verwandelt, was Goethe abermals gefällig vermittelt. Karl August scheint in solchen Angelegenheiten gegenüber den Schützlingen seines großen Freundes von liebenswürdigster Bereitwilligkeit gewesen zu sein.

Es liegt nahe, daß Rochlitz gegenüber dem großen Dichter, in welchem er zugleich den ältern Mann und den hochgestellten Staatsbeamten ehrte, sich einer gewissen ehrerbietigen Zurückhaltung befleißigt. Er drängt sich nie heran, sondern schreibt in der Regel nur, wenn ihn Goethe durch eine Anfrage oder Bitte dazu veranlaßt. Und erwies sich Goethe dem bei aller Bescheidenheit etwas ehrgeizigen Manne dienlich, so verstand er auch die Kunst des Herrschers, sich andere dienlich zu machen, und der gefällige kenntnißreiche Rochlitz konnte auch Goethe gar manchen Gefallen thun. Er schickt ihm Verzeichnisse der in Leipzig und Dresden zur Versteigerung kommenden Kunstsammlungen; er berichtet 1807 eingehend über das Gastspiel der weimarer Schauspieler in Leipzig, gibt nähere Mittheilung über eine Reihe von Persönlichkeiten, über welche Goethe Auskunft wünscht, äußert sich fein, geistvoll, mit kräftig ausgesprochener Verehrung, aber mit reifem Verständniß über diejenigen Werke Goethe's, welche in dieser Zeit vollendet wurden. Ein Besuch in Weimar Ausgang 1813 brachte die beiden einander näher; Goethe übersendet an Rochlitz eine Anzahl eigener Handzeichnungen zur Auswahl mit folgendem anmuthigen Brieschen, einem der wenigen von ihm selbst geschriebenen:

Wenn ich bey Ihrem Besuche, mein werthester, etwas zu erinnern habe, so ist es, daß er nicht lange genug dauerte. Auch das Zusammenseyn hat seine Jahreszeiten, deren eine sich aus den andern entwickelt. Lassen Sie diese schönen kurzen Tage auch in der Entfernung Frucht tragen.

Mögen Sie aus dem Duzzend Entwürfen Sich viere herauslesen; so soll mirs angenehm seyn sie in Ihren Händen zu wissen. Mir geben diese Blätter eine bestimmte Erinnerung eines vergangenen Augenblicks und ihre Mängel dürfen mir daher so werth seyn, als wenn es Vorzüge wären. Mag ein Freund dies mit empfinden so muß es mich freuen.

Erhalte Sie Ihr guter Geist über der Wage des Augenblicks, gedencken Sie meiner in Liebe und bleiben überzeugt, daß ich Ihre schöne Persönlichkeit rein zu schätzen weiß. Die Meinigen wünschen Ihnen und den Ihrigen bestens empfohlen zu seyn.

Von da ab wird das Verhältniß zusehends wärmer, stets wachgehalten durch gegenseitige Artigkeiten, Auskünfte, Geschenke; Goethe war bei seiner Sammelliebhaberei für solche Aufmerksamkeiten sehr dankbar. So sendet Rochlitz 1817 an Goethe als Geschenk ein kleines Bild von Guercino, eine Pietà in Oel skizzirt; er berichtet im selben Jahr in sehr eingehender und sachkundiger Weise über die Parteikämpfe der deutschen Künstler in Rom; er besorgt 1821 einen Streicher'schen Flügel, welcher zu Goethe's größter Zufriedenheit ausfällt und dem alten Herrn während des letzten Jahrzehnts seines Lebens viel Genuß bereitete; er vermittelt 1824 den Neudruck des „Werther" und versteht es, dem Dichter für den ein halbes Jahrhundert alten Roman ein Honorar von 50 Dukaten zu verschaffen; er berichtet 1829 über die erste Aufführung des „Faust" in Leipzig; vor allem aber beurtheilt er in seinen Briefen die jüngst erschienenen Werke Goethe's, welche ihm dieser stets zusendet, mit lebhaftester Bewunderung und zugleich sorgsamer Begründung des Urtheils. Goethe kann sich dagegen erkenntlich zeigen, indem er ab und zu ein Lustspielchen von Rochlitz auf die Bühne bringt, später indem er ihm durch sinnige Geschenke, Handschriften berühmter Männer, dann wieder durch etliche Fasanen seine freundliche Gesinnung beweist. Sommer 1829 besuchte Rochlitz den greisen Herrn abermals, und ebenso Sommer 1831. Wie es ihm dabei erging, berichtet Rochlitz in einigen Briefen an seine Gattin, welche im Anhang mitgetheilt und für Goethe's Wesen bezeichnend sind:

Weimar, 24. Juni 1829.

Welche köstliche Stunden (wahrlich, sie sind unter den schönsten meines Lebens) habe ich nun nicht zu schildern! Das geht nicht auf einem Blatte; aber anzuzeigen, und damit zu veranlassen, daß Du darnach fragst, wenn Dir wirklich daran gelegen. Ich wurde erwartet, eingeführt, und der erste Augenblick machte mich über Goethe's jetzt wieder erneutes vollkräftiges Herbstnachblühen erstaunen; im zweiten hatte er mich schon an seine Brust gezogen, wo er mich schweigend festhielt, wie ich schweigend an seinem großen, edeln Herzen ruhte, bis er mit seiner noch so kräftigen Stimme ausrief: „Willkommen! Willkommen!" Wir setzten uns; sein erstes Wort war die Frage nach Dir. Nach einer Weile begann er: „Ich meine, wir lassen uns noch frischer aus im Grünen und zu Zweien harsch an einander. Der Wagen steht bereit. Hab' ich's recht gemacht?" Wir fuhren fast volle zwei Stunden, erst im Park, dann der untergehenden Sonne zu. Unser Gespräch berührte nicht wenig der wichtigsten Angelegenheiten des innern Menschen, ein jeder von seinem Gesichtspunkt aus, ein jeder den des andern ehrend, aber den seinigen festhaltend. Lebenslang vergesse ich dieses Gespräch nicht. Bei ihm zurückgekommen, wollte ich mich entfernen, er ließ mich nicht. Das Gespräch wendete, erst im Garten, dann auf dem Zimmer, sich (daß ich so sage) irdischer, besonders auf Schiller und dessen innern Lebensgang. Wie liebenswürdig begeistert sprach der große Mann von dem großen Rival! — —

Zum Schluß einige spaßhafte Anekdötchen, die des Aufbewahrens nicht unwerth sind. Du hast ohne Zweifel schon oft gehört von Goethe's unter Deutschen höchst seltener Gabe, durch überraschende, geistvoll pikante Schlagworte ein heiteres Gespräch noch mehr zu erheitern. Als wir nach jener Fahrt in seinem Gärtchen am Hause auf- und abgingen, fiel mir ein wunderliches Beet auf. Im länglichen Viereck, ohngefähr so groß wie eine unserer ehemaligen Stuben, war es mit nichts bepflanzt — und aufs allerdichteste, so daß zur Blütezeit die Kronen in einander greifen müssen — mit nichts, sag' ich, als mit weißen Lilien. „Ja", sagte er, „das war auch so ein Einfall! Etwas, was mir vor einem halben Jahrhundert in anderer Gestalt nur allzuwohl gefallen hatte: eine wilde Unschuld." — Als er von der vorigen Königin von Neapel, Caroline, Schwester Antoinettens von Frankreich, etwas erzählen wollte, begann er: „Sie war in andern Umständen — als das Land, in gesegneten nämlich."

Die letzten Briefe der beiden Freunde sind vom Herbst 1831. Rochlitz berichtet, wie er mit der Familie und den Freunden Goethe's Geburtstag gefeiert habe, zugleich auch über die unliebsamen Volksbewegungen, welche um dieselbe Zeit in Leipzig stattfanden, bekanntlich ein lästiges Kapitel für Goethe. „Nur keine Politik, ich bitt' Euch!" ruft er am 24. Juni 1829 bei dem „Freundschaftstisch" aus, welchen er Rochlitz zugerichtet. Der letzte Brief Goethe's, Nr. 156 der ganzen Sammlung, ist vom 11. September 1831.

Es wäre wol zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, daß wir aus dem Briefwechsel mit Rochlitz viel Neues und Bedeutsames über Goethe's Leben gewonnen. Rochlitz ist eine weiche, milde, weit mehr empfangende als gebende Natur, und wenn er auch mehr und mehr in freier ungezwungener Herzlichkeit sich gehen läßt, wenn auch die beiden Männer manche geistigen Berührungspunkte besaßen, Goethe ist doch immer der Herrschende, Uebermächtige, in olympischer Ruhe Verharrende; zu dieser Ruhe trägt der Umstand, daß der allergrößte Theil der Briefe dictirt ist, nicht wenig bei. Die wenigen ganz eigenhändigen Briefe haben einen vollern Klang, so z. B. der folgende vom 15. November 1809, in welchem Goethe auf eine sehr eingehende und sinnige Besprechung der „Wahlverwandtschaften" antwortet:

Das Vertrauen, womit ich mir ein Urtheil über mein Neuestes von Ihnen erbat, ist durch Ihren liebenswürdigen Brief gar schön belohnt worden; ich danke Ihnen dafür auf das herzlichste. Billig ist es wohl, daß die Freunde des Schönen und Guten mir ein tröstliches Wort über diese Production sagen, die wenigstens ein fortgesetztes redliches Streben andeutet und die mich in manchem Sinn theuer zu stehen kommt; ja, wenn ich die Umstände bedenke, unter denen das Werckchen fertig geworden, so scheint es mir ein Wunder, daß es auf dem Papier steht.

Seitdem es abgedruckt ist, habe ich es nicht in der Folge gelesen, eine solche Prüfung pflege ich gewöhnlich zu verspäten. Ein gedrucktes Werck gleicht einem aufgetrockneten Freskogemälde, an dem sich nichts mehr thun läßt. Soviel es mir noch im Sinne schwebt und wie es sich mir durch Ihre Bemerckungen vergegenwärtigt, möchte ich wohl noch einige Schraffuren anbringen der Verknüpfung und Harmonie willen. Weil aber das nicht angeht, so tröste ich mich damit, daß der gewöhnliche Leser dergleichen Mängel nicht gewahr wird, und der kunstgebildete, eben indem er die Forderungen macht, für sich selbst das Werck ergänzt und vollendet.

Daß Sie ein solcher Leser und Schauer sind, wußt ich wohl und erfahre es auch diesmal. Haben Sie doppelten Danck für die Theilnahme und für die Mittheilung; haben Sie dreyfachen, daß Sie es in einer Zeit thun, in welcher mancher andere, mit Fug und Recht, seinen Freunden schwiege und sich mit seinem eigenen Glück beschäftigte. Möge das Gute, das Ihnen bereitet ist, so klar zu Ihnen treten als Sie Welt und Kunst erblicken und so beständig bey Ihnen verweilen als Sie Ihren Freunden zuverlässig sind. Meines fortdauernden Anteils bleiben Sie gewiß.

Ganz bezeichnend für Goethe ist auch eine Aeußerung vom 12. Januar 1812, mit welcher derselbe eine zur Veröffentlichung bestimmte Beurtheilung des Anfangs von „Dichtung und Wahrheit" zurücksendet:

Mit vielem Danke, mein Werthester, sende ich den mitgetheilten Aufsatz zurück. Wer das deutsche Publikum kennt, dessen selbstische Eigenwilligkeiten Sie so gut schildern, wer zunächst erfahren hat, daß sie vor allem Neuen, so sehr sie darnach gierig sind, wenn es einigermaßen problematisch ist, eine ängstliche Apprehension fühlen, und daher den Miswollenden freyes Spiel geben, um sich nur jener Furcht entledigt zu sehen — der weiß gewiß dankbar anzuerkennen, wenn ein Freund als Mittelsperson auftreten mag, damit die Menschen sich geschwinder mit dem befreunden, was ihnen fremd und wunderlich erscheint. Besonders in den letzten zwanzig Jahren mußte man große Geduld haben; denn mehrere meiner späteren Arbeiten brauchten zehn und mehr Jahre, bis sie sich ein größeres Publikum unmerklich erschmeichelten; wie denn ja mein Tasso über 20 Jahr alt werden mußte, ehe er in Berlin aufgeführt werden konnte. Eine solche Langmuth ist nur dem zuzumuthen, der sich bei Zeiten den Dédain du Succès angewöhnt hat, welchen die Frau von Stael in mir gefunden haben will. Wenn sie den augenblicklichen leidenschaftlichen Succès meint, so hat sie recht. Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgültig: vielmehr ist der Glaube an denselben immer mein Leitstern bey allen meinen Arbeiten. Diesen Erfolg nun früher und vollständiger zu erfahren wird mit den Jahren immer wünschenswerther, wo man nicht mehr viel Stunden in Gleichgültigkeit gegen den Augenblick zuzubringen und auf die Zukunft zu hoffen hat.

Im December 1816 schreibt er:

Mit dem Altern ist es freylich so eine Sache. Die Jahre könnte man allenfalls noch wohl ertragen, wenn sie flüchtig wie die früheren vorübergingen, da sie aber so manches, auch von außen, heranschleppen, womit sich die Jugend selbst nicht befassen möchte, so spührt man freylich den Mangel an Kraft und Ausdauer doppelt und dreyfach. Hat man indessen so lange des Guten genossen und sich in das Schlimme gefügt, so bleibt wohl nichts übrig, als daß man seine Kräfte zusammen nehme, um bis ans Ende etwas werth zu seyn.

Rochlitz hatte ein Wort aus den „Wanderjahren" hervorgehoben: „Handle stets besonnen!" und einen leisen Zweifel ausgesprochen, ob das auch ausreichend sei. Goethe äußert sich darauf am 23. November 1829:

Handle besonnen ist die praktische Seite von Erkenne dich selbst. Beides darf weder als Gesetz noch als Forderung betrachtet werden; es ist aufgestellt wie das Schwarze der Scheibe, das man immer auf dem Korn haben muß, wenn man es auch nicht immer trifft. Die Menschen würden verständiger und glücklicher seyn, wenn sie zwischen dem unendlichen Ziel und dem bedingten Zweck den Unterschied zu finden wüßten und sich nach und nach ablauerten, wie weit ihre Mittel denn eigentlich reichen.

Den Schluß bilde ein echt Goethe'scher Ausspruch, welcher anknüpft an eine Sammlung von Handzeichnungen, die ihm Rochlitz geschickt: „Die wahre Universalmedicin ist das Vortreffliche!"

Es ist selbstverständlich, daß auch der große Dichter und Denker in seinen Briefen nur ausnahmsweise zu solchen allgemeinen Betrachtungen gelangt; es ist erklärlich, daß Goethe's allmächtige Persönlichkeit, wie die Bedeutung seiner Werke einigermaßen auf Rochlitz lastete; er klagt selbst 1830 gegen den Kanzler von Müller, daß ihn „Goethe's große Ueberlegenheit und wol auch das (mit Recht) vornehm Ablehnende seiner Stellung und Haltung immer einigermaßen verschüchtert und gegen ihn befangen gemacht" habe; es mag wol den allermeisten andern, die mit Goethe zusammentrafen, ähnlich gegangen sein. Erkennen wir in den Blättern den alternden Goethe mit seiner ab und zu etwas vornehmen Weise, mit seinem Geschick, jüngere Befreundete für seine Zwecke zu gebrauchen und sich selbst frei zu halten, so erkennen wir auch in gar manchem feinen Zuge den allumfassenden, geistvollen, allezeit theilnehmenden und wohlmeinenden Mann. Und darum soll uns das Buch willkommen sein. Es ist geziert mit einem Bildniß von Rochlitz nach Schnorr von Carolsfeld, wohl dem Vater Veit Hans, und einer Handschriftnachbildung — ein schätzenswerther Ersatz für Facsimile.

Wilhelm Buchner.

Drei Gesellschaftsromane.

1. Dunkle Existenzen. Roman von Konrad Telmann. Vier Bände. Leipzig, Reißner. 1886. 8. 14 M.
2. „Zufall oder nicht?" Roman aus unsern Adelskreisen von Alexander von Degen. Leipzig, Hirschfeld. 1887. 8. 3 M.
3. Mephisto. Roman von August Ewald König. Drei Bände. Berlin, Janke. 1887. 8. 10 M.

„Dunkle Existenzen" von Konrad Telmann (Nr. 1) ist ein ausgeprägter Zeit- und Tendenzroman, was nichts weniger als ein Vorwurf sein kann. Telmann hat sich nach dieser Richtung — darüber geben die einleitenden Bemerkungen Aufschluß — früh einen umfassenden Plan gemacht und ihn bis heute in vier sich folgenden, weitschichtig angelegten Romanen gelöst; er dachte eben an eine Tetralogie innerlich zusammenhängender Werke. Hören wir ihn darüber selbst: „Die drei hauptsächlichen, brennenden Fragen der Gegenwart, die sociale, die religiöse und die politische, sollten nacheinander den Hintergrund derselben bilden, von dem sich die frei erfundene Handlung abhob, das Schlußwerk die gesammten Ideale der Neuzeit in seinem Brennspiegel zusammenfassen. Im Laufe des letzten Jahrzehnts ist dieser Plan zur Ausführung gelangt; der chronologischen Reihe nach entstanden die Romane: „Im Frühroth", „Dunkle Existenzen", „Götter und Götzen", „Moderne Ideale". Es ist zum Verständniß dieser Arbeiten wesentlich, das zu wissen. Der Autor hätte sonach in einem Maße wie schwerlich ein zweiter der jetzt lebenden jene gegenwärtig vielfach von der Aesthetik aufgestellte, übrigens nur sehr bedingt richtige Forderung erfüllt: der Roman solle sich der brennenden Tagesfragen bemächtigen.

Die erste auffallende Wahrnehmung, welche uns bei Prüfung des vorliegenden Werks berührt, ist der ausnahmsweise große Personenkreis, mit welchem der Verfasser sich beschäftigt; das macht den Eindruck, als wolle er eben ein Gesellschaftsporträt umfassendster Art ausmalen. Den ersten Platz hierbei nimmt die hochgräfliche Familie von Gebstädt auf Schloß Hohenholzen ein, mit einem großen Trosse von Beamten, Angestellten und Bedienten und einem noch viel länger gezogenen, täglich wechselnden Schweife der Genossen und Bekannten in Frack und Jupon, sammt und sonders von der Sorte, die nur eine einzige Repräsentationsaufgabe kennt — nämlich das reiche Gut des Hauses aufzuzehren, bis es zur Neige geht. Das ist eine tolle Wirthschaft, leichtfertig und genußgierig, Intriguen spielend und Liebeleien einfädelnd und bei allem gähnend, auf der Sommervilleggiatur das etwas modificirte Conterfei des städtischen Treibens. Das Ende kennen wir: der frühe schon ziemlich abgelebte Herr wirft das Geld zum Fenster hinaus, bis er weder Geld noch Fenster mehr hat. Da ist im schneidenden Gegensatz zur faulen Gutswirthschaft das solid thätige und einförmig stille Leben der gut verwalteten Bauerngemeinde, an deren Spitze der ehr-

würdige Pfarrer und der derb ehrbare Schulze stehen. Da ist aber ihr schlimmes Anhängsel die armselige Klasse der Kathner, Fronarbeiter und Tagelöhner auf den Schloßgütern, in natürlicher Feindschaft zur schwelgenden Herrschaft, die gewohnte verkommene Rasse, beim Trunke schimpfend, sonst schwächlich und stumpf, wenn sie nicht einen gefährlicher werdenden und weiter blickenden Anführer findet. Der aber ist hier gegeben in dem entlassenen und zum ausgesuchten Lump heruntergesunkenen Gutsverwalter, unter dessen Anstachelung es zum förmlich bewaffneten Aufstande gegen das verhaßte Schloß kommt, zur Zerstörung und Plünderung, die freilich beim ersten Acte stecken bleibt. — Sehr im Vordergrunde stehen zwei Theologen der allerungleichsten Art, und in ihren Lebensbildern ist der eigentlichste Kern des Buchs, die fundamentale Idee entwickelt. Da ist erstlich der Dorfpfarrer, ein natürlicher Sohn des alten Grafen und sonach Halbbruder des zur Zeit wirthschaftenden; echt evangelisch, aber überzeugt freisinnig und fest für das als recht Erkannte einstehend, in Wahrheit ein Mann nach dem Herzen Gottes und ein Segen seiner Gemeinde, doch wegen der unumwundenen Wahrheitsliebe aus seinem Wirkungskreise vertrieben. Sein schärfstes Gegenstück, ein angeblich steif orthodoxer Kämpe, in Wahrheit der gefährlichste und gemeinste Ränkeschmied, auf kein anderes Ziel losgehend, als angenehm zu leben, die Welt zu genießen und nebenbei so oder so zu herrschen, war langehin ein angesehener Geistlicher, wurde dann wegen unsittlichen Wandels abgesetzt und spielt nun in der gräflichen Familie das unentbehrliche Factotum, von jeher zur alten Gräfin in einem sehr verdächtigen Verhältnisse stehend. Wir werden auch den Herrn Sohn kennen lernen, die würdige Frucht des Alten. — Das also sind die vielseitigen Elemente, welche das Leben auf dem Lande nach den verschiedenartigsten Richtungen abspiegeln. Viel einfacher, aber etwas eigenartig gewählt ist der andere Personenkreis, der uns ins Stadtleben überführt; die gräfliche Sippe abgerechnet, die da wie dort zählt, sind es nur einige kleine Schichten. Das ganz specifisch bürgerliche Element vertreten Familien ganz verschiedener Schattirung, sei's aus dem eigentlichen Geschäftsleben, wobei uns ein Sonderling von edel geistvollem Verleger entgegentritt; sei's eine komisch gutherzige Altjungfernwirthschaft mit jungem Anhang, sei's eine Studentenbude, in der auch zwei Schwestern hantieren. Dann aber hebt sich überraschend eine geheime Gesellschaft von verwitterten Existenzen aus der hochgebildeten Welt heraus, die „Freunde des Todes“, ein Verein von Männern, die zur Ruhe der Verzweiflung gekommen und dem orientalischen Quietismus, noch genauer dem indischen Nirwâna ihren stillen Cult weihen; das Höchste ist das Vergehen, der Tod, also auch eine zwar uralte Philosophie des Pessimismus. Von ihnen hebt sich scharf unser kraftvoll streitender abgesetzter Landpastor ab, der nun mit der Feder ein heldenhafter Kämpe des neuen Evangeliums der Liebe geworden, das alle Dogmenfesseln abgeworfen, eine Religion der Zukunft. Auch in der Stadt gruppirt sich die Haute-Volée um das gräflich Gebstädt'sche Haus, das müßige, nichtige, intrigante, flatterhafte, verschwenderisch luxuriöse und dabei gähnend langweilige Spiel des Lebens weiter führend, bis es bricht. Zwischen dem vornehmen Herrn und dem Hochstapler, der aristokratischen Dame und der Grisette ist da ein erstaunlich kleiner Unterschied; tiefere Naturen gehen in dem Treiben zu Grunde oder flüchten sich in ganz anders geartete Regionen.

Der Abschluß der Geschichte muthet uns allerdings starke Gaben zu, sodaß wir uns fast in die Atmosphäre eines Sensationsromans versetzt fühlen; und doch ist nicht viel dagegen einzuwenden, die Entwickelung ganz folgerichtig. Der bankrotte Graf, der sein eigen Schloß anzündet und dann auf der Landstraße von zweien seiner schurkischen Verwalter jämmerlich ermordet wird, eröffnet die Reihe. Da ist ferner der echt jesuitische Intrigant und Gauner, den der verrathene Genosse seiner Betrügereien im brennenden Schloß elendiglich verkohlen läßt. Da ist ein vom ebenbürtigen Sohne dieses Alten verführtes Mädchen, das sich ertränkt, und der junge Pfaffe selber, der von den eigenen demoralisirten Pfarrkindern erschlagen wird. Da ist der rührende Tod eines jener Verschlagenen, die sich nicht mehr aus dem Schiffbruche zu retten vermögen. Das zusammen ist stark, in der That; aber es ist dem Eindrucke vorgebaut, und so überrascht es uns nicht. Dafür haben wir in dem zu segensreichem Wirken berufenen Reformpfarrer und seinem fürstlichen Freunde ein so liebenswürdiges Bild christlichen Friedens und Glücks, daß wir mit jenen Schrecken ausgesöhnt werden und uns schließlich wieder ganz wohl fühlen.

Der Denkgehalt prägt sich am schärfsten aus im Schlußbande. Kommt das Buch Theologen zur Hand, auch wenn sie nicht gerade von der stricten Observanz sind, so werden sie seine ganze Denkweise verdammen; Philosophen möchten darüber zanken; vorurtheilslos in die Zukunft schauende und erleuchtete Köpfe mögen es begrüßen, auch wo sie mit ihm differiren; die gedankenfaule Leserwelt gewöhnlichen Schlags hält sich an das, was ihr am Ablauf der Geschichte gerade behagt und läßt Gedanken eben Gedanken sein; basta! Vor hundert Jahren wäre ein solches Opus verketzert worden und damit zur Bedeutung gekommen, das war doch auch eine schöne Zeit; denn heute, wo die schwersten Fragen, die da be- und verhandelt sind, leichthin genommen, auf allen Straßen gepredigt, von allen Dächern geschrien werden, setzt sich die allgemeine Gleichgültigkeit, die alles verflacht, darüber weg und verschafft weder den Autoren noch den Werken mehr die Ehre eines Auto de Fé. So wird es Telmann's Buch gehen, und so ergeht es hunderten; sie schwimmen im großen Strome mit, bis sie untersinken.

Der Roman will eine Art Universalbild sein aus unserm modernsten öffentlichen Leben, dem gesellschaftlichen und politisch-kirchlichen Treiben und den Denkbewegungen, in denen unsere Generation schwankend und ringend sich

ergeht. Er ist ein Bild des Kampfes, nicht des Friedens; das Schwert des Geistes ist gezogen, und die Hiebe blitzen nach rechts und links auf. Die neuesten Zeit- und Streitfragen sind auf die äußerste Schärfe ihrer Kante gesetzt und mit allem dialektischen Aufwande behandelt. Die Hauptcharaktere sind complicirte Naturen, schwer verständlich, starke und heftige Wandlungen durchschreitend; aber sie sind so gerade die natürliche Geburt einer hundertfach verwickelten, in Reibungen und Kämpfen aller Art und Gattung vorschreitenden, einer ruhelosen und nach ungewissen Zielen ausgreifenden Zeit. Das Buch hat unzweifelhaft Gehalt, was ich um so freudiger und rückhaltloser ausspreche, als ich einem andern aus dem viergliederigen Cyklus („Moderne Ideale") nach Ton und Geltung aus ästhetischen Ursachen gründlich mich widersetzen müßte.

Ein Wort über die Sprache, die in ihrer gewundenen und gekünstelten Periodisirung weder schön noch leicht verständlich geworden; im Gegentheil, wir zerbrechen uns sehr oft über diesen weitschichtigen eingeschachtelten Satzgebäuden unorganischer Natur den Kopf, nehmen auch sonst mehrfach Anstoß. Wörter und Wendungen wie „solcherartig", „die Zeit wird anwendt", „sind Sie nie beim Grafen vorstellig geworden?" u. s. w. sind nun einmal gründlich zu verwerfen; Perioden wie die folgende — und ihrer finden sich bei vielen Dutzenden — abscheulich:

> Wolfgang hatte Hans Vollhard seit jener Nacht, wo er ihm wie mit einem schwärmerisch glühenden Hymnus die Seligkeit des Nirwana und den Trost der Religion des Todes, in der man sie allezeit vor Augen hat und um ihretwillen alles Weh der Welt verlacht, weil man es ja sofort endigen kann, wenn man will, alle Arbeit und Mühe zu ihrem Besten verachtet, weil man ihrer nicht bedarf, in so labendem, sinnbethörendem Colorit geschildert, noch immer nicht wieder gesehen.

Warum geben sich unsere Belletristen — der Vorwurf trifft eine Anzahl von Berühmtheiten aus diesem Kreise — nicht einmal die Mühe, richtig zu schreiben? Stilverderbniß!

Alexander von Degen, der Verfasser des Romans „Zufall oder nicht?" (Nr. 2), war mir bisher nur bekannt durch einen ganz nichtigen und gegen die elementarsten Compositionsgesetze verstoßenden Adelsroman; sein neues Buch konnte daher bei mir von vornherein nicht auf große Sympathie rechnen. Aber das ist ohne allen Zweifel gewiß, daß es einen ganz erheblichen Fortschritt bezeichnet, was Tiefe und was Organisation betrifft. Wer vergleichen kann, der wird allerdings auch hier noch einen starken Rest der alten Schwäche herausfinden: Sprünge und Risse in der Erzählung, welche das Verständniß erschweren. Alle die Glieder der Familie von Berg, echte und unechte, sind auch da noch so arg durcheinander geworfen, daß der Leser sich da und dort übermäßig anstrengen muß, um zu überlegen, mit wem er es eigentlich zu thun habe, oder um die gehörige Verbindung der Fäden, welche die Erzählung zusammenhalten sollen, durch eigene Anstrengung da wiederherzustellen, wo sie locker gelassen. Kurz, auch da ist die Composition nichts weniger als untadelhaft. Hierzu kommt, daß weder eine Einzelperson noch ein Personenpaar, nicht einmal eine einzelne Familie so in den Vordergrund gerückt sind, daß wir entschieden behaupten könnten, sie und ihr Schicksal tragen die Geschichte. Ja nur nach durchdachten Erwägungen mögen wir zu dem Entscheide kommen, ob in den mannichfach durcheinander laufenden Familiengeschichten eigentlich die Generation der Alten oder die der Jungen die Hauptrolle spielt. Anders gesagt: wir haben keinen Central- und Kernpunkt, nicht in den Thatsachen und nicht in den Personen. Das ist ungemein erschwerend für den Ueberblick. Man wird sich schließlich entscheiden: der springende Punkt sei die geheime Einsetzung eines falschen Majoratsherrn in das Erbe derer von Berg, das verborgene Archiv und dessen zufällige Auffindung. Aber die entscheidende Bedeutung dieser Dinge, welche durch den Schleier des Geheimnißvollen anziehen wollen, gilt doch blos für den Schluß, und es ist so viel anderes, höchstens indirect damit in Verbindung Gebrachtes vorausgegangen, daß die Geschichte eben in eine Reihe von Geschichten auseinander fällt. Trotzdem (die Gerechtigkeit fordert es zu sagen) ist ein ganz bedeutender Fortschritt gegenüber der frühern Arbeit des Autors zu bezeugen, und es sind da Dinge und Charaktere dargestellt, die viel Wahres und zugleich viel Anmuthendes an sich haben, ob wir sie nun in den Irrungen und verderblichen Verstrickungen des eiteln Gesellschaftstreibens vorgeführt finden oder in der stillen Sammlung und dem friedvoll wohlthuenden Wirken gereifterer Naturen. Und schließlich wird allen gewissenhaft ihr Recht. Es ist ihrer eine große Schar der allerverschiedensten Gestalten, ja es sind zu viele; kommt der Verfasser einmal dazu, mit wenigern Menschen und einfacherer Verflechtung Wirkungsvolles zu sagen, so wäre das ein zweiter und ganz namhafter Fortschritt. Die Sprache ist diesmal gut, einfach und natürlich; einzelne Scenerien recht anziehend, in das Ganze weit mehr Innerlichkeit gelegt und darum mehr Gehalt.

Wenn wir nicht sonst wüßten, daß August Ewald König nun einmal das Gebiet der Criminalgeschichten zu seiner besonderen Domäne gemacht hat, so würde es uns schon aus den Anfängen seines Romans „Mephisto" (Nr. 3) ganz klar, die Haltung geht direct nach jener Richtung. Ueberdies trägt Kapitel 1 die bezeichnende Ueberschrift: „Das Mordhaus". — Das criminalistische Problem, dessen Lösung wir zu verfolgen haben, ist dieses: Der eine Theilhaber einer verkrachten Firma ist in der Nacht, da der andere Theilhaber mit dem Reste der Kasse sich auf die Flucht nach Amerika gemacht, ermordet worden; dieser wird in Hamburg abgefaßt, als Mörder verurtheilt und stirbt im Gefängniß in der Nacht vor der Hinrichtung. Ein Brief, der den Kindern seine warmen Abschiedsworte bringt, erklärt seine Unschuld an dem Morde, und er hat recht. Das Schicksal fügt es, daß der wirkliche Mörder, ein seither reich gewordener und geachteter Makler, als er von der Hand der Gerechtigkeit getroffen und beim Zusammensturz eines alten Hauses verunglückt

ist, sich selbst als Thäter angibt. Aber nicht das allein: es handelt sich nebenbei um die Entdeckung eines ganz gewöhnlichen Raubmörders und seiner Genossen, um die Auffindung einer groß operirenden und weitverzweigten Bande von Falschmünzern und um die eines sehr schlau zuwerkgehenden Kassendiebes. Also der Fälle genug: drei Verbrechen aus dem Kreise der vornehmen Gaunerwelt und eins aus der Sippe der alltäglichen Taschendiebe und Mordgesellen. Sie alle hellen sich schließlich auf, und allen wird ihr Recht, auch den Unschuldigen, so in glänzendster Weise den vorzüglichen Kindern jenes unglücklichen Verurtheilten, der allerdings ein geringeres Verbrechen beging, aber unschuldig und furchtbar für ein weit schwereres büßen mußte. Das Lesen dieser Geschichte begleitet wieder einmal jener prickelnde Reiz, der uns selber Schritt um Schritt errathen, combinieren, die Arbeit des Untersuchungsrichters vollziehen macht, und König hat eine Art der psychischen Zeichnung, die bei diesem halb poetischen und halb mathematischen Rechenexempel sicher leitet: lange bevor die Sache sich abwickelt, haben wir mit einem Vergnügen, welches etwa der geschickte Schachspieler empfindet, den Hauptmörder und den Falschmünzer herausgefunden. Daß dasselbe Doppelverbrechen (Raub und Mord) unter genau gleichen Verhältnissen und Motiven und beide male auf zwei verschiedene Thäter vertheilt wiederkehrt, stößt uns vor den Kopf; das macht den unwillkürlichen Eindruck, als habe es dem Autor an dem erforderlichen Reichthum der erfindenden Phantasie gefehlt, um die wünschbare Variation in die Thatsachen hineinzulegen. Der eine Raubmordanfall ist überflüssige Zuthat; wir haben an zwei Morden und den Consequenzen derselben übergenug, und glauben darum, das Buch hätte nur gewonnen, wenn es die ganz gemeine Straßendiebswelt außer Spiel gelassen und somit etwas einfacher operirt hätte; die Figuren dieser ordinären Menschenklasse kennt man ohnehin gut genug, und sie bietet nicht einmal die anziehenden Schattirungen, welche die vornehme und gebildete Verbrecherwelt pikant machen. Im übrigen ist der Ablauf der Geschichte genau so tadellos correct wie das Cahier eines vortrefflich geschulten Verhörrichters; darin läßt sich König, der zu erfahren ist und zu fein rechnet, keinen falschen Schritt zu Schulden kommen. Wir sagen uns in jedem Stadium der Ver- und Entwickelung: so hat es kommen müssen, das ist eben einfach der Bau von Ursache und Wirkung. Die Haltung ist immer gemäßigt, die Farben nirgends schreiend, die vielen außerordentlich verschiedenen Gestalten realistisch richtig gezeichnet; diese Eigenschaften heben ihn über den gewöhnlichen Sensationsroman hinaus, und damit ist gerade die drohende Gefahr vermieden, welche eben diesem Genre so ungemein nahesteht. Unzweifelhaft lesen sich seine Verbrechergeschichten gut und halten sich trotz allem über der Region des groben Realismus.

Die einfach ruhige und durchsichtige Sprache ist tadellos.

J. J. Honegger.

Gedichte.

1. Görzer Lieder. „Oesterreichs Nizza" in froh- und ernsten Reimen, 20 Lieder von Leopold Schwarz. Dresden, Schwarz. 1887. 8. 30 Pf.

So betitelt sich das kleine Heftchen von 23 Seiten. Der Inhalt der Lieder ist: Görz ist wunderschön, aber „Oesterreichs Nizza" ist ein stolzer Titel —

> Dieser Titel — ohne Mittel
> Ist dem lieben Görz beschert!

Görz ist auch Curort, doch Curhaus, Musik, Wandelhalle fehlen noch; Ruhe und Klimamilde reichen nicht aus. Görz hat „zwanzigtausend, hundert Seelen"; wie viel Thiere? weiß der Dichter nicht. Hieraus sieht man wenigstens, daß unter jener Zahl Menschen gemeint sind. Es wird aber die Zahl sich wohl vergrößert haben. Denn

> Solch ein Bauen ist erbaulich:
> Nicht Kasernen ohne Luft,
> Nein, nur Villen, lieb und traulich
> Gärten rings und Blumenduft.

Wem aber das schöne Görz zu still ist, der kann leicht nach dem nahen Triest u. s. w. gelangen, nur „ein paar Stunden Eisenbahn". Endlich nimmt der Dichter Abschied vom schönen Görz. Diese Zeilen sollen ihm in Görz ein Denkmal sein, denn ein anderes werde man ihm doch nicht setzen! Gewiß nicht! Denn eins fehlt den Liedern, jenes eine, was erst da sein muß, bevor man Druckerschwärze verschwenden sollte, nämlich: die Poesie. Mit dieser Bemerkung erschöpft sich auch die Kritik, die nach den oben mitgetheilten Proben ohnehin nicht mehr nöthig sein dürfte.

2. Der Dom zu Köln. Die Roßtrappe. Fata-Morgana. Von W. von der Mühle. Mit einer Abbildung. Altona, Schlüter. 1887. 12. 3 M.

Drei reizende, in epischer Form gegebene Erzählungen sind hier auf den engen Raum von 92 Octavseiten zusammengedrängt. Voraus geht eine „Widmung". Aus ihr erhellt, daß wir es mit einem dichterischen Erstlingswerk zu thun haben:

> Der erste schwache Schritt, er ist gethan,
> Ob jetzt mein Glück mir auch die Treue hält?
> Ob man mich duldet in dem Reich der Schrift?
> Nicht kalter Hohn, nicht scharfer Spott mich trifft?

O nein! Wir heißen Sie in diesem Reich willkommen. Da Sie aber Ihren Namen nicht genau auf dem Titelblatt bezeichnet haben, so werden Sie es gewiß entschuldigen, wenn wir namentlich im Hinblick auf die Widmung glauben, eine Dichterin und nicht einen Dichter willkommen

zu heißen. Gründe gibt es eigentlich nicht für diesen Glauben. „Gefühl ist alles." Es geht eben ein zarter, weiblich-feiner Zug durch die Gedichte, der jeden Leser anmuthen muß. Nirgends eine Derbheit oder Zweideutigkeit u. dgl. Die Sprache sauber, klar und einfach, die Verse leicht fließend, wohlklingend, kaum irgendein verfehlter Reim; die Darstellung des Stoffes kurz, gedrängt, lebendig, frisch. Die Wahl des Stoffes könnte nicht glücklicher sein. Es sind drei Sagen aus alter, nebelgrauer deutscher Vorzeit.

Die erste erzählt, weshalb der Name des Baumeisters des Kölner Doms nicht auf uns gekommen sei. Dieser habe nämlich dem Satan den Plan abgenommen, während der Böse von ihm die Verschreibung seiner Seele verlangt. Die Geliebte des ehrgeizigen Künstlers aber sei dazwischengetreten und habe mit einem geweihten Crucifix den Teufel verjagt. Der Baumeister habe sich selbst die Buße auferlegt, für ewig ungenannt bleiben zu wollen, weil er mit dem Satan über den Plan verhandelt habe. Die Sage ist übrigens durch die dichterische Phantasie in geist- und gemüthvoller Weise ausgeschmückt; einmal in der Scene zwischen dem Mönch und der Geliebten des Baumeisters, die er zum Eintritt ins Kloster bewegen will, da ihr Geliebter sie ja doch verlassen habe. Sie widerstrebt aber, denn sie könne ihre irdische Liebe nicht ertödten. Da gibt ihr der Mönch, gleichsam als Talisman für das Leben, ein mit einem Splitter des wirklichen Kreuzes auf Golgatha versehenes Crucifix, und dies ist es, womit sie den Teufel vertreibt in dem Augenblick, wo er gegen Aushändigung des Dombauplanes die Seele des Baumeisters sich verschreiben lassen will. Dies geschieht — und hierin liegt die zweite glückliche Ausschmückung — in der Nacht vor dem Pfingstfest. Hierdurch wird im Leser eine ganz ähnliche Stimmung hervorgerufen, wie in jener Faustscene, wo der Osterglockenklang den Verzweifelnden ins Leben zurückführt.

Die Sage von der Roßtrappe ist ebenso poetisch bereichert; wenigstens war uns bisher an ihr die Personificirung der Bode, des wilden Harzflüßchens, zu einer schützenden Fee unbekannt. Es ist der Glanzpunkt des Gedichts, wie die an den häßlichen Riesen verlobte schöne Emma erfährt, daß diese Fee existire, und wie sie dieselbe um Hülfe anfleht, die ihr auch zutheil wird, indem Frau Bode den fernen Geliebten herbeiruft, ihn und Emma auf der Flucht glücklich über ihre brausenden Wellen führt, während sie den das flüchtige Paar verfolgenden Riesen in ihren Wogen zu Grunde gehen läßt.

Die dritte Erzählung scheint ganz der dichterischen Phantasie entsprungen zu sein, und es kostet Ueberwindung, daß wir uns wegen Raummangels versagen müssen, die überaus feine und geschmackvolle, mit vielen glücklichen Zügen aufgebaute und durchgeführte Composition nicht im einzelnen bis zu dem Augenblick verfolgen zu dürfen, wo der von der trügerischen Insel, der Fata-Morgana, verführte Seemann sein Fahrzeug auf ein Riff in der Ostsee stoßen läßt und in den Wellen seinen Tod findet. Wollten wir einzelne Proben mittheilen, so würde uns die Wahl schwer werden. In einem Guß mit stets sich gleichbleibender sonniger Klarheit hat die Feder die Erzählungen niedergeschrieben, und wer anfängt zu lesen, der mache sich gefaßt darauf, daß er bis zur letzten Zeile festgehalten wird.

3. Vom Waldesrand und Meeresstrand. Gedichte von Arno Gals. Jena, Mauke. 1888. 8. 3 M. 60 Pf.

Gleich auf der ersten Seite gibt uns der Dichter den Rath:

Ihr Freunde mein, ich rath' euch an:
Fangt die Lectür' von hinten an!
Und suchet, was das Herz wohl mag,
Les't nicht das Buch der Reihe nach.

Wir haben den Rath befolgt und es war uns, als befänden wir uns auf einer Wanderung, wo uns die verschiedensten Menschen begegnen. Die einen muthen uns an mit offenem Blick und klarer Miene, mit schöner Gestalt und vornehmem Gang; andere lassen sich nicht in die Augen sehen; man weiß nicht, was man aus ihnen machen, was man von ihnen halten soll, und es ist uns, als ob sie es selbst nicht wüßten; vor wieder andern nehmen wir fast unwillkürlich den Hut ab und empfangen wohlthuenden Gegengruß. So ist's auch mit der Gedichtsammlung von Arno Gals. Ja bei einigen vielversprechenden Begegnungen bleiben wir stehen und fühlen das Bedürfniß, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Wird unser erster Eindruck uns auch nicht täuschen? So ging es uns mit dem Gedicht: „Erdacht, erlebt, empfunden, im losen Reim verbunden". Wenn uns der Dichter in der Ueberschrift verspricht, Selbsterlebtes, Selbstempfundenes in seinen Reimen zu offenbaren, so dürfen wir schon etwas erwarten. Nun gibt er uns drei Gedichte: 1) „Scheinleben und Scheintod"; 2) „Am Wege"; 3) „Auf See". Im ersten erzählt er, wie er am Meeresufer ein auf überhangendem Felsen prangendes „gold'nes Blümlein" ergriffen habe, um sich festzuhalten; es habe sich aber aus den Felsenspalten losgelöst und er sei mit ihm ins Meer geglitten. Dort sprach er ihm sein Bedauern aus, wie es auf dem Fels verkommen sei; es sei krumm gewachsen und zum Dorn geworden (es war aber doch ein „gold'nes Blümlein"!). Dann schließt er:

Nun im Ersterben sollst du leben
Und wirst mit güldnem Schein umgeben.
Zahllos mit güldnem Becherlein
Schlürft Himmelsthau die Flechte ein.
Das ist dein Leben nach deinem Tod:
Die Flechten schwelgen — du littest Noth.

Niemand wird finden, ob dies „erdacht", „erlebt" oder „empfunden" sei. Auch im zweiten suchen wir hiernach vergebens. Der Dichter liegt unter einem alten Weidenbaum, den er „Pflanzengreis" nennt. Dem Haupt des Baums entquoll „Labkraut, Gras und Brombeerstrauch"; geradeso wie einst

Minerva stieg aus Jovis Haupt;
Wer hätte je die Mär geglaubt!

Dann bleibt er vor einer schlanken Pappel stehen. Im Winde schwingt ein dürres Blatt und schließt ein Nest von Spinnen ein. Dann findet er ein von der Welt vergessenes Grab. Darauf und drinnen aber volles Leben (doch wol Würmer und Ameisen!):

Bei jedem Schritt, bergauf — bergab
War'n tausend Wiegen auf einem Grab.

Im dritten Gedicht rudert er auf dem See. Da findet er einen Knaben starr und bleich und zieht ihn ins Boot hinein. Zu ihm spricht er:

Komm! Komm! Du sollst am Steuer sein,
Du Knabe bleich und todt!
Im Westen ohne Widerschein
Verblich dein Morgenroth.

Man muß sich doch bei jedem Gedicht wenigstens etwas denken, wenigstens etwas ahnen können, und die Lyrik ist nicht dazu da, Begebenheiten so platter Art in „losen Reimen" zu erzählen, ohne einen poetischen Gedanken daran zu knüpfen und auszusprechen. Was der Dichter erlebt hat, erfahren wir zur Noth: er hat jene Blume gepflückt und ist mit ihr ins Wasser gefallen; er hat auf einem alten Grabe einen Ameisenhaufen und im See die Leiche eines Knaben gefunden und sie an das Steuer gesetzt. Was er empfunden hat, also die Hauptsache, erfahren wir nicht; denn was er uns davon sagt, ist doch viel weniger, als sich wirklich empfinden ließe. Was er erdacht hat, läßt sich vollends nicht unterscheiden. So mußten wir denn bei dieser Begegnung auf unserer Wanderung, wie bei manchen andern, die Unterhaltung abbrechen und ziemlich unbefriedigt weiter gehen, bis wir (von hinten hatten wir angefangen zu lesen) endlich auf der ersten Seite einer „Frage und Antwort" begegnen und wieder stehen bleiben, denn die Frage lautet: Was ist Poesie? Antwort: Der leichte Sinn in jungen Tagen; der Uebermuth, so lang die Sorge ruht (warum nicht erst recht, wenn die Sorge kommt? Man denke an die Sorge im zweiten Theil des «Faust»); der ernste, fühlende Sinn; der erwachende Liebeshauch; der Feierklang, der das Brautpaar zum Altar führt; der Leitstern auf des Lebens Gang, der Wiegen-, Trau- und Grabgesang; die Poesie folgt uns über das Grab hinaus (?) und läßt uns nie! „Nun kennst du mich — man nennt mich Poesie!" Nein! an alledem erkennen wir die Poesie nicht. Es ist ein gefährlicher Versuch des Dichters, eine Reihe solcher Erkennungszeichen aufzustellen, die an sich gar keine sind, sondern erst durch die Poesie werden können, was sie sein sollen. Die Himmelsblume der Poesie ist eben mit Worten nicht zu beschreiben, und trotz jenem Versuch hat sie Arno Gals in seiner Sammlung oft verkannt. Er hätte sich fragen sollen: Würde auch zu mir Zeus gesagt haben:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

4. Von Drinnen und Draußen. Gedichte von Johannes Trojan. Minden, Bruns. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Sammlung zerfällt in zwei Theile: „Vermischte Gedichte" und „Zeitgedichte". Der Inhalt der erstern ist denn auch in der That sehr gemischt, gerade wie eine „gemischte Gesellschaft": Naturbetrachtungen, Lebensanschauungen, Erzählungen, Episteln u. dgl. Ja sogar das elektrische Licht bildet den Gegenstand eines Gedichts. Durch alle zieht sich eine gewisse Naivetät sowol des Gedankens, wie des Ausdrucks. Sowie aber vom Erhabenen zum Lächerlichen oft nur ein Schritt ist, so ist auch vom Naiven zum Trivialen nicht weiter, und diesen Schritt hat unser Dichter nicht immer vermieden. So schreibt er an die Freiheit das metrisch unmögliche Distichon:

Freiheit, treu kann keiner dir sein, der nicht es trägt auch,
Daß mitunter ein Stein gegen den Schädel ihm fliegt.

Auf das Zutreffende des Gedankens an sich das Distichon zu prüfen, müssen wir den Lesern überlassen. Auch das Gedicht „Nach Mitternacht" gehört hierher, denn daß nach Mitternacht einem Vater ein Kind geboren worden und daß das Kind einige Jahre später nach Mitternacht sterben kann, hört auf naiv zu sein, sondern ist trivial. Wenn die Braut im Myrtenkranz, bevor sie der Wagen zur Kirche abholt, noch einmal in die Bodenkammer des Hauses geht und unter Staub und Gerümpel ihre alte Puppe mit Glasaugen hervorzieht, von der sie vorläufig Abschied nimmt:

Zürne mir nicht Mathilde (so heißt nämlich die Puppe) darum,
daß ich dich verlasse,
Daß ich nun folge dem Mann, welcher so gänzlich dir fremd!
Mir auch war er noch fremd vor wenigen Monden, indessen
Hab' ich den Guten so schnell schätzen und lieben gelernt.
Du auch würdest — ich weiß es gewiß — in ähnlicher Lage
Handeln nicht anders als ich — fühlten wir immer doch gleich!

Wenn dann die Braut ihre Puppe mit der Aussicht tröstet, sie ihrem künftigen Gatten bekannt machen zu wollen,

Einst — das glaub' mir — wird kommen der Tag, an dem ich
mit ihm dich
Mache bekannt, an dem lachend auch er dich begrüßt u. s. w.

so geht auch dies unsers Erachtens nicht nur einen Schritt, sondern noch viel weiter über das Naive hinaus. Dem elektrischen Licht zürnt die Nacht, weil es in ihre Tempel eindringe, unter anderm auch deshalb:

Du ziehst hervor, ein unwillkommnes Licht,
Was gern durch mich verborgen bliebe,
Und schonst selbst das Geheimniß nicht,
Das süßeste, verstohlner Liebe.

Alle Vorwürfe aber, die die Nacht dem elektrischen Licht macht, treffen dasselbe gar nicht allein, sondern sie treffen jedes Licht. Ein im Dunkeln kosendes Liebespaar wird sich auch durch eine Oellampe genirt fühlen. Zwischen solchen, wenig anziehenden Gedichten leuchten aber auch einzelne hervor, die uns durch echte Naivetät wohlthun, z. B.:

Am Morgen.

Steh auf, steh auf und säume nicht,
Schnell eil' hinaus und schau:
Die Rosen haben ihr Angesicht
Gebadet in kühlen Thau.

Die Lerchen schweben am Himmelszelt
Und singen ihr Morgenlied.
So lieblich wallt das Aehrenfeld
Von rothem Mohn durchblüht.

So munter bei ihrer Arbeit sind
Die Bienen allerwärts;
Nun fehlt nur noch ein Menschenkind
Dem fröhlich ist das Herz.

Wir fragen nur: warum in jeder Strophe ein so leicht zu vermeidender Anapäst den Rhythmus stört?

Auch unter den Zeitgedichten — wollen wir schließlich kurz bemerken — finden sich solche Perlen, z. B. „Straßburg" S. 114 und 152; „Der Winter" S. 122, während da, wo der Dichter politische Fragen berührt, uns die Gedichte mehr wie gereimte Prosa erscheinen wollen und die Leuchtkraft des politischen Gedankens selbst nicht ausreicht, um ihn im Gedicht genießbar zu machen.

5. Gottfried von Hohenhoewen. Ein Ritterleben in Liedern von Hermann Richter. Wismar, Hinstorff. 1888. 8. 3 M.

Die Gedichte sind freie Nachbildungen der von jenem Hohenhoewen selbst im 12. Jahrhundert verfaßten poetischen Darstellungen. Dies schließen wir aus den ihnen vom Dichter vorausgeschickten Prolog. Da die große Mehrzahl unserer Leser, ebenso wenig wie wir selbst, von dem Ritter und Sänger Hohenhoewen Kenntniß haben werden, wäre eine erläuternde und uns unterrichtende Vorrede über ihn noch willkommener gewesen. Die Gedichte geben ihrem Inhalt nach das, was der Titel sagt, in einer Form, welcher man alle Anerkennung wird zollen müssen. Inwieweit die oft außerordentlich schönen Gedanken von jenem alten Helden von Leier und Schwert, inwieweit sie vom Verfasser herstammen, vermögen wir nach Lage der Sache nicht zu beurtheilen.

6. Episoden und Epiloge. Kleinere erzählende Dichtungen, nebst einem lyrischen Anhange von Julius Grosse. München, Callwey. 1888. 8. 4 M.

Da sich die „Blätter für literarische Unterhaltung" die Aufgabe gestellt haben, dem lesenden Publikum ein Leitfaden zu sein und ihm Fingerzeige zu geben, wenn es vor dem großen Büchertisch steht und sich eine Lektüre sucht, sei es daß es schon ermüdet „vom Lesen der Journale" hinantritt, sei es daß es sich sehnt, einmal so recht auszuruhen im Reich der Muse und zu genießen — so müssen sie auf Grosse's „Episoden und Epiloge" hinweisen und einen Stern auf das Buch legen, auf daß jeder es in die Hand nehme. Nicht nur das Herz in seinen tiefsten, ja geheimsten Regungen und das erhabene Gefühl für des Deutschen Reichs und Vaterlandes Ruhm und Größe sprechen sie an, sondern auch den Verstand und den Geschmack nehmen sie in Anspruch, und so ist es denn wol der menschliche Geist in all seinen Richtungen, dem sie sich anschmiegen und kostbare Nahrung reichen.

Der „Episoden" sind es zehn, von denen wir wenigstens einige hier etwas näher betrachten müssen. „Das Gericht im Urwald" spricht einen bereits für den Galgen reifen Pferdedieb und Schurken frei, weil er von der Liebe zu seiner alten fernen Mutter noch Besserung seiner selbst hofft. Dies bewegt die urwüchsigen Naturen der Richter tief. Der Aelteste, Bob Thomson, spricht ihn an:

Schwörst du beim großen Gott, dem wunderbaren,
Schwörst du bei deiner Mutter weißen Haaren,
Schwörst du bei deines Seelenheiles Rest,
Daß, wenn dich das Gericht jetzt frei entläßt,
Du auf der Stelle heim willst kehren
Zur alten Frau, daß du fortan sie ehren
Und pflegen willst bis zu der letzten Stunde . . .

Er schwört, wird freigesprochen und kehrt heim.

Eine weitere Episode heißt: „Aus schweren Tagen" (Plaudereien aus Weimar 1870). Ein Vater (in Weimar) hat

Kränze geflochten und Fahnen genäht — Inschriften ersonnen,
Auch manch Lämpchen gefüllt zu des Kaisers festlichem Einzug.

Es werden durchziehende Truppen, die aus Frankreich heimkehren, erwartet und für sie sollen allerhand Gaben und Erquickungen hergerichtet werden, wenn die Eisenbahnzüge draußen halten. Bei dieser Beschäftigung erzählt der Vater den Seinen, wie es ehemals gewesen, als der Krieg gegen Napoleon I. unser Vaterland durchtobte; welch ein Unterschied aller Gefühle und Verhältnisse zwischen 1870 und jener Zeit von 1812 und 1813! Dabei werden die interessantesten historischen Einzelheiten aus jenen schweren Tagen wieder wachgerufen. Die Scene in Goethe's Haus, als französische Soldaten dort campirten und der Dichterfürst vor ihrer Zudringlichkeit von „Christiane vom Hause der Vulpius" bewahrt wurde, ist nicht vergessen.

Auch des Nachbars einziger Sohn, der Johannes, wird erwartet; er ist der Tochter verlobt, die mit dem Vater Kränze gewunden hat, ist verwundet, aber er lebt doch wenigstens. In all die Erzählungen jener Begebenheiten werden gemüthliche Plaudereien über den Empfang der heimkehrenden Krieger hineingeflochten. „Das Christgeschenk", eine launige, gemüthvolle, von den übrigen meist tiefernsten Gedichten sich heiter und froh abhebende Erzählung von dem Verliebten, der keine Worte zur Erklärung seinem Schatz gegenüber findet und endlich sich selbst, in einen Sack gesteckt, ihr zum Christfest beschert. Die übrigen seien nur, so gern wir länger bei ihnen verweilen möchten, kurz nach ihren Ueberschriften aufgeführt: „Die Gräfin von Pontarlier", „Sarah", „Chodiva", „Grasmücke", „Ein Lebenslauf", „Faustina", „Sanct-Petrus in Wohlporzheim".

Häufig wählt der Dichter den Hexameter, den er mit solcher Meisterschaft handhabt, daß er — abgesehen von der tadellosen prosodischen Correctheit — ihm nicht nur

den ernsten Rhythmus das Epos, sondern auch, z. B. in dem Gedicht „Das Weihnachtsgeschenk“ — den leichten, lustigen Takt des Humors zu geben versteht.

Ueber „Faustina“ noch einige Worte zu sagen, können wir aber unmöglich unterlassen. Es ist ein Gedicht voll glühender Phantasie, angeregt durch Buonaventura Genelli's Werk: „Das Leben einer Hexe“, einer Reihenfolge von zehn Blättern, gestochen von M. von Gonzenbach. Der Dichter versucht die Räthsel dieses wunderbaren Kunstwerks zu lösen oder wenigstens die Erfindung gleichsam zu localisiren, wie er uns selbst mittheilt. Der Grundgedanke ist die unwiderstehliche Macht der Frauenschönheit:

Dich mein' ich, Frauenschönheit, — du bist Held
Von hundert Liedern, tausenden Geschichten,
Und jeden Gegner schlägst du aus dem Feld —
Von solchem Zauber will ich heut' berichten.

Der Bezauberte, Adrian, ist eine Art Faust, der aber nicht durch eine Hexenküche verjüngt, sondern durch Faustinens Liebreiz und Schönheit — sie ist freilich auch Hexe in gewissem Sinn — zu neuem Leben geführt wird. Er ist Gelehrter,

Sucht Kraut und Wurm — doch dunkel hoffnungslos
Ist ihm die Welt Geheimniß stets geblieben.

Sie warnt ihn vor der Reue, wenn er ihre Vergangenheit erfahre; aber er sagt:

Mein Leben war verfinstert und verflacht,
Verödet, trostlos wie in Felsenschlünden,'
Wo kein Verlangen, wo kein Wunsch mehr wacht,
Da fand ich dich, gleichwie an Todabgründen
Ein Edelweiß — du Räthsel wonnevoll.
Wie Osterglocken hört' ich mir verkünden
Mein neues Sein. Zu Thränen schmolz mein Groll.

Sie dringt in ihn, sie anzuhören, aber er wehrt ab:

O schweige, süße Seele, reiner Sinn
Lebt dir im Auge, lebt in deinen Worten.
Was auch dein Leben birgt, ich nehm' es hin
Und öffne nimmer des Vergangnen Pforten.
Soll ich misachten einen Rosenstrauch,
Weil an demselben Strauch schon Rosen dorrten?

Schon der vollendeten Form wegen konnten wir uns nicht enthalten, diese kleinen Proben mitzutheilen.

In den „Epilogen“: „Nach dem Fall von Paris“, „Festcantate zur Friedensfeier 1871“, „Vom Deutschen Reich“, „Zum Jubiläum des Reichskanzlers“, „Neunzig Jahre“, feiert der Dichter die politische, in den drei übrigen: „Zur Goethe-Gedächtnißfeier“, „Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Schiller-Stiftung“ und „Zum vierhundertjährigen Geburtstag Luther's“, die literarische Größe Deutschlands. Der Epilog für die Schiller-Stiftung athmet einen besonders pietätvollen Geist, was wir Grosse um so mehr danken, als es in neuerer Zeit bei vielen Dichtern und Literaten unserer Tage fast Mode geworden ist, Schiller zu verkleinern und zu bemängeln: ein Zug, den bereits R. von Gottschall kürzlich in dem bekannten Aufsatz in „Unsere Zeit“ gegeißelt hat, wie er es verdient. Grosse steht dieser Richtung fern, darum singt er:

Zum Gipfel steigt des Dichters Lebensbahn,
Ein Siegeszug ruhmstrahlend ohnegleichen,
Wie Menschenaugen ihn bisher nicht sahn.
Jedweden Kranz darf ihm die Muse reichen.
Werk folgt auf Werk, in heil'ger Glut empfahn,
Sein Sang erklingt wie Rauschen deutscher Eichen.
Zum Meister ward der Genius vollendet,
Wie selten Gottheit sie den Menschen sendet.

Ja, wir fühlen aus einer Vergleichung dieses und des Goethe'schen Epilogs heraus, wie ihm für jenen, als Dichter, sein Herz am wärmsten schlägt.

Die politischen Epiloge haben mit Recht je zu dem Zeitpunkt, wo sie als Gelegenheitsgedichte gesprochen wurden, den allgemeinsten Anklang gefunden. Als solche Gedichte wird ihnen zu keiner Zeit die vollkommenste Anerkennung versagt werden; aber der optimistische Zug, der sie kennzeichnet, erregt heute, wo so manches anders geworden ist, eine gewisse Wehmuth. Wir klagen, daß gerade hier uns ein Ideal vom Dichter gegeben worden ist. Den großen Vorzügen der ganzen Reihe von Gedichten gegenüber würde es übrigens werthlos sein, diesen Idealismus und vielleicht auch sonstige kleine Verirrungen, die sich hie und da finden mögen, noch weiter zu betonen.

7. Jugendklänge. Wald- und Liebeslieder von Paul Hildebrand. Berlin, M. Hartmann. 1888. 16. 1 M.

Sie reden von Wandern und Turnen, von Singen und Trinken, von Lieben und Träumen, von Küssen und Scheiden, meist die schönsten Dinge von der Welt. So finden sich denn auch manche ganz hübsche Gedichtchen darunter, wenn auch bei etwas monotonem Versbau und nicht gerade tiefer Conception. A. Fleischmann.

Zur Geschichte des Naturgefühls.

Die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit. Von Alfred Biese. Leipzig, Veit u. Comp. 1888. Gr. 8. 8 M.

Ein schönes, trefflich ausgestattetes Buch, welchem wir eine weite Verbreitung wünschen! Diese gebührt ihm von Natur durch den Gegenstand, welchen es sich gewählt hat, und nach Verdienst durch die sehr ansprechende Behandlung, welche derselbe durch den Verfasser gefunden. Wir dürfen ihm dafür dankbar sein, daß er seine frühere Schilderung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern durch das vorliegende Buch ergänzt hat.

Von einem Naturgefühl weiß wol heute ein jeder von uns aus eigener Erfahrung zu reden. Aber worin die eigenthümliche Wirkung der Natur auf den empfänglichen

Menschen eigentlich bestehe, darüber eine vollkommen befriedigende Auskunft zu geben, scheint nicht geringe Schwierigkeiten zu haben. Für eine Darstellung der Entwickelung des Naturgefühls ist jedoch eine klare Bestimmung des letztern unerläßlich, und auch bei Biese begegnen wir daher zu Anfang einer dahinzielenden Auseinandersetzung allgemeiner Art. Er betont das anthropomorphische Element in jeglichem Naturgefühl, sei es daß man in naiver Weise die Erscheinungen der Natur sich als menschenähnliche Wesen vorstellt, sei es daß man Gefühle, Stimmungen und Gedanken in die Natur verlegt und die seelenlose äußere Welt mit dem innern Reichthum ausstattet, den man ihr entgegenbringt und dessen man sich gerade durch sie bewußt wird. Aber so unverkennbar dieses Verfahren oder Verhalten der Natur gegenüber sich kundgibt, so ist doch wol die weit ursprünglichere Wirkung derselben auf jeden Menschen dabei außer Acht geblieben, nämlich der unmittelbare, ich möchte sagen organische Einfluß, welchen ein heller, warmer Tag oder ein trüber Himmel auf uns alle ausüben. Es ist offenbar ein weiterer Act eines vergleichenden Urtheils, wenn diese ursprünglich gefühlte angenehme oder unangenehme Wirkung der Natur im Sinne einer mythologischen oder beseelenden Vorstellung gedeutet wird. Jene directe Förderung oder Beeinträchtigung der Stimmung durch die Sonne oder den Regen, durch die Gewitterschwüle oder den lauen Sommerabend ist die Grundlage für alles Naturgefühl und die allgemeinste Form desselben.

Die Stellung aber, welche der denkende und redende Mensch diesem ursprünglichen Naturgefühl gegenüber einnimmt, ist auf den verschiedenen Culturstufen eine verschiedene. Mit der bleibenden Naivetät eines Kindes schaut der Naturmensch in den einzelnen Vorgängen oder Dingen seiner Umgebung ebenso viele lebendige Wesen oder Aeußerungen derselben, und aus diesen Vorstellungen und deren mannichfaltigen Verbindungen entspringen für ihn die seltsamsten und die verständlichsten Regungen seines Gemüths. Mit der freien Sicherheit männlicher Erkenntniß und Ueberlegenheit betrachtet der gebildete Culturmensch der modernen Zeit dagegen die Natur als den bewundernswürdigen Schauplatz unaufhörlich wirkender Kräfte; mit der wehmüthigen Freude an der verlorenen Ursprünglichkeit vergangener Zeiten und ihrer Menschen findet er in der Natur den willkommenen urwüchsigen Gegensatz zu der unwahren Künstlichkeit und der drückenden Beschränkung der Verhältnisse, in denen er lebt; bei unaussprechlichen Leiden oder Freuden bietet ihm die einsame Natur lindernden Trost oder stärkendes Echo. Je reicher das innere Leben eines Menschen, um so vielgestaltiger werden auch seine Beziehungen zur Natur. Den vollkommensten Ausdruck aber für das in ihr, mit ihr und durch sie Empfundene wird uns zu allen Zeiten der Künstler vermitteln.

Die Dichter der verschiedensten Epochen sind natürlich für Biese die Hauptquellen bei seiner Untersuchung gewesen. Nach einem kurzen Ueberblick über die Entwickelung des Naturgefühls im Alterthum schildert er den Einfluß, welchen das Christenthum in Verbindung mit dem zu innerlicher Concentration geneigten Germanenthum auf jenes ausgeübt hat, und weist er mit Sorgfalt die vereinzelten Züge von Naturfreude bei den weltabgewandten Kirchenvätern und die spärlichen Reste des „heidnisch-sympathetischen“ Naturgefühls in den ersten zehn Jahrhunderten nach. Im Zeitalter der Kreuzzüge frappirt uns der geringe Eindruck, welchen wir von seiten der orientalischen Gegend auf die Pilger und Kreuzfahrer constatiren können. Auch in den großen deutschen Epen, dem Nibelungen- und dem Gudrunliede, findet sich nur eine geringe Berücksichtigung der Naturschönheit und eine des individuellen, des warmen persönlichen Charakters fast völlig entbehrende Darstellung der verschiedenen Naturerscheinungen. Mehr bietet nach dieser Hinsicht das höfische Ritterepos, vor allen Gottfried von Straßburg, und der Minnesang; aber auch hier erschließt sich ein Naturgefühl nur selten und in begrenzten Fällen. Das ändert sich in der Zeit der Renaissance. Wie diese wichtige Culturepoche sich auch sonst durch ein individuelles Gepräge auszeichnet, so entfaltet sie auch im Naturgefühl eine Fülle persönlichen Empfindens und lebensvoller Schilderung. Dazu kommt eine sentimentale Färbung in der Auffassung und Beurtheilung der Natur, wie sie Uebergangszeiten eigen zu sein pflegt. Der innere Reichthum ist die werthvolle Kehrseite jenes empfindsamen Schwelgens und die glückliche Bedingung für die Entstehung neuer Gedanken und neuer Formen des Daseins und Wirkens. Biese hat uns von dieser Zeit ein sehr warm gehaltenes Bild entworfen. Auf der Höhe sympathetischer Naturbetrachtung steht der große Dramatiker Shakspeare, d. h. bei ihm finden wir die vollendetste Harmonie der Naturvorgänge mit den in der Seele des Menschen wirksamen Gemüthsbewegungen. Ganz parallel mit diesen Entwickelungen des Naturgefühls und seiner Darstellung in der Poesie verhält es sich mit der Landschaftsmalerei; auch sie erreicht erst bei den Franzosen und Niederländern des 16. und 17. Jahrhunderts eine hohe Kunststufe. Im Rococo und Zopf verliert sich allmählich Natur und Schönheit; es ist dem Verfasser gelungen, die Entstehung und Steigerung dieses seltsamen Geschmacks, wie das Auftreten einer Reaction dagegen uns verständlich zu machen. Zu einer noch nie in diesem Umfange und dieser Stärke geäußerten Ueberschwenglichkeit wächst ein neues Naturempfinden an, aber es bereitet auch diese Gefühlsschwelgerei eine überreiche Epoche geistigen Schaffens unmittelbar vor. In Rousseau findet das romantische Naturgefühl seinen typischen Vertreter: der Gegensatz des Menschen zur Natur und seine Sehnsucht nach ihr ist ein Grundton des modernen Naturgefühls, den zuerst Rousseau in leidenschaftlicher Beredsamkeit und mit der ganzen Wärme persönlicher Hingabe angeschlagen hat. In dem universellen Naturgefühl, wie es bei Goethe, Byron und Shelley vollendeten Ausdruck

erhalten, erhebt sich auch diese Stimmung zu reiner künstlerischer Gestalt. Mit der Darstellung dieser letzten Epoche, die bis in unsere Tage hineinreicht, schließt das Buch.

Nicht in allen Abschnitten desselben scheint mir die glückliche Mischung des mitgetheilten Stoffs und der beurtheilenden Reflexion gleich gelungen, im allgemeinen würde ich eine straffere Gruppirung nach einzelnen Gesichtspunkten und eine ausruhende Zusammenfassung zum Schlusse größerer Partien für eine zweite Auflage dem Verfasser empfehlen. Ein wenig misverständlich wirkt auch die häufige Betonung der Verbindung, in welcher pantheistische Weltbetrachtung mit dem Naturgefühl steht. Es gewinnt fast den Anschein, als wäre diese philosophische Anschauung eine nothwendige Bedingung für die rechte Tiefe und Innigkeit des Naturempfindens. Aber sich eins fühlen mit der Natur und sie beseelen, heißt noch nicht pantheistisch denken. Der Pantheismus ist nach unserer Meinung eine viel zu allgemeine und abstracte metaphysische Ansicht, als daß er auf das Naturgefühl im einzelnen wesentlichen Einfluß ausüben könnte. Wo dies der Fall zu sein scheint, da sind im Grunde ganz andere wirksamere Factoren, nämlich eine lebhafte Phantasie und ein empfängliches Gemüth, thätig gewesen.

Oswald Külpe.

Socialpolitische Schriften.

1. Die socialen Parteien und unsere Stellung zu denselben. Von C. W. Kambli. St.-Gallen, Huber u. Comp. 1887. Gr. 8. 7 M.
2. Socialismus und Socialpolitik. Kritischer Rück- und Vorblick von Karl Trost. Stuttgart, Cotta. 1887. Gr. 8. 2 M.

Die Schrift des schweizerischen Pfarrers C. W. Kambli: „Die socialen Parteien und unsere Stellung zu denselben" (Nr. 1), hat, wie der Verfasser selbst sagt, einen „mosaikartigen Charakter". Unter den Rubriken: „A. Die Parteien der individualistischen Richtung", „B. Die Parteien der socialistischen Richtung", „C. Sociale Richtungen innerhalb der genannten Hauptparteien", ist eine große Menge von Belegstellen aus Schriften der Vertreter dieser Parteien und Richtungen zusammengetragen, wie sie der Verfasser zu seiner eigenen Belehrung mit großem Fleiß gesammelt und nun auch zu anderer Nutzen veröffentlicht hat. Nicht zutreffend ist freilich die Einordnung der Richtungen in die Parteien. Unter A kommen nämlich neben die Manchesterleute die katholischen Socialpolitiker, und unter B sind neben den Socialdemokraten die Vertreter des „Staatssocialismus" — es sind aber nur solche Schriftsteller angeführt, die über Staatssocialismus geschrieben haben — und die „christlich Socialen" behandelt. Unter C kommen dann die „Agrarier", die „Fortschrittspartei" und als Unterabtheilung dieser die „Kathedersocialisten"(!), die Gewerkvereine in England, Stuart Mill u. s. w. Das geht denn doch sehr wild durcheinander, und der Verfasser hätte seine Sammlung von Leseblüten etwas systematischer anlegen müssen, um nicht in den Köpfen der Leser, die seiner Führung vertrauen, ein sehr verworrenes Bild der socialpolitischen Richtungen zu erzeugen. Es ist hier nicht möglich, all das Irrthümliche dieser Eintheilung darzulegen und zu berichtigen; der Referent darf wol auf seine Darstellung der politischen Oekonomie als Wissenschaft und der socialen Theorien in dem bekannten Schönberg'schen „Handbuch der politischen Oekonomie" verweisen. Der mangelhafte Aufbau der Kambli'schen Darstellung, die der sehr reichen Darbietung von Material viel von ihrem Werthe raubt, ist augenscheinlich dadurch verschuldet, daß der Verfasser nicht von der Geschichte der Volkswirthschaft und der volkswirthschaftlichen Ideen zu seiner Arbeit gekommen ist, sondern von seinem Standpunkte als protestantischer Pfarrer aus sich über die Socialpolitik der Gegenwart zu orientiren gesucht hat, soweit es ihm gerade unentbehrlich schien.

Sehr recht hat aber Kambli, wenn er schließlich sagt: „Es gibt eine christliche Art, die sociale Frage zu behandeln, aber es gibt keine christliche Socialpolitik, kein christliches System der Nationalökonomie", weil es unsinnig sei, aus Bibelworten ein System der Wirthschaftslehre ableiten zu wollen.

Die Schrift „Socialismus und Socialpolitik" von Karl Trost (Nr. 2) verbirgt unter ihrem Titel eine Studie über Ferdinand Lassalle, in der Neues nicht zu finden ist, mit Ausnahme des wunderlichen Ausspruchs, daß Lassalle „nimmermehr und in keiner Hinsicht ein Socialist genannt werden kann".

H. von Scheel.

Feuilleton.

Gegen die im Feuilleton der „Blätter" (Nr. 4) enthaltene Kennzeichnung des anonymen Schriftchens „Das Zeitalter der Naturerkenntniß" (Leipzig, Findel) als eines auf dem Standpunkte des Materialismus stehenden hat der Verfasser sich verwahren zu müssen geglaubt, weil er im Gegentheil den Materialismus bekämpfe. Wir bezeugen gern, daß der Verfasser diese An- und Absicht wiederholt ausgesprochen hat; wir haben aber kein Gewicht darauf gelegt, weil die Durchsicht des Büchleins jeden urtheilsfähigen Leser von dem hohen Grade der Unklarheit überzeugen dürfte, in welcher sich der Verfasser über seinen eigenen Standpunkt befindet, sodaß er thatsächlich das vertritt, was er bekämpfen will.

— A. Jüngst's schönes episches Gedicht „Conradin der

Staufe", das in d. Bl. f. 1884 (S. 691) als zu dem Besten der neuern epischen Erzeugnisse gehörig nachgewiesen worden, ist in zweiter Auflage (Paderborn und Münster, Schöningh) erschienen.

— Die hochberühmte, schmerzlich entbehrte und oft vergebens zurückbegehrte Manessische Liederhandschrift der Nationalbibliothek zu Paris, über deren Entstehung Gottfried Keller in seinen „Züricher Novellen" so hübsch fabulirt, steht dem Erwerb durch Deutschland jetzt frei. Herr Buchhändler Karl Trübner zu Straßburg hat das Verdienst, durch Glück begünstigt, den Codex zunächst in seinen Besitz gebracht zu haben, indem er in der Lage war, der Nationalbibliothek zu Paris ein Tauschobject anzubieten, das für sie von gleichem Werthe ist, wie die Manessische Handschrift für Deutschland, nämlich die französische Handschriften enthaltende Libri- und Barrois-Sammlung aus dem Besitze des Lord Ashburnham. Die „Kölnische Zeitung", deren ausführlicher Darlegung des Handels wir den Thatbestand entnehmen, gibt die von Herrn Trübner gezahlte Summe auf 26000 L. an, die, wie doch wol nicht anders erwartet werden darf, als eine für Deutschland oder Preußen gemachte Auslage anzusehen ist.

— Einen vortrefflichen Vortrag über das schwierige geschichtsphilosophische Thema „Der Kampf ums Dasein in der Völkerwelt" hat der Pfarrer Graue in Chemnitz gehalten (Chemnitz, May). Der Redner beweist, daß nicht blos in der organischen, sondern auch in der unorganischen Welt keineswegs der bloße Kampf ums Dasein die fortschreitende Entwickelung treibt und leitet; daß ein von den äußern Lebensverhältnissen unabhängiger innerer Gestaltungstrieb in uns wirkt, welcher als sittlicher Vervollkommnungstrieb zu den höchsten Zielen aufstrebt und mit Hülfe des christlichen Idealismus sich aus der Abhängigkeit von den Gesetzen der Anpassung und der Vererbung so weit losringt, daß er in sittlicher Freiheit und Nächstenliebe sich zu bethätigen und in dem socialen Kampfe ums Dasein auch die wirthschaftlich Schwachen zur Behauptung ihrer Menschenwürde und Wohlfahrt zu stärken vermag.

— Der bekannte Literarhistoriker (oder vielleicht besser Aesthetiker unter den Feuilletonisten) Otto von Leixner hat bei Otto Janke in Berlin eine „Anleitung, in sechzig Minuten ein Witzkopf zu werden" erscheinen lassen. Er widmet diese Schrift allen „Reichstagsabgeordneten, Volksrednern, streitbaren Goethe-Forschern, Kunstrichtern, andern Tagesschriftstellern und der übrigen Menschheit". Als Otto von Leixner's „Anleitung, in sechzig Minuten ein Kunstkenner zu werden" erschien, gaben wir diesem Büchlein ein glänzendes Zeugniß mit auf den Weg, und siehe, es hat diesen Weg durch zahlreiche Auflagen selbst über unser damaliges Erwarten hinaus verlängert. Schwieriger noch war die Aufgabe, welche der Verfasser in seinem neuen Werkchen sich gestellt; auf Grund der sorgfältigsten Lectüre müssen wir sagen: er hat sie meisterhaft gelöst. Ruhend auf wissenschaftlicher Schärfe, steigt eine staunenswerthe Fülle von Esprit empor, in welchen aller Witz, Ironie und Satire hier eingetaucht sind. Das Ganze ist mehr eine außerordentlich feine Satire auf unsere Zustände, als das, was der Titel verspricht. Jedenfalls aber ist Otto von Leixner nicht ein bloßer Tagesschriftsteller, sondern eine höher beanlagte Natur, welcher wir dringend das geeignete Schlachtfeld für die ihr möglichen Geistesthaten wünschen.

— „Die Entwickelung des Buchgewerbes in Leipzig" hat Oskar von Hase zum Gegenstand eines Vortrags gemacht, welchen er vor den deutschen Ingenieuren in Leipzig am 15. August 1887 gehalten hat (Leipzig, Hedeler). Der Vortrag ist hier in deutscher, französischer und englischer Sprache abgedruckt; er beruht auf den gründlichsten Studien, gibt deren Ergebnisse in übersichtlicher Anordnung und entwirft ein staunenswerthes Bild von der Bedeutung, welche Leipzig auf diesem Gebiete allmählich sich errungen hat. Das beigegebene Zahlenmaterial sollte ein Statistiker von Gottes Gnaden zu einem culturhistorischen Roman ausarbeiten!

Bibliographie.

An Herrscherhöfen Frankreichs. Am dänischen Königshofe. Im Haag. Am Hofe des Königs der Belgier. 2tes Tausend. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 6 M.

Anton, J., Genoveva. Schauspiel nach Chrph. v. Schmid's Erzählung. Paderborn, Schöningh. 12. 60 Pf.

Aufidius, C., Mein Bruder und ich. Jugenderinnerungen. Berlin, Heinicke. 1887. 8. 1 M. 25 Pf.

Battig, G., Erinnerungsblätter. Gesammelt aus seinem 33jährigen Lehrerleben. Breslau, Preuß u. Jünger. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bibra-Speßhardt, T. v., Aus erster, gold'ner Liebeszeit. Eine Erzählung für junge Mädchen. Leipzig, Reinboth. 12. 1 M. 50 Pf.

Bleibtreu, K., Die Entscheidungsschlachten des europäischen Krieges 18.. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Die Schlacht bei Bochnia. Mit Karte. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Boltzmann, L., Gustav Robert Kirchhoff. Festrede. Leipzig, Barth. Gr. 8. 1 M.

Carro, C. de, In Stieler's Fußstapfen. Gedichte in oberbayerischer und salzburger Mundart. Augsburg, Gebr. Reichel. 1887. 8. 2 M.

Dörr, J., Platt Land un Lüd. 1stes Bdchn.: De Göderschlächter. Dörpgeschicht ut de Uckermark. Mit Vorwort von V. Blüthgen. Freienwalde, Dräseke. 8. 1 M.

Eimer, G. H. T., Die Entstehung der Arten auf Grund von Vererben erworbener Eigenschaften nach den Gesetzen organischen Wachsens. Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt. 1ster Thl. Mit 6 Abbildungen im Text. Jena, Fischer. Lex.-8. 9 M.

Erckmann-Chatrian, Aus dem Leben eines Klarinettenspielers. Erzählung. Leipzig, Reinboth. 8. 1 M. 50 Pf.

Godin, A., Ein Ehrenwort. Novelle. Augsburg, Gebr. Reichel. 1887. 8. 2 M.

Graue, Der Kampf ums Dasein in der Völkerwelt. Ein Vortrag. Chemnitz, May. 8. 30 Pf.

Groß, F., Lieder aus dem Gebirge. Wien, Konegen. 8. 1 M.

Grüße aus Prag. Vermittelt durch G. Edmund. Prag, Haerpfer. 1887. 16. 2 M. 35 Pf.

Hoernes, M., Dinarische Wanderungen. Cultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Hercegovina. Mit 50 zum Theile nach Skizzen des Verfassers angefertigten Abbildungen und 1 Karte. Wien, Graeser. Gr. 8. 6 M.

Im Millionenlande. Satiren für Deutsche. Rostock, Hinstorff. 8. 1 M.

Joachim, J., Adam Zeltner. Dramatisirte Episode aus dem schweizerischen Bauernkrieg. Bern, Wyß. 8. 1 M. 60 M.

Kaufmann, R., Feldzug in Afrika, Tonkin und China, nach eigenen Erlebnissen wahrheitsgetreu bearbeitet. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 80 Pf.

Klein, E., Ezzelingen. Ein Sang vom Neckarthal. Mit einem Vorwort von Nick. Eßlingen, Weismann. 8. 40 Pf.

Koch, H., Richard von Cornwall. 1ster Tl. (1209—1257.) Strassburg, Heitz. Gr. 8. 2 M.

Karioth, D., Vom Weichselstrand. Ein ost- und westpreußisches Dichterbuch. Danzig, Dr. B. Lehmann. 1887. 12. 3 M. 50 Pf.

Der Krieg in Galizien im Frühjahr 1888. Eine kritische Studie von O. v. D. Mit 2 Beilagen: 1) Plan der russisch-deutsch-österreichischen Truppenstellung. 2) Tabelle über die Thätigkeit der beiderseitigen Armeen von Eingang der Mobilmachungsordre bis zur Beendigung des strategischen Aufmarsches. Minden, Bruns. 8. 1 M. 50 Pf.

Liliencron, D. Freih. v., Unter flatternden Fahnen. Militärische und andere Erzählungen. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Merz, O., Zur Chronik der Münchener Oper. 1ster Bd.: Theaterbriefe und -Berichte von Anfang November 1885 bis Ende October 1886. München, Franz. 8. 1 M. 20 Pf.

Mossmann, X., F. Engel-Dollfus, sein Leben und Wirken. Preisgekrönt von der französischen Akademie. In deutscher Sprache herausgegeben vom niederösterreichischen Gewerbe-Verein in Wien. Uebersetzt vom Vereinssecretär E. Auspitzer. Wien, Hölder. 1887. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

München, G., Bauer und Polizei. Schwank. Osnabrück, Veith. 12. 50 Pf.

Muncker, F., Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Mit dem Bildnis Klopstocks in Lichtdruck. 2ter Halbbd. Stuttgart, Göschen. Gr. 8. 7 M.

Müller, O. H., Recht und Kirche. Ein Beitrag zu der Philosophie des Rechts. Regensburg, Verlags-Anstalt. 8. 1 M. 80 Pf.

Oechelhaeuser, W., Ueber die Durchführung der sozialen Aufgaben im Verein der Anhaltischen Arbeitgeber. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Peters, F., Andere Uebergangszeiten. Roman. Leipzig, Reinboth. 8. 1 M. 80 Pf.

Res austriacae! Eine militär-politische Studie aus und über Oesterreich-Ungarn. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Schadek, M., Daß d' Zeit vergeht. Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Wien, Konegen. 8. 1 M. 20 Pf.

Scheichl, F., Leopold I. und die österreichische Politik während des Revolutionskrieges 1667/68. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schön, Aurora, Diamanten und Perlen. Liedersammlung. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 3 M.

Seuffer, G., In Ulm, um Ulm und um Ulm rum. Ulm, Ebner. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Seidel, E., Montesquieus Verdienst um die römische Geschichte. Annaberg. 1887. Gr. 4. 1 M.

Spitzer, S., Ueber Sitte und Sitten der alten Völker, namentlich der Hebräer, Griechen und Römer. Budapest. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Stona, M., Buch der Liebe. Wien, Konegen. 8. 1 M. 20 Pf.

Wagner, A., Die Geschichte Waldecks und Pyrmonts, mit dem in Farbendruck ausgeführten Staatswappen der Fürstentümer Waldeck und Pyrmont. Bad Wildungen, Sachtleben Nachf. 8. 1 M. 20 Pf.

Wessely, C., Griechische Zauberpapyrus von Paris und London. Wien, Tempsky. Imp.-4. 9 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1888. Nr. 1.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. Nr. 11. 15. März 1888.

Die deutsche Literaturgeschichte in französischer Auffassung.

Profils et Types de la Littérature Allemande. Par Ernest Combes. Paris, Fischbacher. 1888. 8. 7 f. 50 c.

Combes gibt an, daß er die vorliegende Literaturgeschichte zu dem Zwecke geschrieben habe, seinen Landsleuten, die sich mit deutschen Schriftwerken befassen wollen, einen Wegweiser bei der Auswahl des Lesestoffs zu schaffen. Der Gesichtspunkt ist entschieden zweckmäßig und man würde es auch als Deutscher Combes kaum übel nehmen können, wenn er das Ausscheidungsverfahren ziemlich gründlich betriebe. Verdächtig wird seine Methode durch die deutlich ausgesprochene Ansicht, daß er das Studium des Deutschen in Frankreich für eine Modesache hält, die geeignet sei, die von Vilmar, Scherr, Fichte u. s. w. genährte deutsche Eigenliebe zu befördern, welche aus Cimbern und Teutonen zartbesaitete Wesen und Deutschland zum Sitz des bevorzugtesten Volks der Welt mache. Combes geht in seiner Bitterkeit so weit, daß er Madame de Staël für 1870 verantwortlich macht und die schlimmsten Beschuldigungen gegen seine Landsmännin schleudert, die es gewagt hat, von Deutschland Gutes zu sagen, das durchweg übertrieben und erlogen sei. An anderer Stelle ruft er seinen Landsleuten zu:

Laßt euch nicht täuschen durch den großartigen Anschein der deutschen Wissenschaft. Sie ist ein großes, breithüftiges Weib, das, schlecht gekämmt und schlecht gewaschen, eher zur Viehmagd (!) als zur Blumenhändlerin geboren scheint. Sie bietet uns die Blumen nicht an, sondern zerquetscht sie auf unserm Leibe. Die größten und fettesten Körper sind überdies nicht die stärksten und noch weniger die gesündesten. Von weitem flößt die Masse Achtung ein; nahe besehen ist sie schlaff und kraftlos. Wenn man von den gelehrten deutschen Ausgaben das müßige Beiwerk streicht, so stellt sich der Phönix als ganz gewöhnlicher Haushahn heraus. Die Ueberrumpelung 1870 darf uns nicht irre machen. Laßt uns nicht Deutschthümler werden, wie wir früher Anbeter englischen Wesens waren, und wenn (!) wir auch die Verdienste unserer Nachbarn anerkennen, so wollen wir uns doch vor Nachahmung hüten.

Eine gewisse Anerkennung versagt Combes an einigen Stellen der deutschen Wissenschaft nicht, wenn das Lob auch zuweilen eine etwas sonderbare Form hat, wie z. B. in dem Falle, wo er rühmend des Eifers gedenkt, den man in Deutschland dem Studium der eigenen Sprache zuwende, sodaß es „nicht wenige Studenten gäbe, die Mittelhochdeutsch ganz geläufig lesen könnten“ (!).

Durch solche und ähnliche Auslassungen, die man beliebig häufen könnte, wird die Unparteilichkeit Combes' verdächtig, zumal er mit einer einzigen Ausnahme allen den Schriftstellern sichern Beifall spendet, welche in irgendwelcher Beziehung zu Frankreich stehen. Wenn nun Combes nur für diejenigen seiner Landsleute geschrieben hätte, welche sich aus Liebhaberei mit deutscher Literatur beschäftigen, so wäre sein Ausscheidungsverfahren noch entschuldbar, denn es erschiene dann praktisch, nur auf die Werke hinzuweisen, welche dem französischen Verständniß nahe liegen. Das Buch ist aber für Studirende und Studirte bestimmt, ja es soll sogar die maßgebenden Schulkreise beeinflussen; von diesen muß man doch wol verlangen, daß sie eine fremde Literatur nicht nur vom eigenen nationalen Standpunkte aus beurtheilen, sondern versuchen, sich in den Geist der fremden Literatur einzuleben, um ein objectives Urtheil zu gewinnen.

Abgesehen von der gereizten, sich öfter geltend machenden Parteilichkeit und der verfehlten Einseitigkeit seines Programms, ist Combes diesem außerdem nicht treu geblieben. Schrieb er für französische Literaturliebhaber, so erwähnt er zu viel, als daß er dem Laien einen klaren Ueberblick verschaffen könnte; schrieb er für Fachleute, so erwähnt er nicht genug, und die vorwiegend satirisch-sarkastische Behandlung vieler, fast der meisten Fragen ist einfach unwürdig.

Dieses Urtheil möge seine Begründung durch eine zusammenfassende Wiedergabe der Urtheile Combes' finden.

Anerkennung, bedingte und unbedingte, finden eigentlich nur Walther von der Vogelweide, Fischart, Luther, Opitz (?!), Fleming; Leibniz, Wolf, Thomasius (und später noch eine Anzahl Philosophen), Gottsched (weil er es mit den Franzosen hielt), Wieland, Schiller, Goethe, Kleist, Halm, Houwald, Seume, La Motte-Fouqué, Chamisso: sicher eine sonderbare Zusammenstellung!

Die erste Blüteperiode ist für Combes nicht vorhanden. Wolfram ist ein Abschreiber, der „Heliand" werthlos, „Das Rolandslied" eine mislungene Abschrift, „Das Alexanderlied" eine fratzenhafte Posse, „Das Nibelungenlied" kann eben nur von Deutschen (!) geschätzt werden, der „Parzival" ist ein Werk der Hysterie, Joseph von Arimathia ist ein jüdisch wucherischer Gefäßverleiher, Richard Wagner wie alle seine Verehrer Nachkommen Don Quixote's u. s. w. „Der Stricker" und „Till Eulenspiegel" sind Folterwerkzeuge für den gebildeten Verstand; die Lyrik des Mittelalters besteht aus lauter Plattheiten und beweist (!), daß in Deutschland die Ehe durchaus nicht höher steht als in Frankreich, daß vielmehr die deutsche Frau entweder eine sich aufdrängende Sklavin oder eine Ehebrecherin sei; Reinmar, Nithart und der Tölpel Lichtenstein waren Bettler und Hanswürste. Boner's „Edelstein", der „Renner" Hugo von Trimberg's, die Fabeln von Petrus Waldus, der Pfaffe von Kalenberg, das „Lalenbuch" sind einfältige und schmuzige Werke. Logau ist ein Schwätzer, Bodmer wird genannt wie einst die Pferde des Achilles oder der Esel Mohammed's, er ist ein Hanswurst, wie Klopstock ein Schwärmer und Voß ein Flachkopf. Der Göttinger Dichterbund war eine Vereinigung von heuchlerischen, hysterischen Neidhämmeln und Dummköpfen; die romantische Schule gleicht einer Verbrecheranstalt und einem Tollhause. Becker's Rheinlied und Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland?" kläfft Combes selbstverständlich weidlich an, und dieselben rufen nebst allerlei Liebenswürdigkeiten gegen die Deutschen eine Jeremiade über die deutsche Invasion hervor, welche den deutschen Geschäftsleuten durch französische Vertrauensseligkeit, Sparsamkeit und Gastfreundschaft (!) erleichtert werde. Es sei hier aber auch erwähnt, daß Combes an dieser Stelle den Chauvinismus tadelt, die Schreier zur Ruhe, seine Landsleute aber zu Strebsamkeit und Bescheidenheit ermahnt. Sehr interessant und treffend ist das Urtheil über Heine, das erstere gilt durchweg, das letzte zum großen Theil auch von den Betrachtungen über Schiller und Goethe. Zum Schlusse sei die große Belesenheit des Verfassers anerkannt, die sich leider nicht mit dem nöthigen Verständniß für deutsches Wesen paart. Ein gutes Register sichert dem Leser ein leichtes Zurechtfinden in dem 474 Seiten zählenden Buche.

Leon Wespy.

Zur Biographie Andersen's.

H. C. Andersen's Briefwechsel mit Sr. königl. Hoheit dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach und andern Zeitgenossen. Herausgegeben von Emil Jonas. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 4 M.

Kein Dichter unserer nordischen Stammesverwandten, weder von der skandinavischen Halbinsel noch von dem Inselreiche des Sundes und der Belte, kann sich an Popularität und Verbreitung in Deutschland mit dem Dänen Andersen messen; ja, man mag zweifelhaft sein, ob überhaupt ein moderner Dichter des Auslandes, selbst W. Scott und Byron nicht ausgenommen, in so weite Kreise unsers Volks gedrungen sei. Viele Gründe haben zu dieser allgemeinen Beliebtheit mitgewirkt. Konnte Andersen auch nicht deutsch dichten, was er selbst mehr als einmal tief beklagt, ist sogar seine deutsche Prosa nichts weniger als mustergültig, so berühren uns doch seine echt germanische Gemüthstiefe, seine ganze Auffassung des Lebens und der Dinge durchaus sympathisch anheimelnd. Dazu kommt sein häufiger Aufenthalt in Deutschland, seine Liebe zu dem Lande, das früher als die eigene Heimat ihn und seine Werke anerkannte und schätzte, in dem er sich wie zu Hause fühlte (S. 25), die zahlreichen persönlichen Freunde, die er sich in allen Gauen unseres Vaterlandes erworben; dazu die tiefe Wahrhaftigkeit seines Empfindens, diese naturwüchsige Sentimentalität, mit der sich doch ein harmlos neckischer Humor trefflich verträgt, das kindlich Naive in seiner ganzen Auffassungs- und Ausdrucksweise, das ihn neben der unerschöpflich reichen Phantasie, dem feinen Naturgefühl und der lebendig anschaulichen Darstellungsgabe so unübertrefflich zum Erfinder und Erzähler von Märchen befähigte. Denn allein auf diesen beruht seine Unsterblichkeit und seine Popularität in Heimat und Fremde, was er auch als Romanschriftsteller, Dramatiker und Lyriker Achtungswerthes geschaffen hat. Das empfand er auch selbst. Der Strom der Märchenpoesie floß bei ihm ununterbrochen in gleicher Frische und Fülle, sein ganzes Leben hindurch. Der siebzigjährige Greis erfindet und erzählt noch mit dem Feuer und der vollen Lebendigkeit der Jugend. Während er an einem Romane schreibt, stecken ihm die Märchen die Köpfchen zur Thüre herein, und er muß sich mit den losen Kindern umhertummeln.

Worin der eigenthümliche Reiz dieser Märchen für jung und alt beruht, deuten zwei Aussprüche deutscher Schriftsteller an, die Andersen in dem vorliegenden Briefwechsel mit freudiger Zustimmung mittheilt. Gräfin Ida Hahn-Hahn schrieb ihm 1844 ins Album:

> Solch ein Gewimmel von Elfen und Feen,
> Blumen und Genien in fröhlichem Scherz;
> Aber darüber — viel geistiges Wehen,
> Aber darunter — ein trauriges Herz —

Und der berühmte Kirchenhistoriker Karl Hase in Jena 1846 (S. 28):

Es war Schelling, nicht der jetzt in Berlin wohnt, sondern der im unsterblichen Hause des Geistes lebt, welcher einst sagte: Die Natur ist der sichtbare Geist! — Der Geist, die unsichtbare Natur, ist mir gestern Abend wieder anschaulich geworden in Ihren Märchen. Wie die auf der einen Seite so tief hineinlauschen in die verborgene Tiefe der Natur, die Sprache verstehen und wissen, wie's einem Tannenbaum oder einem Gänseblümchen zu Muthe ist, sodaß alles um seiner selbst willen da zu sein scheint, und wir sammt unsern Kindern in Sorge und Freude daran theilnehmen: so ist auf der andern Seite doch alles nur des Geistes Bild, und das Menschenherz in seiner Unendlichkeit zittert und schlägt durch alles hindurch.

Aus dem „Märchen meines Lebens" wissen wir, daß der Erbgroßherzog von Weimar, der jetzt regierende Großherzog Karl Alexander, den Dichter von vornherein besonders freundlich empfangen hatte, daß dieser öfters am Hofe zu Weimar weilte, und daß sich allmählich ein wahres Freundschaftsverhältniß zwischen beiden Männern herausbildete, das in einzelnen Zügen — si parva licet componere magnis — an das zwischen dem Großvater des Fürsten und seinem großen Freunde erinnert und wenn auch nicht ganz ohne durch äußere Umstände veranlaßte Schwankungen bis zum Tode des Dichters fortdauerte. Ton und Inhalt der Briefe beweisen, daß der Erbgroßherzog Andersen gegenüber nur den Freund, nie den Fürsten hervorkehrte. Der Dichter selbst fühlt sich dem hochgestellten Freunde gegenüber freilich etwas unsicher. Das „theurer Erbgroßherzog" wechselt mit „Ew. königliche Hoheit" in fast komischer Weise. Das Herz, das ihn drängt, den Fürsten als Bruder zu umarmen, kämpft mit der Ehrfurcht und Etikette (S. 20). „Im Geiste darf der Dichter den Fürsten an seinen Busen drücken, im Geiste fliege ich Ihnen entgegen." Die Dank- und Freundschaftsversicherungen, zumal, wenn er wieder in Weimar gewesen ist, wiederholen sich bis zur Ermüdung: „Wir bleiben Freunde für das Leben — ich will alle Kräfte aufbieten, um Ihrer würdig zu sein." „Ich kann Sie nicht entbehren; ach, wenn Sie doch kein Fürst wären!" — Der hohe Freund ist ihm „ein erneuter Beweis für das Edle in der Menschheit". „Wäre ich ein Prinz, dann sagte ich mir, daß ich Sie mit der ganzen Seele eines Bruders lieben dürfte; jetzt aber darf ich nur sagen: Mein ganzes Herz hängt an dem jungen liebenswürdigen Fürsten in Weimar. Sie sind so edel und offen!" Aber alles ist nur der Ausdruck wahrer treuer Gesinnung, die überquellende Empfindung eines warmen, erregbaren Gemüthes; von absichtlicher Schmeichelei findet sich nirgends eine Spur, von einem Höfling ist keine Faser an ihm.

Es ist dankbar anzuerkennen, daß der Großherzog selbst die Veröffentlichung der Briefe Andersen's an ihn, und nur zu bedauern, daß er nicht auch die seiner eigenen veranlaßt hat. Wir dürfen aus den Antworten seines Correspondenten schließen, daß auch sie kein geringes Interesse dargeboten haben würden. Seinen vollen Werth erlangt ein Briefwechsel für den Leser doch erst, wenn er Zeuge des lebendigen Austausches von Gedanken, Gesinnungen und Gefühlen beider Theile wird. Wie die Sache liegt, hätte das Buch eigentlich: „Briefe Andersen's an den Großherzog von Sachsen-Weimar" betitelt werden müssen.

Andersen hatte in seinem Testamente den Wunsch ausgesprochen, daß alle Briefe von Interesse, die sich in seinem reichen Correspondenznachlasse befänden, veröffentlicht werden möchten. Bei seiner Auswahl scheint der Herausgeber zumal von dem Gesichtspunkte bestimmt worden zu sein, ob der Correspondent ein vornehmer oder berühmter Mann war oder wenigstens der Inhalt der Briefe eine berühmte Persönlichkeit betraf. Jedenfalls hätten wir die Sammlung, welche den zweiten Theil des vorliegenden Buchs bildet, reicher gewünscht. Es sind nur 52 Briefe auf 87 Seiten. Die Zeit seiner Jugend und seiner schweren Kämpfe mit dem Leben und die Correspondenz mit den Freunden in der Heimat, die doch bei seiner häufigen langen Abwesenheit reichlich geflossen sein muß, sind gar nicht vertreten.

Die Bedeutung und den Werth der Andersen'schen Briefe kennzeichnet der Herausgeber mit den Worten:

Der Briefwechsel enthält freilich keine Lösung großer Tagesfragen; keine erschöpfende Behandlung der Motive, welche die Zeiten bewegten; aber er ist ein bedeutungsvoller Beitrag zur Personalgeschichte und als solcher von großem psychologischen Interesse; die vertraulichen Mittheilungen von vielen großen und edeln Männern und Frauen, das Verhältniß, worin sie zu Andersen's Individualität und Entwickelung treten — das ist es, was diesen Briefen einen großen Werth und Reiz verleiht.

Wir können diesem Urtheil im allgemeinen beipflichten, wenn auch nicht ohne eine gewisse Einschränkung.

Die Briefe und die Selbstbiographie, „Das Märchen meines Lebens", ergänzen und erläutern sich gegenseitig. Daß es dabei auch nicht an vielfachen, zum Theil fast wörtlichen Wiederholungen fehlt, ist begreiflich. Obwol Andersen hier zu dem Einzelnen und nicht zu dem großen Publikum redet, sind Vorzüge und Mängel in beiden wesentlich die gleichen, wenn auch das persönliche Verhältniß den Dichter natürlich einen wärmern Herzenston anschlagen läßt. Dieselbe naive, fast kindliche Ausdrucksweise; dieselbe Lebendigkeit der Schilderung; dieselbe lebhafte Empfindung für alles Schöne, das ihm auf seinem Lebenswege begegnet; dieselbe feurige Dankbarkeit für alles Gute, was ihm zutheil wird; dieselbe warme Menschenliebe, dieselbe Treue der Gesinnung; aber auch dieselbe fast krankhafte Empfindlichkeit, dieselbe Mischung von Bescheidenheit und Eitelkeit, welche letztere er doch stets von neuem abwehrt, dadurch unwillkürlich an das qui s'excuse, s'accuse gemahnend. In die innere Werkstatt seines Geistes können wir nur selten einen flüchtigen Blick werfen. Wir hören wohl, „daß es glüht und blüht in seinem Innern", daß er nicht alles zu Papier bringen kann, daß ihm die Märchengestalten bei Tag und Nacht keine Ruhe lassen; aber die Entstehung der einzelnen Werke wird gar nicht

oder nur ganz beiläufig und äußerlich erwähnt, ihr Zusammenhang mit seinen innern und äußern Lebenserfahrungen bleibt uns verborgen. Gedenkt er seiner Schriften, so ist doch fast nur von der äußern Wirkung derselben die Rede, wie und wo sie anerkannt, verbreitet und übersetzt sind. Mit Spannung erwartet er zu hören, wie sie dem fürstlichen Freunde gefallen haben; aber ob derselbe je wirklich ein Urtheil darüber ausgesprochen hat, verrathen uns die Briefe nicht. Mit kindlicher Freude erzählt ihm Andersen alle Ehren, die ihm als Dichter widerfahren sind, selbst auf die Gefahr hin, seinen hohen Correspondenten durch die Wiederholung ganz ähnlicher Vorgänge zu ermüden.

So hoch man Andersen's dichterische Begabung auch anschlagen mag, so wird man doch zugeben müssen, daß er, nachdem einmal die allerdings harten Kämpfe seines Jünglingsalters hinter ihm lagen, in ungewöhnlichem Maße vom Glücke begünstigt worden ist und rascher die allgemeine Anerkennung gefunden hat als manche andere ihm geistig nicht nachstehenden Zeitgenossen. Das erkennt er auch selbst gern und rückhaltlos an. „Ich bin gar zu glücklich, ein Glückskind in der Welt." (S. 25). „Mein Leben ist ein Märchen in dieser wunderschönen Welt." (27). Natürlich sind Stimmungswechsel bei einem Manne mit so zart besaitetem Gemüthe und so reizbaren Nerven häufig genug. Im ganzen aber ist sein Herz doch auf den Grundton der Freude am Leben gestimmt. „Das Leben ist so schön!" (23). Er kommt allen Menschen mit Liebe und Vertrauen entgegen; mehr als einmal klingt uns das: Seid umschlungen, Millionen! entgegen. „Ich habe ein großes Herz; ich liebe so viele Menschen und kann es so fest und innig!" Aber seine Zufriedenheit mit der Welt und sich selbst ist doch viel zu sehr abhängig von dem Urtheil und der Schätzung anderer, wie von äußern Einflüssen aller Art. „Ich bin gar zu glücklich; zuweilen aber fühle ich eine Angst, als ob ich bald so viel Glück verlieren müßte; ich spähe nach jedem Worte und dem Auge des Freundes; ich fürchte immer das Verlieren" (66). Wir vermissen die klare Ruhe und Sicherheit des Mannes, der, seines Werthes und seines Ziels bewußt, unbeirrt auf das letztere losschreitet. Nicht ohne Grund schreibt ihm der wiener Dichter Castelli, nachdem er in dem „Märchen seines Lebens" gelesen (1838): „Nur unverzagt vorwärts! Das Ziel will nicht erschlichen, nicht erkauft, nicht erbettelt — es will erobert sein!" (230). Es liegt etwas weiblich Empfindsames und Anlehnungsbedürftiges in seinem Wesen, das mehr an den Epheu als an die Eiche erinnert.

Ebenso vergeblich wie nach dem Ausdrucke eines ruhigen klaren Selbstbewußtseins würden wir in diesen Briefen nach bedeutenden Beobachtungen, nach eindringenden Urtheilen über die großen Zeitgenossen suchen, denen er auf seinem Lebenswege so vielfach begegnet ist. Auch würden wir uns täuschen, wenn wir über die Zeitereignisse, deren Zeuge er war und die doch nicht ohne bedeutenden Einfluß auf sein eigenes Leben blieben, irgend bemerkenswerthe Aeußerungen erwarteten. Sie wirken nur niederdrückend auf ihn, dessen ruhiges äußeres und inneres Leben, dessen ungestörten Verkehr mit den deutschen Freunden sie unterbrachen. Das Bild, welches die Weltbegebenheiten in seiner Subjectivität hervorrufen, erscheint so verkleinert und in so verwischten Zügen, daß wir es kaum wiedererkennen. Allerdings schreibt er im März 1848:

> Ein ganzes Stück Weltgeschichte ist vor uns aufgerollt .... die großen Wellenschläge spielen auch gegen die dänische Küste; es ist eine ernste Zeit; mich dünkt, daß es in derselben gar zu kleinlich ist, von mir selbst zu sprechen; indessen halte ich den unsichtbaren Faden in dem Schicksale der einzelnen Menschen und Völker fest; — nur eins kann nicht gestürzt und verändert werden — Gott! Alles ist jetzt Politik; wo die Kriegerscharen sich üben, kann der Dichter, der jetzt nur für wenige vorhanden ist, nicht sein Leben der Welt aufdrängen. Ich erwarte indessen mit Ruhe, was die Zeit bringen wird; sie bringe Gutes oder Böses; es führt alles zum Besten.

Damit hat er aber auch mit jener gewaltigen Bewegung abgeschlossen; es ist fernerhin nicht mehr die Rede davon. Wenn er auch einmal sagt, er fühle die Erschütterungen, welche durch die Länder gehen, bis in die Fingerspitzen (87), so äußert er doch nirgends ein Wort von seiner eigenen Stellung zu den weltbewegenden Ereignissen des Tages; sociale und politische Fragen scheinen für ihn nicht vorhanden; er kehrt sofort wieder zu den kleinen Ereignissen und Wechselfällen seines Privatlebens zurück. In seinen damals verfaßten Werken „erschüttert kein politischer Windhauch die Blätter"; selbst in sein „Dannevirke der Kunst" spielen die Geschützdonner nur ganz äußerlich hinein. Der deutsch-dänische Krieg (1848—50) wirkt nur beängstigend auf ihn ein: „Ach, ich leide in meinem Herzen unter diesem Kriege!" Daß gelegentliche Aeußerungen über den Kampf zwischen Deutschland und seinem Heimatlande durchaus dänisch gefärbt sind, ist begreiflich. „Mein Herz ist ganz dänisch" (100). Aber er ist deshalb kein Deutschenfresser, wie sein Freund und Gönner, der Etatsrath Collin, der ihm dringend abräth, wieder nach Weimar zurückzukehren, nachdem er von seinem dortigen Freunde, dem Kammerherrn von Beaulieu, auf seine ängstliche Anfrage, ob er als Däne von der erregten Stimmung des Volks etwas zu besorgen habe, eine beruhigende, aber etwas spöttisch gefärbte Antwort erhalten hatte (S. 246 fg.). Er kehrt zu den deutschen Freunden zurück; aber es ist charakteristisch, daß er in aller Aufrichtigkeit die naive Zumuthung an den deutschen Fürsten, seinen Correspondenten, stellt, er solle fühlen, „daß Dänemark unschuldig und gut sei und unschuldig gelitten habe". Natürlich wälzt ihm, der so viele liebe Freunde in Deutschland besaß, der Friedensschluß einen schweren Alp von der Seele. „Friede! Friede mit Deutschland! so klingt es durch mein Herz! Es ist wahrlich wie Sonnenschein, wie ein festlicher Sonntag! Ich mußte weinen vor Freude und wieder in den Wald hinausgehen — da sang ich aus vollem Herzen deutsche und dänische Lieder." Glauben wir da nicht einen schwärmerischen Jüngling zu hören statt eines Mannes, der längst über die Mitte des Lebens hinaus ist? In der That ruft er selbst (113) aus: „Ich

bin 45 Jahre alt, aber ich fühle mich in manchen Beziehungen oft wie ein Zwanzigjähriger."

Nach der Auffassung des Herausgebers sind die Briefe an den Großherzog ursprünglich dänisch entworfen und dann von Andersen selbst ins Deutsche übertragen worden. Wir möchten das kaum glauben; trotz der vielfach hervortretenden Unbeholfenheit des Ausdrucks machen sie nicht den Eindruck der Uebersetzung. Jonas hat sich veranlaßt gesehen, dieselben von groben Verstößen gegen die Regeln und den Geist unserer Sprache zu reinigen, „jedoch nur so weit, daß Andersen's kindlich naive Schreibweise dadurch nicht entstellt wurde". In der That hat er im ganzen gewiß das richtige Maß innegehalten; ob er aber nicht dennoch besser gethan hätte, die Briefe ganz unverändert zu lassen? Schon daß wir uns bewußt sind, daß Andersen nicht gerade so geschrieben hat, wie wir lesen, beeinträchtigt die unmittelbare Frische des Eindrucks. Auch ist der erste Brief, den Jonas als Probe des Stils und der Orthographie unverändert wiedergibt, durchaus verständlich, wenn auch der Dichter selbst gelegentlich nicht ohne Grund sagt: „Die Schreibfehler schlagen bei mir aus wie Blätter." Dagegen ist es mit Dank anzuerkennen, daß der Herausgeber für diejenigen, welche die Selbstbiographie des Dichters nicht kennen, eine kurze Uebersicht seines Lebensganges, so weit dieselbe für das Verständniß der Briefe nöthig erscheint, vorausgeschickt und fortlaufende Hinweise auf die entsprechenden Stellen des von ihm übersetzten „Märchens meines Lebens" hinzugefügt hat.

Die Briefe des Anhangs sind zum größern Theile ursprünglich in fremden Sprachen (wol theils dänisch, theils englisch) geschrieben und von dem bereits anderweit bewährten Uebersetzer trefflich verdeutscht worden. Die Reihe der fürstlichen Correspondenten beginnt König Max II. von Baiern, der Andersen für die Uebersendung seiner „Historien" dankt und ihm den eigentlich nur für deutsche Dichter und Gelehrte bestimmten Maximiliansorden übersendet, „weil er so ganz in deutschem Sinne gedichtet habe". Es folgen Briefe an drei dänische Könige, Christian VIII., Friedrich VII. und Christian IX., sowie den Kronprinzen Friedrich von Dänemark, die Könige Karl XV. und Oskar II. von Schweden, die Königin Karoline Amalie von Dänemark und die Herzogin Sophie Luise von Augustenburg. Dieselben bringen natürlich zunächst die überfließende Dankbarkeit des Dichters für die vielen ihm zutheil gewordenen Gnadenbeweise zum Ausdruck; doch ist es charakteristisch, wie er auch hier dasselbe Interesse an allem voraussetzt, was ihn betrifft, wie bei dem hohen Freunde in Weimar, und aus dem devoten Ton immer wieder in den der gemüthlichen Unterhaltung wie mit seinesgleichen verfällt. So z. B. in dem ersten Briefe an Christian VIII., worin er, nachdem er ihn um Erlaubniß gebeten, den ihm von Friedrich Wilhelm IV. verliehenen Rothen Adlerorden zu tragen, dem Könige sechs Druckseiten lang von allem Möglichen in behaglicher Breite vorplaudert. Drei Briefe an Chamisso, der sich großes Verdienst um seine Einführung bei dem deutschen Publikum erworben hat, bieten außer dem Namen des Adressaten wenig Interesse. Robert Schumann, ein großer Verehrer der Andersen'schen Muse, bittet ihn um Operntexte und sendet eine Composition:

> Die Musik zu Ihrem Gedichte wird Ihnen vielleicht im ersten Augenblicke sonderbar vorkommen. Ging es mir doch selbst erst mit Ihren Gedichten so! Wie ich mich aber mehr hineinlebte, nahm auch meine Musik einen immer fremdartigern Charakter an. Also an Ihnen liegt die Schuld allein. Andersen'sche Gedichte muß man anders componiren, als „blühe, liebes Veilchen".

Vielleicht war „das schreckliche nervöse Leiden", das ihn schon damals, elf Jahre vor seinem Tode, quälte, schuld daran, daß aus der Composition der Zauberoper „Glücksblume", von der sich Schumann so viel versprochen hatte, an die er alle seine Kraft setzen wollte, nichts geworden ist. — Ein Brief Andersen's an Dingelstedt, der ihn um Uebersendung seiner Märchenkomödie „Fliedermütterchen" und um nähere Auskunft über die dänische dramatische Literatur gebeten hatte, spricht seine große Freude über die Absicht des münchener Intendanten aus, Stücke von ihm und seinen Landsleuten auf die deutsche Bühne zu bringen, eine Absicht, die wenigstens in Bezug auf unsern Dichter selbst unsers Wissens nie zur That geworden ist. — Dem Dichter Mosenthal erzählt Andersen die mit großem Beifall aufgenommene Aufführung seiner dänischen Bearbeitung des „Sonnenwendhofs" in Kopenhagen. — Ein Briefchen an Rachel Felix dankt für den freundlichen Empfang in ihren Salons und bittet um einen Eintrag in sein Album, in das sich die Künstlerin mit den Worten: l'art, c'est le vrai! einzeichnet. — Aus einem Briefe an Philarète Chasles geht hervor, daß dieser versprochen hat, ihn bei seinen Landsleuten einzuführen. Andersen selbst ist des Französischen wenig mächtig und fühlt sich in Paris, so freundlich man ihn auch aufnimmt, nie behaglich und heimisch. „Frankreich", schreibt er an den Großherzog (S. 152), „hat mich nie angesprochen; Paris scheint ein Bienenkorb ohne Honig." — Von besonderm Interesse ist ein geistvoller Brief des kranken, dem Tode nahen Dichters Esaias Tegnér, der einen Vergleich zwischen der Literatur seines Vaterlandes und der dänischen zieht, der mit Recht sehr zum Vortheil der letztern ausfällt. — Die Briefe 37—42 enthalten die Correspondenz mit dem Andersen herzlich zugethanen Charles Dickens 1856—57. In einem Briefe, der zugleich die rasch wachsende Popularität des dänischen Dichters in England bezeugt, fordert ihn Dickens in herzlicher Weise zum Besuche auf. Andersen, „von der Einladung ganz berauscht", zögert nicht zu kommen und verlebt schöne Tage in dem Landhause auf dem falstaffberühmten Gadshill, wo Dickens damals ganz in sein „Little Dorrit" versenkt war. Der Besuch knüpfte ein inniges Freundschaftsband zwischen Andersen und dem großen englischen Humoristen, der uns hier im liebenswürdigsten Lichte erscheint. — Endlich verdient noch der Briefwechsel mit einem Kinde, Mary Livingstone, der liebenswürdigen Tochter des großen Afrikaforschers, Erwähnung. Mary

muß ihm ihr Entzücken über seine Märchen ausgesprochen haben; Andersen, der Kinderfreund, antwortet ihr herzlich, und so entspinnt sich ein Briefwechsel, der fünf Jahre fortdauert und von dem wir gern noch mehr Proben erhalten haben würden. In dem letzten Briefe erzählt Mary die feierliche Beisetzung der sterblichen Hülle ihres Vaters in der Westminster-Abtei.

Wir sehen, an Mannichfaltigkeit fehlt es nicht. Im ganzen gilt auch von diesen Briefen dasselbe wie von der Correspondenz mit dem Großherzog. Wir finden vieles Anmuthende und Liebenswürdige, manchen kleinen Zug zur Charakteristik des Dichters und seiner Correspondenten. Von den großen weltbewegenden Fragen ist auch hier keine Rede, ebenso wenig von einem tiefern Einblick in die literarischen Zustände oder in die geistige Werkstatt der vielen bedeutenden Männer, denen wir begegnen. Wer aber nicht etwa mit derartigen hochgespannten Erwartungen an das Buch herantritt und sich deshalb getäuscht findet, wird es gewiß nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen, und vor allem den Helden desselben, den wir ja fast den Unserigen nennen können, dadurch noch lieber gewinnen. Sein uns schon aus dem „Märchen meines Lebens" und dem „Improvisator", dessen Held seine Züge trägt, vertrautes Bild tritt uns mit allen seinen Vorzügen und Eigenheiten wieder klar und in manchen Einzelheiten noch schärfer umrissen entgegen, und wir können nicht umhin, dem liebenswürdigen „Märchenonkel" mit allen seinen unleugbaren Schwächen, und vielleicht zum Theil gerade wegen derselben, im Geiste herzlich die Hand zu drücken.

Zum Schluß führen wir, um auch dieser Seite Andersen's und seiner Briefe gerecht zu werden, noch einige originelle Gedanken und Gleichnisse an, bei denen freilich die logische Durchführung der schwächste Theil ist. Von London aus schreibt er nach Weimar:

London und nicht Paris ist die Weltstadt; ich muß in London des Gegensatzes halber immer an Rom denken; die beiden Städte könnten die Weltkugel-Vignetten repräsentiren: Rom die Nacht, die große erhabene Nacht, und London den Tag, den Tag in seiner Fülle und mit seinem Treiben.

München nennt er bei seiner Anwesenheit 1852

einen Rosenstock, der in voller Blüte steht, die Aukirche daselbst eine wahre Passionsblume, in einem Momente aufgesprungen, die Basilika eine goldene Nelke mit herrlichen Düften und Orgeltönen.... Die Schweiz ist eine ganze Dichtung vom lieben Gott selbst; dies mag wol der Grund sein, weshalb das Land selbst keine Dichter hervorgebracht hat.

Als am Todestage Christian's VIII. von Dänemark ein wilder Schwan sich die Brust an dem roeskilder Dom, wo die dänischen Könige begraben worden, zerschmettert hat, heißt es (S. 85): „Es ist ein Zufall, aber das Zufällige ist immer die Blume der Poesie an dem Alltagsbaume des Lebens." — Wenn er in Wien „Liszt auf der Pianoforte bluten hört", so sind das allerdings, wie die Franzosen sagen würden, des mots étonnés de se trouver ensemble. Logische Consequenz und Schärfe des Ausdrucks sind überhaupt nicht Andersen's starke Seite; über das, was er sagen will, läßt er aber seine Leser nie im Zweifel und verfehlt wol kaum je die erstrebte Wirkung.

Otto Speyer.

Zur Romanliteratur.

1. Bis zum Tode getreu. Erzählung aus der Zeit Karl's des Großen von Felix Dahn. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1887. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Zu den bedeutendsten Vertretern der culturhistorischen Romandichtung zählt ohne Zweifel Felix Dahn, dessen Werke in fast allen gebildeten Kreisen um so wärmere Freunde und Verehrer gefunden haben, als sich in denselben ein echt nationaler Sinn ausspricht, der gepaart ist mit gründlichem Wissen und getragen von einem Gefühl für Recht und Freiheit. Dies läßt sich nun auch von seinem unlängst erschienenen Roman „Bis zum Tode getreu" mit vollstem Rechte sagen; was die Form anbetrifft, so mag die nicht selten wiederkehrende Alliteration nicht allen Lesern zusagen, obschon uns dieselbe vollständig gerechtfertigt erscheint. Die Geschichte spielt in dem jetzigen Schleswig-Holstein und zwar zur Zeit Karl's des Großen. Die Grenze zwischen den von Dänen bewohnten Landstrichen und den zum weiten Frankenreiche gehörigen und von Nordsachsen bewohnten Ländereien bildete zu Anfang des 9. Jahrhunderts so ziemlich der von Osten nach Westen ziehende Lauf der Eider; wenigstens war die Mark nördlich der Eider ein bestrittener Boden, denn hier behaupteten sich in gar manchen Strichen die Dänen, deren Zurückdrängung über die Schlei erst allmählich gelang. Das Land war zu jener Zeit in den dortigen Gegenden noch meist weitum von Urwäldern oder schilfigen Sümpfen bedeckt. Die Rodungen waren verhältnißmäßig selten; auf brauner Heide ragte dann der einsame Bauernhof, und bis zur nächsten Ansiedelung hatte man viele Stunden zu gehen. An dem linken Ufer der Eider erhob sich ein solches Gehöft da, wo eine Furt das sächsische Südufer erreichte. Nicht ein Stein war zu dem Bau verwendet, der ganz aus rohen Stämmen gefugt dastand. Das mächtige, fast bis zur Erde herabreichende Dach bestand aus tiefen Schichten von Schilf und Moos, an der dem Flusse abgekehrten Stirnseite kreuzten sich die beiden obersten Schrägbalken, welche in zwei kunstlos geschnitzte Pferdeköpfe ausliefen, wie man sie noch jetzt wol in alten Bauerdörfern findet. Das Wohnhaus und der daran gebaute Stall lagen wie versteckt hinter einer Gruppe von uralten, hochwipfeligen Eichen. Umhegt und umfriedet waren das Haus und der etwa funfzig Schritte im Geviert messende

Anger von einer fast mannshohen Hofwehre aus starkem Pfahlwerk. Zwischen Wald und Hofwehre lagen ein paar schmale Felder Ackerlandes, auf denen Spelt und Hafer wuchsen. Dies war der Wohnsitz des vollfreien Sachsen Volkfried und dessen ebenso schöner, wie treuer Gattin Muthgard; die Kinder dieses Ehepaars hießen Volkbert und Lindmuth. Wir haben dies etwas genauer geschildert, weil Volkfried's Bauernhof der Schauplatz eines erbitterten Kampfes für Recht und Freiheit war, in welchem sich Gatten- und Kindesliebe gleich schön bewährten. Es finden aber auch verschiedene größere Kämpfe statt, z. B. auf der Heide bei Sliesthorp, dem heutigen Schleswig, wo die freien jütischen und dänischen Bauern mit Göttrik, dem Dänenkönig, siegreich stritten. Letzterer hatte dem Bauern Warstein Warfredson dessen Pferd Sleipnir gestohlen und war deshalb in den „Königshof", d. h. vor das Volksgericht, geladen worden, um sich zu vertheidigen und das gestohlene Roß zurückzugeben. König Göttrik weigerte sich dies zu thun; so kam es zum Kampfe, in welchem der König und seine 200 Reiter fielen. Aehnliche Kämpfe kommen wiederholt vor, an denen unter andern auch Karl der Große, der verkleidet nach Schleswig gereist war, als „Schild und Hort des Rechts" theilnahm. Nicht wenige Kämpfer fanden den Heldentod, der Ehre und dem Rechte „bis zum Tode getreu"; daher der Titel des Buches. Die Macht des Kaisers Karl und das Ansehen, welches derselbe als Beschützer der Unterdrückten selbst in den fernsten Gegenden seines weit ausgedehnten Reiches genoß, werden trefflich geschildert, ebenso die Tugenden und Fehler der damaligen Geistlichkeit und Beamtenwelt.

2. Die eiserne Maske. Historischer Roman aus den Archiven der Herzöge von Condé und Rohan von Paul Victor Wichmann. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1887. 8. 10 M.

Es ist mit den historischen Romanen ein eigen Ding. Wenn die geschichtliche Entwickelung in denselben überall den wirklichen Thatsachen genau entspricht, so haben wir überhaupt keine Dichtung vor uns, und wenn andererseits hinsichtlich Zeit und Raum häufig Sprünge vorkommen, wenn die stetige Entwickelung dadurch wiederholt unterbrochen und das epische Ineinandergreifen, welches ein guter Roman verlangt, gestört wird, so leidet die Aufmerksamkeit des Lesers, und das ruhige Behagen desselben an der Erzählung muß schwinden. Bei guten historischen Romanen darf die Geschichte nicht gefälscht sein, aber die durch Thatsachen verbürgten Schilderungen müssen einen poetischen Stempel tragen, gleichgültig, ob derselbe tragischer oder mehr heiterer und erfreulicher Natur ist. Was nun den Roman „Die eiserne Maske" von P. V. Wichmann anlangt, so ist derselbe zunächst mit handelnden Personen fast überladen; eine Unzahl von Gestalten, Männern und Frauen, zieht an uns vorüber, nicht selten in ganz unvermittelter Weise. Die Erzählung beginnt mit dem Hinscheiden des mächtigen Cardinals Richelieu am 4. December 1642; ihm folgte gar bald, am 14. Mai 1643, Ludwig XIII., ein Fürst ohne große Tugenden und Laster und abhängig von jedem, der sich seine Gunst zu erwerben oder sich ihm furchtbar zu machen wußte, im Tode nach. Der letzte Wille des Königs hatte die Regierung des Landes während der Minderjährigkeit seines Sohnes einem Regentschaftsrathe übergeben, dem die Königin Anna von Oesterreich, eine Schwester Philipp's IV. von Spanien, und der Italiener Julius Mazarin, der Erbe von Richelieu's Amt und Staatsgrundsätzen, angehörten. Wenn letzterer nach Ranke's Ausspruch „wie ein zweiter König im Lande war", so besaß Mazarin die unwandelbare Gunst der Königin Anna, die ihm mit solcher Liebe anhing, daß man von einem geheimen Ehebunde zwischen beiden sprach. Wichmann nimmt dies sogar als eine feststehende Thatsache an. Der eigentliche Held der Erzählung ist übrigens Tancred von Rohan, der Erbe Heinrich's von Rohan, des tapfern Hugenottenführers. Tancred von Rohan spielte bald am französischen Hofe eine gewisse Rolle; sein berühmter Name und seine persönliche Liebenswürdigkeit gewannen ihm die Zuneigung der Herzogin Maria von Chevreuse und selbst die der Königin Anna. Man erblickte in ihm „das Bild der fleckenlosesten Reinheit, der verkörperten Poesie; des unbewußten Idealismus". Solche Menschen gab es zu jener Zeit sehr wenige am französischen Hofe, wo Sittenlosigkeit und Intriguen aller Art an der Tagesordnung waren. So geschah es denn, daß der ebenso eifersüchtige wie herrschbegierige Mazarin den verhaßten, aber vollkommen unschuldigen Nebenbuhler zunächst nach der Feste Pignerol und später in die Bastille bringen ließ, wo er am 19. November 1703 starb. Hiermit schließt der Roman; doch werden noch kurz Mazarin's Hinscheiden und der Regierungsantritt Ludwig's XIV. geschildert. Tancred von Rohan mußte während seiner langen Gefangenschaft stets eine eiserne Maske vor dem Gesicht tragen. Der Inhalt der Erzählung ist interessant genug, allein die Darstellung entbehrt nicht selten der wünschenswerthen Klarheit. Der Verfasser hat, wie er ausdrücklich auf dem Titelblatt angibt, bei seiner Arbeit aus den Archiven der Herzöge von Condé und Rohan geschöpft.

3. Aus russischen Kreisen. Roman von Kurt von Wildenfels. Leipzig, Peterson. 1887. Gr. 8. 5 M.

Das vorstehend genannte Buch beschäftigt sich weniger mit den politischen Verhältnissen und anarchistischen Umtrieben in Rußland, wie solche von Dostojewski und andern russischen Schriftstellern geschildert werden, als mit den gesellschaftlichen Zuständen in den höhern Kreisen daselbst. Es kommt in dem Roman eigentlich nur ein einziger Vertreter des liberalen Constitutionalismus vor und zwar in der Person des jungen Juristen Wladimir Apranowicz, welcher zu den entschiedenen Anhängern von Alexander Herzen gehörte, der vor etwa 30 Jahren in Rußland viele begeisterte Verehrer und Gesinnungsgenossen zählte, die in ihrem Vaterlande einen politischen und socialen Fortschritt anstrebten. Die Repräsentanten der

höhern Gesellschaftskreise, soweit sie dem Adel und der Finanzwelt angehören, erscheinen in keinem besonders schönen Lichte. Zu den Ausnahmen gehören der vorurtheilsfreie und reiche Fürst Milarowicz und die ebenso edle, wie schöne und feingebildete Leona von Kattwicz; beide lernten sich in der Familie des etwas beschränkten Grafen Orlanow, dessen Gemahlin sich nur durch einen übermäßigen Stolz auszeichnete, kennen und lieben. Die Heldin der Erzählung ist Leona von Kattwicz. Dem Fürsten Milarowicz gelang es, Wladimir Apranowicz mit sich und seiner jungen Frau Leona ins Ausland und zwar nach Paris zu nehmen, da es andernfalls dem jungen Brausekopf wol hätte begegnen können, seine besten Jugendjahre in Sibirien verbringen zu müssen.

4. Was zum Ziele führt. Roman von A. von R. Enberg. Rostock, Verlag der Albumstiftung. 1887. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
5. In der Hochflut. Roman von Friedrich Friedrich. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 9 M.
6. Charaktere. Roman von Friedrich Friedrich. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 9 M.
7. Der Herrgottsmantel. Culturbild aus dem baierisch-böhmischen Waldgebirge von Maximilian Schmidt. München, Callwey. 1887. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
8. Sphinx und andere Novellen von Konrad Telmann. Zwei Bände. Freiberg i. Br., Kiepert. 1887. Gr. 8. 8 M.

Frau von Gottberg, welche unter dem Schriftstellernamen A. von Enberg schreibt, läßt sich in dem Roman „Was zum Ziel führt" (Nr. 4) über den Schriftstellerberuf S. 247 also vernehmen:

> Die Schilderung eines recht edeln, naturwahren Charakters erweckt veredelnde Empfindungen, geistreiche Betrachtungen regen zu neuen Gedanken an und selbst das Schlechte, vom Schriftsteller richtig geschildert, muß ethisch, als Schatten neben dem Lichte, wirken. Ich halte den Beruf des Schriftstellers für verfehlt, wenn er nur schreibt, um zu unterhalten, ohne darauf wirken zu wollen, daß die Unterhaltung auch eine veredelnde sei. Ein Schriftsteller, der sich darin gefällt, das Gemeine, Sittenlose oder das Ekelhafte, Widerliche zu schildern und womöglich diesen Dingen noch eine äußerlich leidliche Oberfläche zu geben, sodaß thörichte, unerfahrene und beschränkte Leser hineinfallen wie in einen Sumpf, den eine grüne Rasenfläche deckt, ein solcher Schriftsteller scheint mir eine schwere Schuld auf sich zu laden. Er legt vielleicht den Keim zu manchen Verbrechen in bis dahin schuldlose Seelen.

Wir stimmen dieser Ansicht, soweit die Roman- und Novellenlectüre ins Spiel kommt, im großen und ganzen bei und verurtheilen jene Bücher, welche die Gemeinheit an der Stirn tragen oder das Sittenlose in das Gewand liebenswürdiger Leichtlebigkeit kleiden; aber kein guter Roman darf einen trockenen, einseitig moralisirenden Ton anschlagen und dadurch dem Fluche der Langweiligkeit anheimfallen. Diese Klippe hat Frau von Gottberg vermieden, wenn sie auch in ihrem Buche „Gottesfurcht und Menschenliebe als den Kern aller Religion" feiert und dem Erbadel die Verpflichtung auflegt, sich durch ritterliche Gesinnung auszuzeichnen. Die Charaktere der einzelnen Personen sind psychologisch scharf und wahr gezeichnet.

In dem zweibändigen Romane „In der Hochflut" (Nr. 5) stellt Friedrich Friedrich wiederum wie in seinem frühern Romane „Die Frau des Arbeiters" die ehrenhafte Arbeit des einfachen Mannes im Gegensatze zu dem genußsüchtigen Treiben mancher andern Stände in das rechte Licht. Die Handlung spielt fast nur in Berlin und führt den Leser in die verschiedensten Gesellschaftskreise ein. Wir können diese Dichtung, die vielfach dem berliner Leben abgelauscht ist, allen Freunden einer guten Romanliteratur angelegentlich empfehlen. Friedrich Friedrich ist auch hier nicht umsonst dem Rathe Goethe's gefolgt: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant."

Soeben kommt uns ein neuer Roman desselben fleißigen, talentvollen und gern gelesenen Schriftstellers in die Hand: „Charaktere" (Nr. 6), der zu seinen besten schriftstellerischen Leistungen gehört. Es wird uns in der in Rede stehenden Dichtung eine ganze Reihe von Personen, welche vorzugsweise den höhern Ständen der Gesellschaft angehören, vorgeführt. Die Erzählung beginnt in der Schweiz, wo wir die beiden jüngern Helden derselben, den Husarenlieutenant Heino von Klewitz und dessen Freund, den talentvollen Maler Leo Walter, auf der breiten Terrasse des Curhauses von Rigi-Kaltbad zuerst kennen lernen. In den folgenden Kapiteln spielt die Geschichte in Hannover und zwar nach dem Kriege von 1866, welcher dem Welfenregimente in dem genannten Lande ein Ende machte. Der Gutsbesitzer und Baron Ernst August von Hellenbrook, ein treuer Anhänger seines alten Fürstenhauses, war ein zum Jähzorn geneigter Tyrann in seinem eigenen Hause und ein verbissener Anhänger des Welfenhauses, im übrigen aber ein Ehrenmann, der auch die Kunst liebte. Auf dem Gute des Barons trafen sich Heino von Klewitz und Leo Walter wieder; ersterer liebte die Tochter des Barons, die ebenso edle wie schöne Senta. Politische Meinungsverschiedenheiten ließen es nicht zu, daß der Baron von Hellenbrook seine Tochter Heino von Klewitz zur Gattin gab, sondern dieselbe gegen ihren Willen dem charakterlosen und verschwenderischen Herrn von Pohlenz versprach. Nach langen und harten Kämpfen siegte jedoch das liebende Paar. Herr von Hellenbrook starb durch seine eigene Hand, weil er dies seiner Ehre schuldig zu sein glaubte. Die letzten Worte des Sterbenden waren Worte der Versöhnung und sie hallten erschütternd in Heino's Brust wider. Der Tod aber war wol das Beste für den Mann, dessen Kopf sich nie gebeugt hatte; mochte er in seinem trotzigen Sinne gefehlt haben, so hatte er doch stets die Ueberzeugung gehabt, recht zu handeln. Auch die übrigen in dem Romane vorkommenden Persönlichkeiten: der alte Förster Born, dessen Tochter Lore, der Sohn des Barons, Alexander, und der Maler Leo Walter, sie alle kommen zu ihrem Rechte. Die Charaktere der handelnden Personen sind scharf und klar gezeichnet und der Titel der Dichtung erscheint daher wohl gerechtfertigt.

„Der Herrgottsmantel" von Maximilian Schmidt (Nr. 7) ist ein Culturbild aus dem baierisch-böhmischen Waldgebirge, dem Dichter Hermann Lingg gewidmet. Liebliche und anmuthige Gegenden wechseln dort mit einer großartigen, fast wilden Gebirgs- und Waldnatur, und in ihrem Innern birgt diese Berglandschaft eine wahrhaft ungeahnte Waldespracht. Hochgelegene Burgruinen blicken in betriebsame, malerische Thäler. Unter den letztern ist es vorzugsweise das herrliche Angelthal östlich des Osser-gebirges, dessen beide Spitzen gleich den Ruinen einer gewaltigen Zauberburg ernst und kühn in die Lüfte ragen. In jenem, dem tiefen Thalgrunde entsteigenden, durch brausende Gebirgswasser zerklüfteten Felsengewände ist der Schauplatz des „Freischütz"; dort wurden die Freikugeln gegossen, welche zu dem im nahen Städtchen Taus geführten Processe Veranlassung gaben, dessen Acten zu dem Libretto von Weber's köstlicher Tondichtung benutzt wurden. In jener sonst vom allgemeinen Verkehr ziemlich abgeschlossenen Gegend spielte der „böse Feind" von jeher und selbst bis in die neueste Zeit eine gewaltige Rolle; auch die in Rede stehende Geschichte vom „Herrgottsmantel" und den „künischen Freibauern" ging dort vor sich. Wie uns Fritz Reuter das Volk von Mecklenburg in seinen plattdeutschen Geschichten so trefflich schildert, so hat es Maximilian Schmidt verstanden, Culturbilder aus dem baierischen Hochlande in süddeutschem Dialekt vortrefflich wiederzugeben. Die Verschiedenheit der Volksstämme in ihren Sitten und Gebräuchen spiegelt sich in den Werken der genannten beiden Dichter getreulich wieder.

Während hier der frische Naturlaut einer dem Volksleben mit seinen Licht- und Schattenseiten entnommenen Erzählung vorwaltete, tritt uns in Konrad Telmann's Buche „Sphinx und andere Novellen" (Nr. 8) ein ganz widersprechender Charakter entgegen. Telmann's dichterische Compositionen gehören mehr der sogenannten Kunst- oder Gedankenpoesie an, die sich vielfach mit Abstractionen und Reflexionen beschäftigt. Die Novelle „Sphinx", welche den ersten Band füllt, enthält ein psychologisches Räthsel und trägt durchweg einen tragischen Stempel; es kommen darin eigentlich nur drei handelnde Personen vor: der Arzt Ulrich Hottenbach, der Rittergutsbesitzer Erwin von Schlieben und dessen Frau Lea, eine gewesene Schauspielerin, die sich ebenso sehr durch ihre Schönheit, wie durch ihren räthselhaften Charakter auszeichnet, der schließlich ihr und den ihr näher tretenden Persönlichkeiten Verderben bereitet. Die Handlung geht in der Schweiz vor sich. Der zweite Band enthält drei kürzere Novellen, von denen die erste, „Erna" betitelt, mehr heiterer Natur ist, während die zweite, „Charitas", versöhnend schließt, die dritte aber, „La Bionda", in hohem Grade tragisch endet. Stil und Darstellungsweise lassen wenig oder nichts zu wünschen übrig.

Rudolf Doehn.

Poetisches.

1. Aus zwei Welten. Erzählungen und Bilder von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Cotta. 1887. 8. 4 M.

> Jonien, du hohe Amme,
> An deren Brust schon Hellas sog,
> Seitdem ich dich zuletzt geschaut,
> Ist mir der Locken Braun ergraut.
> Doch der Begeist'rung schöne Flamme
> Loht noch in mir wie einst so hoch:
> Noch von der Muse Flügelschlage,
> Wie damals, fühl' ich mich umrauscht,
> Und manche Kunde alter Tage
> Hab' ich von ihrem Mund erlauscht —

so singt in unversiegbarer Jugendwärme der Dichter, dem vor kurzem Alldeutschland huldigend genaht, ihm Glück zu wünschen zu schöner Feier, vor allem freilich, sich selbst Glück zu wünschen, daß unsere vielzersplitterte Gegenwart in ihm noch einen Repräsentanten jener bessern Zeit bewundern darf, in der es dem Geistiggroßen möglich war, den Bildungsinhalt seiner Mitwelt in thätiger Antheilnahme in sich zu fassen. Jede neue Dichtergabe, die Graf Schack aus dem Reichthum seiner edeln Güter spendet, ist hochwillkommen an sich, noch willkommener in dem Gedanken an die Persönlichkeit, die über alle dem steht, was sie geschaffen; die nicht schaffend Genüge fand, sondern noch anderer Schaffen fördernd bewirkte. Es gibt ja kaum ein Gebiet wissenschaftlicher wie künstlerischer Thätigkeit, an dem dieser vielseitige Geist sich nicht thätig oder zur Thätigkeit anfeuernd betheiligt und die Kraft bewiesen hat, all diese mannichfachen Ausstrahlungen des Menschengeistes zu einer harmonisch in sich geschlossenen, idealerfüllten Weltanschauung zusammenzufassen:

> Daß endlich alles sterbe,
> Mahn' ich mich bang, und daß Vergessenheit,
> Vernichtung diese ganze Schöpfung erbe.
>
> 59.
>
> Vielleicht noch einmal hoch aufflammen
> Im neuen Welttheil wird des Daseins Glut.
> . . . .
>
> 60.
>
> Frei von der Zeit, des Raumes Schranken
> Zu Höhen, wohin noch kein Fittich trug,
> Aufschwingen werden Kön'ge der Gedanken
> Sich in erhabnem Geistesflug. —
> In Jünglingskraft gleich dieser Erde frühen
> Geschlechtern, und in Mannesreife doch
> Wird dort vielleicht die Menschheit neu erblühen!

61.

Allein mag, nochmals siegreich auferstanden,
Ihr Genius sich zum Sitz Columbia weihn,
Mag leuchtend um das Riesenhaupt der Anden
Die Freiheit breiten ihren Glorienschein,
Mag auch in Herrlichkeit, noch nie gesehen,
Atlantis strahlen durch Jahrtausende —
Doch endlich muß sie untergehen!

62.

Der alten Inkas Sonnenreichen
Nachstürzen wird sie in das große Grab.
Der Glanz auf ihren Gipfeln wird erbleichen;
Und Schatten senkt sich bis ins Meer hinab.
Bedecken wird allmählich Nacht den ganzen
Erdtheil, und stumm auf seine Gruft
Der Todesengel seine Fahne pflanzen.

63.

Zerstört, gleich eines Schiffes Wracke,
Verkohlt, verwittert wird der öde Ball,
Leblos, wie da er sich zuerst als Schlacke
Ablöste aus dem ungeheuren All,
Hin durch die Himmelswüste rollen,
Er selbst mit allem, was auf ihm gelebt,
Auf ihm geschehn, vergessen und verschollen.

64.

Allein zu Häupten mir emporgezogen
Ist schon die stille Ewigkeit;
Hellflammend hat am Sternenbogen
Sich Welt hin neben Welt gereiht,
Und aus dem Dunkel, das hier unten nachtet,
Schwing' ich zu euch, ihr Himmlischen, mich auf,
Die ihr des Kindes Schlummer schon bewachtet.

65.

O laßt den klaren Strom mich trinken,
Der aus dem Unermess'nen niederquillt!
Die Erde mir zu Füßen mag versinken,
Die nie noch meiner Seele Durst gestillt.
Nicht bannen soll die enge Runde
Dort unten mich, in der uns kurzes Sein
Zumißt der Pendel der Sekunde.

66.

Empor zum Wandellosen schweben
Mag aus der Welt der Endlichkeit mein Geist,
Indessen Tag und Nacht und Tod und Leben
Wie ein Atom tief unten kreist:
Ich weiß, was Großes, Göttliches die Erde
Geboren hat, geborgen ruht
Es droben auf des Ew'gen Strahlenherde! —

so beschließt er das Bild, in dem, von hoher Warte herab, von dem Felsen Gibraltars „zwischen beiden Welten von der Natur emporgethürmt" sein Sang das Erblühen und Vergehen der Menschheit, des Balles, der sie trägt, in großen Zügen sich entrollen läßt. Der Anklang an den Titel zeigt die „zwei Welten" als die räumlich und zeitlich getrennten, als die christlicher und nichtchristlicher Weltanschauung, als die der Antike wie der Neuzeit. Von den „kornreichen Fluren Gelas" „an des Mondego schwermuthsvollen Strom", vom attischen Sänger zum orientalischen Mystiker, vom todesmuthigen Bernhardinermönch zum patriotischen Märtyrer für Deutschlands Einigung schweift der Sang, der eine Fülle der verschiedenartigsten Töne anschlägt. Phantastisch-Fremdländisches wechselt mit Allbekanntem — Medusa; das Gesicht des Franz Xaver u. s. w. — dem der Dichter durch Hineinlegen eigenartig neuen Gedankengehalts ganz neues Leben einhaucht. Alles in anmuthend schöne Form gegossen, in einer von Gedanken getragenen edelschönen Sprache. Erstaunlich groß ist die Fülle neuer seltener Reime, die sich dem Sänger, der vieler Herren Länder gesehen und vieler Völker Leben erkundet, aus den vielfach entlegenen Stoffen wie ungesucht ergeben, und auch in formell sprachlicher Beziehung den Eindruck großen Reichthums hervorrufen.

Es ist unmöglich, im einzelnen auf all das Schöne aufmerksam zu machen, das diese „Erzählungen und Bilder" in Fülle bieten. Nur zum Schluß noch einige Strophen aus dem „Sänger von Smyrna" (Homer), wo, wie auch im „Fremdling in Gela" (Aeschylos), die Ahnung rege wird, daß der Dichter manch eigenst Empfundenes, manch schleierlüftenden Einblick in die eigene Schaffenswerkstatt hineingelegt habe in jene Strophen, in denen er den Größen der antiken Dichterwelt huldigt. Hier nur wenige Zeilen über die Macht des Gesanges:

Zur Leier dann griff Helios,
Die Saiten unter seinen Schlägen
Begannen leise sich zu regen.
Dazu erhob sich sein Gesang;
Und voller, immer mächt'ger rauschten
Die Töne, daß entzückt dem Klang
Die athemlosen Lüfte lauschten.
Die Zweige ließ das Lied, die Ranken
Hoch in des Haines Wipfelhalle
Vom Sturm der Melodien schwanken;
Die Lorberbäume brausten alle
In vollem Chore mit dem Schalle.
Von den gewalt'gen süßen Tönen
Gefangen ward das Herz der Schönen,
Daß ihr die Sinne hoch erglühten;
Und während heißer Duft den Blüten
Des Weißdorns und Jasmins entstäubte,
Zu Boden hin sank die Betäubte.

So verschiedenartig die Stoffe, so fremd und entlegen manche, sie alle einen sich zu einem harmonischen Ganzen, dem eine vornehme Natur, wie allem, was sie berührt, das Gepräge ihrer Eigenart aufgedrückt hat. In Bezug auf eine Sammlung Gedichte Leo's XIII. enthielt der „Figaro" vor kurzem einen schönen Ausspruch, mit dem ich auch hier den empfangenen Gesammteindruck bezeichnen möchte: „C'est un recueil de pensées toujours nobles et élevées, sur lesquelles la Poésie a jeté son manteau de pourpre et d'or."

2. Zorahayda. Aus dem Sagenkreise der Alhambra. In Versen erzählt von Chillonius. München, Calwey. 1887. 8. 2 M.

„Zorahayda" ist eine romantisch-phantastische Behandlung einer maurischen Sage, die gleich einem bunten Traum am Ohr vorübergaukelt in ihren leichten wohl-

klingenden Rhythmen. Bleibenden Eindruck hinterläßt sie nicht, denn schemenhaft bleiben ihre Gestalten, die Lebenden ebenso wol wie der Geist der Zorahayda. Auch zur Hervorrufung des Localcolorits, das hier so leicht verlockend hätte wirken können, genügt nicht die Anwendung fremder Namen und Bezeichnungen, möge sie noch so häufig vorkommen. Doch ein Stündchen — und mehr Zeit verlangt es nicht — mag man dem zierlichen Büchlein widmen, dessen äußere Ausstattung überaus gefällig ist. Schade, daß der Inhalt nicht ebenso stilvoll charakteristisch ist wie sein Gewand.

3. Ernste Weisen. Ein Bändchen Lyrik von Friedrich Beck. Wien, Konegen. 1888. 8. 2 M.

Ganz anderes Gepräge tragen „Ernste Weisen". Der kleine Band, der nicht 100 Seiten zählt, bietet in der That manch ernsten Gedanken, meist in schöne Form gekleidet. Gedanken wie Empfindungen sind freilich nicht bemerkenswerth durch Originalität. Es sind Gedanken, wie sie der Mehrzahl der überhaupt Denkenden und Suchenden sich unbarmherzig aufdrängen im Hinblick auf die tausend Räthselfragen des Menschendaseins. Von den Gefühlen singt der Dichter selbst:

> Empfindung, des Gesanges Quelle,
> Ist ewig wie das goldne Licht,
> Sie sendet Welle reich um Welle
> Ins Klangmeer und versiegt doch nicht.

Wie jeder Thautropfen dieselbe Sonne spiegelt, doch stets modificirt durch seine eigene Form und Nuancirung, so spiegelt sich auch hier das oft Gedachte, oft Empfundene mit der eigenartigen Frische der Färbung, in welche feinfühlige Subjectivität die Materie kleidet. Einen besondern Reiz gewährt das echt dichterische Naturgefühl, welches in sich selbst das große Leben und Wirken mitlebt, und dadurch die Kraft erhält, allem, was es berührt, Leben einzuhauchen.

Es ist schwierig, aus dem vielen Schönen, das ich beim Lesen angemerkt, eine Auswahl zu treffen. Folgendes, das mir charakteristisch scheint, möge zum Selbstkennenlernen des Uebrigen anreizen:

Dein gedenken.

> Ich denk' nicht dein im jungen Blühen,
> Wenn Rain und Hag vom Dufte sprühen
> Im Liebeskuß der Abendluft,
> Ich denk' nicht dein, wenn frühlingstrunken
> Die Nacht mit tausend Flammenfunken
> Ihr Glück in alle Welten ruft.
>
> Ich denk' nicht dein, wenn mondumsäumet
> Das Thal am Glanz des Himmels träumet,
> Deß Friede seine Fluren krönt,
> Noch wenn sich Busch und Strauch beseelen
> Und süß aus abertausend Kehlen
> Das hohe Lied der Liebe tönt.
>
> Mir lebt ein besseres Empfinden
> Als Liebe, die in alle Rinden
> Die Botschaft ihrer Wonne schreibt,
> Und kaum der Maienduft verflogen,
> Den sie voll Gier in sich gesogen,
> Mit Weltschmerz ekle Buhlschaft treibt.
>
> Den Himmel laß für mich gewittern,
> Daß Blitze durch die Lüfte zittern
> In schreckhaft bleichem Flammenschein;
> Laß Donner uns Vernichtung rollen
> Und Stürme wilden Aufruhr grollen,
> Dann treuen Herzens denk' ich dein!

Bei der vorwiegend correcten Form fielen mir die Reime „reize — kreuze", „offenbarten — Garten" auf. Das Büchlein wird jedem gefallen, der Sinniges liebt.

M. Benfey.

Neuere historische Literatur.

1. Geschichte der Wohlthätigkeitsanstalten in Belgien von Karl dem Großen bis zum 16. Jahrhundert. Von P. P. M. Alberdingk Thijm. Von der belgischen Akademie gekröntes Werk. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Gr. 8. 4 M.

Viele der Aufgaben, welche jetzt Sache des Staates sind, mußten im Mittelalter, bei der geringen Organisation der öffentlichen Gewalt, von der Kirche und der Gesellschaft versehen werden, und die Kirche hätte nie eine dem Staat fast gleichkommende, nicht selten ihn übertreffende Macht so lange behauptet, wenn sie nicht auch manches geleistet hätte, was der Staat zu leisten eben nicht fähig war. So war die Sorge für die Nothleidenden in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters durchaus Sache der Kirche. Die Hospitäler, anfangs für Arme und Fremde in gleicher Weise bestimmt, waren kirchliche Anstalten, standen unter geistlicher Leitung und Aufsicht. Erst vom 13. Jahrhundert an entstehen daneben bürgerliche Stiftungen und allmählich beginnen die mehr und mehr aufblühenden Städte auf diesem Gebiete der Kirche Concurrenz zu machen; namentlich sind es die Innungen, die Gilden, die für die Armen- und Krankenpflege Bedeutendes leisten.

In dem Buche von Thijm wird uns für einen bestimmten Bezirk, für das heutige Belgien, ein anschauliches Bild dieser ganzen Entwickelung entrollt: zuerst gibt uns der Verfasser einen Abriß der Geschichte des Wohlthätigkeitswesens, geht dann auf die Organisation desselben ein; überall bietet er reiche Details, gestützt auf umfassende Quellenstudien, sodaß das Buch des Preises, den ihm die belgische Akademie zuerkannt hat, durchaus würdig erscheint.

Nur auf weniges kann hier hingewiesen werden. Die schlimmste Krankheit ist im Mittelalter bekanntlich der

Aussatz; für ihn sind deshalb auch besonders die Krankenhäuser bestimmt. Interessant ist nun hier der Nachweis, wie die ängstliche Scheu, mit der man die Aussätzigen von allem menschlichen Verkehr fern hielt, keineswegs dem ganzen Mittelalter eigenthümlich war, sondern wie man im 13. Jahrhundert vor Ansteckung durchaus nicht allzu besorgt war. Die Aussätzigen führten in den Leprosenhäusern ein im ganzen recht behagliches Leben, sodaß häufig Aussatz simulirt wurde, um in ein solches Spital hineinzukommen.

Während ursprünglich die Spitäler für Arme und Kranke aller Art bestimmt sind, specialisirt sich mit der Zeit die Wohlthätigkeit mehr und mehr: im Laufe des 14. Jahrhunderts entstehen besondere Anstalten für alte Leute, für Blinde; dazu kommen im 15. Jahrhundert eigene Waisenhäuser, später auch Findelhäuser.

Alle diese Anstalten verfügen über ein reiches Einkommen; ein Haus für alte Männer z. B. hat jährlich 10000 brabantische Gulden Einnahme, was nach heutigem Geldwerth über 100000 Mark betragen würde. Die Sorge für die Insassen des Spitals haben überall Brüder und Schwestern unter Führung eines Meisters. Alles in allem ist im 15. Jahrhundert das Los der Armen ein durchaus erträgliches, was natürlich nicht ausschließt, daß in einzelnen Anstalten die Armen schlecht behandelt werden. Gern wird man zugestehen, daß das Mittelalter trotz seines mangelnden Sinnes für geordnete Verwaltung auf dem Gebiete der Armenpflege Großartiges geleistet hat.

Schon aus diesen wenigen Andeutungen kann man entnehmen, wie viel des Interessanten über einen recht wenig gekannten Gegenstand das Werk von Thijm bietet; ein äußerst wichtiges Kapitel der mittelalterlichen Culturgeschichte ist hier wenigstens für ein bestimmtes Gebiet in erschöpfender Gründlichkeit und mit wissenschaftlichem Ernst behandelt.

2. Eiflia Sacra oder Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen u. s. w. der Eifel, zugleich Fortsetzung, resp. Schluß der Eiflia illustrata von Schannat-Baersch. Von Karl Schorn. Abtheilung I, II oder Lieferung 1—8. Bonn, Hanstein. 1887—88. 8.

Die Geschichte der Klöster ist in Deutschland nicht nur Kirchengeschichte, sondern schließt ein gutes Stück Culturgeschichte ein: gehen doch in vielen Gebieten die Anfänge der Rodung und eines intensiven Ackerbaues von den Klöstern aus, und überall sind die Klöster sehr lange Zeit die Mittelpunkte und Herde der Bildung und Kunst. Wir können daher alle Werke, die uns das Klosterwesen einer bestimmten Gegend darstellen, nur freudig begrüßen, und wo sollte dies mehr der Fall sein, als bei den rheinischen Landestheilen? Denn hier, wo sich die geistliche Herrschaft am längsten behauptete, muß naturgemäß die Bedeutung der Klöster für die allgemeine Entwickelung eine größere sein als da, wo frühzeitig die moderne Staatsgewalt alle Aufgaben des öffentlichen Interesses zu erfüllen übernimmt. Gerade die Eifel nun lohnt am ersten eine genaue Darstellung des Klosterwesens, da hier keine bedeutenden Städte als Concurrenten der Mönche auftreten, während doch andererseits im Mittelalter die Eifel eine wichtige Culturstätte war. Man muß nun gern anerkennen, daß der Verfasser des vorliegenden Werks seine Aufgabe in befriedigender Weise gelöst hat. Es galt das alte Werk Schannat's: „Eiflia illustrata", dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechend umzuarbeiten und weiterzuführen. Hierzu hat Schorn nicht nur die gedruckte Literatur ausgenutzt, sondern ist auch in umfangreicher Weise auf das noch in den Archiven ruhende Material zurückgegangen. Der uns vorliegende Anfang enthält die allgemeine Einleitung und dann die Geschichte der einzelnen Klöster in alphabetischer Folge, einstweilen bis Echternach. Unter den behandelten sind vor allem Apollinaris, Cornelimünster und Echternach wichtige alte Culturplätze. Kunst- und Literaturgeschichte ist genügend mit berücksichtigt; dagegen ist allerdings auf die Wirthschaftsgeschichte gar nicht eingegangen, während doch gerade die Bedeutung der Klöster hierfür eine überaus wichtige ist.

3. Geschichte der sächsischen Klöster in der Mark Meißen und Oberlausitz. Von Hermann Gustav Hasse. Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 6 M.

Noch mehr gilt die eben gemachte Bemerkung für das Buch von Hasse, und hier ist der Mangel noch bedenklicher; denn wenn im Westen die Klöster vor allem Centralpunkte der geistigen Bildung waren, so waren sie im Osten in erster Linie Mittelpunkte der materiellen Cultur, von denen recht eigentlich die durchdringende Germanisirung dieser Gegenden ausging. Hiervon erzählt uns Hasse nichts; er beschränkt sich darauf, uns die äußere Geschichte von 32 sächsischen Mönchs- und 16 Nonnenklöstern — und einem außersächsischen Kloster, dem Stift auf dem St.-Petersberge bei Halle — vorzuführen, darunter so alte berühmte Stifter wie St.-Afra zu Meißen, St.-Thomä zu Leipzig, Altenzelle bei Nossen u. a. Zur ersten Einführung für den mit diesen Sachen Unbekannten mag sein Buch genügen; auf größern Werth kann es nicht Anspruch machen. Die Quellen sind in vollständig veralteten Ausgaben benutzt; die Veröffentlichungen der sächsischen localen Geschichtsvereine, von einer Ausnahme abgesehen, nicht verwerthet; mehrmals citirt der Verfasser Meyer's Conversationslexikon als die Quelle, aus der er seine Informationen schöpfte! Seltsam ist es auch, daß die Vorrede des die Jahreszahl 1888 tragenden Buches von 1885 datirt ist; in der That haben wir unter den von Hasse benutzten Werken keins gefunden, das jünger wäre als 1885.

4. Der Mönchsritter Nikolaus Durand von Villegaignon. Ein Beitrag zur Kenntniß französisch-brasilianischer Verhältnisse im 16. Jahrhundert. Von M. T. A. Nogueira. Mit einem Titelbilde und zwei Karten. Leipzig, Brockhaus. 1887. Gr. 8. 4 M.

Das 16. Jahrhundert ist vor allem die Zeit der Abenteurer, die bald hier, bald dort sich umhertummeln, bald

in Europa, bald in Amerika ihr Glück suchen. Ein solcher Abenteurer ist in gewissem Sinne auch Villegaignon (1510—1572). In den vielen Kriegen, die das damalige Frankreich führte, ist er bald in Algier, bald in England thätig; dann sucht er wieder einmal sein Heil in Ungarn, später ist er in Rom; daneben betheiligt er sich an den theologischen Händeln, polemisirt gegen die Calvinisten. Er würde sich durch nichts vor andern auszeichnen, wenn nicht Coligny ihn zur Ausführung seines Projects benutzt hätte, in Brasilien eine französische Colonie zu gründen. Villegaignon geht 1555 dorthin ab und legt auf der Insel Serigipe — in der Bucht des heutigen Rio de Janeiro — das Fort Coligny an. Indessen kehrt er bald nach Frankreich zurück, und schon 1560 muß sich das Fort an die Portugiesen ergeben.

Der Verfasser der Biographie Villegaignon's hat seinen an sich etwas dürftigen Stoff dadurch erweitert, daß er überall eine recht ausführliche Schilderung der allgemeinen damaligen französischen Verwickelungen gegeben hat, ohne indeß hier etwas Neues zu bieten oder eine tiefere Auffassung vorzutragen. Doch ist seine Darstellung ganz lesbar und überhebt den mit der Geschichte des 16. Jahrhunderts Unbekannten der Mühe weiterer Orientirung, während sie den in diese Sachen etwas Eingeweihten durch Wiederholung längst bekannter Dinge manchmal ermüdet. Der interessanteste Theil des Buches ist die Schilderung der brasilianischen Verhältnisse von der Entdeckung bis zur Eroberung des Forts Coligny, und dieser Abschnitt kann mit gutem Gewissen empfohlen werden. Die Darstellung stützt sich überall wenn auch nicht auf ungedrucktes Material, so doch auf die veröffentlichten Quellenwerke und entspricht dem gegenwärtigen Stande der Forschung.

5. Die Politik Kursachsens während des Interregnums und der Kaiserwahl, 1612. Nach archivalischen Quellen dargestellt von Dietrich Kohl. Halle, Niemeyer. 1887. Gr. 8. 2 M.

Als 1612 Kaiser Rudolf II. gestorben war, da wollten die protestantischen Reichsstände die Gelegenheit benutzen, um die kaiserliche Macht möglichst zu beschränken und von den protestantischen Forderungen möglichst viel durchzusetzen. Alles kam hierfür auf die Haltung Kursachsens an. Diese schildert uns Kohl in eingehendster Weise auf Grund des archivalischen Materials. Man muß nun sagen, es läßt sich nichts Elenderes, Kläglicheres denken, als die damalige kursächsische Politik; sie allein trägt die Schuld, daß alle Bestrebungen der Protestanten scheitern, daß einfach alles beim alten bleibt. Selbst Kohl, der ein Urtheil auszusprechen möglichst vermeidet, muß doch am Schluß constatiren, daß Johann Georg mit seiner Politik „auf lebendige Fortbildung der staatsrechtlichen Form des Reiches verzichtet". Was will es besagen, daß durch seine Hülfe der den Protestanten minder unangenehme der beiden Candidaten, Matthias von Ungarn und Böhmen, und nicht Albrecht, Statthalter der Niederlande, gewählt wird, wenn dasselbe Sachsen in seinem Bemühen, es mit keiner der beiden Parteien zu verderben, nur dazu beiträgt, daß die Katholiken materiell alles erreichen, was sie erstreben. Fürwahr ein unerfreuliches Bild aus der vaterländischen Geschichte, das uns hier entrollt wird.

6. Oliver Cromwell und die Stuarts. Von Max Vorberg. Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 1 M.

Die Auffassung der kleinen Schrift will ich mit ihren eigenen Worten charakterisiren. Cromwell ist „beherrscht von einer großen Idee, von der er nie abgefallen ist". Er ist der „Bahnbrecher eines nationalen England, Verkündiger und Vertreter der Gewissensfreiheit; in der ganzen Welt galt er als Schirmherr des evangelischen Bekenntnisses und suchte seine Ehre darin, diesen Namen zu bewähren". Er befindet sich „gegenüber einem Feinde, mit welchem verglichen die empörten Negerhaufen von Haiti mild und menschlich erscheinen müssen"; seine Gegner sind „entmenschte Horden". Trotzdem ist die Hinrichtung Karl's I., in die doch Cromwell willigt, „nicht nur ein politischer Fehler, sondern auch ein Frevel gegen göttliche Ordnung". Alles dies wird nicht durch Schilderung der Dinge bewiesen, sondern einfach behauptet. Wahrlich, der eherne Protector, eine der einheitlichsten und gewaltigsten Gestalten der Weltgeschichte, braucht nicht eine derartige Apologetik. Zusammenhängende Erzählung der Laufbahn Cromwell's gibt der Verfasser nicht, er begnügt sich mit Hervorhebung einiger Momente, mit Vorliebe am Anekdotischen hängend. Die neuere englische Literatur kennt er offenbar nicht, von der deutschen nur wenig. Höchstens kann man die Schrift gelten lassen als einen Abriß für die Jugend, obgleich auch hier manches nicht unbedenklich ist; weitern Werth hat sie nicht.*)

7. J. J. Rousseau's Betrachtungen über die polnische Verfassung. Von Richard Röpell. Posen, Jolowicz. 1887. Gr. 8. 80 Pf.

Als es sich 1772 darum handelte, in Polen eine gründliche Reform vorzunehmen, forderte der Graf Wielochorski J. J. Rousseau auf, seine Gedanken über die Verfassung Polens niederzuschreiben, und jener entwarf daraufhin die „Considérations sur le gouvernement de Pologne et sur la réformation projetée en avril 1772". Diese kleine, aber höchst interessante Schrift wird hier von Röpell ausführlich analysirt. Natürlich mußte eine Verfassung, die so vielfach den Ideen des „Contrat social" entsprach, dem Theoretiker der Anarchie sympathisch sein; und so findet Rousseau in der That die polnische Verfassung im ganzen vortrefflich, will sie nicht eingreifend umgestalten, sondern nur in ihrem eigenen Geiste etwas weiter bilden, vor allem die Macht des Königs noch mehr vermindern. Leider hat

*) Ich hätte das Urtheil nicht so scharf ausgesprochen, wenn nicht die Verlagsbuchhandlung einen Prospect beigegeben hätte, der tönenden Lobes voll offenbar dazu bestimmt ist, von gewissenlosen Recensenten entweder ganz abgedruckt oder doch inhaltlich wiedergegeben zu werden. Diese im deutschen Buchhandel immer mehr um sich greifende Unsitte kann nicht genug getadelt werden; eine Verlagsbuchhandlung wie F. A. Perthes in Gotha sollte sich doch nicht zu derartigen Gepflogenheiten herablassen.

Röpell nicht eingehend gezeigt, wie weit Rousseau's Gedanken auf die fernere Entwickelung Polens wirklich eingewirkt haben, sondern sich mit dem Hinweis begnügt, daß der Einfluß derselben kein geringer war. Auch so aber müssen wir ihm für die kleine Gabe dankbar sein, die einerseits auf eine wenig bekannte Schrift des geistigen Begründers der großen Revolution aufmerksam gemacht, andererseits gezeigt hat, wie eng die Bewegung im Osten mit der im Westen verbunden ist, wie sich die Bedeutung der literarischen Sturmvögel Frankreichs keineswegs auf das eigene Land und das benachbarte Deutschland beschränkt.

Walther Schultze.

Ebers' jüngste Dichtung.

Elifên. Ein Wüstentraum von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 4 M.

Die Dichtung ist dem Andenken des größten Aesthetikers unserer Zeit, „den Manen Friedrich Theodor Vischer's" gewidmet. Die Drucklegung hat der Verewigte freilich nicht mehr erlebt, aber vor seinem Hinscheiden noch Einblick in das Manuscript dieser ihm geweihten neuesten Schöpfung Ebers' gewonnen und ihren Inhalt selbst in folgenden Worten wiedergegeben: „Eine Künstlerseele, im Bann von priesterlichem Kunstformzwang, durch Einfluß der abendländischen Culturwelt befreit, von der Liebe begeistert, in der Geliebten unter wildem Naturvolk das Vorbild für das Bild der Göttin erschauend . . . Ein Menschenschicksal auf der Folie großartiger Natur und großartig geschichtlichen Lebens, da in die afrikanische Wüste ägyptische Cultur und Römerthum eingreift." — Der Dichter, an den diese Worte gerichtet sind, erklärt sich mit dieser „divinatorischen" Fassung seiner poetischen Idee einverstanden, und die wohlmeinenden Worte des nicht immer von Launen, Grillen und Einseitigkeiten freigebliebenen Kunstphilosophen dürften ihm in der That ein schönes Lob bedeuten, wenn sich auch seine Aeußerung eine eingehendere Würdigung und Kritik der künstlerischen Prägung und Gestaltung des Stoffs versagte. Ob nach dieser Seite hin seine völlige Zustimmung erreicht worden wäre, steht dahin. Ich meine damit nicht die ausgesucht schwierige metrische Form an sich, die im allgemeinen einen behenden Fluß und wohllautenden Tonfall hat, wenn die volle Correctheit der Stanze auch zuweilen in die Brüche geht und durch, wenn auch natürlicherweise seltene, grammatische Verstöße und unschöne, geradezu zur Manie gewordene Inversionen schwer getrübt wird. Man hat zu oft den Ebers'schen Dichtungen wenigstens akademische Correctheit und Glätte nachgerühmt, als daß nicht der Beweis geboten wäre, daß diese Vorzüge, die wir auch hier der Versification gern einräumen, der Sprache selbst und ihrer zeitlichen Abstufung und historischen Farbe zum Theil bedauerlich gebrechen. Versificatorisch wenigstens ist mir nur das eine incorrecte Reimtrio (S. 15): Tamarisken — Obelisken — gehißten [Segeln] aufgefallen, eine Incongruenz, die ich allerdings in einer Originaldichtung ernsten Stils, wie die vorliegende, für anstößig erachte. Um so unliebsamer begegnet man auf S. 108 dem grammatischen Verstoß:

> Und als auch seine Augen ihn erreichen,
> Erblickt er buntgeschmückte Dromedare
> Und hoch zu Roß den Wüstenfürst Onsare —

und andern Unebenheiten und Poesiewidrigkeiten der Diction, wie dem Gebrauch des nicht eben poetischen Wortes „verschwälen" bei seelischen Proceßen, vgl. S. 149: „daß seine Wuth verschwäle", oder S. 158:

> Und hochentzückt ließ er die feuchten Augen
> Sich fest und fester an den Marmor saugen —

oder auf S. 116 der „pfeifenden" Streitaxt in dem unschönen Versgebinde:

> Und krampfhaft, halb schon der Besinnung bar,
> Wirft er die Rechte nach der Streitaxt Griffe,
> Und seiner Tochter, ihm zu Füßen, war,
> Als ob sie auf den Liebsten niederpfiffe —

oder auf S. 41 der inhaltlich wie formell gleich trivialen und übrigens sehr anfechtbaren Sentenz:

> Denn nur durch ihn [den Künstler], sein Bilden, Dichten, Bauen,
> Bekommt die Menschheit Göttliches zu schauen.

Aber das mögen vereinzelte Flecken sein, auf welche hinzuweisen — wenn auch die kaum verzeihliche Misbildung auf S. 46: „Er ruft mich, daß ich all mein Können baue", ihre Zahl verhängnisvoll vermehrt — mich nur der berühmte Name des Verfassers veranlaßt. Anders verhält es sich mit den unleidig wiederkehrenden Inversionen. Ich bin geneigt, dem Dichter gerade innerhalb der so schwierigen wie anspruchsvollen Ottave-Rime-Strophe allerlei Freiheiten nachzusehen, wohin ich gerade auch geschickte Inversionen um so lieber rechne, als sie der epischen Diction unter Umständen zu angenehm belebendem oder drastisch färbendem Schmucke dienen; aber ein so umfänglicher Gebrauch, wie vorliegende Dichtung von diesem Rechte macht, führt ins Absurde, und die Bequemlichkeit des Dichters bestraft sich durch Anklänge eines lächerlichen Pathos oder eine häßliche Eintönigkeit. Ich verweise nur auf S. 66, welche in 16 Zeilen vier, resp. fünf bis sechs solcher Verstellungen enthält, vier, resp. fünf in einer einzigen Strophe:

> Das edle Werk, es greift ihr an das Herz...
> Und dieses Jünglings Schicksal füllt mit Schmerz
> Ihr freundliches Gemüth, das weiblich weiche.
> Sein schönes Haupt, gesenkt ist's niederwärts,
> Von Gram verzehrt, das Angesicht, das bleiche,
> Und bang vernimmt sie in der Brust, der jungen,
> Das wehe Schmerzensröcheln kranker Lungen.

Soviel von der Form, die, wie man sieht, unter zu mannichfachen Verstößen leidet, als daß auch nur von

akademischer Reinheit, viel weniger von vollkommener Schönheit gesprochen werden dürfte, wie gern ich einräume, daß dem Gedicht in manchen Partien der Stempel einer reinern Kunstmäßigkeit keineswegs gebricht. Schwerere Bedenken indessen erheben sich gegen den Inhalt, gegen die Gestalten der Dichtung und deren Charakteristik, gegen ihre Denkungsart und ihre Empfindungsweise, gegen ihr Reden und zum Theil ihr Handeln. Sie bewegen sich auf antikem Boden, in der Zeit Trajan's; aber mit Köpfen und Herzen, die durchaus modern und zum Theil von einer Empfindsamkeit nicht frei sind, die, meine ich, so wenig altrömisch wie altägyptisch ist. So fällt die Dichtung, die auf streng-historischem, übrigens anschaulich, wenn auch keineswegs in classischer Plasticität oder höherer poetischer Schönheit entworfenem Hintergrunde sich entwickelt, unter dem Vorwurf zusammen, daß der Geist, welcher Denken und Motive dieser antiken Menschen bewegt, ein solcher ist, der, dem Wesen des Alterthums durchaus heterogen, vielmehr als Product langer christlicher Culturepochen sich erweist. Der Dichter Juvenal z. B., den der Verfasser auf ägyptischem Boden seine Kunstprincipien entwickeln läßt, ohne daß — beiläufig — seine jeweilige Anwesenheit in Aegypten völlig verbürgt wäre, ästhetisirt in einer Weise, deren jugendlich-enthusiastische, romantisch-pantheisirende Phrasen geradezu ins stricte Widerspiel zu dem nüchternen Geiste seiner alles Idealismus baren Satire treten. Völlig komisch wirkt es aber, wenn sich seine ästhetische Weisheit in einer — wiederum durch eine Inversion eingeleiteten — Aeußerung, wie es die folgende ist, offenbart:

„Die Gottheit", ruft begeistert Juvenal,
„Sie zeiget sich mir stets und allerwegen,
Ich trinke sie aus diesem Weinpokal,
Fühl' sie in diesem Hirn sich schneidig regen" ...

Hier scheint mir in der That die Stilwidrigkeit einer mit den trivialsten modernen Mitteln hantierenden, antikisirenden Kunst an ihre äußerste Grenze gelangt zu sein. Das Mindeste, was von Dichtungen zu fordern bleibt, welche sich in fernen, vor vielen Jahrhunderten abgeklungenen Epochen bewegen, ist Treue des Tons und Geschichtlichkeit des äußern, sowol des decorativen wie sprachlichen Materials; eher darf dem Dichter nachgesehen werden, wenn er die poetische Idee, die er zu verkörpern strebt, gegen ideelle Reflexe seiner eigenen Zeit zu verwahren nicht immer die Macht behält. Denn zu solch absoluter Objectivität vermag sich nun einmal das Genie allein emporzuschwingen: jene einfache, schlichte Copie des Geschichtlichen muß auch dem Talent gelingen.

Adalbert Schroeter.

Feuilleton.

Ein prachtvolles Bibelwerk ist in der Erscheinung begriffen: „Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luther's. Im Charakter der Handschriften-Malerei des Mittelalters, geschmückt mit bunten Umrahmungen, Zierleisten und Initialen und einer großen Anzahl religiöser Gemälde in getreuen farbigen Nachbildungen", herausgegeben vom Hofprediger Emil Frommel und Pfarrer Heinrich Steinhausen, unter der künstlerischen Leitung des Prof. Karl Lindemann-Frommel in Rom (Berlin, M. Pasch). Im angeführten Titel ist über die Gestaltung des Werks das Erforderliche gesagt. Daß die Ausführung ein Meisterstück des heute so hochstehenden Kunstgewerbes ist, lehrt die erste Lieferung. Sie enthält das Matthäus-Evangelium bis Kapitel 13, V. 55 auf 12 Großfolioseiten und ein Blatt aus dem Lucas-Evangelium. Als Titelvignette des erstern ist eine prächtige Miniatur der Anbetung der Könige gewählt, das Lucas-Evangelium hat als Textbild eine ungemein liebliche Verkündigung Mariä in wundervoller Umrahmung. Der Geschmack und die Mannichfaltigkeit der theils in Buntdruck, theils in Farbenlithographie ausgeführten Rand- und Zwischenleisten ist außerordentlich. Die Vorlagen sind zu großem Theil den Handschriften der Hamilton-Sammlung des königlichen Kupferstichcabinets entnommen. Der Text ist in edler gothischer Schrift gesetzt, mit deren Majuskeln sich die Leser wol bald verständigen dürften. Das Werk wird in 60 Lieferungen zu 2 Mark ausgegeben. Von den Vollbildern scheint noch keines erschienen zu sein.

— Vom April d. J. ab soll im Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig von Karl Bleibtreu ein neues kritisch-literarisches Blatt als „das repräsentative Organ der modernen literarischen Richtung" herausgegeben werden, während das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" unter der Redaction Wolfgang Kirchbach's in Dresden im Verlage Ehlermann's erscheinen wird.

Bibliographie.

Haase, J. L., Ruine Roll. Epische Dichtung in neun Gesängen. Leipa, Künstner. 8. 70 Pf.

Haggemacher, O., Still und Bewegt. Neue Dichtungen. Zürich, Meyer u. Zeller. 1887. 12. 2 M.

Hallauer, Bertha, Aus der Heimat. Gedichte. Zürich, Schröter u. Meyer. 8. 80 Pf.

In der Irre. Novellen von Dito und Idem. Bonn, Strauß. 8. 5 M.

Müller, H., Lieder und Gesänge, nebst Dichtungen verschiedener Gattung. Allen Freunden des Gesanges, insbesondere den deutschen Tondichtern gewidmet von Armin Thuringensis. 1stes Buch. Heidelberg, Petters. 8. 2 M.

Sigel, L., Biblische Geschichten. Der Heiligen Schrift nacherzählt in gebundener Form. 1ster Tl.: Das Alte Testament. Kirchheim u. T., Riethmüller. Gr. 8. 2 M.

Strantz, F. v., Ein Theater-Konflikt. Berlin, Zenker. 1887. 8. 50 Pf.

Sybel, L., Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. Grundriss. Mit 1 Farbtafel und 380 Textbildern. Marburg, Elwert. Lex.-8. 12 M.

Teutschmann, K., Lehrzeit und Leben. Gedichte. Hamburg, J. F. Richter. 12. 2 M.

Tolstoi, Graf L., Zwei Husaren. Erzählung. Deutsch von A. Hauff. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Traun, J. v. der, Oberst Lumpus. Ein nachgelassener Roman. Wien, Frick. 12. 4 M.

Naturalistische Unterhaltungs-Bibliothek. Herausgegeben von A. Zapp. 3ter Bd.: Die Armen und Elenden. Sittenbilder aus dem Berliner Proletarierleben. Von A. Zapp. Berlin, Laverrenz. 8. 1 M.

Vacano, O. v., Herzog Reichard. Romanze. Straßburg, Schultz u. Comp. 1887. 12. 2 M. 20 Pf.

Valentin, V., Eduard Jakob von Steinle. Eine Charakteristik. Mit Abbildungen. Leipzig, Seemann. 1887. Hoch 4. 2 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Der Fluch von Braneck. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Weber, Mathilde, Aerztinnen für Frauenkrankheiten, eine ethische und sanitäre Notwendigkeit. Tübingen, Fues. 8. 50 Pf.

Zerbst, M., Die dramatische Technik des Macbeth. Essay. Jena, Mauke. Gr. 8. 75 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

III. Internationale und Jubiläums-
Kunst-Ausstellung
vom 1. Juni bis Ende October 1888.

München

Deutsch-nationale
Kunstgewerbe-Ausstellung
vom 15. Mai bis Ende October 1888.

Im Verlage des **Vereins für Deutsche Literatur** (Dr. Hermann Paetel) in **Berlin** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Politische Federzeichnungen

von

F. H. Geffcken.

8. 375 Seiten. Broschirt 6 Mark. Elegant in Halbfranz gebunden 7 Mark.

Inhalt: Das britische Weltreich. — Prinz Albert. — Lord Palmerston. — Lord Beaconsfield und Gladstone. — Baron Nothomb. — Graf und Gräfin Circourt.

Im Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

Noblesse oblige.

Roman von

Friedrich Spielhagen.

Broschirt 6 Mark; elegant gebunden 7 Mark.
Erste bis vierte Auflage.

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Globus.
Illustrirte Zeitschrift für Länder- u. Völkerkunde.
Begründet von Karl Andree.
Preis pro Band 12 Mark.

GLOBUS.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.
Herausgegeben von
Dr. Emil Deckert.
Jährlich erscheinen 2 Bände à 24 Nummern.

Probe-Nummern können durch jede Buchhandlung gratis bezogen werden. — Abonnements nimmt jede Buchhandlung und Post-Anstalt entgegen.

Redacteur!

Ein jüngerer Schriftsteller, der kritische, historische und **poetische** Arbeiten in den vornehmsten deutschen Zeitschriften veröffentlicht hat, würde gern in eine entsprechende Redaction eintreten. Offerten unter Chiffre **Z. 25** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

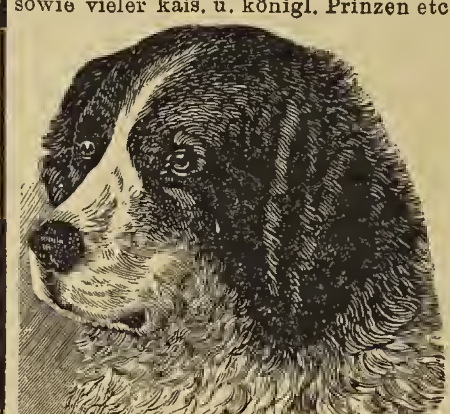
Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.

Von **Dr. Julius Frauenstädt.**

Sechste Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Diese Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Schopenhauer's Schriften hat den Zweck, auch dem großen gebildeten Publikum Gelegenheit zu bieten, diesen großen Geist näher kennen zu lernen und sich mit ihm zu befreunden.

Lieferanten Sr. Maj. d. K. v. Russl., Sr. Maj. Gr. Sultan T., Sr. Maj. Kg. der Niederl., Sr. K. Hoh. d. Grossh. v. Oldbg. sowie vieler kais. u. königl. Prinzen etc.



Cäsar und Minka,
Zahna, Provinz Sachsen.
„Racehundezüchtereien.“
Preisv. in Deutsch. u. Franz. Spr. fro. grat.

Für Kinder genügt $1/4$—$1/2$, für Erwachs. $1/2$—1 Tam.-Confitüre. In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek.
C. Kanoldt Nachf., Ap.—Gotha.

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien
Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende
Confiture laxative
von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.
Allein ächt.
Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 22. März 1888.

Zur deutschen Geschichte im Napoleonischen Zeitalter.

1. Denkwürdigkeiten des bairischen Staatsministers Maximilian Grafen von Montgelas. (1799—1817.) Im Auszuge aus dem französischen Original übersetzt von M. Freih. von Freyberg-Eisenberg und herausgegeben von L. Grafen von Montgelas. Stuttgart, Cotta. 1887. Gr. 8. 10 M.

Das vorliegende Buch besteht aus einer auszugsweisen Uebersetzung des ausführlichen, französisch geschriebenen Berichts, welchen der im Jahre 1834 verstorbene Mitbegründer des bairischen Königthums über die Geschichte seiner Zeit hinterlassen hatte. Damit mag zusammenhängen, daß dieses Memoirenwerk rein sachlich und politisch gehalten ist und daß der persönlichen Erlebnisse des Verfassers und seiner Berührungen mit Napoleon und andern berühmten Zeitgenossen nur soweit Erwähnung gethan wird, als zum Verständniß der Geschichtserzählung unerläßlich erschien. Eingehendere Charakteristiken der handelnden Personen, Beiträge zur Bildungs- und Sittengeschichte und Arabesken anekdotischen Inhalts fehlen vollständig. Ein gescheiter, kühler, als vornehmer Herr des 18. Jahrhunderts auftretender, auf Geschichte, Volksthum und andere „romantische" Velleitäten achselzuckend niedersehender Staatsmann legt über seine vieljährige öffentliche Thätigkeit eingehende Rechenschaft ab, für welche er an andere als ihm gleichgeartete Leser schlechterdings nicht gedacht hat. Zug für Zug wird das Bild bestätigt, welches Treitschke auf Grund ihm zugänglich gewordener Fragmente der Montgelas'schen Aufzeichnung von dem vielgenannten Rathgeber Max Theodor's im zweiten Bande seiner „Deutschen Geschichte" (S. 333—338) entworfen hat: „Seit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen hatte die Politik des nackten folgerechten Particularismus auf deutschem Boden nicht mehr einen so klugen und glücklichen Vertreter wie Montgelas gefunden. Die Macht war ihm Selbstzweck, und nichts lag ihm ferner als die Frage, wie sie zum Heil Deutschlands zu verwerthen sei; was irgend an die Gemeinschaft des großen Vaterlandes erinnerte, erschien ihm als lästige Fessel für die Selbständigkeit Baierns. Ein kaltblütiger Spieler, durch sittliche Bedenken niemals, durch Liebe und Haß nur selten beirrt, rechnete er unbefangen mit der Gunst des Augenblicks und nahm er die Freunde, wo er sie fand. Darum stand Montgelas dem Protector des Rheinbundes freier und fester gegenüber, als der König. . . . Ueber die Unhaltbarkeit der neuen deutschen Zustände täuschte sich der weltkundige Minister nicht. . . . Die phantastischen Einfälle bajuvarischer Selbstüberschätzung bethörten seinen kühlen Kopf nur auf Augenblicke. Nichts schien ihm kindischer als der Wahn, daß ein Verein von Ohnmächtigen jemals eine Macht bilden könne. . . . Wohl ward er herrschsüchtig durch den langen Besitz der Macht, aber kleinliche Eitelkeit lag ihm fern; . . . das gehaltene Selbstgefühl, das aus Montgelas' Denkwürdigkeiten spricht, hinterläßt einen wohlthuenden Eindruck."

Dieser Eindruck wird sich jedem unbefangenen Leser des inhaltreichen, in männlich einfachem Ton geschriebenen Buches mittheilen. Nirgends wird der Deutsche des 19. Jahrhunderts dem Verfasser zuzustimmen vermögen, allenthalben aber wird er einräumen müssen, daß er es mit einem ganzen Manne und überlegenen Kopfe zu thun habe. Die Voraussetzungen, von denen der „aufgeklärte", gegen geschichtliche, nationale und kirchliche Ueberlieferungen durchaus gleichgültige, wenn nicht feindliche Vorkämpfer des liberal-bureaukratischen Absolutismus ausgeht, dünken dem modernen Menschen unerträglich; der Hochmuth, mit welchem über Volksthum, Volksrecht und Volksgeschichte hinweggesehen und der vaterländische Boden als internationales Rechenbret behandelt wird, verletzt die deutsche Empfindung so tief, wie überhaupt möglich: daß aus den Prämissen logische Folgerungen gezogen und daß die

Rechenkünste bajuvarischer Diplomatie außerordentlich scharfsinnig geübt werden, läßt sich dafür nirgends bestreiten. Einmal darüber ins Klare gekommen, daß er es mit einem offenen und entschiedenen Feinde alles dessen zu thun hat, was ihm selbst am Herzen liegt, gelangt der Leser zu einer gewissen Befriedigung über die Tüchtigkeit seines Gegners und verfolgt die von demselben gespielten politischen Partien mit dem Antheil, den man schließlich jedem Meister seines Faches gönnen muß. Dazu hat die vornehme Ruhe, mit welcher Montgelas seine Feinde und Nebenbuhler beurtheilt, indem er denselben soweit möglich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen versucht, etwas Gewinnendes, man könnte sagen Ansteckendes. Zu allen Zeiten dürfte gleich selten vorgekommen sein, daß ein gestürzter Staatsmann den Urheber seines Sturzes so günstig behandelt und auf seinem Gebiete so vollständig gelten läßt, wie Montgelas seinem Todfeinde Wrede gegenüber thut. Dadurch allein hat der bairische Staatsmann bewiesen, daß er ein bedeutender, das Mittelmaß seiner Umgebung überragender Mensch gewesen ist.

Das Interesse, welches die „Denkwürdigkeiten" bieten, ist ein doppeltes. Aus dem Munde eines Mannes, der 18 Jahre lang erster Minister von Napoleon's mächtigstem deutschen Verbündeten gewesen und der an nahezu allen diplomatischen Verhandlungen des Napoleonischen Zeitalters Antheil genommen, aus einem solchen Munde über die Vorgänge der Jahre 1799 bis 1817 Bericht zu erhalten, ist an und für sich wichtig, weil zur Richtigstellung und Ergänzung anderer Berichte unvergleichlich nützlich. Dazu kommt, daß Montgelas von der Unsträflichkeit seiner Sache und der Richtigkeit seines Systems so fest überzeugt ist, daß er Dinge offen heraussagt, welche zu gestehen andere nicht den Muth hätten. Hie und da mag er seine Darstellung gefärbt haben, wie das im Interesse seines Rufs zweckmäßig erschien, in der Summe hat er den vollen Muth seiner Meinung besessen, Lügen und „Finassiren" niemals gewerbsmäßig betrieben. Man hat den Eindruck, daß er die Dinge so darstellt, wie er sie seinerzeit gesehen oder zu sehen geglaubt hat, und daß er nicht mehr und nicht weniger sagt, als zum Verständniß derselben nöthig ist. Besondere Bedeutung möchte seiner Darstellung der Vorgeschichte der Auflösung des Deutschen Reiches und der Zustände zuzuschreiben sein, welche dieselbe hinterließ. Der neuen, im Jahre 1805 geschaffenen Ordnung der Dinge stand Montgelas gerade so kühl und skeptisch gegenüber wie der alten. Der Hauptvorzug des Rheinbundes bestand, seiner Meinung nach, darin, daß derselbe keine diesen Namen verdienende Organisation besaß, und daß die Herstellung einer solchen unschwer hintertrieben werden konnte. Unter den Vortheilen, welche Baiern seiner zehnjährigen Einordnung in das Napoleonische „System" zu danken gehabt hat, sollen die wichtigsten diese gewesen sein, „daß es zweimal gelungen war, die Pläne zur Organisation Deutschlands zu vereiteln, mit denen ein vorlauter Eifer sich befaßte", daß die „theoretischen Verpflichtungen, welche wir 1806 eingegangen waren, sich in keiner Weise belästigend zeigten", und daß Baiern während jener Zeit „unvermerkt den Ton und Rang einer europäischen Macht anzunehmen begonnen hatte". Ein Berichterstatter, der sich zu so unverhohlenem Eingeständniß seiner letzten Wünsche und Absichten herbeiläßt, ist unzweifelhaft zuverlässiger als die Legion — schwachköpfiger Halbpatrioten derselben Zeit, die sich selbst und andern einreden wollten, daß man zugleich Rheinbündler und guter Deutscher habe sein können und daß Napoleon im Grunde nur darum bemüht gewesen sei, die „alte deutsche Verfassung" in neuen Formen herzustellen.

Von mindestens ebenso großem Interesse wie die geschichtlichen und politischen sind die culturgeschichtlichen Beiträge, welche das Montgelas'sche Buch zur Charakteristik des Aufklärungs- und Revolutionszeitalters beibringt. Wir erfahren bis ins einzelne, wie die Ereignisse der Epoche der Unterdrückung und der Erhebung Deutschlands sich in den Köpfen gespiegelt haben, die an dem rationalistisch-aufgeklärten Standpunkte des 18. Jahrhunderts festhielten und für die ihrem Vaterlande angethane Schmach ebenso wenig Verständniß besaßen, wie für den leidenschaftlichen Patriotismus, mit welchem Preußen und der deutsche Norden die Stunde der Befreiung ersehnten. Weil „die Allianz mit Frankreich uns (d. h. Baiern) in der That bedeutende Vortheile gewährte", glaubt der Verfasser, daß die von ihm verfolgte Politik überhaupt keiner Rechtfertigung bedurft habe. Er beruft sich darauf, daß die große Mehrheit seiner Landsleute zur Zeit der französischen Oberherrschaft „treu, ruhig und ergeben gewesen" sei, daß man die in andern Theilen Deutschlands beklagten Folgen des Continentalsystems in Baiern kaum empfunden habe, daß die Hinrichtung Palm's nur vom Parteigeist als „schauderhaft" habe bezeichnet werden können, und dieser Geist vornehmlich „durch den Stand der Gelehrten erweckt worden sei, dessen weitgehende Ansprüche „man ungern geduldet habe". Die ruhmreiche Erhebung der Tiroler führt Montgelas auf die Umtriebe in ihren Gewohnheiten gestörter Geistlicher und bankrott gewordener Gastwirthe zurück, von welchen die guten und loyalen Bürger sich hätten vergewaltigen lassen; im Grunde genommen vermag er überhaupt nicht zu verstehen, warum die Tiroler sich der neuen, aufgeklärten bairischen Verwaltung nicht ebenso gutwillig fügten, wie der alten, von Misbräuchen wimmelnden Ordnung der Dinge. Die Patrioten von 1809 sind ihm „unruhige und ehrgeizige Neuerer", welche durch den „gesunden Menschenverstand" und die Loyalität des Volkes, d. h. der in den Willen Napoleon's ergebenen münchener Spießbürger „widerlegt" worden seien. Noch unbegreiflicher als die tiroler „Insurrection" dünkt ihn die Bewegung in Norddeutschland, „welche unvorsichtigerweise angeregt worden und die nach Verflüchtigung der ersten Begeisterung auch den Regenten gegenüber eine erschreckende Ueberschwänglichkeit gezeigt habe". Die Anschauung, nach welcher den Völkern nicht nur Pflichten,

sondern auch Rechte zustehen sollten, „sei von mannichfachen Literaten unterstützt worden, welche von Napoleon in der Veröffentlichung ihrer überspannten Ansichten gehindert worden". „Da niemals erlaubt sein kann, seine Ansichten vor denjenigen der Personen geltend zu machen, die zur Leitung der Geschäfte berufen sind", erscheinen die Patrioten von 1813 dem Verfasser als gefährliche Umstürzler, ja als Feinde aller wahren Civilisation und Bildung, denen muthig widerstanden zu haben einen Ruhmestitel für Baiern und seinen Staatsmann bildet. Von dem Führer der „gefährlichen Partei", dem Freiherrn von Stein, weiß Montgelas demgemäß wenig mehr zu sagen, als daß derselbe, „weil er der frühern Reichsritterschaft angehörte, deren Interessen er mit der Wärme eines begeisterten Gemüths vertrat", auf eine „mit populären Formen umkleidete Aristokratie" lossteuerte. „Die deutschen Souveräne sollten herabgedrückt werden, um ihnen für immer die Möglichkeit abermaliger Eingriffe in die Rechte derjenigen Stände abzuschneiden, die man wiederherstellen wollte; sie (die Souveräne) sollten durch eine neugeschaffene Centralgewalt im Zaum gehalten werden." Trotz aller Warnungen, durch welche die bairische Diplomatie in Wien, in Paris und in Berlin auf die Gefährlichkeit dieser Secte hingewiesen habe, sei dieselbe durch die Kurzsichtigkeit und den blinden Franzosenhaß einzelner Regierungen großgezogen worden u. s. w.

Dem Vorstehenden Ferneres hinzuzufügen, dürfte überflüssig sein. Der irgend kundige Leser weiß, mit wem er es zu thun hat und daß die Theorie, welche die Sammlung deutscher Volks- und Nationalkraft ein halbes Jahrhundert lang aufzuhalten vermochte, in dem Verfasser des vorliegenden Buchs einen ihrer rührigsten, fähigsten und unerschrockensten Vertreter besessen hat. An dem Werthe des Buchs und an der pädagogischen Ausgiebigkeit desselben wird dadurch nichts geändert. Die aus den Montgelas'schen „Denkwürdigkeiten" gezogenen Lehren aber werden andere sein, als der Verfasser sie beabsichtigte. Seiner Verfügung nach „sollte vor Absterben der darin erwähnten Persönlichkeiten" nichts veröffentlicht werden. In der Voraussicht, daß künftige Geschlechter die bairische Politik des Jahres 1799—1817 günstiger beurtheilen würden als die Zeitgenossen, hat der weltkluge Autor sich indessen geirrt. Was damals nur bedingungsweise und nur innerhalb gewisser Kreise verurtheilt wurde, erscheint heute unbedingt verwerflich, und dabei allen verwerflich, die auf den deutschen Namen überhaupt Anspruch erheben.

2. Das Königreich Westfalen. Sieben Jahre französischer Fremdherrschaft im Herzen Deutschlands, 1807 bis 1813. Nach den Quellen dargestellt von R. Goecke, vollendet und herausgegeben von Theodor Ilgen. Düsseldorf, Voß u. Comp. 1888. Gr. 8. 6 M.

Von dem Berichte über eine Episode in Deutschland etablirter Fremdherrschaft, welche keine politischen Spuren zurückgelassen hat, mußte erwartet werden, daß derselbe vornehmlich die culturgeschichtliche Seite des angestellten Versuchs ins Auge fassen werde. Daß für solche Arbeit ein Zurückgehen auf urkundliches Material ebenso wenig zu entbehren war, wie für eine rein politische Darstellung, versteht sich von selbst: unter keinen Umständen aber durfte bei der letztern stehen geblieben werden. Wer mit den Einzelheiten des westfälischen Experiments von 1807 nähere Bekanntschaft zu machen wünscht, will vor allem erfahren, wie die Männer beschaffen gewesen, welche ein unter französischer Oberhoheit stehendes deutsches Staatswesen für möglich gehalten haben, welcher Mittel dieselben sich behufs Ausgleichung oder Versöhnung des einmal vorhandenen nationalen Gegensatzes bedienten und welcher Beschaffenheit die an diesem künstlich gepfropften Baume gewachsenen sittlichen Früchte gewesen sind. Daß ein ernsthaftes Geschichtsbuch die liederliche Wirthschaft des kasseler Carnevalkönigs zu seinem Hauptvorwurf machen werde, hat sicher niemand erwartet und niemand verlangt — eine summarische Schilderung des von Jerôme Bonaparte getriebenen Wesens mußte indessen auch denen unvermeidlich erscheinen, die Historie und Skandalchronik auseinanderzuhalten gewohnt sind. Vollends unentbehrlich erschien endlich ein näheres Eingehen auf Charakter und Person der nicht unbedeutenden Zahl hervorragender Deutscher und hervorragender Franzosen, welche die dem neu geschaffenen Staate gewordene Aufgabe ernsthaft zu nehmen versucht hatten. Daß dieser Staat in die über das kaiserliche Frankreich und den Rheinbund hereingebrochene Katastrophe von 1813 verwickelt und derselben schließlich zum Opfer gebracht worden, war aus der Geschichte der Freiheitskriege sattsam bekannt: besondere Aufgabe des Specialforschers mußte darum sein, die innern Unmöglichkeiten und Widersprüche nachzuweisen, an welchen dieses willkürlich hergestellte Gebilde unter allen Umständen hätte zu Grunde gehen müssen.

Das Goecke-Ilgen'sche Buch ist eine höchst achtungswürdige, unter verständiger und gewissenhafter Benutzung des vorhandenen Acten- und Quellenmaterials hergestellte Arbeit. Ueber äußere und innere Einrichtung des Königreichs Westfalen, über Finanzwesen, Rechtspflege, Eintheilung und Heeresverwaltung derselben erhält der Leser den genauesten und zuverlässigsten Bescheid. Die zeitgenössischen Vorgänge der großen deutschen und europäischen Politik werden anschaulich und zutreffend mit erörtert, die Vorzüge der alten und der neuen Organisation des westfälischen Landesgemengsels unbefangen abgewogen, Verdienste und Verfehlungen der einzelnen leitenden Beamten übersichtlich zusammengestellt und billig beurtheilt: zu einer Lösung der Hauptaufgabe, d. h. zu einer culturgeschichtlichen Darstellung des königlich westfälischen Septennats, haben die Verfasser dafür nicht einmal Miene gemacht. Keine der handelnden Personen wird auch nur so weit charakterisirt, daß der Leser einen gewissen Antheil an derselben gewönne — kein einziges Bild entworfen, das sich dem Auge des Beschauers auch nur für einen Augenblick einprägte. Daß sich ein erheblicher Theil der Be-

völkerung die neue Wirthschaft von Napoleon's Gnaden schwachmüthig gefallen ließ; daß die patriotische Stimmung der Zeit lediglich in einem Theil des westfälischen Gebiets namhafte Bekenner zählte; daß das Verhalten der göttinger Gelehrten damaliger Zeit durchschnittlich hinter den bescheidensten Erwartungen zurückblieb; daß Napoleon's jüngster Bruder die Eigenschaften eines gutartigen Menschen und tapfern Soldaten mit denjenigen eines leichtfertigen, gewissen- und urtheilslosen Herrschers verband; daß Johannes von Müller ein schwachmüthiger und eitler Pedant, der Justizminister Siméon ein anerkannter Ehrenmann, der Gesandte Graf Reinhardt ein wohlmeinender, aber markloser Leisetreter war und daß der Dörnberg'sche Erhebungsversuch an seiner mangelhaften Vorbereitung scheiterte — das alles ist zu lange und zu genau bekannt gewesen, als daß allgemein gehaltene Ausführungen über diese Punkte ein besonderes Interesse in Anspruch zu nehmen hoffen dürften. Unbegreiflicherweise scheinen die Verfasser sich das nicht selbst gesagt zu haben. Statt die Hauptfiguren der westfälischen Tragikomödie zu charakterisiren, mindestens die wichtigern Vorgänge und die von diesen geübten Wirkungen im einzelnen zu veranschaulichen und den vorhandenen Stoff durch die Wiedergabe individuell ausgeprägter Züge zu beleben, begnügen die Herren Goecke und Ilgen sich damit, Berufsgebiet und bureaukratische Fähigkeit der einzelnen Minister und Präfecten geschäftsmäßig zu erörtern und archivalisch genaue Angaben über Truppenstärke, Ausrüstung, Anführerschaft u. s. w. der feindlichen und der befreundeten Heerhaufen, Nachweise über die einzelnen von denselben ausgeführten Märsche und Gegenmärsche, sowie gewissenhafte Auskünfte über das Verhalten der in Betracht kommenden localen Beamten und Behörden zusammenzustellen. Ebenso sauber und anständig geht es mit den Berichten über das Verhältniß Preußens zu dem auf seine Unkosten errichteten neuen Staate, über die seitens der preußischen Gesandten in Kassel beobachtete Politik, über die Reibungen zwischen dem ungleichen Brüderpaar Napoleon und Jerôme, über des letztern militärische Laufbahn, polnische Projecte und letzte Fristungsversuche zu. Gegen die gesammte diplomatische und politische Geschichtserzählung ist nicht das Geringste einzuwenden, die Solidität des archivalischen Unterbaues dieser Darstellung allenthalben dankbar anzuerkennen: die Geschichtschreibung als Kunst zu behandeln und dem Stoff diejenige Seite abzugewinnen, welche sich dem unbefangenen Beschauer als die unter den gegebenen Umständen wichtigste, ja als die allein wichtige darstellt, daran haben die — unzweifelhaft auf der Höhe der modernen Wissenschaft stehenden — Verfasser nicht zu denken für nöthig gehalten.

Um correcte, streng methodische, vornehmlich auf den Gang der Staatsactionen und die Entwickelung des Wirthschaftslebens gerichtete geschichtschreiberische Thätigkeit ist es ein treffliches und verdienstvolles Ding: fruchtbar wird diese Thätigkeit indessen nur unter der Voraussetzung innerlich freier und künstlerischer Behandlung des verarbeiteten Stoffs. Am wenigsten kann solche Behandlung da entbehrt werden, wo es sich, wie im vorliegenden Falle, um die Darstellung einer politisch bedeutungslos gewordenen und dabei culturgeschichtlich höchst merkwürdigen und lehrreichen Episode handelt.

Franz Walther.

Neue Romane und Erzählungen.

1. Frau Sorge. Roman von Hermann Sudermann. Zweite Auflage. Berlin, F. und P. Lehmann. 1888. 8. 3 M.
2. Geschwister. Zwei Novellen von Hermann Sudermann. Berlin, F. und P. Lehmann. 1888. 8. 3 M. 50 Pf.

Der Roman spinnt einen Gedanken aus, welchen schon der Titel andeutet, daß nämlich die gemeine Sorge um das materielle Dasein Geist und Charakter des Menschen ungünstig beeinflußt. Dieser an und für sich wahre Erfahrungssatz wird an einem Menschen nachgewiesen, der von Kindheit an in sogenannten „beschränkten“ Verhältnissen leben muß und sich in Mühen und Kämpfen aufreibt. Der Verfasser hat für seinen Helden als Kampfplatz eine Heidegegend gewählt und landwirthschaftliche Verhältnisse umgeben ihn. Es stimmt dies gut zu dem Vorwurfe, der, an und für sich trüber Natur, eine düstere Landschaft mit Nebelstimmung braucht. Einem nur unterhaltungsbedürftigen Leser wird vielleicht der melancholische Zug, welcher durch das ganze Buch geht, unangenehm sein; Verständigen aber wird das Werk gefallen; trotz seines düstern Grundtons. Der Verfasser beschränkte sich auf einen kleinen Kreis von Personen und Verhältnissen, in welchem er das Schicksal seines Helden entwickelte, verwendete aber alle Sorgfalt darauf, dieselben klar und deutlich auszugestalten. Es ist Lebenswahrheit in dem Ganzen und deshalb packt es auch. Man darf somit diesen Roman, der einen richtigen Gedanken an gut und naturwahr geschilderten Charakteren entwickelt, als einen guten bezeichnen.

Die beiden Novellen sind Gegenstücke, denen das gleiche Problem zu Grunde liegt, nur daß es in der ersten an Brüdern, in der zweiten an Schwestern ausgeführt wird. Das Problem ist zwar nicht neu, es ist nämlich: die Liebe von Geschwistern zu ein und denselben Dritten. Da es somit galt, einen nicht mehr neuen, auch wenig veränderungsfähigen Gedanken auszuspinnen, so mußte das Schwergewicht auf die Form der Ausführung gelegt werden. Es ist nun in der That dem Verfasser gelungen, auch diese „alte Geschichte“ schmackhaft zu machen, indem er besondere Sorgfalt auf die Ausgestaltung der Charaktere und die psychologische Begründung der Einzelhandlungen verwendete. In der ersten Novelle erscheint das Moment

der Erinnerung an den im Jähzorn geschädigten Bruder, in der zweiten der Glaube an das „Todt-Beten" geschickt verwerthet. Die Vorgänge entwickeln sich ganz gleichlaufend den Charakteren, und die schließlichen Katastrophen ergeben sich sozusagen mit innerer Nothwendigkeit. Man wird diese Novellen mit Interesse und (literarischer) Befriedigung lesen.

3. Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute von Rudolf Heinrich Greinz. Dresden, Pierson. 1888. 8. 2 M.

Neuerer Zeit sind jene Skizzen in Schwang gekommen, welche gleichsam wie Augenblicksphotogramme einzelne Bilder aus dem reichbewegten menschlichen Leben, vorzugsweise aber solche des Unglücks, darstellen. Zu dieser Gattung zählt auch die vorliegende Geschichte, welche nur etwas breiter ausgeführt ist und mehr in die Einzelheiten der psychologischen Darstellung eingeht. Es sind zwei arme Leute, nicht nur arm an Geld, sondern vielmehr an innerm Glück, die da zusammen kommen, und nun ineinander ein wenig vom menschlichen Glück finden, das sie aber mit einer Schuld — wenigstens nach der landläufig geltenden Ansicht und nach dem Gesetze — erkaufen müssen. Sie sind schuldig, aber entschuldbar, und wirklich wenige dürften ein Recht haben: einen Stein auf sie zu werfen. Die Geschichte ist gut erzählt, auch in der Charakteristik gelungen, und man kann sie als lesenswerth empfehlen.

4. Schriftsteller-Roman von B. von Suttner. Dresden, Pierson. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Roman verdient erhöhte Antheilnahme, auch von seiten jener, welche nicht zu den Berufsgenossen, d. h. Schriftstellern zählen, für die er natürlich ein besonderes Interesse hat. Der Roman erfüllt die Bedingungen, welche man an einen solchen nach den Regeln der Aesthetik stellt: er spiegelt ein Stück zeitgenössischen Lebens — und ein solches ist doch sicher das Schriftstellerthum — an den Schicksalen seines Helden wieder. Die Fabel ist anregend, die Hauptpersonen sind gut geschildert. Ueber die verschiedenen die Schriftstellerei berührenden Fragen werden treffende Bemerkungen ausgesprochen, wie überhaupt mit Sachkenntniß und Naturtreue die einschlägigen Verhältnisse dargestellt sind. Als überflüssig und störend müssen wir jedoch den ganzen Theil von S. 294—325 bezeichnen. Die Erörterungen über Schriftsteller-Verband und Verein, über die Statuten u. s. w. gehören nicht in einen Roman (Schriftsteller haben darüber genug in der Schriftsteller-Zeitung gelesen), zumal nicht an diese Stelle, wo sie nur den Fortgang der Handlung, mit welcher sie absolut keinen Zusammenhang haben, unnöthig verzögern. Auch die verschiedenen Schmeicheleien machen keinen angenehmen Eindruck auf den Leser, der leicht eine „Absicht" voraussetzen könnte. Uebrigens hätte beispielsweise auf S. 298, letzte Zeile auch noch „eine berühmte Schriftstellerin" beigefügt werden können; warum soll, wenn schon Lorbersträußchen vertheilt werden, just Eine leer ausgehen.

5. Erlöst. Roman von Adelheid von Rothenburg. Gotha, F. A. Perthes. 1888. 8. 8 M.

Es ist bedauerlich, daß noch kein maßgebender Literarhistoriker sich der Mühe unterzog, die Romantypen systematisch aufzustellen; damit würde er den Besprechern (hochdeutsch: Recensenten) die Mühsal wesentlich erleichtert haben, denn dann könnte man sich begnügen z. B. zu sagen: „Romantypus I A: leidlich (oder unleidlich) gelungenes Exemplar", und der Leser würde wissen, wie er daran ist. Der vorliegende Roman ist beispielsweise derart „typisch", d. h. seiner ganzen Anlage nach an viele mehr oder minder gelungene Muster erinnernd. An dem Sterbebette eines alten Grafen erscheint der leichtsinnige, schuldenbeladene Sohn (insgeheim natürlich der edelste Charakter, nur schauderhaft wild), eine hartherzige zürnende Alte — diesmal Großmutter —, welche die „Familienehre" als feuriger Drache hütet, ist auch dabei; der Jüngling wird gewaltsam an eine — natürlich! — schüchterne Taube vermählt, während er bereits an eine geniale, dämonisch-schöne und loreleihafte Künstlerin gefesselt ist. Wir begegnen auch den wohlbekannten Hausfreunden solcher am Rand des Ruins befindlicher Hochadelsfamilien, dem getreuen Rechtsanwalt, der zur Belohnung seiner Verdienste um die deutschen Romanschriftsteller den Titel Justizrath taxfrei erhielt, und dem Pastor, der (natürlich!) ein Musterheiliger ist. — Ist im großen und ganzen der Roman, wie gesagt, einer vielgebrauchten Schablone nachgebildet und als Lesewaare nicht als eine Bereicherung der Literatur zu bezeichnen, so darf man andererseits zugestehen, daß er in seiner Art — als Lesewaare für Leihbibliotheken — zu den bessern Erzeugnissen zählt. Es sind doch einige Abänderungen von der Schablone vorhanden, auch sogar Anläufe zur Charakteristik, und der frömmelnde Ton wird nicht allzu laut angeschlagen.

6. Rosen und Dornen. Roman von Graf Adalmar Dabei. Dresden, Pierson. 1887. 8. 3 M.

„Rosen und Dornen" steht auf dem Titel; Unkraut ist der Inhalt des Buchs. Eine nichtssagende, ideenlose Geschichte, in einem graulichen Stile geschrieben, der den Dilettanten verräth, liegt in diesem Machwerk vor uns, das nur jemand lesen kann, den die Langeweile zur Verzweiflung treibt. Es ist das Kennzeichen solcher Schreiber, welche bar jedes Verständnisses für die Schönheit der Sprache sind, daß sie jedem Hauptwort ein Beiwort beifügen müssen: sie halten nämlich Schwulst für poetisch. Die ganze Erzählung ist eigentlich von einer kindischen Einfalt; ein Graf verliebt sich in eine Comtesse, heirathet sie ohne Anstand, fällt in der Schlacht, und ein Cousin, welcher für die Cousine bisher platonisch schwärmte, wird Nachfolger. Lauter außerordentlich edle Menschen — selbst der Schwiegervater, der sich betrinkt, wird als tadelloser Cavalier geschildert — begegnen uns; leider sind es eben keine Menschen, sondern Puppen. — Zur Erheiterung seien einige Stilblüten hergesetzt: Seite 24: „Denn daß

dem so sei, sagte ihr das pochende Herzlein, sagte ihr der unter dem reichgestickten, blumengeschmückten Besatz sich tief hebende und senkende, heiß wogende Busen." — Ibidem. „Darum gürtete auch der Rittmeister das gerade Eisenschwert (oh! wie schön!) um die Lenden." — Seite 31: „Das Gebahren des aufgetakelten, stets frischgestrichenen, überalterten Flaggenschiffs." — Seite 42: „trat hinzu, trennte mit scharfem Schnitt Spitze sammt hüllender Kuppe von einer der langen Bocks und wickelte mit fingergeschicktem (!) Wirbel das weichhüllende Staniol von der Cigarre, selbe darauf mit langentbehrtem Behagen in Brand setzend." — Schade um das Papier, auf welches dieses abgeschmackte Zeug gedruckt wurde.

7. Monsieur Vélo. Herkules' Geheimniß. Doctor Job. Drei Novellen aus dem Jura von T. Combe. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von E. Bagge. Wolfenbüttel, Zwißler. 1887. 8. 2 M.

Aus welchem Grunde diesen Novellen die Ehre einer Uebersetzung zutheil wurde, läßt sich schwer errathen. Wir sind eben der Ansicht, daß der Uebertragung nur solche Werke würdig sind, welche in der betreffenden fremdländischen Literatur einen bevorzugten Rang einnehmen. Wir gestehen gern zu, daß die Novellen angenehm zu lesen sind, daß sie als tüchtiges Mittelgut bezeichnet werden dürfen, aber sie ragen weder durch besondern Reichthum an Geist noch durch ausgesprochene Eigenart hervor. Auf dem Titelblatte steht zwar „aus dem Jura", aber ein innigerer Zusammenhang der Personen und Handlung mit der Landschaft besteht nicht; letztere selbst kommt fast gar nicht zur Geltung und die Geschichten könnten ebenso gut im Thüringerwald, in den Vogesen oder in Wales spielen; man brauchte nichts anderes zu thun, als die Ortsnamen durch deutsche oder englische zu ersetzen, so wenig ist der Charakter der Landschaft, beziehungsweise der Bevölkerung ausgeprägt.

Johannes Emmer.

Neue philosophische Schriften.

1. Ueber die Grenzen des menschlichen Erkennens. Von F. Wollny. Leipzig, Thomas. 1887. 8. 50 Pf.

Das alte Erkenntnißproblem in materialistischem Gewande. Wer die Schranken alles menschlichen Erkennens finden will, hat dieselben sowol auf die Erkenntnißgrenzen der Außenwelt als der innern, psychischen Welt zu untersuchen. Die ungehinderte Erforschung des physischen Universums scheint an zwei Bedingungen geknüpft zu sein: an die Erkenntniß einerseits der räumlichen Unendlichkeit desselben, andererseits an die Möglichkeit der unendlichen Theilbarkeit der Materie. Da beides auf dem Wege der bloßen naturwissenschaftlich-mathematischen Erfahrung nicht auszumachen ist, so wird hierdurch die Frage nach dem unendlich Großen und unendlich Kleinen der Welt ein metaphysisches Problem. An dieses Problem sind zu verschiedener Zeit verschiedene Lösungsversuche herangetreten: verschieden in Bezug auf Schärfe und Tiefe der Auffassung und Auflösung des Räthsels. Aber darin stimmten alle diese Raisonnements doch überein, daß die Frage nach der Unendlichkeit der Welt im großen wie im kleinen auf dem empirischen Wege der Beobachtung und des Experiments nimmer zu lösen — schon aus dem einfachen Grunde, weil solche Untersuchungen eine ewige, d. h. immerwährende, also den Begriff der Unendlichkeit schon in sich schließende Zeit erfordern würden.

Dieser Sachverhalt ist dem Verfasser obiger Schrift nicht ganz klar geworden. Die Art, wie er gegen Kant's Erkenntnißtheorie, insbesondere gegen seine Unterscheidung einer Welt der Dinge-an-sich und einer Erscheinungswelt polemisirt, zeigt ganz deutlich, daß er die „Kritik der reinen Vernunft" niemals gelesen oder, wenn gelesen, so doch gar nicht verstanden hat. Daher die erstaunlich oberflächliche Auffassung des Kantischen Lösungsversuches der Frage der räumlichen Unendlichkeit der Welt und der unendlichen Theilbarkeit des Stoffs. Freilich sind diese in der That nicht leichten Untersuchungen in der „transscendentalen Dialektik" der Kant'schen Vernunftkritik nicht jedermanns Sache. Gerade diese kosmologische Antinomienlehre erfordert eine intensive Denkkraft, um verstanden zu werden. Wir verweisen daher den Verfasser, wenn ihm diese Partien in dem Kant'schen Werke zu schwierig sind, auf die entsprechenden Abschnitte in den „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik", deren Darstellung dem im abstracten Denken weniger geübten Laien bei weitem verständlicher ist.

Die Frage der Erkenntnißgrenze in Bezug auf die intellectuelle Welt führt freilich zu noch viel höhern Problemen, deren Lösung man nicht dadurch vollzieht, daß man sie umgeht. Es handelt sich hier ja wesentlich um die Erkennbarkeit der Natur des Geistigen, also eigentlich des Wesens des Bewußtseins. Wir möchten auch hier wieder den Herrn Verfasser auf jenen Abschnitt in der „Kritik der reinen Vernunft" verweisen, der (als erstes Hauptstück des zweiten Buchs der transscendentalen Dialektik) von den sogenannten „Paralogismen" der reinen Vernunft handelt. Er wird finden, daß daselbst das Problem so tief und so allseitig in Angriff genommen, daß ihm „nichts mehr zu thun übrig bleibt", als höchstens — Kant zu widerlegen. Dies dürfte aber schwieriger sein, als mancher heutige Privatdocent sich träumen läßt.

Ueberhaupt gibt es nur zwei Wege, um jenes gewaltige Buch, das in der Grenzscheide zweier Jahrhunderte steht, die „Kritik der reinen Vernunft", herumzukommen: entweder man muß es wie die nachkantischen großen specu-

lativen Systeme, innerlich überwinden und darüber hinausgehen oder, wie die heutige Erkenntnißtheoretik vielfach verfährt, es in einzelnen Punkten widerlegen, in andern mit Hülfe der modernen Seelen- und Naturforschung es ergänzen oder modificiren; aber es einfach ignoriren oder mit einigen nichtssagenden Wendungen abthun, geht durchaus nicht. Sätzen gegenüber wie: „Es ist keine Frage, daß von Kant der Begriff des Denkens und Erkennens selbst überhaupt von Hause aus im Unklaren (!) gelassen worden ist", oder „Heute kann es nicht mehr befriedigen, wie Kant diese Frage zu lösen versucht hat", erinnern einigermaßen an jenen Baccalaureus im „Faust":

Anmaßlich find' ich, daß zur schlechtesten Frist
Man etwas sein will, wo man nichts mehr ist.
Des Menschen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut sich wie im Jüngling so?
. . . .
Hat einer dreißig Jahr' vorüber.
So ist er schon so gut wie todt.
Am besten wär's, euch zeitig todtzuschlagen.

Die Kritik aber möchte der selbstgefälligen Suffisance des heutigen naiven Realismus die Frage Mephisto's wiederholen: „Du weißt wol nicht, mein Freund, wie grob du bist?"

Von demselben Verfasser liegt uns vor ein kurzgefaßter

2. Leitfaden der Moral. Von F. Wollny. Leipzig, Thomas. 1887. 8. 1 M.

Das Büchelchen schließt sich den frühern Arbeiten Wollny's auf diesem Gebiete an: „Ueber Freiheit und Charakter des Menschen" (1876) und „Der Materialismus im Verhältniß zu Religion und Moral" (1886). Letztere Schrift ist entsprechend der Stellung des Verfassers zur Materialismusfrage ein apologetischer Versuch, dahin zielend, die Möglichkeit der Ableitung einer durchaus edlen und wirkungskräftigen Moral aus wesentlich monistisch-realistischen Voraussetzungen: ein Versuch, den wir dem vielfach heuchlerischen Pharisäerthum der Materialismusgegner für durchaus gelungen erachten. Natürlich können wir uns deshalb nicht zugleich mit dem Inhalt der Kritik, wie der Verfasser sie in dem vorliegenden, übrigens klar und präcis geschriebenen „Leitfaden" gegen die „idealistische" Begründung der Ethik übt, einverstanden erklären. Die großen idealen Ethiker sind nicht mit den supranaturalistischen zu verwechseln. Kant, Fichte und Krause haben die intelligible Welt zum Princip der irdischen Moral gemacht und so das Ziel humaner Entwickelung weit über die engen Grenzen terrestrischer Verhältnisse hinaus gesteckt. Aber indem sie so die Erde mit dem Himmel verbunden, ist das Princip ihrer Moralphilosophie doch kein außerhalb des Menschen liegendes, wie in den heteronomen theologischen Systemen, welche die sittliche Quelle wirklich in ein Jenseits verlegen. Die idealistischen Ethiker erheben den Menschen über die Sphäre der Sinnenwelt, ohne ihn seinem innersten menschlichen Wesen untreu werden zu lassen. Wenn z. B. Fichte das ganze physische und geistige Universum zum „Material der Pflicht" erhebt und so den Kosmos zum Schemel unserer höchsten sittlichen Bestimmung macht, so wird man trotz der schwindelnden Höhe, in die wir erhoben werden, doch nirgends den menschlichen Boden unter den Füßen verlieren: denn zunächst ist es die menschliche Gesellschaft, innerhalb deren die kosmisch erweiterte Bestimmung sich vollzieht.

Wie so viele andere hat auch der Verfasser die supranaturalistische und die idealistische Ethik in einen Topf geworfen, ähnlich wie die Materialisten meist Theologie und Metaphysik miteinander verwechseln und das wissenschaftliche Mistrauen, das gegen die erstere besteht, benutzen, um auch die letztere zu compromittiren.

Daß alle idealistische Moral der Ergänzung durch das bedarf, was empirisch in der physisch-psychischen menschlichen Natur als die Grundlage und der Boden des Sittlichen gefunden wird, ist durchaus zuzugeben und alle ethische Forschung der Zukunft muß dahin gerichtet sein, diese beiden Seiten in Uebereinstimmung zu bringen, anstatt die eine zu Gunsten der andern aufzuheben.

Des Verfassers Moralprincip ist der Eudämonismus, den er subjectiv bald als „Zufriedenheit des Gemüths", bald als menschliches Glück faßt. Er sucht hierbei Stützen in den Systemen früherer Ethiker, so bald in der Lehre Epikur's, bald Spinoza's, und gelangt dann dahin, aus diesem Princip heraus die „Normen alles natürlichen Rechts", d. h. den Inbegriff aller derjenigen Gesetze abzuleiten, nach welchen im idealsten Sinne alles menschliche Verhalten in Staat und Gesellschaft sich regelt.

So weit der ganze Standpunkt des Verfassers es zuläßt, wird die Begründung der einzelnen Lehren (das individuelle Handeln, das interhumane Verhältniß, das abwehrende Handeln, die Collision der Pflichten) tiefer, d. h. hier durch Zurückführung auf das eudämonistische Princip begründet, und wir können nicht sagen, daß die sittlichen Consequenzen, die der Verfasser aus seinen Voraussetzungen zieht, für die Gestaltung privater, staatlicher und internationaler menschlicher Beziehungen weniger human, weniger menschlich schön und edel gedacht sind, als etwa diejenigen, welche er aus idealistischen Prämissen ableiten könnte.

Der Verfasser befleißigt sich im allgemeinen einer klaren und schlichten Ausdrucksweise; doch hat er starke Neigung zu gewundenen und ineinander geschachtelten Sätzen, die z. B. in der vorhin besprochenen Schrift (S. 21) folgende stilistische Monstrosität hervorgebracht hat:

Hauptsächlich der in letzter Zeit, im übrigen ganz mit Recht immer weiter um sich greifenden Verbreitung des Positivismus auf dem Gebiete der Wissenschaft, wie des philosophischen Denkens, ist es zuzuschreiben, daß die Vorstellung platzgegriffen hat, als ob zu einer Reform und Neugestaltung der moralischen Vorstellungen und Begriffe, die man nicht blos in einzelnen Beziehungen, sondern durchgehends für nothwendig hielt, zuvor die vollständige Ausgestaltung und Vervollkommnung derjenigen Wissenschaften, deren Gegenstand in der der bewußten Sphäre des menschlichen

Denkens und Handelns zur Grundlage dienenden materiellen Sphäre des gegebenen Daseins zu suchen, und die der Moral und den Gesellschaftswissenschaften in der Rangordnung der einzelnen Disciplinen selbst zur Voraussetzung dienen, vorangehen müsse, und als ob hierin womöglich auch in Bezug auf die Praxis die Hauptaufgabe zu erkennen sei.

Derartige lebensgefährliche Sätze sind, sollten wir meinen, heutzutage selbst in philosophischen Schriften nicht mehr zulässig.

3. Wie ist Verantwortung und Zurechnung ohne Annahme der Willensfreiheit möglich? Eine Untersuchung von H. Druskowitz. Heidelberg, G. Weiß. 1887. 8. 1 M.

Dieses ist eins der schwierigsten Probleme der philosophischen Ethik. Von seiner Lösung in dem einen oder andern Sinne hängt offenbar die Beantwortung einer Reihe wichtiger, insbesondere das Strafrecht berührender Fragen ab. Die Verfasserin (Frl. Helene Druskowitz lebt in Zürich und hat sich bereits früher durch literarhistorische und ästhetische Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht) ist an das Thema mit dem vollen Bewußtsein der weittragenden Bedeutung desselben herangetreten. Wie weit es derselben jedoch gelungen ist, das schwierige Problem, mit welchem sich die größten Ethiker aller Zeiten beschäftigt haben, befriedigend zu lösen, wollen wir durch eine kurze Inhaltsanalyse der Schrift zu constatiren suchen.

Die Arbeit zerfällt in einen negativ-kritischen und in Bezug auf Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit positiv-dogmatischen Theil. Der erste prüft die hauptsächlichsten bisher hervorgetretenen Ansichten und kritisirt deren Begründung; der zweite stellt die eigene Anschauung der Verfasserin dar.

Was nun den kritischen Theil betrifft, so kann bei dem geringen Umfang der Schrift von einer wir wollen nicht sagen erschöpfenden, so doch wenigstens die wesentlichsten Momente wiedergebenden Behandlung der Sache gar nicht die Rede sein: es werden wesentlich nur Kant, Schopenhauer und Feuerbach und von den neuesten Denkern allenfalls noch Herbert Spencer berücksichtigt. Diese wenigen sind aber in Bezug auf die vorliegende Frage typisch für eine ganze Reihe anderer Ethiker, deren verschiedene Anschauungen über das Freiheits- und Zurechnungsproblem sich auf folgende Grundannahmen reduciren lassen: 1) Entweder wird die Frage der Verantwortung und Zurechnung im bejahenden Sinne entschieden und auf die Voraussetzung einer natürlichen Willensfreiheit basirt; oder aber 2) die sogenannte natürliche Willensfreiheit wird negirt und die moralische Zurechnung auf die Voraussetzung der transscendentalen Willensfreiheit begründet; oder ferner 3) man leugnet die natürliche und transscendentale Willensfreiheit und somit auch die Berechtigung einer moralischen Verantwortung und Zurechnung des Menschen; endlich 4) es wird die natürliche sowol als die transscendentale Willensfreiheit zwar negirt, aber dennoch die wissenschaftliche Berechtigung des Vorhandenseins moralischer Verantwortung behauptet. Dieser letztere Standpunkt scheint der der Verfasserin zu sein, mit der Einschränkung, daß sie die Annahme der transscendentalen Freiheit für die Entscheidung der moralischen Zurechnungsfähigkeit für gänzlich irrelevant hält.

Zu diesem ihrem eigenen Standpunkt, der gewissermaßen als ein mittlerer anzusehen ist zwischen der Anschauung der Indeterministen und der Deterministen (zu den letztern gehört z. B. auch Paul Rée, dessen scharfsinnige kleine Schrift „Die Illusion der Willensfreiheit" wir an dieser Stelle bereits näher gewürdigt haben), gelangt die Verfasserin so ziemlich am Schlusse ihrer Arbeit, wo es (Abschnitt V) folgendermaßen heißt:

Es ist ohne Zweifel wichtig, zur Einsicht zu gelangen, daß das Souveränetätsgefühl des Ich, vermöge dessen es sich in den Willensacten ohne causale Bedingtheit zu offenbaren glaubt, gänzlich illusorisch und das gesammte Fühlen, Denken und Thun des Menschen vielmehr als ein durch eine unendliche Reihe vorhergegangener Ursachen nothwendig bestimmtes, also als Wirkung aufzufassen sei. Allein man darf bei dieser Anschauung des Menschen nicht stehen bleiben: sie ist nur die Vorstufe einer höhern Betrachtung. Das Individuum ist nämlich mehr als ein bloßes Mittelglied in der unendlichen Causalkette des Weltprocesses, es ist zugleich auch eine für sich seiende, ein abgeschlossenes Ganzes bildende Offenbarung bestimmter Seiten der realen Natur (als des Inbegriffs aller Kräfte), und zwar eine mit Selbstbewußtsein ausgestattete Darstellung gewisser Qualitäten und Potenzen der Natur. Die Naturkraft aber, als deren Theilausdruck das Individuum erscheint, muß als etwas Selbständiges betrachtet werden. Sobald das Individuum jedoch als ein mit Bewußtsein ausgestatteter Repräsentant gewisser Seiten der als selbständig gedachten Natur aufgefaßt wird, hört es auf, ein bloßer Automat zu sein, erscheint auch es als ein in gewissem Sinne selbständiges Wesen, und insofern es als solches erscheint, ist es auch der verantwortliche und sittlich zurechnungsfähige Urheber seiner Handlungen. Nun sind ja alle Dinge Offenbarungen und Aeußerungen bestimmter Qualitäten des Seins und doch haben wir in der Art, wie wir uns zu dem nützlichen Thier oder zu dem edeln Menschen, zu der wilden Bestie oder zu dem bösen Menschen verhalten, einen Unterschied zu machen. Auch das gute und böse Thier sind Offenbarungen der entsprechenden Potenzen der Natur, ohne daß wir dem erstern sein Gebahren als Verdienst, dem letztern das seinige als Schuld zurechnen oder doch nicht in der Weise, wie wir dies dem Menschen gegenüber thun müssen. Der Unterschied, den wir in Bezug auf die Offenbarung guter oder schlechter Charaktereigenschaften zwischen Mensch und Thier zu machen haben, wird aber durch die moralische Unterscheidungsfähigkeit bedingt, welche dem Menschen, d. h. dem geistig gesunden, erwachsenen und civilisirten Menschen eignet, dem Thiere aber fehlt oder doch bei den intelligentesten Thieren selbst nur in einem gewissen Maße vorhanden ist. Wenn der Mensch sich hinsichtlich seines Charakters als Repräsentant bestimmter Qualitäten der Natur fühlt, dann hält er sich auch für sein Thun verantwortlich; denn was ist Gefühl der Verantwortung sonst, als sich als Urheber seiner Handlungen bekennen? Und der Urheber seiner Handlungen ist der Mensch, wenn man ihn, wenn er sich als Theilausdruck einer bestimmten Seite der Natur, auch ohne Voraussetzung der Willensfreiheit betrachtet......

Verantwortung und Zurechnung hören also mit der Zerstörung der Annahme einer souveränen Activität des Ich im Willensacte nicht zu bestehen auf, sondern liegen in der Bedeutung des Individuums als selbstbewußten Repräsentanten bestimmter Potenzen der Natur begründet. Wenn das Individuum in seiner Totalität sowol, als in seinen einzelnen Gedanken, Empfindungen und Willens-

acten auch als eine Wirkung vorhergegangener Ursachen zu betrachten ist, so ist es doch auch zugleich mehr als dies: nämlich ein selbstbewußter Theilausdruck gewisser Kräfte der als selbständig gedachten Natur, der als solcher sich für sein Thun verantwortlich fühlt und deshalb auch von der Welt für verantwortlich gehalten wird.

Ob ein strenger Determinist durch diese Beweisführungen sich überzeugen lassen wird? Was sind „Potenzen und Qualitäten der Natur"? Welches sind jene „Qualitäten des Seins", welche die Ausnahmestellung des Menschen in der durchgängigen Causalität der Welt plausibel machen sollten? Hier sind offenbar noch mancherlei Lücken in der Begründung, die die Verfasserin hätte ausfüllen müssen. Ueberhaupt sticht der positive Theil der Schrift gar sehr ab von dem negativ-kritischen, der die schwachen Seiten in den ethischen Anschauungen der Indeterministen sehr wohl herausfindet. Freilich ist die Kritik, die hier gegen Kant's transscendentalen Freiheitsbegriff geführt wird, nicht mehr ganz neu. Aber die geschickte Art, wie Helene Druskowitz die Argumente anderer benutzt und gruppirt hat, verdient immerhin Anerkennung. Ueberhaupt zeigt sich dieselbe in den neuern philosophischen Systemen sehr bewandert, und die Art, wie sie citirt, beweist deutlich, daß sie moderne Denker Deutschlands, Englands und Frankreichs nicht aus historischen Compendien, sondern aus eigenem quellenmäßigen Studium kennt. Dies erhellt auch aus einer andern Schrift der jungen Verfasserin:

4. Moderne Versuche eines Religionsersatzes. Ein philosophischer Essay von H. Druskowitz. Heidelberg, G. Weiß. 1886. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Auch dieser „Essay" ist wesentlich kritischer Art, d. h. es werden aus den Schriften einer Anzahl neuerer Denker ihre Anschauungen über die Möglichkeit einer an die Stelle der gegenwärtigen historischen Religionen zu setzenden neuen Religionsanschauung und Religionsform zusammengestellt, wobei die Verfasserin sich bald zustimmend bald ablehnend verhält.

Es ist wahr, derartige Erörterungen, die vor funfzig Jahren gar sehr an der Tagesordnung waren, muthen uns heute etwas veraltet an: nicht etwa, weil die Weltgeschichte die hier aufgestellten Forderungen bereits erfüllt hätte (augenblicklich sind wir nach der herrschenden Strömung sogar ziemlich weit davon), sondern weil zur Zeit andere, wenn auch vielleicht an sich nicht wichtigere Fragen Gegenstand der Discussion in Wissenschaft und Leben sind. Nichtsdestoweniger wird man die Anregung der Frage, die hier an der Hand einer Reihe namhafter Denker wieder zur Debatte gestellt wird, nicht unzeitgemäß finden. Auch an sittlichen und politischen Gründen fehlt es nicht, das Problem gerade jetzt wiederum aufs Tapet zu bringen. Die Leistungen der dogmatisch-supranaturalistischen Religionen in Bezug auf die moralische Besserung ihrer Bekenner im Verhältniß zu dem großen Einfluß, den sie seit Jahrtausenden ausüben, ist bei Lichte besehen doch verschwindend gering, während die täglich immer bedenklicher werdenden Resultate der Criminalstatistik jedem ernstern Ethiker die Frage nahe legen, ob es nicht endlich an der Zeit sei, hier Abhülfe zu schaffen und zwar durch Neubegründung von religiösen Vorstellungen und religiösen Formen, welche einerseits mit dem wissenschaftlichen Zeitbewußtsein vereinbar sind, andererseits für die Masse der Glaubenslosen die Garantie sittlicher und veredelnder Wirksamkeit in sich tragen. Es hat nicht an gewichtigen Stimmen gefehlt, welche sich in der immer dringender gestaltenden Frage haben vernehmen lassen und wir erinnern hier nur, um von den Schriften älterer Denker wie August Comte, Stuart Mill und Ludwig Feuerbach hier abzusehen, an die betreffenden Arbeiten von Herbert Spencer, William Salter, Ed. von Hartmann, Eugen Dühring, Friedrich Nietzsche, Julius Duboc u. a.

Die kritische Analyse, welcher die Verfasserin die Ansichten der Genannten unterwirft, trifft, obwol sie nirgends erschöpfende Vollständigkeit anstrebt und sich meist nur mit wenigen Andeutungen begnügt, doch in den meisten Fällen das Richtige. Sehr treffend hebt sie das Unzulängliche der blos moralisirenden Tendenz des Comte'schen Religionsideals hervor, während die intellectuelle und ästhetische Seite des künftigen Religionsinhalts von dem französischen Denker mehr als billig übersehen wird. Daß der Feuerbach'sche Naturalismus der nöthigen Mystik entbehrt, hat sich (worauf wir die Verfasserin hinweisen) gerade an dem bedauerlichen Mißerfolg der mit so vielen Hoffnungen ins Leben gerufenen Freien Gemeinden gezeigt. Dagegen stimmen wir vollkommen bei, wenn sie geistreichen Paradoxien des Darwinianers Friedrich Nietzsche jeden Werth in Bezug auf eine sittlich brauchbare Religionsform abspricht. Sie hätte noch weiter gehen können und das undemokratisch Ruchlose betonen sollen, das in Nietzsche's aristokratisch sein sollenden Verzerrungen des großen Humanitätsideals liegt, wie es seit 40 Jahrhunderten von den größten Genien der Philosophie und Dichtung formulirt wurde. Es freut uns auch, daß die Verfasserin dem evolutionistischen Optimismus des nicht genügend geschätzten Julius Duboc für die Zukunftsreligion große Bedeutung beimißt und auch den Ethicismus des beredten Amerikaners William Salter Gerechtigkeit widerfahren läßt. Dagegen scheinen uns Ed. von Hartmann's Versuche, auf speculativem Wege den christlichen Dogmatismus zu überwinden, nicht genügend gewürdigt, und auch bei Dühring's Haß gegen den orientalischen Ursprung der christlichen Ideen hätte der Mangel an historischer Tiefe, die in den Raisonnements dieses Schriftstellers vielfach zu Tage tritt, schärfer gerügt werden müssen.

Es sind unleugbar gar ernste und schwierige Fragen, die hier über die religiöse Gegenwart und Zukunft der Menschheit angeregt werden. Aber die Verfasserin kann weder einem der genannten Schriftsteller in Bezug auf das Problem des Religionsersatzes ganz und voll zustimmen, noch ist sie selbst in der Lage, Vorschläge zu machen, welche im Gegensatz zu den bisherigen Religionsformen allen

Anforderungen eines religiösen Ideals nach der wissenschaftlichen, sittlichen wie mystisch-poetischen Seite hin Genüge zu leisten vermöchten. Am schwersten aber dürfte, von allen andern Erfordernissen abgesehen, das volksthümliche Moment einer solchen Zukunftsreligion zu treffen sein. Hier berührt die Verfasserin einen Punkt, welcher gerade mit Bezug auf die socialen Zustände unserer Zeit als der wichtigste anerkannt werden muß:

Wir verkennen keineswegs, daß eine vollkommenere, religionsersetzendere Lehre innerhalb der ersten modernen Culturnationen nicht eher Aussicht haben würde, auch in den tiefern Volksschichten Eingang zu finden, als bis die bestehenden socialen Verhältnisse einer gerechtern Ordnung platzgemacht haben. So lange große Menschenklassen ihr Leben im Frondienste der Arbeit, welch letztere durch Ueberbürdung entadelt und ohne Freude vollzogen werden muß, hinbringen, ohne mehr als ihr physisches Bestehen nothdürftig zu ermöglichen: so lange ist ein allgemeiner geistiger Aufschwung, eine höhere Auffassung des Lebens nicht zu erwarten. Zuerst muß ein großer socialer Fortschritt erfolgen, muß der modernen Cultur eine andere materielle Grundlage gegeben werden, dann aber wird wol immer allgemeiner das Bedürfniß und die Befähigung sich geltend machen, über die gegebenen Religionen hinaus zu höhern Anschauungen sich zu erheben.

So erhebt auch hier auf religionsphilosophischem Gebiete die räthselhafte Sphinx unserer Zeit unheimlich und trotzig den drohenden Arm und läßt keinen, der des Weges kommt, vorüber, der nicht zuvor das sociale Räthsel der Zukunft gelöst hat!

Moritz Brasch.

Aus fremder Literatur.

1. Todtenfeier (Dziady) von Adam Mickiewicz. Uebersetzt und mit erklärender Einleitung versehen von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1887. Gr. 8. 6 M.

In d. Bl. ist vor längerer Zeit (Jahrg. 1884, Nr. 7) das erzählende Gedicht „Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Polen" ausführlich gewürdigt worden. Mickiewicz schrieb dasselbe in reifen Jahren; es legt Zeugniß ab von der ungewöhnlich hohen Begabung des Verfassers, dem Leser alles, was die Feder des Dichters zu schildern unternimmt, bis zu lebendiger Handgreiflichkeit anschaulich zu machen. Daneben weiß er ihn für die vorkommenden Personen zu interessiren und nicht minder gelingt es ihm, die alten absonderlichen Zustände, welche doch an dem nationalen Niedergang Polens einen Theil der Schuld getragen haben, mit so behaglichem Humor zu umkleiden, daß man sich an ihnen mit reinem Genusse ergötzt.

Ganz anders ist die Wirkung des vorliegenden Buchs. Die ersten beiden Theile, aber auch der Anfang des letzten, sind schon 1822 oder 1823 und zwar unter dem Einflusse der deutschen Romantiker geschrieben. Sie muthen dem Leser mehr Geduld zu, als die heutige Generation für Geisterspuk, Wahnsinnsparoxismen und dichterische Willkürlichkeiten verwirrender Art aufzubringen vermag. Aus dem Jahre 1832, aus der Verbannung, stammt der dritte und letzte Theil. Er ist ein Ausfluß der Trauer um das Vaterland, weit mehr noch des Hasses, ja des glühenden Ingrimms gegen Rußland, ein wilder Verzweiflungsschrei angesichts der vergeblichen Opfer, welche der eben zu Boden geschlagene polnische Aufstand von 1830 bis 1831 gefordert hatte. Diese Abtheilung ist denn auch dreien ehemaligen Mitschülern des Dichters zugeeignet, welche „für die nationale Sache den Märtyrertod" starben, übrigens nicht in diesem Aufstande, dem auch Mickiewicz seinen Arm nicht leihen konnte, denn gleich ihm waren jene drei aus Polen schon im Jahre 1823 verbannt worden. Der Dichter hat daher die damals von ihm selbst mit erlebten Heimsuchungen zum Gegenstande seiner Fortsetzung der „Todtenfeier" genommen und in der Vorrede zu dieser Fortsetzung, von welcher hier zuerst die Rede sein soll, sagt er über jene Zeit:

Ums Jahr 1822 begann die aller Freiheit feindselige Politik des Kaisers Alexander sich zu klären, zu festigen und eine bestimmte Richtung einzuschlagen. Damals wurde eine allgemeine Verfolgung des polnischen Stammes begonnen, die immer gewaltsamer und blutiger wurde. Der in unserer Geschichte denkwürdige Nowossilzow betrat den Schauplatz. Er war der erste, der die instinctive und thierische Feindseligkeit der russischen Regierung gegen die Polen als eine heilsame und politische auffaßte, sie zur Grundlage seines Wirkens machte. Damals wurde das ganze Gebiet von der Prosna bis zum Dnjepr und von Galizien bis zum Baltischen Meer als ein ungeheueres Gefängniß abgesperrt und eingerichtet. Die ganze Verwaltung wurde als eine große Foltermaschine zur Peinigung der Polen in Bewegung gesetzt, deren Rad der Großfürst Konstantin und der Senator Nowossilzow drehten. Der systematische Nowossilzow machte sich zunächst an die Folterung der Kinder und der Jugend, um die Hoffnungen künftiger Geschlechter im Keime auszurotten. Das Hauptquartier seines Henkerwerks schlug er in Wilna auf, der geistigen Hauptstadt der litauisch-russischen Provinzen. Damals bestanden im Schose der akademischen Jugend verschiedene literarische Gesellschaften, zum Zwecke der Erhaltung der polnischen Sprache und Nationalität, die durch den Wiener Congreß und die Privilegien des Zaren den Polen gelassen worden waren. Diese Gesellschaften lösten sich, da sie den wachsenden Verdacht der Regierung bemerkten, freiwillig auf, noch ehe ihnen ein Ukas die Existenz verwehrte. Nowossilzow aber — wiewol er erst ein Jahr nach jener Auflösung nach Wilno kam — that vor dem Zaren so, als hätte er die Verbindungen noch in Thätigkeit gefunden; ihre literarischen Beschäftigungen stellte er als unzweideutige Auflehnung gegen die Regierung dar, ließ einige hundert junge Leute verhaften und errichtete unter seinem Einflusse Kriegsgerichte zur Aburtheilung der Studenten. Bei dem russischen geheimen Gerichtsverfahren haben die Angeklagten keine Möglichkeit, sich zu vertheidigen; da sie oft nicht einmal wissen, wessen man sie bezichtigt habe, da selbst Geständnisse von der Commission nach Willkür bald entgegengenommen und den Rapporten einverleibt, bald unterschlagen werden. Nowossilzow, vom Großfürsten Kon-

stantin mit unbegrenzter Machtvollkommenheit ausgerüstet, war Ankläger, Richter und Henker zugleich. Er hob einige Schulen in Litauen auf, mit dem Befehl, die Jugend, die sie besuche, als bürgerlich todt zu betrachten, sie zu keinem öffentlichen Dienste, zu keinem Amte zuzulassen und ihr die Beendigung der Studien, sei es in öffentlichen, sei es in Privatanstalten, zu verwehren. Ein solcher Ukas, der das Lernen verbietet, hat nicht seinesgleichen in der Geschichte und ist eine originale russische Erfindung. Man begnügte sich nicht, die Schulen zu schließen: gegen 50 Studenten wurden zur Verschickung in die sibirischen Bergwerke, zur Zwangsarbeit, zum Dienste in den asiatischen Garnisonen verurtheilt: unter ihnen befanden sich Minderjährige — Angehörige vornehmer litauischer Familien. Ueber zwanzig, theils Lehrer theils Universitätshörer, wurden als polnisch-nationaler Gesinnung verdächtig zu ewiger Verbannung ins Innere Rußlands geschickt. Unter so vielen Verbannten ist es bisher nur einem geglückt, aus Rußland herauszugelangen.

Der Prolog, welcher der Vorrede des in Rede stehenden Theils folgt — mit Ausnahme des Epilogs sind alle drei Theile in dramatischer Form —, versetzt uns in das zum Gefängniß umgewandelte Basilianerkloster zu Wilno. Der Dichter ist am vergitterten Fenster in der Morgenfrühe eingeschlafen; sein Schutzengel erzählt ihm von seiner Mutter:

Gefühlloses Kind, du schlimmer Sohn!
Deiner Mutter Verdienst auf Erden,
Ihr Gebet am ewigen Thron
Hüteten dein junges Werden
Vor Versuchung und Gefährden:
Wie des Gartens Engel, die Rose,
Blühet des Tags und in der Nacht
Schlafenden Kindes Stirne bewacht,
Freundlich schützend mit ihrem Duft
Vor bösem Gewürm und Seuchenluft.

Wie oft, auf deiner Mutter Bitte,
Und wenn's gewährt die göttliche Macht,
Stieg ich hinab in deine Hütte
Auf leichtem Strahl aus ew'gen Höhn,
Leise, im leisen Schatten der Nacht, —
Und blieb an deinem Lager stehn.

Nachdem er traurig erwacht und von neuem eingeschlummert ist, streiten sich um ihn die „Nachtgeister“, bis er endlich bei dem Zuruf des Schutzengels:

Frei wirst du! Wir sind da, um dir's zu melden!

emporfährt:

Frei sein! Woher die Botschaft, weiß ich nicht —
Doch kenn' ich das: Freiheit von Moskaus Gnaden!
Die Schufte ketten Händ' und Füße los,
Die Kettenwucht der Seele aufzuschmieden.
Mir wird Verbannung! Unter Fremdlingen,
Ja, unter Feinden schweifen — ich — ein Dichter!
Und niemand wird mein Lied verstehen: nichts,
Als nur den leeren, ungestalten Klang.
Die Waffe haben sie mir nicht entrissen,
Aber verderbt! mir in der Hand zerbrochen!
Lebend, doch meinem Vaterlande todt —
So wird es kommen! Und mein Denken liegt dann
Im Dunkel meiner Seele festgebannt,
Gleich wie in schmutz'gem Stein ein Diamant.

In den volksthümlichen Scenen des altpolnischen Brauchs, in der Nacht des Allerseelentags die Geister Verstorbener mit irdischer Speise zu laben und dafür Nachrichten aus dem Jenseits einzutauschen, hatte sich der Dichter unter dem Namen Gustav die Rolle eines ruhelosen Geistes zugetheilt.

Da Mickiewicz als ganz junger Mensch sich in eine Leidenschaft für ein junges Mädchen (Maria Wereszczak) hineinphantasirt hatte, welche bald darauf die Frau eines andern ward, so bot ihm dieses sein erstes größeres Gedicht Anlaß, wie er selbst sich vorwirft, sich romanhaft in eine Art Wertherrolle hineinzuträumen. Sein Doppelgänger Gustav hat sich (im Gedicht) denn auch das Leben genommen und wandelt nun als Vampyr in der Allerseelennacht umher, indem er die Luft mit Klagen bald über die „Treulose“, bald über seine Thorheit, sie so zu nennen, erfüllt. Als ein echter Schüler der deutschen romantischen Schule durfte er aber auch die Ironie diesem Phantasiespuk nicht fehlen lassen. Zuguterletzt machte der Dichter des Gustav sich in dem Gedichte selbst über diesen seinen Strohmann lustig, indem er ihn einem alten Pfarrer einen Possen spielen läßt:

Gustav (mit dem Dolche in der Hand zum Pfarrer).

Hör', du, — wenn je ein Mädchen dir, ein holdes,
Ein übermenschlich holdes Weib begegnet,
Und fragt, woran ich starb? —
Hör', sag' nicht: Aus Verzweiflung!
Sag', daß ich immer fröhlich war und roth,
Des Liebchens nie mit einem Wort gedachte,
Mit Freunden Karten spielte, wacker zechte,
Daß dieses Zechen, — Tanzen — daß ich mir
(stößt mit dem Fuße auf)
Beim Tanz den Fuß verstaucht hab' — daran starb ich.
(Er durchsticht sich.)

Pfarrer.

Um Himmels Willen — Jesus Maria!
(Er ergreift seine Hand, Gustav steht aufrecht da, die Uhr beginnt zu schlagen.)

Gustav (mit dem Tode ringend).

Die Kette rasselt!
Elf Uhr — die Stunden weilen nicht —

Pfarrer.

Gustav!
(Der Hahn kräht zum zweiten male.)

Gustav.

Das zweite Zeichen!
Die Zeit muß fliehn, das Leben weichen —
(Die zweite Kerze auf dem Tisch verlischt.)
Erloschen ist das zweite Licht:
Zu Ende die Pein!
(Zieht den Dolch aus der Wunde und steckt ihn ein.)

Pfarrer.

Auf, rettet! Gott! — Vielleicht ist Rettung möglich!
Schon stirbt er — weh! stieß bis ans Heft hinein!
Fiel seinem Wahn zum Raub!

Gustav (kalt lächelnd).

Und fällt doch nicht!

Es war hiernach begreiflich, daß der durch zehnjährige Verbannungsleiden vertiefte und gereifte Dichter, welcher den dritten Theil, jene Fortsetzung, schrieb, mit dem Gustav

der ersten zwei Theile fertig war. Es könnte nun nach dem hier Mitgetheilten scheinen, als habe Mickiewicz' Jugenddichtung überhaupt nicht übersetzt zu werden brauchen. Dem ist aber doch nicht so, obschon sie theilweise nahezu ungenießbar ist. Als sie entstand, war der Dichter nicht nur durch seine Jugend, sondern auch durch die Gefahren, welche jede politische Aeußerung bedrohten, auf den Weg des übersinnlich Phantastischen gewiesen und sein frühreifes Talent ließ sich auf diesem Gebiete um so ungezügelter gehen, als die Romantik ringsum Sieg um Sieg erfocht. Wie diese ganze Schule hatte er jedoch das Volkslied und die Volkssage mit liebendem Sinn in sich aufgenommen und so bleibt immer noch inmitten des chaotischen Durcheinanders vieles in den beiden ersten Theilen, woran man sich erfreuen kann. Findet sich doch gleich auf den ersten Seiten das ergreifende Gedicht von dem in einem Burgverließ seit 200 Jahren gefangen gehaltenen und schon halb zu Stein gewordenen Jüngling. Twardowski, der polnische Faust und Zauberer, findet ihn auf:

Von einem Gewölbe sprengt er die Riegel —
Welch seltsame Strafe er sah:
An einer Kette, vor einem Spiegel,
Steht aufrecht ein Jüngling da.

Steht da — und ein Zauber ist's, der ihn umwindet:
Denn Stückchen um Stückchen, so klein,
Vom menschlichen Leib ihm schwindet und schwindet
Und langsam verwächst er zu Stein.

Bis an die Brust schon hat's ihn umfangen,
Doch leuchten noch immer voll Muth,
Voll strotzenden Lebens noch immer die Wangen,
Die Augen voll inniger Glut.

„Wer bist du?" fragt ihn Twardowski. Aus der Antwort geht hervor, daß der Gefangene einer längst verklungenen Zeit angehört. Endlich forscht der Gefangene auch nach Kunde von einem Weibe, das mit seinem Schicksale zusammenhing:

„Erzählt man dort nicht mancherlei Mären,
Von Poraj, dem kühnen Mann?
Und von Maryla, der Holden und Hehren,
Die seine Liebe gewann?"

„Jüngling, wie weit ich herumgekommen,
Vom Niemen- zum Dnjeperstrand:
Weder von Poraj hab' ich vernommen,
Noch ward sein Lieb mir genannt.

„Doch soll uns mit Fragen die Zeit vergehen?
Wenn dieser Felsen zerfällt:
Was in der Welt geschieht und geschehen,
Erfährst du dann selbst in der Welt.

„Wohl kundig bin ich der Zauberdinge,
Kenne des Spiegels Kraft —
Ich schlag' ihn in Splitter mit meiner Klinge,
Und die Larve entläßt dich der Haft."

Und zieht schon das Schwert, und ohne Zaudern
Ausholt er mit aller Gewalt —
Da faßt den Jüngling ein innerstes Schaudern:
„Halt!" ruft er dem Ritter, „Halt!"

„Nimm von der Wand dort, gib in die Hände
Den Spiegel mir, fremder Mann,
Daß ich die Qual mir selber ende.
Und selber sprenge den Bann!"

Nahm ihn und seufzte — erbleichend blickt er
Und thränenden Auges hinein:
Und einen Kuß auf den Spiegel drückt' er —
Und wurde ganz zu Stein.

Der Abstand zwischen der sanft resignirenden Stimmung dieses Jugendgedichts und der verbitterten Sprache des reifen Mannes in den politischen Partien des letzten Theils ist ein erschreckender. Hier statt vielem nur aus dem Epilog das Gedicht:

An die russischen Freunde.

Denkt ihr wol mein? — So oft das Bild der Freunde mir
Ersteht aus Gräbern, Elend, düstern Kerkerräumen:
Fremdart'ge Züge! stets erscheint auch ihr,
Ihr habt das Bürgerrecht in meinen Träumen.

Wo seid ihr jetzt? Rylejew's Hals, so edel-stolz,
An dem ich liebend hing — was ist aus dir geworden?
Geknüpft hat dich der Zar aus Schandenholz! —
Den Völkern Fluch, die ihre Seher morden!

Die sich mir bot so warm — des Dichters und Soldaten,
Bestushew's Hand: dem Karren vorgespannt,
Führt sie, statt Schwert und Feder, Hack' und Spaten,
Im Schacht, gezwängt an eine Polenhand!

Und mancher lebt vielleicht in noch viel schlimm'rer Hölle:
Daß er, durch Amt und Ordenskreuz geschändet,
Des Zaren Huld die Seele unlösbar verpfändet:
Nun küßt er mit der Stirne seine Schwelle!

Singt ihm vielleicht mit feiler Zunge Siegeslieder
Und lacht ob heil'ger Freunde Marterqualen;
Er trinkt vielleicht das Herzblut meiner Brüder,
Um vor dem Thron mit ihrem Fluch zu prahlen! —

O wenn aus freiem Land nach Norden hin, zu euch
Dies Klaglied dringt — wenn's ob den Eisesgründen
Zu euch hinabtönt: mög's der Freiheit Reich,
Wie Kraniche den Frühling, euch verkünden!

Die Stimme kennt ihr! Einst, in meines Zwingherrn Macht,
Da schlich ich achtsam — schweigend, wie die Schlang' im Staube;
Euch aber schloß ich auf des Herzens tiefsten Schacht,
Für euch hatt' ich die Einfalt einer Taube.

Den Giftkelch gieß' ich nun weit auf der Menschheit Stätte!
Mein Wort — mein bittres Gift, voll zehrend-heißen Brandes:
Ich sog es aus dem Blut, den Thränen meines Landes,
Es zehr', es brenn' — nicht euch, doch eure Kette!

Klagt einer wider mich — die Klage soll mir heißen
Das Bellen eines Hundes, der sich in den Zwang
Des Halsbands eingelebt so knechtisch und so lang',
Daß er gar beißt die Hand, die's will zerreißen!

2. Dichtungen von Alfred de Musset. Deutsch von Martin Hahn. Mit Vorwort von P. Lindau. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M.

Paul Lindau hat dem Buche eine Empfehlung mit auf den Weg gegeben, in welcher unter Hinweis auf sein eigenes Werk über Musset und die darin bereits betonte Schwierigkeit des Uebertragens französischer Dichter die

Hahn'sche Uebersetzung als diejenige bezeichnet wird, welche dem Original näher kommt als alle ihm bisher bekannt gewordenen.

Die letzte in diesen Blättern besprochene Musset-Uebersetzung war meines Wissens die von Otto Baisch. Sie ist noch etwas umfassender, was die kleinern Gedichte betrifft, als die neue; auch enthält sie von größern Gedichten außer „Rolla" noch „Namouna". Dagegen hat der neue Uebersetzer „Don Paez", „Zwischen Kelch und Lippe" und „Wovon die jungen Mädchen träumen" und ebenso das auch von Joseph Ganghofer schon übersetzte Gedicht „Rolla" verdeutscht. Vermuthlich gibt es von „Rolla" noch weitere Uebersetzungen. Da dies Musset'sche Gedicht unter den vielen ungesunden und der deutschen Empfindungsweise widerstrebenden Gedichten Musset's eins der ungesundesten ist, so darf man wol bedauern, daß so viele achtbare Kräfte immer von neuem von demselben in Anspruch genommen werden.

Im ganzen läßt sich den Hahn'schen Uebersetzungen Günstiges nachsagen, soweit Stichproben zu einem derartigen Urtheil berechtigen. Die naheliegende Vergleichung mit der Baisch'schen Uebersetzung läßt beide wol so ziemlich von verwandter Güte erscheinen; bald ist der eine glücklicher im Ausdruck, bald der andere. Hier nur einige Belegstellen. In dem Gedicht „Ballade à la lune" heißt ein Vers:

Es-tu l'œil du ciel borgne?
Quel chérubin cafard
Nous lorgne
Sous ton masque blafard?

Baisch übersetzt:

Du einzeln Himmelsauge,
Sag', welch' verschmitzter Geist
Die Lauge
Des Spotts dich sagen heißt?

Und Hahn:

Bist du ein Auge, drunter
Vielleicht ein Schelmengeist
Hinunter
Auf diese Erde gleißt?

Den Humor des Musset'schen Verses wiederzugeben ist, wie man sieht, beiden Uebersetzern nicht möglich gewesen; ohne Zweifel macht das knappe Versmaß dies überhaupt unmöglich; etwas lamiger muthet aber wol die Hahn'sche Wiedergabe an. Dagegen stört in einem andern Vers das überhaupt mehrmals bei Hahn vorkommende Wort erfahlen:

Frißt dir ein Wurm am Leibe,
Wenn, dünner von Gestalt,
Der Scheibe
Abnehmend' Licht erfahlt?

Bei Baisch heißt es:

Nagt dir ein Wurm im Leibe,
Wenn du so zuckend hängst,
Die Scheibe
Zur Sichel du verengst?

Und bei Musset:

Est-ce un ver qui te ronge,
Quand ton disque noirci
S'allonge
En croissant rétréci?

Man sieht, wie sehr die Unmöglichkeit, mit der getreuen Uebertragung der fremden Worte das Metrum und den Reim einzuhalten, zu eigenen Zuthaten verführt, die für das Fehlende Ersatz bieten sollen; denn „zuckend" kommt im Original nicht vor, entspricht auch nicht der ruhig am Himmel stehenden Mondsichel oder Mondscheibe.

Nichts einzuwenden ist hinwieder gegen die sehr freie Uebertragung, mit der sich Baisch über einen ziemlich schwächlichen Vers in „I mie prigioni" weghilft; derselbe heißt:

Ensuite vient un paysage
Très compliqué
Où l'on voit qu'un monsieur très-sage
S'est appliqué.

Bei Baisch wird Claude Gelée der Nothhelfer:

Und eine überreiche Landschaft,
Flur, Berge, See,
Bekundet geistige Verwandtschaft
Mit Claude Gelée.

Bei Hahn heißt der Vers:

Ein Landschaftsbild folgt gleich daneben
In krausem Stil:
Man spürt's, der Maler hatte Streben
Und dachte viel.

Etwas verwunderlich hat sich Baisch mit der lessive im nämlichen Gedicht abgefunden:

C'est une belle perspective
De grand matin,
Que des gens qui font la lessive
Dans le lointain —

nämlich:

Es ist ein Anblick zum Entzücken,
Stoff für ein Lied,
Wenn man die Leute Hals und Rücken
Sich waschen sieht.

Hahn trifft wol das Richtigere, indem er faire la lessive auf „das emsige Volk der Wäscherinnen" bezieht, bekanntlich ein wesentlicher Theil der Seine-Staffage.

Wiederum begegnet es Hahn, daß er im selben Gedicht der Andalusierin „heitern Sinn" nachrühmt, obschon Musset sagt, sie betrachte ihn d'un air grognon, was unserm „mürrisch" entspricht: Baisch läßt sie wenigstens „wild" blicken.

Auch den auf Théophile Gautier bezüglichen Vers

Celui qui fit, je le présume
Ce médaillon,
Avait un gentil brin de plume
A son Crayon —

hatte Baisch bereits geschickt genug verdeutscht:

Der hingeworfen diese Skizze
(Ich glaub' es trifft) —
Trug eine feine Federspitze
An seinem Stift.

Wogegen Hahn die Anspielung auf des Zeichners Schriftstellerschaft nicht mit übersetzt:

Der dieses kleine Bildniß machte,
Führt sicherlich
Den Zeichenstift, wenn ich's betrachte,
Mit weichem Strich.

Doch selbst diese nur ganz Einzelnes berührenden Bemerkungen überschreiten schon den Raum, auf welche der Gegenstand Anspruch hat. Vielleicht ist es aber von Zeit zu Zeit zweckmäßig, auf die im allgemeinen dem Uebersetzer von gereimter und in knappe Verse eingeschnürter Poesie sich entgegenstellenden unüberwindlichen Hindernisse hinzuweisen. Es ist ja nicht nöthig, daß die deutsche Lesewelt alles kennen lernt, was in fremden Sprachen geschrieben wird; am wenigsten aber lohnt sich die Mühe bei Gedichten der erwähnten Art. Alles Geschick und alle Ausdauer ändern nichts an dem Umstande, daß zwei Sprachen grundverschieden sein können, sei es in der Länge der Worte, im Tonfall, in der Satzbildung, sei es in dem sittlichen Kern ihres Wesens. So klingt denn im Deutschen manches häßlich gemein, was im Französischen noch als eine witzige Plaisanterie durchschlüpft. Von Musset soll man aber noch ganz anderes in den Kauf nehmen; und wenn Paul Lindau von ihm sagt: er ist ein echter Franzose, vom Scheitel bis zur Sohle, so haben viele seiner Gedichte zwar die jüngern Schriftsteller Frankreichs auf die Abwege führen helfen, welche einen Theil der neuern französischen Romanliteratur für einen gebildeten Geschmack so ungenießbar werden ließen, die pessimistische Seite Musset's, welche von jugendlichen Ausschweifungen bis zur Weinerlichkeit und bis zur Abhängigkeit von Opium und Absynth angekränkelt ist, steht aber durchaus nicht auf französischem Boden. Der „echte Franzose" ist vor allem der heitern Seite des Lebens zugethan, bis ins hohe Alter, wie Béranger, Lafontaine, Rabelais. Quel Gaulois robuste! sagt der Franzose von Rabelais, quelle Gauloiserie charmante! von den heitern Zweideutigkeiten Lafontaine's. Von jener ausschweifungsmatten Ader Musset's als Beleg des Gesagten noch ein letztes Citat aus dem dramatischen Gedichte „Zwischen Kelch und Lippe". Man fragt sich unwillkürlich: braucht unser „geliebtes Deutsch", um mit Faust zu reden, auch solche überrheinische — Verirrungen nachzusprechen:

Frank.

Ja, es wird Tag! — Schöne Gebieterin,
Ich sterbe; meine Jugendkraft ist hin!
Bisweilen schau' ich Nachts mich als Gespenst,
Als Schein, als Trugbild, welches müde glänzt!
So jung noch gestern und schon heute sterben —
Du mordest mich, dein Leib ist mein Verderben!
Von deinem Kuß soll ich zur Grube fahren,
Mein Leichenhemd wobst du aus deinen Haaren!...

Belcolore.

Warum behältst du mich, wenn ich dich tödte,
Wenn dir den Tod Brunst zweier Nächte giebt?...

In seinem bekannten Buche „Die gegenwärtige Zeit" erzählt Steffens, wie er 1814 an der Seite Gneisenau's auf Montmartre stand. „Ein Nebel", sagt er, „war vor unsern Augen, denn Paris wurde verschont." Und er knüpft daran Betrachtungen über das von Frankreich ausgegangene Verderben und über den Gegensatz französischen und germanischen Wesens. — Paris ist diesmal nicht ganz so glimpflich wie damals verschont worden; aber sieht man, wie Bücher über Bücher gedruckt werden, welche von Bewunderung überfließen für solche französische Dichter, deren Mangel an Schamgefühl dem germanischen Volke immer abstoßend, widerwärtig bleiben sollte, so muß man fragen, ist es denn immer noch nicht klar, daß wir auf diesem Wege unsere Siege früher oder später in Niederlagen verwandeln werden?

3. Der entfesselte Prometheus. Ein lyrisches Drama in vier Acten. Von Shelley. Deutsch in den Versmaßen des Originals von H. Richter. Stuttgart, Waag. 1887. 8. 3 M.

Gleich der in d. Bl. früher besprochenen, in Wien erschienenen Uebersetzung vom Grafen Wickenburg hat der neue Uebersetzer dem Gedichte ein orientirendes Vorwort vorausgeschickt; weggeblieben ist dagegen diesmal die Vorrede des Dichters, worin Shelley's Denkweise von ihm selbst in fesselnder Weise klar gelegt wird. Seine Schicksale dürfen als ziemlich allseitig bekannt gelten; ebenso hat der Inhalt des Gedichts schon in mannichfachen Würdigungen seitens der Literarhistoriker ausreichende Berücksichtigung gefunden. Der Verfasser auch dieser Uebersetzung hat seine nicht leichte Aufgabe mit Verständniß und Geschick gelöst.

4. Die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld. Eine literarhistorische Skizze von Hans von Vintler. (Separatabdruck aus dem Programm der k. k. Oberrealschule in Innsbruck von 1887.) Innsbruck, Wagner.

Der Verfasser gibt einen Lebensabriß des Herzogs und ebenso einen übersichtlichen Umblick auf die Zeit, in welcher dies berühmte Büchlein entstanden ist. In seinem Urtheil über dasselbe begegnet er sich mit Schlosser, Lotheissen, Sigwart und andern maßvollen Lobrednern vor allem der geistigen Schärfe La Rochefoucauld's, der freilich, indem er l'amour propre als die Triebfeder aller menschlichen Handlungen, zur Analysirung dieser verwerthete, einer gewissen Eintönigkeit verfiel, dem aber die menschliche Neigung, jeden Nachweis von Schwäche oder Unwürdigkeit auf den Nachbar und nicht auf sich selbst zu beziehen, bis auf den heutigen Tag zu statten gekommen ist.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Die dramatische Technik von Shakespeare's „Macbeth" hat Max Zerbst zum Gegenstand einer gelungenen Abhandlung gemacht (Jena, Mauke). Der Verfasser zergliedert den Bau dieser Tragödie in überzeugender Weise und macht eine Reihe feiner Bemerkungen über Scenen und Charaktere. Wir wünschten wol, aus der Feder Zerbst's eine größere Abhandlung ähnlicher Art hervorgehen zu sehen.

— Das sechzehnte Heft der von uns oft warm empfohlenen Flugschriftensammlung „Gegen den Strom" (Wien, Gerold's Sohn) enthält eine Abhandlung über „Größenwahn". Wir können nur sagen, daß auch hier die gewohnte Fülle von geistvollen Aussprüchen, umfassende Erfahrung und sittliche Strenge wie in den frühern Heften uns entgegentritt.

— Eine zu einem förmlichen Buche ausgesponnene Satire auf Hans von Bülow liegt uns vor in „Hannsch, eine Reisevivisection. Billet-doux eines fahrenden Musikanten an seinen Freund Bartholf" (Wien, von Hölzl). Wir sind mit allen Licht- und Schattenseiten des genannten Künstlers vollständig vertraut; wir bedauern seine unbezähmbare Heftigkeit, und wissen, daß vom höchsten künstlerischen Standpunkte aus die Spiel- und die Directionsweise H. von Bülow's mindestens anfechtbar bleibt. Gleichwol müssen wir diese Satire auf Bülow's Schwächen als zu weit gehend bezeichnen; gegenüber einer so bedeutenden Persönlichkeit ist nur die Parodie am Platze. Will aber die vorliegende Broschüre nur als ästhetisches Spiel des Witzes angesehen sein, so stehen wir nicht an, sie allen Verehrern und Gegnern Hans von Bülow's gleichmäßig zu empfehlen; denn geschrieben ist die geistvolle Caricatur brillant.

— Ludwig Brill's lyrisch-epische Dichtung „Der Singschwan", die nach der zweiten Auflage 1883 in d. Bl. (1883, Nr. 26) gewürdigt worden, hat vor kurzem die siebente Auflage (Münster und Paderborn, Schöningh) erlebt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Ewald August König, der vielgelesene Novellen- und Romanerzähler, ist im Alter von 54 Jahren am 9. März in seinem Wohnort Köln gestorben.

Bibliographie.

Albrecht, E., Gera und Howa. Biermythus. Regensburg, Coppenrath. 8. 2 M.

Anders, N. J., Der Findling oder das ausgesetzte Grafenkind. 1stes Hft. Berlin, W. Grosse. Gr. 8. 10 Pf.

Arminius, Armes Oesterreich! Ein Gedicht. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. 12. 50 Pf.

Aus meiner Gymnasial-, Universitäts- und Dienstzeit. Aufzeichnungen nach dem Leben, nebst praktischen Vorschlägen als Beitrag zur Frage der Vor- und Ausbildung der akademischen Jugend von einem jüngeren Beamten. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Die Bedeutung Rumäniens in dem bevorstehenden österreichisch-(deutsch-)russischen Kriege. Eine zeitgemäße Studie von einem deutschen Soldaten. Mit 2 Skizzen. Minden, Bruns. 8. 80 Pf.

Birt, T., Zwei politische Satiren des alten Rom. Ein Beitrag zur Geschichte der Satire. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 M. 20 Pf.

Bismarck, Fürst, Rede über das Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn vom 7. Oktober 1879. Mit einem Anhang, den Text des Vertrages enthaltend. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 50 Pf.

— — Rede in der Sitzung des Deutschen Reichstags vom 6. Februar 1888. Saarbrücken, Klingebeil. Gr. 8. 50 Pf.

Dramaturgische Blätter und Bühnen-Rundschau. Offizielles Organ der Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger. Redigirt von R. Löwenfeld. 17ter Jahrg. 1888. 52 Nrn. Berlin, Günther u. Sohn. Gr. 4. Vierteljährlich 4 M.

Dewall, J. v., Manöver- und Kriegsbilder. Mit 80 Illustrationen von H. Albrecht. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M.

Tirolisches Dichterbuch. Herausgegeben im Auftrage des Vereins zur Errichtung eines Denkmals Walthers von der Vogelweide in Bozen von A. Mayr. Innsbruck, Wagner. Gr. 4. 13 M. 50 Pf.

Duncker, D., Reelles Heiratsgesuch ꝛc. Inserat-Studien. Mit 45 Illustr. von F. Stahl. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 M.

Eckstein, E., Nervös. Eine Alltagsgeschichte. Leipzig, Reissner. 8. 1 M.

Edelweiß, B., Flammende Kerzen auf dem Altare des Glaubens. Religiöse Gedichte im Volkston. 1ster Bd. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 8. 4 M.

Eißler, H., Edelweiß. Lieder eines Bergfexen. Wien, Breitenstein. 12. 2 M.

Formey, A., Strandgut des Herzens. Gedichte. Wien, Rosner. 8. 4 M.

Frölich, H., Geschichte des königlich sächsischen Sanitätskorps. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 4 M.

Fromm, A., Donnerlotte und andere Novellen. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Granichstaedten, E., Galante Könige. Ein Lustspielabend. Wien, Künast. 8. 3 M.

Hagemann, G. A., Die chemischen Kräfte. Aus dem Dänischen übersetzt von P. Knudsen. Berlin, Friedländer u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Hartwig, G., Gold und Glück. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Heinrich, G., Weltuntergang. Ein Gedicht. Hamburg, J. F. Richter. Gr. 8. 80 Pf.

Helene. Zürich, Verlags-Magazin. 12. 2 M.

Hildebrandt, H., Tannhäuserlieder. Erotisches Sündenregister. Budapest, Grimm. 12. 1 M. 50 Pf.

Klaar, A., Der Empfang. Geschichtliches Festspiel. Dresden, Minden. 8. 1 M.

Lagemann, C. D., Dat aule Moltenschapp. 'Ne Bueren-Kammeedbigge in eenen Uptaog. Osnabrück, Veith. 8. 50 Pf.

Lesser, F., Erzbischof Poppo von Trier (1016—1047). Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Episkopats vor Ausbruch des Investiturstreites. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Meyer, A., Gedichte. Detmold, Schenk. 12. 1 M. 80 Pf.

Neumeister, T., Der Schatz in der Klostergruft oder das Vermächtnis des Verschollenen. Original-Erzählung. 1stes bis 10tes Hft. Neusalza, Oeser. Gr. 8. à 10 Pf.

Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. 23ster u. 24ster Bd. München, Oldenbourg. 8. à 1 M.

Pohlenz, O., Poetische Knospen. Straßburg, Heinrich. 1887. 12. 2 M. 50 Pf.

Reimar, F. L., Gelöste Bande. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Ritzhaupt, F., Populäre Himmelskunde, mit vielen Zeichnungen im Text, nebst einem Planiglob des sichtbaren Sternhimmels in 2 Blättern A. und B. (§ 21) in besonderer Mappe. Zum Selbstunterricht und für den Schulgebrauch dargestellt. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Ruge, M., Die Lehninsche Weissagung über die Geschicke Preußens und Deutschlands. Vortrag. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 40 Pf.

Spela, Anka, Enthüllungen. Novelle. Paderborn, Junfermann. 1887. 8. 1 M. 60 Pf.

Steiner, L., Lustspiele in Zürcher Mundart. 3tes Hft.: Am Sängerfest. Lustspiel. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 2 M.

Steinbach, J., Eigenes und Fremdes. Lyrische und epische Dichtungen. Wien, Breitenstein. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Tage-Buch der königlich sächsischen Hoftheater vom Jahre 1887. Von F. Gabriel und F. Rößler. 71ster Jahrg. Dresden, Warnatz u. Lehmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Ulrich, J., Susanna. Ein oberengadiner Drama des XVI. Jahrhunderts. Mit Anmerkungen, Grammatik und Glossar herausgegeben. Frauenfeld, Huber. 8. 3 M.

Voigt-Alihausen, M., Die Bibel der Gottlosen. Zwanglose Bekenntnisse eines konfessionslosen, königstreuen Sozialisten. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Litterarische Volkshefte. Gemeinverständliche Aufsätze über litterarische Fragen der Gegenwart. Herausgegeben unter Mitwirkung von G. Brandes, H. Bulthaupt, M. Carrière ꝛc. von E. Wolff und L. Berg. 5tes Hft.: Die jüngste deutsche Litteraturströmung und das Princip der Moderne. Von E. Wolff. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Vosmaer, C., Nanno. Eine Idylle in antiker Form. Aus dem Holländischen übertragen von Anna Crous. Hamburg, J. F. Richter. 12. 1 M. 50 Pf.

Waldburg, S., Daheim und Unterwegs. Gedichte. Cannstatt, Bosheyer. 8. 3 M.

Waetzold, S., Zwei Goethevorträge: „Die Jugendsprache Goethes — Goethe und die Romantik". Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Weitbrecht, R., Ällerhand Leut. Schwôbagschichta. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 3 M.

Wendlandt, F., Schenkwirthes Minna. Gedichte der Liebe. Hagen Risel u. Comp. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.

Werner, M., Eine Zeitfrage in fünf Bildern. Hamburg, J. F. Richter. 12. 60 Pf.

Westenholz, F. v., Die Griseldis-Sage in der Literaturgeschichte. Heidelberg, K. Groos. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Weyßer, K., Auf und Ab. Fortgesetzte ästhetische und auch andere Betrachtungen. Baden-Baden, Sommermeyer. Gr. 8. 80 Pf.

Wunderli, G., Zürich in der Periode 1519—1531. Nach den Urkundensammlungen der eidgenössischen Abschiede und zürcherisch-kantonalen von Egli und Strickler. In besonderer Berücksichtigung der Janssen'schen Angriffe. Zürich, Höhr. 1887. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 29. März 1888.

Neue Romane und Novellen.

1. Islandfischer. Von Pierre Loti. Uebersetzt von Carmen Sylva. Zweite Auflage. Bonn, Strauß. 1888. 8. 5 M.

Carmen Sylva, die königliche Dichterin, schickt ihrer meisterhaften Uebertragung dieser hochbedeutenden Dichtung die Worte voraus:

> Wenn es mir gelungen sein sollte, anderer Herzen durch dieses kleine Epos zu erquicken, wie es in seiner biblischen Größe und erschütternden Wahrhaftigkeit das meine erhoben hat; wenn in einigen Deutschen das rohe Wort: Erbfeind durch das schöne Wort: Bruderland verdrängt wird, so war meine Arbeit leicht und reine Freude.

Der den Deutschen in diesen Worten gemachte Vorwurf dürfte wol keineswegs als zutreffend erachtet werden. Der Chauvinismus, selbst wenn er bei uns zu Hause sein sollte, hat uns doch nie zu einer blinden Unterschätzung oder Herabwürdigung der Kunstgebilde jener Nationen veranlaßt, denen gegenüber der Deutsche oft genug gezwungen ward, an die „ultima ratio regum" zu appelliren. Ja, das ganze unermessene Gebiet der Kunst war dem Deutschen bisher im weitgehendsten Sinne ein Bruderland und nur er selbst wurde leider sogar auf diesem von andern Nationen als Erbfeind betrachtet. Eine Sprache, wie die deutsche, welche die gesammten Literaturschätze des Universums in zum Theil mustergültigen Uebersetzungen sich angeeignet hat, stellt zugleich in dieser Beziehung dem deutschen Nationalcharakter, der durch ähnliche Aussprüche wie den der Königin von Rumänien nicht herabgezogen werden kann, ein geradezu glänzendes Zeugniß aus. Doch gehen wir nach dieser Abschweifung, die uns durch das Vorwort Carmen Sylva's aufgezwungen ward, zu dem Roman selbst über.

Auf dem Schiff „Marie", welches das Isländische Meer durchkreuzt, um in diesen kalten Gegenden den Fischfang zu betreiben, lernen wir die beiden bretonischen Fischer Yann Gaos und Sylvester Moan kennen. Beide aus Paimpol in der Bretagne haben von Kindheit an jeden Sommer fern von der Heimat auf dem schaukelnden Breterhaus im Isländischen Meere verlebt, allen Stürmen und Unbilden der tückischen Meerflut preisgegeben, wie ihre Vorfahren, deren viele auf tiefem Meeresgrunde schlummern, jahraus jahrein den Fischfang betreibend.

> Eintönig gingen die Stunden hin, und in den großen, leeren Weiten draußen änderte sich langsam das Licht; es schien jetzt wirklicher zu werden. Was vorher ein bleiches Halbdunkel war, wie ein hyperboreischer Sommerabend, wurde jetzt ohne den Uebergang zur Nacht etwas wie ein Morgenroth, das alle Meeresspiegel in unbestimmten rosenrothen Streifen wiedergaben. „Gewiß solltest du heirathen, Yann", sagte plötzlich Sylvester, diesmal mit großem Ernst, indem er ins Wasser blickte. (Er schien sehr wohl eine in der Bretagne zu kennen, die sich in die braunen Augen seines großen Bruders verguckt hatte. Aber er berührte nur schüchtern diesen ernsten Gegenstand.) „Ich? O ja, einen dieser Tage, da halt' ich Hochzeit" — und er lächelte, dieser Yann, immer geringschätzig, indem er die lebhaften Augen rollte —, „aber mit keinem der Mädchen daheim; nein, ich, ich heirathe die See, und ich lade euch ein, so viele ihr hier seid, zum Tanz, den ich geben werde. . . ." Sie fischten weiter, denn man durfte mit Plaudern die Zeit nicht verlieren. Man befand sich inmitten eines ungeheuern wandernden Fischvolks, das seit zwei Tagen unablässig vorbeizog.

Sylvester Moan, erst siebzehn Jahre alt, doch schon ein Mann an Gestalt und Kraft, war mit der Schwester seines Gefährten Yann verlobt, während Yann Gaos der Tochter Mevel's, eines alten Isländers, der, ein ganz klein wenig Pirat, durch verwegene Unternehmungen zur See reich geworden war, eine Zeit lang ernstlicher den Hof gemacht hatte, aber ganz plötzlich von ihr abgekommen zu sein schien und nicht das mindeste Verlangen danach trug, sich dauernd zu binden. Aber Gaud Mevel hatte eine tiefere Neigung zu dem kühnen Islandfischer gefaßt.

Als die isländischen Fahrzeuge nach der Bretagne heimgekehrt waren, machte sich Gaud an einem Septembertage auf, um nach dem Dörfchen Pors=Even zu wandern, wo das Haus der Familie Gaos stand. Sie hatte Yann seit seiner Rückkehr aus Island ein einziges mal gesehen, als man Sylvester begleitet hatte, bei seiner Abfahrt in den Dienst, denn Sylvester war ausgehoben worden. Gaud's Vater war dem alten Gaos Geld schuldig und sie hatte sich erboten, dasselbe hinzutragen. Auf dem Wege zu den Aeltern Yann's berührt sie auch den Friedhof von Pors=Even und findet hier unter den vielen schmucklosen Holzkreuzen auch solche, deren Tafeln den Namen Gaos tragen, und die meisten dieser Tafeln melden, daß der und der Gaos in Island in der See sein Grab gefunden.

Während sie las, fühlte sie für Yann ein Gefühl von sanfter und auch etwas verzweifelter Zärtlichkeit aufwallen. Niemals, nein, niemals würde er der Ihre sein! Wie sollte sie ihn der See abringen, in der so viele andere Gaos gescheitert, Ahnen, Brüder, die tiefgehende Aehnlichkeit mit ihm gehabt haben mußten.

Sie trifft Yann nicht zu Hause und der alte Gaos begleitet sie auf den Heimweg. Aber sie hatte einen guten Eindruck auf die Familie gemacht. Die Aeltern reden Yann zu, sich ihr zu erklären.

„Mich verheirathen?“ sagte Yann an dem Abend zu seinen Aeltern. „Mich verheirathen? Aber mein Gott, wozu denn? — Ich werde nie so glücklich sein als hier bei euch; keine Sorgen, keinen Hader mit niemand, und die gute warme Suppe jeden Abend, wenn ich vom Meer heimkomme. — O! ich versteh' wohl, geht doch, daß von der die Rede ist, die heute ins Haus gekommen ist. Erstens so ein reiches Mädchen, das mit so armen Leuten, wie wir sind, anbinden will, das ist nach meiner Meinung nicht ganz klar. Und dann weder die da, noch auch eine andere, nein, es ist ganz fertig überlegt, ich heirathe nicht, das liegt mir nicht im Sinn.“ Sie sahen sich schweigend an, die beiden alten Gaos, gründlich enttäuscht, denn nachdem sie miteinander davon geredet, waren sie ganz sicher, das junge Mädchen würde sich ihrem schönen Yann nicht verweigern. Aber sie suchten nicht in ihn zu dringen; sie wußten wohl, wie zwecklos es sein würde. Besonders die Mutter neigte den Kopf und sagte kein Wort mehr; sie achtete den Willen dieses Sohnes, des ältesten, der schon fast den Rang des Familienhauptes einnahm. Obgleich er immer sehr sanft und zärtlich gegen sie war, folgsamer als ein kleines Kind in den Kleinigkeiten des Lebens, so war er schon längst sein eigener Herr in den großen Dingen, jedem Drucke mit ruhig trotzender Unabhängigkeit sich entziehend.

Sylvester Moan lag inzwischen im Quartier in Brest. Man hatte ihm angekündigt, daß er nach China bestimmt sei, für das Geschwader von Formosa. Seine alte Mutter war nach Brest geeilt, um von ihm zärtlichen Abschied zu nehmen, einen Abschied auf Nimmerwiedersehen. Auf der Rhede von La=Hong, kurz bevor Sylvester ins Feuer kommen sollte, erhält er noch einen Brief seiner Mutter, den ersten, den sie selbst geschrieben, denn alle frühern hatte sie Gaud in die Feder dictirt. In diesem Briefe theilt sie Sylvester mit, daß Gaud's Vater von plötzlichem Tode dahingerafft worden, daß er der armen Gaud nichts hinterlassen habe, da sein ganzes Vermögen von schlechten Geldgeschäften aufgezehrt sei und die Mutter schließt den Brief mit den Worten: „Aber nun kannst du dir wohl denken, mein lieber Sohn, daß es aus ist, daß wir sie nicht verheirathen werden, denn so muß sie jetzt arbeiten und ihr Brot verdienen.“ . . .

Am andern Tage wird Sylvester durch einen Gewehrschuß tödlich verwundet und auf ein Hospitalschiff gebracht, das nach Frankreich zurückkehren soll. Als das Schiff die Nähe des Aequators erreicht hatte, haucht Sylvester seine tapfere Seele aus. An einem Junitage wird die alte Moan, Sylvester's Mutter, auf die Marineinscription bestellt und erfährt hier in ziemlich unvermittelter Weise den Tod ihres Sohnes. Durch diese Nachricht heftig erschüttert, humpelt sie nach vorn gebeugt nach Hause und wird von den Gassenbuben für betrunken gehalten und mit Spottreden verfolgt, bis sie gänzlich erschöpft ihr ärmliches Heim erreicht und hier abends von Gaud in einem Zustande bejammernswerthester Hülflosigkeit aufgefunden wird. Gaud siedelt nun zur Witwe Moan über, um sie zu behüten und zu pflegen. Als Ende August die Islandfischer wieder nach der Bretagne zurückkehren, verharrt Yann Gaos gegenüber Gaud in seinem abstoßenden Benehmen, bis ein Zufall die Liebenden einander näher bringt. Die Gassenbuben von Ploubazlaner hatten der alten Moan die Katze umgebracht und Yann kommt gerade dazu, als die Alte auf der Straße mit dem Stock in der Luft fuchtelt und die sie verspottenden Gassenbuben bedroht. Yann nimmt sich der Mutter seines verstorbenen Freundes an und begleitet sie mit Gaud, die eben von der Arbeit heimkehrt, nach Hause. Hier findet Yann endlich das erlösende Wort:

„Gaud“, fragte er mit leiser, tiefer Stimme, „wenn Sie immer noch wollen.“ . . . Was wollte er sagen? Man errieth einen großen Entschluß, plötzlich, wie die seinen immer waren, rasch gefaßt, ohne daß er es wagte, ihn bestimmt auszudrücken. „Wenn Sie immer noch wollen. . . . Der Verdienst war gut in diesem Jahre, und ich habe ein wenig Geld vor mir. . . .“ Ob sie noch immer wollte? . . . Was frug er sie denn? Hatte sie recht gehört? Sie stand vernichtet vor der Größe dessen, was sie zu verstehen glaubte. Und die alte Yvonne dort in ihrer Ecke spitzte die Ohren; denn sie fühlte das Glück herankommen. . . . „Wir könnten uns heirathen, Fräulein Gaud, wenn Sie noch immer wollten. . . .“ Und dann wartete er auf ihre Antwort, die nicht kam. . . . Was mochte sie denn verhindern, das Ja auszusprechen? Er wunderte sich, ihm wurde es bange, und sie merkte es wohl. Mit beiden Händen auf den Tisch gestützt, ganz weiß geworden, mit Augen, die sich verschleierten, stand sie sprachlos da und sah aus wie eine sehr schöne Sterbende. „Nun, Gaud, so antworte doch!“ sagte die alte Großmutter, die aufgestanden war und sich ihnen näherte. „Sehen Sie, es überrascht sie, Herr Yann; Sie müssen's entschuldigen; sie wird sich besinnen und Ihnen gleich antworten. Setzen Sie sich, Herr Yann, und nehmen Sie ein Glas Apfelwein mit uns.“ Aber nein, Gaud konnte nicht antworten, kein Wort wollte mehr kommen in ihrer Seligkeit . . . also war es doch wahr, daß er gut sei, daß er ein Herz hatte. Da fand sie ihn wieder, ihren wirklichen Yann, so wie sie nie aufgehört hatte, ihn in sich zu sehen, trotz seiner Härte, trotz seiner wilden Weigerung, trotz allem! Er hatte sie lange verschmäht, heute nahm er sie, — und heute war sie arm; das war wol seine besondere Neigung, er hatte irgendeinen Grund gehabt, den sie später erfahren würde; in diesem

Augenblicke dachte sie gar nicht daran, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, so wenig, wie ihm all den Kummer dieser zwei Jahre vorzuwerfen. . . . Das alles war übrigens auch so völlig vergessen, in einer Secunde so weit, weit weggefegt durch den entzückenden Wirbelwind, der eben über ihr Leben strich. . . . Immer noch stumm, sagte sie ihm ihre ganze Anbetung nur mit den schwimmenden Augen, die ihn bis in die tiefste Tiefe anblickten, während ein schwerer Thränenregen ihr über die Wangen zu rieseln begann. „Nun, und Gott segne euch, meine Kinder!" sagte die Großmutter Moan. „Und ich bin ihm viel großen Dank schuldig; denn ich bin doch froh, so alt geworden zu sein, um das zu sehen, bevor ich sterbe." Sie standen noch immer voreinander, sich bei den Händen haltend und keine Worte findend, zueinander zu reden; denn sie kannten kein Wort, das süß genug wäre, keinen Satz, der das aussprach, was sie meinten, keinen, der ihnen würdig schien, das köstliche Schweigen zu brechen. „So küßt euch doch wenigstens, Kinder! . . . Aber sie sagen ja gar nichts! . . . Herr, mein Gott, was für komische Enkel habe ich da! Aber, Gaud, so sage ihm doch etwas, Kind. . . . Zu meiner Zeit ist mir's, als hätte man sich geküßt, wenn man sich versprochen." . . . Yann nahm den Hut ab, als wäre er plötzlich von einer großen, unbekannten Ehrfurcht befallen, bevor er sich neigte, um Gaud zu küssen, — und ihm war es, als sei dies der erste wirkliche Kuß, den er in seinem Leben gegeben. Sie küßte ihn auch, ihre frischen unentweihten Lippen mit ganzem Herzen auf die vom Meere vergoldete Wange ihres Bräutigams drückend. Zwischen den Steinen der Mauer besang die Grille ihr Glück; diesmal, zufällig, hatte sie recht gerathen.

Bald darauf findet die Hochzeit statt und wenig Tage später segelt Yann, diesmal mit der „Leopoldine" nach Island ab, um nie, nie wieder heimzukehren. Alle andern Schiffe kehren von Island zurück, nur die „Leopoldine" zögert noch. Gaud vertröstet sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche.

Doch niemals kam er wieder. In einer Augustnacht, dort auf dem hohen Meere des düstern Island, mitten unter einem gewaltigen, wüthenden Getöse hatte er mit der See Hochzeit gefeiert — mit der See, die einst seine Nährmutter gewesen; sie hatte ihn gewiegt; sie hatte ihn zum Jüngling gemacht und ihm die Kraft und Größe gegeben — und dann hatte sie ihn in seiner herrlichsten Mannheit zurückgefordert, für sich allein. Ein tiefes Geheimniß umhüllte diese ungeheuerliche Hochzeit. Die ganze Zeit hatten düstere Schleier darüber hingeweht, wandelnde, sturmgepeinigte Gewebe ausgespannt, um das Fest zu verbergen, und die Braut ließ ihre Stimme dröhnen, in schauerlichster Gewalt, um jeden Schrei zu übertönen. Er, im Gedanken an Gaud, sein Weib aus Fleisch und Blut, hatte sich in einem Riesenkampfe gegen die Grabesbraut gewehrt. Bis zu dem Augenblick, wo er sich ihr überließ, mit offenen Armen sie empfangend, mit einem einzigen tiefen Schrei, wie ein röchelnder Stier, den Mund schon mit Wasser gefüllt, mit weit ausgebreiteten, für ewig erstarrten Armen. Bei dieser Hochzeit waren die alle, die er einst dazu geladen. Alle, außer Sylvester, der in Zaubergärten schlafen gegangen — sehr fern, auf der andern Seite der Erde.

Dies der Ausgang.

Die Dichtung Pierre Loti's, die uns Carmen Sylva in einer vollendeten Uebersetzung vermittelt hat, ist von geradezu ergreifender Tragik. Die Composition der Handlung verräth selbst in dem Beiwerk derselben den Meister und die Charakteristik der handelnden Personen ist von greifbarster Deutlichkeit. Namentlich das resignirte Minnewerben Yann's um Gaud, das ja den eigentlichen Angelpunkt der Handlung bildet, wird in einer entzückenden Einfachheit dargestellt. Da sind alle sonst dem Romanschreiber geläufigen Arabesken vermieden und die schlichte, ungekünstelte Schilderung der Geschehnisse bannt den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt. Selbst der unendlich herbe Ausgang der Dichtung trägt etwas Versöhnendes in sich. Es wird in den „Islandfischern" ein Werk geboten, das der liebevollen Theilnahme aller gewiß ist.

2. „Ich!" Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 4 M.

Das Bankhaus Gebrüder Mesmer in Berlin war nach dem Tode des einen Inhabers der Firma auf dessen ältesten Sohn Gustav allein übergegangen, da Albert, der Bruder des letztern, mit dem Leben und der Geschäftsführung seines ältern Bruders nicht ganz einverstanden war und ihm, um einer Zukunft voll Streit und Unglück vorzubeugen, nichts übrig blieb, als sich zurückzuziehen. Albert ließ den vierten Theil seines Vermögens in dem alten Geschäft stehen und begründete mit dem langjährigen Buchhalter seines Vaters ein neues, wenn auch kleineres Bankhaus. Albert war unverheirathet, hatte wenig Bedürfnisse und sein einziger Luxus bestand darin, sich Pferd und Wagen zu halten, während Gustav im Besitze einer jungen, lebenslustigen Frau sich ein äußerst luxuriös eingerichtetes Heim begründet hatte und seinen nobeln Passionen in unbeschränktester Weise nachhing. Agnes, die Gattin Gustav Mesmer's, hatte ähnliche Neigungen; ihr ganzes Sehnen war auf die schrankenloseste Befriedigung all ihrer Launen gerichtet und sie fand dieses Bestreben durch ihre Schwester Olga, die nach dem Tode ihrer Aeltern bei Agnes ihr Heim aufgeschlagen hatte, noch in kräftigster Weise unterstützt. Gustav hatte einen Sohn, Hansi, einen allerliebsten kleinen Kerl, der aber, da die Aeltern sich fast gar nicht um ihn bekümmerten, lediglich auf die Fürsorge der Bedienten des Mesmer'schen Hauses angewiesen gewesen wäre, hätte nicht sein Onkel Albert sich des Knaben in liebevollster Weise angenommen. Die Befriedigung des eigenen Ich schien die einzige Lebensaufgabe sowol Gustav's als auch seiner Gattin und Olga's zu sein und sie ließen sich hierin selbst durch die steten Warnungen Albert's nicht stören, der ihnen oft genug und in beredter Weise den schauervollen Abgrund zeigte, dem sie entgegensteuerten. So wie Gustav ungescheut mit den Damen der Halbwelt verkehrte, fand es auch Agnes mit ihrer Ehre verträglich, sich in der Person eines Lieutenant Desky einen Seladon anzuschaffen, der die junge Bankiersgattin wie ihr Schatten begleitete. Olga wieder war auf dem besten Wege, eine vollendete Kokette zu werden. Zwar gestand sie sich selbst ein, daß das stille Sehnen ihres Herzens ihrem Schwager Albert galt, aber sie fand zugleich einen unberufenen Mentor in ihm und sagte sich, daß sie nicht die Frau für einen Mann sei, der ihr in die Schneiderrechnungen sehen würde. Von vielen Seiten umworben, verstand es Olga ausgezeichnet, allen

ihren Anbetern Hoffnungen zu erwecken, ohne die geringste Absicht, dieselben auch zu verwirklichen.

Ein Freund Albert's, der Baron von Hellwang, bemerkt Olga in einem Geschäft der Leipzigerstraße, wohin sie gerade einen Fächer zum Repariren getragen hatte. Beim Verlassen des Geschäfts folgt er ihr und wagt es sogar, sie anzureden, worauf er von der jungen Dame die Antwort erhält: „Mein Herr, ich gehe heute Abend mit meiner Familie ins Theater. In welches, bleibe Ihrem Eifer zu erforschen.“ Baron Hellwang fordert nun Albert auf, ihn an diesem Abend auf seiner Rundreise durch sämmtliche berliner Theater zu begleiten, und Albert, der aus der Beschreibung des Fächers Olga erkannt hat, macht den Vorschlag, das königliche Schauspielhaus zu besuchen. Als sie dort im Zuschauerraum Platz genommen, entdeckt Hellwang das Ziel seiner Sehnsucht, und als er von Albert erfährt, daß Olga dessen Schwägerin ist, bittet er diesen, während des Zwischenactes ihn derselben vorzustellen. Olga, die mit ihrer Schwester Agnes und dem Ulanenlieutenant Desky der Aufführung beiwohnte, wird durch Albert im Foyer dem Baron von Hellwang vorgestellt und am nächstfolgenden Abend findet sich letzterer, von Agnes eingeladen, bereits zu einer Gesellschaft ein. Olga kokettirt mit ihm in liebenswürdigster Weise und macht ihm Aufmunterungen aller Art, ohne dabei zu bedenken, daß sie hierdurch berechtigte Hoffnungen in ihm rege macht.

Der Cultus des eigenen Ich, dem sich alles im Gustav Mesmer'schen Hause hingibt, ermöglicht es auch, daß der kleine Hansi sich an jenem Gesellschaftsabend, da er sich von aller Welt verlassen glaubt, auf und davon macht und im Thiergarten weinend umherirrt. Albert will dem Knaben Gute Nacht sagen, findet sein Zimmer verlassen, und da er glaubt, daß der Knabe in die Nacht hin geflohen sei, macht er sich mit dem Portier des Hauses schleunigst auf, um ihn zu suchen. Er entdeckt ihn in der Nähe der Louisen-Insel und trägt ihn nach Hause, wo seine nächtliche Flucht noch kaum aufgefallen war.

Am andern Tage findet sich Olga unpäßlich und hütet das Zimmer; nur der kleine Hansi leistet ihr treue Gesellschaft. Baron von Hellwang, den dringliche Geschäfte auf sein Gut Reinhofen zurückgerufen haben, hat Olga noch zum Abschied ein prachtvolles Bouquet gesandt. Gegen Abend findet sich Albert ein und erfährt von Olga, daß Hellwang der Absender dieser Blumen:

„In der That? Hellwang ist sehr aufmerksam“, sagte er mit seiner kältesten Stimme. „Oder sind diese Blumen vielleicht schon das Symbol bedeutungsvoller Wünsche? Mir dürfen Sie es sagen, Olga, denn Hellwang hat mir bereits Andeutungen gemacht, daß er sich nicht hoffnungslos glaubt.“ — „Das war mindestens voreilig von Hellwang“, sprach Olga, während Thränen des Zornes in ihre Augen traten. Albert's plötzliche Kälte empfand sie als empörende Ungerechtigkeit. „Keineswegs“, erwiderte er stark, „denn ich war Zeuge Ihres Beisammenseins, und Sie, Olga, wandelten auf den breitesten Wegen des Entgegenkommens. Hellwang ist kein so eitler Narr, sich dergleichen einzubilden, und denkt noch zu gut von den Frauen, um gleich jede für eine eitle und egoistische Kokette zu halten.“ — „Nun denn“, rief Olga mit rothem Kopf, „ich leugne es nicht, Hellwang bietet mir alles, was ich von einem Mann erwarte, er ist reich, adelig und eine stattliche Erscheinung. Er liebt mich offenbar sehr, daß ich glauben darf, in einer Ehe mit ihm sehr glücklich zu werden, und wenn er mir einen Antrag macht, werde ich annehmen.“ „Und was bieten Sie ihm?“ fragte Albert, vor ihr stehen bleibend. „Ich“? fragte Olga mit einem spöttischen Lächeln und sah mit flammenden Augen zu Albert empor, „ich? Ich denke, es ist genug des Glücks für einen Mann, wenn er das Weib erringt, um welches er wirbt.“ — „Das ist in diesem Falle sogar ein Unglück“, rief Albert, „denn Sie lieben den Baron nicht, Sie lieben — Sie lieben — einen andern.“ Es schien, als sei ihm die Stimme eingetrocknet, er sprach leise und halblaut. „Aber das ist noch das Geringste; Sie sind bereit, das Leben, das Vermögen, die Hingebung, Namen und Ehre eines tüchtigen Mannes zu nehmen, um dies alles zur Verherrlichung Ihres eigenen Daseins zu benutzen; doch Sie selbst sind sich nicht einmal klar darüber, daß dieser Mann auch seinerseits von Ihnen etwas zu verlangen das Recht hat, daß er Treue, Demuth, Fürsorge erwartet, daß er begehren darf, Sie werden Ihr Ich vergessen, um ganz in seinem Wohl aufzugehen. Wenn Sie einen Mann heirathen, den Sie nicht lieben, sind Sie verflichtet, diesen Mann tausendfach zu entschädigen! Ihr Interesse für seinen Beruf muß das doppelte, Ihre Fürsorge für sein häusliches Wohlbehagen, für seine Heiterkeit, für sein ganzes Glück die dreifache sein; keiner Ihrer Gedanken darf Ihnen selbst und Ihren eigenen Wünschen, jeder muß der Zufriedenheit des Gatten gelten, denn in allen ernsten, schweren und schwachen Stunden Ihres Lebens neben ihm fehlt Ihnen der göttliche Grund und Schluß alles Verzeihens: die Liebe! Dies, Olga, ist, was Sie dem Baron zu geben haben. Fühlen Sie sich dazu im Stande, so heirathen Sie ihn.“

Aber Olga weiß auch diese Warnung des selbstlosen Freundes nicht zu würdigen. Wohl liebt sie Albert, und Albert liest dies aus ihren abgebrochenen Einwürfen deutlich heraus, aber er will, daß sie seiner würdig werde. Geht sie in den Versuchungen des Lebens ihm verloren, so muß er es zu tragen suchen, aber sie denselben entreißen kann er nicht.

Inzwischen zogen für das Bankhaus Gustav Mesmer schwere Wolken heran. Die Curse sanken stetig und dabei stand die Ultimoregulirung bevor.. Eines Tages bemerkte Agnes, daß Gustav in dem Rococoschränkchen des Salons Banknoten und Geld verbarg. Sie fragte nicht, was das bedeute, aber nun wußte sie, daß Gustav vor dem Bankrott stände. Trotzdem glaubte sie, daß Albert ihn retten werde; nur würde sich dieser vorbehalten, ihre Rechnungen zu controliren und sie würde dann in den Geschäften keinen Credit haben, wenn sie nicht schon jetzt ihre Rechnungen bezahle. Sie sprach Gustav um 1000 Mark an. Gustav verweigerte sie ihr. Sie wies auf das Schränkchen, in dem er das Geld verborgen; Gustav leugnete. Agnes legte sich nieder und wartete, bis Gustav einschlafen würde. Dann richtete sie sich auf, verließ das Bett und griff nach dem Schlüssel. Schon will sie sich des in dem Schränkchen liegenden Geldes bemächtigen. Da wird sie durch ihr schlafendes Kind von diesem Diebstahl zurückgehalten. Sie weckt es unsanft auf, das Kind flüstert schlaftrunken: „Bist du da, liebe Mama?“ und schläft weiter. Aber die unschuldsvolle Stimme Hansi's hat das Gewissen der selbstsüchtigen Mutter geweckt und sie bricht am Rande des Bettchens in Thränen aus.

Baron von Hellwang kehrt von seiner Reise zurück und rüstet sich, Olga's Jawort zu erlangen, aber Olga weiß dieses entscheidende Wort von Stunde zu Stunde zu verzögern. Die Ultimoregulirung findet statt und Gustav Mesmer ist bankrott. Er sucht seinen Bruder Albert auf in der sichern Erwartung, daß dieser für ihn eintreten werde. Albert sieht sich indessen außer Lage, ihm zu helfen und begleitet ihn nach seiner Wohnung, um Agnes von dem Umschwung der Verhältnisse in Kenntniß zu setzen. Noch immer gibt sich Agnes der trügerischen Hoffnung hin, daß Albert helfend einschreiten werde; als indessen Albert selbst sie über diesen Irrthum aufklärt, bricht sie mit einem gräßlichen Aufschrei zusammen und wird auf Anordnung Olga's zu Bett gebracht. Olga setzt sich neben sie, wird aber bald vom Schlafe übermannt und Agnes, neidisch darüber, daß ihre Schwester noch schlafen kann, gibt sich den wahnsinnigsten Gedanken hin, erhebt sich von ihrem Lager und nimmt von ihrem Toilettentisch ein Fläschchen Atropin, dessen Inhalt sie hastig verschluckt. Zwar geschieht alles, um ihr entweichendes Leben zu retten, aber es ist zu spät.

Die Feuerglut auf ihrem Antlitz erlischt plötzlich, ein bläuliches Weiß deckt ihre Züge. „Agnes, geh' nicht von uns!" ruft der verzweifelte Gatte. Sie stirbt ihm — sie, der seine erste junge Liebe gehört; jäh wird sie wieder wach, diese Liebe. Und der heißersehnte Ruf hallt als letzter Laut andern Lebens in ihren Ohren. Ihre murmelnden Lippen wollen antworten, der Trost, die Verheißung will noch aus ihrer Seele kommen: „Ich will gut machen!" Sie lallt: „Ich ..." Aber einer, welcher der Gewaltigste ist über allem, was da lebt, schneidet ihr die Rede ab, und ehe sie diesem Wort, welches der Inhalt ihres Lebens war, noch eine Silbe hinzufügen kann, sinkt ihr Haupt schwer zurück. Ein heftiges Zucken geht durch ihre Glieder, ihre Lippen bewegen sich rastlos. Mit Blick und Ohr fangen die Anwesenden die letzten Lebenserscheinungen auf. Und dann ein Ausathmen — ein Recken — Agnes war todt.

Gustav tritt nun in das Comptoir Albert's ein und miethet sich eine bescheidene Wohnung, die von Olga allein in Stand gehalten wird. Baron Hellwang sucht sie hier auf und hält um ihre Hand an. Olga gesteht dem Baron jetzt ein, daß sie ihn nicht geliebt und nur mit ihm kokettirt habe; sie theilt ihm auch mit, daß sie einen andern liebe, und von Albert erfährt er, wer dieser andere sei. Albert selbst wirbt jetzt um sie und erhält ihr Ja.

Und so kam auf rauhen Umwegen das Glück ins Haus gegangen und blieb darin, denn der eine wohnte nicht mehr da, mit dem sich das Glück nicht verträgt: der Götze des Ichdienstes.

Wir haben es hier mit einem hervorragenden socialen Roman zu thun, der zu dem weitaus Besten gehört, was in der letzten Zeit auf diesem Gebiete geschaffen wurde. Die den Roman beherrschende Idee ist klar und nachdrucksvoll ausgeprägt, die Gruppirung der Handlung ist außerordentlich geschickt getroffen und die Charaktere sind durchweg von bestrickender Lebenswahrheit. Die Darstellungsweise der hochbegabten Verfasserin ist frei von aller Manier. Sie tritt mit dem ganzen Aufwande ihres reichen Talents für ein sittliches Princip in die Schranken und verhilft diesem zum Siege. Es ist die bedeutsame Arbeit einer feinfühligen Frau, die sich das Feld ihres schriftstellerischen Wirkens weitab von der großen Heerstraße sucht. Der Eindruck, den die Lectüre dieses Romans hinterläßt, ist ein in allen Theilen befriedigender.

3. Das Kind der Straße. Roman von H. Schobert. Berlin, Schorer. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.

Bei der Wiedergabe des Inhalts dieses bereits in „Schorer's Familienblatt" veröffentlichten Romans können wir uns kurz fassen.

Fürst Achille Arbanow entwirft auf der Straße seinem Freunde, dem Vicomte Leroy, ein Bild seines Schönheitsideals. Während sie noch darüber streiten, bietet ihnen ein kleines Mädchen Blumen zum Verkauf an. Achille, der in der Kleinen die Züge seines Phantasiegemäldes wiedererkennt, beschließt, Ferra trotz des Widerspruchs seines Freundes nach seinem Palais zu nehmen. Er läßt sie im Kloster des sacré cœur erziehen, doch als sie acht Jahre später, zur Jungfrau herangewachsen, zu ihm zurückkehrt, ist sie ihm unbequem und er ärgert sich über seine ehemalige Laune. Der Vicomte Leroy verliebt sich hingegen in Ferra, ohne Gegenliebe zu finden, und als er einst gewaltsam seine Lippen auf ihren Mund preßt, erhält er von Ferra einen Schlag ins Gesicht. Fürst Arbanow sieht immer mehr ein, daß seine wunderliche Laune auch für das junge Mädchen einen Zustand geschaffen hat, der auf die Dauer unhaltbar ist und beschließt, um das wieder gut zu machen, Ferra zu heirathen. Als er diesen Entschluß Leroy mittheilt, schreibt dieser an den alten Fürsten Arbanow und ruft die Einmischung des Vaters herbei, falls demselben die Heirath Achille's mit einem Mädchen aus der Hefe des Volks nicht passe. Als Fürst Constantin Arbanow diesen Brief erhält, reist er sofort nach Paris, verliebt sich selbst in Ferra und heirathet diese, nachdem er sie zuvor von einem Landsmann hat adoptiren lassen.

An einem kleinen deutschen Hofe treffen wir Ferra als Witwe wieder bei einer ältern Verwandten, einer Frau von Bogdanow. Auch hier erregt ihre seltene Schönheit allgemeine Aufmerksamkeit und trägt ihr vor allem zwei Eroberungen ein, und zwar die des seiner Ehefesseln müden Prinzen Dagobert und die seines Adjutanten, des Grafen Detlev Rommingen. Ferra erglüht bald in Liebe zu dem ritterlichen Offizier und verlobt sich mit ihm. Da trifft der Legationsrath Vicomte Leroy an dem kleinen Hof ein. Er erkennt Ferra sofort wieder und bietet alles auf, ihre Verlobung mit Rommingen rückgängig zu machen, um sie selbst als Gattin heimzuführen. Auf einem Ausfluge, den Ferra unternommen, wiederholt er seine Bewerbung. Ferra weist ihn voll Abscheu zurück und will den Diener rufen, da umfaßt sie Leroy und raubt ihr abermals einen Kuß, und Ferra, nicht wissend, was sie thut, ergreift seine Reitpeitsche, die er auf dem Tische liegen gelassen, und schlägt ihn über das Gesicht. Leroy erzählt nun der Prinzeß Sibylla, der erlauchten Gemahlin

des Prinzen Dagobert, die Vergangenheit Ferra's, die er überdies noch mit allerhand pikantem Beiwerk ausschmückt, und diese brusquirt Ferra auf einem Wohlthätigkeitsbazar. Die Bestürzung hierüber ist allgemein und auch Rommingen, der an Ferra's Schuld glauben muß, zieht sich von ihr zurück und gibt sich bereits Selbstmordgedanken hin. Frau von Bogdanow schreibt nun dem Fürsten Achille Arbanow und bittet ihn, die Lage zu klären. Dieser trifft ein und fordert, nachdem er die Ehre Ferra's wiederhergestellt, den Vicomte Leroy. Das Duell hat für beide einen tödlichen Ausgang und Rommingen heirathet seine geliebte Ferra.

Dies in kurzem der Inhalt. Die Handlung des Romans ist geschickt aufgebaut und besonders das Leben und Treiben an dem kleinen Hofe mit großer Naturtreue geschildert. Die Sprache ist indessen nicht ganz frei von Idiotismen und mitunter gekünstelt und geschraubt. Der Roman liest sich gut, ohne dabei einen tiefern Eindruck zu hinterlassen.

4. Neue Novellen von K. Rinhart (Katharina Zittelmann). Dresden, Pierson. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Die „Neuen Novellen“ von K. Rinhart, „Liebesstudien“ und „Martha und Maria“ dürfen eine weit größere Beachtung beanspruchen, da sie eine wirkliche Bereicherung unserer zeitgenössischen Novellenliteratur bezeichnen. In „Liebesstudien“ wird die aufkeimende Neigung in dem Herzen eines Universitätsprofessors, der sich gegen die Liebe und die Frauen verschworen hat, in überaus anziehender Weise geschildert. Ja, diese Novelle, die unstreitig die bedeutendere ist, entwirft ein Seelengemälde, das, in den gesättigtsten Farben ausgeführt, die unbedingteste Befriedigung wachruft.

Die Novelle „Martha und Maria“ knüpft an das biblische Schwesternpaar an. Professor Arnold Weilbach, der in seiner Gattin Martha und Maria vereint zu besitzen wünscht, hat in seinem Weibe nur die Maria allein gefunden. Da trifft seine Jugendgespielin Gabriele Holldert zum Besuche ein, und nun glaubt er, daß sich in dieser beide Naturen einen. Cäcilie kränkelt und findet in dem Hausarzt Dr. Breiten einen treuen, selbstlosen Freund, während sich nun Arnold und Gabriele enger aneinander anschließen. Eine schwere Krankheit Cäciliens läßt den Professor endlich erkennen, daß er sein Weib doch inniger liebt, und Gabriele heirathet Doctor Breiten. Auch der Vorwurf dieser Novelle ist ungemein geschickt behandelt und läßt in psychologischer Zeichnung nichts zu wünschen übrig.

Jedenfalls verdient dieses Werk der begabten Verfasserin die entschiedenste Antheilnahme. Auch ihre Sprache ist durchaus correct und nimmt, besonders in den „Liebesstudien“, zuweilen einen echt dichterischen Schwung an.

5. Herzenswahn. Roman von Helene Böhlau (Al-Raschid Bey). Minden, Bruns. 1888. 8. 3 M. 60 Pf.
6. Reines Herzens schuldig. Roman von Helene Böhlau (Al-Raschid Bey). Minden, Bruns. 1888. 8. 6 M.
7. Rathsmädel-Geschichten von Helene Böhlau (Al-Raschid Bey). Minden, Bruns. 1888. 8. 3 M. 60 Pf.

Diese drei Werkchen sind einander sehr ungleich an Werth und Bedeutung, aber das eine haben sie trotzdem miteinander gemein, daß jedes derselben die ausgesprochenste Dilettantin verräth.

Der Roman „Herzenswahn!“ von Helene Böhlau (Nr. 5) mit der unklaren Gefühlsschwärmerei seiner Heldin berührt den Leser geradezu abstoßend. Von einer eigentlichen Handlung desselben kann kaum die Rede sein. Die Verfasserin, die sichtbar bestrebt ist, den Altmeister Goethe nachzuahmen, hätte sich vor allem die lichte Klarheit des Goethe'schen Stils aneignen sollen.

Auch der Roman „Reinen Herzens schuldig“ (Nr. 6) erweckt keinen harmonischen Eindruck. Einzelne Partien, die humoristischen, sind ganz anziehend dargestellt; aber was verschlägt das gegen das verschrobene Problem mit dem ungerechtfertigten Titel?

Erfreulicheres läßt sich über die „Rathsmädelgeschichten“ (Nr. 7) berichten, die eine Reihe anmuthiger Stimmungsbilder aus Weimars classischer Zeit enthalten. Hier, wo die Verfasserin aus einem reichen Schatz denkwürdiger Erinnerungen mittheilt, folgt ihr der Leser gern und nimmt innigen Antheil an den Erlebnissen der drolligen Rathsmädel, deren unverfrorene Naturwüchsigkeit sogar einem Karl August, Goethe und Schopenhauer zu imponiren weiß.

Friedrich Rueffer.

Schriften zur Schulreform.

1. Gedenket eurer Kinder! Handschriftliche Aussprüche hervorragender Zeitgenossen zur Beförderung einer gesunden Schulreform. I. Berlin, Schorer. 1887. Gr. 8. 1 M.
2. Ueber die Aufgabe der Mittelschule von August Stadler. München, Th. Ackermann. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Die Reform des höhern Schulwesens auf Grund der Ostendorf'schen These: Der fremdsprachliche Unterricht ist mit dem Französischen zu beginnen. Von G. Völcker. Berlin, Springer. 1887. Gr. 8. 4 M.
4. Das höhere Schulwesen Schwedens und dessen Reform im modernen Sinne von H. Klinghardt. Leipzig, Klinkhardt. 1887. Gr. 8. 2 M.
5. Neuphilologische Essays von Gustav Körting. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1887. Gr. 8. 4 M.
6. Schlaglichter zur Volksbildung. Von Eduard Sack. Fünftes Heft. Nürnberg, Wörlein u. Comp. 1886. 8. 60 Pf.

Warum ich das dünne Heft, welches unter dem Titel „Gedenket eurer Kinder!“ (Nr. 1) eine Reihe von kurzen Aussprüchen gegenwärtiger Gelehrten über Werth, Be-

deutung und Aufgabe der Schule enthält, solchen Werken vorangestellt habe, welche in mehr oder weniger ausführlicher Darstellung Beiträge zur Literatur über die Schulreform liefern und die deshalb wol den Vorrang vor einer Sammlung von Sentenzen beanspruchen dürften? Weil ich dieses kleine Schriftchen für eine ganz überaus wichtige pädagogische That halte, weil ich mir von der Wirkung desselben mehr verspreche als von manchem dickleibigen Werke über Pädagogik, das über einen engbegrenzten Kreis von Lesern nicht hinausdringt, während die hier niedergelegten Aussprüche hochansehnlicher Männer und Frauen der Gegenwart, gleichsam deren Glaubensbekenntniß in der pädagogischen Frage der Schulreform, schnell und leicht in das Volk einzudringen vermögen. Daß die meisten dieser Sentenzen auf Anregung eines eigens zu diesem Zwecke gebildeten Comité, aus Männern verschiedenster Berufsarten, doch Trägern in Staat und Wissenschaft gefeierter Namen bestehend, besonders für dieses Heft geschrieben und in getreuer Nachbildung der Handschrift gegeben sind, verleiht denselben eine Unmittelbarkeit, welche den Leser packt und ergreift fast mit derselben Gewalt, wie das gesprochene Wort auf den Zuhörer wirkt. In allen Meinungen, die hier zu Tage treten, spricht sich die Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Schulwesen aus. Die Klage des Zuviel hört man überall heraus, und daß die alleinseligmachende Bildung nicht in dem Wissensschatz und der Sprache vergangener Culturepochen zu finden sei, tritt unverhüllt aus einer Reihe von Sentenzen hervor. Es würde den mir zugemessenen Raum überschreiten, wollte ich, um es dem Leser deutlich zu machen, was in diesem Hefte geboten wird, so recht nach Herzenslust aus dem Schatze der Sentenzen Mittheilung machen. Die Versuchung dazu liegt zu nahe — doch mögen einige wenige kleine Aussprüche hier ihren Platz finden:

Ein Uebermaß von Wissenskram macht sinnesschwach und willenslahm. (Wilhelm Jordan.)

Die wahre Bildung besteht nicht in todtem Wissen und leerem Gedächtnißkram, sondern in lebendiger Entwickelung des Gemüthes und der Urtheilskraft des Verstandes. (Ernst Haeckel.)

Nicht Genusregeln, sondern Naturgesetze! nicht todte Sprachen, sondern lebende Körper! Nicht Bücherstudium, sondern Beobachtung und Experiment. (W. Preyer.)

„Wissen ist Selbstzweck, Lernen lernen ist Mittel. (Felix Dahn.)

Och, lehrt uns' Jungens hörn un sehn,
— Mientwegen ok Latin —
Un fröhlich bruken Arm un Been,
Dat endlich jeder seggt: Wo schön
Weer't: eenmal jung to sien! (Klaus Groth.)

Sechs Mal in der Woche hatten wir „lateinischen Stil"! Welch reichen Segen verdanke ich diesen classisch-durchgeistigten Stunden! Besonders denen, die ich geschwänzt habe! (Ernst Eckstein.)

Man darf von dem neuen Unternehmen, das nicht eine „lärmende" Agitation ins Werk setzen will, viel erwarten; es wird in dem Volk die Ueberzeugung verbreiten, daß der Wunsch nach einer Aenderung in unsern Unterrichtsverhältnissen ein berechtigter ist, daß er von den Besten unsers Volks getheilt wird. Das wird aber den maßgebenden Personen, deren Wille einer Bessergestaltung unverkennbar ist, einen willkommenen Fingerzeig geben, wo der Hebel einzusetzen sei. Dem jungen Unternehmen ist eine gedeihliche Entwickelung zu wünschen, und es mögen sich besonders alle diejenigen, welche vermöge ihrer Bildung und Stellung sich getrauen dürfen, ein Wort in der Schulreformfrage mitzusprechen, hierdurch veranlaßt fühlen, durch ihre Meinungsäußerungen den Fortgang dieser Hefte zu fördern.

Ist nun die Nothlage anerkannt, so gehen aber über die Frage, wie dieselbe zu bessern sei, die Meinungen weit auseinander. Kann die Besserung allein durch eine bessere Methode erzielt werden? Oder sind Unterrichtsgegenstände, die man bisher als für die wissenschaftliche Bildung unerläßlich ansah, auszuscheiden? Welche Gegenstände sind es dann, die ausgeschieden werden müssen? Und wenn die Wahl getroffen, welche Reihenfolge ist alsdann zu wählen? Alle diese Fragen liegen vor und bilden gewichtige Streitobjecte.

Vom philosophischen Standpunkte beleuchtet August Stadler in seiner Schrift „Ueber die Aufgabe der Mittelschule" (Nr. 2) die Frage der Schulreform. Diese Schrift enthält recht viel Beachtenswerthes, wenn wir auch mit den praktischen Resultaten, die sich aus derselben ergeben, nicht durchgehends übereinstimmen können. Unter Mittelschule versteht der Verfasser die Stufe zwischen Primarschule und Hochschule, sie begreift also alle die Systeme, die bei uns die verschiedenen Gattungen der höhern Schulen ausmachen.

Die Schule soll aufklären, die Aufklärung aber besteht in dem Freimachen von allen Vorurtheilen. Die Hauptarten der Vorurtheile sind die der Quantität, der Qualität und des Gefühls, und die Menschen, selbst die „gebildeten", sind noch mehr in ihnen befangen, als man gemeiniglich annimmt. Wie weit einer von solchen frei ist, darin liegt der Gradmesser für das Niveau seiner Bildung. Frei von Vorurtheilen macht aber das Denken, darum muß die Schule das Denken fördern. Die gewöhnliche Eintheilung unserer höhern Schulen ist eine Folge des Utilitarismus, dieser aber darf nicht maßgebend sein. „Statt immer weiter zu streiten, was der Mediciner, der Jurist gebrauche, solle man sich zunächst einmal über das einigen, was der Mensch nicht entbehren könne." Wir kommen damit zu dem Begriff der allgemeinen Bildung, die denn der Verfasser als die Fähigkeit auffaßt, die den Ideen der Glückseligkeit, der Wahrheit, der Sittlichkeit entsprechenden Zwecke zu wählen und die Geschicklichkeit, sie im Handeln zu verwirklichen. Es handelt sich somit in der Erziehung nicht um die Ausrüstung mit einer größtmöglichsten Summe von Kenntnissen, sondern um die Entwickelung von Fähigkeiten. Neben der Bildung der Denkfähigkeit bildet aber auch die physische Erziehung einen wesentlichen Punkt in dem Erziehungsprogramm einer Schule. Es muß der

Lehr- und Stundenplan ein derartiger sein, daß „die Ueberanstrengung und einseitige Inanspruchnahme der Kräfte ausgeschlossen sei"; die Schule unterstehe der ständigen Controle eines eigenen Schularztes; eine ausreichende Gymnastik sorge drittens durch tägliche Uebung für die Ausbildung der Körperkräfte. Ganz besonders ist zu beherzigen, was der Verfasser über das Schau- und Preisturnen in der Schule bei dieser Gelegenheit anmerkt. Er will dieses aus der Schule ganz und gar verbannt wissen:

Wo ein solches stattfindet, schleichen sich leicht an der Stelle der hygieinisch guten die „interessanten" Uebungen ein, die Kraft wird nicht nur geübt, sondern verschwendet; schon auf dem Turnplatz erzeugt sich die der Intelligenz nachtheilige Eitelkeit, und die Freude, die aus der Uebung als solcher entspringt, wird verfälscht durch die äußere Lust an dem zu erlangenden Preis.

Aus dem Lectionsplan heben wir nur einiges hervor. Die Schule lehrt eine alte und eine neuere Sprache, beginnt aber mit der erstern den Unterricht. Für die Wahl der griechischen Sprache entscheide der Reichthum, die Vielseitigkeit und die Originalität der griechischen Literatur. Die sich mit dieser Frage bereits beschäftigt haben, werden wissen, daß Ed. von Hartmann aus denselben Gründen zu dem gleichen Resultat gelangt ist. Von den neuern Sprachen gibt der Verfasser für den Unterricht der französischen den Vorzug. Von den beschreibenden Naturwissenschaften hat die Schule nur die Botanik zu behandeln, Geographie fällt als besonderer Unterrichtsgegenstand weg, da sie bei der Botanik, welche die Pflanzen in Verbindung mit ihrer Heimatstätte behandelt, und bei der Geschichte, welche die Thatsachen mit dem Boden, auf dem sie sich abspielen, in Verbindung zu bringen hat, zur Geltung kommt. Das Schreiben muß die Primarschule schon so weit gefördert haben, daß Uebungen für dasselbe in der Mittelschule nicht mehr nöthig sind. Hingegen legt der Verfasser auf das Handzeichnen, wozu in den obern Klassen noch das technische Zeichnen kommt, einen großen Werth. Mit den meisten Stunden ist das Turnen bedacht. Religion bleibt Angelegenheit der einzelnen Religionsgemeinden und findet in der als confessionslos gedachten Schule keine Stätte. Wir haben hier eine Reihe inhaltsvoller und bedeutsamer Anregungen, die jedoch für unsere Verhältnisse, so wie sie hier an uns herantreten, nicht ins Praktische umgesetzt werden können. Diese Einheitsschule, wie sie hier vorgeschlagen wird, mag vielleicht in der Schweiz, deren Schulwesen der Verfasser im Auge hat, durchführbar sein. Bei uns wäre vorher eine durchgreifende Reform der Volksschule und der Universität nöthig, wenn eine Schule, wie sie der Verfasser hier vorschlägt, möglich sein sollte. Darum jedoch verlieren die Auseinandersetzungen des Verfassers für uns nicht an Werth, da viele Winke in derselben enthalten sind, die auch von uns wohl beherzigt zu werden verdienen.

Das umfangreiche und gründlich gearbeitete Buch G. Völcker's: „Die Reform des höhern Schulwesens" (Nr. 3), setzt sich in ausführlicher Weise mit den Gegnern Ostendorf's auseinander, der zuerst die These aufstellte, daß der fremdsprachliche Unterricht mit dem Französischen zu beginnen habe. So einfach und pädagogisch gerechtfertigt bei reiferm Nachdenken diese Forderung erscheint, so war sie bei ihrem ersten Hervortreten durch ihre Neuheit, durch ihren Widerspruch gegen alle Tradition und althergebrachte Gewohnheit so überraschend, ja geradezu verblüffend, daß sie eine scharfe Gegnerschaft hervorrufen mußte. Es waren Männer von achtunggebietendem Rufe in der pädagogischen Welt, welche mit dem ganzen Gewicht ihres Ansehens gegen diese neue Lehre auftraten: Perthes, Lattmann und von Sallwürck. Den Ausführungen der beiden letztgenannten widmet der Verfasser nun im ersten Abschnitt der vorliegenden Schrift eine ausführliche Untersuchung, um nach Beseitigung der Einwände an der Hand der so vertheidigten und wieder in integrum hergestellten These seine Vorschläge für die Reform des höhern Schulwesens zu machen. Jeder Unbefangene wird beim Lesen dieser Schrift den Eindruck empfangen, daß der Verfasser seine Sache nicht wie ein Advocat führt, der einseitig ein Ziel verfolgend alles das todtschweigt, was seine Clienten belasten könnte oder das zu beschönigen sucht, was sich nicht beschönigen läßt: der Verfasser übt sein Amt vielmehr wie ein gerechter Richter, der nach allen Seiten das Für und Wider abwägt, der dem Gegner sein Recht widerfahren läßt, wo er ein solches zu beanspruchen hat und nicht die Schwächen schont, die derjenige, dessen Sache er führt, sich zu schulden kommen läßt. Wenn nun nach reifer Erwägung der Verfasser zu dem Schluß kommt, daß die Widerlegungen der Ostendorf'schen These theils unbegründet seien, theils, da wo ihre Richtigkeit nicht anzutasten ist, doch nicht so gewichtig seien, dieselbe zu erschüttern, so ist damit der Beweis für die Richtigkeit der erwähnten These geliefert.

Der Verfasser begnügt sich aber nicht mit dem Amte eines Antikritikers, er führt seine Untersuchung weiter in einer Reihe von Kapiteln, deren Inhalt durch ihre Ueberschriften hier angedeutet werden soll: „Die formal bildende Kraft des lateinischen und französischen Unterrichts"; „Der psychische Verlauf der Arbeit bei Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts"; „Der lateinische und der französische Elementarunterricht"; „Zeugnisse für die Priorität einer lebenden Sprache"; „Gymnasium und Realgymnasium — oder Einheitsschule?"; „Die sociale Bedeutung der Priorität des Französischen". Die Untersuchung ergibt nun, daß, soweit überhaupt von einer allgemein formal bildenden Kraft eines Lehrgegenstandes die Rede sein kann, der französischen Sprache nicht eine mindere Kraft innewohne als der lateinischen. Was aber die Priorität einer fremden Sprache betreffe, so sei es geradezu ein Gebot der Psychologie, mit einer neuern zu beginnen. Verlangt man aber für den Eintritt in die Universität als Vorbedingung die Kenntniß der alten Sprachen, so sei eine mit vier oder drei fremden Sprachen belastete Einheitsschule vom pädagogischen Standpunkt aus zu verurtheilen und es sei neben dem Gymnasium das mit diesem

gleichberechtigte Realgymnasium zu belassen. Von nicht zu unterschätzender socialer Bedeutung ist aber auch der Beginn des Sprachunterrichts mit einer modernen Sprache für die Gestaltung jener Mittelschulen, die „eine in sich abgeschlossene zweckmäßige Bildung für die praktischen Berufsarten bieten und zugleich ihren Halt und ihre Existenzfähigkeit dadurch erhalten, daß sie für die Schulen mit neunjährigem Cursus vorbereiten". Wenn aber der Verfasser, durch die große Anzahl der Realprogymnasien verleitet, diese Schule, weil sie sich einer besondern Beliebtheit beim Publikum erfreue, als diejenige ansieht, welche bei einer etwas veränderten Organisation „die so dringend nothwendige Mittelschule zwischen der Elementarschule und dem Realgymnasium bilden kann", so scheint hier doch ein Rechenfehler vorzuliegen. Wir glauben, daß die große Anzahl von Progymnasien nur den pecuniären Verhältnissen der betreffenden Städte ihr Dasein verdankt. Jede Stadt wird eine Schule errichten wollen, die mit den größtmöglichsten Berechtigungen ausgestattet ist; wo nun die Geldmittel für die Existenz eines Gymnasiums oder eines vollständig ausgebauten Realgymnasiums nicht ausreichen, wird man zur Errichtung eines Realprogymnasiums sich entschließen. Die geringe Anzahl der Progymnasien beweist dagegen nichts, denn die große Zahl von Gymnasien in Preußen, 250, macht eben die Progymnasien vielfach überflüssig. Freilich, der Vorschlag des Verfassers, für die Realprogymnasien die Dispensation vom Lateinischen zuzulassen, würde diesen Schulen eine große Zukunft schaffen, das hieße aber mit einem Schlage diese Schulen in Realschulen mit größern Berechtigungen, als sie diesen bisjetzt zustehen, schaffen. Es liegt eben an der Verschiedenheit der Berechtigungen, daß die seitens der Regierung so warm empfohlenen lateinlosen Realschulen und Bürgerschulen nicht zu der richtigen Entfaltung und Beliebtheit kommen können. Man ändere das Berechtigungswesen zu Gunsten dieser Schulen, und man wird sehen, daß ihre Entfaltung eine solche werden wird, wie man bei deren Gründung voraussetzte.

Daß das, was der Verfasser mit vielen Schulmännern der Gegenwart anstrebt: eine vollständige Gleichstellung der Realgymnasien mit den Gymnasien, daß also das Griechische nicht unbedingt als Nothwendigkeit für den Uebergang zu den Universitätsstudien erachtet werde und daß der fremdländische Sprachunterricht mit einer neuern Sprache beginne, wodurch eine Einheit der verschiedenen Schulen bis zur Tertia, resp. zur Secunda ermöglicht werde — daß eine solche Reform möglich sei, beweist die ebenfalls im Sinne des Verfassers gehaltene Schrift von H. Klinghardt: „Das höhere Schulwesen Schwedens und dessen Reform im modernen Sinne" (Nr. 4), eine Schrift, die wegen ihrer Gründlichkeit jedem Schulmanne zu empfehlen ist. Diese Schrift gewährt uns an der Hand von Acten und Landtagsverhandlungen einen Blick in die Entwickelung des höhern Schulwesens in Schweden und zeigt uns, daß das, was in Deutschland noch frommer Wunsch ist, dort bereits Thatsache geworden ist. Die wichtigste Bestimmung, welche die dortige Regierung auf Veranlassung eines Reichstagsbeschlusses gefaßt hat, ist die, welche die Gymnasiasten der classischen Linie auf Wunsch der Aeltern oder Vormünder vom Lateinischen dispensirt und ihnen dafür einen Unterricht im Englischen gewährt, ohne sie in den Berechtigungen, die an das Reifezeugniß geknüpft sind, zu kürzen. Der Unterricht in den Sprachen beginnt dann auch nicht mit dem Lateinischen, sondern mit einer modernen, der deutschen Sprache.

Einen den beiden letztgenannten ganz entgegengesetzten Standpunkt nimmt Gustav Körting: „Neuphilologische Essays" (Nr. 5), ein. Der fremdsprachliche Unterricht hat nach ihm auf den Gymnasien mit Latein zu beginnen, als dessen Ziel im Gegensatz zum neusprachlichen Unterricht er die Schreibfertigkeit bezeichnet, während es bei letzterm die Lesefertigkeit ist. Darum will er auch auf den lateinischen Aufsatz nicht verzichten. Für den neusprachlichen Unterricht zieht er dem Französischen das Englische vor, das obligatorisch sein muß. Er bringt für seine Ansicht alle die Beweise vor, die bereits von Ostendorf, beziehungsweise von Völcker widerlegt sind. Auch mit der Bevorzugung des Englischen vor dem Französischen, über welches er ziemlich wegwerfend in Bezug auf dessen Fruchtbarmachung im Unterricht urtheilt, befindet er sich im Gegensatz zu vielen Pädagogen. Wenn es auch einem Fachblatte überlassen bleiben muß, die verschiedenen in dieser Schrift angeführten Punkte einer Prüfung zu unterziehen, so wollen wir doch einen hervorheben, um zu zeigen, wie weit die Gegensätze bei den verschiedenen Richtungen auseinander gehen und wie schwer in absehbarer Zeit auf eine Verständigung zu hoffen ist, denn der eine führt das für seine Meinung ins Gefecht, was der andere als Waffe gegen dieselbe anwendet.

Der französische Unterricht kann, so meint der Verfasser, beginne man mit ihm in der Sexta, nur ein rein mechanischer sein, während das Lateinische auf dieser Stufe schon auf das verstandesmäßige Erfassen des Dargebotenen rechnen dürfe; es gewöhne, wenn auch nur instinctiv, an logisches Denken. Was hier dem Verfasser ein Beweis dafür ist, daß mit dem Latein begonnen werden müsse, ist Völcker gerade ein Beweis gegen das gestellte Verlangen. Weil der erste Unterricht im Lateinischen einen wissenschaftlichen Anstrich habe, so eigne er sich eben nicht für Sextaner.

Wir stehen nicht auf dem Standpunkte Körting's, doch haben wir seine Auseinandersetzungen mit großem Behagen gelesen. Seine ruhige und gemessene Schreibweise, die fern ist von jeder Erregung und sich vor allem hütet, was den Gegner persönlich verletzen könnte, die nichts weiß von dem Spotte, mit welchem manche glauben eine gegnerische Ansicht abthun zu müssen, macht die Lectüre seiner Aufsätze auch dem Gegner zu einer angenehmen. Daß der Verfasser die Gymnasien nur als eine Vorschule

für die Universität angesehen wissen will, kennzeichnet ihn als einen Gegner der Berechtigung der Realgymnasien. Aber consequent ist es dann von ihm, und diese Consequenz sollten sich alle Gegner dieser Schulgattung aneignen, daß er die Berechtigungen, die an der Absolvirung anderer Klassen als der der Prima geknüpft sind, verwirft. Daß dies aber eine Vermehrung der bisherigen Gymnasien bedinge, bezweifeln wir sehr, das Gegentheil wäre dann wohl eher zu erwarten, und dies wäre kein Schaden. Wir haben von den Essays dieser Schrift bisher nur den siebenten: „Der neusprachliche Unterricht auf dem Gymnasium", in Betracht gezogen; den reichen Inhalt der übrigen Aufsätze auch nur in weiten Umrissen hier wiederzugeben, würde den uns zugemessenen Raum überschreiten, wir müssen uns hier mit der Inhaltsangabe begnügen: „Neuphilologie, romanische Philologie, englische Philologie"; „Das Universitätsstudium der Neuphilologie in Deutschland"; „Wünsche für den neuphilologischen Universitätsunterricht"; „Das Staatsexamen der Neuphilologen"; „Das Doctorexamen der Neuphilologen"; „Die fachwissenschaftliche Kritik in der Neuphilologie"; „Der neusprachliche Unterricht in der höhern Töchterschule". Alle diese Aufsätze enthalten beherzigenswerthe Winke, so in Bezug auf die Staatsprüfung, in welcher die rein praktische von der rein wissenschaftlichen zeitlich getrennt sein sollte, in Bezug auf die Themata der Dissertationen oder in Bezug auf Herausgabe kritischer Uebersichten, die den einzelnen, in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Kritiken einen dauernden Werth verleihen u. s. w. Es wird niemand dieses Buch ohne Nutzen und ohne Belehrung aus der Hand legen.

Der Besprechung der Schriften, welche sich mit dem höhern Schulwesen befassen, fügen wir die einer Schrift an, die vorwiegend die Volksschule im Auge hat. Mit dem fünften Hefte der „Schlaglichter zur Volksbildung" von Eduard Sack (Nr. 6) schließt der erste Band der Betrachtungen des ebenso scharf beobachtenden wie schneidigen Verfassers. Wir haben gleich beim Erscheinen des ersten Heftes in d. Bl. auf das Werk hingewiesen, haben es in seinem Fortgange mit unsern Bemerkungen begleitet und können jetzt bei diesem Schlußheft nur wiederholt dasselbe als ein bedeutsames bezeichnen, trotz mancher Ausstellungen, die wir an demselben zu machen hatten und haben. Das vorliegende Heft bringt den Schluß des Aufsatzes über die Trennung der Geschlechter. Eigene Erfahrungen und von allen Seiten, namentlich aus Amerika, gesammelte Berichte lassen den Verfasser zu dem Resultate kommen, daß die Trennung der Geschlechter in der Schule aufzugeben sei. Nicht allein, daß bei gemeinsamem Unterricht der Knaben und Mädchen eine erkleckliche Summe gespart werden könnte, was aber natürlich erst in zweiter Linie in Betracht käme, auch in erziehlicher Beziehung würde es von Vortheil sein. Die Mädchen würden einen versittlichenden Einfluß auf die Knaben üben, die vor Roheiten in Gegenwart jener sich hüten würden, und die Mädchen würden von den Knaben Selbständigkeit und Festigkeit lernen. Daß das Beisammensein zu geschlechtlichen Verirrungen führen würde, sei nicht zu befürchten, gerade das Absperren der Geschlechter könne viel eher Jugendsünden herbeiführen. Wie in der Familie Brüder und Schwestern miteinander aufwachsen und verkehren, so seien auch in der Schule, der erweiterten Familie, Knaben und Mädchen nicht zu trennen. Es scheint nicht überflüssig zu erwähnen, daß, wie wir von einem Gewährsmann erfahren, Herr Minister von Goßler sich vor nicht langer Zeit in dem Sinne des Nichttrennens der Geschlechter in einem Privatgespräch geäußert hat. In den „Richtungslinien für ein Unterrichtsgesetz" tritt der Verfasser für die confessionslose Staatsschule bis in die höchste Kategorie derselben ein. Die allgemeine Volksschule sei von allen Kindern zu besuchen, der Unterricht sei bis in die Universität hinein unentgeltlich, Bücher, Schreibmaterialien seien den Schülern unentgeltlich zu liefern, und jeder Schüler sei verpflichtet diese anzunehmen; die Lehrer haben ihre Qualität durch eine Prüfung zu erweisen, wo sie ihr Wissen erworben sei gleichgültig. Doch soll es denjenigen, die mit der allgemeinen Staatsschule nicht zufrieden sind, nicht verwehrt sein, eigene Schulen, wie sie sie für ihr Bedürfniß nöthig finden, zu gründen. Bis dahin kann man mit dem Verfasser einverstanden sein; allein wenn er verlangt, daß die Lehrer nicht definitiv, sondern auf eine gewisse Zeitdauer anzustellen seien, so muß gegen ein solches Verlangen entschieden Front gemacht werden. Wozu soll es führen, wenn der Lehrer von der Gunst oder Ungunst einzelner abhängt? Das erzeugt Streber und Kriecher, nicht freie Männer, die Kinder zu freien Männern zu erziehen im Stande wären. Wie die Unabsetzbarkeit der Richter eine Gewähr ist für eine gerechte Rechtsprechung, so ist die Unabsetzbarkeit der Lehrer die nothwendige Bedingung für einen freien, der Bedeutung seiner Aufgabe bewußten Lehrerstand. Gegen pflichtvergessene Lehrer reicht die Anwendung des Disciplinargesetzes vollständig aus. Der Hinweis des Verfassers auf die Schweiz ist für diese Frage gar nicht maßgebend; es muß nicht etwas gut und empfehlenswerth sein, weil es eine Eigenthümlichkeit der Schweiz ist. Den Schluß des Heftes bildet die Abhandlung: „Johann Jacoby als Pädagog", welche uns eine neue Seite dieses scharfsinnigen und federgewandten Volksmannes kennen lehrt.

A. Sulzbach.

Theatergeschichtliches.

1. Das Stadttheater zu Leipzig vom 1. Januar 1862 bis 1. September 1887. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Georg Hermann Müller. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1887. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Das vorliegende Buch, das einer achtungsvollen Aufnahme durchaus würdig erscheint, bietet ein sehr schätzbares statistisches Material und in seinem Anhange Mittheilungen über Aufsichtsführung und Vorkehrungen für Feuer- und Verkehrssicherheit in den beiden Theatern in Leipzig, welche allen Bühneneinrichtern und -Leitern von entschiedenstem Nutzen und Werthe sein müssen. Besonders an dem Werke zu loben aber ist seine ruhige und unparteiische Darstellung der künstlerischen Vorgänge. Hauptsächlich tritt sie in der Schilderung des gespannten Verhältnisses zu Tage, welches sich zwischen Laube und dem Kritiker Rudolf von Gottschall entsponnen hatte. Georg Hermann Müller gibt in knappen Zügen einen genauen und durchaus objectiven Bericht über die Entstehung und die Entwickelung dieses Zwistes, der bekanntlich damit endigte, daß Laube abdankte und eine Stellung räumte, die ihm Ansehen und ein reichliches Einkommen in Aussicht stellte. Unser Gewährsmann weiß die Verdienste Laube's wohl anzuerkennen, allein er verschweigt auch dessen schwache Seiten und namentlich den Umstand nicht, daß er nur allzu geneigt war, fremden Einflüssen nachzugeben und da empfindlich zu sein, wo Empfindlichkeit am wenigsten am Platze war. Verwöhnt durch die wiener Presse, welcher der brummige und kurz angebundene Laube mit seiner dramaturgischen Zuversichtlichkeit und kategorischen Entschiedenheit eine große, an Ehrfurcht grenzende Achtung eingeflößt hatte, wurde ihm die scharfe, rücksichtslose Kritik Gottschall's bald doppelt verdrießlich, weil sie in Leipzig an ihm geübt wurde, von wo aus seine eigene literarische Bedeutung begann und wo er selbst einst eine äußerst schneidige Feder geführt hatte. Gottschall hätte vielleicht ein wenig schonender gegen den greisen Thespiskarrenschieber sein können, aber ganz im Unrecht war er jedenfalls mit seinem Tadel nicht; denn niemand wird die äußerst vorsichtig und taktvoll geschriebene Geschichte jener Fehde in der Schrift Müller's lesen, ohne zwischen den Zeilen herauszufinden, daß Laube nur zu gern seinen Lobrednern und Schmeichlern das Ohr lieh und gewissen Günstlingen zu Dank verfuhr. Obgleich die Verdienste Laube's vollständig anerkennend und ihm selbst warm ergeben, läßt sich unser Verfasser doch zu keiner Unbilligkeit gegen dessen Gegner hinreißen. Er bleibt in seinem Vortrag durchaus sachgemäß und rein historisch. Das beweisen auch seine Charakterisirungen Karl Theodor von Küstner's, Rudolf Wirsing's, Theodor von Witte's, Friedrich Haase's, August Förster's und Max Stägemann's. Er hält sich meist streng an deren Leistungen, und indem er ihre Anstellungen, ihre Einrichtungen und Repertoires mittheilt, überläßt er es dem Leser, sich darüber ein Urtheil zu bilden, höchstens durch Vorführung von deren Lebensgange dafür leise Fingerzeige oder andeutende Winke gebend.

Nach allem diesen läßt sich von der Arbeit Georg Hermann Müller's sagen, daß sie mit Fleiß, Umsicht und Sachkenntniß bescheidenen Ton und ein Wohlwollen verbindet, wie es heute nur selten auf dem Gebiete der Theaterwelt noch zu finden ist.

2. Geschichte des prager Theaters. Von den Anfängen des Schauspielwesens bis auf die neueste Zeit. Von Oskar Teuber. Drei Theile. Prag, Haase. 1883—88. Gr. 8. 18 M.

Dieses Werk verdient gleiches Lob und zwar noch in verstärktem Maße, weil es, umfassender und umfangreicher ausgestaltet, eine staunenswerthe Ausdauer und Belesenheit bei großer Gründlichkeit und Liebe zur Sache an den Tag legt. Der Verfasser hat sich mit bewundernswürdiger Mühe beflissen, seinem Gegenstande in allen Archiven, Büchern, Zeitschriften und Briefschaften nachzuspüren, in denen er hoffen durfte, Auskunft darüber erhalten zu können. Aus neuern Tagen hat er auch mündliche Mittheilungen nicht verschmäht und so ein Werk zu Stande gebracht, das an Genauigkeit und Vollständigkeit wenig zu wünschen läßt. Dabei ist seine Darstellung lebhaft und seine Schreibweise ansprechend und von gefälligem Reize, überall nur einem edeln Geschmacke huldigend und von der besten Gesinnung beseelt.

Wenn man diese Schrift angelegentlich empfiehlt, so erweist man ihr nicht mehr, als sie verdient. Denn da sie die Geschichte des prager Theaters immer im Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte des gesammten deutschen Theaters zu halten weiß, und es versteht die Eindrücke und Antriebe nachzuweisen, die das prager Theater von den Zuständen des deutschen Theaters oder die Zustände des deutschen Theaters von dem prager Theater empfangen — das prager Theater hat in der That zu verschiedenen malen eine sehr bedeutsame Stellung in der darstellenden Kunst eingenommen und behauptet —, so kann und muß die Schrift auch in weitern Kreisen nothwendig und selbstverständlich von Interesse sein.

Sie beginnt den ersten Theil mit den Mysterien und Studentenaufführungen im Mittelalter und gelangt bis zu den frühesten Wandergesellschaften, umspannt also die Zeit von etwa 1300 bis 1780. Die Entwickelung der öffentlichen Schaubühne zu verfolgen, ist wahrhaft fesselnd und nicht ohne Erstaunen liest man, daß der Prunk derselben bereits 1666 so groß war, daß dem Kaiser Leopold I. in Wien die Oper „Il pomo d'oro" die anständige Summe von 100000 Thalern kostete. In einer andern Oper, die zur Feier der glücklichen Entbindung der regierenden Kaiserin von einem Thronerben 1716 gegeben wurde, sah

man eine prachtvolle Zauberburg, erbaut auf einem Bergwerke von Gold und Edelsteinen, einen mit Schiffen erfüllten Meerbusen, in der Mitte eine feuerspeiende Klippe, selige Eilande mit schwebenden Gärten und andere Herrlichkeiten. Der erste hervorragende Theaterleiter war ein Joseph von Kurtz, der in der lustigen Person des Bernardon besonderes Glück machte und in Wien und Prag vielbesuchte Vorstellungen gab. Da er indessen in seinen Possen oft sehr anstößige und unflätige Dinge sagte, fiel er bei der tugendhaften Maria Theresia in Ungnade, entsagte nach vielen Widerwärtigkeiten endlich der Bühne und soll als Papiermüller gestorben sein (1784). Nach ihm hat ein gewisser Joseph von Brunian die erste regelrechte Komödie in Prag eingeführt und die Stegreifvorstellungen zu beseitigen angefangen.

Der zweite Theil führt die Theatergeschichte Prags bis 1817. Er zeigt uns zunächst Brunian in Verbindung mit Johann Baptist Bergopzoom, einem Schauspieler, der, 1742 geboren, den Bestrebungen Brunian's den wesentlichsten Vorschub leistete. Nach diesen wirkte besonders günstig Director Karl Wahr, der etwa 1780 zu den besten Hamlet-Spielern Deutschlands gehörte. Unter ihm schrieb Christian Heinrich Spieß, dessen Stücke damals denen Schiller's vorgezogen wurden. Im Jahre 1783 hatte Prag bereits eine Art von deutschem Nationaltheater, das, neben den kümmerlichen Anfängen eines czechischen Theaters, unter Director Karl Liebich zur höchsten Blüte kam. Nachdem vorher sehr eingehend Mozart's Aufenthalt und Wirken in Prag geschildert worden, schließt dieser zweite Theil mit dem Tode Liebich's, der am 21. December 1816 erfolgte. Oskar Teuber wendet diesem Bühnenleiter seine ganz besondere Theilnahme zu, die er auch wirklich zu verdienen scheint; denn gerade unter ihm gewann das prager Theater eine weitgreifende Bedeutung durch sein Repertoire, seine Mitglieder und den Glanz seiner Darstellungen. Ludwig Tieck, Varnhagen von Ense und dessen Gattin Rahel schenkten mit vielen andern hervorragenden Menschen ihm liebevolle Aufmerksamkeit.

Der dritte Theil ist der stärkste und reicht von 1817 bis 1887. Er behandelt die Leitungen Franz von Holbein's, Stöger's, Johann Hoffmann's, Franz Thomé's, Wirsing's, Kreibig's (Vater und Sohn) und Angelo Neumann's. Als der bedeutendste darunter erscheint Holbein, den unser Verfasser durch besondere Vorliebe auszeichnet. Er rühmt seine praktische Erfahrung, sein Verständniß für die Sache, seine hohen Absichten. Er entdeckte und förderte Henriette Sontag, Karl Seydelmann, Therese Peche, Ludwig Löwe und viele andere; er pflegte die bessere dramatische Dichtung und erkannte schon damals ein „wahres Nationaltheater als Bedürfniß der Zeit". Viele berühmte Namen unserer Tage schmücken diesen letzten Band, und die Art, wie Teuber ihre Träger unparteiisch würdigt, verdient volle Anerkennung. Oft mit wenigen Strichen zeichnet er ein frisches Lebensbild, mit knappen Zügen einen künstlerischen Charakter. Dieser letzte Band wird zu einem wahrhaft schätzenswerthen Nachschlagebuch und Lexikon. Es lebt und webt darin der ganze Theaterruhm unsers Jahrhunderts, geschickt und verständig aneinandergereiht und zusammengestellt. Und in dieser Masse und Hochflut von Stoff, von Künstlern, Ereignissen und Vorgängen, wird man nur selten hie und da einen kleinen Irrthum finden, wie etwa den, daß er in Klara Stich meint die spätere Crelinger erkennen zu müssen. Klara Stich war aber im Gegentheil die Tochter von Auguste Crelinger und die spätere Frau Hoppé.

Aber bei der Fülle von Angaben ist ein solches Versehen wohl zu entschuldigen und wird überdies aufgewogen durch die schöne Wärme und die liebevolle Hingabe, die der Schriftsteller durch eine Reihe von Jahren seiner mühsamen und schwierigen Aufgabe gewidmet hat. Dieser und jener wird vielleicht eine Beschränkung wünschen und der Ansicht sein, daß hie und da weniger mehr gewesen wäre. Allein dies kann entschieden nur bei dem letzten Theile in Frage kommen, und da wir noch keineswegs in der Lage sind, die Dinge und Leute ihrem endgültigen Werthe nach abzuschätzen, so läßt sich darin auch noch keineswegs sagen, was nothwendig und was überflüssig. Vorderhand erheischt es Dank, einmal das ganze Material der prager Theatergeschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit aufgespeichert zu sehen. Und diesen Dank sprechen wir hier gern und in ehrlichster Ueberzeugung öffentlich aus.

Feodor Wehl.

Zur Geschichte des deutschen Buchhandels.

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XI. Publicationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 1888. 8. 4 M.

Ein deutscher Handelsstand, der der Geschichte seines Berufs eine eigene Zeitschrift widmet! Fürwahr nicht leicht dürfte irgendwo in der Welt ein derartiges Vorgehen seinesgleichen finden. Auf das höchste ist es anzuerkennen, daß der Börsenverein der Deutschen Buchhändler seine reichen Mittel in den Dienst der Wissenschaft stellt, daß er sich nicht begnügt, uns mit einer trefflichen Geschichte des deutschen Buchhandels zu beschenken, sondern eine eigene Zeitschrift für die weitere Durchforschung dieser Geschichte des deutschen Buchhandels begründet hat, von der jetzt schon elf stattliche Bände vorliegen. Der Buchhandel ist ja, wie man es geistreich ausgedrückt hat, ein Januskopf, der mit dem einen Gesicht in das Erwerbsleben, mit dem andern in die Wissenschaft schaut; und es ist somit ganz natürlich, ja selbstverständlich, daß eine Zeitschrift,

die sich mit der Geschichte dieses Erwerbszweigs beschäftigt, nicht nur viel Interessantes über die Entwickelung des deutschen Handels bieten, sondern auch so manches enthalten wird, was für eine Geschichte der deutschen Bildung, der deutschen Literatur und Wissenschaft hoch bedeutsam ist.

Diese a priori sich aufdrängende Annahme wird durch den vorliegenden Band des Archivs in der erfreulichsten Weise durch die That bestätigt. Es ist eine Arbeit von Albrecht Kirchhoff, dem um die Geschichte des Buchhandels schon so vielfach verdienten, der uns hier wichtige Aufschlüsse über die geistige Cultur der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewährt. Kirchhoff druckt hier einfach die Verzeichnisse der Lagerbestände dreier leipziger Sortimentsbuchhändler ab: des Peter Schürer von 1547, des Henning Sosadt von 1551 und des Wolf Günther von 1558. Diese Verzeichnisse zeigen uns, welche Bücher damals wirklich gekauft, d. h. also auch gelesen wurden, während uns die Uebersichten über die damalige literarische Production immer nur erkennen lassen, was gedruckt wurde, ohne daß damit gesagt wäre, daß dies nun auch wirklich in die literarischen Kreise eindrang. Bei dem großen Interesse, das die Frage: Was lasen die Leute des 16. Jahrhunderts? jedem einflößen dürfte, sei es mir gestattet, aus den Feststellungen Kirchhoff's hier einiges mitzutheilen. Auffällig ist zunächst die geringe Zahl der theologischen Streitliteratur, während doch gerade damals das theologische Gezänk in der protestantischen Kirche ärger war als je. Dürfte man hieraus schließen, daß das Interesse der Massen an dieser Polemik weit geringer war, als man bisher angenommen? Auch die katholische Literatur aus der Zeit vor der Reformation ist jetzt vollständig verschwunden; ebenso die humanistische. Und in der protestantischen Theologie stehen merkwürdigerweise nicht Luther und Melanchthon voran, sondern Brenz, Sarcerius, Spangenberg, Rhegius. Galt, was wir jetzt beobachten können, etwa schon damals: daß man die Classiker wol pries, aber nicht las, daß man für die Lectüre Geister zweiten Ranges vorzog? Von philologischer Literatur finden wir einmal Schulbücher, sodann Classiker, und zwar in kölner und leidener Ausgaben. Wesentlich schwächer vertreten sind Rechtswissenschaft und Medicin, und zwar überwiegt in beiden nicht die eigentlich gelehrte, sondern die mehr populäre Literatur. Die Geschichte tritt auffallenderweise ganz zurück, wir finden fast nur die damals üblichen Weltchroniken. Was dagegen besonders wichtig ist, jene Verzeichnisse lassen ein Wachsen der volksthümlichen und Unterhaltungsliteratur erkennen, zeigen somit deutlich die Zunahme der Bildung des Mittelstandes. Von Adam Riese's Rechenbuch finden wir bei einem der Buchhändler 250 Exemplare, dazu noch andere Rechenbücher in ebenfalls großer Anzahl. Reichlich vertreten sind weiter Confect- und Kochbücher, Anweisungen für Handarbeiten, zum Schreiben; Druckproducte des Aberglaubens u. dgl. m. Und die schöne Literatur? Hier zeigt sich vor allem die Liebe der Zeit für die Volksbücher; sodann stoßen wir auf Lieder, Komödien, ja auch Boccaccio, Hugo von Trimberg's „Renner“, Theuerdank, Reineke Fuchs, Brant, Wickram treffen wir an. Neben der Literatur ist es die Musik, die hier in auffallender Menge erscheint, praktische und theoretische nebeneinander.

Ein anderer Aufsatz von J. Hermann Meyer behandelt die Geschichte der Papierfabrikation und des Papierhandels, und zwar nicht in technischer, sondern in volkswirthschaftlicher und gewerbepolitischer Beziehung. Wir sehen an einem einzelnen Gewerbszweig alle die Züge, die für die damalige Volkswirthschaft im allgemeinen charakteristisch sind: eifersüchtig sucht man der heimischen Industrie die fremde Concurrenz fernzuhalten, indem man den einzelnen Papierfabriken das Privileg gibt, in gewissen Gebieten ausschließlich die Lumpen zu sammeln. Im Handel zeigt sich die zünftlerische Eifersucht: die Kramer wollen den Papierhandel für sich monopolisiren, ihn bei den Buchhändlern und Buchbindern nicht dulden. Die freie Preisbewegung sucht man durch Taxen zu hemmen, doch ohne Erfolg. Es ist ein interessantes, durch Mittheilung vieler Details belebtes Bild aus der Gewerbegeschichte des Merkantilismus, das uns hier geboten wird.

Zwei andere Aufsätze haben weniger allgemeines Interesse. Aus den Acten des basler Gerichtsarchivs gibt Karl Stehlin Regesten zur Geschichte des Buchdrucks in Basel in der Zeit von 1470 bis 1500. Es wird hier ein für die Urgeschichte des Buchdrucks äußerst wichtiges und sehr reichhaltiges Material geboten, wie schon allein der Umstand zeigt, daß die Regesten für jene dreißig Jahre 1120 Nummern umfassen. Auf den Inhalt dieser Publication kann hier natürlich nicht eingegangen werden; es genüge die Bemerkung, daß besonders die trübe Seite des Buchdruckergewerbes beleuchtet wird: wie nur eine Minderzahl der Betriebe gedieh, während die Mehrzahl Schiffbruch litt oder wenigstens mühsam ihr Dasein dahinschleppte.

Endlich hat Albrecht Kirchhoff noch einen zweiten Aufsatz beigesteuert, der die Geschichte der leipziger Büchermesse von 1550 bis 1650 behandelt. Es ist die traurigste Periode in der Entwickelung der Messe. Durch die engherzigen Maßregeln der sächsischen Fürsten werden die fremden Besucher aus dem Reich verscheucht, und Leipzig verharrt in völliger Stagnation, während sich die Bedeutung der frankfurter Messe hebt. Dazu kommt dann die Noth des Dreißigjährigen Kriegs, und erst ganz am Schluß des geschilderten Zeitraums beginnt sich allmählich wieder ein Geschlecht unternehmender Buchhändler in Leipzig heranzubilden.

Zum Schluß können wir nicht umhin, nochmals dem Börsenverein der Deutschen Buchhändler Dank dafür auszusprechen, daß er mit so großer Freigebigkeit für die Erforschung der Vergangenheit seines Standes sorgt. Möchten sich an seinem Vorgehen andere deutsche Berufsstände ein Beispiel nehmen.

Walther Schultze.

Friedrich Spielhagen's neuester Roman.

Noblesse oblige. Roman von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Staackmann. 1888. 8. 6 M.

Ein neuer Roman Spielhagen's ist selbst in unserer an Romanen so überreichen Zeit ein Ereigniß, welches die Aufmerksamkeit der entferntesten Leserkreise auf sich zu lenken geeignet ist. Ueberall, wo deutscher Sinn zu Hause ist, ist auch Spielhagen rühmlichst bekannt. Seine kernigen Fabrikarbeiter, denen unter der blauen Zwilchbluse das biedere Herz für Deutschthum und Freiheit aufs wärmste schlägt, seine prächtigen Helden, die als echte Nachkommen des Prometheus das belebende Licht der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit in der Heimat zu verbreiten trachten, seine hehren Frauengestalten, die im Kampfe um das Recht kühn und getreu den Männern zur Seite stehen: sie haben schon längst dem großen Romancier alle empfänglichen Herzen gewonnen. „Noblesse oblige" reiht sich würdig seinen Vorgängern an; es ist eine Apotheose deutscher Vaterlandsliebe, ein Lobgesang auf die deutsche Frau.

In dem weltgeschichtlichen Rahmen der von dem russischen Feldzuge Napoleon's bis zu dessen Sturz sich abspielenden Ereignisse entfaltet der Verfasser ein farbenreiches Bild des hamburger Lebens. Wir lernen in dem Senator Wartburg einen selbstsüchtigen, seiner Bequemlichkeit das Glück seiner Tochter opfernden Vater kennen, der zu den unlautersten Mitteln greift, um jene, welche dem das Ideal männlicher Würde verkörpernden d'Hericourt verlobt ist, dem Kaufmann Billow in die Arme zu treiben. Billow ist der Repräsentant des schmarotzenden Streberthums, welches mit mathematischer Genauigkeit die Folgen jedes Schrittes berechnet, vor jedem Mächtigen kriechend sich beugt und in steter Jagd nach Ansehen und Reichthum begriffen ist. Was wunder, daß die hochherzige Minna an der Seite eines solchen Gatten keine Befriedigung finden kann! Aber ihre selbstlose Opferwilligkeit, mit welcher sie dem Gatten die Hand gereicht, um den Vater vor dem Ruin zu bewahren, verleiht ihr die Kraft, bei ihm auszuharren und ihr schweres Schicksal mit Würde zu tragen; sie paßt ihren Lebenswandel dem Wahlspruche „Noblesse oblige" an, welchen sie in edler, sinniger Weiblichkeit sich also zurechtlegt: „Wer sich mit ganzer Seele einer großen und gerechten Sache, einem hohen, edeln Gedanken hinzugeben versucht, der spürt bald die Nothwendigkeit der Verpflichtung, nun auch alles Kleinliche und Gemeine von sich abzuthun, weil er nur so im Stande ist, jenem Großen und Edeln zu leben." Hatte der Adel der Gesinnung sie schon als Mädchen getrieben, den geliebten Bruder aus der Verbannung in Rußland zu erretten, den alten Juden Hirsch, dem ihre Familie zu tiefem Danke verpflichtet ist, aus den Händen der französischen Machthaber zu befreien und ihrer lebenslustigen Schwester den Auserwählten ihres Herzens zu sichern, so gibt sich vollends die in der Schule des Leidens gestählte und gereifte Frau unentwegt dem sehnsüchtigen Drange nach dem Großen und Edeln hin, und sie wird hierdurch der gute Genius ihrer durch die Hyäne Davoust auf das härteste mitgenommenen Heimat.

Wie von gesinnungstüchtigem, so ist das neueste Werk Spielhagen's auch von schriftstellerischem Adel durchweht und getragen, daher wir keinen Augenblick daran zweifeln, daß ihm mehr als eine Auflage beschieden ist.

Bernhard Münz.

Feuilleton.

Unter der Flut von Büchern und Schriftchen, die über unsern doch so plötzlich uns entrissenen, inniggeliebten und hochverehrten Kaiser erscheinen und angekündigt werden, wird Ferdinand Schmidt's „Kaiser Wilhelm und seine Zeit" (Leipzig, Spamer) als deutsches Volksbuch immer seine Stelle behaupten. Zu dem langjährigen Fest- und Freudentage, dem 22. März, sollte es in dritter neubearbeiteter Auflage vollendet wieder ausgegeben werden. Nun ist es zur Bestattungsfeier fertig geworden. Ein sehr guter Stahlstich zeigt als Titelbild den Kaiser in noch kräftigern Jahren, auf den letzten Seiten finden wir das liebe freundliche Bild aus dem neunzigsten Lebensjahre im Pelzmantel und mit dem Helm. Unter den 16 Tondruckbildern ist das vortreffliche Blatt mit dem Dreigestirn Bismarck, Roon und Moltke wol das gelungenste; auch unsere jetzige Kaiserin ist hervorzuheben. 175 Textabbildungen führen eine große Zahl denkwürdiger Augenblicke und Persönlichkeiten der hier geschilderten inhaltreichen Zeit vor. Die Sprache des Buchs ist bekanntlich voll patriotischer Wärme, von ansprechender Klarheit und der Maßstab für den beabsichtigten Leserkreis richtig gewählt. Preis 8 Mark.

— Das Ergebniß, welches das letzte poetische Preisausschreiben des „Deutschen Dichterheim" gehabt, ist folgendes: Für die poetische Erzählung fiel der Preis von 100 Mark ins ferne Ausland, nämlich an Herrn Dr. Wilhelm Ritter von Adler in Konstantinopel für dessen Dichtung „Coccola"; der Preis von gleichfalls 100 Mark für eine Ballade konnte in Ermangelung eines preiswürdigen Gedichts nicht vertheilt werden, infolge dessen nicht, wie anfänglich beabsichtigt, nur ein lyrisches Gedicht, sondern deren zwei mit je 100 Mark preisgekrönt wurden, und zwar „Leid und Lust" von Hieronymus Lorm in Dresden und „Das Wort" von Gräfin S. Waldburg in München. — Gleichzeitig erläßt die Redaction des „Deutschen Dichterheim" ein neues poetisches Preisausschreiben und setzt abermals drei Preise von je 100 Mark für ein lyrisches Gedicht, eine Ballade und eine poetische Erzählung aus. Das Preisrichteramt verwalten Karl Gerok, Hieronymus Lorm, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Ernst von Wildenbruch und Paul Heinze, Herausgeber des „Deutschen Dichterheim". Alle nähern Bestimmungen, deren genaueste Kenntniß den Bewerbern unerläßlich, enthält Nr. 13 vom achten Jahrgang genannten Blattes, die auf Wunsch gratis von der Expedition des „Deutschen Dichterheim" in Dresden-Striesen zu erhalten ist.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 16. März ist zu München in Ludwig Steub der liebenswürdigste Humorist Deutschlands gestorben. Oberbaier von Geburt (geb. 1812) und Jurist von Fach hat er seiner nächsten Heimat und Tirol vorzugsweise seine geistsprühende Feder gewidmet. Als Tourist und Kunstkenner, als Culturhistoriker und Sprachforscher hat er immer und immer wieder die heimischen Berge und Thäler durchstreift und überschritten und in stets fesselnder Laune seine wissenschaftliche und gemüthliche Ausbeute neidlos mitgetheilt. Gleich Lessing verstand er es, für die oft recht abgelegenen Streitfragen, die er etwa mit einem Localgegner auszufechten hatte, die Theilnahme des Lesers zu erwecken. Auch in der erzählenden Belletristik hat er Werthvolles geleistet.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Nachdem wir kürzlich das Urtheil der englischen „Saturday Review" über Julius Stinde's „Frau Wilhelmine. Skizzen aus der Hauptstadt" wiedergegeben haben, müssen wir auch das der amerikanischen Wochenschrift „The Nation" mittheilen, welches allerdings nicht um ein Haar günstiger, ja fast noch schlimmer ausgefallen ist. Solche Uebereinstimmung scheint zu erweisen, daß trotz der Stammesverwandtschaft weder John Bull noch Bruder Jonathan den Humor des deutschen Vetters zu würdigen verstehen. Es heißt in „The Nation" vom 16. Februar d. J.: „Da die Deutschen Stinde ins Herz geschlossen und ihn als den Propheten der Mittelklasse proclamirt haben (!), sei es einem Ausländer fern, zu behaupten, daß die zu ihr Gehörigen in irgendeiner Hinsicht anziehender seien, als er sie geschildert hat. Wer immer über die Bedeutung des Wortes «vulgär» in Zweifel ist, der kann auf «die Familie Buchholz» verwiesen werden, wo es ausführlich und genau definirt ist. Die Vulgarität liegt nicht allein in ihren Gebräuchen, die widerlich sind, sondern auch in ihren Gedanken und Gefühlen. Ihr Maßstab ist ein niedriger, ihr Urtheil beschränkt, ihre Motive sind gemein. Sie haben keine Manieren, und besonders die Frauen reden zueinander mit viehischer (!) Grobheit. Die Höflichkeiten des Lebens sind ihnen unbekannt, die Schicklichkeiten werden ignorirt und der Anstand wird verletzt. Sie sind neidisch, gehässig, mischen sich gern in alles, sind feil und danken dem Himmel, daß sie zu den Gebildeten gehören. Erschiene die Buchholz-Familie den Deutschen*), wie sie wirklich ist, so ist es natürlich anzunehmen, daß sie nicht mit solcher Gunst aufgenommen wäre. Wenn Stinde geglaubt hätte, sie wäre irgendwie anstößig, so hätte er sich nicht so vollständig mit ihrer Vulgarität identificiren können. Ein Außenstehender muß daher seine Leistung für das, was sie zu sein scheint, hinnehmen, nämlich: eine genaue Schilderung einer thatsächlichen Phase des Lebens, von der er selbst einen Theil bildet. Wenn der Verfasser sich auch nur entfernt eine Vorstellung von dem Eindruck bilden kann, den Frau Wilhelmine auf den Ausländer macht, so muß er mit der Absicht schreiben, eine gründliche Abneigung gegen die ganze deutsche Nation zu erregen."

— Die „Revue Critique" vom 27. Februar d. J. bespricht in günstigster Weise, wie es seitens David Asher's in diesen Spalten (Jahrg. 1887, S. 358) bereits geschehen, G. Schmeding's „Victor Hugo. Ein Beitrag zu seiner Würdigung in Deutschland", und sagt unter anderm betreffs der hauptsächlichsten Seiten der Leistungen des französischen Dichters: „Schmeding hat Hugo's Dichtungen mit Liebe gelesen und deren ganze Schönheit empfunden. Er versteht es, die wunderbare Kunst ins Licht zu stellen, mit welcher Victor Hugo, durch eine glückliche Anwendung der Redefiguren, besonders der Antithese und Wiederholungen, dazu gelangt, die dramatischste und packendste Wirkung hervorzubringen; er läßt die ganze Tiefe und unsagbare Gefühlsregung in so vielen Stücken des Führers der romantischen Schule erblicken. Die merkwürdigen Berührungen, die er jeden Augenblick zwischen Hugo und den deutschen Dichtern aufweist, legen Zeugniß von seiner ausgebreiteten Literaturkenntniß ab." Zum Schluß erwidert der Recensent Schmeding's Aufforderung an die Deutschen, nicht blos Victor Hugo, sondern auch die französische Sprache und Literatur überhaupt zu studiren, damit, daß er seinerseits den Wunsch ausdrückt, es möchten seine Landsleute die Sprache, Literatur und Cultur Deutschlands täglich besser kennen lernen: es würde dies ein Pfand des Friedens oder wenigstens ein unfehlbares Präservativ gegen jedes verwegene oder unbesonnene Unternehmen sein.

*) So im Original; „nicht" scheint jedoch irrthümlich ausgelassen zu sein.

Bibliographie.

Ackermann, E., Die häusliche Erziehung. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Bauer, G., Die Gesundheitspflege in der Schule. Vortrag. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 50 Pf.

Bismarck und Frankreich nach dem Kriege. *** Berlin, Eckstein. 8. 3 M.

Dreyer, O., Undogmatisches Christentum. Betrachtungen eines deutschen Idealisten. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Eucken, R., Die Einheit des Geisteslebens in Bewusstsein und That der Menschheit. Untersuchungen. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Gampe, T., Die Stiefbrüder. Erzählende Dichtung. Dresden, Tittel Nachf. 8. 1 M.

Gerhard, A., Aus stillen Tagen. Gedichte. Münster, H. Schöningh. Gr. 16. 2 M.

Hinrichsen, A., Das literarische Deutschland. Mit einer Einleitung von C. Beyer. 1ste bis 3te Lfg. Rostock, Verlag der Albumstiftung. Gr. 8. à 3 M.

Jókai, M., Drei Freier. Humoristische Erzählung. Ins Deutsche übersetzt von L. Wechsler. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Jussuf, L., Die lebende Megilla. Purimlustspiel mit Gesang. Zur Aufführung für Kinder in israelitischen Schulen und Familien. Hamburg, Saenger. Gr. 8. 75 Pf.

Kempner, Friederike, Der faule Fleck im Staate Dänemark oder eine lustige Heirath. Lustspiel. Neuer Abdruck. Berlin, Siegismund. 8. 1 M.

Kiefer, K., Die Natur des Kindes hinsichtlich seiner sittlichen und intellektuellen Anlage. Leipzig, Rust. 8. 60 Pf.

Knackfuß, H., Deutsche Kunstgeschichte. 1ste Abtlg. Mit 136 Abbildungen im Text. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 4 M.

König, E. A., Die Erbin von Saldern. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Neue Liebhaber-Bühne. Nr. 41: Ella's Privatstunden. Original-Posse von W. Gericke. — Nr. 42: Im Banne der Fee. Lustspiel von H. Schoene. — Nr. 43: Ein Berliner Standesamt. Originalschwank von W. Gericke. Landsberg a. W., Volger u. Klein. Gr. 8. à 1 M.

Lutoslawski, W., Erhaltung und Untergang der Staatsverfassungen nach Plato, Aristoteles und Macchiavelli. Breslau, Koebner. 8. 2 M. 40 Pf.

Müller, E., Das Phantom der Weltsprache. Worte der Aufklärung und Ernüchterung über das Volapük und den Weltsprach-Gedanken im Allgemeinen. Berlin, E. Ulrich. Gr. 8. 50 Pf.

Oberkamp, O. v., Wogen der Sündflut. Eine Novellensammlung in 2 Thln. Berlin, Ißleib. 8. 5 M.

Oldenberg, K., Der russische Nihilismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 3 M. 60 Pf.

Reinecke, A., Nachtheile und Mißstände der Fremdwörterei, sowie Mittel zu ihrer Bekämpfung. Betrachtungen und Ergänzungen. Berlin, Reinecke. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Reissel, W., Empor zum Licht. Erzählung. Berlin, Breitkreuz. 8. 3 M.

Reuling, W., Distichen. Politisches und Unpolitisches. Neue Folge. Leipzig, Veit u. Comp. 8. 1 M.

Rosegger's, P. K., Ausgewählte Werke. Mit 600 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. 1ste Lfg. Wien, Hartleben. Lex.-8. 50 Pf.

Schuster, L., Johann Kepler und die grossen kirchlichen Streitfragen seiner Zeit. Eine Kepler-Studie. Graz, Moser. Gr. 8. 4 M.

Historische Untersuchungen. Herausgegeben von J. Jastrow. 9tes Hft.: Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrhundert und ihr Verfall. Von K. Haebler. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 5 M.

Vogel, B., Anton Rubinstein. Biographischer Abriß, nebst Charakteristik seiner Werke. Mit dem Porträt Anton Rubinsteins. Leipzig, M. Hesse. 8. 1 M. 20 Pf.

Was sich die Kammerjungfern erzählen. Interessante Geschichten aus hohen Kreisen von X. 3ter Bd.: Amor vor der Schwelle. In majorem Dei gloriam. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 2 M.

Wollny, F., Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhang. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M.

— — Ueber Telepathie. Leipzig, O. Wigand. 8. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch

von

Friedrich Bodenstedt.

Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 2 M.
Miniatur-Ausgabe. 14. Aufl. Geb. 4 M. 50 Pf.
Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. 6 M.
Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Der Dichter selbst nennt diesen zweiten Liederstrauß des Mirza Schaffy im Prolog:

An Duft und Glut dem ersten gleich,
Wenn auch in Farb' und Form verschieden.

In der That reiht sich der „Nachlaß“ Mirza Schaffy's vollkommen ebenbürtig dessen schon in mehr als 100 Auflagen erschienenen „Liedern des Mirza Schaffy“ an; wie diese ist er ein unerschöpflicher Quell heiterer, im anmuthigsten Gewande erscheinender Lebensweisheit.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Bodenstedt.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Diese neue Gedichtsammlung, womit Friedrich Bodenstedt die zahlreichen Freunde und Verehrer seiner Muse beschenkte, bietet neben „Vorläufern des Mirza-Schaffy“ und andern Poesien aus dem „Morgenlande“ auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter bei seinem Ausfluge nach Amerika in sich aufnahm, in poetischer Gestaltung dar.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe

in den letzten Jahren seines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Sechste Auflage.

Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer.

Drei Theile. 8. Geh. 6 M. Geb. 8 M.

Eckermann's berühmte „Gespräche mit Goethe“ bilden eine unentbehrliche Ergänzung zu jeder Ausgabe von Goethe's Werken. In der vorliegenden sechsten Auflage erschienen sie zum ersten mal mit Commentar, zahlreichen Erläuterungen, Nachweisen und Berichtigungen, von dem vorzüglichen Goethekenner Heinrich Düntzer, und einem vollständigen Namen- und Sachregister. Trotz des hierdurch sehr vergrößerten Umfangs aber wurden sie noch erheblich niedriger im Preise angesetzt als bei den frühern Auflagen, um allen Exemplaren von Goethe's Werken angereiht zu werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Inhalt:

Erster Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Sechste Auflage.
Zweiter Band: **Lateinische Sommer.** Fünfte Auflage.
Dritter Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
Vierter Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.
Fünfter Band: **Apulische Landschaften.** Zweite Auflage.

Gregorovius' Wanderjahre enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth, wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände lehrt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Kaiserlich Deutschen Consul in Messina, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen Bildern aus Natur, Geschichte und Leben ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, die gegenwärtig ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre.

Für Kinder genügt 1/4—1/2, für Erwachs. 1/2—1 Tam.-Confitüre. In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek. **C. Kanoldt Nachf.,** Ap.—**Gotha.**

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien
Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende
Confiture laxative
von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.
Allein ächt.
Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. Nr. 14. 5. April 1888.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Schopenhaueriana.

Was für seltsame, ungeheuerliche Blüten doch zuweilen der Menschengeist treibt! Vor uns liegt eine Festschrift von Hugo von Lomnitz:

1. Die Monstranz. Aperçu über ihren Ursprung und ihre Bedeutung in einem kritischen Beitrag zur Archäologie, Ethnologie, Folklore und vergleichenden Religionswissenschaft. Mit 7 Tafeln. Klausenburg 1888. Fol.

welche ihren Resultaten die Weltliteratur dienstbar zu machen bemüht ist! Sie steht auf dem „höhern" Standpunkte, von welchem betrachtet Ziel und Gegenstand der vergleichenden Literaturwissenschaft vollständig mit denen der vergleichenden Religionswissenschaft oder Mythologie zusammenfallen, sodaß es gar keinen Unterschied zwischen beiden Wissensgebieten gibt. Dieser Gesichtspunkt zeitigt in dem Geiste des Verfassers den für den unbefangenen Leser geradezu unfaßbaren Gedanken, daß die Monstranz in ihrer Eigenschaft als Symbol des reinen, jungfräulichen Mutterthums nichts anderes ist als Goethe's Testament, welches er der modernen Menschheit gestiftet hat; sie sei das sakramentale und eben darum unter Brief und Siegel hinterlassene Schlußwort seines Lebensgedichts, des „Faust", in welchem wir lediglich eine echt christliche Tragödie, ein passionale der Monogamie zu begrüßen haben. Ja er möchte sich beinahe versucht fühlen, den Versen:

> Wir sind gewohnt,
> Wo es auch thront:
> In Sonn' und Mond
> Hinzubeten: es lohnt —

die Thatsache abzuhorchen, daß „der evangelische Protestant" Goethe dem „Allerheiligsten" auch rein äußerlich in kirchlich-formelhafter Weise seine Verehrung bezeugt habe. Einmal auf der Suche nach schillernden, weithin leuchtenden Säulen des Christenthums steht Lomnitz nicht an, dem christlichen Dichter Goethe den christlichen Philosophen Schopenhauer zur Seite zu stellen, und er bringt dessen Manen aus Anlaß seines hundertsten Geburtstags seine tiefinnerlichste Huldigung durch die Widmung der in Rede stehenden Abhandlung über die Monstranz. Schopenhauer ein Fußschemel der Kirche, des Christenthums eigentlicher Philosoph! Wahrhaftig, es kann nicht leicht ein seltsamerer, unsinnigerer und widerspruchsvollerer Gedanke einem menschlichen Hirn entspringen, als dieser. So wenig, als Feuer und Wasser sich einen, spinnt sich ein Band der Harmonie zwischen dem gefeierten Denker und dem Christenthum. Schopenhauer hat seine Lebens- und Weltanschauung aus der uralten Weisheit in den heiligen Schriften der Hindu gesogen, nach welcher die Maja, der Schleier des Trugs, die Augen der Sterblichen umhüllt und sie in eine Welt blicken läßt, von der man weder sagen kann, daß sie sei, noch auch daß sie nicht sei; doch wer durch Entsagung in sich selber den Willen ertödtet, der wird von den Qualen dieser Trugwelt befreit, um in der Wonne des wunschlosen Nirwana aufzugehen. Er erklärt die Welt nicht nur für schlecht, sondern kurzweg für die schlechteste aller möglichen Welten; der Optimismus ist ihm nicht blos eine thörichte, gedankenlose, sondern nachgerade eine wahrhaft ruchlose Denkungsart, ein bitterer, schnöder Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit, welcher nicht genug gebrandmarkt werden kann. In diesem Nihilismus ist

implicite das Todesurtheil über das Christenthum gesprochen, welches sich die Schöpfungsgeschichte des Alten Testaments zu eigen gemacht hat, wie ja die präſtabilirte Harmonie die Prämiſſe, ſo zu ſagen, der Religion überhaupt iſt. Die Religion iſt doch ihrem Weſen nach Pflichtenlehre; ſie belehrt uns über die Pflichten gegen Gott, gegen uns ſelbſt und unſere Nächſten. Die Pflicht iſt aber füglich bedingt durch das Recht. Wie könnte daher Gott ohne eine ſeiner würdige Leiſtung Anſprüche an den Menſchen ſtellen? Zudem iſt die durch Gott hervorgebrachte Schöpfung ſelbſtredend nicht anders als gut und zweckmäßig zu denken, da die Gottheit die Trinität der Allmacht, Allweisheit und Allgüte in ſich vereinigt. Daß Schopenhauer von Lomnitz auch als vollgültiger Zeuge für die ſakramentale Bedeutung der in der Monſtranz verſinnbildlichten Weiblichkeit herangezogen wird, muß uns um ſo mehr verwundern, als uns jener gerade keine Beweiſe von ſeiner Schätzung des Ewig-Weiblichen geliefert hat. Er hat im Gegentheil ſichtliche Spuren einer Misachtung deſſelben zurückgelaſſen. Schon ſein Verhältniß zur Mutter gibt manches zu denken. Er hat ſie nie aufrichtig und innig geliebt und beſchränkte ſich darauf, ſie „nach Gottes Gebot zu ehren“. Nach dem in ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre erfolgten Tode des Vaters, an dem er mit Leib und Seele gehangen, war er im Aelternhauſe nur mehr ein „willkommener“ Gaſt. Er hatte eine Wohnung für ſich, da ein einträchtiges Zuſammenleben mit ihm wegen ſeiner ſteten Unzufriedenheit und anmaßenden Unduldſamkeit, welche einen Widerſpruch nicht vertragen mochte, eine Sache der Unmöglichkeit war. Einem Menſchen, dem die eigene Mutter das Zeugniß auszuſtellen ſich bemüßigt ſieht, daß ſie ſich jedesmal wie von einem Alp befreit fühle, wenn er ſie verlaſſen habe, kann wol ſchwerlich zugemuthet werden, daß er der „magna mater“ oder Jungfrau-Mutter den erhabenſten und unantaſtbarſten Ehrenplatz eingeräumt habe. Und wie er das Glück des an der ſüßen Mutterbruſt ruhenden Sohnes nicht genoſſen hat, ſo war ihm auch zum größten Schaden ſeiner Geiſtesentwickelung die Seligkeit, welche der Mann in den Armen einer reinen Frau findet, zeitlebens verſagt. Er war und blieb ein an Empfindung und Gemüth bankrotter Miſogyn, der ſich dem ihm Keuſchheit und Entſagung andichtenden Lomnitz zum Trotze in dem Cultus der Aphrodite pandemos gefiel, und ſeine cyniſche „Metaphyſik der Geſchlechtsliebe“, in welcher ſich nicht die leiſeſte Ahnung von der Würde der Frauen verräth, klingt, weit entfernt von einer förmlichen Apotheoſe der im unermeßlichen Weltraum in saecula saeculorum über der Neumondſichel thronenden Madonna, vielmehr als eine Satire auf dieſe Apotheoſe.

Der romantiſche Geiſt des Herrn von Lomnitz, welcher in Schopenhauer den allerchriſtlichſten Philoſophen verehrt, weht uns aus der gleichfalls in Klauſenburg, aber namenlos und bereits vor längerer Zeit erſchienenen Schrift an:

2. Denkmünze zum Centenarium Schopenhauer's. Memorandum in Geſtalt eines kurzgefaßten Vermittelungsvorſchlags, vom Beantrager einer Koloſſalbüſte Schopenhauer's. Zugleich ein Appell an die Preſſe. Klauſenburg, Demjén. 1886. 8. 1 M.

Wir können keinen Augenblick in Zweifel darüber ſein, daß wir es hier mit dem nämlichen Verfaſſer zu thun haben. Das Schriftchen, welches einen neuen Beweis dafür erbringt, daß auch „habent sua fata monumenta“, ſchildert in kurzen Zügen die Schickſale, welche die zum Zwecke der Errichtung eines Standbildes für Schopenhauer erlaſſenen Aufrufe erfahren haben. Die Schwingen wurden dieſen Aufrufen durch den Widerſpruch Frauenſtädt's gelähmt, welcher den Einwand erhob, daß ein Denkmal überhaupt zu verfrüht ſei und die Verbreitung der Werke Schopenhauer's, welche ſein ſchönſtes und unvergänglichſtes Denkmal ſeien, vorerſt eine viel wichtigere und dringlichere Aufgabe bilde. Die öffentliche Meinung hat dieſe Anſchauung des Doctor indefatigibilis, der um ihretwillen fürwahr nicht in den Koth gezerrt und geſchäftlichen Eigennutzes geziehen zu werden verdiente, durch die beredte Sprache der Zahlen beſtätigt; hatte doch das am 3. April 1886 ausgewieſene erſte Verzeichniß der Beiträge zu dem geplanten Denkmal im ganzen einen Betrag von 7649 M. 16 Pf. zu verzeichnen, — „eine Summe, wie ſie heute dem Jahreseinkommen eines mittelmäßigen Philoſophie-Profeſſors entſpricht, der wöchentlich zwei- bis dreimal von ſeinem Katheder gegen Schopenhauer's angebliche Unmoralität und Chimären zetert“. Da unter ſothanen Umſtänden nicht im Ernſte daran gedacht werden konnte, daß das Standbild Schopenhauer's bis zu dem Ehrentage ſeiner Säcularfeier fertig geſtellt werden würde, macht unſer Anonymus den Vorſchlag, an Stelle, beziehungsweiſe zu Gunſten der einſtweilen von der Tagesordnung abzuſetzenden Koloſſalbüſte des Philoſophen eine Denkmünze zu prägen, auf deren Averſſeite er ſich rechts den Heiland mit der Dornenkrone und links Buddha in der Weiſe vorſtellt, daß beide auf derſelben Wolke thronen und mit der Rechten an dieſelbe Stelle eines die Aufſchrift „Schopenhauer“ tragenden großen Lorbeerkranzes greifen, in welchen Fichtenzweige, Cypreſſenfrüchte, Lotosblumen und Eichenblätter nebſt andern morgen- und abendländiſchen ſymboliſchen Pflanzen verwebt ſind. Dieſe Compoſition ſcheitert jedoch an der ureigenſten Bemerkung Schopenhauer's, wonach der Grundſatz der Verneinung des Willens zum Leben wol den eigentlichen Kern der chriſtlichen Religion ausmache, aber in ihr tief verborgen auf dem Grunde ruhe und mit den entgegengeſetzten jüdiſchen Anſchauungen ſo ſtark verſetzt ſei, daß er nur bei Myſtikern und Asketen in voller Reinheit zum Ausdruck komme.

Auf daß indeß dem Schatten das Licht nicht fehle, hat ſich aus Anlaß der Säcularfeier Schopenhauer's auch der ſich in der deutſchen Literatur eines klangvollen Namens erfreuende **Eduard Griſebach**, gegenwärtig Conſul des Deutſchen Reichs in Port-au-Prince in der Republik Haiti, mit folgendem Werke eingeſtellt:

3. Edita und Inedita Schopenhaueriana. Eine Schopenhauer-Bibliographie, sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauer's. Festschrift zum 100jährigen Geburtstage von Eduard Grisebach. Mit Schopenhauer's Porträt, Wappen und Facsimile seiner Handschrift. Leipzig, Brockhaus. 1888. 4. 10 M.

Von der Reichhaltigkeit des Gebotenen erhalten wir schon durch den citirten Titel einen entsprechenden Vorgeschmack. Die „Edita" stellen sich uns als eine Bibliographie Schopenhauer's dar und umfassen als solche die schon jetzt, kaum ein Menschenalter nach seinem Tode, nicht mehr leicht aufzutreibende Gesammtheit der Originalausgaben seiner Werke, sowie die kleinern Veröffentlichungen, die Veröffentlichungen aus dem Nachlaß, die Briefpublikationen, Autographen und Porträts nebst Büsten. Unser ganz besonderes Interesse erregt in den Veröffentlichungen aus dem Nachlaß die dem Manuscriptenbuch: „εἰς ἑαυτόν", welches beileibe nicht etwa nur Persönliches betroffen, sondern einen wissenschaftlichen Inhalt gehabt haben soll, gewidmete ausführliche Auseinandersetzung. In ihr wird der Nachweis versucht, daß diese intimste Selbstbiographie mit Unrecht dem wissenschaftlichen Testamentsvollstrecker Frauenstädt vorenthalten und per nefas gegen den schriftlich ausgesprochenen Wunsch Schopenhauer's von dem juristischen Testamentsvollstrecker Gwinner verbrannt worden sei, welcher in seiner Schrift: „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgang dargestellt", das beste darin Enthaltene aus dem εἰς ἑαυτόν, freilich unter unverantwortlicher Verballhornung der so einzigen Prosa Schopenhauer's, geschöpft habe. Ganz merkwürdig wie eine Vorahnung der im Jahre 1871 vor sich gegangenen großen Ereignisse klingt in dem Nachlaß folgender, vor dem Jahre 1859 in seinem Handexemplar der „Paralipomena" zu dem §. 127 des zweiten Bandes der ersten Auflage gemachter Zusatz: „Ich bin der Meinung, daß, wenn Deutschland nicht dem Schicksal Italiens entgegengehen soll, die von seinem Erzfeinde, dem ersten Bonaparte, aufgehobene Kaiserwürde, und zwar möglichst effectiv, hergestellt werden muß. Denn an ihr hängt die deutsche Einheit und wird ohne sie stets blos nominell oder precär sein." Die „Inedita" hinwiederum enthalten zunächst Randschriften. Schopenhauer hatte nämlich die köstliche Gewohnheit gehabt, die Bücher seiner Sammlung während der Lectüre mit Randbemerkungen zu versehen, sodaß seine Bibliothek geeignet war, das Bild des großen Schriftstellers nach mannichfachen Seiten zu ergänzen. Je nach der Sprache, in der das Buch geschrieben war, in welchem sie aufgezeichnet wurden, sind diese Randglossen lateinisch, italienisch, spanisch, französisch, englisch oder deutsch abgefaßt. Ein Theil der hierdurch zu unschätzbarem Werth gelangten Bibliothek Schopenhauer's kam aus Anlaß der von Gwinner, dem nach dem Tode Emden's mittelst Codicills vom 4. Februar 1859 eingesetzten Erben derselben, wie der Herausgeber sagt, in pietätloser Weise wiederholt bewerkstelligten öffentlichen Versteigerungen derselben in den Besitz des letztern, welcher nun hier von den in seinen Erwerbungen befindlichen Anmerkungen einen authentischen Abdruck veranstaltete und nur von den Werken der Naturwissenschaft im weitesten Umfang inzwischen absah, da er die Anmerkungen zu diesen in einer eigenen Publication mitzutheilen gedenkt. An die Marginalien schließt sich nach erfolgter Reconstruction der durch Gwinner in alle Windrichtungen zerstreuten Bücherei Schopenhauer's ein chronologisches Verzeichniß seiner Briefe, welche uns einigermaßen den herben Verlust der gleichfalls durch die Schuld des ebengenannten Herrn zu Grunde gegangenen Handschrift εἰς ἑαυτόν verschmerzen lassen*), und die Veröffentlichung ungedruckter Briefe und Brieffragmente, darunter einer facsimilirten Antwort auf das Huldigungsschreiben eines dem Philosophen völlig unbekannten göttinger Studenten. Hand in Hand mit dem Inhalte des Buchs, welches übrigens auch noch das Porträt und Wappen des gefeierten Denkers in sich birgt, geht die Form desselben. Es ist nach Art der vornehmen Altdrucke in prächtiger Ausstattung in der Verlagshandlung von F. A. Brockhaus erschienen, welche auch ihrerseits den hundertsten Geburtstag Schopenhauer's durch eine neue wohlfeile Ausgabe der zweiten Auflage seiner sämmtlichen Werke geehrt hat.

Zum Schlusse sei noch folgenden Buchs gedacht:

4. Die Philosophie Arthur Schopenhauer's von R. Koeber. Heidelberg, G. Weiß. 1888. Gr. 8. 5 M.

Dasselbe ist ein Compendium der Schopenhauer'schen Philosophie und bietet, wie der Verfasser in richtiger Selbsterkenntniß in der Einleitung sagt, nichts Neues. Wer wollte sich denn auch heute, wo die Schopenhauer-Literatur so gewaltig angewachsen ist, unterfangen, nicht in ausgetretenen Gleisen zu wandeln? Was jedoch dem Verfasser entgangen ist, ist der Umstand, daß er durch das von dem Philosophen ausgestrahlte glänzende Licht zu sehr geblendet wurde, um die schweren Schatten, die er wirft, vollauf und nach Gebühr zu würdigen. Dem Wahrheitsfreunde liegt es ob, unbefangen und unparteiisch nach allen Seiten vorzugehen. Wer die hellen Seiten in die richtige Beleuchtung gerückt hat, darf den Tadel nicht still-verschämt anbringen, er muß ihn laut und offen verkünden, er muß ihn „unterstreichen", wenn er sich nicht mit dem schweren Vorwurf einer Irreführung des Lesers beladen will.

Bernhard Münz.

*) Während der Drucklegung wird uns in Anlaß der Grisebach'schen Publikation ein Schreiben des vom Herausgeber so hart beschuldigten Herrn Gwinner an die Firma F. A. Brockhaus mitgetheilt. In demselben beruft sich dieser darauf, daß er bereits früher die Behauptung, Schopenhauer habe geheime Memoiren hinterlassen, als völlige Unwahrheit bezeichnet habe und zwar unter Bezugnahme auf das Zeugniß des Oberappellationsgerichtsraths Becker, von dem auch bestätigt sei, daß Schopenhauer das εἰς ἑαυτόν vernichtet haben wollte.

Den Vorwurf, Schopenhauer's Bibliothek unter den Hammer gebracht zu haben, erklärt er für ebenso ungerecht. Das Beste von den 3000 Bänden besitze er noch. Wegen absoluten Mangels an Raum habe er mit dem Rest aufräumen müssen. Niemand habe in den vielen Jahren nach der Bibliothek gefragt, nie sei ihm ein Gebot auf das Ganze oder auf ein einzelnes Werk gemacht worden.

D. Red.

Zwei Jesus-Romane.

1. Der Reformator von Galiläa. Erzählung aus dem alten Palästina. Von Otto M. Möller. Autorisirte Uebersetzung. Hagen, Risel u. Comp. 1887. Gr. 8. 2 M.

Wenn wir den Verfasser nicht völlig misverstehen, erhebt er selbst den Anspruch, auf den religiösen Kern seines Buchs hin beurtheilt zu werden. Mit dem ist es nun freilich recht traurig bestellt. Jeschua, der Held der Erzählung, ist kein anderer als der Jesus der Evangelien, aber freilich in einer Verzerrung, daß sich nur an einzelnen Namen und Thatsachen, die mit ihm verknüpft sind, das Urbild erkennen läßt. Dieser Jeschua ist ein Erzeugniß der Phantasie, und, daß wir's nur gleich aussprechen, ein recht widerliches. In welchen Kreisen sucht das Buch seine Leser? Alle positiv Gerichteten werden sich mit Ekel abwenden; die religiös Indifferenten aber werden eben so unbefriedigt sein. Oder meint der Verfasser allen Ernstes, dieser sentimentale, süßliche, verliebte Rabbi mit religiös-philosophischen Anwandlungen, den er Jeschua zu nennen beliebt, habe auch nur einen Zug an sich, der ihm, rein menschlich betrachtet, Theilnahme abgewönne? Glaubt er etwa gar in dessen Ende so etwas wie ein Martyrium dargestellt zu haben? Er hat sich allerdings bemüht, die Jesusbilder von Strauß, Renan und Schenkel in seiner Weise zu copiren, denn es fehlt nicht an Verwegenheit, Sentimentalität und Aufkläricht; dazu kommen dann allerlei ungeheuerliche Zuthaten, die man bei den genannten Schriftstellern vergebens suchen würde. Nur schade, das Entlehnte trägt die Spuren der Rumpelkammer, und das eigene Machwerk ist doch gar zu platt und fadenscheinig.

Doch sehen wir den Personen, mit denen es die Erzählung zu thun hat, noch etwas näher ins Gesicht! Jeschua's Mutter Mirriam (Maria) ist infolge ihrer Jugend (!) und Leichtgläubigkeit von einem römischen Hauptmann verführt worden, der sich kurze Zeit in Paläistina aufhielt und sie unmittelbar darauf verließ. Das Kind, das sie gebar, trägt den Namen seines Pflegevaters Joseph und wird von diesem, welcher großmüthig der schon lange von ihm, dem Zimmermann, heimlich geliebten Mutter sein Heim und sein Haus angeboten hat, als rechtmäßiger Sohn anerkannt. Einen Wendepunkt in dem innern Leben Jeschua's hat, als derselbe funfzehn Jahre alt war, ein Besuch der jerusalemischen Tempelschule herbeigeführt, in der er den ehrwürdigen Rabbiner Hillel hörte. In Nazareth, seinem Wohnort, wird er dann mit den Religionsanschauungen der Griechen, Phöniker, Syrer, selbst der Inder (!) bekannt. In Jerusalem ist er einmal Zeuge davon gewesen, wie ein Grieche einem greisen jüdischen Bettler, an welchem alle Glaubensgenossen kalt vorübergegangen waren, ein Almosen reichte, und auf den Einwand des Alten: „Herr, ich bin ein Jude!" antwortete: „Gleichviel, mir genügt es, daß du ein Mensch bist." Seitdem ist es Jeschua zur Gewißheit geworden, daß ein Mensch zu sein mehr ist, als ein Jude zu sein. Der Verfasser bemerkt dazu: „War das Römerblut, das Blut der Welt, das in seinen Adern rollte, schuld daran? Vielleicht." Er erklärt sich die Sache physiologisch. Warum auch nicht?

Bisher ist Jeschua allen weiblichen Wesen ausgewichen. Aber in einer Höhle, in der er vor einem Gewitter Schutz sucht, findet er eine junge Ziegenhirtin, Mirjam, die sich ebenfalls dorthin geflüchtet, und seitdem ist seine Ruhe hin, das Herz ihm schwer. Bei der nächsten Begegnung auf dem Berge liest Jeschua der holden Maid das Hohelied vor, und als er damit geendet, „schlang er, ohne selbst zu wissen, was er that (!), sanft die Arme um ihren Leib und zog sie zu sich heran. Ohne an Widerstand zu denken, gab sie willenlos nach, und — einen Kuß in Ehren kann niemand wehren — ihre Lippen fanden sich scheu und zitternd. So ruhten sie lange, Brust an Brust, Wange an Wange." Man sieht, die junge Schöne ist in ihrer Art eine gelehrige Zuhörerin der ihr gebotenen Lectüre gewesen. Und der Verfasser bemerkt dazu: „Das alles war nicht Leidenschaft, keine sinnliche Glut." O, wer wird an so etwas denken bei diesem süßen, zarten, unschuldigen Geschöpf! Und nun gar Jeschua:

> Ein solcher Charakter wird selten geboren und entwickelt; er wird nie zur Regel — stets bleibt er eine Ausnahme. Man mag ihn kindisch, thöricht nennen, gleichviel, er ist einmal da. Lächle über ihn, schüttle ungläubig dein Haupt — ihn dir ähnlich zu machen, erreichst du doch nicht. Kannst du nicht daran glauben — gut, so laß es sein und schließe das Buch; wenn du aber noch nicht völlig den Glauben an das Edle und Gute deines Geschlechts aufgegeben hast, so denke dir das alles in einer Person vereint, und dann lies die Erzählung weiter, die da handelt von Jeschua, dem Sohne Joseph's von Nazareth.

Offen gestanden, wir verspüren mehr Lust zum Schließen des Buchs, als zum Weiterlesen. Doch wir müssen weiter berichten. Mit der rührenden Unschuld der Ziegenhirtin ist es denn doch nicht weit her. In abgeschmackter Weise werden ihre wiederholten Begegnungen und Berührungen geschildert: „Das war das junge, warme Menschenblut, das zum ersten mal sein Recht ernstlich geltend machte." Nach einer Reihe von Jahren hat sich das Bild gründlich verändert. Jeschua ist Hillel's Lieblingsschüler geworden und hat dem sterbenden Meister einen Schwur geleistet, daß er das ihm mitzutheilende große Geheimniß, welches jener einst in Aegypten von einem scheidenden Lehrer empfangen, vor seinem eigenen Hingang entweder wieder nur einem einzigen ganz insgeheim oder der ganzen Welt öffentlich mittheilen wolle, das tiefe Mysterium nämlich: „Der Gott aller Völker ist ein einiger Gott, und alle leben in ihm und er in allen. Die Liebe ist sein höchstes Gebot. Ein Glauben ohne Werke ist todt. Der Name des Höchsten ist unerforschlich. Aber seine Gebote sind dem Menschen ins Herz geschrieben." Die Förderung und Kräftigung dieser seiner nun höchsten religiösen Ueberzeugung

verdankt Jeschua dem serapischen Oberpriester Krysias und Philon in Alexandrien, wohin er sich zu mehrjährigem Aufenthalt begeben hat, wo er auch mit der philonischen Messiasidee bekannt geworden ist und einen Cursus in der medicinischen Wissenschaft durchgemacht hat. Und als er nun nach Jerusalem zurückgekehrt ist, um den verknöcherten Pharisäern seine akademische Weisheit, den armen Kranken seine ärztliche Kunst zu bringen, da findet er seine heißgeliebte Mirjam als — die Ehebrecherin wieder, die von den Schriftgelehrten vor ihn geführt wird, daß er sie richte. Später ist sie dann auch wieder die Maria von Bethanien, aber verheirathet, und zugleich die Maria, die aus einer „Alabasterkruke" Jeschua salbt. Wir finden sie auch unter dem Kreuz, an welchem Jeschua's letzter Gedanke Mirjam ist. Als aber der in einen Starrkrampf gefallene gekreuzigte Jeschua, der durch Joseph von Arimathia vom Kreuz genommen ist und noch siebzehn Tage lebt, geborgen werden soll, wohnt Mirjam am Ostufer des Galiläischen Meers, und da ist es denn nicht mehr wie billig, daß auch das letzte bedeutsame Wort des Sterbenden, der doch nicht in Undank verhärtet sein will, an das treue Weib gerichtet ist:

„Setz dich hier zu mir, lege deine Wange an die meine. So. Jetzt schließe ich die Augen; nun kann ich ruhig sein. Ich weiß ja, daß du bei mir bist. Lege deinen Arm um meinen Hals, fest, ganz fest, so ruhe ich besser... Du bist die einzige, die mich wirklich geliebt hat. Vergieb mir all den Kummer, den ich dir bereitet habe; du weißt, wie sehr ich selber darunter gelitten... ich konnte nicht anders." Und dann, nach einem Hustenanfall, wie er die schon geschlossenen Augen noch einmal aufschlägt: „Kannst du fühlen, wie mein Herz schlägt? Es pocht so laut, weil ich dich liebe — weil ich dich liebe!" Das allerletzte, nur noch leise geflüsterte Wort des Scheidenden ist: „Die Sonne geht unter."

So. Der Mann also heißt Jeschua, seine Ziegenhirtin Mirjam. Und nun auch darüber kein Wort mehr.

Nur noch einige Stilblüten: „Er war, um sich eines milden Ausdrucks zu bedienen, ein Sonderling"; er ging in die Höhle, „um nicht zu durchnässen"; „ohne dem"; „dreie, alle viere"; „das Empfängniß" (d. h. der Empfang); „veraltert" (d. h. veraltet); „die Verwandte (Plural); „des jungen Mädchen". Die Formen: „gang und gebe" (gäng und gäbe), Lucke (Luke), Judea, Galilea, frägt u. a. m. sind vielleicht nur Druckfehler. Vielleicht, denn von einem Verfässer oder Uebersetzer, der uns solche saubere Gerichte vorsetzt, wie wir sie oben gekennzeichnet haben, kann man sich mancher Dinge versehen, von denen man sich sonst nicht träumen läßt.

2. Das Leben Jesu. Ein Roman in zwei Büchern von Oskar Linke. Minden, Bruns. 1888. 8. 4 M. 80 Pf.
3. Antinous, des Kaisers Liebling. Ein Seelengemälde aus dem Alterthum von Oskar Linke. Minden, Bruns. 1888. 8. 3 M.
4. Satan. Eine Faschings-Phantasie als Epilog zu meinem Leben Jesu. Von Oskar Linke. Minden, Bruns. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.

Der hier gebotene Roman, dem die beiden andern Schriften gewissermaßen zum Prolog und Epilog dienen sollen, ist dem Möller'schen „Reformator von Galiläa" geistesverwandt. Zeigt er auch nicht die gleiche Geschmacklosigkeit, so geht er doch von den gleichen naturalistischen Voraussetzungen aus. Und ist demnach der religiöse Werth von vornherein in Frage gestellt, so kann auch ästhetisch dieses Leben Jesu nach keiner Seite hin befriedigen, weder in der Composition noch in der Charakterzeichnung, weder in der dichterischen Erfindung noch in der Darstellung. Von dem Gewagten seines Unternehmens scheint der Verfasser keine Ahnung zu haben. Ob es überhaupt möglich und unter welchen Bedingungen, ein Leben Jesu in Form des Romans zu bringen? Insofern wir es dabei mit einem wirklichen, echten, vollen Menschenleben zu thun haben, muß die Frage bejaht werden. Die metaphysische Unterlage desselben könnte außer Betracht bleiben. Auch der freien Gestaltung schöpferischer Phantasie könnte Raum gelassen werden, so gut das in den Christuslegenden und dem christlichen Volksepos, z. B. dem „Heliand", der Fall ist. Aber schon die äußern Umstände, von welchen jenes naive Schaffen begleitet wurde, sind denen ungleich, unter welchen bei uns Modernen eine bewußte Kunstschöpfung entstehen kann. Durch die biblischen Evangelien, die durch den Protestantismus zum Gemeingut eines Volkbuchs geworden, sind die neutestamentlichen Gestalten zu scharf umgrenzten Typen geworden, denen sich nicht leicht etwas zu- oder abthun läßt und die folglich der poetischen Erfindung und Ausschmückung widerstreben. Nur ein congenialer religiöser und dichterischer Heros, wie Milton einer war, wird sich der Aufgabe, die es da zu lösen gibt, gewachsen zeigen, und Ehrfurcht vor den Urkunden, die der Welt das älteste Jesusbild überliefert und eine Christenheit um dasselbe gesammelt haben, ist die Grundbedingung. Mit einer Verwässerung des Gegenstandes, angeblich zu Gunsten eines modern gerichteten religiösen Empfindens und auf Kosten der classischen Zeugen, mit einer willkürlichen, princip- und geistlosen Zusammenstoppelung von allerhand Kram ist niemand gedient. Auch an solchen Wahrheitssplittern, wir wollen es gern zugeben, kann das religiöse Leben von dem oder jenem noch etwas haben, woran es sich stärkt und aufrichtet; ein edles, großes Menschenleben verleugnet auch in den aus ihrem Zusammenhang gerissenen Thaten und Worten nicht ganz seine Kraft und Schönheit. Aber wenn schon einmal die Einzigartigkeit des Jesuslebens außer Acht gelassen wird, warum dann nicht mit Strauß ein ehrliches Nescimus über dieses Leben aussprechen und für den Romanhelden den Namen irgendeines beliebigen Mannes wählen, der gelebt oder auch nicht gelebt hat? Schriftsteller wie Leser fahren besser dabei und es gibt eine Caricatur weniger in der Welt.

Denn eine Caricatur ist doch dieses Leben Jesu. Das Süßliche und Himmelnde, das Weibische und zärtlich-Verzückte dieses Jesus, wie er da gezeichnet wird, seiner Augen sanftes Feuer und seiner Stirne wolkenloser Schimmer können nicht entschädigen für den fleckenlosen Glanz der Heiligkeit, den Ernst und die Vollkraft des

messianischen Bewußtseins, die ihm genommen werden. Wie jedes einzelne irdische Menschenleben dem tragischen Bußgang unterworfen ist aus Schuld durch Sühne in den Tod, so ja auch das seine. Es gibt für ihn Zeiten, wo auch seine Seele von Zweifeln durchwühlt und zerrissen, von Wahnvorstellungen beherrscht ist. „Was gelten ihm die einzelnen Menschen, ihm, dessen Sinn der ganzen Menschheit, zunächst seinem eigenen Volke, zugewandt ist!“ Ein Erlöser, der selbst erlöst werden muß; eine Milde, die auch nicht einmal das Wort „Sünde“ über die Lippen bringt; ein Sterbender, dessen letzte Worte vom Kreuz herab Worte des Vorwurfs, der Verzweiflung, der enttäuschten Hoffnung sind; ein Mensch, der seinen Tod von Rechts wegen leidet, weil er auch in seiner Seele, wenn auch nur auf Augenblicke, das Göttliche vom Staub des Menschlichen umwölken ließ — ist darin ein Jesusleben wiederzuerkennen? Und wenn auf diesem Wege noch etwas an Natürlichkeit und Vorstellbarkeit gewonnen würde! Aber wie unglücklich erfunden und psychologisch widersinnig ist z. B. diese Geschichte von der Versuchung, die, eine Hallucination des Ausgehungerten, halb Sterbenden, aus den mystischen Tiefen der eigenen Seele aufsteigen soll und dann doch, sobald sie Gestalt gewinnt, sich auf der Stelle und ohne den geringsten Kampf ohnmächtig erweist, ein Widersinn, an dem die dreimal wiederholte rührselige Anrede des Satanas, die nach Richard Wagner's berühmten Mustern erfunden scheint: „Arm, armer Thor!“ gewiß nichts ändert.

Auch die Nebenfiguren sind verzeichnet, durchweg haftet ihnen etwas Unnatürliches, Geschraubtes, Rhetorisches an. Johannes redet wie ein Bühnenheld, Andreas läßt sich aus wie ein Declamator, Judas der Ischariote geht auf Rednerstelzen, diese Fischer und Zöllner reden wie Professoren. Selbst zankende Straßenrangen werden gelegentlich im Ton eines geschraubten Pathos zurechtgewiesen. Dem halbnärrischen, grotesken Schuster Ahasverus, dem unverdientermaßen ein recht breiter Platz eingeräumt ist, werden Gedanken wie dieser beigelegt: „Will die Vernunft mit dem von ihr umgrenzten Verstande niemals unbeirrt ihren zielsichern Weg gehen? Warum läßt sie sich immer wieder vom dämonisch blendenden Augenblick bethören, um dann unendlich lange zu büßen mit dem Seufzer: Zu spät?“

Viel und ausführlich weiß der Verfasser über die Essener zu berichten, von deren Wesen und Treiben die Wissenschaft herzlich wenig weiß. In dem alttestamentlichen Jehovah sieht er einen finstern Gott der Rache und grausamen Wiedervergeltung, einmal versteigt er sich sogar dazu, von einer thierischen Strenge zu reden. Den Einzug in Jerusalem beliebt er, Gott weiß aus welchem Grunde, durch einen andern, frühern in Kapernaum zu anticipieren, wohin auch der Taufbefehl verlegt wird. Da er noch Zimmerarbeit verrichtet, schenkt Jesus den ehrlich verdienten Tagelohn weg an seine Mitgesellen und zieht es vor, sich von den Händen seiner Mutter, einer Witwe, unterhalten zu lassen. Zu den Zeiten des Kaiphas läßt der Verfasser den Hohenpriester im Allerheiligsten noch Opfer bringen — weiß er wirklich nicht, daß der nachexilische Tempel keine Bundeslade mehr besaß?

Und was sind das für Bilder, wie sie da gleich in den ersten Zeilen des Romans uns zugemuthet werden: die scheidende Sonne rosig schimmernd gleich einer mächtigen Schale Opferblutes! Oder für unvollziehbare Vorstellungen, in denen das Ganze ausmündet: sterbend erschaut Jesus seinen himmlischen Vater der Liebe, die göttliche Allmacht, „wie sie selber, der Erlösung bedürftig, sich nach Ruhe sehnte, wie sie auch jeden Schmerz einer Menschenseele mitempfinden müßte!“ Ist diese unfreiwillige Komik Buddha, Schopenhauer, Hartmann oder Richard Wagner entlehnt? Die bizarre Anwendung bliebe immer noch des Verfassers eigenstes Werk.

Ja, es thut uns leid, über diesen Roman, auf den der Verfasser, wie er versichert, zwölfjährige umfangreichste und gründlichste Studien gewandt hat, nicht günstiger urtheilen zu können. Seine Absicht, ein Charakterbild Jesu zu zeichnen, so wie es in der Phantasie eines modernen und doch religiösen Geistes lebt, welcher alle naturunmöglichen Vorurtheile über Bord geworfen hat; eine Darstellung zu geben, an welcher auch der schlichte, religiös noch nicht ganz verdummte Mann des Volks sich ästhetisch erfreuen und ethisch erheben könne — diese Absicht wird er sicher nicht erreichen. Schwerlich auch wird sich jemals die in dem Nachwort geäußerte Erwartung erfüllen von einer Zeit, wo es im Hinblick auf Jesum von Nazareth heißen wird: „Ein genialer Kopf mehr in der Bildergalerie tragischer Geisteshelden!“ und Christen, Juden und Heiden ihm dann einstimmig dieselbe Hochachtung bezeigen werden, welche der Gebildete heute schon hegt für die Namen eines Buddha, Sokrates, Spinoza u. a. Doch Zukunftsdinge wollen wir dahingestellt sein lassen. Wenn aber der Verfasser S. 239 die von thurmhohen Wolken (sic!) der Selbstverblendung umhüllten Menschen apostrophirt, die es für ruhmlos und eitel Sünde erklären, einmal das Leben des wirklichen Jesus von Nazareth im Gewand einer Dichtung vorzuführen, welche den Reiz des kindlich Märchenhaften ausschließt und dafür eine naturmögliche Kunstwahrheit anstrebt; wenn er bitterböse die furchtbaren Folgen eines etwaigen Verbotes seiner drei obengenannten Werke an die Wand malt und drohend ausruft, das sollten sich namentlich einige mit Weib und Kind und andern weltlichen Sorgen belastete Fanatiker unserer lutherischen Staatsorthodoxie gesagt sein lassen, auf deren Rückkehr die große katholische Kirche mit Recht warte wie auf die Ankunft einer unglücklich verheiratheten Tochter — so ist das nicht eben sehr geschmackvoll geredet und eines Schriftstellers, der ernst genommen sein will, kaum würdig. Welcher Staatsanwalt sollte diesen Werken wol den Gefallen thun, sie unter Verbot zu stellen? Wer sollte das Recht, das Leben des wirklichen Jesus von Nazareth im

Gewand einer Dichtung vorzuführen, für ruchlos und eitel Sünde erklären? Und will der Verfasser etwa den protestantischen Geistlichen den Cölibat auferlegen oder ein Recept mittheilen, das sie von allen weltlichen Sorgen entlastet?

Die Blankverse des etwas stark realistischen „Antinous" sind nicht alle fehlerfrei, während das Nachwort in Prosa auf dem Felde der Ethik einige gewagte Luftsprünge ausführt; die „Satanas"-Phantasie leidet an grellen Unwahrscheinlichkeiten und stimmt im Nachwort socialpolitische Zukunftsmusik an. Zwischen beiden Schriften und dem Roman läßt sich zur Noth eine innere Ideenverbindung auffinden, doch ist der Zusammenhang ein nur loser.

Karl Sallmann.

Aus der Musikliteratur.

1. Die Geschichte des Oratoriums, für Musikfreunde kurz und faßlich dargestellt von Franz M. Böhme. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Gütersloh, Bertelsmann. 1887. Gr. 8. 2 M.

Das Büchlein erhebt durchaus keine Ansprüche auf streng wissenschaftliche Form, noch will es neue Beiträge zur Musikgeschichte liefern. Der Verfasser sagt:

> Es will keine Detailforschung für die wenigen musikhistorischen Fachleute darbieten, sondern wendet sich an das „große Publikum" (hier im edelsten Wortsinn), das nicht Ziel und Beruf hat, umfangreiche musikalische Bücher zu studiren, nicht die Qualen der Zweifel und Untersuchungen mit durchmachen, sondern in unserer raschlebigen Zeit alles kurz, auch die Resultate der Forschungen kurzgefaßt vor sich haben will.

Also eins von den zahlreichen Büchern, die ohne selbständigen literarischen Werth lediglich Auszüge aus Handbüchern sind und Kunst und Wissenschaft populär machen sollen. Selbst wenn man sich mit diesem geringern Ziele begnügt, so wird man gleichwol auf das gewissenhafteste bemüht sein müssen, seinem „großen Publikum" den objectiven Thatbestand vorzuführen. Daß diesen Haupttheil seiner Aufgabe unser Verfasser erfüllt und gelöst hätte, wird man aber nicht behaupten können. Der Verfasser stellt sich auf einen viel zu einseitigen Standpunkt: die Entstehung des Oratoriums, seine Entwickelung in Italien und in Deutschland, die Blütezeit des Oratoriums (Händel, Bach), die Wiederaufnahme und Neugestaltung desselben durch Haydn, Mendelssohn's Zurückgreifen auf Händel und Bach, all dies ist auf 94 Seiten im ganzen richtig und in angemessener Darstellung dem Leser vorgeführt. Hingegen ist nicht einmal der Versuch gemacht worden, die mannichfaltigen, hochbedeutsamen Erscheinungen auf unserm Gebiet in der neuen und neuesten Zeit auch nur nach ihren allgemeinen Umrissen zu zeichnen, geschweige sie erschöpfend zu charakterisiren und systematisch zusammenzuordnen. Auf gut Glück sind auf zehn Seiten einige Componisten mit ihren Werken herausgegriffen und in allgemeinen Redensarten behandelt worden. Namentlich muß man aber Protest einlegen gegen die Unkenntniß und Gedankenlosigkeit, mit der der Verfasser Werke wie die „Heilige Elisabeth" und „Christus" von Liszt als „Unmusik der neudeutschen Schule" einfach „zu dem Uebrigen" legt. Vierling ist auf elf Zeilen behandelt. Von Schumann's Thätigkeit als Oratoriencomponist erfährt das „große Publikum" nur, daß er zwei „episch-lyrische Tongemälde weltlichen Inhalts" geschaffen habe, „die man musikalische Märchen und weltliche Cantaten benennen könnte". Und nun gar erst Johannes Brahms! Nachdem mit schelem Seitenblick der „Princeps musicae" (severioris ist der ausdrückliche Zusatz des breslauer Diploms!) gestreift und Brahms' vier Symphonien als „gegrübelte geschwollene (sic!) Reflexionsmusik abgekanzelt sind", meint der gestrenge Herr Kunstrichter, er müsse „im Namen des guten Geschmacks" es für bedrohlich halten, daß Brahms zu den Qualen jener vier Symphonien gar noch ein Oratorium oder eine Oper mit solcher Unmusik hinzufüge. Dem gegenüber constatiren wir einfach, daß Brahms' „Deutsches Requiem" — das seiner Stilart und innern Factur nach zu den Oratorien mit Recht zählt, wenn ihm auch der äußerliche, dramatische Rahmen fehlt — jeder besonnene und berufene Kritiker und Musikverständige zu den allerbedeutendsten und hervorragendsten Schöpfungen der Neuzeit zählt.

Den Schluß des Buchs bildet ein auf einem verfehlten Eintheilungsprincip beruhendes, höchst lückenhaftes Verzeichniß „aller bekannt gewordenen" Oratorien nebst Angabe ihrer Entstehungszeit. „Davidde penitente" von Mozart ist ebenso wie der „Gesang der Parzen" von Brahms, „Lazarus" von Schubert u. a. nach Böhme nicht bekannt geworden, und die „Lucas-Passion" von Johann Sebastian Bach ist als „verloren" bezeichnet. „Die sieben Worte Jesu" von Haydn sind ohne weiteres als „Sätze für Streichquartett" bezeichnet. Schumann's Faust-Musik fehlt ebenso wie dessen Manfred-Musik, Spohr's „Vaterunser" u. a. vollständig. Wir hoffen zur Genüge dargethan zu haben, daß der Verfasser auch die beschränkte Aufgabe, die er sich gestellt, keineswegs gelöst hat.

2. Hans von Bülow. Sein Leben und sein Entwickelungsgang. Von Bernhard Vogel. Leipzig, M. Hesse. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.

Der geistvolle, schreiblustige leipziger Kritiker hat sich nach Wagner und Schumann nunmehr Hans von Bülow erkoren, um dessen künstlerischen Entwickelungsgang, seine hochbedeutenden Leistungen in den verschiedenen Zweigen unseres Kunstgebietes darzulegen. Eine lebendige, warme, stellenweise dichterische Sprache, eine genaue Kenntniß des musikalischen Hintergrundes, von dem sich Bülow's viel-

bewegtes künstlerisches Wirken und Schaffen abhebt, ein ausgezeichnetes Verständniß für die Eigenart seines Helden, wie es sich am trefflichsten in manchen kurzen charakteristischen Schlagwörtern kundgibt, machen das Buch zu einer ebenso fesselnden wie belehrenden Lektüre. Dem Lobe gegenüber, das wir gern und aufrichtig spenden, dürfen wir nicht verhehlen, daß der Verfasser aus übergroßer Vorliebe für seine pointirte, zuweilen genial-nachlässige Schreibart oft Ausdrücke gebraucht, die abstoßend wirken und den Leser aus der Sphäre des Idealen plötzlich in den Schlamm des Alltäglichen, Gemeinen herabziehen. Wir citiren S. 13:

Die Schläfrigkeit, die Monotonie, die früher dem berliner Kunstwesen häufig genug angehaftet, wich allmählich (durch Bülow's Uebersiedelung nach Berlin 1857) einem freudigern Kunstgenusse und kräftigerer Antheilnahme. Bülow brachte, wenn ein volksthümlicher Ausdruck gestattet ist, „Leben in die Bude".

Die Stelle S. 30: „Bülow spielt auch die Kammermusik meist auswendig; wer ihm das nachmachen will, «der trete vor»", ist zum mindesten geschmacklos. S. 32 heißt es nach einer geistvollen Gegenüberstellung Rubinstein's und Bülow's:

Und was bleibt am Ende auch bei dieser Abwägung als Schlußergebniß anders übrig als das Bekenntniß, das Goethe uns seinerzeit anempfohlen: freuen wir uns, daß die Kunst „zwei solche Kerle" besitzt.

„De gustibus non est disputandum": auf dem Gebiete der Stilistik ist Vogel's Geschmack nicht immer der unsere. Dürfen wir noch etwas hervorheben, was unsere Billigung nicht gefunden hat, so ist es die Reihenfolge der Kapitel. Bülow wird zuerst als „Virtuos" (was er im eigentlichen Sinne niemals war und sein wollte), dann als Concertdirigent, als Organisator und Pädagog, als Schriftsteller, zuletzt als Componist beurtheilt. Das Beste gibt man zuletzt; Vogel ist anderer Meinung. Als Künstler auf dem Klavier und als Concertdirigent ist Bülow erst in neuerer Zeit so mächtig in den Vordergrund getreten, während seine Thätigkeit als Schriftsteller wie als Componist weiter zurück liegt und sich an Bedeutung wol kaum mit jenen Eigenschaften messen kann. Warum endlich Concertdirigent und nicht Dirigent überhaupt? Als Operndirigent hat Bülow seine ersten und bedeutendsten Thaten gethan und ist heutzutage noch an einer der ersten Bühnen Deutschlands in geradezu epochemachender Weise thätig. Doch genug des Streits der Meinungen. Die Hauptsache bleibt, daß das Buch ein vortreffliches Mittel ist, sich die wunderbare künstlerische Eigenart des Gefeierten erklärlicher und begreiflicher zu machen. Dadurch allein gewinnt man den richtigen Boden für die Beurtheilung, so mancher Auswüchse und Schroffheiten, die dem Menschen Bülow anhaften und ihn zum „bestgehaßten" Künstler unsers Jahrhunderts machen. Noch eine kurze Berichtigung sei gestattet. Die vielbesprochene Ausweisung Bülow's aus dem berliner Opernhause war kein „Nachspiel" der Geschichte vom „Circus Hülsen".

3. Vom Musikalisch-Erhabenen. Prolegomena zur Aesthetik der Tonkunst von Dr. Arthur Seidl. Leipzig, Kahnt Nachfolger. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Doctor vor dem Namen des Verfassers ist proleptisch gebraucht: die Arbeit ist die der leipziger philosophischen Facultät eingereichte Doctordissertation. Die letztgenannte enthält am Schlusse, wie üblich, die Biographie des Autors in möglichster, sonst nicht üblicher Ausführlichkeit. Dieselbe fehlt in der vorliegenden Ausgabe, die hinwiederum ein Vorwort enthält, das berichtet, daß aus formellen, materiellen und andern Gründen das Vorliegende nur ein Extract einer umfassenden Arbeit über das gleiche Thema sei. „Dies möge der Leser gütigst berücksichtigen, wo er etwa — z. B. im zweiten, vierten und auch im fünften Kapitel — auf nur schwächer begründete Stellen oder allzu kühne Uebergänge gerathen (!) sollte". Eine seltsame Entschuldigung, fürwahr! Warum gibt uns der Verfasser nicht das zweite Kapitel mit möglichst stark begründeten Stellen und in genügender und erschöpfender Ausführlichkeit, mit recht zahmen Uebergängen, als von da und dort einen Brocken, und nichts Ganzes, Ungetheiltes und in sich Geschlossenes, mochte die Abhandlung dann auch anstatt sechs Kapitel deren nur zwei oder drei enthalten. Non multa, sed multum! Dann stände uns der Verfasser mit offenem Visir gegenüber und wir könnten mit ihm discutiren, während jene Clausel ihm immer einen gefälligen Receß bietet, in den er nach Belieben schlüpfen und uns zum besten halten kann. Doch kommen wir zur Sache selbst. Der Verfasser macht es sich zur Aufgabe, Hanslick's Theorie vom Musikalisch-Schönen in Grund und Boden zu bohren. Leider kann dem Verfasser diese Absicht bei der Methode, die er einschlägt, absolut nicht gelingen. Anstatt den Stier bei den Hörnern zu fassen und das verfehlte Grundprincip der Hanslick'schen musikalischen Aesthetik à la Lessing aufzudecken, die Widersprüche nachzuweisen, seinem Gegner Schritt auf Schritt zu folgen, immer mit dem Richtschwert der Kritik in der Hand, begnügt er sich mit sehr schwerwiegenden und nicht genug erwiesenen Vorwürfen gegen den gewandten wiener Professor loszugehen und an Stelle des Hanslick'schen Princips des „Schönen" ohne weiteres das des „Erhabenen" zu setzen: „nicht von einem «Musikalisch-Schönen», sondern von einem «Musikalisch-Erhabenen», als der specifischen eigentlichsten Potenz der Musik haben wir künftighin zu sprechen." Dieser Seidl'sche Satz ist nun selbst wieder nichts mehr als ein Abklatsch eines Wagner'schen Gedankens, wonach der specifische Charakter der Musik nach ihrem eigensten Wesen das „Erhabene" ist. Bedenkt man aber, daß Wagner hierbei nur an seine Musik, speciell die seines musikalischen Dramas dachte, nicht aber das Gesammtgebiet der dramatischen Musik, geschweige das der Musik überhaupt im Auge hatte, so wird man schon aus diesem Grunde die Substitution des Schönen durch das Erhabene in jenem allgemeinen Sinne unmöglich annehmen dürfen. Soviel im allgemeinen. Im besondern heben wir hervor, daß das

zweite Kapitel, welches eine historische Darstellung der Entwickelung des Begriffes „Erhaben" geben soll, sehr lückenhaft ist. Verfasser führt als ersten Gewährsmann Longin an; aber schon Plato und seine Schule, Cicero und sein Anhang kennen und discutiren über diesen Begriff. Burke's und Home's Schriften über denselben Gegenstand kennt der Verfasser augenscheinlich nicht, obwol er sie erwähnt, ebenso sind ihm eine ganze Reihe wichtiger, namentlich französischer Schriften über diesen Gegenstand, auch wichtige neuere Werke (z. B. Byk's „Physiologie des Schönen") anscheinend nicht bekannt. Als Ausgangspunkt für seine Entwickelung des Erhabenen nimmt der Verfasser Kant an, und zwar die „Kritik der Urtheilskraft". Kant's besondere Schrift aber, in der er die beiden fraglichen Begriffe in geradezu musterhafter Weise gegenüberstellt: die „Beobachtungen über den Begriff des Schönen und Erhabenen" (1764), wird nur S. 19 als überhaupt existirend bezeichnet. Kant hat das Schöne und Erhabene in Gegensatz gestellt, dies ist unleugbar. Aber ist dieser Gegensatz ein contradictorischer? oder vielmehr nur ein conträrer? Auf diese Frage bleibt uns leider der Verfasser die Antwort schuldig.

Das vierte Kapitel handelt von den „erhabenen" (warum nicht erhebenden?) Wirkungen der Musik, oder, wie der Verfasser lieber will: vom Erhabenen in der Musik. Ich muß hierbei eines schlimmen Versehens Erwähnung thun: S. 82 fg. wird Herrn Kapellmeister Levi „eine ganz außerordentliche, wichtige Nuance in der Wiedergabe der Stelle" am Anfang der Haydn'schen „Schöpfung": „Es werde Licht!" „Und es ward Licht" — zugeschrieben. Leider ist diese Stelle, wie sie sich Herr Levi zuerst gedacht haben soll, bereits von Haydn so vorgeschrieben: kein crescendo auf „und es ward", sondern „sotto voce" steht in der Originalpartitur und in allen mir bekannten Ausgaben, bei „Licht" plötzliches „F." Ich kenne die Stelle seit meiner Kindheit nur in dieser Fassung, und ich glaube die ganze musikalische Welt ist darin einig. Daß die Bezeichnung „es rollt" für die Terzengänge der Flöten und Clarinetten im zweiten Satze der C-moll-Symphonie eine treffende sei, hätte ich Herrn Seidl nimmer zugegeben, ebenso wenig wie, daß die Bewegung am Anfang der Melusinen-Ouverture von Mendelssohn „den Wasserstrudel" und nicht die bewegten Wellen darstelle. Auch an „gurgelnde Laute" mag ich bei diesem unsterblichen Werke Mendelssohn's nicht denken. Was an der Arbeit unbedingt und mit größtem Nachdruck zu loben, ja zu bewundern ist, ist der große Fleiß und die Belesenheit des Autors. Mag er darum auch in mancher Hinsicht über das Ziel hinausgeschossen haben, mag er namentlich im Citiren oft das Unglaublichste leisten (es finden sich sehr oft seitenlange Citate aus Wagner; wie gern würde man an deren Stelle die fehlenden Uebergänge und die genauere Begründung einzelner Ausführungen sehen!) — alles in allem darf man dem Autor zu seiner ersten größern Arbeit Glück wünschen. Ruhe und Besonnenheit, historischer Sinn, Umsicht und reifliche Erwägung werden sicher mit der Zeit immer weitern Raum in den Arbeiten des Verfassers gewinnen und manches schöne Resultat zu Tage fördern.

Heinrich Reimann.

Neue historische Literatur.

1. Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von Wilhelm Maurenbrecher. Sechste Folge. Siebenter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 8 M.

In getreuer Ausführung des Programms, welches er bei Uebernahme der Herausgabe für die fernere Wirksamkeit des „Historischen Taschenbuch" entworfen hat, bietet Wilhelm Maurenbrecher auch in dem neuesten Bande des wohlbekannten und allgemein beliebten Sammelwerks den alten und neuen Freunden desselben einen ebenso mannichfachen wie in der Hauptsache auch gediegenen Inhalt, in dem alle Hauptperioden der allgemeinen Geschichte zu ihrem Rechte kommen.

Maurenbrecher selbst hat eine den Band schließende Abhandlung beigesteuert, in welcher er seine früher begonnenen Studien zur Geschichte des Tridentiner Concils weiterführt. Er bringt diesmal den Theil der Concilsverhandlungen zur Darstellung, welcher der durch die Gegnerschaft des Protestantismus nöthig gewordenen neuen Formulirung des katholischen Dogmas die Wege ebnen und eine sichere Grundlage für die zu fassenden Beschlüsse geben sollte, indem die Quellen, aus denen die orthodoxe Lehre der Kirche zu schöpfen sei, festgestellt wurden. Schon bei dieser Frage kam zudem der Gegensatz zu dem Protestantismus scharf zum Ausdruck, da dieser ja allein die Bibel als Quelle der evangelischen Lehre gelten ließ. Von entsprechend principieller Bedeutung waren dann auch die aus diesen Verhandlungen erwachsenen Beschlüsse, die in dem in der vierten Sitzung am 8. April 1546 verkündeten Decrete ihren Ausdruck fanden: als gleichwerthig mit den von den Protestanten allein anerkannten biblischen Schriften wurden dadurch anerkannt „die Ueberlieferungen über Glauben und Leben, die von Jesu Christo oder vom heiligen Geiste dictirt und in ununterbrochener Folge von der katholischen Kirche aufbewahrt worden sind", d. h. die Tradition.

Dem Gebiete der ältern Geschichte gehören von den hier vereinigten acht Abhandlungen zwei an. In der einen schildert Julius Asbach, von dem wir früher an derselben Stelle anregende Untersuchungen über die Geschichtschreibung des Tacitus gelesen haben, die Entwickelung des

römischen Kaiserthums und der römischen Verfassung bis auf Vespasian's Erhebung, welche den durch die Misregierung der Julier herbeigeführten Verwirrungen und dem zur äußersten Schroffheit gesteigerten Gegensatz zwischen Tyrannei und Freiheit ein Ende machte und dem Principat durch einen mit Gesetzeskraft ausgestatteten Senatsconsult die Formen eines legalen Amtes verlieh. In der andern zeigt Ernst Noeldechen, wie aus den Werken des Tertullian, denen jede historische Absicht völlig fern lag, doch zur genauern Kenntniß der Epoche der römischen Kaiserzeit, welcher derselbe angehörte, eine Menge von charakteristischen Zügen gewonnen werden kann. Auch das Mittelalter ist durch zwei Aufsätze vertreten: Emil Ritterling kommt auf die viel erörterte Frage nach dem Priesterthum bei den Germanen zurück; aber natürlich bleibt auch er in der Hauptsache auf Combinationen und Vermuthungen beschränkt, da die Quellen zur Gewinnung einer sichern Kenntniß eben nicht ausreichen, die Schlüsse aus der Analogie aber, mit denen er operirt, doch immer ihr Bedenkliches behalten. Hermann Haupt führt uns in das Zeitalter der Hussitenkriege, indem er unter Benutzung bisher ungedruckter Materialien in ebenso ansprechender wie lehrreicher Weise die hussitische Propaganda in Deutschland behandelt und den Nachweis führt, wie vielseitig, tief und mächtig die Einwirkung gewesen ist, welche der Hussitismus auf Deutschland ausgeübt hat, wo die unbefriedigenden kirchlichen und socialen Zustände die Gemüther namentlich in den niedern Schichten zu bereitwilliger Aufnahme so radicaler Reformbestrebungen vorbereiteten. Im Anschluß an die in den „Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven" veröffentlichten Memoiren der Kurfürstin Sophie von Hannover und an die in derselben Sammlung erschienene Correspondenz Sophiens mit ihrem Bruder, dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz entwirft Eduard Bodemann ein in vieler Hinsicht, auch culturgeschichtlich, interessantes Bild von dem Leben der Freundin Leibniz' und Erbin der englischen Krone bis zum Jahre 1680, aus dem die ungewöhnliche geistige Bedeutung der Frau ebenso erhellt, wie ihr zurückhaltendes, nicht selten kalt und herzlos erscheinendes Wesen. Unbedeutend ist Arthur Kleinschmidt's Skizze von den Irrfahrten König Gustav IV. von Schweden in den Jahren 1810 bis 1813, weil die Persönlichkeit des unstet wandernden Entthronten kaum ein lebhafteres Interesse zu erwecken vermag. Eröffnet wird der Band durch eine Darstellung der Wirksamkeit des würtembergischen Ministers Linden von Julius von Pflugk-Harttung, welche für die Geschichte Süddeutschlands in den Jahren 1849—64 manches Neue bietet, aber ein allgemeineres Interesse doch kaum erwecken kann.

2. Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland im Zusammenhang der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. Von Onno Klopp. Vierzehnter (Schluß-)Band. Die Jahre 1711—1714. Wien, Braumüller. 1888. Gr. 8. 19 M.

Mit dem vorliegenden vierzehnten Bande hat das übermäßig angewachsene Werk Onno Klopp's endlich seinen Abschluß erreicht. Ueber den Kreis der Leute vom Fach hinaus wird es wenig Leser finden: der allzu große Umfang, die ermüdende Breite der Darstellung, der schwerfällige, zuweilen wunderlich gezwungene Stil, der Mangel an leitenden Gesichtspunkten und infolge dessen an Uebersichtlichkeit machen es ziemlich ungenießbar, und der eigenthümliche Standpunkt, den der Verfasser in seinem politischen Urtheil einnimmt, fordert vielfach zu entschiedenem Widerspruch heraus. Den Augen eines zur katholischen Kirche übergetretenen Vorkämpfers der Welfen stellt sich die große europäische Krisis von der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts begreiflicherweise in vielen Stücken sehr anders dar, als man sie sonst zu sehen gewohnt ist. Der Fachmann wird immerhin aus dem Buche manches gewinnen, da in demselben die bisher nicht benutzten reichen Schätze der kleinen Staatsarchive vielfach Verwendung gefunden haben.

3. Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Johannes Dierauer. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 9 M.

Diese Arbeit bietet uns endlich eine lesbare und dabei auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhende Geschichte der Schweiz, die unserer historischen Literatur bisher gefehlt hat. Sie reicht bis zum Jahre 1415. Der Stoff ist so gegliedert, daß in einem kurz und knapp gehaltenen einleitenden Abschnitte die Vorgeschichte bis 1291 gegeben wird; im zweiten Buch die Anfänge der Eidgenossenschaft bis 1355 zur Darstellung kommen und im dritten die sechzig Jahre 1355—1415 behandelt werden, in denen die Freiheit und die Macht des Staatenbundes zur Ausbildung kommen. Wenn der vorliegende erste Band die rechte innere Einheitlichkeit und Geschlossenheit vermissen läßt, so liegt das in der Hauptsache allerdings wol an dem Stoff und dessen eigenartiger Beschaffenheit und wird erklärt durch die besondere Art und Weise, wie sich das Wachsen und Werden der Eidgenossenschaft vollzog. Denn bei dieser handelt es sich nicht um eine organische Assimilation verschiedener Gebiete, sondern um eine allmähliche äußere Angliederung benachbarter, selbständiger Elemente an die älteste Bundesgenossenschaft der urschweizerischen Gemeinwesen. Der Eintritt jedes neuen Gliedes in die eidgenössischen Kreise nöthigt den Geschichtschreiber daher, zunächst die frühere Geschichte desselben zu erzählen. Das erschwert die Uebersicht über den allgemeinen Zusammenhang der Ereignisse und hindert die Darlegung gemeinsamer Antriebe in den einzelnen Erscheinungen. Zugleich lehrt das, wie außerordentlich gering die Interessengemeinschaft zwischen den Eidgenossen bis in das 15. Jahrhundert gewesen ist. Im Fortgange der weitern Arbeit freilich wird das anders werden, je mehr die Eidgenossenschaft ein einheitlicher politischer Körper wird und ihr Geschichtschreiber leitende Gesichtspunkte in der Entwickelung der Gesammtheit hervorzuheben vermag.

Bemerken wollen wir nur noch, daß der Verfasser die Befreiungssage, welche die Schweizer so gern retten möchten, als historisch unhaltbar preisgibt.

4. Culturbilder aus Altpreußen von Alexander Horn. Leipzig, Reißner. 1886. Gr. 8. 7 M.

Der Gedanke, welcher diesen theils historischen theils geographisch schildernden Skizzen aus dem ehemaligen Lande des Deutschen Ordens zu Grunde liegt, ist ein glücklicher und vollberechtigter. Der Verfasser will, wie er in der Vorrede nach einem Rückblick auf das bisher für die preußische Provinzialgeschichte Geleistete des Nähern darthut, die Culturentwickelung Altpreußens, d. h. der heutigen Provinzen Ost- und Westpreußen, den Gebildeten zugänglicher machen, indem er das Land und seine Denkmäler culturhistorisch betrachtet. Die Ausführung freilich ist hinter der guten Absicht nicht unbeträchtlich zurückgeblieben. Schon die große Ungleichmäßigkeit der Form, in der sich die Darstellung bewegt, läßt keinen recht einheitlichen Eindruck aufkommen und nimmt dem Leser das rechte Behagen an dem Stoff. Es fehlt allzu sehr die Einheit und man steht allzu sehr unter dem Eindruck, daß man ein nach gewissen rein äußerlichen geographischen Gesichtspunkten gegliedertes Material vor sich hat, bei dessen Zusammenbringen trotz der Sammellust des Verfassers doch der Zufall eine große Rolle gespielt hat. Auch läßt die Benutzung der Literatur doch manches zu wünschen übrig: auch da fehlt es an Gleichmäßigkeit und Gründlichkeit und man wird den Eindruck eines wohlgemeinten, aber der Sache doch nicht recht gewachsenen Dilettantismus nicht los. Weitere Kreise werden durch diese Compilation kaum wesentlich gefördert werden: den Bewohnern Altpreußens mag dieselbe gelegentlich von Nutzen sein und auch Anregung zu weiterm Studium ihrer heimischen Denkmäler gewähren.

Hans Prutz.

Satirisches.

1. Jung-Schön-Blond-Fridolin's Sängerfahrt. Spielmannslieder von Brigitta von dem Blütenriede. Herausgegeben, befür- und bevorwortet von Bernhard Westenberger. Berlin, Thiel. 1887. 8. 1 M.
2. Im Hohlspiegel. Satiren von Otto von Leixner. I. 2086 oder das Weltalter der Gleichheit. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1887. 12. 1 M.

Wenn der Ausspruch Renan's, daß eine große Nation zu jeder geistigen Erscheinung in ihrem Innern zugleich deren Opposition zu erzeugen pflege, ebenso wahr als schön ist, dann führt uns der Rückschluß dazu, die Deutschen für die größte Nation aller Zeiten zu erklären, wenigstens auf literarischem Gebiete. Denn einen solchen unverwüstlichen Oppositionseifer möchte man schwerlich anderswo antreffen. Von den kanonisirten und mithin unanfechtbaren Classikern abgesehen, gibt es kaum eine literarische Größe oder auch nur Erhebung, welche nicht alsbald ihren grimmigen Gegner, meist sogar ein ganzes Rudel erbitterter Feinde wachriefe. Wie jedes Thier seine specifischen Schmarotzer, so hat jeder lebendige deutsche Dichter seine eigenen Hasser; man muß heutzutage schon sehr alt sein oder sehr abseits wohnen, um in Deutschland ungeschmälerte Anerkennung zu finden. In den meisten Fällen zielen übrigens die Hiebe, welche gegen den Schriftsteller geführt werden, seitwärts nach den übereifrigen, ungeschickten Nachahmern und Nachbetern desselben, und das entschuldigt einigermaßen den Angriff; denn daß einem selbst die verdientesten Männer durch das unvernünftige Lobgeschrei Unberufener verleidet werden können, das hat schon ein Meister des vorigen Jahrhunderts öffentlich gestanden.

In diesem Sinne wollen wir denn auch den Aerger verstehen, welchen Bernhard Westenberger (Nr. 1) gegen Scheffel, J. Wolff, R. Baumbach, Geibel und ungenannte andere verspürt. Die Herren haben ihm schwerlich etwas zu Leide gethan, sie haben einfach gedichtet, so gut sie es vermochten, und wir kennen manche, die es weniger gut vermochten. Setzen wir aber selbst den Fall, die Lieder der Genannten wären unter aller Kritik, so sind schlechte Lieder vielleicht eine Sünde, gewiß jedoch keine persönliche Beleidigung, da sie nicht für Bernhard Westenberger, sondern für das gesammte deutsche Publikum gesungen wurden. Um also den Zorn Westenberger's zu begreifen, wie er sich in der Vorrede zu „Fridolin's Sängerfahrt" kundgibt, müssen wir annehmen, das unkritische Ergötzen der Menge habe ihn aufgestachelt. Glaubt er indessen, daß Verkleinerung eine Correctur gegen Ueberschätzung bilde? Wir glauben es nicht, wol aber halten wir heftige collegialische Angriffe stets für unschön, und deshalb können wir an der umständlichen Vorrede, wie witzig sie auch geschrieben ist, keinen Gefallen finden. Uebrigens thut uns dieselbe auch als ein stilistischer Fehler um des Verfassers willen leid. Wenn man im Stande ist, eine so vorzügliche Parodie einer gewissen Lyrik zu liefern, wie sie uns Westenberger in seinen Spielmannsliedern bietet, so sollte man sich nicht in die unvortheilhafte Position eines namentlichen, plumpen Angriffs begeben; wann wird endlich der deutsche Satiriker dem Publikum Geist genug zutrauen, etwas zu merken, und das Vergnügen gönnen, etwas zu errathen? Hätte uns Westenberger einfach seine Parodien ohne Commentar geboten, so hätten wir zwar ein winziges, mikroskopisches Heftchen von blos 16 Seiten, aber ein gutes: denn wie gesagt, die Parodien sind köstlich; der Verfasser hat mit ihnen den Beweis des Kindischen, das unserer alterthümelnden Lyrik anhaftet, überzeugend geführt. Freilich trifft der Spott

des dichtenden Westenberger bewußter- und unbewußterweise noch ganz andere Autoritäten als einen Baumbach und seine Geistesverwandten. Nehmen wir z. B. folgende Strophe:

Zu deinem Herz das Schlüsselein
Ist mein.
Deß bin ich auch gewißlich froh,
Und schlaf' ich auch auf hartem Stroh,
Zu deinem Herz das Schlüsselein
Ist mein.

Das altehrwürdige deutsche Volkslied muß sehr gutmüthig sein, wenn es solche Anspielungen nicht als Herausforderung auffaßt. Wie denkt Herr Westenberger überhaupt vom Lied im allgemeinen? Das aufrichtig zu sagen, wäre vielleicht ein passender Stoff zu einer Vorrede gewesen.

Die Nüchternheit einer blos auf den Verstand abzielenden Cultur durch Projection in die Zukunft zu verspotten, ist ein naheliegender und glücklicher Einfall, welchem wir unter anderm in einem Feuilleton der „Deutschen Zeitung" begegnet sind, wo derselbe höchst geistreich ausgesponnen wurde. Ein Schriftsteller von Ruf, Otto von Leixner, gibt uns Aehnliches unter dem Titel: „2086 (ein etwas zu nahes Datum) oder das Weltalter der Gleichheit" (Nr. 2). Das Opfer seines Witzes haben wir schon bezeichnet: es ist die nüchterne, verstandesmäßige, alles nivellirende, Herz und Seele tödtende Materialistencultur, mit einem Worte: der Amerikanismus, oder wenn man lieber will: der Nihilismus. Wie nun die Welt etwa aussehen würde, wenn eine rationalisirende Regierungsmaschine die Menschheit nach dem nackten Nützlichkeitsprincip maßregelte, das sind die Bilder, welche uns der Verfasser vorführt. Dabei kommen, wie man sich denken kann, mancherlei ergötzliche Schilderungen vor; es ist z. B. vergnüglich zu lesen, wie der Zukunftsschullehrer den Anschauungsunterricht betreibt, den Schülern Hämmer und Nägel in die Hand gibt und sie thatsächlich pochen läßt, um ihnen den Begriff „Kraft" zu demonstriren; wie er sämmtliche Sätze, Silbe für Silbe im Chor zu wiederholen befiehlt: „Der — Stab — ist — He — bel — der Wür — fel — Last"; wie er endlich beim Glockenschlag „3000 Seeunden Luft" commandirt. Immerhin ist der Stoff blos skizzenhaft und zwar in Gestalt einer ungleichartigen Skizze behandelt, bei welcher keine bleibende Phantasievorstellung des Lesers zu Stande kommt, abgesehen davon, daß der Autor zuweilen mit directem Pathos der Ueberzeugung dazwischenfährt. Wir haben im Grunde ein bloßes Brouillon einer künstlerischen Satire, nicht diese selbst. Zur künstlerischen Gestaltung der Satire fehlt in Deutschland immer noch der nachhaltige Wille, was wiederum dem mangelnden Interesse des Publikums zuzuschreiben ist; denn mehr als jede andere Kunstform ist die Satire von dem Geist der Nation abhängig. Sie bedarf nicht blos des Verständnisses, sondern auch des Einverständnisses. Der Humor aber ist keine Vorstufe zur Satire, im Gegentheil, die gutartige Form pflegt die bösartigere auszuschließen, auf literarischem wie auf medicinischem Gebiete.

Karl Spitteler.

Zur Volkswirthschaftslehre.

Wirthschaftsreformen und Wirthschaftsprincipien. Ein Beitrag zur Lehre von der Organisation der Volkswirthschaft von G. Groß. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Die Hauptaufgabe der Socialökonomik unserer Zeit ist es, die Wege für eine Neuorganisation der vielfach noch so unendlich chaotischen Volkswirthschaft zu weisen. Je nach der individuellen Veranlagung ist der eine Gelehrte bestrebt, mittels Erforschung des historischen Werdeprocesses und seiner Gesetze das relativ Berechtigte jeder Wirthschaftsstufe und Wirthschaftsform darzuthun, die Keime und Wachsthumsbedingungen heute herrschender Zustände aufzudecken, um daraus für die nothwendig gegebene, organische Fortentwickelung des Gewordenen seine Schlüsse zu ziehen, während der andere, zur Systematik neigende Forscher vor allem auf eine klare, begriffsmäßige Sichtung der mannichfaltigen Erscheinungsformen des wirthschaftschaftlichen und socialen Lebens bedacht sein wird.

Letztern Weg beschreitet G. Groß, wenn er in seinem neuesten Buche einen „Beitrag zur Lehre von der Organisation der Volkswirthschaft" liefert. Die Schrift setzt an der Stelle ein, bis zu welcher uns die bekannten Werke Ad. Wagner's und Schäffle's geführt haben; der Verfasser will an die bisher zur Klarheit herausgerungenen Lehren anknüpfen und hofft, daß seine Arbeit in einigen nicht unwesentlichen Punkten den genannten Forschern gegenüber, auf deren Schultern er im wesentlichen steht, einen Fortschritt bezeichne. Er bemüht sich, die zwei Begriffe: Wirthschaftsformen und Wirthschaftsprincipien, die bisher häufig zusammengeworfen und daher unklar geblieben sind, als völlig verschieden zu sondern. Während wir z. B. unter „Gemeinwirthschaft" sowol den Inbegriff mehrerer Einzelwirthschaften als auch die bestimmten Grundsätze verstanden, nach welchen die „Gemeinwirthschaft" betrieben wurde, legt Groß dar, daß sehr wohl und häufig genug „Gemeinwirthschaften" auch „privatwirthschaftlich" functioniren können u. s. w.

In der Einleitung gibt uns der Verfasser die Kriterien an, nach welchen die Unterscheidung zu erfolgen hat; auf der einen Seite sind es die Wirthschaftssubjecte, welche die Wirthschaftsform bedingen, auf der andern Seite kennzeichnet die Natur der wirthschaftlichen Beziehungen der einzelnen Subjecte, d. h. die Art und Weise des Verkehrs, die verschiedenen Wirthschaftsprincipien; letztere sind demnach „jene Summe von Grundsätzen, durch welche die

Beziehungen verschiedener Wirthschaftssubjecte untereinander geregelt werden, welche also maßgebend sind für die Wirksamkeit der Willensäußerungen der Wirthschaftssubjecte nach außen"; oder mit andern Worten: Wirthschaftsformen und Principien verhalten sich ebenso zu einander wie Subject und Thätigkeit.

Das Buch gliedert sich naturgemäß in zwei Haupttheile: Wirthschaftsformen und Wirthschaftsprincipien. Im ersten Theil stellt der Verfasser den Begriff des Wirthschaftssubjects dahin fest, daß er als solches bezeichnet: jede physische Person oder die Mehrheit von physischen Personen, deren Bedürfnißbefriedigung das Endziel der Wirthschaft ist und deren Wille gleichzeitig für die Leitung der Wirthschaft entscheidend ist. Als Wirthschaftsform ergibt sich zunächst die Einzelwirthschaft, wie dieselbe jedes außerhalb des Familienverbandes stehende Individuum repräsentirt. Die Zahl der in einer solchen Wirthschaft thätigen Personen ist unbegrenzt, vorausgesetzt immer, daß nur die Bedürfnißbefriedigung einer Person Zweck der Wirthschaft ist; daher bezeichnet Groß z. B. die orientalischen Despotien folgerichtig als ungeheuere Einzelwirthschaften, sofern in jenen Staaten die Unterthanen eigentlich insgesammt nichts anderes sind als die Sklaven des Herrn.

Die zweite Wirthschaftsform ist die Familienwirthschaft, ein bereits feststehender Begriff, zu dessen Ausgestaltung der Verfasser nichts wesentlich Neues beizubringen vermag.

Neu dagegen in Wort und Sinn führt Groß den Begriff der Gesammtwirthschaft in die Wissenschaft ein. In der That dürfte diese Bezeichnung ihrer Einfachheit und Durchsichtigkeit halber begründeten Anspruch auf die Ertheilung des wissenschaftlichen Bürgerrechts erheben. Groß nennt jene Wirthschaftsformen, in welcher das Wirthschaftssubject aus einer Mehrheit, einer Gesammtheit besteht, Gesammtwirthschaft, um damit die Unterscheidung von der bisher üblichen „Gemeinwirthschaft" als der Bezeichnung für ein Wirthschaftsprincip zu erleichtern. Sehr anschaulich weiß der Verfasser darzustellen, wie all den mannichfach untereinander verschiedenen Arten der Gesammtwirthschaften doch immer der Gedanke der Cooperation zu Grunde liegt, wie sie alle aus der einfach-schönen Wahrheit entspringen, daß Einigkeit stark mache, daß das Gesammtresultat wirthschaftlicher Kräfte gegenüber der Summe ihrer Einzelleistungen ein Mehr aufweise. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle den angedeuteten Gedanken, wie ihn Groß ausspinnt, zu verfolgen, ebenso wie wir darauf verzichten müssen, all die einzelnen Formen auch nur aufzuzählen, in welche der Verfasser die Gesammtwirthschaften gliedert. Derselbe adoptirt hier das überkommene Kriterium der Zweitheilung: die Art des Beitritts zu der Gesammtwirthschaft, ob nämlich derselbe in das Belieben der Einzelwirthschaft gestellt ist, freiwillig erfolgt oder ob von der öffentlichen Gewalt ein Zwang zum Beitritte ausgeübt wird und gelangt auf Grund dieser Sonderung zu den beiden Hauptkategorien der freien und Zwangsgesammtwirthschaften. Daß in den Kapiteln, welche von den einzelnen Arten dieser Gesammtwirthschaften handeln, wesentlich neue Gesichtspunkte nicht zu Tage gefördert werden, ergibt sich aus der ganzen Anlage des Groß'schen Buchs: der Verfasser will bereits Vorhandenes nur sichten; nachdem er uns daher die Kriterien dieser Ordnung an die Hand gegeben, sind wir eigentlich selbst im Stande, das vorgefundene Material in die einzelnen Kategorien einzuordnen. Weil aber der Verfasser selbst sich vielfach dieser Mühe der Einordnung unterzieht, vermeidet er nicht immer die Gefahr, Bekanntes und Selbstverständliches des Längern zu erörtern. Diese, man möchte sagen, voraussetzungslose Erörterung mancher wichtiger Gebiete der Nationalökonomie empfiehlt die Schrift gerade auch für Laien zur Lectüre.

In dem zweiten Theile unsers Buchs, der von den Wirthschaftsprincipien handelt, geht der Verfasser von Unterscheidungsmerkmalen aus, die doch wol vielfach die Kritik herausfordern werden. Während bisher (Wagner) das Kriterium für eine Sonderung der Wirthschaftsprincipien in erster Linie der Charakter von Leistung und Gegenleistung im Verkehr der einzelnen Wirthschaften untereinander bildete, will Groß das entscheidende Merkmal der einzelnen Wirthschaftsprincipien in der Art und Weise erblicken, „wie sich aus den verschiedenen, einander theilweise widersprechenden individuellen Werthschätzungsresultaten der gesellschaftliche Werth — darunter versteht er den Preis — entwickelt". Mit andern Worten: je nachdem die Preisbildung durch den Kampf zweier gleichberechtigten Wirthschaftssubjecte oder durch ein mächtigeres Wirthschaftssubject willkürlich herbeigeführt wird oder endlich sich vollzieht, ohne daß ein Widerstreit verschiedener Werthschätzungen überhaupt eintritt, unterscheidet er das privatwirthschaftliche, das gemeinwirthschaftliche und das caritative sowie eigenwirthschaftliche Princip.

Zunächst dürfte das Fallenlassen der bisherigen Kriterien: generelle, beziehungsweise specielle Entgeltlichkeit nicht genügend von Groß motivirt sein. Wenn er z. B. meint, es „hieße den thatsächlichen Verhältnissen Gewalt anthun", falls man in einem privatwirthschaftlichen Vertrag des Inhalts, daß der eine Theil dem andern gegen Bezahlung einer bestimmten Summe Wohnung und volle Verpflegung für eine bestimmte Zeit gewähren muß, specielle Entgeltlichkeit herausfinden wolle, so däucht uns diese „Gewalt" absolut nicht vorhanden. In einem derartigen „Pensionspreis" ist aber der durchschnittliche Entgelt für die Summe der einzelnen Leistungen festgesetzt, und die Preisbildung erfolgt ganz zweifellos auf dem Wege der freien Concurrenz. Auf der andern Seite sind unverkennbare Prokrustesoperationen nothwendig, um die Bildung des Monopolpreises an der Hand der Groß'schen Kriterien als einen privatwirthschaftlichen Vorgang, was sie unbestreitbar ist, zu kennzeichnen. Doch wir müssen auf eine gründliche Widerlegung der neu aufgestellten Behauptungen verzichten.

Es kann für die Wissenschaft nur von Nutzen sein, wenn zur eingehendern Prüfung überlieferter Sätze angeregt wird, und diese Anregung wird das vorliegende Buch jedem Leser gewähren. Wie die richtige Wahl der Unterscheidungsmerkmale für die einzelnen Wirthschaftsprincipien, so ist auch die Grenzziehung für eine mögliche und berechtigte Ausdehnung des einen Princips auf Kosten des andern (ein Punkt, auf den der Verfasser gleichfalls in einer Reihe interessanter Erörterungen eingeht) keineswegs eine Frage, deren Lösung schon jetzt eine Definition sein könnte. Wir müssen für jede Anregung zu weiterer Forschung und jeden Schritt, der der Erkenntniß näher führt, dankbar sein. Einen solchen Schritt vorwärts bezeichnet das Groß'sche Buch. Werner Sombart.

Literarhistorisches.

Hans Sachs. Leben und ausgewählte Dichtungen. Schwänke und Fastnachtsspiele. Von Rudolf Genée. Mit einem Titelbild. Berlin, Gaertner. 1888. 8. 2 M.

„Im Studium des Hans Sachs und der Verhältnisse, unter denen seine dramatischen Dichtungen durch Deutschland vom Volke aufgeführt wurden", sagt Goedeke, „könnte die Gegenwart lernen, was kein Studium fremder Kunstpoesie sie lehrt: die Ausfüllung der Kluft zwischen Dichter und Volk." Ueberzeugt von der Richtigkeit dieser Bemerkung Goedeke's, der unter den ersten zu nennen ist, welche für das Bekanntwerden des Hans Sachs in weitern Kreisen unseres Volkes Sorge getragen haben, begrüßen wir die obenerwähnte Schrift von Genée als einen höchst gelungenen Versuch zur endlichen Erreichung jenes Zieles. Allerdings fehlt es uns seit längerer Zeit keineswegs an Ausgaben des Hans Sachs. Abgesehen von der großen Gesammtausgabe des Literarischen Vereins in Stuttgart, welche einen Neudruck der alten von Hans Sachs selbst besorgten nürnberger Ausgabe darstellt, haben Goedeke und Tittmann in der bekannten Brockhaus'schen Bibliothek eine angemessene Auswahl seiner Werke veranstaltet und Arnold in der Kürschner'schen Nationalbibliothek dasselbe versucht; vor allem aber hat Edmund Goetze in Dresden in seiner musterhaften Bearbeitung der „Fastnachtsspiele" in den Niemeyer'schen Neudrucken eine ebenso bequeme als vollständige Kenntnißnahme dieser weitaus wichtigsten poetischen Arbeiten des Hans Sachs ermöglicht. Indessen hat Genée recht, daß alle die genannten Neudrucke wegen ihrer streng philologischen Haltung kaum je die Gunst des großen Publikums gewinnen werden. So leicht verständlich auch dem Laien die Sprache des Dichters auf den ersten Anblick erscheinen mag, so bald wird er bei genauerem Eingehen auf denselben die Wahrnehmung machen, daß ihm in vielen Fällen das wirkliche Verständniß abgeht. Genée hat deshalb in seiner Auswahl, der wir unsere vollste Billigung zugestehen, die Rolle des Vermittlers übernommen, indem er durch „angemessene Bearbeitung der Sprache dem Leser das Verständniß zu erleichtern" bemüht war, „ohne doch dabei dem Dichter das Gewand seiner Zeit und seiner charakteristischen Individualität gänzlich abzustreifen". Daß er mit diesem Verfahren das Richtige getroffen, beweist der Beifall, mit dem man überall seine Vorträge aufgenommen hat, in denen er die betreffenden Stücke in mündlicher Recitation zu Gehör brachte.

Aehnliches Lob wie die Auswahl verdient die vorausgeschickte Biographie des Dichters. Allerdings bringt sie denjenigen, die sich selbst eingehender mit Hans Sachs befaßt haben, kaum etwas Neues; aber sie werden auch kaum einen wesentlichen Zug von dem Charakterbilde des Dichters vermissen und dem Verfasser gern bezeugen, daß er die bis jetzt ermittelten Thatsachen aus dem Leben des Hans Sachs vortrefflich zusammengefaßt und auf dem Hintergrunde seiner literarischen Bestrebungen in helle Beleuchtung gestellt hat. Zudem ist Genée's Biographie in stilistischer Hinsicht die am besten geschriebene, die es bis jetzt über Hans Sachs gibt.

A. Hermann.

Feuilleton.

Es ist bekannt, welchen großen Erfolg Eckstein's „Bilder aus dem Gymnasialleben" gehabt haben. Als Seitenstück dazu hat A. Steineck herausgegeben: „Penalia, humoristische und satirische Schilderungen aus dem Gymnasialleben" (Oldenburg, Wiechmann). Besonders hervorzuheben sind die Humoresken: „Schülertypen", „Mathematisches Leiden", „Botanische Fahrten und Streifzüge", „Der Herr Prorector und der deutsche Aufsatz". Das Büchlein gehört in das Gebiet der feinern Satire, ruht auf scharfer Beobachtung und reicher Erfahrung, und ist so recht geeignet, die Schwächen unserer Gymnasialerziehung aufzudecken. Besonders Gymnasiallehrern sei dieser Spiegel empfohlen.

— Bei Richard Eckstein Nachfolger in Berlin erscheinen „Literarische Volkshefte", worin von namhaften Mitarbeitern gemeinverständliche Aufsätze über literarische Fragen der Gegenwart dargeboten werden (à Heft 50 Pf., 10 Hefte = 4 M. 50 Pf.). Soweit wir dieses Unternehmen in den bisjetzt vorliegenden Heften zu beurtheilen vermögen, verdient es unsere warme Empfehlung. Das vierte Heft insbesondere enthält eine ebenso geistvolle als strenggerechte Studie von Heinrich Bulthaupt über „Dumas, Sardou und die jetzige Franzosenherrschaft auf der deutschen Bühne". Bulthaupt besitzt ausgezeichnete Belesenheit, ästhetische Durchbildung, kritische Schärfe, Weitherzigkeit und doch zugleich sittliche Festigkeit, sodaß er den genannten Stoff vollständig beherrscht. Seiner Bekämpfung des französischen überwuchernden Einflusses auf die deutsche Bühne stimmen wir vollständig bei.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Die griechischen Culte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen" von Otto Gruppe sagt die „Saturday Review" vom 25. Februar d. J. im Eingang einer längern Besprechung: „Der Ernst des Verfassers, der, wie er uns sagt, häufig in Versuchung gerieth, die Feder bei dem Ausschau auf seine unermeßlichen Vorarbeiten niederzulegen, ist ehrenwerth und gewinnend. Er ist gelehrt und gründlich nach der guten deutschen Weise; auch ist er lichtvoll. Und doch, und doch, führt seine lange Allee, welche wie die zu Branchidä mit den Bildsäulen alter Priester besetzt ist, zu nichts Feierlicherem, fürchten wir, als einer Chimäre. Doch selbst wenn dem so wäre, so verliert doch Gruppe's Werk dadurch nur wenig an seinem Werthe. Nicht seine Theorien, sondern seine Aufstellung von Thatsachen, Urkunden und Kritiken machen den Werth des Buchs aus — und zwar einen sehr großen, den wir herzlich anerkennen. Wir haben dem Werke an Gründlichkeit und Gelehrsamkeit bei uns nichts Aehnliches an die Seite zu stellen; auch kann man nicht sagen, daß Gruppe's Idee nachweisbar falsch sei, obgleich sie sich unserm Urtheil entschieden nicht empfiehlt. Wir können sie phantastisch nennen; wir können ihr sogar Originalität absprechen; wir wissen gewiß, daß sie zu exclusiv ist; eine Hypothese jedoch in einer so entlegenen und dunkeln Sache zu widerlegen, ist nicht möglich." Vom letzten Kapitel heißt es am Schluß: „Es ist unschätzbar für den Forscher der Religion, selbst wenn er glaubt, daß das Entlehnen hauptsächlich spät und aus historischer Zeit sei. Wenige werden zwar Gruppe's Theorie vollkommen unterschreiben. Alle aber werden ihm für seinen hingebenden Fleiß und seine seltene Klarheit Dank wissen. Daß sein Urtheil seinen übrigen Gaben gleichkäme, können wir freilich nicht behaupten."

Nachtrag. Die neueste Nummer der „Saturday Review" bringt folgende Berichtigung obiger Recension: „Herr Gruppe schreibt uns, daß der Recensent, der die Bedeutung des Wortes «Religionsquelle» misverstanden hat', ihm Ansichten zugeschrieben habe, die er nicht hege. Er meint, nicht daß der Rausch der Ursprung der Religion sei, sondern daß in der ältesten religionsschriftlichen Urkunde — dem ältern Theile der Rig Veda — «der Rausch ein sehr wichtiges Element der praktischen Religion bilde». Gruppe lehnt als «thöricht» die Theorie ab, daß Trinken und Religion einst sehr eng verbunden gewesen seien." Es erinnert dieser Schnitzer des englischen Recensenten an Gervinus' Misverständniß des Wortes „sweepstake" in „Hamlet", worauf er einen Theil seiner Auslegung gegründet hatte und wodurch er, nachdem er zum richtigen Verständniß des Wortes gelangt war, sich genöthigt sah, seinem Shakspeare-Commentar ein nachträgliches neues Blatt einzufügen. So wird oft durch mangelhafte Kenntniß der gegenseitigen Sprache hüben und drüben gesündigt.

Bibliographie.

Basedow, H. v., Vor's Gericht. Drama. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Berg, F., Geschichte des königl. bayerischen 4. Jäger-Bataillons. 2 Thle. 1795—1875. Landshut, Krüll. 1887. Gr. 8. à 16 M.

Bleibtreu, K., Größenwahn. Pathologischer Roman. 3 Thle. in 2 Bdn. Leipzig, Friedrich. 8. 12 M.

Brasch, M., Wie studirt man Philosophie? Ein Wegweiser für Studirende aller Facultäten. Unter Berücksichtigung der neuesten Prüfungsordnungen und mit einem Anhang, enthaltend: Eine Uebersicht über die Bestimmungen zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde an den deutschen, österreichischen und schweizerischen Universitäten. Leipzig, Roßberg. 8. 1 M.

Brües, E., Dramatisches Fest-Spiel für Turnvereine, besonders zur Feier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Kaisers geeignet. Viersen, Hoster. Gr. 8. 30 Pf.

Calaminus, W., Zur Kritik und Erklärung der altnordischen Frithjofssage. Jena, Pohle. 1887. Gr. 8. 2 M.

Cremer, C., Die französische Revolution und ein preußisches Königsleben. Vortrag. Halle, Fricke. 12. 40 Pf.

Ebeling-Filhès, Das Kaiserfenster. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 30 Pf.

Eckardt, J., Ferdinand David und die Familie Mendelssohn-Bartholdy. Aus hinterlassenen Briefschaften zusammengestellt. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 5 M. 60 Pf.

Festenburg-Packisch, H. v., Hie Brandenburg! oder Aus der Jugendzeit des großen Kurfürsten. Ein Gedenkblatt an den 9. Mai 1688, den Todestag des großen Kurfürsten, in dramatische Form gekleidet. Breslau, Woywod. 8. 2 M. 50 Pf.

Fischer, C. A., Geschichte der Stuttgarter Stadtgarde zu Pferd. 235 Jahre nach Gründung dieses Bürger-Corps, im Auftrag desselben aus den geschichtlichen Quellen und den Corpsakten zusammengestellt. Mit 4 Bildern in Farbendruck. Stuttgart, C. Paulus. 1887. 4. 2 M.

Frahm, L., Die Doppeleiche. Schleswig-Holsteins Land und Volk im Dichterwort. Unter Mitwirkung heimischer Schriftsteller herausgegeben. Lübeck. Gr. 8. 4 M. 25 Pf.

Frölich, W., Das Treffen bei Bau am 9. April 1848. Mit besonderer Berücksichtigung des Anteils, den das Kieler Studenten-Corps an diesem Kampfe genommen hat, zusammengestellt. Flensburg, Huwald. 1887. Gr. 8. 75 Pf.

Ganser, A., Alles reale Sein beginnt als Act eines intelligenten Wollens. Schluss der „Kosmogonie". Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Deutscher Geschichtskalender für 1887. Sachlich geordnete Zusammenstellung der politisch wichtigsten Vorgänge im In- und Ausland. Von K. Wippermann. 2ter Bd. 2tes Halbjahr. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 6 M.

Gibn, H., Biblische Erzählungen aus dem Pentateuch. Nach dem Urtexte frei in deutscher gereimter Prosa übersetzt. 1ster Thl.: Genesis. Wien, Lippe. Gr. 8. 1 M.

Gjellerup, K., Der schwarze Romulus. Eine Erzählung aus der Jetztzeit. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Götz, K., Berichte Karl Gustav's Marggrafen von Baden-Durlach von dem Feldzuge in Ungarn 1685—86. Veröffentlicht von K. G. Budapest, Kilian. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gregor VII. und Heinrich IV. Kritische Beleuchtung der Schrift: Heinrich IV. und Gregor VII. von W. Martens. Von H. Wistulanus. Danzig, B. Lehmann. 8. 1 M.

Groß, F., Goethe's Werther in Frankreich. Eine Studie. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Die Gründung einer großen christlich-socialen Allianz von Herren und Damen aller Stände. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 20 Pf.

Gumppenberg, C. Freih. v., Beim dàmisch'n Loder. Dichtungen in oberbayerischem Dialekt. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Günther v. Freiberg, Dijon-Rosen. Gedichte. Wien, Konegen. 8. 3 M.

Hart, H., Das Lied der Menschheit. Ein Epos in 24 Erzählungen. 1ster Bd.: Tul und Nahila. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Hauff's, W., Sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von A. Weile. 5 Bde. Berlin, Warschauer. 8. 5 M.

Haushofer, M., Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits (ein moderner Todtentanz). Bildlicher Schmuck nach Zeichnungen von Kunz Meyer. Leipzig, Liebeskind. 8. 5 M.

Henrici, E., Das deutsche Togogebiet und meine Afrikareise 1887. Mit einer Karte des Togogebietes und der unteren Volta und 1 Tafel der Gebirgsprofile. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 3 M.

Herthaburg in Livland. Erzählung von A. K. Riga, Kymmel. 1887. Gr. 8. 2 M.

Höinghaus, R., Die Wehrpflicht im Deutschen Reich in der jetzt gültigen Gestalt. Mit einer Einleitung. Berlin, Dümmler. 12. 80 Pf.

Kügelgen, H. v., Andenken aus der Vergangenheit. Lieder eines früh verewigten Estländers. Hamburg, Gebr. Behre. 12. 80 Pf.

Lenau's, N., Sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von R. Preuß. 2 Bde. Berlin, Warschauer. 8. 2 M. 50 Pf.

Lenz, J., Läßt sich das Dasein Gottes aus der Natur beweisen? Vortrag. Reval, Kluge. Gr. 8. 60 Pf.

Leusse, Graf P. v., Der Frieden mittelst des deutsch-französischen Zollvereins. Straßburg, Schultz u. Comp. Gr. 8. 80 Pf.

Pröhle, H., Heinrich Heine und der Harz. I. Heine's Bergidylle. II. Heine's Harzreise. Harzburg, Stolle. 12. 50 Pf.

Prozeß-Verhandlungen gegen Fr. Wilh. Thümmel, Pfarrer in Remscheid, und Diedr. Bruno Wiemann, Buchdruckereibesitzer und Verlagsbuchhändler in Barmen, vor der Strafkammer zu Kassel am 4., 5. und 6. Jan. 1888. Genaue stenographische Aufnahme der „Westdeutschen Zeitung" durch einen als vortrefflich bekannten Elberfelder Stenographen und zweier Reichstagsstenographen. Barmen, Wiemann. 8. 2 M.

Rothfels, Um ein Weib oder der Günstling des Fürsten. Roman aus der Gegenwart. 1ste Lfg. Dresden, Ad. Wolf. Gr. 8. 10 Pf.

Schmauß, A. v., Thautropfen. Gedichte. Hamburg, Schardius. 8. 5 M.

Schwarzkopf, G., Lebenskünstler. Ein Sittenbild. Dresden, Minden. 8. 3 M. 50 Pf.

Schwartzkopf, A., Gedichte. 2ter Tl.: Weltliche Gedichte. — A. u. d. T.: Aus Natur und Welt. Leipzig, Böhme. 8. 4 M. 50 Pf.

Sédouard, E., Anleitung für Liebhaber-Bühnen, ihre Vorstellungen erfolgreich zu gestalten. Theater-Kniffe aller Art, um jede Schwierigkeit bei Aufführungen aus dem Wege zu räumen. Mit 5 in den Text gedruckten Bühnen-Zeichnungen. Berlin, Lassar. 8. 2 M.

Suphan, B., Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Litteratur. Berlin, Hertz. 8. 1 M. 80 Pf.

Thomassen, J. H., Meine 3½jährige Suspension und Amtsentsetzung. Eine Beleuchtung der Erlebnisse eines Bürgermeisters während der Zeiten des Kulturkampfes. 2te Aufl. Crefeld, Klein. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wald-Zedtwitz, E. v., Ellens Schuld. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

— — Die Schicksalshose. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Zingerle, J. V., Schildereien aus Tirol. 2 Bdchn. Innsbruck, Wagner. 8. 4 M. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg (Breisgau).

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hense, Dr. J., Deutsches Lesebuch

für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit litterarhistorischen Übersichten und Darstellungen.

Erster Theil: Dichtung des Mittelalters. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. (XII u. 218 S.) 1 M. 60 Pf.; in Original-Einband: Halbleder mit Goldtitel 2 M. 5 Pf.

Zweiter Theil: Dichtung der Neuzeit. Gr. 8. (XII u. 438 S.) 3 M. 20 Pf.; in Original-Einband: Halbleder mit Goldtitel 3 M. 70 Pf. — Der 3. Theil (Prosa) wird 1888 erscheinen.

Verzeichnis unserer Lehr- und Hilfsbücher für Gymnasien, Realschulen und andere höhere Lehranstalten. (1888.) Gr. 8. (24 S.) Gratis.

Zu Schopenhauer's 100jährigem Geburtstag.

(22. Februar 1888.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Edita und Inedita Schopenhaueriana.

Eine Schopenhauer-Bibliographie, sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauer's.

Festschrift zu seinem 100jährigen Geburtstag

von

Eduard Grisebach.

Mit Schopenhauer's Portrait, Wappen und Facsimile seiner Handschrift. 222 Seiten in Quart, auf deutschem Büttenpapier mit Schwabacher Schrift, Vignetten und Initialen.

Preis 10 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer's

Parerga und Paralipomena.

Kleine philosophische Schriften.

Fünfte Auflage.

Vollständig in zwei Bänden. Geh. 12 M. Geb. 15 M.
1. und 2. Lieferung. (In 12 Lieferungen à 1 M.)

Verlag von Eduard Anton in Halle a. S.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gottfried Bernhardy, zur Erinnerung an sein Leben und Wirken von Dr. Richard Volkmann, Gymnasialdirektor in Jauer. Mit einem Bildniß Bernhardys nach einer Photographie. Gr. 8. VIII. 160 S. Geh. 1887. 3 M. 60 Pf.

——— Grundriß der griechischen Litteratur. 4. Bearbeitung. 1. Teil. Innere Geschichte der griechischen Litteratur. Gr. 8. $50\frac{1}{4}$ Bogen. 1876. 13 M. 50 Pf.

——— ——— 3. Bearbeitung. 2. Teil. 2. Abdruck. Geschichte der griechischen Poesie. 1. Abteilung: Epos, Elegie, Jamben, Melik. Gr. 8. $4\frac{1}{2}$ Bogen. 1877. 12 M.

——— ——— 3. Bearbeitung. 2. Teil. 2. Abdruck. Geschichte der griechischen Poesie. 2. Abteilung: Dramatische Poesie, Alexandriner, Byzantiner, Fabel. Gr. 8. 53 Bogen. Geh. 1880. 13 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Siebenter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Das würtembergische Ministerium Linden. Von Julius von Pflugk-Harttung. — Herzogin Sophie von Hannover. Ein Lebens- und Culturbild des 17. Jahrhunderts. Von Ed. Bodemann. — Die Irrfahrten Gustav's IV. Adolf von Schweden. Von Arthur Kleinschmidt. — Römisches Kaiserthum und Verfassung bis zur Erhebung Vespasian's. Von Julius Asbach. — Tertullian und die Kaiser. Von Ernst Noeldechen. — Das Priesterthum bei den Germanen. Von Emil Ritterling. — Husitische Propaganda in Deutschland. Von Herman Haupt. — Tridentiner Concil. Begründung der katholischen Glaubenslehre. Von Wilhelm Maurenbrecher.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden neuen Jahrgange vereinigen sich geschichtliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem und gediegenem Inhalt.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per $\frac{3}{1}$ $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ = Pfd.-Dose 850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguen-geschäften.

---

von Zimmermannsche **Naturheilanstalt** *bei Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges.* ***Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge*** *bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- und Winterkuren. Leitender Arzt:* ***Dr. med. Böhm.*** *Prospecte mit Beschreibung der Methode gratis durch* ***die Direction,*** *sowie durch die Filialen der Firma* ***Rudolf Mosse.***

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 12. April 1888.

Aus der Hochflut deutscher Romane und Novellen.

1. Die Vernunftheirath und andere Novellen. Von Marie von Olfers. Berlin, Hertz. 1887. 8. 5 M.

Bei der Lectüre dieses Bandes wollte es mir scheinen, als habe ich die in aufsteigender Linie des Könnens sich bewegenden literarischen Versuche einer bald empfindsamen, bald lebensfreudigen jugendlichen Mädchenseele vor mir. Fräulein Marie von Olfers, die früher unter dem Pseudonym M. Werner schrieb, ist aber nach dem Gothaer Kalender der Literaten 1826 geboren und daher kein Kind mehr. Um so mehr ist die naive Kindlichkeit zu bewundern, mit welcher die beiden ersten Novellen: „Die Vernunftheirath“ und „Mamsell Lieschen“, geschrieben sind. Die Fabel in beiden Stücken ist von einer geradezu verblüffenden Einfachheit. Als Motto für den Recensenten hat die Autorin selbst den Satz geschaffen: „Was ging's ihn an, ob sie den oder den heirathe, oder ob sie es ganz lasse.“ So schwankt Käthchen in der „Vernunftheirath“ zwischen Titus und Leonin, um schließlich einen uns gar nicht vorgestellten Christoph zu küren, dem endlichen Zug ihres Herzens folgend, worin eben die Vernunft liegt. Mit der brüsken Heirath ist aber nichts gethan; wir erfahren nicht, ob Käthe auch mit ihrem Christoph glücklich wird? Aber wer wird es denn? Ebenso geht's in Nr. 2 zu. „Mamsell Lieschen“ ist ein Mann mit einer zagen Seele, wie Titus in Nr. 1. Raimund ist ein Bramarbas, der beim ersten Anlaß Furcht bekommt. Die Heldin schwankt zwischen beiden, und nachdem sich das Lamm im Wolfsfell als rändig erwiesen, nimmt sie den Wolf im Schafspelz. Sonderbare Namen haben die Leute alle: Erdwurm, Baumstark, Emmrich Kreuzkloben u. s. w. Noch sonderbarere Stilblüten, Satzbildungen und Ansichten finden sich in den beiden anscheinend nicht von geübter Hand nachgebesserten Arbeiten. Gleich im Anfang stört ein: „möcht' ich fast sagen“, womit sich der Autor aufdringlich neben seine Figur stellt. Käthe sitzt bei der Wiege des Kindes ihrer Freundin Elsbeth und wünscht sich auch solch einen Schatz: „Praktisch, ein echtes Mädchen des 19. Jahrhunderts, sagte sie sich: «Wenn ich das will, muß ich heirathen. Ja, ich will heirathen.» Das Kind sagte nicht Muck!“ (S. 4 u. 5). Dann heißt es S. 7: „Den Weinkeller habe ich überwacht, Küchen und Kammern deine Mutter und Schwester, die Salons du!“ Ist das Schriftdeutsch? „Das Heu schwamm weg, die Fuchsstute, die ein Fohlen bringen sollte, brachte keins, dagegen die alte Lise, unser Wagenpferd!“ Die alte Lise ist also von der Fuchsstute gebracht worden? (S. 8.) „Schon mehr eine Marterkammer!“ (S. 25.) „Sie sind angst!!“ (?) (S. 31.) „Mensch ist dem Menschen doch näher ohne all das Zeug dazwischen!“ (S. 35.) „Essen wurde ausgepackt. Tafeln gedeckt!“ (S. 40.) Seite 83 heißt es: „Können auch Engel ungerecht sein, Lori?“ „Erstens bin ich kein Engel, zweitens scheint er mir ein Dämon, und mit denen verkehren sie nicht gern!“ Das ist doch barer Unsinn; denn wenn sie kein Engel ist und Dämonen nicht gern mit Engeln verkehren, so ist der Verkehr — verkehrt! — Kann man einer fleckigen Gipskatze die Augen ausschießen? Mir scheint, da ginge die ganze Katze drauf. (S. 83.) „Mit der er sich Hanna's Schicksal annimmt!“ (S. 90.) In beiden Novellen peitschen Wagenlenker ganz unvernünftig auf scheue Pferde, die natürlich durchgehen; Fräulein von Olfers hat gewiß etwas geschildert, was sie selbst weder ausgeübt, noch ausüben sehen. Merkwürdigerweise kommt den Ponies, die wild über Stock und Stein jagen, der Liebhaber Bely von Lindenfels zu Fuß nach und wird gebeten, doch nach Hause zu gehen (S. 46); und der Müßiggänger Raimund bleibt anscheinend jahrelang als Courmacher eines Provinzpomeränzchens in einer kleinen Stadt, ohne sonst auf der weiten Welt irgend etwas zu thun zu haben. Dafür liegt aber über allem, über den Schilderungen der Dinge und über

den vielen Dialogen der Menschen ein Goldglanz rührenden Gefühls, eine Tiefinnerlichkeit und Gemüthsherrlichkeit, die für all die kleinen Störenfriede des Stils und Geschmacks mehr als entschädigt.

Viel bedeutender sind die drei folgenden Novellen. Es ist, als wachse der Autor mit seinen höhern Zwecken. „Leben" ist mir, irre ich nicht, in der „Deutschen Rundschau" begegnet und zeigt überall des trefflichen Herausgebers, Julius Rodenberg's, glättende Hand. „Leben bleibt ein heiliges Wunder, und wer seine Entfaltung sieht, muß immer wieder staunend davor stehen. Leben ist Segen!" Renat und Happy sind zwei haltlose rührende Gestalten, die, aus Glückesfülle in Lebenselend gestürzt, sterben wollen und doch am Leben hangen. Endlich wirft sich Renat ins Wasser; statt seiner aber stirbt ein alter Seemann, dessen Geschicke mit denen der andern Familie verknüpft sind, und ein neues Leben blüht jenseits über den Wassern.

„Der Sohn des Herzens." Die oft erzählte Geschichte von Kindern und Kindeskindern, die es immer wieder auf die See drängt, welche der Vater mit seinem Kiel und Ruder gepflügt, und wenn ihn und tausend andere die Meernixen auf den Grund gezogen. So hier Johannes, der von der liebenden Mutter fortzieht, die schon den Gatten dem trügerischen Elemente geopfert. Heimkehrend versinkt der Sohn angesichts des Hafens; aber der Verzweifelnden wird wieder neues Leben, sein Kind, vom Schiff aus gereicht, Jan's Töchterlein, das wie die Mutter Marianne heißt. „Durch das geöffnete Fenster drang erfrischende Seeluft und spielte mit den goldenen Haaren des Kindes, welches unbesorgt in das verklärte Antlitz des Vaters blickte, dessen Lippen sich zu einem Liebeswort für sie alle zu regen schienen." Am höchsten scheint mir Marie von Olfers in ihrer letzten Novelle, hier dem „Lumpenprinzeßchen", zu stehen. Ein Duft von Fremdartigkeit, die anheimelt, weht darüber. Leichtsinn und Lebenslust, die Elend über Lebensernst und sittsame Biederkeit, ernstes Studium, bringen. Die alte Philippine, ein origineller Hausdrache, mit weisen Reden auf verhängnißvollen Lippen, der alte gute Onkel Liborius, die herrliche Manon, ein lichtes Kleinod, eine Augenweide, der es die Umgebung nicht gestatten will, nur lieblich zu sein, Manfred, der durch Manon glücklos und glücklich wird: es sind lauter herrliche Prachtgestalten, an denen man seine helle Freude haben kann und muß.

2. Glück und Geld. Ein Roman aus dem heutigen Aegypten von G. Reuter. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 5 M.

Täusche ich mich nicht, so ist auch dieser Verfasser eine Verfasserin und heißt Gabriele Reuter. Bei allem Gezeter gegen das Weiberschriftthum kommt einem manchmal der Gedanke, daß es die am heftigsten zeternden Männer doch nicht besser gemacht haben würden und daß man doch noch vor mancher schreibenden Dame den Hut zu ziehen habe. Ich thue dies nicht aus Galanterie, sondern aus Hochachtung für G. Reuter. Etwas Einfacheres, Ueberzeugenderes als dieses „Glück und Geld" kann es gar nicht geben. Der Roman ist nicht eigentlich ein solcher aus dem heutigen Aegypten, insofern es meistens Deutsche sind, deren Geschicke sich theilweise im altheiligen Nillande vollziehen. Aber die Landschaft, in welche die Dichterin ihre Menschen stellt, kennt sie gut und diese wird immer interessiren. Es sind nicht Ebers'sche Schilderungen, sondern Bilder aus der Zeit des verflossenen Khedive und Tewfik Paschas. Eine schöne Mädchengestalt, Octavia Werther, macht bei einem Feste die Bekanntschaft des deutschen Gelehrten Wulfhardt, der auf einer Afrikaforschungsreise begriffen. Er liebt sie ehrlich und treu. Sie aber läßt sich von einem ältern Krösus, Herrn Riviotto, umgarnen, der ihrem Vater, einem glücklosen Spintisirer, die Führung seiner großartigen Speculationen anvertraut: die einzige und hauptsächlichste Unwahrscheinlichkeit des Buchs. Octavia wird Riviotto's rechtmäßige Gattin, dann seine Krankenwärterin und, als ein treuer Freund, Graf Schlippendorf, ihr beisteht, von ihm enterbt. Sie glaubt Wulfhardt, den deutschen und, wie sie jetzt einsieht, geliebten Gelehrten, todt — aber ein paar brave Pastorsleute und eine echt germanische Weihnachtsfeier bringen die vom Schicksal hart geprüften, jedoch im Feuer des Unglücks geläuterten Seelen endgültig zusammen. All das ist wahr, einfach, ich möchte sagen, edel vorgetragen und auch in stilistischer Beziehung ist kaum etwas zu mäkeln. Es mischt sich hier in glücklichster Weise die Phantasie des Morgenlandes mit deutscher nüchterner Ehrlichkeit und Sittlichkeit. Ein erfreuliches Buch!

3. Die Lazinskys. Roman von Moritz von Reichenbach. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1888. 8. 9 M.

Auch diese Dame, Gräfin Valesca Bethusy-Huc, verdient, daß man den Hut vor ihr ziehe. Wenn viele solche Romane aus Damenhand geschrieben werden, wird man bald nicht mehr sagen: „Diese Schriftstellerin führt eine männliche Feder", sondern von einem guten Männerroman müßte man hinfüro behaupten: „Den hat eine weibliche Feder vollbracht."

„Die Lazinskys", ganz unabhängig davon geschrieben, erinnern vielfach an Max Nordau's „Die Krankheit des Jahrhunderts", nach meinem Dafürhalten ein Meisterwerk. Die Geschichte der Lazinskys spielt in dem oberschlesischen Kohlengebiet, an der polnischen Grenze. Der Adel wird als durch seine nobeln Passionen herabgekommen gezeichnet; seine Güter gehen in die Hände von Bürgern, oft von Juden über. Isidor Frankfurt sagt zu seinem Sohne, der Assessor geworden ist und das Geschrei fürchtet, wenn das Gut des alten Lazinsky in seinen Besitz geräth: „Und wenn der Christ ist ein Esel und weder rechnet, noch arbeitet, und der Jude ist ein ehrlicher Mann, hat aber gelernt zu rechnen und zu arbeiten, sagt doch kein Mensch, daß die Dummheit (und Lässigkeit) der Christen ist Schuld an seinem Ruin, sondern alles schreit, daß die Betrügerei des Juden ist Schuld. Nun, wir werden die Welt nicht ändern!"

Diese Stelle beweist, daß der Autor nicht einseitig Partei ergreift, sondern sehr wohl weiß, wer an dem Besitzwechsel Ursache.

Der alte Lazinsky hat zwei Töchter, Anna und Sophie, die sich soeben mit zwei adeligen Junkern, Max von Blessen und Lieutenant Rallborn, verloben wollten. Da bricht der Ruin herein. Anna und Sophie sehen sich von allem verlassen. Der Vater nimmt eine Beamtenstelle an, ergibt sich dem Trunke, wird überfahren und von Anna gepflegt, der ihr Max — ein Almosen statt seines Herzens anbietet. Sophie macht einen Selbstmordversuch, da sie das Elend nicht ertragen zu können glaubt, wird aber von Boguslaw gerettet. Boguslaw ist ihr lange verschollen gewesener Bruder, der Socialdemokrat geworden. Er nimmt seine Schwester, auch eine Enterbte des Glücks, für die einzig seine Pulse schlagen, mit sich nach Berlin und gibt sie für seine Geliebte aus. Inzwischen wird Anna die Frau des reichen Fabrikdirectors Ramberg, der sich in sie verliebt hat. Sie empfindet jedoch noch nicht die rechte Gegenliebe für den praktischen, realistischen Mann, da ihre Erinnerungen noch immer zu Max zurückdämmern. Boguslaw geht nach Rußland, zur Umsturzpartei; Sophie unter dem Namen Slawa Bogus zum Theater. Bis hierher ist alles groß angelegt und berechtigt zu den größten Erwartungen. Leider verläuft der sociale Roman, den wir erhofften, ein wenig im Sande. Es wäre am Platze gewesen zu zeigen, was aus Boguslaw und Slawa wird, und hauptsächlich, was denn eigentlich die Socialdemokraten wollen. Weder Nordau, noch Heyse in „Emerenz", noch irgendwer hat das novellistisch-belletristisch gethan. Statt dessen sehen wir zwar allerlei Meliorationen auf den schlesischen Gütern, betrunkene und verkommene Arbeiter, eine neue Liebelei Max und Anna's, die aber in allen Ehren, mit seiner Heirath mit Cousine Alice und der Eifersuchtsheilung Ramberg's endet. Max trifft Sophie im Thiergarten, liebt sie, aber nicht leidenschaftlich genug; besonders als er und wir mit Staunen erfahren, daß sie von einem uns ganz Unbekannten und für uns Interesselosen ein Kind hat. Sie geht nach Rußland, nimmt Antheil an für uns verhüllt bleibenden Verbrechen und sprengt endlich auf höhern Befehl das Maschinenhaus gerade ihres Schwagers Ramberg in die Luft. Als Sühne tödtet sie sich bei dieser Katastrophe, welche andere versöhnt. Die später eingeführten Personen, welche Anna auf einer Erholungsreise nach dem Süden begleiten, sind allzu gute Bekannte aus adeligen Romanen.

Trotzdem bietet auch diese ganz anders als erwartet verlaufende Handlung mannichfaches Interesse. Man sieht, daß die Verfasserin Land und Leute, Bewohner und Anwohner der großen Güter und Fabriken kennt. Gelegentlich der Wahlen der Arbeiter heißt es einmal: „Verständniß ist bei den Leuten nicht, und mit etwas, was nicht da ist, kann man nicht rechnen. Durst aber haben sie immer, auf den kann man rechnen!"

Wenig aristokratisch meint ein Herr von Stieburg: „Ich werde gerade ein Narr sein und heirathen — damit meine Freunde den Spaß davon haben."

Warum druckt die Verfasserin zweimal falsch auf S. 226 und 227: „on reviens toujours à ses premiérs amours?"

Im ganzen kommen die hohen Adeligen in den „Lazinskys" besser weg, als die armen Arbeiter, die in nicht verlockenden Farben geschildert werden. Max von Blessen wird noch ein tüchtiger Mensch, Wirthschafter und Gatte; Boguslaw, der Held der Enterbten des Glücks, bringt es nach vielen schönen Reden und dem Ausschlagen einer ernährenden Stellung, unter der Versicherung, daß er nicht persönliches Wohl, sondern das Wohl des Ganzen anstrebe, nur zu einem elenden, zwecklosen Verbrechen, dem Zerstören eines Maschinenhauses, das Hunderte von Arbeitern ernährt! Was sagt die „Gleichheit" dazu?

4. Gambskreß' und Enzian. Innthaler G'schicht'n. Erzählt von C. Schultes. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 1887. 8. 3 M.

Karl Schultes ist der rühmlich bekannte Dichter der „Maigela". Ein geborener Anspacher (jetzt in Wiesbaden lebend), kennt er die Baiern genau. Er sagt in der schnadahüpfelnden Widmung:

> Da schreib'n jetzt manche G'schichterl'n hin:
> „So ist das Volk, so muß es sein!"
> Doch schaut man hin mit rechtem Sinn,
> Da möcht' man „Au und Weh" gleich schrein;
> Denn statt dem Volk, wie's leibt und lebt,
> Kriegt man — a parfumirt's Recept!

Es ist ein großer Abstand zwischen den Bauern des wackern Schultes und denen Bertold Auerbach's. Sie haben im Laufe der Literaturjahre einiges von der Sentimentalität und das viele Reflectiren verlernt. Die Literaturbauern sind urwüchsiger geworden und die Schultes'schen Leute nähern sich den Ganghofer'schen, die den wahren Menschenbauern schon ganz nahe stehen. In Sanct-Genoveva sehen wir einen münchener Maler, wie etwa der geniale Eduard Grützner seine Klosterleute studirt, mit allerlei Volk hantieren. Er lehrt sie auch die schöne Geschichte vom Siegfried aufführen, der den Golo zum Aufseher über sein Weib setzt. Auf der Bühne geht am bestimmten Tage alles soweit gut, bis die Bilder des Lebens über die Bilder der Phantasie triumphiren — denn im entscheidenden Augenblick erklärt sich die Mirl-Genoveva für den Golo und der Pfalzgraf-Natzi rauft mit dem Sepp-Golo aus Liebesgründen — die schon so oft in den Bauerngeschichten überzeugend waren. Ein dickschädeliger Vater, ein armer Knecht, der dem reichen Burschen vorgezogen wird, Eifersucht, Messerstiche: das Repertoire unserer Bauerngeschichten ist nicht groß. Aber hier und in der Freischützvorstellung, einer Parallelerzählung, hat Schultes so viel urwüchsigen Humor, so viel schöpferische Gestaltungskraft, so viel Feinheit in der Einzelcharakteristik entwickelt, daß wir uns auch mit ihm gern versöhnen, wenn sich alles versöhnt in die Arme fällt. Eine sehr empfind-

same Novelle, mehr im Jean Paul'schen Sinne, wenn auch nicht Stile, ist „Pater Harmonius", die Geschichte eines großen Kindes, nämlich eines salzburger Bauernbuben, der, katholisch, seine protestantische Maria nicht heirathen kann, aber ein großer Musiker wird. Recht originell ist die Behandlung, sehr merkwürdig sind einige Details. Aber wenn Schultes selbst sagt: „Sentimentalität ist dem Gebirgler ein unbekanntes Etwas. In einen Aufschrei aus voller Brust legt er seine höchste Freude und dann tritt wieder jenes ruhige Gleichmaß ein, in dem er sich tagtäglich bewegt und das nur bei Streit und Kampf eine zumeist schreckhafte Ausnahme erleidet" (S. 40), so kann der geehrte Herr Verfasser doch nicht in sämmtlichen Geschichten von dem Vorwurfe, sentimentale Bauern erzeugt zu haben, freigesprochen werden. Wie dem auch sei, sein Buch ist ein gehaltvolles, vortreffliches und sehr lesenswerthes.

5. Der geistliche Tod. Roman von Emil Marriot. Zweite Auflage. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1888. 8. 3 M.

Dieser Roman wurde zuerst unter meinen Auspicien und durch mein Zuthun in der „Bibliothek für Ost und West" (Wien, Engel) veröffentlicht. Nachdem die Concurrenz des Heyse'schen Novellenschatzes, der Engelhorn- und Spemann'schen billigen Ausgaben das österreichisch-ungarische Unternehmen lahm gelegt, hat nun der Verfasser seinen Roman in neuer Auflage erscheinen lassen. Es ist der Cölibat, gegen den Marriot mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften seines Talentes auftritt. Ein einsames Tirolerdorf ist sein Welttheater, und was Lokalcolorit, Charakteristik anbelangt, so ist alles zu loben; über einige Austriacismen gleitet der Leser gern hinweg. Ob Marriot Ferdinand Fabre's „Mon oncle Célestin", C. F. Meyer's „Der Heilige", den „Pfarrer von Kirchfeld" gelesen — und wir möchten das eher verneinen —, bleibt völlig gleichgültig. Er hat sich an das Problem gemacht, den Lebensuntergang eines Mannes zu schildern, der nicht zum Priesterstand berufen war und sich demselben dennoch widmen mußte. Die fanatische Mutter zwingt den Sohn moralisch dazu; selbstverständlich naht die Liebe in Gestalt einer Landschönen und der Conflict ist da. Das Opfer des eigenen Ichs begehrt eine tragische Vergeltung; man trägt nicht Weltfreudigkeit in sich und wird weltflüchtig — natura expellas furca, tamen usque recurret.

Georg Harteck, der Held, geht in seinem armseligen salzburger Gebirgsdorf, seinem geistigen Sibirien, elend an Leib und Seele zu Grunde. Er ist umgeben oder vielmehr bevormundet von einer Anzahl Nebenfiguren, die ohne Haß, aber unerbittlich gezeichnet sind. Die Scenen sind effectvoll; rührselige Sentimentalität, wie sie uns in dem schwächern spätern „Mit der Tonsur" begegnet, ist hier noch verbannt. Wenn sich Marriot einmal einem erfreulichen Stoffe zuwenden würde, dürfte er auch die beglücken, welche zwar auch Pessimismus und Verbitterung begreifen können, aber immer noch glauben, daß die süßesten Trauben auf der Sonnenseite der Kunst reifen.

Alfred Friedmann.

Neuere Dramen.

1. Die Tarquinier. Tragödie in fünf Aufzügen von F. X. Seidl. Regensburg, Bauhof. 1887. Gr. 16. 75 Pf.

Das Stück ist bereits am 13. November 1879 am Stadttheater in Regensburg über die Bühne gegangen. Vom Erfolg und von weitern Aufführungen können wir in Ermangelung genügender Kenntniß nichts berichten. Es behandelt die Vertreibung des letzten römischen Königs und seines Geschlechts aus Rom und den Sturz des Königthums überhaupt (509 v. Chr.) genau nach den uns bekannten geschichtlichen Traditionen, wie sie Livius erzählt. Der Dichter hat sich weder der Thatsachen, noch der Charaktere mit schöpferischer Hand bemächtigt, sondern das geschichtlich Bekannte in eine dramatische Form gebracht. Das soll nicht etwa als Vorwurf gesagt sein. Der geschichtliche Stoff an sich enthält der tragischen Momente genug, um den dramatischen Dichter zur Bearbeitung anzureizen. Nur zur Charakterzeichnung reicht er nicht aus und hier gerade hätte der Dichter Gelegenheit gehabt, aus eigener Macht zu schaffen. Ob er es gethan, werden wir sogleich prüfen können.

Es ist Feiertag — so beginnt die Tragödie — und fünf römische Bürger, Vertreter der als Statisten die Scene füllenden gesammten römischen Bürgerschaft, erwarten den Festzug des Königs. Aber sie klagen über die schlimme Zeit. Der unvollendete Tempel des Jupiter, für dessen Bau alle Bürger fronen müssen, gibt Anlaß dazu:

> Daheim bei uns sind Haus und Herd verwaist,
> Verrostet in der Ecke steht der Pflug,
> Denn unsre Hände dürfen nimmer rasten,
> Um Bettlerlohn dem stolzen Herrn zu dienen.
> . . . .
> Ein wahres Sklavenlos ward uns bereitet . . .

Brutus, der sich wie Hamlet als blöder Narr benimmt, hetzt die Unzufriedenen und fleht zu den Göttern:

> Laß mich dem Vaterlande ganz allein
> Der Schutz, der längst ersehnte Retter sein.

Er findet in Valerius einen erst versteckten, dann sich frei bekennenden Gesinnungsgenossen. Der König hat den Krieg gegen Ardea beschlossen. Der zweite Act führt uns in das Lager. Dort streiten beim Wein Aruns, des Königs zweiter Sohn, und Collatinus, wessen Weib die Tugendhafteste sei. Sie wetten und beschließen sofort einen nächtlichen Ritt in ihr Heim, um die Frauen zu überraschen. Sextus, des Königs erster Sohn, durch das

Abenteuer gereizt, begleitet sie. Sie treten bei Lucretia, Collatin's Gattin, ein und finden sie häuslich beschäftigt. Ihr wird der Preis zuerkannt, weil die andere am königlichen Hofe schwelgend angetroffen wurde. Sextus entbrennt in heftiger Liebe für Lucretia und schwört beim Abschied (leise für sich): „Mein muß sie werden bei des Orcus Schrecken!"

Dritter Act: Brutus und Valerius wandeln in der Nähe des Lagers von Ardea. Es ist Nachricht aus Griechenland eingetroffen, daß Hipparch, von Harmodius ermordet, den Thron dem blutdürstigen Bruder Hippias hinterlassen habe. Man sehe es also deutlich: „Tyrannenmord befreit noch nicht den Staat." Brutus will die Krone selbst zerbrochen wissen und Valerius glaubt endlich auch, daß nur dies zum Ziel der Freiheit führe. Sie beschließen, das Volk zusammenzurufen, während der König von Ardea abwesend sei. Gleich darauf treten zwei römische Centurionen auf. Auch sie klagen über die Tyrannei des Königs und gönnen ihm, daß der erste Sturm auf Ardea mislungen. Sie zeigen nicht übel Lust, zum Feind überzugehen. Nun folgen die drei Söhne des Königs. Titus und Aruns reden von schlimmen Zeiten und es sei nun geschehen, was ihre Furcht erwartet. Was dies sei? erfährt man nicht und ebenso entbehren die Klagen der Centurionen der thatsächlichen Grundlage. Sextus verspottet seine schwarzsehenden Brüder und schickt sich zum nächtlichen Ritt an, um Lucretia zu erobern:

> Auf Sturmesflügeln trage
> Mein Roß zu meinem holden Liebchen (?!) mich,
> Du aber, schaumgeborne Göttin, leihe
> Mir deine Huld und segne meinen Gang.

Im vierten Act kommt Sextus' an Lucretia inzwischen verübte Schandthat an den Tag. Sie selbst erzählt sie in Brutus' Gegenwart dem Gatten und dem Vater und ersticht sich vor deren Augen. Nun ruft Brutus alle zur rächenden That. Dies alles geschieht in Collatia, Collatinus' Wohnort, bei Rom. Die Leiche Lucretia's wird nach Rom getragen. Das Gerücht der Schandthat hat sich bereits dorthin verbreitet. Der Leichenzug mit Brutus und seinen Mitverschworenen erscheint auf dem Forum, wohin das Volk bereits zusammengeströmt ist. Brutus wirft die Maske des Narren ab, entzündet durch seine Reden das Volk zum Entschluß, das Königthum für immer abzuschaffen. Valerius ruft: „Auf zu den Waffen!" und „das Volk" antwortet: „Auf! die Freiheit winkt."

Wir sehen aus dieser kurzen Mittheilung, daß eigentlich, abgesehen von Sextus' Frevel an Lucretia, während des Dramas noch nichts geschehen ist. Nur Klagen über Tyrannei des Königs werden laut. Was er verbrochen, erfahren wir nicht. Wo soll nun die Sympathie mit Brutus und seinen Genossen, mit den übrigen Unzufriedenen und mit dem römischen Volk herkommen, die uns doch der Dichter beibringen muß? Soll etwa der fünfte Act helfen? Keineswegs. Denn zwischen dem vierten und fünften Act ist die Katastrophe bereits eingetreten und fertig gemacht. Der fünfte Act zeigt uns den verbannten König bereits auf der Flucht mit seinen Söhnen. Sextus kehrt zwar mit seiner Handvoll Soldaten nach Rom zurück. Er sagt es wenigstens: „Ihr werdet von mir hören!" Aber bald darauf meldet ein Bote, der sein Schwert bringt, er sei erschlagen worden — also auch dies hinter der Scene. Nur Tarquinius selbst stürzt sich vor den Augen des Zuschauers in sein Schwert, womit natürlich die Tragödie ihren Abschluß findet. Der Dichter hätte wol ein Muster für seine Arbeit gehabt. Auch Schiller's „Tell" handelt von der Vertreibung tyrannischer Gewalten. Wir sind nun zwar weit entfernt, verlangen zu wollen, daß Seidl es dem großen Meister irgend gleichthue. Aber daß im Schiller'schen Schauspiel die Schandthaten der Tyrannen zum großen Theil sich auf der Bühne vor unsern Augen ebenso abspielen, wie wir mit Augen die Rache sehen, die für sie geübt wird, worin eben der psychologische Erklärungsgrund des tiefen Mitgefühls für die gepeinigten Schweizer liegt, welches der Dichter in unsere Seelen hineinzutragen verstanden hat — das wenigstens hätte der Dichter der „Tarquinier" dem Dichter des „Tell" ablauschen sollen.

Daß nun bei dieser Art dramatischer Bearbeitung geschichtlicher Stoffe von irgendwelcher Charakterzeichnung des Helden und der sonst mitwirkenden Personen keine Rede sein kann, ergibt sich daraus, daß dieselben so viel wie nichts thun, sondern daß nur ganz allgemein von Volk und Heer über sie geklagt wird, ganz von selbst. Tarquinius, der Held des Stücks, thut nichts, als daß er sich ins Schwert stürzt; Sextus nichts, als daß er Lucretia schändet; diese selbst hätte vielleicht als Mitspielende ganz erspart werden können, denn was sie thut, konnte ebenso gut erzählt werden — in die dramatische Handlung greift sie nicht ein; Brutus zeigt sich nur als Agitator — nirgends läßt uns der Dichter in die Seelen der Menschen einen Blick thun, durch welchen wir ihr innerstes Sein und Denken zu erkennen vermöchten.

Von diesen großen Mängeln abgesehen, kann man eine über die ganze Exposition sich verbreitende Klarheit und Uebersichtlichkeit dem Stücke nicht absprechen.

2. Judas. Tragödie in fünf Acten von Joseph Seeber. Innsbruck, Wagner. 1887. 12. 2 M.

Es fiel uns zunächst auf, daß in der Tragödie, obgleich Christus selbst als handelnde Person auftritt, nicht er selbst, sondern Judas der Held des Stücks sein soll. Entschließt man sich einmal dazu, den Erlöser auf der Bühne erscheinen zu lassen, so, sollten wir meinen, müßte er auch die Hauptperson, der Mittelpunkt des Ganzen sein — schon deshalb, weil seine Leidensgeschichte den wesentlichen Inhalt des Stücks bildet. Daß sich der Dichter hierzu entschlossen hat, wollen wir zunächst nicht betonen, sondern nur gleich von vornherein jede Parallele mit den bekannten oberammergauer Bühnenvorstellungen der Passionsgeschichte entschieden ablehnen. Die sind etwas ganz anderes, was auszuführen uns der Raum fehlt. Die Kunst an sich erzeugt bei Behandlung eines und desselben

Gegenstandes verschiedene Wirkungen. Die Kreuzigung Christi, das Panorama von Piglhein in München, welches freilich nur den Act der Kreuzigung selbst darstellt, aber dennoch jedem Beschauer die ganze Leidensgeschichte vor der Seele vorüberführt, macht den erhabensten und tiefsten Eindruck auf alle Menschen. Der kühnste Zweifler fühlt sich hingerissen zu dem Bekenntniß: Ja! es ist doch wahr! Hier sehe ich es vor Augen. Der Verfasser dieser Zeilen, von dem Künstler selbst geleitet, trat vor das gewaltige Bild mit einer Empfindung, wie er sie heiliger und geläuterter kaum je gehabt zu haben sich erinnern kann. Noch kein Besucher von Oberammergau hat unsers Wissens den dortigen Passionsspielen beigewohnt, ohne ergriffen gewesen zu sein. Unsere Tragödie „Judas“ behandelt ganz dieselbe Sache, aber der Eindruck ist ein anderer. Jeder Hauch des Heiligen und Göttlichen ist abgestreift, kahl und kalt stehen die einzelnen Thatsachen der Geschichte nebeneinander, sie entwickeln sich nicht auseinander, eine folgt eben auf die andere. Ein Höhepunkt dramatischer Action, ein Knoten, auf dessen Lösung man mit Interesse und Spannung wartet, ist nicht da. Neu ist uns nichts. Jedes Kind kennt ja die Geschichte und gerade so — ja oft mit den Worten Christi, wie sie uns die Evangelisten überliefern, finden wir sie in der Tragödie wieder; sogar bei der Abendmahlsscene ist der Dichter nicht weit davon entfernt, den Herrn die Einsetzungsworte sprechen zu lassen. So wie nun in der Geschichte das ganze Interesse der Menschheit sich auf die Person des Heilands concentrirt und von jeher hat concentriren müssen, gerade so ist es mit der Tragödie der Fall, und der Dichter hat nicht wohl mit dem Versuch gethan, es auf Judas zu lenken, indem er ihn, den Verräther, und nicht Christus, den Verrathenen, jenen, der uns ein Auswurf der Menschheit ist, und nicht diesen, den erhabensten aller Menschen, in die Mitte seiner Dichtung stellt. Daß sich Judas endlich an einem Baum aufhängt, was übrigens ebenso wenig wie die Kreuzigung Christi auf der Bühne vor sich geht, erzeugt bei niemand Mitgefühl; daß Christus am Kreuz für die Menschheit blutet, gehört zu den höchsten Ideen unserer und aller Zeiten. Gibt es also überhaupt ein tragisches Moment in der Geschichte, von der unser Dichter spricht, so liegt es in Christus, aber nicht in Judas. Dies tragische Moment existirt aber unsers Erachtens überhaupt nicht und der dramatische Dichter sollte dieser Geschichte lieber ausweichen und sie dem Epiker überlassen. Er kann nicht einmal von dem Recht Gebrauch machen, das jedem Dramatiker bei der Behandlung historischer Stoffe unbestritten zusteht — von dem Recht, die Geschichte nach dem Bedürfniß der poetisch-dramatischen Idee zu modeln, zu gruppiren, zu beleuchten. Die Tradition der Passionsgeschichte steht so fest, daß jede Veränderung derselben zur Lächerlichkeit werden würde. Er muß sie entweder lassen, wie sie ist, oder er darf sie gar nicht dramatisch behandeln. Unser Dichter hat das erstere gethan, aber dennoch zwei Züge hineingelegt, die in der Geschichte keine Begründung finden. Folgende Verse werden klar machen, was wir meinen, ohne es weiter ausführen zu müssen. Kaiphas sagt zu dem Priester und Rabbiner Philo, dem erbittertsten Feinde Christi:

Na, jetzt weiß ich auch,
Wodurch der Nazarener deine Gunst
Sich ganz verscherzt: die niedliche Maria
Von Magdala warf auch um unsern Rabbi
Das Zaubernetz — na — bleib' nur ruhig, Philo!
Wir wissen ja, daß auch der strenge Priester
Ein Ding von Fleisch ist, nicht von kaltem Eisen.
Und die Maria hat der Nazarener
Nun fromm gemacht und sie zum frommen Bruder
In sichre Hut gebracht, du wirst vergeblich
In seine Höhle dringen. . . .

Und dann: Petrus gibt sich alle nur erdenkliche Mühe, den Judas vor der Verzweiflung zu schützen, die ihn schon erfaßt hat, als ihm die Verurtheilung Christi bekannt geworden. Daß er in jener Nacht den Herrn dreimal verleugnet hat, rechnet er sich noch schwerer auf als Judas' Verrath. Er spricht zu sich selbst:

Da wardst du gleich dem Judas zum Verräther! —

Und Judas will er mit den Worten trösten:

So weißt du nicht, daß ich dieselbe Schuld,
Ja größer fast, auf mich geladen habe?
Den du verriethst, hab' dreimal ich verleugnet.

Warum der Dichter jenem Philo die Schelle anhängt und dem gewaltigen Petrus eine sentimentale Regung höchsten Grades andichtet, die ihn jeden richtigen Maßes für seine und des Judas Schuld beraubt — dafür können wir durchaus kein Motiv finden.

3. Sokrates. Ein Trauerspiel von Ernst Hermann. Mannheim, Bensheimer. 1888. 12. 2 M.

Was der Dichter mit dem Stück bezweckt, hat er dem Leser, aber nicht dem Zuschauer (falls er deren je finden sollte) zu eröffnen für nöthig gehalten, indem er dem Schlusse des Trauerspiels einen „Epilog“ in der Form eines gereimten Gedichts anschließt. Hier nennt er Sokrates den „Wunderbaren“, den er aus dem Reich der Schatten in lebenswahrer Gestalt heraufbeschwören will, damit er in seiner Größe sich dem Volke in Lebensfülle zeige. Er sagt:

Lehr's wieder selber prüfen und entscheiden
Und jenen Ueberzeugungsmuth erwerben,
Der unerschüttert bleibt in Lust und Leiden,
Der ehrlich leben läßt und ruhig sterben.

Dies also soll dem Volke, d. i. der heutigen Gesellschaft, durch das Trauerspiel gelehrt werden. Ob nun hierzu gerade Sokrates (von dem wir verhältnißmäßig sehr wenig wissen, dessen Lehren sich nirgends, wie etwa die Evangelien, aufgezeichnet finden) ein praktisch gewähltes Muster ist, das müssen wir bezweifeln und zwar um so mehr, als auch das Schauspiel selbst uns weiter nichts gibt, als die bekannte Geschichte, daß Sokrates durch seine Lehre die Jugend vom hergebrachten Götterglauben abgeleitet, also verführt, daß er jedem offen und oft bitter die Wahrheit gesagt und sich dadurch Feinde gemacht habe, die ihn

des Abfalls von der Staatsreligion und der Verführung der Jugend anklagten, seine Verurtheilung erreichten, infolge deren er den Giftbecher trinken mußte. Das ist im allgemeinen der Inhalt des Stücks. Alles kommt auf der Bühne vor bis auf das Zucken des Sterbenden. Es ist noch eine kleine Liebesgeschichte hineingeflochten, die als solche mit dem Ganzen keinen Zusammenhang hat und damit endigt, daß das unglückliche Liebespaar von dem für Sokrates bestimmten Giftbecher trinkt; man weiß aber nicht, wie die jungen Leute dessen habhaft geworden; es geschieht hinter der Scene und die Sache geht spurlos vorüber.

In dem Epilog spricht der Dichter noch eine Art Wunsch aus; er sagt zu seinem Werke:

> So geh' hinaus und grüße ernst und heiter
> Ein jedes Haus, wo man dich aufgenommen!
> Und nimmt sich deiner an ein Bühnenleiter,
> So heiße ganz besonders ihn willkommen!

Das, fürchten wir im Interesse des Autors, wird schwerlich geschehen und von einem heitern Gruß vermissen wir jede Spur. Irgend ein Zug, der ein Publikum, also „das Volk", zu welchem der Dichter des Epilogs sprechen will, interessirt, packt, seine Spannung auf die Lösung eines dramatischen Conflicts und seine Theilnahme an Personen anregt, ist nicht im Trauerspiel zu finden und scheint sogar absichtlich vermieden zu sein, sonst würden die einzelnen Thatsachen nicht so kühl und trocken aufeinander folgen. Selbst dem Sokrates fehlt jede geistige Distinction seiner Persönlichkeit, alles „Wunderbare" und „Große", und dies geht so weit, daß sogar seine traditionelle Häßlichkeit im Stück Gegenstand des Dialogs wird. Seine geschichtlich fast ebenso wie er selbst bekannte Ehehälfte fehlt ganz, und doch ist auch ihr gegenüber uns so mancher Zug des Philosophen von den Historikern berichtet, der ihn charakterisirt hätte. Wir wollen dies aber gern dem Dichter zum Lob anrechnen, denn er würde des Unschönen, sagen wir lieber des Ordinären, uns sonst noch mehr haben bringen müssen, als ohnehin vorkommt.

Ganz anders im

4. Hassan. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Moritz von Engel. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 3 M.

Hassan ist der letzte Maure aus dem Stamme der Zagri, eines fürstlichen Geschlechts des unter Ferdinand's und Isabellens Regierung in Spanien durch das System Ximenes zum Christenthum bekehrten, aber auch ganz in den südlichen Theil des Reichs zurückgedrängten Volksstamms. Er ist Fanatiker, der sich der Bekehrung widersetzt und entzogen, deshalb vom Governadore, Grafen Penaflor, die denkbar furchtbarsten Qualen und Verfolgungen erlitten und keinen andern Gedanken in seinem Alter mehr hat, als Rache, glühende Rache gegen das Haus Penaflor, dessen Haupt, jener Governadore, bereits den Dolchen seiner Gegner erlegen und dessen ältester Sohn verschwunden ist. Die Witwe, Gräfin Penaflor, hat nur noch eine Tochter, Ines, und einen Sohn, Don Cäsar; so glaubt sie wenigstens, da ihr jede Kunde über das Schicksal jenes ältesten Sohnes fehlt. Sie und die Ihrigen genießen als fanatische Katholiken und wegen Ines' Schönheit die Gunst des Großinquisitors. Das Stück spielt 1620 in der Blütezeit der Inquisition: Ines ist die Geliebte eines jungen Spaniers Adrian, eines feurigen Charakters bei unverhohlenem Priesterhaß, aber tiefer Religiosität. Er selbst kennt seine Herkunft nicht.

> Nur ein Bild
> Ist mit entsetzlichem Gepräge aus
> Den Kinderjahren ihm zurückgeblieben:
> Blutrother Himmel, glüh'nder Feuerqualm —
> Die Sinne schwanden . . . War's ein Scheiterhaufen?

Trotz allem Forschen hat er seine Familie nicht finden können, verzweifelt deshalb an der Hoffnung, Ines als Gattin erobern zu können, wenn sie nicht in seinen Entführungsplan willigt. Bei dessen Ausführung ist ihm Hassan, den er vor Pöbelmishandlung geschützt hat, ein wie er wähnt treuer Gehülfe, der seiner Geliebten einen den Entführungsplan enthaltenden Brief durch deren Zofe zustecken soll. In diesem Augenblicke — es ist Nacht — tritt Don Cäsar dazwischen und entreißt ihm den Brief, der keine Unterschrift hat. Er enthält aber, daß um 11 Uhr alles zur Flucht bereit sei. Das schlägt es $^3/_4$ vor 11 Uhr. Cäsar lauert, schreibt einige Zeilen an seine Mutter und gibt das Blatt dem Diener, der sofort abgeht. Adrian tritt auf, trifft den Bruder seiner Geliebten, den er aber nicht kennt. Dieser hält ihm den Brief vor, Adrian entreißt ihm denselben, bekennt sich aber dazu; die Schwerter fliegen aus der Scheide und Cäsar fällt. Hassan schleicht herbei, nachdem Adrian fortgestürzt ist, um womöglich Ines zu sprechen, jubelt über den Tod des jungen Penaflor und trägt den Leichnam fort. Hiermit schließt der erste Act. Die Zofe erzählt den Vorgang ihrer Herrin, erkannt hat sie aber nur Hassan, nicht die Kämpfenden. Da wagt sich Adrian in den Palast Penaflor, wo er Ines findet. Sie beschließen eiligste Flucht. Inzwischen hatte die Gräfin, um eine glänzende Verbindung ihres Sohnes mit eines Grafen Lerma Nichte zu ermöglichen, mit dem Großinquisitor vereinbart, daß Ines in das Stift Santa-Maria eintreten solle, dessen Abt der Großinquisitor ist. Dieser liebt Ines und will sie in seine Gewalt bekommen. Während die Gräfin ihrer Tochter jene Vereinbarung mittheilt, wird Don Cäsar's Leiche ins Zimmer getragen und sein Brief überbracht. Die Gräfin verlangt Rechenschaft von Ines; sie soll den Namen des Verführers nennen, aber sie schweigt beharrlich. Im dritten Act finden wir sie im Kloster Santa-Maria. Im Garten naht ihr der Inquisitor. Auch er dringt in sie, jenen Namen zu nennen, aber vergebens. Als er Ines verlassen, erscheint Adrian im Garten, um sie zu befreien. Der Inquisitor kommt dazu. Ines fleht ihren Geliebten um Schutz an gegen den Zudringlichen. Adrian zieht den Dolch und droht ihm sofortigen Tod, wenn er einen Laut von sich gebe und nicht ihm und Ines das Thor zur Flucht öffne.

Ines ist befreit und mit Adrian unter Hassan's Führung auf der Flucht nach Frankreich begriffen. Ein Anachoret, dessen Einsiedelei im Gebirge ihnen eine kurze Ruhestätte bietet, segnet ihren Bund. Die Flüchtlinge kommen nun bei Nacht in ein Wirthshaus, wo sie Herberge finden. Während sie eingeschlummert, legt Hassan Feuer an. Auch die Gräfin, die ihre Tochter verfolgt, hat er in dies Haus gelockt. So will er seinen Rachedurst stillen und alle Penaflors, die er nun unter ein Dach gebracht hat, durch die Flammen vernichten. Aber Adrian erwacht. Er begreift Hassan nicht, der Brennstoff (auf der Bühne) zusammengehäuft und angezündet hat, hält ihn für wahnsinnig; Hassan ruft die Gräfin herbei, jetzt könne sie den Buhlen ihrer Tochter greifen; alle Hausbewohner laufen zusammen. Hassan wird festgenommen und mit ihm die Flüchtigen. Die Gräfin befiehlt, daß man Adrian und Hassan vor den Großinquisitor führe; sie sollen morgen im Auto da Fé enden.

Das Verhör (fünfter Act) findet im Palast Penaflor statt. Bevor das Tribunal eintritt, erzählt Hassan der Gräfin seine Vergangenheit, die Feindschaft der Familien Hassan und Penaflor, wie jene von dieser ihrer Güter beraubt worden, wie Graf Penaflor die Töchter des Soliman Hassan zu seinen Sklaven gemacht und die Söhne mit Ruthen habe zu Tode peitschen lassen. Soliman sei dann mit seinen Töchtern ins Gebirge geflohen und habe dort im Versteck sich vor den Verfolgungen der Christen sicher geglaubt; doch Penaflor habe sie entdeckt und habe vor des Vaters Augen die Töchter geschändet. Dieser Soliman sei er selbst und er habe Rache geschworen. Deshalb habe er vor Jahren jenen Brand angestiftet, der Penaflor's Ernte vernichtet; dabei sei ihr Erstgeborener, damals noch ein Kind, verloren worden. Er sei es, der Adrian's Liebe zu Ines entflammt habe, um durch die Entführung den Namen Penaflor's zu entehren.

Während dieser Erzählung tritt das Tribunal ein. Das Verhör beginnt: Adrian wird verurtheilt und abgeführt. Als auch Hassan zum Tode geführt werden soll, zeigt er der Gräfin eine Kette. „Kennt ihr dies?" Sie erkannte sofort die ihrem Erstgeborenen zugehörige Kette und Hassan eröffnet ihr jetzt, daß dieser ihr Sohn noch lebe.

> Wär's wahr? Wo ist mein theurer Sohn?
> Unsel'ger sprich, wo lebt mein Kind?

In diesem Augenblick eilt der Diener der Gräfin herbei und meldet, daß Ines sich aus dem Fenster gestürzt habe, als Adrian das Brandgerüst bestiegen. Nun gesteht Hassan, bei jenem Brande habe er den Erstgeborenen geraubt und nach Frankreich gebracht. Dort sei er Offizier geworden. Er, Hassan, habe in ihm aber die Sehnsucht nach Spanien erweckt. So sei er mit ihm hierher gekommen. Ein Klausner im Gebirge habe ihm unbewußt die Schwester angetraut.

> Er ist's, deß' Leib am Holzstoß dort verkohlt.

Die Gräfin bricht zusammen, Hassan wird abgeführt und spricht:

> Jetzt wartet eures Amtes, Marterknechte:
> Granadas letzter Maure ist gerächt!

Mit vielem Geschick ist dieser, einer andalusischen Sage entnommene Stoff zur Tragödie verarbeitet. In guten, oft zu hohem Schwung ansteigenden Versen läßt uns der Dialog allenthalben den engen Zusammenhang aller thatsächlichen Einzelheiten leicht erkennen, und einen gewissen Bühnenerfolg glauben wir dem Stück voraussagen zu dürfen. Aber — ist denn irgend etwas Schönes darin wiedergegeben? Grausig der geschichtliche Hintergrund und grausig das Bild, welches auf ihn gemalt ist; die furchtbarste Rachsucht und die ebenso furchtbar geübte Rache ist die Idee und die That, die es beherrscht. Zum Herzen spricht nur eine Stelle (dritter Act, zweite Scene). Ines steht mit Adrian am offenen Fenster und sagt zu ihm:

> Fühlst du den Duft? Er kommt vom holden Kosen
> Der Blumen. Sie verbreiten Liebeswellen,
> Die durch das Weltall ihre Kreise ziehen.
> Sie fassen uns — umsonst ist unser Sträuben!
> Was Blumen thun — darf das der Mensch nicht auch?

A. Fleischmann.

Erzählungen und Skizzenbücher.

1. Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt von V. Chiavacci. Teschen, Prochaska. 1887. 8. 2 M.

Die wiener Volksliteratur ist in Miscredit gerathen, und das mit Recht. Zwar gehört zu ihren Vertretern ein Ferdinand Raimund, dessen Werke die Spitze der volksthümlichen dramatischen Dichtung bilden; aber zu ihren Vertretern gehören auch Langer, Berg und andere, welche, ebenso wie gewisse Volksblätter, unfrei nach oben und unten, den obern Zehntausend schmeichelnd und dem niedern Volke, den gemeinsten Neigungen und Begierden fröhnten und mit pfiffigem Raffinement auf die Dummheit speculirten. Als einer dieser scheinbar harmlosen, thatsächlich aber verderblichen Biedermeier darob von Sitter, dem verstorbenen, vortrefflichen Redacteur des wiener „Figaro", zur Rede gestellt wurde, durfte er die freche Antwort geben: „Für's Volk ist nichts zu dumm!" Sie hatten klug gerechnet, denn sie hatten den Erfolg auf ihrer Seite. Ein Regenerator kam, weil er kommen mußte, und der war und ist Friedrich Schlögl. Er ist ein echter und rechter Volksschriftsteller, für den es nur, unbekümmert um Beifall oder Misfall, ein Ziel gibt: die Wahrheit. Er ist der Naturgeschichtschreiber des Wienerthums, soweit es sich im Leben und Treiben der untern und mittlern Stände entfaltet, ja noch mehr, er ist Wiens

Gewissen. Auch er weiß zu erzählen von dem Goldherz der Wiener, aber er weiß genau zu unterscheiden zwischen der Gemüthlichkeit, welche lautere Herzensgüte ist, und jener andern, häufigern, welche gleichbedeutend ist mit Roheit und Dummheit. Er schreibt mild und warm, jedoch auch sarkastisch und satirisch, denn er besitzt den in unserer Zeit des leisetretenden Byzantinerthums doppelt preiswürdigen Muth, offen bis zur Rücksichtslosigkeit zu sein. Darum ist seinen Schriften oft jene Herbigkeit und Bitterkeit eigen, die sich überall findet, wo sich die Wahrheit mit ungeschminkter Wange sehen läßt, wo in der Darstellung jener schöne Realismus obwaltet, dessen Mutterschaft die Idealität ist. Schlögl hat Schule gemacht. Viele jüngere Schriftsteller folgen seinen Spuren, wenn sie es auch nicht Wort haben wollen, und pflegen das von ihm gegründete Genre, freilich ohne sein charakteristisches Gepräge, seine scharfe Beobachtungsgabe, seinen kaustischen, originellen Stil. Der begabteste unter ihnen ist V. Chiavacci. In dem vorliegenden Buche hat er eine Reihe seiner Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt zusammengestellt und uns damit eine willkommene Gabe geboten. Was er erzählt, ist im wesentlichen nichts Neues. Wir kennen sie gut, die bald wehmüthigen, bald komischen Leiden und Freuden des Kleinbürgers und Kleinkrämers, dessen Leben in der Sorge um die Nothdurft des Tages verfließt; wir sind ihnen oft begegnet, den alten, unsterblichen Gestalten des Volks, dem subalternen Beamten, dessen Kinder einen Ueberfluß von Hunger haben bei Mangel an Geld und Gut, dem Hausmeister, der der gefürchtete Haustyrann ist, dem Commis, der in den Mußestunden sich gern auf den Cavalier hinausspielt und diversen Sportgelüsten fröhnt, dem Arbeiter, der, arbeitsscheu und unklaren Kopfes, socialistische Schlagwörter zur Rechtfertigung seines Müßigganges benutzt und am Ende zum Verbrecher wird, dem Marktweib, dessen Zunge der Schrecken aller Marktbesucher ist. Chiavacci schildert gut; ein schlichter, weicher Ton geht durch seine Skizzen, in denen sich allerdings mancher Typus, manche Gefühlsäußerung so häufig wiederholt, daß eine gewisse Monotonie eintritt. Er ist weniger Satiriker als Darsteller. Er fühlt sich heimisch in der Welt, die er uns vorführt, und hat das Talent, seine Gestalten anschaulich und plastisch hinzustellen, schmucklos und natürlich. Am reizvollsten sind die Stücke: „Guten Morgen", „Das Sperrsechserl", „All' die lieben Plätzchen", „Der Hetzenbinkel", „Mit dem Zins is' a Kreuz", „Die Bisguro", „Die zaunete Familie", „Der stürmische Tag", vor allen aber „Ihr Hansl", die ergreifende Geschichte einer Katze, um so ergreifender, weil sie wahr ist. Aber für jeden Thierfreund auch empörend, denn sie macht uns mit einigen jener gottverlassenen Leute bekannt, für die das Thier, von welchem sie doch alles und jedes zu eigenem Nutzen und Frommen so sinnreich zu benutzen verstehen, schutz- und rechtlos ist, ein Geschöpf, nur um ihre wollüstige Grausamkeit daran zu üben, so recht der „arme Kaliban der Welt", um mit Friedrich Hebbel zu sprechen. — Am wenigsten befreunden kann ich mich mit den „Politischen Standreden der Frau Sopherl vom Naschmarkt". Eine Hökerin auf dem berühmtesten der wiener Märkte glossirt, von ihren Kunden umringt, die Ereignisse des Tags. Sie hat Naturverstand und Mutterwitz, ihre Aeußerungen sind gescheit, zu gescheit für ihre niedrige Schulbildung. Das ist der psychologische Schnitzer. Nicht daß die gute Frau Sopherl nicht existirt, ist ein Fehler, wol aber, daß sie nicht existiren kann. Sie ist eine unmögliche Gestalt, ohne Fleisch und Blut, ein Verstandesgebilde des Verfassers. Ihre Ausdrucksweise ist wienerisch, Empfindungen und Gedanken sind es nicht. Das letztere jedoch ist das Wesentliche und Wichtige, das psychologische Moment, auf welches bei jeder nach dem Leben gezeichneten Gestalt alles ankommt. Daß sie den wiener Dialekt spricht, ist ein nur untergeordnetes Merkmal. Nicht daß ein volksthümlicher Mensch eine volksthümliche Sprache wortgetreu spricht, ist für seine Lebenswahrheit in der Dichtung entscheidend, sondern daß seine Gedanken- und Gefühlswelt dem Volke angehört. Ein classisches Muster ist Gottfried Keller, der seine zahlreichen Naturkinder mit tiefern, innerlichern Mitteln zu charakterisiren weiß, als durch das mehr äußerliche der Mundart. Er läßt sie eine Sprache sprechen, welche, auf das discreteste durch das Schweizerdeutsch modificirt, keine andere ist, als unsere gemeinsame Schriftsprache, das stärkste, edelste und bedeutsamste Band für alle deutschen Stämme, das Element, welches uns als Deutsche kennzeichnet, mögen wir nun draußen im Reiche, in Oesterreich oder sonst wo leben.

Zwei Eigenschaften sind es, die kleine poetische Genrebilder aus dem Alltagsleben werthvoll machen: poetische Grazie und derber Humor. Chiavacci besitzt von beiden einen Theil.

2. Für Jedermann. Novellen von Paul Block. Leipzig, Werther. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Man merkt es dem schmucklosen Aeußern dieses Buchs nicht an, daß die sechs Novellen, die es umfaßt, gelungen und gediegen sind. Es sind kleine Stücke, frisch aus dem Menschenleben herausgeschnitten, ernst und heiter, wahr und warm. „Fritz", die erste Novelle, fällt besonders angenehm auf durch die Einfachheit der Darstellung. Man glaubt eine Geschichte für Kinder zu lesen, bis man endlich merkt, daß es große Kinder sind, für die der Verfasser geschrieben hat. Er zeigt ihnen an einem rührenden Lebensbild aus der Handwerkerwelt die Macht eines jungen Weltbürgers, welche im Stande ist, hadernde, in die Irrwege des Lebens gerathene Eheleute zu Eintracht, Liebe und Arbeit zurückzuführen. In „Warum?" wird das Problem behandelt, daß die Lüge auch für die wärmste Liebe verhängißvoll werden kann, und in „Prinzeß Olinka" wird ein Weib dargestellt, ein leidenschaftliches, echt modernes Weib, welches zwar nach Liebe dürstet, aber zu Grunde geht, weil es unfähig ist, aus Liebe

alles zu opfern, um alles zu besitzen. Den Rest des Buchs bilden drei Bagatellen, die unterhaltend und anmuthig erzählt sind und durch knappe und feine Charakteristik sich auszeichnen.

3. Mit schönen Frauen. Novellistische Gespräche von Oskar Welten. Zweite Auflage. Berlin, Ißleib. 1887. 8. 3 M.

Mit Recht wehrt sich der Verfasser in einem Vorworte gegen eine pikant-frivole Auslegung des Buchtitels „Mit schönen Frauen". Was er bietet, sind Gespräche mit schönen Frauen über verschiedene moderne Gegenstände. Sein Buch ist nach Inhalt und Form nicht dazu bestimmt, die Lüsternheit zu erregen, seine Tendenz ist viel eher eine moralisirende, und diese hinwiederum ist mehr discret als aufdringlich. Frisch und gewandt, wenn auch nicht immer sorgfältig im Stil, werden Mängel und Verkehrtheiten des Lebens behandelt, Irrthümer in der Kindererziehung, Geschmacklosigkeiten in der Frauenmode u. dgl. Beherzigenswerth ist besonders die Skizze: „Wie sollen wir Romane lesen?" In ihr wird der Gebrauch der deutschen Damen gegeißelt, aus der Leihbibliothek ein schmutziges Exemplar des allerneuesten Romans zu beziehen und ihn rasch zu verschlingen, im Drange nach flüchtiger Zerstreuung und nervöser Aufregung, als wäre die Aufgabe eines rechtschaffenen Romans, welcher den Namen Dichtung verdient und allerdings selten ist in deutschem Lande, nicht geistige Anregung, poetische Erhebung und tragische Erschütterung, und als erforderte seine Lesung nicht das gerade Gegentheil der Zerstreuung: die Sammlung. Auch die „Lüge als guter Ton" enthält manche treffende Bemerkung. Leider schwimmt der Verfasser wohlgemuth auf der Oberfläche dahin, anstatt in die Tiefe zu dringen. Er bespricht allerhand kleine, harmlose „gesellschaftliche Lügen" — dies Wort hat, falls es nicht noch älter ist, Heinrich von Treitschke ausgesprochen, bevor es als Buchbezeichnung gebraucht und zum Schlagwort geworden ist —, die Hauptlüge jedoch berührt Oskar Welten mit keinem Wort, die schädlichste und schändlichste von allen: das Sich-besser-machen, die Verstellung der eigenen Natur, die Unwahrheit des Charakters. Würden die Gesellschaftsmenschen ihrem innern Wesen einen freien, energischen, charaktervollen Ausdruck verleihen, anstatt es in die physiognomielose Schablone der Convenienz zu pressen, das Salonleben wäre nicht so leer und schal und unwahr, als es ist — und gilt von der Literatur nicht dasselbe? Der unverfälschte Ausdruck der Natur, einfach zu sein und wahr, ist die seltenste und größte Kunst hier wie dort.

4. Schwester Barbara. Eine Erzählung für junge Mädchen von F. Andreae. Frankfurt a. M., Alt. 1887. 8. 2 M.

Diese Geschichte ist ansprechend erzählt, aber auch anspruchslos; so anspruchslos, daß sie ein tieferes Interesse an den Geschicken der Helden nicht zu erregen vermag. In ein Hospital wird ein auf der Reise verunglückter, schwer kranker Mann aufgenommen und von Schwester Barbara gepflegt, einer jungen Diakonissin, die sich ihrem Berufe mit Herz und Verstand voll hingibt. Die beiden Menschen fassen bald eine warme Sympathie zu einander. Bei dem Anblicke der still und umsichtig waltenden Schwester werden alte Erinnerungen in der Brust des Mannes wach, dessen Scheitel im Ergrauen ist; in seinen Fieberphantasien ruft er sie unter dem Namen Marie an und im Zustande des Bewußtseins bemächtigt sich seiner, wenn er sie erblickt, eine Erregung, welche die Umgebung in Verwunderung bringt. Und Barbara, die nach den Satzungen des Diakonissinnen-Ordens Sympathie und Antipathie zu unterdrücken und jeden Leidenden als gleichwerthiges Object der Barmherzigkeit zu betrachten hat, lebt in seltsamer Verwirrung dahin. Ihre eigene Gesundheit aufs Spiel setzend, verbringt sie Tag und Nacht an dem Bette des Herrn Lebosa und benutzt die einsamen Stunden zum Niederschreiben ihrer Lebenserinnerungen. Diese händigt sie dem Patienten ein, als er, der Genesung entgegengehend, sie bittet, ihm ihre Schicksale zu erzählen. Aus dem Manuscripte geht hervor, daß Barbara zuerst auf einem Dorfe bei braven Bauersleuten heranwuchs, dann von einem vornehmen Ehepaar an Kindesstatt angenommen und auf das sorgfältigste erzogen wurde. Herzensstürme kamen über sie: sie liebte einen Mann, der auf dem Schlachtfelde den Tod fand; die Mutter, der Vater starben. Allein in der Welt, empfindlich in ihrem Seelenleben, blieb ihr nichts anderes über als Weltflucht. Sie ließ sich zur Diakonissin weihen. Mit wachsender Erregung hatte Lebosa die Aufzeichnungen gelesen: er erkannte in Barbara seine Tochter. Ein Sprößling reicher Leute, hatte er wider deren Willen ein armes Mädchen geheirathet. Einerseits der Macht der Verhältnisse gehorchend, andererseits in sittliche Verwirrung gerathend, verließ er seine Gattin und kehrte nicht mehr zurück. Sie gebar ein Kind und starb. Lebosa erwarb sich Reichthümer und nun — findet er auch seine Tochter. Die beiden bleiben fortan beisammen. Am Schluß gibt's auch eine Hochzeit, Barbara vermählt sich mit dem Arzt des Hospitals. Die Erzählung ist zwar einheitlich, aber farblos geschrieben; die Menschen sind so schemenhaft und unplastisch, daß wir sie nicht sehen. Manches ist unmotivirt. Wir erfahren nicht die Beziehungen, in welchen jenes Ehepaar, das für Barbara ein Aelternpaar wurde, zu dieser gestanden, nichts von den Gründen, welche die gute That erklären. Feine Empfindungen und Gedanken fehlen nicht, aber realistische Kraft und vertiefte Menschendarstellung.

Fritz Lemmermayer.

Kunstwissenschaftliche Literatur.

1. Christian Daniel Rauch. Von Friedrich und Karl Eggers. Vierter Band. Zweite Hälfte. Berlin, C. Duncker. 1887. Gr. 8. 6 M.

Es gereicht mir zu hoher Befriedigung, mit der sehr umfänglichen Schlußlieferung (S. 169—470) zugleich die Vollendung dieser wahrhaft monumentalen Biographie anzeigen zu dürfen. Wiederholt habe ich im Feuilleton dieser Blätter bei Besprechung der beiden vorhergehenden Lieferungen es als die Erfüllung einer Pflicht hingestellt, wenn dem kunstliebenden Publikum endlich das so langsam erscheinende Werk (1873—87) als ein abgeschlossenes Ganzes dargeboten würde. Heute nun darf ich mit innigstem Danke gegen die beiden Verfasser rühmen, daß der größte deutsche Bildhauer der Neuzeit eine seiner würdige, eine geradezu mustergültige kunstgeschichtlich-ästhetische Darstellung seines Lebensganges gefunden hat. Nur wenigen Vertretern der Geschichte oder der Theorie und Praxis der bildenden Künste ist ein ähnliches literarisches Denkmal gesetzt worden. Die Brüder Friedrich und Karl Eggers haben persönliche Kenntniß des Meisters und seiner Werke, den gewissenhaftesten Sammlerfleiß, die probehaltige Kritik von allseitig durchgebildeten Forschern in sich vereinigt, um ein Werk zu schaffen, welches nicht blos ihnen selbst ein bleibendes Verdienst erworben hat, sondern auch unserer modernen kunstgeschichtlichen Literatur zur hohen Ehre gereicht. Als ein wenn auch nur äußerliches Merkmal für den reichen Inhalt des Buchs, für die darin enthaltenen Quellenstudien und weitverzweigten zeitgeschichtlichen Beziehungen führe ich an, daß allein die beigegebenen Register von Seite 407—470 reichen; als überaus dankenswerth begrüße ich ferner die „Beilagen", unter welchen ich hervorhebe die Aufsätze: „Ueber die Vermischung der Kunststile und Kunstarten", „Die Polychromie in der Plastik", „Symptome und Gründe des Sinkens der bildenden Kunst in der Gegenwart", „Ueber Kunstgeschichtschreibung".

Der mir zur Zeit vorliegende vierte Band umfaßt aus Rauch's Leben die Zeit von 1840—57. Da werden die Privataufträge des Königs Friedrich Wilhelm's IV. an Rauch, die Statue Friedrich Wilhelm's III., die Grabdenkmäler zu Herrenhausen, eine ganze Reihe von kleinern Arbeiten, ganz besonders aber das Denkmal Friedrich's des Großen in Berlin einer tiefeindringenden Betrachtung unterzogen. Das letztgenannte Kapitel (S. 48—167) ist geradezu ein Meisterstück kunstgeschichtlicher Darstellung und Beurtheilung. Sodann werden die letzten Reisen des großen Bildhauers (1853 und 1854), seine letzten Arbeiten aus der Zeit von 1849—57 beschrieben, die Statuen von York, Gneisenau, Kant, Thaer, der Hoffnung, das Moses-Denkmal gründlich besprochen, endlich das hohe Greisenalter Rauch's geschildert. Eine ausgezeichnete Abhandlung über „Rauch und seine Schule" beschließt das Ganze durchaus würdig. Aus der Fülle des Gegebenen hebe ich nur einige charakteristische Stellen heraus, welche dem Leser zur Orientirung dienen mögen.

Ueber die Reliefs, welche den Sockel des Friedrich-Denkmals in Berlin umgeben, sagt Eggers:

> Es war hier die Aufgabe, Statuengruppen zu schaffen, in denen die Einzelcharakteristik die Hauptsache war, und somit jede auf ein bestimmt erkennbares Ziel gerichtete Wechselbeziehung der einzelnen Personen untereinander ausgeschlossen werden mußte.

Ferner:

> Es ist im Ganzen wie im Einzelnen eine so vollkommene Durchdringung des Idealen und des Realen, die unnahbare Majestät des königlichen Herrschers und die Volksfreundlichkeit des väterlichen „alten Fritz" zum Ausdruck gekommen. Wäre nur der alte Fritz zu bilden gewesen, so hätte Rauch festhalten müssen an dem ramsnasigen, englisirten Pferd; aber die Majestät des Herrschers, zu deren vollkommener Wirkung der Hermelin nicht zu entbehren war, konnte schwerlich Platz finden auf einem Pferde, dessen ausschließliche individuelle Bildung in zu starken Gegensatz tritt zu jenem ideellen Begriff.

Weiter:

> Man soll mit keinem Künstler über den Stoff rechten, den er in seinem Kunstwerke verwendet; weiß er ihm die dichterische, die malerische, die plastische Seite abzugewinnen, die jenem den vollen Schein der Wahrheit gibt, so hat der Künstler recht trotz aller Theorie... Die antike Plastik war die vollendetste, aber innerhalb einer begrenzten Sphäre. Je weiter spätere Anschauung über diesen Kreis hinausgedrungen ist, je mehr das heutige Bewußtsein sich verinnigt und vertieft hat, um so weniger vermögen wir volle Genüge in einer Formensprache zu finden, deren Ausdruck für unser Gemüth unzureichend und deren bezaubernde Naivetät uns doch für immer versagt ist.

2. Rafael. Von Marco Minghetti. Aus dem Italienischen übersetzt von Sigmund Münz. Breslau, Schottländer. 1887. Lex.-8. 7 M. 50 Pf.

Wir haben es hier mit einem Buche zu thun, welches noch viel weniger die Ehre verdient, in das Deutsche übersetzt zu werden, als das dickleibige Rafael-Werk von Crowe und Cavalcaselle. Der Verfasser selbst ist sich über seine Leistungsfähigkeit klarer als der Uebersetzer. Minghetti bedauert es, daß die Ausländer das Leben des Rafael mit mehr Sorgfalt erforscht hätten, als die Italiener. Er will eine Darstellung von Rafael's Leben geben, welche nicht nur die Kunstgelehrten, sondern jeder einigermaßen Gebildete zu lesen vermag, deshalb läßt er die rein geschichtliche und die blos kunstgeschichtliche Erzählung sich die Wage halten. Er fürchtet, nur einen trockenen Bilderkatalog zu geben, wenn er lediglich die kunstgeschichtliche Entwickelung des Rafael gibt. Diese Ansicht enthält den Grundirrthum seines Buchs. Bringt ein Kunsthistoriker in einem Specialwerke es über das nicht hinaus, „was heutzutage jeder gute Katalog einer öffentlichen Galerie enthält", so ist seine Arbeit ziemlich überflüssig. Wir wollen weniger „die Orte, an welchen

Rafael lebte, und die Menschen, in deren Auftrag er malte", kennen lernen, als vielmehr in das Werden und den Geist der Rafael'schen Schöpfungen eingeführt werden. Daß Minghetti eine besonnene Kritik übt, erkennen wir gern an; aber es stört uns an ihm ebenso wie an Hermann Grimm, daß er die Schwächen der kunstgeschichtlich-ästhetischen Partien durch reich ausgeführte geschichtliche Schilderungen zu verdecken sucht. Was er übrigens über die bisherigen Rafael-Forscher sagt, zeugt von deren wirklichem Studium; dennoch ist Minghetti nichts weiter, als ein strebsamer Dilettant. Seine Arbeit macht den Eindruck einer recht lesbaren Unterhaltung für den, welcher sich oberflächlich über Leben und Werke Rafael's orientiren will.

Wie flüchtig Verfasser und Uebersetzer oft gearbeitet haben, davon nur einige Proben: „Der Gekreuzigte blutet von der Seite" (übrigens bluten auch beide Hände auf dem betreffenden Gemälde); „an Stelle des heiligen Leichnams blühen Lilien und Rosen hervor"; „der Engel (welcher?) in (?) der Sixtinischen Madonna"; „die Madonna des Fisches"; „die heilige Cäcilie blickt schmachtend (?) nach oben"; „der heilige Thomas hält den Gürtel der allerseligsten Jungfrau liebeselig (anstatt dankbar und erstaunt) in Händen"; der Ausdruck „die Fresken des Rafael in den Stanzen des Vatikan sind mehrmals übermalt", ist mindestens misverständlich. Ganz oberflächlich ist in der Beschreibung des Bildes il sposalizio die Wendung: „Im Hintergrund steht ein Tempelchen im Stil Bramante's. Das Bild ist fast ganz nach dem Gemälde des Perugino gemacht und nur in Einzelheiten wich Rafael von jenem ab." Erstens befindet sich im Hintergrunde ein (absolut) sehr großer Tempel, nur verkleinert um der Perspective willen, wie die auf den Treppenstufen angebrachten Figürchen beweisen. Sodann aber zeigen gerade diese „Einzelheiten" den Genius des Rafael im Unterschied von dem bloßen Talent des Perugino ganz glänzend. Und so könnten wir fortfahren; doch wir brauchen den Raum für bessere Dinge.

3. Die Darstellungen der allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria auf den Kunstdenkmälern der Katakomben. Dogmen- und kunstgeschichtlich bearbeitet von H. F. J. Liell. Mit Titelbild, 6 Farbentafeln und 67 Abbildungen im Text. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Gr. 8. 8 M.

Dieses Werk umfaßt 410 Seiten und ist mit einem Titelbild, 6 Farbentafeln und 67 Abbildungen im Text ausgestattet. Diese Beigaben sind großentheils nach Photographien oder Original-Aufnahmen des Verfassers hergestellt; letztere ermöglichte ihm ein zweijähriger Aufenthalt in Rom. Liell hat nun die Gemälde der Katakomben, die Skulpturen an den Sarkophagen und die Erzeugnisse des Kunsthandwerks, sowie alle auf den Mariencultus der fünf ersten Jahrhunderte bezüglichen Stellen aus den Kirchenvätern zusammengetragen. So ist sein Buch in Bezug auf Text und Illustrationen das Beste und Vollständigste, was von katholischer Seite über die altchristliche Marienverehrung vorhanden ist. Das Ganze ist freilich eine Streitschrift, welche den protestantischen Archäologen Victor Schultze widerlegen soll. Dieser glaubt in seinen „Archäologischen Studien" (1880) nachgewiesen zu haben, daß der Mariencultus im eigentlichen Sinne des Wortes (!) sich aus den Denkmälern der Kunst erst seit dem 5. Jahrhundert ableiten lasse; nach Victor Schultze beweist das Zeugniß der Katakomben mehr als alles andere den ungeheuern Contrast zwischen dem Urchristenthum und dem modernen Romanismus.

Liell wendet nun zunächst eine große Gelehrsamkeit auf, um den dogmengeschichtlichen Nachweis für die Verehrung der Jungfrau Maria schon seit den apostolischen Zeiten zu erbringen. Bei der rein äußerlichen Art, mit welcher die katholische Kirche solche Zeugnisse zu erforschen und zu verwenden pflegt, ist dies nicht schwer. Weiter bespricht er die Darstellungen Maria's als Jungfrau (?) unter dem Bilde der Orante, sodann Ereignisse aus ihrem Leben und zuletzt Darstellungen ohne historischen Hintergrund.

Wenn der Wunsch der Vater des Gedankens ist, dann kann man sogar „aus den ersten Jahrzehnten christlicher Zeitrechnung Bilder der allerseligsten Jungfrau" herbeiholen. Fundamental ist für Liell der Satz, daß die altchristlichen Künstler von den Heiden nur die Formen entnommen, aber von vornherein einen neuen christlichen Inhalt ganz selbständig erfunden haben. Aus den beiden ersten christlichen Jahrhunderten finden sich nach Liell mehr als 20 verschiedene Darstellungen von rein christlicher Auffassung; diejenigen, welche man als aus dem Heidenthum herrührend ansehen könnte, stammen aus dem 3. und 4. Jahrhundert.

Die altchristliche Kunst ist also wie das Christenthum selbst etwas ganz Originelles, insbesondere die Marienbilder der altchristlichen Kunst sind Originalwerke und keine Nachahmungen heidnischer Vorbilder. Die 80 Darstellungen der Maria sollen die Besucher der Gräber auffordern, zu Maria zu beten, daß sie bei ihrem Sohne für den Verstorbenen Fürbitte einlege.

In diesem mit großer Gewandtheit ausgedachten Satze gipfelt der Vermittelungsversuch, welchen Liell macht, um den Protestanten gegenüber seinen katholischen Standpunkt zu wahren. Ich gebe gern den großen Fleiß und die Besonnenheit im Urtheil bei Liell zu; ich könnte mich auch zu dem Zugeständniß verstehen, daß die „Verehrung" der Maria in den ersten christlichen Jahrhunderten eine größere gewesen sei, als wir Protestanten bisher angenommen haben. Daraus wird aber für uns noch immer nicht die Maria eine Bedeutung gewinnen, welche über ihre Stellung im Neuen Testament hinausgeht. Was die anscheinend streng geschichtliche Beweisführung anlangt, so sind auch die achtungswerthesten katholischen Forscher zu historischer Kritik selbst heute noch immer nur bis zu einem gewissen Grade fähig, denn immer und immer wieder werden sie durch katholische Lehrsätze von funda-

mentaler Bedeutung (Gleichstellung von Bibel und Tradition, Gegensatz von Natur und Gnade u. s. w.) beeinflußt. Wo der Zug des Herzens zu dem höchsten rein menschlichen Ideal (Maria im Unterschied vom Gottmenschen) die Feder führt, ist das Ergebniß allemal mindestens dasjenige von Liell: die Katholiken verlegen das in die Person der Maria, was die Freisinnigen unter den Protestanten in Christus sehen wollen; das Bedürfniß ist beidemal dasselbe, und im Dienste desselben werden Bibel und Kirchenväter ausgelegt!

4. Die münchener Malerschule seit dem Jahre 1871. Von Adolf Rosenberg. Mit 23 Kupfern und vielen Holzschnitten im Text. Leipzig, Seemann. 1887. Gr. 4. 18 M.

Der in Monographien und Einzelkritiken wie in umfassenden Geschichtswerken gleich renommirte Verfasser hat hier ein Werk geliefert, für welches ihm die münchener Künstler dankbar zu sein alle Ursache haben. Nur wenige der lebenden Kunsthistoriker besitzen so viel Neigung wie Rosenberg, die Berechtigung der neuern und neuesten Richtungen zuzugestehen, mehr deren Licht- als Schattenseiten zu sehen. Rosenberg gibt in seinem neuesten Versuch das relativ Ausgereifteste, was ich von ihm kenne; daß man trotzdem den Journalisten und nicht den Gelehrten an der Art seines Schreibens merkt, soll ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden. Er hat seinen umfänglichen Stoff in folgende Unterabtheilungen zerlegt: 1) „Karl von Piloty, Fr. A. von Kaulbach"; 2) „Die ältern Genremaler und die Landschaft"; 3) „Die Schule Piloty's"; 4) „Wilhelm Lindenschmit und seine Schule"; 5) „Wilhelm Diez und die Seinigen"; 6) „Fritz von Uhde und die religiöse Malerei". Mit Recht erwähnt er viele Künstler nur nebenbei, um den hervorragendsten desto mehr Raum widmen zu können. In die Biographien der Koryphäen verflicht er eine Reihe interessanter Bemerkungen und bietet knappe, aber scharf umrissene Bilder, welche dem kunstliebenden Publikum sicherlich die beste Einführung in das Verständniß der neuern, so bedeutungsvollen münchener Malerschule gewähren können.

5. Geschichte der deutschen Kunst. I. Die Baukunst von R. Dohme. II. Die Plastik von W. Bode. III. Die Malerei von H. Janitschek. IV. Der Kupferstich und Holzschnitt von F. Lippmann. V. Das Kunstgewerbe von J. Lessing. Mit zahlreichen Illustrationen im Text, Tafeln und Farbendruck. Berlin, Grote. 1887. Hoch 4. In Lieferungen zu 2 M.

Die 18. Lieferung, von Hubert Janitschek bearbeitet, umfaßt den Abschnitt S. 145—192 aus der Geschichte der Malerei. Sie enthält folgende Beigaben in bekannter ausgezeichneter Ausführung: aus den Wandmalereien im Schlosse Runkelstein einen „Reigentanz", das Initial L(iber generationis) aus dem Evangeliar des Johann von Troppau (Wien, Hofbibliothek), die Ehebrecherin vor Christus, von Lukas Cranach dem Aeltern (München, Pinakothek), Bildniß des Sebastian Münster von Christoph Amberger (Berlin, königl. Museum), Madonna mit dem Veilchen, von Stephan Lochner (Köln), außerdem zahlreiche im Text enthaltene Abbildungen. In diesem vollendet Janitschek zunächst den Abschnitt über sächsische, hessische und westfälische Miniaturen (was soll hier der Ausdruck „Vorhof Gottes"?); sodann legt er dar den Entwickelungsgang der Wandmalerei und die Anfänge eines nationalen Stils. Daran schließen sich Erörterungen über den malerischen Schmuck in Burgen und Häusern, Altarvorsätze in Westfalen, Werke der Tafelmalerei in Süddeutschland. Hierauf beginnt ein neues wichtiges Kapitel: Herrschaft und Blüte des nationalen Stils im Mittelalter. Auch hier bewährt sich Janitschek als einen berufenen Führer auf dem Gebiete der Kunst. Er verfügt nicht blos über sehr umfassende Einzelkenntnisse und selbständige Forschungen; er versteht auch, die richtig ausgewählten Stoffe so zu schildern, daß diese sich selbst charakterisiren. Die in einer Geschichte der Malerei nothwendigen Momente laufen in seinem Werke nicht nebeneinander her, sondern sind so eng miteinander verbunden als Wesensbestandtheile eines einzigen Ganzen, als könnte das eben gar nicht anders sein.

Die 19. Lieferung desselben Werkes beginnt die „Geschichte des deutschen Kunstgewerbes", von Jakob von Falke, und enthält außer einer Anzahl im Text befindlicher Abbildungen folgende Beigaben in ausgezeichneter Ausführung: den Tassilokelch im Stift Kremsmünster, eine Kußtafel aus St.-Paul in Kärnten, einen Buchdeckel in geschnittenem Leder (Wien, Hofbibliothek), den Vorderdeckel vom Gebetbuch Karl's des Kahlen, einen Communionkelch von Wilten. Der berühmte Verfasser behandelt zunächst Frühzeit und Mittelalter und gibt die Vorgeschichte des deutschen Kunstgewerbes bis zur Zeit der Karolinger. Er verwirft die bekannte Theorie der nordischen Gelehrten von den drei Zeitaltern (des Steins, der Bronze, des Eisens), von der heimischen Entstehung der kunstgewerblichen Fundstücke und dem alten Culturstande der Bronzezeit. Sodann vertheidigt er mit schlagenden Gründen die Ansicht, daß wir es bei allen in Frage kommenden Gegenständen mit Erzeugnissen zu thun haben, welche einst die Phönicier zu den westlichen und nordischen Völkerschaften brachten. Die Vergleichung ferner von unzweifelhaft etrurischen Producten mit den angeblich nordischen führt ihn zur Unterscheidung eines (rohern) echt etrurischen und eines etrurisch-gräcisirenden Stils. Noch lange bleiben Technik und Kunstgeschmack römisch, weil eben die Römerherrschaft noch fortdauert. Etwa vom Ende des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung kann man von einer deutschen Kunstarbeit reden. Unter den deutsch-römischen Arbeiten steht obenan die Töpferei, dann folgt die Glasindustrie, deren noch vorhandene Reste besprochen werden. Vom 5. bis 8. Jahrhundert bringen die germanischen Völkerschaften — dies beweisen die Gräberfunde — ein neues selbständiges Element hinzu: den sogenannten Kerbschnitt, welcher vom Holzgeräth auch auf Metallarbeiten übertragen wird.

Weiter folgt die Epoche der Karolinger und der Sächsischen Kaiser, speciell der Erzguß unter Karl dem Großen. Aus diesem Abschnitt ist hervorzuheben eine treffliche Vergleichung der beiden Decken des Gebetbuches Karl's des Kahlen mit dem Doppelkreuz zu Hohenfurt. Es folgt die Epoche des romanischen Stils, wo die Goldschmiedekunst von jedem byzantinischen Einfluß befreit wird. Jakob von Falke erweist sich auch hier als Meister in der geschmackvollen Darstellung eines spröden Stoffs; es ist ein Genuß, seiner Führung zu folgen, und wir sehen mit Interesse seinen weitern Darlegungen entgegen.

Noch ist anzuzeigen die zweite Lieferung des

6. Grundriß der Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäh. Mit vielen Illustrationen. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Lex.-8. In Lieferungen zu 1 M. 25 Pf.

Die sehr umfängliche, mit vielen Illustrationen ausgestattete Lieferung enthält die Darstellung der griechischen Architektur und Plastik.

7. Repertorium für Kunstwissenschaft. Redigirt von Prof. Dr. Hubert Janitschek. Elfter Band. Erstes Heft. Stuttgart, Spemann. 1888. Gr. 8. 16 M.

Das erste Heft des 11. Bandes enthält: „Studien zur Geschichte der italienischen Kunst im 14. Jahrhundert", von Henry Thode; „Die Monatscyklen der byzantinischen Kunst", von Josef Strzygowski; „Der deutsche und niederländische Kupferstich des 15. Jahrhunderts in den kleineren Sammlungen", von Max Lehrs; „Die Gemälde des Carl Andreas Ruthard in Graz", von Joseph Wastler; außerdem zahlreiche bibliographische u. s. w. Notizen. Das „Repertorium der Kunstwissenschaft" entzieht sich unserer Besprechung, weil es das beste fachwissenschaftliche Blatt auf diesem Gebiete ist.

Gustav Portig.

Feuilleton.

Aus dem Nachlasse Heinrich Viehoff's wird demnächst erscheinen: „Die Poetik auf Grundlage der Erfahrungsseelenlehre", in einem Bande, etwa 37 Bogen stark (Trier, Lintz). Der um die Literaturgeschichte und ästhetische Kritik hochverdiente Verfasser hat, wie wir vernehmen, seine Forschungen auf diesem Gebiete in gefälliger Form systematisch zusammengestellt und begründet, indem er, wie in seinen ältern ästhetischen Schriften, nicht von dem abstracten Gesetz, sondern von dem lebendigen Dichterworte ausgehend, erst durch feine kritische Beobachtung und Vergleichung zur Regel gelangt. Die Arbeit war schon im Jahre 1883 fast beendigt. Kränklichkeit hinderte Viehoff an der Herausgabe, die nun von seinem Schwiegersohne Victor Kiy besorgt ist, welcher auch eine biographische Skizze des Verfassers dem Werke beigefügt hat.

— Zum bevorstehenden hundertjährigen Geburtstage Friedrich Rückert's werden bei Sauerländer in Frankfurt a. M. mehrere Festgaben vorbereitet. Aus seinem Nachlaß wird ein „Poetisches Tagebuch", von 1850 bis 1866 reichend, herausgegeben. Professor August Müller in Königsberg läßt den „Koran" in der Uebersetzung Rückert's, mit Einleitung und Anmerkungen versehen, erscheinen. Professor C. Beyer bietet „ein Lebens- und Charakterbild" des Dichters für Haus und Schule.

— „Das Ende der Bewegung" nennt Anton Ganser eine kleine philosophische Abhandlung (Graz, Leuschner u. Lubensky), welche mit hervorragendem Scharfsinn geschrieben ist. Als Ergebniß einer zwingenden Beweisführung findet er, daß allerdings die Causalität in einem Raume erlöschen, aber in einem andern Raume aufleben kann. Die einstige Verneinung dieses Wollens ist unwahrscheinlich, weil der Schöpfer nicht etwas gewollt haben kann, was er nie hätte wollen sollen. Mag, ja muß eine gewordene Welt auch vergehen: der Schöpfer vergeht nicht, sondern wird Welten fortbilden in der Unendlichkeit. Die in einem Theile oder Punkte des Weltalls organisirte Kraft ist immer endlich. Bewegung endet im einzelnen Werk — im All nie! Der Geist ist ewig und mit ihm sein Wirken. Seine Werke entstehen aus ihm und kehren zu ihm zurück; er allein ist, alles Gewordene schwindet wieder.

— „Der gegenwärtige Agnosticismus in seinen Beziehungen zu Wissenschaft und Religion" ist das Thema eines Vortrags, welchen der Universitätsprofessor M. G. Tiberghien in Brüssel in der königlichen Akademie von Belgien gehalten hat (Dresden, Barth u. Schirrmeister). Die Vertreter des Agnosticismus behaupten, daß wir allezeit nichts wissen werden; das Unendliche, das Unbedingte (Gott) sind der Vernunft unerreichbar. Gegenüber dieser Lehre macht der Verfasser geltend, daß das Unendliche allerdings nicht der Phantasie, wol aber der Vernunft zugänglich sei. Zeit und Raum seien wol unvorstellbar, aber nicht unerkennbar. Das Unendliche ist die Idee des Ganzen oder der Ganzheit, der Theil ist das Endliche. Jeder Theil fordert ein Ganzes; alles endliche und bedingte Sein verlangt als Ursache das Wesen von ganzer Wirklichkeit, das unendlich und über allem ist. Die Lehre von Unerkennbarem ist ein durch und durch sich widersprechender Satz. Der Verfasser steht wesentlich auf dem Standpunkte der Philosophie von Karl C. F. Krause und vertritt den Geist dieses Denkens in einer wissenschaftlich achtbaren, wenn auch von dilettantischem Subjectivismus nicht ganz freien Weise.

— Ueber „Die Aussichten der Wagner'schen Kunst in Frankreich" hat Paul Marsop bei Feodor Reinboth in Leipzig eine überaus gewandt geschriebene Studie veröffentlicht. Er findet und beweist, daß die Aussichten, stilgerechte Aufführungen Wagner'scher Dramen in Paris zu ermöglichen, verschwindend gering sind. Wir sind nicht Wagnerianer im engern Sinne des Wortes wie Marsop; um so lieber aber bezeugen wir, daß er zu den durchgebildeten, besonnenen und geistvollen Gliedern der Wagner-Gemeinde gehört. Seine Kenntniß der französischen Verhältnisse tritt auf jeder Seite seines Schriftchens hervor.

— Wir können Protestanten und tolerante Katholiken nicht dringend genug auffordern, zwei Schriftchen zu lesen, welche beide den Jesuitenorden zum Gegenstand haben. Es sind dies „Die geheimen Vorschriften und 31 Instructionen der Novizen von und für Jesuiten", herausgegeben von H. J. Graebner (Barmen, Klein), und „Die Moral der Jesuiten", von J. Burggraf (Wittenberg, Herrosé). Beide Arbeiten entstammen der Feder von evangelischen Geistlichen, müssen aber als durchaus gediegen bezeichnet werden. Gründliche Sachkenntniß, tiefeindringendes Urtheil und fesselnde Form vereinigen sich, um diese Lectüre gerade in unserer Zeit zu einer überaus empfehlenswerthen zu machen.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Ferdinand Groß' Studie: „Goethe's Werther in Frankreich" (Leipzig, Friedrich), die es sich zur Aufgabe gestellt, den mittel- und unmittelbaren Spuren des Goethe'schen Meisterwerks in der französischen Literatur nachzuforschen, sagt die „Revue Internationale" vom 25. Februar: „Er durcheilt dieses weite Feld mit dem rastlosen Eifer eines wahren Bücherfreundes und macht unterwegs mehr als eine interessante Entdeckung. Der Leser braucht nicht auf all seine Schlußfolgerungen einzugehen, aber er wird sich auch nicht in seiner Gesellschaft langweilen. Ein nur halbwegs hervorragender Geist, der von der Sache, die er vertheidigt, ganz eingenommen ist, findet stets ein Mittel, einen kleinen Theil seiner Begeisterung auf seine Hörer zu übertragen."

— General von Goeben's „Soldatenleben in Spanien" ist jetzt von Francisco Bacado sehr ansprechend übersetzt und von José Cusachos mit prachtvollen Illustrationen ausgestattet worden. Es erscheint lieferungsweise, sodaß es bald Gemeingut des spanischen Volks sein wird. Die „Revista Contemporanea", schreibt in der Nummer vom 30. Januar über die erste Lieferung in sehr schmeichelhaften Ausdrücken und hebt das Verdienst hervor, welches der deutsche General um das spanische Heer durch Aufdeckung vieler Fehler und Mängel sich erworben: „Man fühlt bei jeder Zeile den aufmerksamen und tiefdenkenden Beobachter des Soldatenlebens heraus, einen Organisator voll der reichsten Begabung, der aus eigener Erfahrung alle Bedürfnisse kennt und alle Nachtheile der jetzigen Einrichtungen persönlich mit empfunden hat. Alle Freunde des vaterländischen Ruhmes, seiner reichen Ueberlieferungen und der glänzenden Geschichte des spanischen Heeres, werden sich beeilen dieses Buch anzuschaffen." Noch größere Anerkennung als dieser erste Theil: „In der Garnison", erhält der zweite, welcher von der Artillerie handelt, in der Nummer vom 29. Februar.

— „Psicologia del Amor por U. Gonzales Serrano" betitelt sich eine Sammlung von Aussprüchen deutscher Philosophen über das Wesen der Liebe. Das Buch ist in zwölf Kapitel getheilt, die sich auf die „Philosophie und die Liebe", die „Literatur und die Liebe", die „Kunst und die Liebe" beziehen. Daran schließt sich eine ausführliche psychologische Analyse der Liebe in den verschiedenen Stadien: Eigenliebe, eheliche Liebe, Nächstenliebe, Vaterlandsliebe, Liebe zur Natur, sündige Liebe, freundschaftliche und göttliche Liebe. Die meisten Aussprüche sind Kant, Schleiermacher, Schopenhauer, Hartmann und Vischer entlehnt, hingegen werden Hegel und Strauß nur andeutungsweise erwähnt. „In der Liebe strömt das ganze Drama des menschlichen Lebens zusammen; in ihr gibt es, wie im Drama, Handlung, Leidenschaft und Charakter. Wie ein Volk liebt, was einem Volke die Liebe ist, das ist maßgebend zur Beurtheilung desselben. Die reiche Empfindungstiefe der Deutschen hat längst das auflodernde Feuer südlicherer Zonen in der Hochachtung anderer Nationen verdrängt und es ist das beste Zeichen für die Allgemeinheit der Heilighaltung dieses Gefühls, daß selbst die ruhiger denkenden, deutschen Philosophen ihm solche Aufmerksamkeit widmen." Sennor Gonzales Serrano wird von der Kritik einstimmig beglückwünscht, daß er diesen „Schatz des Wissens und Empfindens" nicht länger den Spaniern vorenthalten hat.

— Die Verlagshandlung von George Bell u. Sons in London veröffentlicht unter ihren neuern pädagogischen Schriften auch eine Uebersetzung von Roderich Benedix: „Dr. Wespe", welche von Professor Dr. Lange herrührt und mit einem ausführlichen Wörterbuch versehen ist. „The Academy", Nr. 818, spricht sich sehr günstig über diese Arbeit aus und hofft, daß sie dazu beitragen werde, die Freunde der deutschen Lustspielliteratur zu mehren.

Bibliographie.

Neue Bibliothek für das deutsche Theater. Nr. 26: Gänseliesel. Schauspiel nach Nathaly von Eschstruth von K. Pauli. Leipzig, Vieweg. 8. 50 Pf.

Biedermann, K., Us Stadt und Land. Erzellige. Winterthur, Geschwister Ziegler. 8. 2 M. 80 Pf.

Blennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden, Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur. 2ter Bd. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 10 M.

Braun, F., Joh. Hinrich Wichern und Gustav Werner, zwei christliche Volksfreunde. Vortrag. Stuttgart. Gr. 8. 25 Pf.

Brombacher, Der Tod der vierhundert Pforzheimer bei Wimpfen nicht eine Sage, sondern eine Thatsache. Genaue Untersuchung der Streitfrage auf Grund des ältesten hiesigen Taufbuches mit Benützung der ältesten geschichtlichen Quellen. Pforzheim, Riecker. 1886. Gr. 8. 4 M.

Byr, R., Edwiesen. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 8 M.

Daheimbibliothek. 2ter Bd.: Um jeden Preis. Novelle von Germanis. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1887. 8. 2 M.

Eckstein's humoristische Bibliothek. Nr. 18: Das Tagebuch eines Einjährig-Freiwilligen. Von A. O. Klaußmann. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Eichendorff, Freih. J. v., Gedichte aus dem Nachlasse. Herausgegeben von H. Meisner. Mit einem Jugendbildnisse des Dichters. Leipzig, Amelang. 8. 1 M. 50 Pf.

Fontane, T., Irrungen, Wirrungen. Roman. Leipzig, Steffens. 8. 5 M.

Freybe, A., Züge deutscher Sitte und Gesinnung. 3tes Hft. — A. u. d. T.: Das Leben im Dank. Eine Sammlung einiger Dankessitten. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 1 M. 20 Pf.

Friedrich, F., Charaktere. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Hirzel, L., Goethe's Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich. Zürich. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Holzmann, M., Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken, nach den Quellen dargestellt. Berlin, Oppenheim. 8. 5 M.

Hubatsch, O., Gespräche über die Herbart-Ziller'sche Pädagogik. Wiesbaden, Kunze. Gr. 8. 3 M.

Human, R. A., Chronik der Stadt, Diözese und des Herzogtums Hildburghausen. (1ster Bd.) Chronik der Stadt Hildburghausen. Mit Stadtplan und Abbildungen der bemerkenswertesten öffentlichen Gebäude. Hildburghausen, Kesselring. 1886. Gr. 8. 5 M.

Hunsinger, F., Eine kleine Betrachtung über einen großen wissenschaftlichen Irrtum in der Lehre von der Wärme und dem Lichte. Begründung einer Theorie über das Wesen und die Wirkungen der Wärme und des Lichtes, sowie der Theorie der Aggregatzustände und der Elasticität der Körper. Minden, Hufeland. Gr. 8. 50 Pf.

Kleist's, H. v., Sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von R. Genée. 2 Bde. Berlin, Warschauer. 8. 2 M. 50 Pf.

Knortz, K., Hamlet und Faust. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M.

Koeber, R., Die Philosophie Arthur Schopenhauer's. Heidelberg, G. Weiss. Gr. 8. 5 M.

Kohl-van Wersch, J., Vier Wochen in Italien. Führer nach Rom, Neapel und Pompeji. Aachen, Schweitzer. 12. 1 M. 50 Pf.

König, E. A., Seines Glückes Schmied. Roman. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 9 M.

Munch, A., Jesu Bild. Gedicht. Aus dem Dänischen von F. E. und E. F. Leipzig, F. Richter. 12. 1 M.

Oehmke, E., Arnold, der Mönch. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 2 M. 50 Pf.

Planken, G., Stimmen der Teilnahme für unsern kranken Kronprinzen. Gedichte aus allen Gauen Deutschlands. Gesammelt von G. P. Crefeld, Kramer u. Baum. 12. 50 Pf.

Poelchau, A., Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1886. Riga, Kymmel. 1887. 12. 1 M.

Roeber, F., Der Wiener Kongreß. Politisches Schauspiel. Leipzig, J. Baedeker. 8. 2 M.

Schaefer, F. E., Die Pädagogik des Jeremias Gotthelf. Aus den gesammelten Schriften von A. Bitzius zusammengestellt. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schaible, K. H., Scherz und Ernst. Beiträge in Poesie und Prosa zu den Kompositionsabenden des deutschen Athenäums in London, verfaßt und für seine Vereinsgenossen herausgegeben. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M. 60 Pf.

Schöler, Charlotte v., Der Büchsenspanner. Roman. Berlin, F. Luckhardt. 8. 5 M.

Schrammen, J., Die Schicksals- oder Totenfrau im Hause der Hohenzollern. Köln, A. Ahn. Gr. 8. 60 Pf.

Schulpe, G. v., Fremdländische Blumen. Eine Sammlung mustergiltiger metrischer Uebersetzungen von modernen Autoren. Gesammelt und geordnet. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Sine ira. Der sogenannte Sprachenkampf in Oesterreich. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Sondermühlen, M. v., Spuren der Varusschlacht. Berlin, Ißleib. Gr. 8. 2 M.

Sourbeck, T., Fichtennadeln vom Libanon. Lose Reise-Blätter. Basel, Schwabe. 8. 2 M. 80 Pf.

Spindler, P., Gedichte. Stuttgart, Kohlhammer. 8. 1 M. 50 Pf.

Sternbanner-Serie. Amerikanische Humoristen und Novellisten. 5ter Bd.: Leben auf dem Mississippi von Mark Twain. Deutsch von A. Brachvogel und F. Siller. Stuttgart, Lutz. 12. 2 M. 50 Pf.

Willkomm, M., Ueber die Grenzen des Pflanzen- und Thierreichs und den Ursprung des organischen Lebens auf der Erde. Rede. Prag, Calve. Gr. 8. 80 Pf.

Wöll, A., Die erste Tiroler Scharfschützen-Kompagnie vom Jahre 1848 des Hauptmanns Gottlieb Zötl, k. k. Bergrath und Tirolischer Forstreferent in Hall. Als Vorläufer des 40jährigen Jubeljahres 1888 geschrieben. Innsbruck, Wagner. 1887. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Redacteur!

Ein jüngerer Schriftsteller, der kritische, historische und **poetische** Arbeiten in den vornehmsten deutschen Zeitschriften veröffentlicht hat, würde gern in eine entsprechende Redaction eintreten. Offerten unter Chiffre **Z. 25** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Poesie.

Ihr Wesen und ihre Formen

mit Grundzügen der vergleichenden Literaturgeschichte.

Von

Moriz Carriere.

Zweite umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk ist einestheils als zweite Auflage von des Verfassers seit Jahren vergriffenem, aber noch vielfach begehrtem Buche „Das Wesen und die Formen der Poesie“ anzusehen, andererseits infolge der gänzlichen Umarbeitung und der vielfachen Erweiterungen ein völlig neues Buch geworden. Besondern Werth erhält dasselbe dadurch, daß die verschiedenen Dichtungsarten im Lichte der vergleichenden Literaturgeschichte dargestellt sind.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MEINE MISSION NACH ABESSINIEN.

Auf Befehl Sr. Maj. des Deutschen Kaisers im Winter 1880/81

unternommen von

GERHARD ROHLFS.

Mit zwanzig Separatbildern und einer Karte.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der berühmte Afrikareisende erzählt in diesem Werke seine Erlebnisse und Beobachtungen auf der Reise zum Negus Johannes von Abessinien, dem er ein Schreiben des Deutschen Kaisers zu überbringen hatte. Wie seine frühern Reisewerke ist auch das vorliegende reich an lebhaften landschaftlichen und ethnographischen Schilderungen, und da Abessinien wegen seiner Kämpfe mit Italien gegenwärtig eine besondere Wichtigkeit erlangt hat, so ist dieser neueste Bericht zur Orientirung über das merkwürdige Land ganz besonders zu empfehlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sansibar.

Ein ostafrikanisches Culturbild.

Von

Dr. Karl Wilhelm Schmidt.

8. Mit 15 Abbildungen und 1 Plan.

Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Sansibar hat als Ausgangspunkt der meisten Expeditionen in das Innere Afrikas schon seit langem eine besondere Bedeutung gehabt, seit Beginn der deutschen Colonialbestrebungen ist das ostafrikanische Inselreich aber in commerzieller wie politischer Hinsicht noch mehr in den Vordergrund getreten, in neuester Zeit auch durch den Tod des Sultans Said Bargasch. Diese eingehende Schilderung Sansibars empfiehlt sich daher allseitiger Beachtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rumäniens Antheil am Kriege der Jahre 1877 und 1878.

Von

T. C. Vacarescu,

Oberstlieutenant der Reserve.

Aus dem Rumänischen von Mite Kremnitz.

Mit 1 Karte und 2 Plänen. 8. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

Der Verfasser liefert auf Grund der officiellen Actenstücke des rumänischen Generalstabes zum ersten mal eine authentische Darstellung der Theilnahme der rumänischen Armee an dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78, welche namentlich in den entscheidenden Kämpfen vor Plewna glänzend hervortrat. Das Werk ist für militärische und politische Kreise von hohem Interesse. Die Uebersetzung rührt von der bekannten Mitarbeiterin der Königin von Rumänien, Mite Kremnitz, her.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie.

Einundzwanzigster Band. 8. Geh. 5 M.

Inhalt: Merkwürdige Processe aus England. — Ein Criminalproceß aus Südamerika nach altspanischem Verfahren. — Eisenbahn- und Posträuber in Nordamerika. — Ein Criminalproceß aus Oesterreich. (Die Selbstanklage des Procuristen Karl Schiske in Wien.) — Merkwürdige Criminalprocesse aus Frankreich. — Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans. — Die Hexen, Hexenprocesse und Hexenpredigten.

Lieferanten Sr. Maj. d. K. v. Russl., Sr. Maj. Gr. Sultan T., Sr. Maj. Kg. der Niederl , Sr. K. Hoh. d. Grossh. v. Oldbg. sowie vieler kais. u. königl. Prinzen etc.



Cäsar und Minka,

Zahna, Provinz Sachsen.

„Racehundezüchtereien.“

Preisv. in Deutsch. u Franz. Spr. fro. grat.

Für Kinder genügt 1/4—1/2, für Erwachs. 1/2—1 **Tam.-Confitüre.** In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek. **C. Kanoldt Nachf.,** Ap.—Gotha.

Apoth. Kanoldt's

Tamar Indien

Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende **Confiture laxative** von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung. Allein ächt.

Appetitlich. – Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 19. April 1888.

Realismus und Pseudorealismus.

1. Lebenskünstler. Ein Sittenbild von G. Schwarzkopf. Dresden, Minden. 1888. 8. 3 M. 50 Pf.

Der literarische Revolutionär Karl Bleibtreu hat in seinem eben erschienenen Romane „Größenwahn" wiederholt nachdrücklich betont, daß im modern-realistischen Romane das Hauptgewicht auf das Sociale, Typische zu legen sei; daß der Autor in seinen Personen nicht so sehr psychologische Ausnahmen, als vielmehr ganz bestimmte Typen der modernen Gesellschaft zu schildern habe.

In seinem Romane aber hat Bleibtreu das eigene Recept nicht befolgt oder doch mangelhaft ausgeführt. Ein anderer Schriftsteller sollte seine Idee verwirklichen und zwar keiner aus jener literarischen Gilde, die ihren Realismus so prahlerisch herausfordernd hinausposaunt, keiner aus dem „jüngsten Deutschland": Gustav Schwarzkopf ist es, der Verfasser der novellistischen Studien „Die Bilanz der Ehe" und der Satire „Durch scharfe Gläser", der von demselben oder einem diesem doch ganz ähnlichen Gedanken ausgehend, ein Buch geschrieben, das jene Anforderungen des modernen Romans so drastisch und geistvoll zum Ausdruck bringt, wie es in der deutschen Literatur noch kaum geschehen ist.

Das Buch heißt: „Lebenskünstler" und wird nicht als Roman, sondern als „Sittenbild" bezeichnet. Das ist auch viel treffender: denn Schwarzkopf gehört nicht zu jenen Schriftstellern, die sich vor ihrem Schreibtische damit den Kopf zerbrechen, ein neues „Problem" zu erklügeln, oder ihre Phantasie gewaltsam erhitzen, um dem Publikum ja nur etwas „Spannendes", „Packendes" vorsetzen zu können. Schwarzkopf erfindet nicht, er fabelt nicht; er setzt seine „scharfen Gläser" auf und geht auf die Straße, ins Café, in die Redactionen, ins Theater, in Gesellschaften; reichbeladen mit werthvollem Material kehrt er nach Hause zurück. Gesichtet, geordnet und in bestimmte passende Form gebracht, gibt er es als Buch heraus. So ist „Die Bilanz der Ehe" entstanden, deren Facit so ungünstig für dieses Institut ausgefallen, ein Werk, das man den „Femmes d'artistes" von Alphonse Daudet als würdiges Seitenstück beigesellen kann. So sind die Satiren entstanden, in denen der Verfasser dank seinen „scharfen Gläsern" die geheimsten Winkel der Menschenseele erspäht und die bestgehüteten, sorgfältigst versteckten Fehler und Schwächen derselben unbarmherzig ans Licht zerrt. So ist auch dieses Buch entstanden; das erste, in dem der Verfasser ein Thema länger fortspinnt und in seinen verschiedenen Phasen darlegt.

Da paßte nun die Bezeichnung „Roman" gewiß nicht, wie ja überhaupt nicht für ein realistisches Buch; ein „realistischer Roman" ist genau genommen ein Unding; denn Realismus und Romantik sind heterogene Begriffe; wenn man heutzutage jedes längere epische Prosawerk Roman nennt, so handelt man im Banne des Trägheitsgesetzes und ist nur durch die Tradition einigermaßen dazu berechtigt. Eben diese aber beachtet Schwarzkopf nicht und nennt sein Buch ein Sittenbild, wie ja auch Daudet seine berühmten Werke „Fromont jeune & Risler aîné" und „Jack" mœurs parisiennes genannt hat. „Lebenskünstler" heißt das Buch. Was versteht der Autor darunter? Er gibt uns zwei Erklärungen: Victor Baring, der Held, oder weniger romantisch gesprochen, die Hauptperson, legt das Wort so aus: Ich nenne diese klugen, vorsichtigen Menschen, die zur rechten Zeit zu schweigen, die zur rechten Zeit zu reden, das Unangenehme von sich fernzuhalten wissen, die es verstehen, unter allen Umständen ihren Vortheil zu wahren, ohne dabei auch nur im geringsten gegen Recht und Gesetz zu verstoßen, die es verstehen, mit allen erlaubten Mitteln die ihnen erreichbare Höhe zu erklimmen und sich auf derselben zu behaupten, die an sich und ihre

Mitmenschen nur die Anforderungen stellen, deren Erfüllung man billigerweise erwarten kann, die es versuchen, jeder Situation gerecht zu werden, und sich nach jeder zu formen, die mit lächerlichen Theorien aufgeräumt haben und nur mehr der Stimme der praktischen Vernunft Gehör schenken, die es dazu gebracht haben, die Stimme ihres Herzens zeitweilig unterdrücken, ihre Neigungen und Abneigungen ihren Zwecken unterordnen zu können, „diese Menschen nenne ich Lebenskünstler". — Hierauf antwortet sein einstiger Schul- und Jugendgenosse Richard Deckner: „Weißt du auch, was das hervorragendste Merkmal deiner famosen Lebenskünstler ist? Ich will es dir sagen: Feigheit! Sie haben nicht den Muth des Diebes, der sich doch darauf gefaßt macht, seinen Namen, seine Freiheit einzusetzen, sie sind zu allem fähig, das sich gefahrlos ausführen läßt, und wenn sie eine Erbärmlichkeit ungeschehen lassen, so hat sie nicht etwa auch nur einen Augenblick ihr Gewissen oder die Stimme der Moral abgehalten, dieselbe zu begehen, sondern lediglich die Furcht, mit dem Strafgericht in Conflict zu kommen. Gewöhnlich begabte Menschen kennen vielleicht den Wortlaut des Gesetzes, sie wissen, was zu thun verboten ist; deine Lebenskünstler verstehen es, in den Paragraphen zwischen den Zeilen zu lesen, und ihr Studium ist, ausfindig zu machen, was innerhalb des Gesetzes noch zu thun gestattet ist. Sie leben herrlich von der Lücke der Gesetzgebung; es sind Seiltänzer, die sich mit bewunderungswerther Geschicklichkeit auf der schmalen Linie zwischen Moral und Gesetz zu halten wissen."

Beide Bestimmungen sind richtig, nur die Auffassung ist eine verschiedene; sie entspricht den Charakteren der beiden. Richard Deckner tritt übrigens in den Hintergrund, aus dem er nur flüchtig gesprächsweise hervorgeholt wird, um am Schlusse als Todter nochmals aufzutauchen. Baring ist die Hauptfigur des Buchs, der Typus des Strebers. Er strebt mit allen Kräften die von ihm so gepriesene Lebenskunst an. Es geht aber nicht so leicht: traditionelle Vorurtheile und skrupulöse Bedenken sind ihm anfangs hinderlich; er kann sich nicht entschließen, in die ihm angebotene Heirath mit einem reichen aber ungeliebten Mädchen zu willigen; er weist die Zumuthung mit Entrüstung ab, die Tochter einer stadtbekannten Courtisane zum Weibe zu nehmen. Aber die „Lebenskunst" fordert ihre Opfer: bald zwingen ihn finanzielle Schwierigkeiten, dennoch einem ungeliebten Mädchen seine Hand zu reichen, nur ihres Geldes halber, und als sie stirbt, thut er freiwillig und zweckbewußt auch den zweiten einst verpönten Schritt und wird der Gatte einer verblühten Demi-Monde-Löwin, die sich im Laufe zweier galanter Decennien ein hübsches Vermögen erworben. Er überlebt auch diese. Aber es ist ein ödes, freudenloses, einsames Leben, das er führt. Seine Hoffnungen haben sich nicht verwirklicht, seine Speculationen und Unternehmungen sind mißglückt. Er hat zwar die traurige Genugthuung, daß es auch seinen Jugendgenossen nicht besser ergangen, daß auch ihnen die Noth des Lebens Zugeständnisse erpreßt hat, die nicht mit ihren einst so strengen Grundsätzen stimmten. Selbst Richard Deckner's Ueberzeugungstreue ist im Kampf ums Dasein erlegen; allerdings war der Schritt vom Wege nur ein ganz kleiner, in den Augen der Welt ganz selbstverständlicher, aber er kann diesen Abfall von sich selbst nicht verwinden und bestraft ihn mit dem Tode. „Er mußte zu Grunde gehen; seinem starren Eigensinn, der sich zu keiner Nothlüge, keinem Verbergen, keinem Gebot der Klugheit, nicht zu der unerläßlichsten Concession an die Forderungen der Welt verstehen wollte, hätte das Genie zugesellt sein müssen, das sich, die selbstgeschaffenen Hindernisse durchbrechend, doch durchgesetzt hätte, das allein im Stande ist, der Welt Gesetze vorzuschreiben." Trotzdem weckt der Selbstmord seines Jugendfreundes in Baring keine Schadenfreude, keinen Triumph, daß seine Ansicht von der „Lebenskunst" die richtige gewesen, sondern nur trübsinnige vorwurfsschwere Betrachtungen:

> Um auf die Stufe zu gelangen, auf der er steht, um zu enden, wie er enden wird, war es wirklich unbedingt nothwendig, den Weg zu gehen, den er eingeschlagen hat? Darum dieser Aufwand an List und Schlauheit, an Lüge, Verstellung und Charakterlosigkeit! Darum dieses ununterbrochene Heucheln, Kriechen und Schmeicheln! Darum diese Summe von Demüthigung und Erniedrigung! Darum dieses Waten in Schmuz und Schlamm, die Prostitution seiner Person und Empfindung! Darum der fortwährende Zwang, zu dem er sich verurtheilt hatte, das Aufgeben des eigenen Willens, der Neigung, der eigenen Meinung! Darum das gewaltsame Unterdrücken des Widerwillens und Ekels! In welchem Verhältniß steht sein Gewinn zum Einsatz? Um wieviel geringer kann wol der Gewinn desjenigen sein, der sich zu alledem nicht bequemte, der seine Selbstachtung nicht geopfert hat, der aber dafür seiner mäßigen Begabung die Hülfe ernster Arbeit und ehrlichen Strebens lieh. Wenn der krumme enge Pfad nicht zu einer bessern Aussicht führt als die breite gerade Straße, wie nutzlos, wie thöricht ist es dann, ihn einzuschlagen?

Warum aber Baring so wenig erreicht, sagt der Verfasser an anderer Stelle, indem er dabei den von Deckner gemachten Vergleich der Lebenskünstler mit Seiltänzern wieder aufnimmt:

> Er hatte es dazu gebracht, sich auf einem Seil sicher und schwindelfrei zu bewegen, das einige Fuß vom Erdboden entfernt war, und er war thöricht genug, zu beanspruchen, daß man ihm den Preis zuerkenne; er gab sich nicht Rechenschaft darüber, daß Unzählige um ihn her dieselbe Fertigkeit besaßen, und er vergaß, daß es andere gab, die sich mit derselben Sicherheit und Gewandtheit auf thurmhoch gespanntem bewegten. Diesen erlag er.

Mit andern Worten: Er ist zu schwach, um gut, zu schwach, um böse zu sein. An dieser Mittelmäßigkeit scheitern seine Pläne.

Der Mittelmäßigkeit sind im Guten wie im Bösen bestimmte Grenzen gesteckt, über die sie nicht hinaus kann; sie soll den offenen, geraden Weg gehen, da ja der krumme Schleichweg doch nicht weiter führt; nur der geistig Bedeutende wird die Schranken durchbrechen, gleichviel ob durch ehrliche Gewalt oder heimliche List. Alle aber müssen an das Leben Concessionen machen; nur das Genie nicht!

So etwa müßte der Schluß lauten, den man aus dem Buche ziehen kann. Freilich hätte der Verfasser auch ein Beispiel bringen müssen für seine Behauptung, ein bescheidenes Ziel könne auch auf geradem Wege erreicht werden; den ehrlichen Leuten aber geht's in dem Buche allen recht elend! Eine bitter-ernste Weltanschauung spricht aus demselben und dürfte den sogenannten „Idealisten" gewiß Anlaß geben, dem Autor Pessimismus vorzuwerfen; seine Broschüre „Der Roman, bei dem man sich langweilt", dürfte ihm ohnehin jene nicht zu Freunden gemacht haben — sie werden in diesem Buche einen neuen Beweis für die Berechtigung ihres Vorwurfs finden: Realismus sei gleichbedeutend mit Pessimismus. (Chiavacci's herzerquickendes und dennoch durchaus realistisches Buch „Wiener vom Grund" ist freilich der beste Gegenbeweis!)

Humor zeigt der Verfasser in diesem Buche nicht; daß er aber auch über solchen verfügt, beweisen einige seiner Satiren! Humor entspricht mehr dem Gemüthe, Sarkasmus dem Verstande; Verstand aber, eminenter Verstand ist das Hauptmerkmal aller Bücher Schwarzkopf's. Man wird in denselben, also auch in diesem, vergebens nach Stimmungsbildern blättern, man wird jenen zarten poetischen Duft vermissen, der die Werke Turgenjew's, Kielland's, Lars Ditling's so anziehend macht, ohne ihrem Realismus Abbruch zu thun. Darin liegt auch der wesentliche Unterschied zwischen Schwarzkopf und seinem berühmten Vorbilde Alphonse Daudet — das ist dieser doch wol? — dem er in vielem ähnelt, ohne je in unselbständige Nachahmung zu verfallen.

Der so sehr überwiegende Verstand läßt auch die Gefühle, das heißt die obligate Romanliebe nicht zu Worte kommen, und wer von einem erzählenden Buche die herkömmliche Liebesgeschichte mit der nöthigen Spannung und Rührung und den sonstigen belletristischen Ingredienzen oder gar eine erotische Situationsmalerei erwartet und verlangt, wie das meist so üblich ist, der lese dieses Buch nicht; er würde sich nur unangenehm enttäuscht sehen; denn es ist kein Roman, keine Unterhaltungslectüre. Auch der Grammatiker wird mit demselben nicht ganz zufrieden sein: es kommen Perioden von der Länge einer halben Seite und längere darin vor; sie entstehen wol aus dem sorgfältigen Bestreben des Verfassers, das eben zu besprechende Object möglichst genau zu bestimmen und zu erläutern, möglichst klar und deutlich zu machen, und das sucht er durch zahlreiche Neben-, besonders Relativsätze zu erreichen. Er erreicht es auch, aber der Satzbau leidet darunter und wird monoton oder doch schwerfällig. Doch diese Mängel und Verstöße werden voll aufgewogen durch den enormen Verstand des Verfassers, einen Verstand, der für ein Dutzend deutscher Belletristen mehr als ausreichen würde, und dessen durchdringende Schärfe in der deutschen Literatur kaum ihresgleichen findet. Diese wirklich argusäugige Beobachtungsgabe und tiefe Seelenkenntniß zeigt sich am deutlichsten in den scharfumrissenen, sorgfältig ausgeführten Charakterzeichnungen, wahren Meisterwerken der Charakteristik.

Schwarzkopf hat in diesem Buche einen neuen Beweis dafür gebracht, daß er nicht blos in der Theorie, sondern auch in der Praxis Realist ist. Er hat darin das, was er als das Ziel des Realismus erkannt und in seinem literarischen Glaubensbekenntnisse, jener obenerwähnten Broschüre, ausgesprochen hat, glänzend erreicht, nämlich: „das Schlechte unverhüllt zu zeigen, wie es ist, zu belehren und zu warnen, anzukämpfen gegen Lüge, Heuchelei und Gemeinheit", eine Aufgabe, die dem Autor „sittlicher, in Wahrheit idealer erscheint, als diejenige, die sich der «idealistische» Roman gestellt hat".

Der Verfasser hat sein Ideal: das Ideal des Realismus, und das ist, wie er selbst schreibt: die Wahrheit.

2. Verkettungen. Novellen von B. von Suttner. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 4 M.

Schon wiederholt hat man unter den Namen der „jüngsten Deutschen" auch den einer Dame zu lesen bekommen, den einer österreichischen Aristokratin: der Baronin Bertha von Suttner. Man darf sich nicht zu sehr wundern, daß sie in so radicaler Gesellschaft genannt wird; denn gerade in Oesterreich machen ja einige Damen energisch Front gegen die vielgeschmähte, vielgelesene Gartenlaubenliteratur; diese geht ja bekanntlich in blauen Strümpfen; Frauen und Frauen aber bekriegen sich gern.

Die begabteste dieser literarischen Amazonen ist wohl Marriot; in ihr steckt ein Stückchen Zola'scher Kraft. Die amüsanteste Ossip Schubin; auch sie ist nicht ohne ungewöhnliche Begabung, aber weit mehr als dieser verdankt sie ihr rasches Bekannt- und wol auch Beliebtwerden ihrer launenhaften Art, die nachlässige, aber graziös geistvolle Bemerkungen, blendende Paradoxen, schiefe aber originelle Bilder aufs Papier schleudert. Alles in einem Kauderwelsch aller vier Weltsprachen und dennoch nicht ohne pikanten Reiz. Vielgefeiert ist auch die demokratisirende Baronin Ebner-Eschenbach. In neuer Zeit macht auch Frau von Kapff-Essenther von sich reden oder vielmehr schreiben; denn ihre krankhaft-phantastischen Bücher dürften trotz des ausgesprochenen Hanges zur Erotik nicht viel gelesen werden; die sie aber berufsgemäß lesen, können nicht viel Gutes sagen, schon der total mangelnden Plastik der Gestalten halber. Baronin Suttner wird von der Kritik nicht so hochgestellt werden wie Marriot; vom Publikum wie Schubin; denn sie hat weder die scharfe, logische Consequenz der einen, noch die bestechende prickelnde Grazie der andern. Ihre Arbeiten sind zu schwerfällig, um unterhaltend, zu wenig bedeutend, um gehaltvoll genannt zu werden. Ihr neues Buch beweist das: es heißt „Verkettungen". Die erste Novelle „Ketten und Verkettungen" ist eine banale Intriguengeschichte. Zeitungsanzeigen und daraus erwachsende Mystificationen sind das Hauptmotiv. Die Tagebuchform, in die die Geschichte gezwängt wird, ist ein Steckenpferd der Verfasserin. Fast alle ihre Helden und Heldinnen haben die Pensionatsmädchen-Schwäche, Tagebücher zu führen. Daß diese Technik der Novelle schaden muß, ist

klar. Erstens bedingt sie einen subjectiven Standpunkt, zweitens: die Unnatur, die darin liegt, alle gehörten Gespräche wortgetreu nachzuschreiben, drittens: die in die Augen springende Lügenhaftigkeit. Alle diese Herren und Damen können doch nicht Schriftsteller sein, werden auch nicht als solche bezeichnet, ihre Aufzeichnungen sind blos für sie bestimmt; nun lesen wir sie! In der Novelle „Donna Sol" sagt das die Verfasserin ausdrücklich, spricht aber zum Schluß vom Leser! In derselben, übrigens trotz des exotischen Anstrichs ganz alltäglichen Erzählung, widerfährt Frau von Suttner die Vergeßlichkeit, auf S. 172 Kathi zur Kammerfrau vorrücken zu lassen und auf S. 186 das Gegentheil zu sagen. Noch fataler ist's — es müßte denn ein Druckfehler sein, wenn in „Dore's Bekenntnisse" ein vom 2. Juni 1865 datirter Brief von dem acht Jahre früher, also 1857 gespielten Fledermauswalzer spricht. Nun hat dieser aber erst 1873 das Lampenlicht begrüßt. Diese Bekenntnisse hätte sich Dore ersparen können; denn wir kennen sie längst aus ähnlichen Novellen und Romanen. „Ein Treffer" ist ein werthloser Theatercoup. „Ein Stück Leben" ist weitaus die beste der sechs Novellen. Sie stellt die episodenhafte Neigung des Mannes zur weltbedeutenden des Weibes in scharfen, drastischen Gegensatz, der freilich, in dem Bestreben, ihn möglichst klar zu machen, übertrieben ist. Um die Novelle „Ariela" gehörig zu kritisiren, muß man sie genau erörtern: Ein Graf, dessen Gattin sammt ihrem Kinde von ihm geflohen ist, liebt ein junges Mädchen, die Tochter einer Frau, die als Miethpartei auf seinem Gute wohnt. Im Walde halten die beiden idyllische Schäferstunden; der Graf nennt sie, die „kornblumenblaue" Augen und „Perlenzähne" (wie originell!) hat, Ariela, obwol sie Minna heißt. Auch Lichtengel und Aetherrose betitelt er sie. Nachdem er die Privilegien der Ehe eines schönen Nachts im voraus genossen, beschließt er sie zu heirathen. Da enthüllt ihm die Mutter der Geliebten, die davon nichts weiß, daß Minna seine Tochter ist. Sie gibt ihm einen Brief seiner verstorbenen Gattin, der beiläufig Folgendes sagt: „Da du mir das Kind entreißen wolltest, wozu du vollberechtigt warst, ich es aber um keinen Preis verlieren wollte, so habe ich es für todt ausgegeben. Zufällig starb die Tochter der Frau, bei welcher Emmy in Pflege war. Da habe ich verabredet, daß der Todtenschein ihres Kindes auf den Namen des meinen ausgestellt würde und auf diese Art bist du getäuscht worden und ich habe meinen Schatz behalten. Sollte ich aber sterben ... soll die Tochter wieder unter deine Obhut kommen." Bei der Erklärung sagt die Frau: „sie hätte sich nicht entschließen können, den Brief vorzuzeigen, der ihren Mann um eine geliebte Tochter, sie selbst um ihres Mannes Achtung gebracht hätte", nachdem sie diesem gegenüber gelogen, das Pflegekind sei gestorben. Nun ist doch factisch ihr Kind gestorben und jenes lebt. Sollte ein Vater sich für sein zweijähriges Kind ein fremdes unterschieben lassen!? Dies scheint doch ganz unglaublich! Der Graf aber glaubt es, seine Erregung macht das noch möglich. Wird aber die Frau eine so plumpe Lüge wagen?! Jener Brief bezieht sich in der That nicht auf Minna, sondern auf die erste Tochter jener Frau. Seither ist auch die wirkliche Tochter der Gräfin gestorben. Frau Mehrtens aber hat in ihrer Mutterliebe den Betrug ersonnen, um ihrem Kinde so zu Glück und Reichthum zu verhelfen. Zu diesem Bekenntnisse entschließt sie sich aber erst, als sie ihr Kind vom Grafen erdolcht (wie romantisch!) findet. Dieselbe Frau ist vorher als unzärtliche Mutter geschildert worden! Der Graf, der schon im voraus die Sterbeglocke hat läuten lassen, stirbt mit der Mutter seiner Geliebten in den Flammen des von ihm in Brand gesteckten Hauses. In diesem Wust von „Verkettungen" hat sich die Verfasserin selbst nicht mehr zurecht gefunden. Dieser „spannenden" Erzählung zieht man noch die Tagebücher vor; die sind doch nur langweilig. Warum wol Baronin Suttner in ihren Büchern so oft blaustrümpfige Damen auftreten läßt!

3. Lebensbilder. Neue Novellen von Eugen Reichel. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1888. 8. 4 M.

Eugen Reichel zeigt schon durch die Titel seiner erzählenden Bücher an, welcher Richtung er angehört oder doch angehören will: das eine heißt „Aus dem Leben", das andere, jüngste „Lebensbilder".

Realist ist Reichel allerdings, insofern er nichts Unmögliches erzählt und seine Stoffe aus dem wirklichen Leben nimmt. Aber um den Realismus zur berechtigten Geltung zu bringen, genügt das noch lange nicht. Dazu bedarf es entweder gewaltiger naturgetreuer Schilderungskraft, besonders scharfblickender Menschenkenntniß oder jener tiefen, echten Poesie, die die Herbheit des Lebens zu verklären weiß, ohne die Wahrheit dadurch zu schädigen.

Keine dieser nothwendigen Eigenschaften besitzt der Autor im hinreichenden Maße. Das ist wol der Grund für die Kraft- und Farblosigkeit seiner Arbeiten. In den „Lebensbildern" hat er einen lobenswerthen Anlauf genommen, jenen Forderungen gerecht zu werden, und zwar nicht ohne Glück. Ueber der ersten Erzählung: „Herr Wandler", liegt ein Hauch wehmüthiger Ironie, der ihr sehr zu statten kommt. Es ist die Lebensgeschichte eines Pechvogels, der trotz aller Schicksalsschläge seinem Optimismus treu bleibt. Auch die Novelle „Poet und Papierhändlerin" hat jenen ironischen Charakter, nur mit humoristischem Anstrich. Ein beschränkter Commis, der sich für einen Dichter hält, findet sein Ideal in einer mittelalterlichen Witwe; die heirathslustige Dame packt ihn sofort an seiner schwächsten Stelle: der Poesie, und bugsirt ihn eilig in den Hafen der Ehe, wo er aber statt der Verse Conti und Geschäftsbriefe schreiben muß.

„Der 13. März" ist eine gelungene Persiflage auf jene Leute, die sich mit ihrer freigeistigen Aufgeklärtheit brüsten und trotzdem im Stillen tief im Aberglauben stecken. Die humoristische Beleuchtung dieser echt menschlichen Schwäche verdient Anerkennung. Von der letzten

Novelle: „Eine Praterbekanntschaft", läßt sich das aber nicht sagen; sie zeigt die Schwächen des Verfassers deutlich und ist in ihrer Mattheit geradezu langweilig. Ueberdies leidet sie an einer sehr oft vorkommenden Krankheit: einer fehlerhaften Technik. Der Autor berichtet, was jemand in einer Gesellschaft erzählt, und dieser führt alle Gespräche, an denen er vor vielen Jahren selbst redend oder zuhörend theilgenommen, wörtlich und in directer Rede an, sodaß man vergißt, daß nicht der Autor, sondern eine Gestalt desselben erzählt. Die Unnatur liegt auf der Hand und dennoch ist diese Technik unter den Novellisten sehr beliebt!

Alles in allem sind die „Lebensbilder" bei ganz gleicher geistiger Individualität wie die Novellen „Aus dem Leben" doch werthvoller als diese und angenehmer zu lesen. In der Vorrede rechnet sich Reichel zwar zu den Realisten; aber keineswegs zum „jüngsten Deutschland". Nun zu diesem wird ihn auch niemand zählen, so lange Inhalt und Darstellung seiner Erzählungen so maßvoll sind wie in diesem Buche.

Theodor von Sosnosky.

Neue Lyrik.

1. Strandgut des Herzens. Gedichte von Alfred Formey. Wien, Rosner. 1888. 8. 4 M.
2. Gedichte von August Freudental. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, Schünemann. 1888. 12. 4 M.
3. Gedichte von Friedrich Wilhelm Richter. Paderborn, F. Schöningh. 1887. 12. 3 M.
4. Lehrzeit und Leben. Gedichte von Karl Teutschmann. Hamburg, J. F. Richter. 1888. 12. 2 M.

Eine freudige Ueberraschung haben uns obige vier Gedichtsammlungen bereitet. Wie oft waren wir froh, wenn unter der Spreu eines ganzen Dutzend lyrischer Neuheiten sich ein Korn fand, wenn eine dichterische Individualität uns entgegentrat, einer der etwas Rechtes im Lande der Musen geworden ist, oder auch nur einer, der etwas Rechtes zu werden verspricht. Und nun haben wir da vier ganz zufällig zusammengekommene Gedichtsammlungen, und keine ist bloße lyrische Spreu, keine trägt den Stempel des bloßen Dilettantismus, keine zeigt dem Kundigen auf den ersten Blick, daß er es nur mit einem Versmacher, nicht mit einem Dichter zu thun hat. Ja einer ist darunter (Alfred Formey), vor dessen dichterischer Begabung wir, je weiter wir lesen, um so größere Hochachtung bekommen, denn er ist eine mit voller dichterischer Kraft ausgestattete Persönlichkeit, welcher alles Bild und Anschauung wird.

Das sind sozusagen Festtage im Leben des Kritikers, der oft genug durch öden Wüstensand sich durcharbeiten muß, bis er einmal auf eine Oase trifft. Und er bekommt wieder etwas von Respect vor der lyrischen Production unserer Tage, welcher so oft von kritischen und unkritischen Lippen der Grabgesang angestimmt wird.

Eins freilich scheint immer seltener zu werden, und es kann wol auch nicht anders sein: die ganz bestimmte dichterische Individualität. Sie tritt allerdings in gewissem Maße auch bei den vier uns vorliegenden Dichtern zu Tage, wenn man ein feines Gefühl hat für den Geist, der aus der Gesammtheit ihrer Gedichte spricht. Und darauf kommt es doch in unserer Zeit an. Es ist leicht, von dem einen oder andern Gedicht zu sagen: das ist nichts Neues, das ist schon hundertmal dagewesen. Wer wollte es bestreiten! Aber ein Dichter, welcher mit einer ganzen Sammlung vor sein Volk tritt, hat das Recht, nicht nach dem und jenem seiner Gedichte beurtheilt zu werden, sondern nach der Gesammtheit. Umgekehrt freilich sind auch die Zeiten vorüber, da man wegen eines oder weniger wirklich guten Gedichte einem Versmacher die Ehrenbezeichnung eines Dichters zusprach. Denn diejenigen Gebildeten und literarisch thätigen Männer und Frauen unserer Zeit sind viel häufiger, denen das eine oder andere mal ein wirklich gutes Gedicht gelungen ist, als jener, welchen Apoll die Gabe der Dichtung in gebundener Rede ganz versagt hat.

So könnte man denn auch in den uns vorliegenden Sammlungen einzelne Gedichte, namentlich die, welche Liebe und Natur besingen, ohne weiteres miteinander vertauschen, und die Dichter selbst würden vielleicht den Wechselbalg nicht auf den ersten Blick erkennen. Allerdings ließen sich auch nicht wenige dieser Gedichte in die Werke anerkannter Dichter einschmuggeln, und kein kritisches Auge vermöchte zu unterscheiden, was einen berühmten Dichter zum Verfasser hat und was einen homo novus. So müssen sich unsere bessern Lyriker eben mit den allgemeinen Zeitverhältnissen trösten; denn diese tragen die Schuld, daß ihre Namen nicht so berühmt sind und werden können, wie die der Dichter früherer Zeiten oder die Herostrate unserer allermodernsten Poesie.

Aber genannt zu werden verdient unter vielen der Name Alfred Formey (Nr. 1). Es ist in der That köstliches „Strandgut", das hier aus den tiefgründenden Fluten einer echten Dichterseele zu Tage gefördert worden ist. Die Fluten sind freilich meist bewegt, und dem Dichter scheinen brausende, rauschende und schmetternde Gedichte besser zu gelingen als sanft hingleitende. Aber über den Wassern schwebt Geist, und zwar ein sehr vielseitiger. Der Dichter führt uns nicht blos in fremde Länder und Zonen, auf den Ocean und über den Ocean, sondern es sind ihm auch die verschiedensten Zonen des Herzens und des Naturlebens erschlossen. Man höre das Herbstgedicht „Ein Todtentanz":

Herbstliches Schauern, frostiger Wind!
Welkes Gewirbel in Winkeln und Ecken,
Fahrendes Volk in allen Verstecken:
Raschelnd der Reigen der Todten beginnt!

Bunt zu Paaren zusammengeweht,
Walzen die Blumen vergilbt mit dem Laube,
Zwischen der Linde Herzblättern im Staube
Toll sich der zackige Ahorn dreht.

Federn und Halme hüpfen herbei,
Farbig Papier auch, zierlich beschrieben!
Träumende Treue, verrathenes Lieben:
Hei, wie das flattert so frank und frei!

Jetzt ein Windstoß! — Grimm und graus
Packt er beim Schopf das kreisende Völklein,
Wirbelt's dahin, ein wallendes Wölklein,
Ueber die dunkelnden Dächer hinaus.

Hoch in Nacht verflattert der Flug!
Höhnend umsaust's mir des Herzens Beben:
„Glück und Glanz und Liebe und Leben —
Fahrendes Volk voll Lug und Trug!"

Das ist Herbstpoesie so echt wie nur irgendeine, wirklich concrete Naturbeseelung; dazu originell und bei allem Klingen und Rauschen kein bloßer Klingklang. Wie ferner dem Dichter alles zum Bild und zwar zum anschaubaren Bilde, nicht zu blasser Allegorie wird, das mag das Gedicht „Sturmnacht auf dem Meere" zeigen:

Von der Wolkengalerie in fahlem Glanz
Flattert die Sturmfestfahne!
Dämonen stimmen die Geigen zum Tanz
Dem schaukelnden Oceane.

Des Blitzes flammender Bogenstrich
Kündet des Festes Beginnen:
Mit flitternden Rosen schmücken sich
Jauchzend die Tänzerinnen.

Jetzt wie von chaotischen Urmelodien
Herstürzt's mit Donnern und Tosen;
Die Tänzerinnen sich haschen und fliehn,
Hoch wirbeln die flitternden Rosen.

Ein Tollhaus schier von Tönen gellt
Des Aethers unendlich Nachten;
Bis zum Himmel, von rasender Lust geschwellt,
Die springenden Tiefen trachten.

Aufbäumen zu Hauf aus der Brandung Geroll,
Wie apokalyptische Rosse,
Mit schäumenden Nüstern, grausenvoll,
Weißmähnige Flutkolosse.

Dazwischen hinschnaubt's wie ein endlos Heer
Brüllender, belfernder Rachen,
Wie Milliarden Hunde, augenleer,
Milliarden geifernder Drachen!

Ueber dem Schiff ob des Tauwerks Schrein,
Ob des Mastes Schwingen und Schwanken
Flügeln die Todesengel in Reihn,
Lauschend den stöhnenden Planken!

Des Urgrunds Geister entfesselt all'
In der Leidenschaft Ueberwallen:
Mir ist, im letzten Posaunenschall
Jetzt müßte die Welt zerfallen.

Schade daß die Steigerung nicht eine klarere ist und daß der letzte Vers nicht ganz auf der Höhe der vorhergehenden steht. Dieses plötzliche Ich mit dem „mir ist" wirkt matt. Soll das dichtende Subject am Schlusse zum Vorschein kommen, so muß es sozusagen nicht abwärts, sondern noch einmal aufwärts gehen, wie z. B. in dem Schlußvers des Gedichts „Meeresmorgen":

Ich steh', ein starr unmündig Kind,
Das man mit zum Tempel genommen.
Kindselig der Rührung Thräne rinnt,
Und das Herz klopft süß beklommen.

Auch hier übrigens wäre die Wirkung größer, wenn die zwei ersten Zeilen als die zwei letzten ständen.

Daß bei solchem Ueberschwang zuströmender Bilder nur selten eine Geschmacklosigkeit mit unterläuft, ist ein Beweis einer echten Dichternatur. Wenn aber z. B. Poseidon als ein Riesenhamlet in grausigen Monologen wühlt, so streift das hart die Grenze des guten Geschmacks.

Die Balladen Formey's sind nicht im allgemeinen Balladenstil gehalten, sondern haben ganz bestimmte Farbe und Stimmung. Wir nennen nur „Die Dämmerstunde" mit dem zauberhaften Kehrreim „Zur Dämmerstunde", „Das Vöglein im Saal", „Der Admiral", „Heinrich's IV. letzte Weihnacht", „Runenlied" mit dem volksmäßigen Refrain, endlich „Die Furt des Cabo", welches den besten Freiligrath'schen Gedichten dieser Gattung ebenbürtig ist. Schade auch hier, daß der Schluß matt ist, wie denn überhaupt manchmal in den Balladen Prosaanklänge sich finden. Wie kann ein Dichter wie Formey in der feurigen Weinballade „Dschemschid" folgende Zeile mit unterlaufen lassen: „Heiterkeit den Ernst durchbricht!" Ueberhaupt stören ab und zu conventionelle Phrasen, abgegriffene Münzen unter vollwerthigem Gold, nichtssagende oder blasse Beiwörter: smaragdene Aetherhalle, azurne Flut, balsamtrunkene Düfte, demantlichtes Gefunkel u. s. w. Auch die griechische Mythologie schenken wir gern unsern deutschen Dichtern und verzichten auf „Circe Meer", „durchspielt von Najaden", „elysisch besternt" und anderes.

Diese Dinge alle müssen wir auch an August Freudental (Nr. 2) tadeln. Nur allzu oft verdirbt ein recht gewöhnlicher und prosaischer Schluß das ganze schöne Gedicht, so „Charfreitag"; Schluß:

Wer nicht wie alle, wer sich selbst getreu,
Den schlägt ans Kreuz die öffentliche Meinung.

„Des Hochgebirgs Gipfel" endigt:

Es ist die Qual zu lieben
Und nicht geliebt zu sein.

„Sei's drum!" schließt:

Wiegt doch eine schöne Stunde
Oft ein ganzes Leben auf.

Und „Heine im Louvre 1848" endet gar:

Es war des Dichters Abschied
Von seinem Ideal.

Aber auch zu Anfang und in der Mitte platzen oft solche Dinge herein; so in „Als sie starb“:

Nahmen Antheil an der Aeltern Leide
Alle, die im Sarge sie geschaut.

In der Ballade „Der Teufelsherd“ lautet ein Vers:

Die Leute, die ihn sahen,
Erschraken — es war Franz,
Mit eingefallnen Wangen
Und Augen ohne Glanz.

Heiliger Vater Gleim, da bist du zu Gevatter gestanden!

Damit haben wir aber auch unsern Tadel erschöpft. Es ist viel Schönes, poetisch Abgerundetes in diesen Gedichten, wenn sie auch nicht besonders originell sind und oft ein Geibel'sches oder Heine'sches Gesicht zeigen. Die „Rheinvision“, welche im gleichen Metrum die gleiche Sage behandelt wie die „Rheinsage“ Geibel's, womit dieser Dichter den ersten Band „Gedichte“ eröffnete, könnte wie sie steht, ja sogar in einzelnen Versen mit dem Geibel'schen Gedicht vertauscht werden. Und folgendes schöne Gedicht, wer wollte entscheiden, ob es von Geibel oder Freudental ist:

O rosenduftige Juninacht,
Dem Märchenreich entsprungen!
So süß hat nie die Nachtigall
Ihr Scheidelied gesungen.
Es flutet zitternd durch das All
Das Echo ihrer Lieder.
So singt sie nur in dieser Nacht,
So singt sie niemals wieder.

O rosenduftige Juninacht,
Berückend Herz und Sinne,
Geschaffen für ein liebend Paar
Und seine heimliche Minne!
O könnt' ich so auf immerdar
Dich halten, fest umfangen,
Mein Röslein — in der Juninacht
Zur Rose aufgegangen.

O rosenduftige Juninacht,
Aus deren Wunderbronnen
Entquillt mit stürmischer Gewalt
Ein wogendes Meer der Wonnen!
Ein Blütennebel uns umwallt,
Zu schirmen unsre Liebe. —
O daß auf ewig dieser Nacht
Der Morgen ferne bliebe!

Auch eine stattliche Anzahl Balladen hat Freudental gedichtet. Soweit sie sich um ältere und jüngere Ritter drehen, gewinnen sie freilich nicht leicht unsere Sympathie; diese Ritter hat Uhland schon mustergültig und endgültig behandelt. Warum doch unsere Balladendichter sich so sehr vor modernen Stoffen scheuen! Sie begeben sich dadurch eines wesentlichen Vortheils. Es läßt uns doch sehr kalt, wenn eine Ballade Freudental's beginnt:

Es reitet der Graf vom Festesmahl
Halbtrunken hinaus in die Nacht,
Da sieht er bleichen im Mondesstrahl
Des Mörders Gebein am Galgenpfahl...

Wie ganz anders fesselt bei demselben Dichter folgender Anfang:

Vor seinem Häuschen in stiller Nacht
Der Wärter einsam die Stunden durchwacht.

Es blickt hinaus auf das öde Geleis —
Die Fläche starrt von Schnee und Eis.

Gern wär' er daheim bei Weib und Kind,
Statt hier zu harren in Nacht und Wind...

Hic Rhodus, hic salta! möchten wir unsern Dichtern in dieser Beziehung zurufen. Menschlich nahe muß uns die Sache gebracht werden; dann freilich bleibt sich's gleich, in welcher Zeit die Ballade oder Romanze, oder wie man die Dichtgattung heißen mag, spielt. So Freudental's „Sterbender Geiger“:

Nicht fragt er nach Priestern, nach Sterbegesängen,
Als Todesqualen die Brust ihm beengen:
Die treue Genossin, die Geige allein
Verlangt er in nahender Todespein,
Verlangt er bebend zum letzten mal,
  Der sterbende Geiger im Hospital.

Und Klänge der Sehnsucht entlockt er den Saiten,
Der Sehnsucht nach sonnigen, glücklichen Zeiten,
Als wären die Tage der kindlichen Lust
Zurückgekehrt in die keuchende Brust.
Und selig lächelt trotz Noth und Qual
  Der sterbende Geiger im Hospital.

Und milder und inniger klingen die Lieder,
Als stiege vom Himmel die Liebe hernieder,
Wie Aeolsklänge und Harfengetön,
Wie Hochzeitgeläute von Bergeshöhn.
Und schmerzlich lächelt zum letzten mal
  Der sterbende Geiger im Hospital.

Und wilder und düstrer die Saiten erklingen,
Wie Sorge und Noth und vergebliches Ringen,
Bis endlich verzweifelnd, schrill und bang
Der letzte gellende Ton verklang.
Es führte den Bogen zum letzten mal
  Der sterbende Geiger im Hospital.

Zur Form bemerken wir, daß unbeschadet der poetischen Wirkung dieses Gedicht in natürlicher Wortfolge hätte beginnen können: „Er fragt nicht“ u. s. w. und daß die deutsche Grammatik „als“ mit Präsens nicht duldet. Warum nicht „da“ Todesqualen beengen? Der Dichter soll nie ohne Noth von den Gesetzen der Syntax und von denen der Grammatik überhaupt nie abweichen!

Der Ertrag eines Lebens, das die Mittagshöhe erstiegen hat, scheinen uns die Gedichte Friedrich Wilhelm Richter's (Nr. 3) zu sein, obwol wir seinem Namen zum ersten mal begegnen. Eine gewisse, der Jugend nicht eigene Reife und Besonnenheit spricht aus seinen Versen, dazu eine wol in katholischem Boden wurzelnde Frömmigkeit, welche oft an Eichendorff gemahnt. Im ganzen machen seine Gedichte den Eindruck, als ob sie häufig nicht aus unmittelbarer Empfindung heraus gedichtet seien, und eine gewisse Schwerfälligkeit im Ausdruck und Sprödigkeit im Umsetzen des Abstracten in das Concrete bestätigt dies. Die Anfänge vieler Gedichte sind prosaisch,

der Dichter scheint erst allmählich in die dichterische Stimmung hineinzukommen. Das ist z. B. der Fall, wenn ein Gedicht mit der Ueberschrift „Der erste Kuß“ beginnt:

Mein Herz erkennt der Freuden viele,
Es jubelt laut und froh bewegt —

oder „Der Wanderer“:

Vernehmbar fern ein Wandersmann
Naht sich der öden Heide.

Manchmal klingt's auch bedenklich an berühmte Muster an, so an Heine, doch ohne dessen zersetzende Selbstironie; auch den Kehrreim:

Wenn ich nur singe, singe,
Ist alles wieder gut —

darf doch kaum ein Dichter wagen, ohne daß dem Leser durch das Herz summt Chamisso's

Und hab' ich wieder gesungen,
War alles auch wieder gut.

Daß es aber dem Dichter gelingt, selbst hundertmal besungenen Stoffen eine neue Seite abzugewinnen, zeigt das Gedicht „Veilchen“:

Warum blühst du, blaues Veilchen,
Nicht in freier grüner Au?
Liebst du nicht die warme Sonne,
Freut dich nicht des Aethers Blau? —

Immer mag ich ungesehen
Leben unterm Dornenstrauch;
Warme Sonne, Himmelsbläue
Dringen durch die Dornen auch.

Sprüche und Spruchartiges scheint überhaupt mehr das Gebiet Richter's zu sein als die Natur, welcher er nur ab und zu einmal etwas Neues, Packendes abringt. Aber wie trefflich und kernhaft ist sein Gedicht „Predigt“ und wie mannhaft „An die Zaghaften“, von welchem Gedicht wir wenigstens einige Verse hersetzen wollen:

Mannesstärke, Mannesmuth
Wachsen nicht in stiller Kammer;
Nur bei heißer Esse Glut
Klingen Amboß, Stahl und Hammer.

Spring ins Leben frisch hinein
Ohne Zaudern, ohne Zagen;
Fahre wie das Wetter drein,
Greif das Schicksal derb am Kragen.

Wetterwolken, Sonnenglanz
Sind dem Feigen Schnur und Schlinge:
Deinem Gott vertrau dich ganz,
Deiner Faust und deiner Klinge!

Offen halte Aug' und Kopf,
Rein und werth die wilden Waffen;
Fass' den Schwachen leicht beim Schopf,
Schlag aufs Maul den lauten Laffen ...

Von Richter's Balladen gilt theilweise das bei Freudental Gesagte. Auch er hat die alten Ritter in ihrer Ruhe gestört; doch greift er daneben in das moderne Leben und zwar mit Glück, wie in „Die Nähterin“, „Weihnachten“, „Die Sünder“. Die Sonette enthalten manch abgerundetes Bild in wohlgelungener Form. Alles in allem: man kann sich an diesen Gedichten erbauen; zum bloßen Naschen und Nippen sind sie weniger geeignet.

Tritt uns in Richter eine gereifte Persönlichkeit entgegen, so zeigt schon der Titel von Karl Teutschmann's Gedichten: „Lehrzeit und Leben“ (Nr. 4), daß wir es hier mit einem jungen, noch nicht fertigen Poeten zu thun haben. Noch mehr beweist das die Eintheilung der Sammlung in „Auf der Klosterschule“, „Alma mater“, „Im Philisterium“. Wer letztere Ueberschrift machen kann, der ist sicher noch nicht lange in das Philisterium übergetreten. So hat denn der Verfasser auch manches, namentlich sogenannt heuristischer Art, dem Druck übergeben, von welchem es mindestens nicht schade gewesen wäre, wenn's ungedruckt geblieben wäre. Aber im ganzen tritt uns in Teutschmann doch ein unzweifelhaftes, etwas versprechendes Talent entgegen und nicht weniges in der Sammlung kann man mit vollem Genuß lesen. Sein Gedicht auf Bismarck's siebzigsten Geburtstag: „Michel's Lied“, ist vielleicht eins der besten, die damals in Deutschland gedichtet wurden, und der Rundgesang „Vivat sequens“ ist ebenso kräftig als in jedem Vers fein auf das Vivat sequens zugespitzt. Wir geben aus beiden Gedichten einige Verse:

Das ist der alte Michel nicht
Mit seinen Zipfelhauben,
Mir schuf ein blutig Weltgericht
An eignen Werth den Glauben.
Und sieghaft trat ich in den Plan,
Mein Eigen zu erhalten:
Verdräng' mich einer, so er kann,
Der muß die Erde spalten. ...

Wer schuf die Heimstatt deutscher Kunst
In sicheren Gemarken?
Wir danken's nach der Götter Gunst
Dem deutschen Schwert, dem starken.
Ruft einen auch der strenge Tod,
An Helden gibt es keine Noth!
Und droht dem Reich Gefährde,
Sie wachsen aus der Erde.
Vivat sequens!

Der Gallier bekommt es satt,
Die Faust im Sack zu ballen.
Ich höre schon von Stadt zu Stadt
Den Racheruf erschallen,
Und manchen, der noch heute Freund,
Seh' ich dem Erbfeind zugeeint.
Gilt's dann in künftigen Tagen
Noch ein Sedan zu schlagen ...
Vivat sequens!

Auch Sprüche und Sentenzen gelingen ihm nicht übel. Der Grimm auf das Wort „Papa“ hat ihm folgenden Vers eingegeben:

Das Vater Unser, spricht Gottvater,
Erfreuet mich von groß und klein,
Doch werdet ihr „Papa“ mich heißen,
So möcht' ich nimmer Herrgott sein.

Scharf und in seiner Kürze sehr spitzig ist „Armenball“:

„Gebt Brot uns Armen! O wären wir reich!“ —
„Seid ruhig, Kinder, wir tanzen für euch.“

Sehr wahr und beherzigenswerth ist „Der Bauernstand“:

Der Bauer ist ein Marmorblock,
Unförmlich (?) anzuschauen,
Daran der „Fortschritt“ sich versucht,
Ein Standbild 'rauszuhauen.

Er metzt und meißelt schweißbedeckt,
Daß rings die Funken stieben:
Doch bis das Standbild fertig wird,
Ist nichts mehr übrig blieben.

Man sieht aus den Proben: die Form will sich dem Dichter noch nicht ganz fügen. Doch scheint er mit gutem Material und dem richtigen dichterischen Handwerkszeug versehen, und so wird er uns wol künftig mit reifern Früchten seines Talents erfreuen. Richard Weltbrecht.

Altes und Neues von Hermann Heiberg.

1. Aus den Papieren der Herzogin von Seeland. Von Hermann Heiberg. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 3 M.
2. Der Januskopf. Von Hermann Heiberg. Zwei Theile. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 10 M.

Unter den Schriftstellern der Gegenwart dürfte es nur wenige geben, welche sich in verhältnißmäßig so kurzer Zeit zur Geltung gebracht haben, wie Hermann Heiberg. Es sind erst wenige Jahre verflossen, seit Heiberg unter die Schriftsteller gegangen ist, und heute wird er bereits unter den Führern unserer Literatur genannt. Die gelesensten Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften bemühen sich um einen Beitrag aus seiner Feder, seine Romane und Novellen gehören zu den gesuchtesten Büchern unserer Leihbibliotheken, eine billige Ausgabe seiner gesammelten Schriften, von der bereits die erste Serie erschienen ist, ermöglicht es auch dem minder Bemittelten, sich in den Besitz seiner Arbeiten zu setzen, und Uebertragungen ins Französische, Holländische, Schwedische und Dänische sorgen für sein Bekanntwerden im Ausland. Heiberg hat also einen bemerkenswerthen Erfolg gehabt, der unseres Erachtens redlich verdient ist. Ist er doch eine eigenartige künstlerische Persönlichkeit und ein mehr als gewöhnlich begabtes Talent, dessen Fruchtbarkeit schon an und für sich staunenswerth genug ist.

Wegen ihrer Eigenartigkeit fällt es schwer, seine Werke in eine der hergebrachten Rubriken unterzuordnen. In Bezug auf die Art und Weise zu schildern und auf die Wahl seiner Stoffe gehört Heiberg entschieden zu der modernsten realistischen Schule unserer Tage, die ihn gern als einen ihrer besten Vorkämpfer feiert und seinen „Apotheker Heinrich“ unter die für die neue Richtung am meisten bezeichnenden Dichtungen rechnet. Gleichwol unterscheidet sich Heiberg in einem wesentlichen Punkte von der Mehrzahl seiner gleichstrebenden Genossen: er verfügt über einen reichen Schatz von Humor, der jenen leider fast durchgängig fehlt, und schaut deshalb die Welt nicht mit der Miene eines griesgrämigen, lebensfeindlichen Pessimisten an; er hat sich ein offenes Auge für die Lichtseiten des Daseins bewahrt und verräth zuweilen sogar eine gewisse Hinneigung zum Sentimentalen und Phantastischen. Wir begegnen daher in seinen Dichtungen nicht lauter Ausgeburten der Niedertracht und Gemeinheit, sondern auch Gestalten, deren Bekanntschaft uns wohlthut, und so realistisch treu er erzählt, so wenig er daran denkt, das Schlechte zu beschönigen und das Verkehrte durch einen falschen Schein zu verhüllen, so sehr zeigt er sich bemüht, neben dem Schatten auch das Licht zur Geltung zu bringen und das Erfreuliche, das die Wirklichkeit bildet, anzuerkennen.

Heiberg's Werke liefern also den augenscheinlichen Beweis, daß es der Realist keineswegs nöthig hat, die Welt für eine ganz dumme Einrichtung zu halten, und daß sich eine heitere Lebensanschauung mit dem Ernste der von ihm erwählten schriftstellerischen Aufgabe, die er als den „Naturalismus des gesunden Menschenverstandes bezeichnet hat“, gar wohl verträgt. Auf die Frage, welche die schönsten Tage seines Lebens waren, antwortet er mit lachender Miene:

Sie sind alle wunderschön gewesen! Die kalten frierenden, die sich hineindrängten, haben mich die sonnigen mit all' ihrem Vogelgesang und ihrer stillen oder jauchzenden Freude doppelt genießen lassen. Ich habe jene wie Pagen betrachtet, die in verdeckten Körben die unaufgebrochenen Blumenknospen trugen, welche morgen in leuchtender Pracht aufblühen würden, um meinen Lebenstisch zu zieren. Ich kann sie nicht entbehren, wie ich die Nacht nicht missen kann, die mich nur deshalb in ihre dunkeln Schleier hüllt, damit ich den neugeborenen Tag mit um so größerer Wonne begrüße und in seinen Freuden mit erhöhter Genußfähigkeit schwelge. Es geht mir wie dem Vogel, der zwar bei Regenschauern in das dichtere Laub flüchtet, wenn aber die Sonne ihre Lichtwellen durch die Wälder strömen läßt, jubelnde Dankeslieder zwitschert: „daß nun alles wieder so wunderbar bestellt ist.“

Dieses lebensfrohe Bekenntniß des mit seinem Geschick zufriedenen Dichters entnehmen wir dem ersten seiner Werke, das ihm unter dem ursprünglichen Titel: „Plaudereien mit der Herzogin von Seeland“, viele Freunde erworben hat, und das unlängst unter der Bezeichnung: „Aus den Papieren der Herzogin von Seeland“ etwas vermehrt, aber sonst in unveränderter dritter [?] Auflage erschienen ist. Wir können die Aenderung des Titels nicht billigen, einmal, weil auch die neue Bezeichnung ebenso wenig wie die frühere den Inhalt des Werks errathen läßt, vor allem aber, weil derartige Umtaufen den Leser leicht irre führen oder zum mindesten unnöthig stutzig machen.

Heiberg faßt selbst den Inhalt seines Werks dahin zusammen, daß es „Geschichten, Skizzen, Humoresken und Aufsätze zu Novellen“ enthalte, also ein buntes Durcheinander, das sich schwer mit wenigen Worten charak-

terisiren läßt, das aber die Eigenart des Verfassers, seinen Humor und Witz, seine Leichtigkeit in der Darstellung, seine Fähigkeit, scharf zu beobachten, leider auch seine Neigung, geistreich erscheinen zu wollen, trefflich veranschaulicht und deshalb jedem zunächst empfohlen werden kann, der seine Bekanntschaft zu machen wünscht.

Da die zweite Auflage des Buchs seinerzeit in diesen Blättern lobend erwähnt worden ist, müssen wir uns begnügen, auf einige Nummern hinzuweisen, die uns besonders gefallen haben. Wer die ganze Liebenswürdigkeit, die Heiberg als Schriftsteller entfalten kann, kennen lernen will, den verweisen wir auf die beiden ersten Stücke. Er erzählt in ihnen, wie er die Bekanntschaft seiner Freundin, der er seinen ersten Versuch gewidmet hat, wobei er sie zur Herzogin von Seeland erhoben, in einem Nordseebad machte und verbreitet sich dann in kurzen Umrissen über die Erfahrungen seines Lebens, die ihm die Wahrheit der Worte Goethe's erkennen ließen: „Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war? und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages?"

Die dritte Nummer: „Eine Landpartie", ist eine Probe von Heiberg's Witz, der hier allerdings schon mehr dem Sarkasmus zuneigt. Die Landpartie findet nämlich unter allen erdenklichen Hindernissen statt und bringt den Theilnehmern nichts als Enttäuschungen, wie das so häufig bei vorzeitigen Frühlingsausflügen der Fall zu sein pflegt. Insofern verläuft sie also höchst gewöhnlich, aber die Art und Weise, wie Heiberg diesen Stoff behandelt, ist so wenig gewöhnlich, daß man dem Spötter mit Behagen in seinen Ausführungen folgt.

Der scharfe Beobachter und gleichzeitig der Meister, einen einzelnen Vorgang herauszuheben und ihn zu einem echten Schicksalsbild zu gestalten, tritt uns in den Geschichten: „Mein Spielkamerad" und „Der kleine Heinrich", entgegen. Dieser Spielkamerad ist ein kränklicher Knabe, der in jungen Jahren seinen Leiden erliegt und dessen Ende dem Dichter die erste Bekanntschaft mit dem Tode vermittelt. Dasselbe Los trifft den armen kleinen Heinrich, dessen Blindheit durch die rührende Zuneigung eines gleichalterigen Mädchens erhellt wird. „Die Geschichte meiner ersten Liebe" schildert die plötzlich auflodernde Leidenschaft für ein Bauernmädchen, das dem Dichter auf einer Reise in den Weg kommt und dessen Bild seine Seele noch jahrelang erfüllt. Sie führt uns zu den novellenartigen Stücken des Buchs, unter denen „Schlunk's Brautfahrt" (Nr. XXII) und „Ingrato" (Nr. XXVIII) am meisten Beachtung verdienen, weil Heiberg in ihnen Charaktere gezeichnet hat, die weiter ausgeführt und tiefer durchdacht in seinen spätern Arbeiten wiederkehren. So hat z. B. der Student Schlunk, der Held der „Brautfahrt", eine unverkennbare Aehnlichkeit mit einer der Hauptfiguren von Heiberg's neuestem Roman, mit Arnold von Tolen im „Januskopf". Allerdings ist Schlunk in seinem Auftreten ein Plebejer und Tolen ein Aristokrat vom Kopf bis zur Zehe, aber der Grundzug beider ist ein gemeinsamer. Er besteht in ihrer geistigen Ueberlegenheit, die sie unter den Formen eines ziemlich burschikosen Auftretens geltend zu machen wissen, und in der Neigung, ihre Welt- und Lebensansichten in einem etwas frivolen Tone vorzutragen.

Arnold von Tolen gehört zu den am besten gelungenen Gestalten des Romans „Januskopf", ist aber nicht der eigentliche Held desselben. Als solcher erscheint vielmehr sein Freund Titus Wettering, zu dem er in einem ähnlichen Verhältniß steht, wie Herr von Fink zu Anton Wohlfart, dem Helden in Gustav Freytags „Soll und Haben". Die Aehnlichkeit mit dem Freytag'schen Roman liegt auch sonst sehr auf der Hand. Wenn Freytag in demselben ein Hauptgewicht auf die Schilderung des Thuns und Treibens in einem großen Waarenhaus gelegt hat, so hat Heiberg im „Januskopf" den Arbeitskreis eines Buchhändlers von seinem Eintritt als Lehrling in ein Sortimentsgeschäft an bis zu seiner Etablirung als Besitzer einer großen Zeitung und Druckerei zum Hintergrund seiner Erzählung erkoren.

Diese Wahl lag ihm sehr nahe, da er selbst ursprünglich dem Buchhändlerberufe angehört hat. Die äußerlichen Schicksale des Titus Wettering gleichen der Hauptsache nach seinen eigenen, wie er sie uns in seiner in der Monatsschrift „Die Gesellschaft" (Jahrgang 1887, 1. Semester, S. 55—59) mitgetheilten Autobiographie erzählt hat. Heiberg hat seine Lehrzeit in Kiel durchgemacht; Titus Wettering, wie Heiberg der Sohn eines Juristen, tritt in der norddeutschen Universitätsstadt G., unter der man sich sehr wohl Kiel vorstellen kann, in ein Sortimentsgeschäft ein; beide schreiten schnell in ihrem Berufe fort, und während Heiberg nach mancherlei glücklichen buchhändlerischen Unternehmungen an die Spitze der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" gestellt wurde, um den geschäftlichen Theil derselben zu leiten und die Druckerei zu erweitern, läßt er seinen Helden nach Abschluß der Lehrzeit zunächst in England größere Erfahrungen sammeln und dann als Geschäftsführer in die Druckerei, Verlagsanstalt und Expedition des „Morgenblattes" von Theuerkauf in Hamburg gelangen, wo er anfänglich mit dem Widerspruch und der Arbeitsunlust des von ihm übernommenen Personals zu kämpfen hat, durch seine Energie und Rechtlichkeit aber alle Hindernisse überwindet und schließlich durch die Beihülfe eines alten, erprobten Freundes in den Besitz der Firma kommt.

Wir brauchen kaum zu sagen, daß Heiberg bei dieser Aehnlichkeit zwischen dem Lebenslauf seines Helden und seinem eigenen den außerordentlichen Vortheil, den ihm die genaue Kenntniß der einschlägigen Verhältnisse verschaffte, für eine möglichst treue Schilderung des Buchhändlerwesens vollauf ausgenutzt hat. Leider ist es ihm jedoch nicht gelungen, unser Interesse gerade für diesen Theil seines Romans zu beleben. Nur einzelne Abschnitte,

z. B. die Abfertigung und Gewinnung der strikenden Setzer, tragen dazu bei, das tüchtige Wesen des Helden in neuer Beleuchtung zu zeigen, im Allgemeinen aber ermüdet die Breite, mit der das geschäftliche Treiben Titus Wettering's behandelt ist. Die Aufgabe, das äußerliche Geschick seines Helden mit seinem innern, d. h. mit seiner Liebe zu Elster von Platen, deren Geschichte das eigentliche Thema des Romans bildet, zu einer festen Einheit zu verbinden, ist nicht gelöst. Wettering könnte ebenso gut jedem andern Berufe angehören, ohne daß in der Darstellung seines Verhältnisses zu Elster die geringste Aenderung nöthig würde. So kommt es, daß die ausgeführte Erzählung seines geschäftlichen Vorwärtsschreitens nur als ein störendes Element im Fortschritt der Haupthandlung empfunden wird.

Dieser am meisten in die Augen springende Mangel an innerer Einheit bringt es mit sich, daß in dem Roman eine Menge von Personen auftreten, deren Charakteristik an und für sich vortrefflich gerathen ist, deren Auftreten aber für den Zusammenhang des Ganzen keineswegs nothwendig erscheint. Um denselben herzustellen, hat Heiberg die Figur des gutmüthigen Sonderlings Krogmann erfunden. Seine nicht genügend motivirte Liebe zu Titus Wettering muß dazu dienen, die Handlung in Fluß zu bringen, wo sie ins Stocken gerathen ist. Dieser seltsame Deus ex machina steckt nämlich jedesmal den Kopf zur Thür hinein, wenn Heiberg keinen Rath mehr weiß. Auf diese Weise hat er uns zu sehr das Geheimniß seiner Mache enthüllt und dem Ganzen einen höchst unrealistischen, romanhaften Anstrich gegeben.

Müssen wir daher auch den „Januskopf“ seiner Anlage nach als einen mißglückten Versuch bezeichnen, nach Freytag's Vorbild eine größere Anzahl von Personen und Ereignissen zu einem Ganzen zusammenzufassen, so bleibt doch im einzelnen noch genug Schönes und Gelungenes übrig, um den Roman lesenswerth zu machen. Vor allem muß hier die Gestalt Elster's von Platen hervorgehoben werden, eine ganz eigenartige und trefflich durchgeführte weibliche Figur, an der sich die Meisterschaft Heiberg's in der Schilderung von Frauencharakteren aufs neue bewährt hat. Ihre körperliche und geistige Schönheit tritt dem Leser in den klarsten Umrissen vor Augen und fesselt ihn von ihrem ersten Auftauchen an bis zum glücklichen Schluß, da sie, geläutert durch die trüben Erfahrungen in ihrer ersten Ehe mit dem Fürsten von Oelzen, die Gattin ihres Jugendgeliebten Wettering wird. Oelzen ist gleichfalls eine interessante Erscheinung, leider aber nicht so glaubhaft geschildert wie Elster. Man ist erstaunt, daß sein wucherisches Treiben nicht längst an den Tag gekommen ist und daß er bis an sein Ende der strafenden Gerechtigkeit zu entgehen weiß. Auch sollte man annehmen, daß bei einem so geldgierigen Manne, wie Oelzen ist, die Leidenschaft für die Schönheit eines Weibes, das ihm niemals mit Liebe begegnet, sich nicht auf die Dauer behaupten und daß ihr Verlust ihn nicht so völlig, wie es hier der Fall ist, seiner Klugheit berauben könnte.

Die übrigen Figuren des Romans lassen mit Ausnahme des bereits erwähnten Krogmann nichts an Klarheit und Sicherheit in der Zeichnung vermissen. Allerdings erheben sie sich kaum über ein gewisses Mittelmaß, am wenigsten der gutmüthige, unendlich rechtschaffene Titus Wettering, am ehesten der burschikose Arnold von Tolen, dessen sicheres, selbstbewußtes Wesen und schneidiges Handeln einen anziehenden Gegensatz zu dem bedächtigen Wettering bildet, der sich in seinem Verhältniß zu Elster mehr schieben läßt, als man von seiner sonstigen Energie erwartet. Offenbar hat aber Heiberg dieses Mittelmaß mit Absicht eingehalten. Hier zeigt sich wieder der Realist, der deshalb seine Gestalten ein bestimmtes Niveau nicht überschreiten läßt, weil ihre mehr oder weniger alltäglichen Erlebnisse ein höheres unwahrscheinlich machen würden. Statt dessen wendet er seine ganze darstellerische Kunst an, um das Gewöhnliche, oder wie wir lieber sagen wollen, das Einfache und Schlichte, durch den Zauber seiner Sprache in das Reich der Poesie zu erheben. Er bietet uns eine Fülle der gelungensten Scenen, deren Lectüre einen so hohen Genuß gewährt, daß man über ihnen die Mängel des Ganzen leichter übersieht. Einzelne derselben besonders hervorzuheben, ist kaum möglich, da man nicht weiß, welche man als die lesenswerthesten bezeichnen soll. Wir können daher jedermann rathen, den „Januskopf“ sich nicht entgehen zu lassen, und geben nur noch der Hoffnung Ausdruck, daß es dem so reich veranlagten Verfasser gelingen möge, die Composition seiner zukünftigen Werke so meisterhaft zu entwerfen, wie er die Einzelheiten, die Novelle und das Sittenbild zu gestalten weiß.

A. Hermann.

Zur ägyptischen Alterthumskunde.

1. Alt-Egypten. Essay von Miguel Morayta. Deutsch von Adolf Schwarz. Berlin, K. Siegismund. 1888. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Aegypten tritt seit einigen Jahrzehnten, man weiß, durch welcher Männer Verdienst, mehr und mehr in den Vordergrund, zwar noch nicht der gelehrten Studien, aber doch des allgemeinen Interesses. Sein Bild ist aber auch in der That, verglichen mit dem, was unsere Väter und Großväter zu sehen bekamen, man kann sagen Zug für Zug verschieden. Der Schleier, nicht blos der zu Saïs, sondern der über dem ganzen Volk liegende, hat sich gelüftet, und wenn auch trotz massenhafter Entdeckungen und

zahlloser Texte die äußere Geschichte dieses Volks noch sehr farblos, ja in tiefes Dunkel gehüllt erscheint, so liegt doch bereits ein solcher Reichthum innerer, cultureller Thatsachen und Erscheinungen vor, daß man des Volkes Art und Sitte bereits besser kennt, als die manches heute lebenden und vegetirenden Volksstammes. Es wäre unter solchen Umständen geradezu verwunderlich, wenn nicht einige begeisterte Forscheraugen zu viel oder zu Schönes sehen sollten. Die Lobrede ist die gewöhnliche Begleiterin der Entdeckungen. Auch der uns vorliegende Essay des spanischen Gelehrten Morayta, Professor an der Universität Madrid, hat, wenn wir nicht irren, einige panegyrische Züge. Im übrigen ist dieser die wichtigern Seiten der ägyptischen Cultur und Volksseele zusammenfassende „Versuch" sehr lesenswerth und der Uebersetzer hat ganz recht, wenn er ihn für würdig hielt, auch einem nicht spanischen Publikum bekannt zu werden; was aber „unsere confessionell so bewegte Zeit" mit dem „actuellen" und dem „dauernden Interesse", das die meisterhafte Arbeit des spanischen Autors zu erwecken angethan ist, zu schaffen habe, ist nicht ersichtlich. Wahr ist allerdings, und auch bei einem Spanier merkwürdig, daß ein sehr verspürbarer Hauch politischen und religiösen Freisinns und Freimuthes durch das Ganze weht. Daran aber sind die altägyptischen Zustände sehr unschuldig und die Arbeit ist nicht darum meisterhaft.

In keiner Weise gebührt diese Bezeichnung der Uebersetzung; diese wird an mehr als einer Stelle geradezu unverständlich, wo es das Original gewiß nicht ist. Aber auch sonst bietet sie ein eigenthümliches Deutsch (so gleich auf der zweiten Seite treten uns „unermeßlichere" Lücken, ein classischer Comparativ, entgegen). Ob auf der ersten Seite der Verfasser oder der Uebersetzer den Koröbos aus Elea, statt aus Elis, verschuldet hat, mag unentschieden bleiben, ebenso die Frage, was unter den „epischen Kämpfen" (S. 5), in denen Athen die Hegemonie über Griechenland errang, zu verstehen sei, wer Tyrus und Sydon (sic) riskirt habe; jedenfalls ist die durchgängige Schreibweise Egypten, egyptisch u. s. w., statt Aegypten, dem Uebersetzer auf Rechnung zu setzen, da bekanntlich das Spanische, wie überhaupt jede romanische Sprache, des Doppellauters ae ermangelt. Der Vorwurf der Unverständlichkeit bei Erörterung der Zahlzeichen (S. 57) kann den Verfasser treffen.

Dieser scheint uns, um noch einen Augenblick bei ihm zu verweilen, bei aller Belesenheit und offenbaren Sachkenntniß ein wenig zu scharf für seine Aegypter ins Zeug zu gehen, wenn er von der Herrlichkeit ihrer Civilisation spricht und seine ganze Darstellung von diesem Gedanken getragen sein läßt. Es ist wol wahr, man hat in Aegypten, seit große Forscher die Spuren wiesen, vieles gefunden, was man dort nie zu finden gehofft hätte, unter anderm auch eine Literatur. Von dieser Thatsache aber bis zu den Lobsprüchen, wie sie der Verfasser dieser Literatur ertheilt, sie sei nämlich „eine anmuthige, farbenreiche und so schöne, wie irgendeine", ist noch ein weiter Schritt. Auch will uns scheinen, es werde in den Kapiteln über die Religion (III und IV), die übrigens zu den interessantesten gehören, den Aegyptern „zu viel abstract-metaphysisches Denken zugesprochen" und zugemuthet, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß diese Religion (in ihrer geistigern Ausprägung, mit unverkennbarer monotheistischer Spitze) ein ganz anderes Bild bietet als das noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts landläufige und selbst von Forschern und Fachmännern anerkannte: ein wüstes Chaos von Namen und Symbolen, ohne Einheit, System und Zusammenhang, mit obligater Verbrämung durch das falsche Dogma eines durchgreifenden Thierdienstes. Man weiß jetzt — und der spanische Autor hat dies mit Recht betont —, daß weder zu jeder Zeit noch an jedem Orte dieselben religiösen Vorstellungen herrschend waren, daß auch in Aegypten die Religion je nach der Oertlichkeit und den Jahrhunderten sich differenzirte, und zwar so stark, daß dadurch die Vorstellung von dem zäh conservativen Charakter der ägyptischen Nation ganz gewaltige Wandlungen erfahren muß.

Hochinteressant ist der Abschnitt (V) über die Seele und deren Zustand nach dem Tode, d. h. die Unsterblichkeit (nicht Metamorphose, diese war kein pharaonischer Glaubenssatz, wie nach Herodot, Diodor, Plutarch und andern Schriftstellern fälschlich angenommen worden ist). Nur insofern ist eine Seelenwanderung vorhanden und ist die Unsterblichkeit beschränkt, als die sündige Seele nach dem Urtheil der Götter aufs neue den Stürmen des Lebens ausgesetzt wird, wo sie sich einen Körper suchen muß, in dem sie wohnen will. Einmal darin, erfüllt sie ihn mit Krankheiten, treibt ihn zu Mord und Wahnsinn, und wenn die unvermeidliche Trennung von diesem Körper eintritt, so wird sie auf dem Schaffot der Hölle (!?) vollzogen. Sie erleidet so den „zweiten Tod", der sie in das Nichts stürzt. Das Nichts galt also als die „entsetzlichste Strafe" u. s. w. Morayta faßt seine Darstellung in folgenden Sätzen zusammen: Aegypten nähert sich dem Monotheismus; es erklärte den Begriff der Dreifaltigkeit, sowie den Glauben an einen unerschaffenen Gott, der die Welt kraft seines Wortes ins Dasein rief. Seine Moralgesetze ... verweisen schon auf die ewige Glückseligkeit, auf die Liebe zum Nächsten und auf die Pflicht, das eigene Leben nicht auf Kosten eines andern zu retten. „Aegypten erfaßte zuerst den Gedanken von der Geistigkeit der Seele und als nothwendige Folge davon den Gedanken ihrer Unsterblichkeit und der Auferstehung des Fleisches" — letzteres hat der Verfasser aber nicht bewiesen! — womit die Belohnungen und Strafen im andern Leben und, diesen entsprechend, Paradies, Fegefeuer und Hölle (?) unzertrennlich verbunden sind. Es anerkannte den Unterschied des Guten und Bösen ... pries die Wirksamkeit des Opfers, des Gebetes, des Weihwassers (!) ... empfahl und übte die Beschneidung, die Enthaltsamkeit von Schweinefleisch, den Gebrauch von Fastenspeisen und noch viele andere Regeln, welche für die Gesundheit zuträglich sind. Es stellte die Frau höher als irgendein Volk des Alterthums

(auch als die Römer? Der Verfasser gesteht doch selber zu, daß die Heirath den Mann nicht hinderte, so viele Frauen zu nehmen, als er wollte, und daß das Verstoßen der Frau sehr allgemein gewesen sein muß!). Aegypten war das Vorbild für alle Völker, die es kannten, in der Gottesfurcht, der Aelternliebe, der Ehrerbietung gegen Greise, Vorgesetzte u. s. w., der Erziehung der Kinder in Glauben und Wissen.

2. Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum. Von Adolf Erman. Zweiter Band. Mit 174 Abbildungen im Text und 5 Vollbildern. Tübingen, Laupp. 1887. Lex.-8. 9 M.

Der erste Band des vorliegenden Werks ist in dieser Zeitschrift (1886, Nr. 16) bereits besprochen worden, sodaß wir uns diesmal kurz fassen können. Die Abschnitte, die uns der Verfasser vorführt, gehören den verschiedensten Lebenssphären und Lebensbedingungen an: Kunst und Wissenschaft, Religion und Literatur, Handel und Verkehr, Krieg und Frieden werden besprochen, und auch den Todten wird ihr Recht durch Schilderung der Begräbnißstätten und des Grabcultes. Nach welchem wissenschaftlichen Princip diese Theile geordnet sind, ob überhaupt ein solches vorliege, soll nicht untersucht werden, da ja die ganze Anlage und Bestimmung des Werks nicht sowol einen streng gelehrten und fachwissenschaftlichen Charakter tragen, als einem Bedürfniß der Gebildeten entgegenkommen sollen, und hier heißt es zumeist und vor allem: Interesse erwecken, ob durch ein System oder in freier und zwangloserer Weise, ist Nebensache. Die Aufgabe aber ist nicht leicht; der Hauptfactor, mit welchem nach jener Seite hin operirt werden kann, ist die verhältnißmäßige Neuheit des Stoffs; denn immerhin, trotz der Ausbeute eines Jahrhunderts, darf die Aegyptologie, verglichen mit den Forschungen auf classischem Boden, eine neue Wissenschaft genannt werden, aber dieses Neue ist weit entfernt, immer interessant zu sein. In dieser Beziehung war die Aufgabe, welche der Verfasser des im gleichen Verlag erschienenen „Römischen Lebens“ zu leisten hatte, eine dankbarere gewesen.

In der That, die „imponirenden“ Leistungen des Nilvolkes, denen man nicht genug Merkwürdiges und Staunenswerthes nachzurühmen wußte, fangen jetzt, nachdem das Begeisterungsfieber sein acutes Stadium hinter sich hat, an, vor dem ernüchterten Blick in eine andere, minder günstige Beleuchtung zu treten. Man fängt bereits an, nicht nur zu glauben, sondern auch zu wissen, daß die „pyramidalen“ Schöpfungen des Volks sich im ganzen und großen auf die Architektur, und zwar in erster Linie auf die Pyramiden beschränken, und daß auch diese sammt den kolossalen Tempelgebäuden, mit dem Zubehör von Obelisken, Sphinxen u. s. w., daß auch die Felsengräber und sonstigen Cultuswerke nur von einer allerdings erstaunlichen Beherrschung des Stofflichen zeugen, aber von einer durch die Idee des Schönen bewirkten Vergeistigung des Stoffs kaum die Rede sein kann. Was dasteht und daliegt, ist wol imponirend, aber nicht durch seinen geistigen Gehalt, sondern durch die unsägliche Geduld und Ausdauer, wodurch alle diese Wunderwerke möglich wurden. Sie ist es auch, welche den Gebilden der Sculptur das Gepräge und das Anrecht auf eine gewisse Bewunderung verleiht. Denn diese Werke imponiren ja auch nur durch ihre technische Ausführung, d. h. durch die zähe, absolute und unbedingte Ueberwindung des sprödesten und härtesten Materials, des Granits und Diorits. Von der Malerei kann kaum gesprochen werden, und was die Zeichnung betrifft, so sind die Aegypter Jahrtausende hindurch im Banne einer Convenienz stecken geblieben, welche die Griechen in wenigen Jahrhunderten überwunden haben. Man hätte, nach allem was man von Berufenen und Unberufenen über das Aegyptervolk zu hören bekam, beinahe glauben können, daß die Griechen und noch viel mehr das „unkünstlerisch und unpoetisch angelegte“ Römervolk nunmehr einen ebenbürtigen Rivalen und gefährlichen Concurrenten auf dem Gebiete der Kunst und Literatur gefunden hätten: es zeigt sich nun aber, und zwar gerade durch die Forschungen unparteiischer Aegyptologen, daß dies heute, d. h. im Lichte der Wissenschaft, viel weniger der Fall ist, als es damals scheinen konnte, wo man noch im Dunkel tastete und von verborgenen Schätzen träumte. Gefunden hat man viel, aber die Qualität ist höchstens Mittelgut, der Wahn ist verflogen. Wer im vorliegenden Werk das Kapitel über die „schöne Literatur“ (S. 493 fg.) liest, wird begreifen, was wir meinen. Ein Ansatz zu Märchen neben und mit „stilistischen Tollheiten“, einige weniger ansprechende lyrische Klänge, die aber immer mit Unverständlichem und Unharmonischem vermischt sind, ein überaus spärliches saftiges Grün „auf der dürren Heide“, ein noch unter dem Bescheidenen stehender Anflug zum Epos, ein völlig mangelndes Drama und, was das Formelle betrifft, Spuren von Parallelismus der Glieder, wie bei den Hebräern, und etwas Alliteration — das sind die sprachschöpferischen Züge dieser hochbegabten Volksseele.

Man könnte nun und sollte auch nach dem seit Jahrtausenden landläufigen Gerede von ägyptischer Wissenschaft — schon Pythagoras und später Plato wußten davon zu erzählen, und letzterer besonders hat zu diesem Nimbus beigetragen — man sollte glauben, daß sie zum mindesten hierin einen großen Vorsprung vor andern Culturvölkern vorausgehabt hätten, aber auch diese Gloriole schwindet, muß schwinden, denn sie ist ein Wahn. Zwar finden wir in Aegypten Werthschätzung der Gelehrsamkeit, aber erstens ist der Grund derselben ein rein materieller — man kommt weiter im Leben, man erklimmt eine höhere Staffel in der Gesellschaft durch sein Wissen. Zweitens aber ist dieses Wissen weder tief noch vielseitig. Prügel und Block helfen in der ägyptischen Pädagogik redlich mit, es der Jugend beizubringen. Von Grammatik, die doch nach unsern Begriffen das unentbehrlichste und selbstverständlichste Element für jede Wissenschaft, das heißt für Wissenschaftlichkeit überhaupt ist, wußte und lehrte man nichts

in Aegypten (denn die religiösen Commentare sind trotz ihren entsetzlichen Interpretationskünsten nichts weniger als eine Bethätigung grammatischen Wissens); aus guten Gründen muß auch eine ausgebildete Geschichtschreibung den Aegyptern abgesprochen werden. Besser steht es um die Astronomie, obschon auch hier ihre Leistungen von andern Völkern weit überholt worden sind. Zur Astrologie ist diese Wissenschaft zwar nicht ausgeartet, dagegen ist der sonstige, in allerlei Zauberspuk und Magie grassirende Aberglaube hier in einer Ausdehnung vorhanden, wie kaum bei einem andern Volke. Am üppigsten wuchert er in der ägyptischen Medicin, hauptsächlich der populären; aber auch die eigentlichen Gelehrten, die Aerzte, haben sich nicht davon freihalten können. Blos die Mathematik hat, wie überall, gemäß ihrer Natur, den Eingriffen der Magie zu trotzen vermocht; dagegen ist sie in den Elementen stehen geblieben, und selbst diese sind, wie angeführte Beispiele zeigen, recht schwerfällig gehandhabt worden und nicht einmal bis zu einer ordentlichen Lehre und Anschauung von den Brüchen haben es diese „Mathematiker" gebracht, von denen die Griechen ihre gesammte Weisheit sollen bezogen haben! Dieser im ganzen keineswegs hochstehenden Cultur entspricht die Religion. Ueber sie haben wir uns schon gelegentlich des vorher besprochenen Buchs geäußert. Die Osirissage scheint eine Oase in der Sandwüste zu sein.

Hinweisen wollen wir noch auf den Abschnitt über die Schrift (S. 449 fg.), woselbst sich einzelne Aufstellungen finden, die vielen neu sein werden; z. B. die, daß die Hieroglyphenschrift der ältesten Zeit eine reine Lautschrift war, etwa wie die der Phönizier, d. h. also keine Bilderschrift in dem bisher unter diesem Worte verstandenen Sinne. Und diese Hieroglyphenschrift ältester Zeit soll mit dem phönizischen Alphabet die Eigenthümlichkeit getheilt haben, daß sie in der Regel nur die Consonanten der Worte bezeichnete, die Vocale unbezeichnet ließ. Es sind solcher Consonantenzeichen 21 in der ältesten ägyptischen Schrift, und jedes verdankt seinen Lautwerth einem ähnlich lautenden kurzen Wort, das es darstellt, und nicht blos den Lautwerth, sondern auch die Gestalt; in diesem Sinne, aber auch nur in diesem, kann man schon hier von einer Bilderschrift sprechen (Beispiel: weil der Mund die Gestalt ⬭ hat und r(o) heißt, so ist ⬭ auch das Zeichen für r). Die weitere Darstellung zeigt, daß die hieroglyphische Schrift „recht verwickelt" ist (sie enthält etwa ein halbes Tausend gebräuchlicher Zeichen), aber „doch noch immer eine der deutlichsten und besten Schriften, die der Orient benutzt hat". Bisher hat man die Erfindung eines graphischen Zeichens (Buchstabens) für einen phonetischen Werth — es ist vielleicht die größte, welche der Menschengeist gemacht hat — den Phöniziern zugeschrieben; jetzt sollen diese also ihre Stellung den Aegyptern abtreten. Möglich; sicher ist, daß die Phönizier die Figuren ihres Alphabets den Aegyptern entlehnt haben; die Herren Orientalisten mögen das Weitere entscheiden. Eins jedoch in den Aufstellungen des Verfassers will uns, trotzdem es „ziemlich sicher" sein soll, nicht einleuchten, daß nämlich die Aegypter, wenn sie wirklich die Erfinder der Lautschrift waren, später den Rückschritt — und es ist ein Riesenrückschritt — in die Bilderschrift sollen gethan haben. Die Entwickelung in der Menschengeschichte geht ja hie und da im Zickzack, an einen so kolossalen Rückfall vermögen wir aber einstweilen nicht zu glauben.

J. Mähly.

Aus der Welt des Gemüths.

Aus meiner Heimat von H. Villinger. Stuttgart, Spemann. 1887. 12. 6 M.

Sechzehn Dorfgeschichten oder doch von kleinen Leuten aus dem Badischen, von der Schweizergrenze und den Höhen des Schwarzwaldes bis nach Heidelberg ins pfälzer und ins hanauer Land hin, erzählt der Verfasser. Theils sind es Novelletten, theils Augenblicksskizzen, alle voll Kenntniß des Volks, wie es ist, in seiner Derbheit und Natürlichkeit, auch wol in seiner Roheit, aber auch mit den Zügen des oft in ihm schlummernden tiefen Gemüths. Und das zeichnet alle diese Erzählungen aus, daß, wenn nicht mehr, so doch wenigstens ein Zug sich in jeder findet, der warm zum Herzen spricht. Der Verfasser hat in und auf sein Volk wohl zu schauen gelernt und weiß es trefflich zu zeichnen und durch seine Striche uns werth zu machen. So in dem rasch hingeworfenen, aber liebevoll ausgeführten „Dritter Klasse" des überfüllten Waggons, wo in dem zum Greifen lebendig dargestellten Durcheinander die dicke Marktfrau das Scepter führt, aber auch eine junge Bauermaid ihres Lebens ersten und vielleicht einzigen Liebestraum an den braunäugigen Mausfallenhändler mit den schwermüthigen Sangesweisen, ihr Gegenüber, knüpft. Oder in der Erzählung „Die Heiligen von der Quell'" der handfeste Humor des jungen Geistlichen, der unter der Tonsur des Bauerbuben, der er gewesen, noch eingedenk, mit seinem Amtsbruder in nächtlicher Stunde dem rohen abergläubischen Dorfhirten als Heiliger erscheint, um ihm pflichtmäßiges Verhalten gegen sein Eheweib einzubläuen, und der rührende Entschluß des kleinen Mädchens, seinem geplagten Mütterlein zu helfen. — Am heidelberger Bahnhof spielt sich das jahrelange Werben eines vermeintlichen Strolches um ein liebliches Blumenmädchen, diesem unbewußt, ab. „Ein Narr", im Kampfe ums Dasein nur scheinbar sich so stellend, in der That ein zielbewußter ernster Jüngling, der seinen erwählten Schatz in sinnreicher Art sich zu hüten weiß und sich ihm erst offenbart, als er die

Mittel zum gemeinsamen ehelichen Leben zusammengespart hat: das ist ein kleiner Roman von ganz einzigartiger Erfindung. — Tief ergreifend wirken „Fabian's Aufzeichnungen“, „Ein Weihnachtswunsch“, „Die Bettler ums Himmelsbrot“ und „Die Geister vom See“. Letztere Erzählung namentlich entfaltet eine ganz außerordentliche Kraft plastischer Natur- und Seelenschilderung. „Aus meiner Heimat“ ist ein erlesenes Buch: die zehn Minuten, die eine jede Skizze den Leser kostet, dauern in seinem Innern länger nach.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Ueber „Frankreichs und Deutschlands Culturaufgaben“ spricht Moriz Carriere sich in einem offenen „Friedensbrief an Ernst Renan“ in der „Deutschen Revue“ aus, der im Sonderdruck (Breslau, Trewendt) erschienen ist. Den geistesverwandten französischen Gelehrten von der friedlichen Stimmung Deutschlands gegen Frankreich unterrichtend, sucht unser Geschichtsphilosoph denselben zu überzeugen, daß kein Grund zu einer Spannung zwischen beiden Nationen bestehe, und ihn dafür zu gewinnen, seinen Einfluß auf die Wagschale der Beruhigung und Versöhnung seines Volks zu legen. Die Lösung der socialen Frage, deren Inangriffnahme Deutschlands aufrichtige Friedensliebe bekundet, der Ausgleich von Glauben und Wissen, die Belebung wahrer Religiosität thun hier wie dort noth. Schöne beherzigenswerthe Worte eines auch in Bezug auf Renan vielleicht rein akademischen Briefs, wenn man sich erinnert, daß 1871 selbst eines Pressensé Stimmung von der seiner Landsleute keine Ausnahme machte.

— Neben der letzthin hier (Nr. 11) erwähnten Miniaturen-Bibel ist ein neues Bibelwerk, herausgegeben von der rühmlichst bekannten Kunstanstalt von Gustav Seitz zu Wandsbeck, im Commissionsverlag der berliner Stadtmission im Erscheinen begriffen. Der unveränderte Luthertext, in Großfolio wiedergegeben, wird mit 100 chromographirten Vollbildern nach deutschen, italienischen, spanischen, holländischen und französischen Künstlern geschmückt und ihm eine Haus- und Familienchronik beigegeben. Im Verzeichniß der zu erwartenden Kunstblätter hätten wir manchmal gern eine andere Wahl und namentlich mehr die neuerer Meister gesehen. Von den in der ersten Lieferung enthaltenen Blättern: Philippe de Champagne's Moses mit den Gesetztafeln und Adrian van der Werff's Verstoßung Hagar's, ist ersteres ganz ausgezeichnet gerathen. In 60 Lieferungen zu 2 M. 50 Pf. soll das Werk vollendet sein.

— Alexander Freiherrn von Hübner's vielgelesenes geistvolles Reisewerk: „Ein Spaziergang um die Welt“, erlebt bei Schmidt u. Günther in Leipzig eine neue Auflage als Prachtausgabe in Quart mit zahlreichen Text- und Vollbildern ausgestattet.

— „Die Oertlichkeit der Schlacht auf Idistaviso“ hat Paul Baehr zum Gegenstand einer Abhandlung gemacht (Halle, Hendel). Dieselbe darf als eine durchaus gediegene und streng wissenschaftlich gehaltene Arbeit bezeichnet werden, auf welche wir Historiker von Fach gern aufmerksam machen. Das vom Verfasser als Schlachtfeld bezeichnete Gebiet entspricht vollständig den Voraussetzungen des Schlachtenberichts. Die Weser ist nach Baehr in alten Zeiten von der Porta bis Minden in einem andern Bette und in mehrern Biegungen geflossen. Aus topographischen und strategischen Gründen kommt Baehr zu dem Schlusse, daß die Oertlichkeit des Schlachtfeldes auf Idistaviso nicht südlich, sondern nördlich des Gebirges, auf dem rechten Weserufer, zu suchen sei.

— „Das Wesen des Spiritismus“ bespricht Hermann Spiegel vom physikalischen und physiologischen Standpunkte (Leipzig, Mutze). Die umfängliche, stilistisch oft unklar und mangelhaft geschriebene Schrift ist vielfach mit theosophischen Elementen durchsetzt, so sehr sie auch mit naturwissenschaftlichen Formeln operirt. Daß sie das letzte Wort in dieser Angelegenheit gesprochen, erscheint uns als zweifelhaft, wenn auch der Verfasser „unwiderleglich nachgewiesen zu haben glaubt, daß der Spiritist durch den Sympathicus auf dem Reflexwege vom Centrum aus seine gesammte Sensibilität zu reizen im Stande ist“. „Die Spiritisten sind Künstler ersten Ranges in zwei Rollen; entweder spielen sie die Rolle des Liebhabers mit unerreichbarer Präcision, oder sie spielen die Rolle des Schläfers mit überraschender Lebhaftigkeit.“ „Jeder Mensch kann sich zu einem Spiritisten ersten Ranges heranbilden, wenn er im Stande ist, seine Peripherie derart zu erhitzen, wie die Sonne die Luftschichten der Sahara erhitzt, andererseits aber, wenn er seine Sensibilität derartig von seiner Motilität trennt, als jene in completer Ruhe befindlichen Luftschichten, in welchen sich das Phänomen der Fata-Morgana abspielt.“

Bibliographie.

Arndt, G., In Zaubers Bann. Eine rheinische Geschichte. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 4 M.

Baumann, O., Eine afrikanische Tropen-Insel. Fernando Póo und die Bube. Mit 16 Illustrationen von L. H. Fischer und F. Zimerman, nach Skizzen des Verfassers und einer Original-Karte. Wien, Hölzel. Gr. 8. 5 M.

Borchardt's, C. W., Werke. Auf Veranlassung der königl. preussischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von G. Hettner. Mit dem Bildnisse Borchardt's (in Photogravure). Berlin, G. Reimer. 4. 17 M.

Eckstein, E., Salvatore. Napoletanisches Sittenbild. Leipzig, Reißner. 8. 3 M. 50 Pf.

Ermisch, H., Das alte Archivgebäude am Taschenberge in Dresden. Ein Erinnerungsblatt. Dresden, Baensch. Gr. 8. 2 M.

Gasan, C., Worte der Weisheit in Aphorismen der Weltlitteratur, insbesondere der neueren und neuesten deutschen Litteratur. Gesammelt, nach den Materien geordnet und herausgegeben. Leipzig, J. Baedeker. 1887. 12. 7 M.

Hendrichs, W. v., Prinz Wilhelm von Preußen. Ein Fürstenbild. Mit Porträt. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 2 M.

Meincke, R. A., Unsterblichkeit und Vergeltung. Ein populärer religiöser Vortrag. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 50 Pf.

Möller, C., Geschichte Schleswig-Holsteins. Von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Dem deutschen Volke erzählt. Neue Ausgabe, mit Anmerkungen von C. Godt und einem Register versehen. 2 Bde. Altona, Reher. 8. 4 M. 50 Pf.

Mylius, O., Grafenkrone und Dornenkrone. Roman. 3 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 12 M.

Nippold, F., Die Thümmel'schen Religionsprozesse, vom kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Standpunkte beleuchtet. Vortrag. Halle, Strien. Gr. 8. 80 Pf.

Oppenheim, C. L., Dichterblüthen. Illustrirt von C. Susenbeth. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

Militärische Paradoxen. Mit 1 Karten-Skizze. Berlin, Eisenschmidt. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Platz, B., Die Völker der Erde. 1ste Lfg. Würzburg, Woerl. Lex.-8. 50 Pf.

Reich, E., Das Heilbestreben der Natur im Organismus der Gesellschaft. Karlsruhe, Verlagsverein für Wissenschaften. Gr. 8. 2 M.

Reichel, E., Lebensbilder. Neue Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Rembert, H., Die Revolution des Volkes der Leser. Offener Brief von Einem aus dem, von den deutschen Dichtern so oft citirten, Lesepöbel. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Schulpe, G. v., Bolke von Bardenfleth. Episch-romantische Dichtung in vier Gesängen aus der Geschichte der Stedinger. Dresden, Pierson. 12. 75 Pf.

— — Nordische Klänge. Ein Cyclus erzählender Dichtungen und historischer Romanzen aus der germanischen Göttersage und Geschichte. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Streckfuß, A., Das einsame Haus. Nach den Tagebüchern des Herrn Professor Döllnitz. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M.

Treumann, J., König Laurin. Ein Gedicht. Dresden, Pierson. 8. 1 M. 20 Pf.

Ues'm Oberland. Von Marie Margarete. Leipzig, Friedrich. 12. 1 M.

Vay, Adelma Freiin v., geb. Gräfin Wurmbrand, Aeonen. Allerlei Betrachtungen und Ermahnungen. Wien, Lechner. 8. 4 M.

Warren, L., Der wunde Punkt. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

III. Internationale und Jubiläums-
Kunst-Ausstellung
vom I. Juni bis Ende October 1888.

München

Deutsch-nationale
Kunstgewerbe-Ausstellung
vom 15. Mai bis Ende October 1888.

Belletristische Novitäten

aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Zwei Seelen.

Roman von
Rudolph Lindau.
Preis geheftet M. 4. 50; fein gebunden M. 5. 50.

Die Tochter des Kapitäns.

Roman von
H. Rosenthal-Bonin.
Preis geheftet M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Eine Leidenschaft.

Kein Traum. — Ein Ferientag.
Drei Novellen von
Ludwig Thaden.
Preis geheftet M. 4. 50; fein gebunden M. 5. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** 14. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade" das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Rathenower Optische Erzeugnisse

Neuheit 1888.



Nr. 1650. Doppelstecher.

6 Linsen i. Leder-Etui u. Riemen compl.

Preis: 10 Mark 50 Pf.

Doppelstecher für Reise und Theater.

haben festbegründeten **Weltruf** und sind die **besten, die fabricirt werden.** Namentlich giebt es bessere, wie — **Rathenower Gläser** überhaupt nicht. **Niemand wird das zu bestreiten wagen.** Wir senden direct, ohne Zwischenhändler, an Consumenten: **Theater- und Reiseperspective, Fernrohre, Mikroskope, Barometer, Höhenmesser, Photographische Apparate, Brillen und Pincenez, Loupen, Lesegläser etc.** und stellen unsern **illustrirten Prachtkatalog** behufs Auswahl **gratis** und **franco** zu Diensten. **Wir garantiren voll für jedes Stück,** machen gern Auswahlsendungen und lohnt sich bei unsern ausserordentlich billigen Preisen, schon **durch die absolute Gewissheit, die vorzüglichsten Gläser zu erhalten,** selbst der kleinste Bezug. Versandt direct ab Rathenow. Auf Wunsch auch ab Leipzig.

Optische Industrie-Anstalt

Gebr. Grabich,

Rathenow (Preussen) und Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigentheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 26. April 1888.

„Naturalistische" Dramen.

1. Die Macht der Finsterniß. Dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben in fünf Acten von Leo Grafen Tolstoi. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischer. 1887. 8. 1 M.
2. Die Wildente. Schauspiel in fünf Acten von Henrik Ibsen. Deutsch von M. von Borch. Berlin, S. Fischer. 1887. 8. 1 M.
3. Renée. Drama in fünf Acten mit einer Vorrede des Verfassers von Emile Zola. Deutsch von F. Savits. Berlin, S. Fischer. 1888. 8. 1 M.

Es ist gewiß mehr als Zufall, daß im gleichen Verlage binnen kurzer Zeit drei Dramen aus dreier Herren Ländern in deutscher Uebersetzung erschienen sind, die sammt und sonders unter dem Feldgeschrei des Naturalismus kämpfen und siegen — bei einer kleinen Partei sogar bedingungslos siegen. Auf die Namen ihrer Väter dürfen sie stolz sein: es sind keine Geringeren als Tolstoi, Ibsen und Zola. Aber warum und wofür kämpfen sie? und was hat ein Kunstwerk überhaupt mit einem Zwecke zu thun? So durfte man vor einiger Zeit noch unbedenklich fragen und sicher sein, daß alle Wortführer der Kritik einstimmig dem Künstler heimgeleuchtet hätten, der es versucht oder gar eingestanden hätte, daß ihn zum Schaffen etwas anderes als der bildnerische Drang, die Begier zu gestalten, die uneigennützige Liebe zur Erscheinung und ihrer Verklärung durch die Strahlen der Schönheit getrieben. Aber das ist heutzutage anders geworden. Das Wort „Schönheit" wird überhaupt nicht mehr gehört; es ist mit dem Interdict belegt. Man proclamirt statt dessen nur noch die Wahrheit, die Wahrheit um jeden Preis und man sucht und findet sie jetzt seltsamerweise nur noch im Reich des Häßlichen, das man häuft und häuft. Uebercommt uns dann selbst bei der ergebensten Bewunderung der Kraft und des Könnens dieser neuen Propheten ein gelinder Schauder vor der Scheußlichkeit dieser Welt, so darf man, vielleicht nicht von den Dichtern, aber von ihren Parteigängern die Antwort gewärtigen, so und nicht anders sei das Leben beschaffen; und wagt man dann den Einwand: gewiß; aber doch nicht ganz und ausschließlich so, dann wird der Beweis zum Vorschein kommen. Sein Thema ist gemeinhin die Entwickelungslehre, die Lehre von der Erblichkeit und Umbildung (an die ich persönlich nebenbei bemerkt unbedingt glaube), und genügt auch dies nicht, unsere Bedenken ganz zum Schweigen zu bringen, dann entpuppt sich der Moralist im Künstler und erklärt, er wolle abschrecken und durch Abschreckung bessern. Es ist also nur das umgekehrte Verfahren. Früher besserte man durch tugend-, jetzt durch lasterhafte Beispiele. So und ähnlich ist es auch mit den drei Dramen bestellt, die hier vereinigt werden. Es ist keins unter ihnen, das nicht an der Klaue den Löwen erkennen ließe; aber ebenso gewiß sind sie ungeachtet der genialsten Einzelheiten sammt und sonders trotz alles „Naturalismus" von der Wahrheit ebenso weit wie von der Schönheit verschlagen, und um die unbefangene Freude am Kunstwerk betrügen sie uns gründlich.

„Die Macht der Finsterniß" nennt sich das „dramatische Sittenbild" des Grafen Leo Tolstoi (Nr. 1), das man in Paris bereits zur Aufführung gebracht hat, das aber trotz der guten Uebersetzung von August Scholz der deutschen Bühne wol ewig fern bleiben wird. Warum? Nicht etwa nur um der skandalösen Verhältnisse willen, die es uns vorführt, sondern mehr noch aus dem wichtigern Grunde, daß es die Eigenthümlichkeit aller russischen „Dramen" theilt, keins zu sein, sondern sich aus einer Reihe von „Bildern" zusammenzusetzen, die allenfalls auf den Werth einer zuverlässigen Culturstudie, nun und nimmer aber auf den Ruhm eines Kunstwerks Anspruch erheben können. Die Echtheit der Schilderungen Tolstoi's

darf man wol ohne weiteres zugestehen. Man kennt des Autors scharfe und verläßliche Beobachtung, und mir, der ich im Innern Rußlands wenigstens einen Einblick in das Leben des Volks thun konnte, scheint die Charakteristik dieser Bauern in ihrer Sinnlichkeit, ihrem Haß, ihrer Habgier, ihrer thränenseligen Melancholie und Reue, in der ganzen Garstigkeit ihrer Sitten von unanfechtbarer Glaubwürdigkeit. Etwas anderes ist es freilich, ob sich auf einen so kleinen Fleck Erde wie in diesem Drama eine solche Fülle von Gemeinheit zusammendrängen wird und ob die Kunst mit diesem Waten im Koth wirklich noch etwas zu thun hat. Denn alle Laster und Sünden geben sich in dieser „Macht der Finsterniß" ihr Stelldichein und kein Gebot bleibt unübertreten. Um einen liederlichen Knecht, der unter vielen andern auch ein armes Waisenmädchen, Marina, verführt hat, zu freien, vergiftet ein leichtfertiges Weib ihren zweiten kränklichen Gatten, von der Mutter dieses Knechts, einer scheusäligen Alten, aufgestachelt. Der Arme stirbt, und ehe er noch den letzten Seufzer ausgehaucht, suchen die Harpyien schon nach seinem Gelde in allen Ritzen und Spalten, „und wenn sie's mit der Zunge auslecken müßten". Sie finden es endlich, und die Ehebrecherin und Mörderin händigt es ihrem Geliebten, dem Nikita, aus, der sie nun wirklich freit — nicht zu ihrem Glück. Denn nun wird Nikita ihrer überdrüssig und ein ärgerer Tyrann als der Hingemordete; im Schnaps sucht er Vergessenheit und an seines Weibes Stelle muß ihn jetzt seine einfältige Stieftochter Akulina trösten. Und auch diese kommt zu Fall und gibt einem Kinde das Leben, gerade als ein Brautwerber sich einfindet, um ihre Hand zu verlangen. Und zum zweiten mal wissen die mörderischen Weiber Rath. Sie taufen das Würmchen in aller Eile und bedrängen den Nikita, es beiseite zu schaffen. Er versteht sich auch dazu, wie sehr ihn immer das Grauen schüttelt; er legt ein Bret über das winselnde Kind, setzt sich darauf und hört „seine Knöchelchen knacken . . . krr . . . krr"! Dann freilich kommt die Umkehr. Er soll Akulina und ihrem Verlobten den väterlichen Segen geben, aber er vermag es nicht, und inmitten der berauschten, wüsten Hochzeitsgesellschaft versteht er sich dazu, mit Hülfe seines ehrlichen alten Vaters und in Gegenwart der einst von ihm geliebten und verlassenen Marina freiwillig eine Generalbeichte abzulegen und sich dem Gericht zu stellen.

Diese letzte Scene, die an die Bekenntnisse des Helden in Ibsen's „Stützen der Gesellschaft" erinnert, halte ich für die einzige wirklich dramatische des ganzen Werks, und ohne Frage macht sie einen gewissen reinigenden und befreienden Eindruck nach all den Greueln, die wir schaudernd mit haben anhören und ansehen müssen; aber gerade sie ermangelt der psychologischen Wahrheit! Der Nikita der ersten Acte, dieser frivole, verlogene, moralisch und ästhetisch gleich schlaffe Mensch gab uns nirgends einen Anhalt dafür, ihm ein solches Opfer, das auch einem starken Charakter zu bringen schwer werden mußte, zuzutrauen; die Wendung beweist also nur, daß dem Autor selbst das Gefühl gekommen sein muß, es bedürfe eines Zutritts frischer Luft, damit die Leser mit diesem Bauerngesindel in seiner Kloake nicht ersticken. Ganz richtig! Es athmet sich schwer in diesem Dunstkreis, in dem uns der physische Ekel ebenso oft wie der moralische übermannt, und man segnet jedes ruhige, einer bessern Regung des Herzens entspringende Wort inmitten dieses Gezänks und Geschimpfes, dieser Lästerungen und dieses Gebrülls, dieser unsagbar cynischen Gesinnungen und dieser noch elendern Rührseligkeit. Aber diese Verhältnisse haben bei aller Widerwärtigkeit doch den künstlerisch zwar allein auch nicht ausschlaggebenden Vorzug der Wahrheit, der dem Geständniß des Nikita und seiner blitzschnellen sittlichen Läuterung fehlt. Ein weit besseres Gegengewicht gegen die Misère des Stücks bieten die Gestalten der einfachen, treuherzigen Marina und des alten gottesfürchtigen, stammelnden und hüstelnden Vaters des Helden — aber auch sie reichen nicht aus, den Druck von uns zu nehmen, mit dem die unkünstlerische Häufung von Schändlichkeiten und Verbrechen uns belastet. Der Verfasser hat uns also zwar eine Reihe abstoßender, doch immerhin interessanter Typen aus dem russischen Bauernleben gezeichnet, aber er hat uns durch die Masse dieser Gemeinheit ästhetisch beleidigt, und das wichtigste, ja das eigentliche Amt des Dramatikers, das der psychologischen Entwickelung der Charaktere, in einem Revier, welches in dem Stücke selbst Anfang und Ende findet, hat er nicht oder doch nicht überzeugend geübt. Denn man rede nicht davon, daß es sein Thema gewesen sei, uns zu beweisen, daß es der Fluch der bösen That ist, „fortzeugend immer Böses zu gebären". In welcher Tragödie fände sich dies Thema nicht, das alltäglichste und selbstverständlichste von allen, und was kümmert uns überhaupt ein Beweis in einem Kunstwerk! Durch das Drama selbst hätte der Dichter uns in die Niederungen und auf die Höhen der Menschheit führen, uns erschüttern, rühren und befreien müssen, sodaß wir auch auf dem engsten Spielraum, von dem schmalsten Standort einen Blick in die ewigen Gesetze der sittlichen Welt gewonnen hätten — wenn anders sich uns in jedem wahrhaften Kunstwerk, spiele es wo es wolle, ein Abdruck des Ewigen darstellt. Statt dessen führt er uns in eine Welt, in welcher jede freie Regung der Leidenschaft unter der Schmuzkruste verkümmert, und malt uns mit den crassesten Farben ein Genrebild, in dessen engem Rahmen der dramatische und tragische Geist seine Schwingen nicht entfalten kann. Behauptet man aber, Tolstoi habe mit seinem Sittenbild zunächst den Bauern einen Spiegel vorhalten und sie bessern wollen — so ist das ja sehr verdienstlich, aber fraglich bleibt es doch immerhin, ob des Verfassers Mündel die „Macht der Finsterniß" überhaupt zu Gesicht bekommen, und schließlich hat die Kunst mit der Besserung nichts zu thun. Den Werth der zweifellos zutreffenden Schilderung behält das wunderliche Drama trotzdem, und Tolstoi's große Begabung steht außer aller Frage. Aber man prahle mit der „künstlerischen" Bedeutung dieses Nacht-

stücks nicht groß und vor allen Dingen verlange man nicht, daß das deutsche Publikum Kenntniß der russischen Sitten und ihrer Dichter sich zum Beruf machen solle, wenn sie nichts Besseres als diese „Macht der Finsterniß" zu Tage fördern. Auch würde dieser Anspruch gewiß nicht erhoben werden, wenn man nicht heutzutage etwas darin suchte, nur das für wahr und künstlerisch bedeutend zu halten, was den Menschen im Sumpfe zeigt. Unserm Theater aber droht — noch einmal — von diesem Stücke keine Gefahr. Man wird es in Deutschland nicht aufführen, und geschähe es, so würden die Zuschauer es energisch oder mit Lachen zurückweisen. Und wollte man ihnen auch dann noch zurufen: „Aber die Menschen und jedenfalls die russischen Bauern sind so", dann hätten sie immer noch das Recht zu antworten: „Möglich, aber das können wir nicht controliren." Denn in der That: so glaubhaft diese Anisja, Akulina und Matrona uns erscheinen — was weiß denn der deutsche Bürger und was kann er vom russischen Landleben wissen? Kennt etwa die petersburger oder moskauer Aristokratie die Sitten und Gebräuche in Ostfriesland? Und kümmert sie sich darum?

Ohne alle Frage ist Henrik Ibsen ein bedeutenderer Dramatiker als Tolstoi, ja er ist der größten und genialsten einer und die Dramen seiner ersten Periode, die „Nordische Heerfahrt" und die „Kronprätendenten" haben mich kaum weniger gepackt als sein großartiges, symbolisirendes, dramatisches Gedicht „Brand" und einige der socialen, dem Leben der Gegenwart entnommenen Dramen, in denen er einen an sich zwar nicht künstlerischen, aber der Kunst heilsamen Kampf der Wahrheit gegen die Lüge in zahlreichen Variationen führt. Die drastische Satire im „Bund der Jugend", die „Stützen der Gesellschaft" trotz ihrer übergroßen Breite und ihres anfechtbaren Ausgangs, die beiden ersten Acte der „Nora", der „Volksfeind" bis zu der Volksversammlung — sie strotzen von dichterischem Leben und sind mit dem Stempel der Meisterschaft gezeichnet. Wie es aber immer zu gehen pflegt, daß sich die Einmischung eines der Kunst fremden Elements in das Kunstwerk an diesem einmal doch rächt, so hat der moralisirende Hang Ibsen's und das „acute Rechtschaffenheitsfieber", an welchem er mit dem verschrobenen Gregers in der „Wildente" (Nr. 2) leidet, ihm die Unbefangenheit des Schaffens getrübt, und dies ganze Drama ist nur ein Beweis dafür, daß aus dem Dichter, der ein Wahrheitssucher und -Kämpfer sein wollte, der jede Phrase verachtet und brandmarkt und jeder Lüge die Larve vom Gesicht reißt, ein Wahrheitssüchtiger geworden ist, ein Mann, der wie ein Arzt überall Krankheiten aufspüren will, bis er schließlich nirgends mehr ein heiles Fleckchen findet. Man kann getrost und mit vollster Ueberzeugung seine Ansicht theilen, „daß die naturwissenschaftliche Lehre von der Evolution auch auf die geistigen Lebensfactoren Anwendung findet", aber man wird dagegen protestiren dürfen, daß die Ausbeute der neuen, das moderne Leben beherrschenden Lehre die ist, in der menschlichen Gesellschaft nunmehr nichts als Lumpen, Wahnwitzige, Blödsinnige oder Krüppel zu erblicken und sie nur so und nicht anders abzuschildern. Es fehlt dem Dichter zwar nicht an Partisanen, die auch hier ganz so wie in Ansehung der Tolstoi'schen Bauern ausrufen: „die Menschen sind so" — aber das ist, mit Verlaub, eine Unwahrheit. Allerdings gibt es Geschöpfe wie die Gesellschaft dieser „Wildente", und ich füge gern noch hinzu, daß höchst wahrscheinlich die Mehrheit der Menschen von gemeinen Motiven geleitet wird. Wenn in einem Drama aber sämmtliche Personen ausnahmslos entweder sittlich oder geistig defect sind, dann hört eine solche Darstellung auf, ein wahres Bild des Lebens zu sein: sie ist in ihrer Art ganz so unecht und verlogen, wie es die tugendhafte Scheinwelt eines phrasenhaften Jambendichters nur sein kann. Hier zeigt es sich denn doch, daß es dem Dichter nicht gut bekommen ist, sich zu isoliren, wie er es gethan, und „Freunde für einen kostspieligen Luxus zu halten". Fern von den Menschen, hat er sich um den einfachen parteilosen Blick gebracht, um den gesunden Sinn, und gewisse Behandlungen der Katastrophe seiner Dramen, der Schluß der „Nora" z. B. und des „Volksfeindes", erklären sich hinlänglich aus einer so grüblerischen Verranntheit in psychologische Probleme, von deren Unhaltbarkeit ihn eine engere und wärmere Berührung mit dem Leben hätte überzeugen müssen. Gerade die erstaunliche Wahrheit und Sicherheit in der Anlage und Exposition dieser Werke macht uns den Bruch doppelt fühlbar. Auch die in seinen spätern Dramen immer auffallender werdende Neigung des Dichters, zu seinen Helden keine feste Stellung zu nehmen, sondern halb sich mit ihnen zu identificiren, halb sich ironisch über sie zu stellen, ist ihnen gefährlich geworden, und wenn Ibsen einmal selbst bekennt, das Endresultat seiner dichterischen Hervorbringungen sei oft ein ganz anderes als die Stimmung, die ihn zu den Stoffen geführt, sein „Ausgangspunkt und sein Endpunkt seien verschieden", so erklärt und beleuchtet er damit diese Eigenart nur, und wir begreifen es, warum z. B. das Opfer in „Rosmersholm" einem solchen Halbmenschen wie diesem Rosmer gebracht wird und warum der Gregers der „Wildente" so ganz anders beginnt als er endet. Anfangs ein zwar schroffer und herber, aber doch ganz vernünftiger Idealist, der sich die Liebe, die er zu seinem elenden Vater nicht empfindet, auch nicht vorlügt, wird er im Verlaufe der Handlung mit seiner albernen und confusen Präsentation der „idealen Forderung" ein hirnverbrannter Narr, der ärger ist als diejenigen, die er verachtet und die er heilen will. Er gibt dem jämmerlichen Phraseur Hjalmar Ekdal, diesem ewigen Erfinder, der im voraus von einer Zukunft zehrt, die niemals eintritt, der wie die lahme wilde Ente, die er auf seiner Bodenkammer züchtet, den freien Flug verloren und vergessen hat und bequem und dick und fett wird — er gibt diesem Komödianten, auf den er große Stücke hält, zu wissen, daß dessen Frau Gina Hansen, die ehemalige Wirthschafterin bei dem alten Werle,

Gregers' Vater, vor so und so viel Jahren von diesem verführt und dann eiligst an Hjalmar verheirathet worden ist, und er überläßt es Hjalmar, die Consequenz zu ziehen, daß die vierzehnjährige Hedwig nicht seine, sondern des alten Werle Tochter ist. Das scheint wirklich so, denn Hedwig ist augenkrank wie der alte Werle, und dieser bedenkt die Kleine mit einer auffälligen Schenkung. Trotzdem ist es nicht erwiesen, denn auch Hjalmar's Mutter hat an den Augen gelitten und aus der entrüsteten Haltung seiner ungebildeten, aber praktischen und tüchtigen Frau möchte man schließen, daß, alles übrige zugegeben, doch jedenfalls Hjalmar's Vaterschaft nicht angezweifelt werden darf. Und was hat Gregers mit dieser Enthüllung post festum erreichen wollen? Auf dem Grunde der Aufrichtigkeit hat er Hjalmar's und Gina's Ehe gleichsam umbilden, festigen und verklären wollen! Eine schöne Rechnung, die sich natürlich in das gerade Gegentheil verkehrt, oder doch nein, nur in das halbe; denn Hjalmar Ekdal setzt sich nach einigen Abscheuphrasen wieder hinter den Tisch seiner rührigen Frau, Gina trocknet ihre Thränen rasch, und nur die arme Hedwig, die der zweifelhafte Vater mit schauspielerischem Aplomb von sich stößt wie König Philipp die Infantin Clara Eugenia, nur sie fällt der „idealen Forderung" zum Opfer. In dem kritischen Alter, wo „die Stimme wechselt", zu allerlei Excentricitäten geneigt, will sie, um dem Vater ihre Liebe zu beweisen, die geliebte Wildente, für die sie sogar betet, erschießen oder erschießen lassen, aber im entscheidenden Moment richtet sie, als sie den Elenden von ihrer Liebe zu ihm declamiren hört, die Pistole auf die eigene Brust und stirbt, eine andere Charlotte Stieglitz, für einen Menschen, der ein solches Opfer am allerwenigsten verdient. Man sollte denken, das wäre schon Ungesundheit, Tollheit und Gemeinheit genug, aber die Nebenfiguren sorgen noch überreichlich für Verstärkung. Da ist der alte Lieutenant Ekdal, Hjalmar's Vater, ein gewesener Zuchthäusler, der auf der abenteuerlichen Bodenkammer sein Jagdrevier aufgeschlagen und in Uniform auf Kaninchen und Hühner, wie auf Bären und Auerhähne pirscht; da ist ein früherer Theologe, der an Hedwig's Leiche betrunken einige Schriftworte lallt; da ist Werle's Gesellschaftsdame, die schlaue Frau Sörby, die seinerzeit von ihrem Manne geprügelt wurde und die nun einem mittellosen Arzt den Laufpaß gibt, um Gregers' Vater zu heirathen, der seinerseits wiederum dereinst seine erste Frau mishandelt hat; da ist jener Arzt, Doctor Relling selbst, Gregers' Widerspiel, ein Mann von scharfem Verstand und einer nicht unangenehmen nüchternen Lebensweisheit, der sich aber doch bereit findet, in Hjalmar, dem alten Ekdal, dem Theologen u. a. die „Lebenslüge" groß zu ziehen, d. h. ihnen eine Schrulle in den Kopf zu setzen, die sie zwar aufrecht hält und in gewissem Sinne glücklich macht, die sie doch aber gegen das wirkliche Leben vollkommen stumpf und blind macht, u. s. w. Verkenne, wer mag, die Fülle geistreicher Details, meisterhaft beobachteter und wiedergegebener charakteristischer Züge, die scharfe satirische Ader Ibsen's, die auch hier so reichlich fließt — aber das Ganze soll Leben und Wahrheit sein? Gerade diejenigen, die den Genius des Dichters zu würdigen wissen, die ihn für einen Berufenen halten, dessen Beispiel auch dem deutschen Theater zum Heile gereichen kann, sollten sich doch einer solchen Schmeichelei nicht schuldig machen oder unter dem Druck eines gewissen literarischen Terrorismus, der alles verketzert, was nicht zu der Partei sans phrase gehört, ihrer Ueberzeugung Stillschweigen auferlegen. Die „Wildente" gibt den Dichter nur verzerrt wieder und auch ihre dramatische Structur ist mehr als bedenklich. Die Erwartung wird nach dem ersten Act in eine ganz andere Richtung, auf einen Conflict zwischen Vater und Sohn gelenkt, der schließlich doch nur eine beiläufige Rolle spielt; absichtliche Dunkelheiten und Unklarheiten in den dargestellten Verhältnissen und das immerhin doch kokette Spiel, das mit dem schwerdeutigen Titel und dem etwas confusen Wildenten-Vergleich geführt wird, gefährden die Stellung des Lesers und Zuschauers zu dem Werke ebenso, wie des Dichters vielfach wechselnde Stellung zu seinen Menschen. Der Dramatiker aber, der in die Tiefe und Breite zugleich wirkt, wie unsere größten es gethan, wird immer für seinen Helden Partei im Bösen und im Guten ergreifen und ihm durch alle Krümmen, durch alle Irrthümer und Leidenschaften folgen müssen — ohne daß er ihn zu seinem Sprachrohr zu machen brauchte. So folgen wir dem Lear, Macbeth, Romeo, dem Wallenstein und Tell. Das schließt die strengste Objectivirung und Unparteilichkeit der Darstellung nicht aus — im Gegentheil! Aber wie das Leben uns zwingt, Partei zu ergreifen, so thut es auch die Kunst, und jeder Bewunderer des Ibsen'schen Genius kann dem Dichter nur von Herzen wünschen, daß er die falsche Unparteilichkeit der Vereinsamung und Isolirung aufgeben möge. Nur in der Parteinahme und der Berührung mit der Welt wird seine Kunst auf dem Wege, den sie jetzt eingeschlagen, vor schweren Verirrungen bewahrt bleiben.

Daß Emile Zola's „Renée" (Nr. 3) sich irgendwo mit der „Wildente" und der „Macht der Finsterniß" berühren mußte, durfte ein jeder erwarten, der sich mit der neuesten „naturalistischen" Richtung und ihren wichtigsten Vertretern in Frankreich, Norwegen und Rußland nur halbwegs bekannt gemacht hat. Und ebenso selbstverständlich ist es, daß bei Zola, der gleichfalls, wie er selbst in seiner Vorrede eingesteht, in seinem Werk und mit demselben irgendetwas beweisen will, alles noch weit doctrinärer auftritt als bei seinen dichterischen Genossen. Auch bei ihm ist das Beweisthema eine Art „Fluch der bösen That", nur daß es bei ihm naturwissenschaftlich correcter der „Einfluß der Erblichkeit und der Umgebung" heißt und daß sein Stoffgebiet natürlich das in Frankreich ausschließlich privilegirte der Sexualsphäre ist. Bemüht, das Phaedra-Problem dieses Dramas, das bei Zola's Landsleuten eine zum Theil sehr überflüssige und lächerliche Entrüstung erregt hat, zu vertheidigen, eifert er gegen das

Verlangen des Publikums nach sympathischen Charakteren, „idealisirten Figuren, vollkommenen Geschöpfen“, und erklärt, seinerseits den Ehrgeiz zu besitzen, „die Sympathie auf dem Theater dem schablonenhaften, typisch gewordenen Conventionstugendhelden zu entreißen und sie auf den kämpfenden und leidenden Menschen im allgemeinen zu übertragen“. Vortrefflich! Aber für Deutschland, das keine prunkvolle tragédie classique besitzt, dessen Dramen vielmehr vom Mark Shakespeare's, Lessing's, Goethe's und Schiller's genährt sind, durchaus nicht neu. Neu ist für uns nur die bei Zola fast ausschließliche Betonung der thierischen Bedürfnisse des Menschen und die eminent scharfe, rücksichtslose und unerbittliche Beobachtung des Autors nach dieser Richtung hin, die ihn derart gefangen nimmt, daß er jede einer andern Quelle entspringende Regung der Leidenschaft oder des Egoismus in seinen Geschöpfen selbst mit einem gewissen Mistrauen betrachtet. So oder so aber fühlt er sich als Physiolog und gebraucht das Wort „psychologisch“ immer nur zögernd, mit einer Einschränkung, als eine nun einmal nicht zu umgehende Phrase. Davon gibt uns auch die Vorrede zu seiner „Renée“ Kunde und gleichermaßen zeigt sie uns, daß Zola im Grunde gegen sein eigenes Fleisch gewüthet hat, als er die scheußlichen Voraussetzungen seines Romans „La Curée“ in seinem Drama „Renée“ abmilderte. In der „Curée“ heirathet die verführte Heldin einen andern ungeliebten Mann und geht, nachdem sie es mit einer ganzen Reihe von Liebhabern gehalten, mit ihrem Stiefsohn ein blutschänderisches Verhältniß ein — in der „Renée“ aber hat diese, die Monsieur Saccard, der Bettler mit dem riesigen Unternehmergeist, geheirathet hat, um seine großartigen Speculationen ausführen zu können, mit ihrem Gatten die Ehe gar nicht vollzogen; sie hat ihm, der ehrlos genug war, sich fälschlich für Renée's Verführer auszugeben und sie von ihrem Vater „wie einen Geldwerth“ entgegenzunehmen, ihre Verachtung vielmehr deutlich genug bezeigt und mit seiner Einwilligung ihm nicht die kleinste Gunst gewährt. Das hat Saccard, der mittlerweile durch Renée's Mitgift und seine Arbeit zum Millionär geworden, auch zehn Jahre lang ruhig ertragen, und zu Beginn des zweiten Acts sehen wir ihn mit seinem Sohn erster Ehe, dem inzwischen herangewachsenen Maxime, ganz unbefangen über ihre gemeinsame Maitresse plaudern. Nun aber wird er plötzlich gefühlvoll, und fast um dieselbe Zeit, als seine Frau nach qualvollen Kämpfen von dem Blut ihrer Mutter besiegt wird und sich ihrem hübschen, weibischen Stiefsohn hingibt, gesteht er ihr seine Liebe und fleht sie um Erhörung an. Vergebens. Sie schaudert vor seiner Umarmung zurück. Er schöpft Verdacht, und als er, von einer habsüchtigen Bonne aufgestachelt, den zu tödten schwört, den sie begünstigt, gibt Renée den feigen Maxime, der hinter ihrem Rücken Heirathspläne geschmiedet, preis, wohl wissend, daß der Sohn von der Pistole des Vaters nichts zu fürchten habe. Die Arme aber, im grimmigen Ekel am Leben hülflos zwischen den beiden stehend, die ihr Dasein verderbt haben und die sie gleicherweise verachtet, gibt sich selbst den Tod.

Gegen diese Umgestaltung des Romanstoffs hat die französische Kritik protestirt — ich sehe nicht ein, warum. Saccard's Verfahren bleibt zwar im Romane wie im Drama niederträchtig und seine plötzliche Liebe unverständlich und fast absurd. Aber der Charakter der Renée des Dramas, die nach dem ersten Fall alle Männer verabschent, um nach furchtbaren Seelenqualen dem jämmerlichsten Weichling, dessen Blick sie in Bande geschlagen, anheimzufallen, sie ist in ihrem aufreibenden Kampf gegen den Dämon ihrer Natur eine ebenso tragische wie in der Entwickelung, die sie vor unsern Augen durchläuft, echt dramatische Gestalt. Der Conflict des Stücks, soweit er sie selbst betrifft, läßt an Gemeinverständlichkeit nichts zu wünschen, und in diesem Punkt und der fast typischen Ausgestaltung der hülflosen Liebe des armen Weibes ist das Zola'sche Drama sowol dem Tolstoi'schen wie dem Ibsen'schen Stück überlegen. Dieser sein echt dramatischer Charakter wird es auch gewesen sein, der den trefflichen Leiter des Schauspiels am münchener Hoftheater, Jocza Savits, dazu geführt hat, es zu übersetzen — eine mit Geschick und Geschmack gelöste Aufgabe. Was diesen Vorzug des Stücks jedoch erheblich abschwächt, das ist die oft so aufdringlich fühlbare Absicht des Verfassers, einen Beitrag zum Gesetz der Erblichkeit zu liefern, und was den Stoff aus dem Bereich der Allgemeingültigkeit wieder auf den Boden des Nationalen im allerengsten Sinne hinabzieht: das ist die Umgebung der Heldin. Diese echt französische Art, es als etwas ganz Harmloses zu betrachten, daß Vater und Sohn derselben Dirne den Hof machen, diese sittenlose, schmuzige Behandlung der Ehe, diese durchgängige Herzlosigkeit und Gemeinheit der Gesinnung entfernen das Stück aber nicht nur weit von dem deutschen Empfinden, sondern verweisen es mit seiner anrüchigen und moralisch ungesunden Gesellschaft auch in das Gebiet des Pathologischen. Und darin liegt zu guter letzt ebenso wohl seine künstlerische Unechtheit und die im letzten Grunde trotz aller Wahrheitssucht unwahre Darstellung des Lebens wie sie uns in Tolstoi's „Macht der Finsterniß“ und der Ibsen'schen „Wildente“ entgegentritt. Daß es Menschen wie diesen Saccard, diese Mademoiselle Guin, diesen Maxime und Larsonneau überhaupt gibt oder geben kann, bezweifle ich nicht im geringsten — aber daß diese defecten Menschen uns ein künstlerisches Bild des Lebens darstellten, das leugne ich auf das entschiedenste. Es ist nur ein verzerrtes, ein verfälschtes Bild.

Auf dieses Kriterium möchte ich noch einmal den Nachdruck legen. Es wird niemand, den das Gefühl eines andern belehrt, sich davon überzeugen lassen, daß die Kunst es nicht mit der Wahrheit allein, sondern auch mit der Schönheit zu thun hat, daß sie der Natur gleichsam in den Grundriß blickt und ihre Geschöpfe, die im Kampfe ums Dasein vielleicht verkümmert und verkrüppelt wären, nach den ihnen innewohnenden Gesetzen frei ausgestaltet —

aber wenn dann die Wahrheit einmal das A und O sein soll, die Wahrheit in aller Nacktheit und Blöße, nun gut, dann gebt uns auch die ganze und nicht nur die häßliche Wahrheit. Enthüllt ihr uns nur diese, dann habt ihr das Leben im Caricaturenspiegel betrachtet und betrügt uns auf ganz die nämliche Weise wie der „idealistische“ Schönfärber, der sich um die Gesetze des Lebens, die physiologischen und „meinethalben psychologischen“, wie Zola sagen würde, nie gekümmert hat und uns seine großprahlenden Tugendhelden, diese geschminkten mark- und blutlosen Lederpuppen, als Menschen aufschwatzen will.

Heinrich Bulthaupt.

Anthologien.

1. Von deutscher Art. Gedichte zur Förderung deutscher Gesinnung. Herausgegeben von Anton Ohorn. Leipzig, Renger. 1887. 8. 5 M.
2. Aus großen Tagen. Kaiser-Jubellieder, gesammelt und herausgegeben von Julius Zenske. Mit einem Porträt. Kottbus, Kittel. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Das Land der Bajuvaren, in Liedern verherrlicht. Gesammelt und zusammengestellt von Georg von Schulpe. Mit einem Vorwort von K. Zettel. Leipzig, Friedrich. 1887. Gr. 8. 2 M.
4. Des Lebens Lauf in Liedern und Gedichten. Gesammelt und herausgegeben von Marg. Jacobi. Cannstadt, Bosheuyer. 1886. 8. 3 M.

Auf keinem Gebiete des literarischen Marktes herrscht heute bekanntlich eine so erschreckende Ueberproduction wie auf demjenigen der Lyrik. In geradezu alles überflutenden Strömen ergießen sich diese „Lieder“ und „Dithyramben“, diese „Balladen“ und „Romanzen“ täglich auf die Administrationspulte der Presse wie des Buchhandels. Alle fordern sie von der vermeintlich allmächtigen Buchdruckerschwärze Leben um Gotteswillen; denn alle sind sie ja von ihrer berechtigten Anwartschaft auf die Unsterblichkeit überzeugt. O sancta simplicitas! Werden sie nicht gedruckt, so gewinnen sie eben kein Leben, und werden sie gedruckt, so gewinnen sie meistens — auch keins! Das begreift sich leicht. Wer darf von dieser täglich sich erneuernden lyrischen Sündflut eine andere Wirkung auf die Kraft des modernen Lesers erwarten als die der Erschlaffung und der Ermüdung? Wer darf angesichts solcher Ueberfülle unserm Gedächtnisse noch ausharrendes und energievolles Sondern des Guten vom Schlechten, dankbares und charaktervolles Festhalten am Bedeutenden und Schönen zutrauen? Das Gute ist der Feind des Bessern, und das Schlechte ist gar sein Erzfeind —: das viele Mittelmäßige und ganz Werthlose in unserer Lyrik nimmt dem wenigen Guten und Besten, das gottlob! doch noch immer vorhanden ist, Licht und Luft. Keiner bemerkt es in seiner Begrabenheit in der Fülle; keiner kümmert sich darum, und so kommt es, daß was in dem uferlosen Meere der heutigen deutschen Lyrik Flossen und Kiemen regt, meistens sehr bald, ein Skelett wie andere Skelette auch, leblos auf dem abgrundtiefen Boden der Vergessenheit liegt — Wasser spülen darüber hin, immer neue Wasser, und „versunken und verschollen!“ ist die Losung, die über Gerechte und Ungerechte des heutigen lyrischen Parnasses ergeht.

Solchen nivellirenden Zuständen gegenüber fragt sich der Literaturfreund: wo ist Rettung vor der anarchischen lyrischen Production, wo Abhülfe der Gleichgültigkeit, welche die Leser gegenüber dieser Production beherrscht? Darauf läßt sich vieles antworten — unter anderm auch dies: eine gar nicht zu unterschätzende Handhabe zur Bekämpfung beider Uebel ist neben der theoretischen in der praktischen Kritik zu suchen, d. h. im systematischen und zugleich geschmackvollen Sichten und Sieben des vorliegenden lyrischen Materials und im einheitlichen Zusammenfassen der so gewonnenen Auslese — kurz, in der richtigen Pflege des Anthologiewesens. Leider ist aber dieses „Wesen“ bei uns längst zu einem Unwesen geworden. Zunächst haben wir in Deutschland viel zu viel Anthologien. Man sammelt darauf los, als gälte es, daß das Sammeln Schritt halte mit der Production — wir werden, wenn es so fortgeht, nächstens nicht viel weniger lyrische Anthologien haben als lyrische Originalwerke. Sodann aber sammelt man auch ohne festes Programm und rechtes System, vielfach ohne Geschmack und eigenes dichterisches Verständniß.

Um so mehr ist es Pflicht der Kritik, auf das Gute und Gediegene, das auf dem Gebiete der Anthologie gegenwärtig erscheint, nachdrücklich hinzuweisen, und dieser Pflicht soll im Nachstehenden genügt werden, wenn einstweilen auch nur an vier Anthologien.

Da ist zunächst ein Sammelwerk, das ausgesprochenermaßen dem nationalen Gedanken dienen will, die von Anton Ohorn herausgegebene Collection „Von deutscher Art, Gedichte zur Förderung deutscher Gesinnung“ (Nr. 1). „Hie gut deutsch allewege!“ ist die Devise des dankenswerthen Buchs. Es will, wie die Vorrede sagt, von den „Vorzügen, Tugenden und Thaten unsers Volks reden“; es will uns „die Brust erfüllen mit freudigem Stolze und ein Hochgefühl wecken bei dem Gedanken: auch ich bin ein Deutscher!“ Ohorn löst das gegebene Wort nach jeder Richtung hin ein. Er bietet uns in den vier Rubriken seiner sehr elegant ausgestatteten Anthologie, in „Deutsches Wort“, „Deutsches Lied“, „Deutsches Schwert“ und „Deutsche Treue“ eine Reihe von patriotischen Gedichten, die, was Auswahl und Anordnung betrifft, dem Herausgeber das rühmliche Zeugniß tüchtiger und mannhafter Gesinnung wie ästhetischer Feinfühligkeit ausstellen und ein abgerundetes und im gewissen Sinne in sich geschlossenes Ganzes bilden, das den Eindruck erweckt: hier haben wir es nicht nur in den einzelnen Theilen des Buchs, in den aneinander gereihten Gedichten mit Kunst-

werken zu thun, auch die Art, wie sie sich ergänzen und contrastiren, das Buch selbst, bildet etwas wie ein Kunstwerk. Was die darin vertretenen Namen betrifft, so reichen sie bis in die Tage der Freiheitskriege zurück und bis in unsere jüngste Gegenwart hinein, von — um nur zwei Namen zu nennen — Ernst Moritz Arndt bis Heinrich Vierordt. Eine dankenswerthe Beigabe des 15 Bogen umfassenden Werks bildet das vorausgeschickte Dichter- und Inhaltsverzeichniß mit beigefügten biographischen Daten.

Patriotischen Inhalts wie Ohorn's „Von deutscher Art" ist auch die Sammlung, welche Julius Zenske unter dem Titel „Aus großen Tagen" (Nr. 2) zusammengestellt. Diese Lieder, eine mit Glück und Geschick getroffene Auswahl von poetischen Verherrlichungen des inzwischen zu den Todten gegangenen großen Kaisers Wilhelm, führen uns die Thaten des Hohenzollerhelden vom Jahre 1871 bis heute vor und mischen, was die Verfasser betrifft, bekannte Namen mit unbekanntern, wobei die letztern überwiegen. Das Buch ist mit einem in Lichtdruck ausgeführten ansprechenden Titelporträt des Kaisers geschmückt und gehört, wenngleich die hier zusammengefügten Gedichte von sehr ungleichem Werthe sind, zu den hübschesten Sammlungen dieser Art; dem Zwecke der Declamation in Schulen dürften diese Kaiserjubellieder besonders entsprechen.

Dient die Ohorn'sche wie die Zenske'sche Sammlung dem nationalen Gedanken im weitesten Sinne des Worts, sind beide Werke deutsch-patriotische Kundgebungen von allgemeinem Gepräge, so widmet Georg von Schulpe dagegen seine Anthologie „Das Haus der Bajuvaren" (Nr. 3) dem Localpatriotismus. „Der Herausgeber dieses interessanten Sammelwerks hat es verstanden, mit glücklichem Griffe aus dem Schatze deutscher Poesie diejenigen Dichtungen hervorzuheben, welche das schöne Baiernland, seine Fürsten und sein Volk zu verherrlichen geeignet sind." Mit diesen Worten leitet Karl Zettel das kurze Vorwort ein, mit dem er die Schulpe'sche Anthologie begleitet, und er hat damit sowol Ziel und Absicht des Buchs wie die sichere Art richtig gekennzeichnet, mit der es beides erreicht. Natur, Sage und Geschichte des herrlichen Baierlandes werden hier auf 195 Seiten in den verschiedensten Tonarten gefeiert, und zwar bald in schlichten Liederstrophen, bald in kunstvoll gefügten Versen, hier im geheimnißvoll verhüllenden Stil der Ballade, dort in der dramatisch einherschreitenden Darstellung des Geschichtsbildes, und dabei kommen neben weniger bekannten Poeten gefeierte Dichter unserer Literatur, wie Adalbert von Chamisso, August Graf von Platen, Karl Simrock, Hermann Lingg, Julius Grosse, Felix Dahn u. a. mit oft noch wenig bekannten Dichtungen zu Wort. Zu bedauern ist aus Gründen der Uebersichtlichkeit, daß eine Inhaltsangabe der Sammlung fehlt.

Als vierte in der Reihe schließt sich an diese drei patriotisch gefärbten Anthologien endlich eine Sammlung an, welche mehr einen beschaulichen als auf die Außenwelt gerichteten Charakter trägt. Es ist die wechselvolle Bahn des Erdgeborenen mit ihrer Lust und ihrem Leid, mit ihrer Hoffnung und Enttäuschung, mit ihrem Siegen und Erliegen, auf welche diese letzte der hier zu würdigenden Anthologien uns führt: „Des Lebens Lauf in Liedern und Gedichten", gesammelt und herausgegeben von Marg. Jacobi (Nr. 4). Die als Sammlerin wie als Uebersetzerin so überaus fleißige Herausgeberin theilt ihr Buch in die Abschnitte „Kindheit", „Jugend", „Reife Jahre" und „Alter" und schenkt bei der Auswahl der unter diesen Gesichtspunkten zusammengestellten Poesien der neuen und neuesten deutschen Lyrik eine besonders liebenswürdige Aufmerksamkeit. Nachdem sie in einem stimmungsvollen Einleitungsgedichte aus ihrer eigenen Feder „Vom Morgen zum Abend" das Thema der Sammlung mit feinem Takte intonirt, führt sie uns an der Hand eines Platen, eines Rückert, eines Eichendorff, eines Geibel, eines Bodenstedt, eines Freiligrath, eines Hebbel, eines Heyse, eines Hamerling und vieler Poeten aus unsern Tagen von der Wiege des Menschen bis zu seinem Grabe und bekundet dabei vor allem dreierlei: umfassende Belesenheit, sichern Geschmack in der Auswahl und künstlerisches Anordnungsvermögen in der Gruppirung der gebotenen Poesien.

Die vier hier kurz besprochenen Anthologien haben einen gemeinsamen Vorzug, der sie vor den meisten gleichartigen Publicationen vortheilhaft auszeichnet und der bei der Abfassung aller derartiger Sammelwerke mehr und mehr zu einem maßgebenden Gesichtspunkte erhoben werden sollte: sie bewegen sich, zumal die drei zuerst beleuchteten, auf einem festumgrenzten, in sich abgeschlossenen Gebiete und gewinnen dadurch, wenn man den Begriff so weit fassen darf, einen gewissen eindrucksvollen monographischen Charakter.

Ernst Biel.

Philosophische Literatur.

1. Die Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und That der Menschheit. Untersuchung von Rudolf Eucken. Leipzig, Veit u. Comp. 1888. Gr. 8. 10 M.

Dieses Werk ist ein ungemein fein gesponnenes Netz von Gedanken, in welches der Verfasser das menschliche Geistesleben in der Einheit seiner einzelnen Seiten und Phänomene einzuschließen versucht hat. Wir möchten beinahe sagen, es ist zu fein gesponnen und es wären uns mehr derbe und faßbar realistische Zeichnungen und Striche eigentlich lieber gewesen. Die Eigenart des Verfassers ist vorzugsweise auf scharfsinnig eindringende Analyse des Gegebenen in seine einzelnen Elemente und Verhältnisse

gerichtet. Er schafft sich zu diesem Zwecke gewisse allgemeine Vorstellungen oder Kategorien, die seinem ganzen Denken eine gewisse specifische und dem Verständniß in ihrer sachlichen Bedeutung nicht immer ohne weiteres zugängliche Färbung verleihen. Das Werk überhaupt kann auch als ein Beitrag oder als eine bestimmte Art und Form der Philosophie der Geschichte angesehen werden. Bei der Weitschichtigkeit der ganzen Erscheinungen der Geschichte können die Wege, um dem Ziele der geordneten Aufrollung und Erklärung derselben nahe zu treten, an sich mannichfache und verschiedene sein. Dieses ganze Problem ist noch zu neu, als daß sich bereits eine feste und allgemein anerkannte Methode für die Bearbeitung desselben herausgebildet hätte. Der Verfasser hat bei seinen Untersuchungen weniger die äußere Gliederung der Geschichte in bestimmte räumliche und zeitliche Abtheilungen oder Perioden als vielmehr die Unterscheidung und das Zusammenwirken gewisser allgemeiner und an sich gegebener großer Richtungen oder Strömungen ihres Lebens im Auge. Im ganzen Gewebe der Geschichte greifen nach ihm gewisse solche Strömungen wie Kette und Einschlag ineinander. Er unterscheidet hier insbesondere die beiden Elemente des Naturalismus und des Intellectualismus. Man würde das in gemeinverständlicher Sprache etwa so ausdrücken, daß im Laufe der Geschichte allmählich der Geist mit der von ihm erworbenen Bildung sich mehr und mehr zur Beherrschung der den Menschen zu Anfang umschließenden und aus sich bestimmenden natürlichen Elemente oder Mächte erhebt. Hierbei wird mit Recht dem Erkennen der Wissenschaft ein hervorragender und wichtiger Antheil zugeschrieben. In welcher Weise insbesondere auch die menschliche Person als solche an allen diesen allgemeinen Bewegungen und ihren Einflüssen mit betheiligt sei, hat der Verfasser überall eingehend darzulegen versucht.

Das Werk im ganzen zerfällt in drei Haupttheile: 1) „Entwickelung der Lebenssysteme (Syntagmen)“; 2) „Kritik der Systeme und Eröffnung einer neuen Wirklichkeit“; 3) „Das Lebenssystem der Personalwelt“. Die Eigenart des Verfassers aber, wenn sie sich gleich innerhalb gewisser Grenzen bewegt und wol auch manchen Zweifeln über das vollkommen Berechtigte und Ausreichende seiner Auffassungen Raum gibt, ist dabei doch überall als durch einen auf das Echte und Wahre gerichteten Idealismus, sowie durch hingebenden Fleiß und consequent sorgsame Festhaltung seiner Grundgedanken ausgezeichnet rühmlich zu erwähnen.

2. Zur Genealogie der Moral. Eine Streitschrift von Friedrich Nietzsche. Leipzig, C. G. Naumann. 1887. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Diese Schrift gehört entschieden mit in die Kategorie der symptomatischen Krankheitserscheinungen unserer Zeit. Es genügt nicht geistreich zu sein, um irgendetwas Wahres, Echtes und nach einer gewissen Richtung hin Befriedigendes erschaffen zu können. Es ist auch dieses wieder eines jener düstern und verschwommenen pessimistischen Stimmungsbilder, in denen sich die einsiedlerische und launenhafte Subjectivität des Verfassers zu gefallen pflegt. Es ist ja wahr, daß nicht alles Gold ist im Leben, was glänzt, und daß aller conventionelle und phrasenhafte Idealismus eine Rückseite an niedrigen oder gemeinen und empirisch zufälligen Bedingungen und Motiven des menschlichen Daseins besitzt. Es zeigt sich hier in der Philosophie dieselbe realistische Schwarzmalerei, wie sie zur Zeit auch in der Poesie und Kunst zur herrschenden Mode gehört. Daß der Mensch den Begriffen des Guten und Bösen oft ein Gepräge aufdrückt, was sich aus ganz bestimmten und beschränkten Sphären einzelner gesellschaftlicher Interessen ableitet, ist unbestreitbar gewiß, und es sind diese Begriffe sehr häufig zum Deckmantel von durchaus egoistischen und hierfür indifferenten Gegensätzen und Bestrebungen in der Geschichte gemacht worden. Wenn die Menschheit aber gleichsam immer mit den Füßen im Kothe der Erde steht, so kann doch nicht alles in ihr einfach aus diesem erklärt und abgeleitet werden. Die Kurzsichtigkeit unserer Pessimisten glaubt aber von dieser Seite aus alles begreifen und auffassen zu müssen. Tadeln und Schimpfen ist überall ein leichteres und wohlfeileres Geschäft, als das echte Goldkorn in der es einschließenden niedrigen oder unwürdigen Schale zu entdecken. Die pessimistische Philosophie entspricht im allgemeinen einer bestimmten Richtung der Zeit und sie entfaltet einen gewissen Scharfsinn in der Analyse einzelner Erscheinungen, aus denen aber niemals ein echtes und wahrheitgemäßes Bild des Lebens im ganzen hervorgehen wird. Der Pessimismus des Verfassers aber ist ein solcher, der überhaupt keinen Rückhalt an irgendwelchen tiefern und allgemeinen Gedanken besitzt, sondern in dem sich das bloße verzerrte Gemüthsleben einer bestimmten einzelnen gespreizten und particulären Subjectivität zu erkennen gibt.

3. Ueber Gemüthsbewegungen. Eine psycho-physiologische Studie von C. Lange. Autorisirte Uebersetzung von H. Kurella. Leipzig, Thomas. 1887. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Diese kleine Schrift zeichnet sich durch gründliche und objectiv gehaltene Untersuchung der Erscheinungen des menschlichen Gemüthslebens oder der sogenannten Affecte der Seele aus. Auch der nicht ärztlich gebildete Laie wird hierin mancherlei Aufklärungen und Berichtigungen seiner gewöhnlichen Vorstellungen über dieses Gebiet von Erscheinungen finden. Der Verfasser verzichtet mit Recht auf eine doch nie zu erreichende vollständige Erschöpfung des hierhin gehörigen Stoffs. Manches anscheinend Aehnliche wird hier vom wissenschaftlichen Standpunkte aus als verschieden erkannt und umgekehrt. Es treffen in diesem Punkte körperliche und seelische Bedingungen und Functionen fortwährend miteinander zusammen. Der gebildete Mensch wird danach streben müssen, aller seiner Affecte durch die Selbstbeherrschung der Vernunft möglichst Herr zu werden, während doch andererseits auch aller Reichthum und alle Läuterung des Seelenlebens wesentlich mit auf Affecten oder Gemüthsbewegungen beruht, und es

deutet insofern der Verfasser auf ein aus dieser ganzen Sphäre hervorgehendes allgemeines Ideal der Seelenvollkommenheit hin.

4. Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge im Lichte der Philosophie seit Kant und ihrer grundlegenden Theorien historisch-kritisch dargelegt von T. H. Witte. Halle, Pfeffer. 1888. Gr. 8. 7 M.

Der Begriff der Seele ist ebenso wie der der Gottheit ein solcher, dem durch alle philosophische Speculation ebenso wie durch alle empirische Forschung niemals im eigentlichen Sinne des Wortes wird nahe getreten werden können. Wir nehmen die Seele an oder wir fordern dieselbe in der Eigenschaft einer Wurzel oder ursachlichen Substanz aller derjenigen Erscheinungen und Vorgänge im Menschen, die nicht im unmittelbaren Sinne körperlicher oder materieller Natur sind, aber wir haben deswegen noch in keiner Weise eine Kenntniß von ihrem reinen Wesen an sich noch auch von ihrem Verhältniß oder ihrer Verbindung mit dem Körper. Es sind deswegen an sich auch unendlich viele Arten oder Formen denkbar, wie man sich dieses eigentliche Wesen der Seele vorzustellen oder zu erklären versuchen kann. In die ganze Welt oder Sphäre dieser Versuche bietet sich hier eine geschickte und kundige Hand des Führers da. Die Frage nach der Seele aber verzweigt sich allerdings auch in alle weitern Aufgaben und Probleme der neuern Philosophie. Insbesondere ist es die jetzt herrschende erkenntnißtheoretische Seite oder Richtung der letztern, welche vom Verfasser mit hereingezogen und zur Erreichung seiner Ziele verwerthet wird. So verdienstlich und im wesentlichen auch erschöpfend die Arbeit des Verfassers ist, so läßt sich doch nicht behaupten, daß die Frage selbst und ihre ganze Entwickelung in der neuern Zeit hier zu einem befriedigenden und einfach klaren Resultat oder Abschluß gebracht worden sei. Alle einzelnen Ansichten werden mehr nach allgemeinen Kategorien klassificirt als in ihrem Zusammenhange mit der Gesammtentwickelung des philosophischen und wissenschaftlichen Denkens der Zeit dargelegt. Der Verfasser schließt sich selbst mit besonderer Vorliebe und Anerkennung an den Standpunkt von Harms an, dem allerdings der Vorzug einer maßvollen Nüchternheit und Besonnenheit hierin gebührt. Was die Seele an und für sich selbst genauer sei, wird freilich immer ein dunkler und den mannichfachsten Auffassungsformeln Raum gebender Punkt in unserer Weltanschauung bleiben. Wir möchten uns daher auch nicht so entschieden, als es hier geschieht, gegen den ganzen Begriff einer sogenannten Psychologie ohne Seele erklären, d. h. es können die ganzen aus der Seele hervorgehenden oder auf sie als eine eigene Substanz hindeutenden Erscheinungen des Menschen wol immer wissenschaftlich erkannt, geordnet und bearbeitet werden, während jene Frage als solche doch dabei immer ungelöst oder im Dunkel liegend bleiben kann. Diese Erkenntniß des ganzen Erscheinungscomplexes der Seele dürfte uns jetzt vielmehr für die Wissenschaft ungleich wichtiger und fruchtbringender gelten als alle bloße abstracte Speculation über den Begriff oder das dunkle und vielgestaltige Problem der Seele an sich. Wir möchten hierzu namentlich auch das ganze Gebiet der Völkerpsychologie und der Philosophie der Geschichte rechnen. Wir können doch zuletzt nur die Manifestationen oder das ganze äußerlich gewordene Leben, nicht aber den reinen Kern oder das metaphysische Wesen der Seele an sich erkennen.

5. Philosophie als Begriffswissenschaft. Naturphilosophie von Gustav Biedermann. Des Systems der Philosophie zweiter Theil. Prag, Tempsky. 1888. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Alle Naturphilosophie ist jetzt eigentlich zu einem unmöglichen und überwundenen Standpunkt geworden. Sie hat im allgemeinen nur einen Werth und eine Bedeutung als vorbereitende Einleitung zu der gegenwärtigen objectiv beobachtenden oder empirischen Naturwissenschaft gehabt. Daß andererseits auch diese letztere nicht alle Fragen nach den letzten Gründen oder Principien des Naturlebens beantworten kann, ist ebenso gewiß. Jedenfalls hat hier überhaupt alles menschliche Wissen eine bestimmte Grenze. Man hat sich allmählich in diese ganze Sachlage ergeben und es ist überhaupt von eigentlicher Naturphilosophie gegenwärtig nicht mehr viel die Rede. In der ganzen Zeit nach Kant aber ist im allgemeinen der Geist oder das Leben des Menschen als das Höhere und als eine weitere oder vollkommenere Fortsetzung des Naturlebens angesehen worden und daher vielmehr die Philosophie des Geistes oder der Geschichte in die Stelle einer wichtigen und entscheidenden Hauptwissenschaft der Philosophie eingetreten. Der Verfasser des gegenwärtigen Buchs hat sich auch früher auf diesem Gebiete eine anerkannte Stellung erworben. Er gehört im allgemeinen noch der Hegel'schen Richtung oder Zeitströmung an, ohne doch zu den Anhängern der strengsten Observanz in derselben gezählt werden zu können. In der Hegel'schen Schule selbst ist im allgemeinen die Naturphilosophie doch weniger gepflegt worden, als dieses namentlich noch vorher bei Schelling und seiner Schule der Fall gewesen war. Der Accent bei Hegel und seiner Schule lag immer mehr auf dem reinen Begriff oder der Dialektik und dem Leben des Geistes als solchen. Diese Naturphilosophie trägt im ganzen auch noch den Charakter und Typus der Hegel'schen Weise des Denkens an sich. Sie bezeichnet sich selbst ganz im Hegel'schen Sinne als eine Begriffswissenschaft von der Natur und ordnet sich als zweiter Theil in das ganze System der Philosophie als Begriffswissenschaft des Verfassers ein. Auch die Dreigliederung ist überall und namentlich in den Hauptabschnitten: der Stoff, die Kraft und das Leben, festgehalten. Der Verfasser hat den ganzen real empirischen Inhalt des Naturlebens mit Fleiß und Scharfsinn durchgearbeitet und ihn durch seine Anschauungen zu ordnen und zu erläutern sich bestrebt. Als einen eigentlichen Fortschritt in unserer Auffassung der Natur oder des Wirklichen aber möchten wir die Leistung des Verfassers doch nicht bezeichnen. Dem idealistischen

Bedürfniß in aller Erkenntniß sowol des Inhalts der Natur als der Geschichte wird unserer Ansicht nach überall nur in einer andern, bestimmtern und tiefer angelegten Weise Genüge geschehen können, als es hier durch den Verfasser im Anschluß an Hegel und seine Lehre geschieht. Der bloße empirische Realismus allein ist allerdings niemals wahrhaft wissenschaftlich genügend, aber wir sehen nur in der Festhaltung des Gedankens einer immanenten geistigen Teleologie alles Wirklichen den Weg, um zu einer tiefern und vollkommenern Erkenntniß des ganzen Entwickelungsprocesses des irdischen Lebens sowol in der Natur wie in der Geschichte zu gelangen.

6. Mainländer, ein neuer Messias. Eine frohe Botschaft inmitten der herrschenden Geistesverwirrung. Von Max Seiling. München, Th. Ackermann. 1888. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schopenhauer, Hartmann, Mainländer — ein neuer Prophet oder Messias folgt in unserer Zeit auf den andern. Der letzte unter diesen dreien ist zur Zeit noch wenig bekannt; wir wollen hoffen, daß es mit dem hier gegenwärtigen Posaunenstoß auch weiterhin sein Bewenden haben möge. Wir steuern hier geradezu dem Orientalismus und dem Buddhismus in die Arme. Mainländer ist nach dem Verfasser ein Geist, der sich ungefähr mit Christus und mit Buddha auf eine Linie stellt und von dem uns eine neue Erlösung der Menschheit von dem sie umschließenden Uebel dieser Welt bevorsteht. Er selbst ist vor nicht langer Zeit freiwillig aus dem Leben geschieden. Wir haben es hier nicht mehr mit dem Todten, sondern nur mit einer bombastisch ausschweifenden Lobpreisung seiner Lehre oder sogenannten Erlösungsphilosophie zu thun. Was Worte und Formeln vermögen, wird hier allerdings in ausgiebiger Weise zu zeigen versucht. Wir, die wir das Unglück haben, ein vom Verfasser ebenso wie von allen seinen Gesinnungsgenossen so unendlich tief geschätzter Philosophieprofessor zu sein, müssen leider bekennen, daß wir dieser ganzen gelehrten und mystisch überschwenglichen Phraseologie gegenüber nur verstummen und ihr einen wahrhaften Sinn und Verstand nicht abgewinnen können. Es ist dieses alles zuletzt eine romantische Traumwelt von einem menschlichen Zukunftsideal in Worten oder Begriffen. Von der eigentlichen Philosophie hat man sich hier nur das Denken oder Operiren mit abstracten Begriffen geborgt, was aber hier in einer planlosen und äußerlich dilettantischen Weise gehandhabt wird. Etwas anderes als eine Ausartung oder Verirrung wird hierin nicht zu erblicken sein, die nur in der Eigenschaft eines Symptoms einer unklaren Gärung und eines unbefriedigten Dranges nach dem Idealen in unserer Zeit von Wichtigkeit sein möchte.

7. Abhandlungen zur Naturwissenschaft und Psychologie von C. S. Cornelius. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1887. Gr. 8. 2 M.

Aus der Sphäre der ausschweifendsten Phantasie versetzt uns die vorliegende Schrift in diejenige der äußersten prosaischen Nüchternheit der Philosophie. Dieselbe gehört vollständig dem Geist und dem Gedankenkreise der Herbart'schen Richtung an. Sie besteht aus vier Abhandlungen: 1) „Ueber die Hauptpunkte der realistischen Metaphysik"; 2) „Ueber das Problem der Materie unter Bezugnahme auf die neuere betreffende Literatur"; 3) „Ueber einige Wechselbeziehungen zwischen Leib und Seele mit besonderer Rücksicht auf das Princip der Erhaltung der Kraft"; 4) „Das Gedächtniß als eine Eigenschaft der Materie". Auch diese ganze Nüchternheit des Herbart'schen Realismus hat eine Grenze ihrer Berechtigung sowol dem Standpunkte der Wissenschaft als auch dem des Lebens gegenüber. Ohne einen gewissen Idealismus geht es für uns einmal weder im Erkennen noch auch im Leben und Handeln ab. Die Metaphysik Herbart's verwirft jede Annahme von eingebildeten idealen Wesenheiten oder Substanzen in der wirklichen Welt. Er kennt also namentlich keine objectiv logische oder ideale Begriffswelt, wie dieses bei Hegel und dessen Genossen der Fall war. Was wir ein logisches Ding an sich oder eine Substanz nennen, ist der Wahrheit nach nur ein Aggregat von einzelnen Merkmalen, Phänomenen oder Beschaffenheiten. Also löst sich für ihn alles auf in eine unbegrenzte Menge von letzten sogenannten realen Einheiten, aus deren Beziehungen und Verbindungen für uns der Schein des Ganzen oder die Vorstellung von der Idee einer Sache entsteht. Seine Erkenntnißlehre ist infolge hiervon eine rein auflösende oder zersetzende, nicht wie jene Hegel's eine synthetisch aufbauende oder construirende. Es hat dieses alles den Schein großer Ruhe, Vorsicht und Besonnenheit an sich. Dieser bloße kalte Wasserstrahl gegen allen logischen Idealismus aber ist für sich allein noch keine wahre, echte und befriedigende Welterklärung oder Philosophie. Man fällt auch in einen bodenlosen Abgrund, wenn man sich nur an das schlechthin Reale und an die bloße Masse des einzelnen in der Welt anschließt. Dieses geht namentlich aus den eingehenden und gelehrten Untersuchungen der Verfassers über den Begriff der Materie hervor. Die Materie, obgleich an sich das Allerrealste, löst sich doch für das ganze realistische Erkennen zuletzt in ein Nest von lauter sich ausschließenden Undenkbarkeiten und Widersprüchen auf. Die Natur der realen Wesen oder einfachen Urbestandtheile des Seienden ist eine für allen Scharfsinn schlechthin unfaßbare, und wir müssen gestehen, daß wir uns hier auf einem Boden befinden, der wissenschaftlich in keiner Weise bestimmt und zugänglich gemacht werden kann. Was wir den Stoff nennen, zerbröckelt sich für die Analyse vollständig in ein Nichts von hohlen und erkünstelten Formeln. Auch der Realismus bietet in seinen letzten Resultaten dem Erkennen nur eine Art von Rausch in eingebildeten und jeder eigentlichen Wahrheit entbehrenden Vorstellungen dar. Was ist endlich der ganze anscheinend so klug erdachte Herbart'sche Mechanismus des Vorstellungslebens anders als ein Rechnen mit selbstgeschaffenen und die Wirklichkeit in keiner Weise erschöpfenden oder ausreichend treffenden Factoren? Man pflegt auch in dieser Schule die Augen gleichsam absicht-

lich über alles zuzumachen, was sich außerhalb der Grenze des einmal in ihr festgestellten Programms vom Erkennen der Welt findet. Diese ganze Schule hat nur den Werth eines Gegengewichts gegen den übertriebenen und einseitigen logischen Idealismus des Erkennens, ist aber für sich allein noch ungleich weniger anregend, fördernd und befriedigend gewesen als dieser.

8. Die monistische Seelenlehre. Ein Beitrag zur Lösung des Menschenräthsels. Von Karl du Prel. Leipzig, Günther. 1888. Gr. 8. 6 M.

Auch dieses Buch gehört wiederum einer durchaus eigenthümlichen Richtung des jetzigen Geisteslebens an. Der Verfasser ist, insoweit hier überhaupt Wissenschaft in Frage kommen kann, gewiß der bedeutendste Vertreter dieser ganzen monistischen oder mystisch-spiritistischen Lehre. Es handelt sich hier um gewisse Anschauungen und Voraussetzungen, die einmal andere sind als diejenigen der ganzen sonstigen oder gewöhnlichen sich für vernünftig haltenden Welt. Der ganze Ton des Buchs ist vollkommen derjenige einer durchaus nüchternen, besonnenen und verstandesmäßigen Erörterung. Es soll eine Wissenschaft geben von allen diesen jetzt neuentdeckten und mit immer größerer Macht in das Leben hereintretenden übersinnlichen Dingen. Jede Wissenschaft rechnet zunächst mit Thatsachen, die auf eine eigenthümliche, ihnen entsprechende Region an geistigen Ordnungen oder Gesetzen hinzuweisen scheint. Daß es Thatsachen gibt, die der gewöhnliche Verstand oder auch die mechanisch-empirische Naturwissenschaft nicht zu erklären vermag, ist nicht zu bestreiten; diese Thatsachen aber beweisen nur, daß unser Wissen vom Wirklichen eine Grenze hat, während sie für sich allein noch nicht zu der Annahme von solchen fabelhaften Vorstellungen wie die vom Astralleib und vom Doppelgänger berechtigen. Was die Seele eigentlich sei, kann uns der Monismus ebenso wenig sagen als dieses überhaupt ein Gegenstand des strengen und geordneten wissenschaftlichen Erkennens ist. Alles dieses ist überall nichts als eine particulare Liebhaberei oder ein schwindelhafter Illusionismus, der sich aber niemals den Namen und Charakter einer eigentlichen Wissenschaft beizulegen vermag.

9. Louis de la Forge und seine Stellung im Occasionalismus. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie von Heinrich Seyfarth. Gotha, Behrend. 1887. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Gegenüber dem Monismus des vorhergehenden Werks wird uns in dieser kleinen und gediegenen Schrift der dualistische Standpunkt einer nur gelegentlichen und nicht innerlich nothwendigen Vereinigung von Seele und Leib in einer eigen gefärbten historischen Beleuchtung entgegengeführt. Die Schule des Cartesius stützte sich auf die radicale Verschiedenheit der sinnlichen und der geistigen Phänomene im Menschen und wurde hierdurch zu der Annahme eines schlechthin wunderbaren, durch Gott veranstalteten Zusammenstimmens beider Naturen in uns veranlaßt. Außer durch Geulinx und Malebranche ist auch durch de la Forge diese Lehre noch weiter ausgebildet worden. Der Standpunkt dieses letztern strebt, wie es scheint, schon in einer bestimmtern Weise dem auf jenen Dualismus naturgemäß folgenden pantheistischen Monismus der Lehrweise Spinoza's zu. Der Gegensatz des Geistigen und des Sinnlichen in der Welt konnte zuletzt nur dadurch auszugleichen versucht werden, daß beides nicht als getrennte Substanzen, sondern als bloße Attribute oder Seitenbestimmungen einer einzigen alles umschließenden Wesenheit oder Substanz, der Gottheit, aufgefaßt wurden. Gott hörte hierdurch auf, Grund oder Schöpfer der Welt zu sein und wurde als bloße Einheitsbenennung der selbstlebendigen Gesammtheit alles Daseienden gefaßt. Auch de la Forge aber schon sieht Gott nicht mehr als den bloßen von außen her in die Welt eingreifenden Deus ex machina an, sondern weist auf das fortwährende Zusammenwirken des Geistigen und des Sinnlichen in dieser hin, wodurch das endliche Zusammenfallen des Einheitsbegriffs Gottes mit dem wirklichen Leben der Welt vorbereitet und eingeleitet wurde.

10. Das Schöne. Aesthetische Betrachtungen für gebildete Kreise von C. Muff. Halle, Mühlmann. 1888. 8. 2 M. 80 Pf.

Dieses ist gleichfalls eine Schrift, die in dem, was sie beansprucht, neidlos anerkannt werden kann, indem sie, obschon ohne eigene Originalität sich als einen allgemein verständlichen Führer in die Fragen und Verhältnisse des Schönen darstellt. Die tiefern und rein speculativen Probleme dieses Gebiets werden allerdings hier nicht berührt, aber der Zweck einer echten und edlen Popularität ist unter Vermeidung der Gefahr einer zu großen Trivialität doch im allgemeinen als erreicht zu betrachten.

Konrad Hermann.

Neuere historische Schriften.

1. Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Zwölfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 6 M.

Der neue Band dieses Sammelwerks schildert uns drei Personen, deren Charakter durchaus verschieden, von denen indeß jede geeignet ist, in besonders hohem Maße unser Interesse zu erwecken: Maria Stuart, Friedrich Wilhelm IV. und Johann Wolfgang von Goethe. Die Schottenkönigin war gerade in der letzten Zeit der Gegenstand einer ungemein reichen Literatur, sodaß es verdienstlich ist, die Ergebnisse der neuesten Forschung einmal in gemein-

verständlicher Weise zusammenzufassen. Dies ist Walter Friedensburg recht gut gelungen. Er steht auf einem Maria äußerst günstigen Standpunkte: an der Ermordung Darnley's ist sie weder mitschuldig noch mitwissend; daß Bothwell ihre Liebe genoß, ist eine tendenziöse Erfindung; ihre Entführung durch Bothwell ist nicht eine freiwillige, sondern eine gewaltsame; daß sie nach dem Tode Elisabeth's gestrebt hat, ist mindestens nicht erwiesen. Eine nothwendige Voraussetzung dieses über Maria so wohlwollenden Urtheils ist es, daß Friedensburg die vielberufenen Cassettenbriefe, die das Einverständniß zwischen Maria und dem Mörder Darnley's zeigen sollen, durchaus für unecht erklärt: sie sind für den Zweck, den die Gegner Maria's verfolgten, erst nachträglich zurecht gemacht, zum Theil auf Grundlage echter Briefe Darnley's an Maria. Auch den Brief, in dem Maria Kenntniß von dem Mordplane gegen Elisabeth verräth, hält Friedensburg für theilweise gefälscht. Bedeutend schlechter als Maria werden ihre Gegner beurtheilt: Murray, Darnley, Bothwell, Elisabeth. Die Darstellung ist gewandt und fließend, was jetzt leider bei historischen Werken keineswegs selbstverständlich ist.

In dem an Individualitäten so reichen 19. Jahrhundert wird immer Friedrich Wilhelm IV. den Historiker eigenartig anziehen: ein in sich ganz geschlossener und doch keineswegs leicht zu verstehender Charakter, ist er für die historische Schilderung ein dankenswerthes, aber auch schwieriges Problem. Das Lebensbild nun, das uns Theodor Flathe gibt, kann als ein gut ausgeführtes Gemälde bezeichnet werden: wir erhalten eine sauber angefertigte Skizze, in der überall der König den Mittelpunkt bildet; die Zeitgeschichte wird nur so weit herangezogen, wie es zum Verständniß des Königs unerläßlich ist; durch reiche Citate aus Friedrich Wilhelm's Reden und seinem so wichtigen Briefwechsel mit Bunsen wird die Schilderung belebt. Flathe's Urtheil ist maßvoll und besonnen, sodaß man ihm meist wird beistimmen können; Vorzüge und Schwächen dieses Romantikers auf dem Throne der Cäsaren werden in richtiges Licht gestellt; in gleicher Weise wird die rein politische Seite der Thätigkeit des Königs behandelt. Nur das Urtheil Ranke's, mit dem Flathe seine Darstellung schließt, scheint uns etwas zu optimistisch; viel eher könnten wir das gleich im Eingang abgegebene eigene Urtheil Flathe's billigen: „Mitten in den Kampf zweier Weltanschauungen gestellt, hat er die eine nicht zu behaupten, die andere nicht zu verstehen vermocht, und ist an dem Gefühl, daß er in diesem Conflict unterlegen sei, innerlich zu Grunde gegangen.“

Eine Biographie Goethe's ist auch jetzt noch, nachdem die Goethe-Philologie — der übrigens der Verfasser der hier zu besprechenden Biographie in nicht sehr sympathischer Weise gegenüberzustehen scheint — so überaus reich emporgeblüht, ein sehr schwieriges Unternehmen, und der einzige, der dieser Aufgabe voll gewachsen gewesen wäre, der ewig unvergeßliche Scherer, ist uns leider zu frühzeitig entrissen. Am schwersten aber ist es, die Schilderung einer solchen Persönlichkeit in einen überaus engen Rahmen zu fassen. Adolf Stern kann es uns daher nicht übelnehmen, wenn sein Versuch dazu uns unbefriedigt läßt. Seine Lebensskizze Goethe's ist klar und durchsichtig geschrieben, doch damit sind ihre Vorzüge auch wol erschöpft. Wir vermissen die innere Wärme, die bei der Schilderung dieses einzigen Menschen geradezu unerläßlich ist. Es wird uns nur eine Darstellung des äußern Lebensganges Goethe's geboten, zum Verweilen bei seinem innern Bildungswege uns nicht die Zeit gelassen, was sich am meisten bei der Erzählung der italienischen Reise geltend machen dürfte. Die poetischen Wandlungen Goethe's werden eben nur angedeutet, der Fortschritt in seinen Schöpfungen wird nicht dargelegt. Ebenso fehlt es an geschlossenen Charakteristiken der Personen, die in Goethe's Entwickelung bedeutsam eingriffen; zu rühmen ist, daß Christiane liebevoll und gerecht behandelt worden. Immerhin bleibt der Biographie Stern's der Werth einer zur ersten Bekanntschaft ausreichenden Skizze der äußern Lebensumstände unsers großen Dichters.

2. Die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 in Europa, geschichtlich dargestellt von Rudolf Stratz. Erster Theil: Die Februarrevolution und ihre nächsten Folgen. Heidelberg, C. Winter. 1888. 8. 3 M.

Die Erinnerung an die Vergangenheit schwindet unserer raschlebigen Zeit merkwürdig schnell. Jeder wol hat schon die Gelegenheit gehabt, sich hiervon zu überzeugen, wenn einmal die Rede auf Ereignisse kam, die noch gar nicht so weit zurückliegen. Ueber die Vorgänge, die 1866 zu der deutschen Einigung führten, über den Verfassungsconflict, über die Revolution „des tollen Jahres“ zeigen unsere sogenannten gebildeten Kreise eine Unwissenheit, die zum Theil erstaunlich, zum Theil verdrießend wirkt. Es ist daher verdienstlich, wenn eine wirkliche historische Darstellung dieser Zeiten versucht wird, selbst dann, wenn dieselbe nicht neues, bisher unbekanntes, in den Archiven ruhendes Material verwerthet. Solch eine Darstellung ist nun das vorliegende Buch. Es ist als solche gut gelungen. Der Verfasser zeigt besonnenes Urtheil und bemüht sich im ganzen mit Erfolg, die Dinge von einem unparteiischen Gesichtspunkte aus zu betrachten, wenn auch sein eigener offenbar recht demokratischer Standpunkt sich nicht völlig verleugnen läßt. Er gibt bei allen wichtigen Dingen ein von gesunder Kritik zeugendes Urtheil ab, dem man freilich nicht überall beizustimmen in der Lage sein wird; doch ist es heutzutage bei einem historischen Werke ja überhaupt schon ein Verdienst, wenn der Verfasser es wagt eine Kritik auszusprechen und sich nicht mit bloßer Erzählung der Thatsachen begnügt. Die gedruckte Literatur ist in genügendem Umfange verwerthet. Schattenseiten sind, daß nur eine Darstellung der äußern Geschehnisse gegeben wird, ohne daß auf die denselben zu Grunde liegenden tiefern Ideen eingegangen wird — beispielsweise fehlt jede Erörterung dessen, was eigentlich der Inhalt der 1848 doch so wichtigen Begriffe Liberalismus und Socialismus

war — daß es an einer über die allgemeine damalige Weltlage orientirenden Einleitung mangelt, daß auch im einzelnen an vielen Stellen nicht so weit zurückgegriffen wird, wie es zum wirklichen Verständniß unerläßlich wäre. Auch manchen allgemeinen Anschauungen des Verfassers wird man nicht beistimmen können; so war z. B. die deutsche Bewegung schon im vollen Gange, ehe es in Paris zum Ausbruch kam, sodaß der Verfasser entschieden mit Unrecht in der deutschen Revolution lediglich eine Folge der pariser sieht. Im ganzen aber überwiegen die Vorzüge bei weitem die Mängel, so daß das Buch mit gutem Gewissen einem weitern Publikum als bequemes und brauchbares Orientirungsmittel empfohlen werden kann.

3. Der russische Nihilismus von seinen Anfängen bis zur Gegenwart von Karl Oldenberg. Leipzig, Duncker und Humblot. 1888. 8. 3 M. 60 Pf.

Dieses Werk gehört in eine Reihe mit dem vorstehenden, insofern es lediglich auf Grund der gedruckten Literatur eine für weitere Kreise verständliche Schilderung geben will. Ueber eigenes Material verfügt der Verfasser nicht; ebenso wenig bringt er aus eigener Kunde Beiträge über die russischen Verhältnisse. Auch nihilistische Quellenschriften waren ihm nicht zugänglich. Dafür beruht sein Werk in erster Linie auf Thun's „Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland" und auf den Aufsätzen Eckardt's. Die Darstellung erfüllt im ganzen den ihr gesetzten Zweck; das Urtheil sowol über den Nihilismus wie über den zarischen Absolutismus ist verständig und freier, als man es nach dem Orte der ersten Veröffentlichung dieser Studien vielleicht erwartete. Die äußere Geschichte des Nihilismus, die hier gegeben wird, befriedigt daher besonnene Ansprüche; die Darstellung seiner innern Ziele dagegen bleibt etwas unklar. Die Beurtheilung Alexander's III. auf S. 174 ist doch um vieles zu rosig. Die dem Herrscher nicht mit Unrecht zugeschriebene Geschlossenheit der Anschauung und des Charakters wäre von Werth als Ergebniß einer durch reiche Erfahrung und tiefe Studien gewonnenen Entwickelung; wie die Dinge aber liegen, mag der gewählte Ausdruck nur als Euphemismus Geltung haben.

4. Chronik der freiherrlichen Familie von Roggenbach. Nach Urkunden und Druckwerken bearbeitet und mit Beilagen versehen von Max Freiherr von Roggenbach. Freiburg i. Br., Herder. 1888. Gr. 8. 3 M.

Mit Familiengeschichten ist es ein mislich Ding; auf allgemeineres Interesse können sie nur dann Anspruch machen, wenn die betreffende Familie einmal in die Geschichte thätig eingegriffen hat. Dies ist hier nicht der Fall. Die Roggenbach sind ein Geschlecht, das bis auf den Freiherrn Franz von Roggenbach, den badischen Vorkämpfer des Gedankens der Führung Deutschlands durch Preußen, für die deutsche Geschichte keine Wichtigkeit hat, höchstens dürfte ihnen für die Localgeschichte des Bisthums Basel eine gewisse Bedeutung beigelegt werden. Sie sind ursprünglich ein Ministerialengeschlecht der Zähringer; der Ahnherr ist Wernher von Roggenbach, der 1132 erscheint. Die vorliegende Darstellung ist sorgsam gearbeitet. Der Abschnitt über die Ministerialen zeigt in einzelnen Punkten etwas veraltete Anschauungen.

5. Zur Erinnerung an Adolf Schmidt. Von Hugo Landwehr. Berlin, Calvary u. Comp. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

In der neuern Historiographie sind es vor allem zwei Personen, die, beide Geister ersten Ranges, zwei nahezu entgegengesetzte Pole der Geschichtschreibung bezeichnen: Droysen und Ranke; dieser der Vertreter der objectiven, jener der der philosophischen Darstellung. Zwischen beiden nimmt Adolf Schmidt eine eigenthümliche Mittelstellung ein. Obgleich äußerlich ein Schüler Ranke's, zeigen doch seine eigenen Schriften eine Abkehr, ja einen gewissen Gegensatz zu den Ranke'schen Principien, während manches an Droysen erinnert: wie dieser geht er von der antiken Geschichte zu der neuern über; gleich ihm wendet er sich der praktischen Politik zu und zwar in demselben Sinne, der Hegemonie Preußens in Deutschland. Andererseits freilich tritt er scharf dem Hegelianismus entgegen, von dem doch Droysen ausgeht. Bei diesem so durchaus selbständigen Standpunkte Schmidt's lohnte es sich der Mühe, eine kurze Schilderung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu geben, und dies ist hier im ganzen in genügender Weise geschehen, wenn auch die eigenartige Bedeutung, die Schmidt in der Entwickelung der modernen Historiographie hat, schärfer hätte betont werden können.

6. Ueber die Entwickelung unsers Nationalbewußtseins. Rede zur Feier des Krönungsfestes den 18. Januar 1888 in der Aula der Universität Königsberg gehalten von Alfred Schöne. Zweite durchgesehene Auflage. Königsberg, Koch. 1888. Gr. 8. 60 Pf.

Die hier behandelte Frage nach der Entstehung und Ausbildung unsers Nationalbewußtseins wäre es wol werth, zum Gegenstande einer eingehenden Darstellung gemacht zu werden. Freilich setzt sie bei ihrem Bearbeiter Kenntnisse vom allerweitesten Umfange voraus. Im Rahmen einer akademischen Rede ist natürlich nur eine ganz aphoristische Behandlung des Gegenstandes möglich und eine solche liegt uns hier vor. Das Erwachen des Nationalgefühls wird vornehmlich auf die Kriege Friedrich's des Großen zurückgeführt; in kurzen Zügen wird dann hingewiesen auf den Gegensatz der classischen und nationalen Richtung und auf das Wiedererstarken des Nationalgefühls durch die Freiheitskriege. Möchte die durch diese Rede gegebene Anregung bald einen Berufenen veranlassen, dem Gegenstand eindringende Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Walther Schultze.

Militärliteratur.

Die europäischen Heere der Gegenwart. Von Hermann Vogt. Illustrationen von Richard Knötel. Heft 22 bis 25: Das Kriegswesen des Deutschen Reichs. Rathenow, Babenzien. 1887. Gr. 8. Jedes Heft 50 Pf.

Im Abschnitt über „Das Kriegswesen des Deutschen Reichs" bespricht der Verfasser die verfassungsmäßige Stellung des Kaisers als des obersten Bundesfeldherrn, die Verhältnisse der einzelnen Bundescontingente zum Kaiser, wobei die Baiern eingeräumte völlig selbständige Verwaltung seines Heers und die Verhältnisse Sachsens und Württembergs und anderer Bundesstaaten zur Sprache kommen, das deutsche Wehrgesetz, das seit 1874 bestehende Septennat und die 1887 beschlossene Erhöhung des Friedensstandes um 41135 Mann, also um ein Mehr von jährlich 13000 bis 14000 Rekruten, wodurch die Friedensarmee eine Stärke von 468409 Mann erhielt. Den Friedensstand der Infanterie berechnet der Verfasser auf 11123 Offiziere und 329173 Mann, den der Cavalerie auf 2359 Offiziere und 64589 Mann, den der Feldartillerie auf 1939 Offiziere und 38098 Mann mit 1476 Geschützen, den der Fußartillerie, welche den Zwecken des Festungskriegs zu dienen hat, auf 730 Offiziere und 17226 Mann, den der Genietruppen (Pioniere und Eisenbahnbataillone) auf 558 Offiziere und 12285 Mann, den des Trains auf 256 Offiziere und 5111 Mann. Das mobile deutsche Reichsheer zergliedert sich in drei Bestandtheile: die eigentliche Feldarmee, die Ersatztruppen und die Besatzungstruppen. Die Feldarmee besteht aus 20871 Offizieren, 780998 Mann mit 218592 Pferden und 2184 Geschützen, die Ersatztruppen aus 4459 Offizieren, 296459 Mann mit 31373 Pferden und 444 Geschützen, die Besatzungstruppen aus 11242 Offizieren, 416233 Mann mit 38943 Pferden und 324 Feldgeschützen, somit die Gesammtkriegsstärke des deutschen Reichsheeres aus 36582 Offizieren, 1,492690 Mann nebst 27000 Hülfspersonal, 331904 Pferden und 2952 Geschützen.

Der Verfasser erwähnt ferner die Fürsorge des Reichs für die Invaliden und für die Witwen und Waisen der auf dem Felde der Ehre gebliebenen Väter, die Unteroffiziervorschulen, deren es in Preußen 7, in Sachsen 1 gibt, und die Stellung des Offiziercorps, das den Rückgrat und den Kopf des weitverzweigten Heeresorganismus bildet und der Truppe in allen Lagen den innern festen Halt gibt. Die Sieger von Königgrätz und von Sedan geben sich nicht dem Wahne hin, daß sie unter allen Umständen die Unbesiegbaren seien, wie, nach dem Ausspruch der Königin Luise, die preußische Armee auf den Lorbern Friedrich's des Großen eingeschlafen war, sondern die Ausbildung des Heers wird im Kleinen wie im Großen nach rationellen Grundsätzen mit rastlosem Eifer betrieben und genau darauf gesehen, daß jede der drei Waffengattungen die ihr gestellte Aufgabe erfüllt, daß überall die wünschenswerthe Kriegstüchtigkeit und im ganzen Heere die Gleichmäßigkeit in kriegsmäßiger Schulung erreicht wird. Zu diesem Zwecke sind die jährlichen Armeeinspectionen, die Feldmanöver, die Kaisermanöver, die Cavaleriemanöver, die Uebungen im Brückenschlagen, die Generalstabsreisen und die Cavalerieübungsreisen eingeführt. Bei solch eifriger und ununterbrochener Arbeit ist es kein Wunder, wenn selbst von französischer Seite der deutschen Strammheit und Sorgfalt für die Handhabung des dienstlichen Details Lob gespendet wird, und es erscheint dem Verfasser durchaus unbegründet, wenn in Rußland die Behauptung aufgestellt wird, daß die Zahl der wirklich befähigten deutschen Offiziere, welche zugleich mit ganzem Ernst ihre Obliegenheit erfüllen, in der Abnahme begriffen, daß namentlich der wissenschaftliche Forschungstrieb in Offizierkreisen geringer geworden sei und socialdemokratische Ideen in den Reihen des Heers, auch im Offiziercorps, erhebliche Verbreitung gefunden hätten. Außer der Armee wird von dem Verfasser auch das deutsche Festungswesen und das Eisenbahnnetz, das eben jetzt durch Anlage einiger sogenannter strategischer Bahnen vervollständigt wird, besprochen.

Den zweiten Haupttheil des deutschen Kriegswesens bildet die kaiserliche Marine. Die allgemeine Wehrpflicht dehnt sich auch auf die Kriegsflotte aus. Nach Ableistung der dreijährigen activen Dienstpflicht wird der Matrose auf vier Jahre zur Marinereserve beurlaubt und tritt dann für die letzten drei Jahre zur Seewehr erster Klasse über; die Seewehr zweiter Klasse besteht aus Wehrpflichtigen, die auf der Flotte nicht gedient haben, und ihre Dienstpflicht dauert bis zum einunddreißigsten Lebensjahre. Die Mannschaften der Seewehr erster und zweiter Klasse treten nach Vollendung ihrer Dienstpflicht zum Landsturm über. Die Commandoführung der Marine ist auf die beiden Marinestations-Commandos der Nordsee zu Wilhelmshaven und der Ostsee zu Kiel, mit Admiralen an der Spitze, vertheilt. Die Mannschaften der Flotte gliedern sich auf jeder Station in eine Matrosen- und eine Werftdivision. Der Bau der Schiffe und Maschinen erfolgt in den drei Werften zu Danzig, Kiel und Wilhelmshaven. Als Bildungsanstalten für die Marine bestehen die Marineakademie, die Marineschule und die Deckoffizierschule in Kiel. Die Stärke des Seeoffiziercorps beläuft sich auf 805, der Matrosen auf 14285 Mann, der Flotte auf 98 Schiffe und Fahrzeuge mit 554 Kanonen und einer Besatzung von 16753 Mann. Zur Ausbildung des Personals dienen die jährlichen Uebungen, die einjährigen und zweijährigen Reisen und die dauernde Stationirung einzelner Schiffe in auswärtigen Gewässern zur Wahrung deutscher Interessen. Eine Marine von so mäßiger Stärke kann ihre Erfolge nicht in offenen Seeschlachten suchen, sondern in der Vertheidigung von Häfen und Küsten, daher sie sich hauptsächlich die Vermehrung und Verbesserung

der Torpedoflotille angelegen sein läßt, und darin, daß diese Flotte Handel und Schiffahrt sichert, Handelsverbindungen und politische Beziehungen mit den noch wenig erschlossenen Ländern anknüpft, Vermessungen auf den Meeren und an den Küsten zur Anfertigung von Seekarten vornimmt, wissenschaftliche Beobachtungen anstellt und die Macht und das Ansehen des Reichs in allen Erdtheilen repräsentirt. Diesen Ausführungen des Verfassers folgen am Schlusse achtzehn Tabellen, in welchen der Bestand jedes der achtzehn Armeecorps, die Garnisonen der Regimenter und Bataillone und der Sitz der Gouvernements und Commandanturen angegeben sind. Wilhelm Müller.

Feuilleton.

Wie zu erwarten war, ist die durch Herrn Karl Trübner in Straßburg erworbene Manessische Liederhandschrift in den Besitz des Deutschen Reichs übergegangen und von Sr. Majestät dem Kaiser der heidelberger Universitätsbibliothek wiedererstattet worden. Am 10. April hat die feierliche Uebergabe des Codex an den Oberbibliothekar Dr. Zangemeister in Gegenwart des Prorectors und des engern Senats der Ruperto-Carola stattgefunden.

— Bekanntlich ertrinkt unser Zeitalter in einer Sint- und Sündflut von neuauftauchenden Zeitschriften aller Art. Die dabei allein ihr Geschäftsinteresse verfolgenden Buchhändler sind natürlich allemal von der reinsten Menschenliebe bestimmt: sie möchten Bildung und Tugend verbreiten, Lücken ausfüllen und wie die Aushängeschilder weiter heißen mögen. Dahin gehört auch der „Siegfried“, welcher 1885 sich als Zeitschrift für volksthümliche Dichtung und Wissenschaft eingeführt hat und jährlich 12 Hefte für 3 M. bietet (Beerfelden und Leipzig, Meinhard's Verlag). Ferner erscheinen bei H. Weißbach in Weimar: „Streifzüge auf den Gebieten des geistigen Lebens“. Monatlich ein Heft à 20 Pf. Wann wird endlich das goldene Zeitalter der Zeitungsliteratur erscheinen, wo jeder, welcher eine Zeitung liest, vom Verleger dafür ein Honorar bezieht?

— Ein Student, August Böhme, huldigt dem edeln Sport des Radfahrens und hat daran anscheinend solches Wohlgefallen gefunden, daß er auch das Flügelroß bestiegen und für alle „Brüder im Radfahren“ die neue Kunst poetisch in einem Einacter verherrlicht hat. Er nennt sein kleines Opus „Radfahrer Beck's Brautfahrt“ und verlangt für ein Exemplar desselben 1 Mark. Wer sich mit ganz gewöhnlichem Blödsinn abspeisen lassen oder das Casino der letzten Hinterwäldler damit regaliren will, kaufe es; am liebsten wird es das niedere Volk in Sachsen (dort spielt die harmlose Geschichte) lesen oder hören, denn es geht in dem Stück ziemlich „gemeene“ zu. — Nicht viel besser sind die „Vierundzwanzig Stunden auf dem Carcer“, eine Erinnerung an Göttingen von Ernst Heinrichs (Hannover, Schmorl u. von Seefeld). Das Ding ist zwar nicht 30 Silberlinge, aber immerhin 30 Pfennige werth; göttinger Studenten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werden den Bericht des Verfassers druckenswerth finden; uns scheint er mehr des Sichdrückens werth.

Bibliographie.

Alberti, C., „Brot!“ Ein soziales Schauspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Herausgegeben von v. Löbell. 1888. 2tes Hft.: Das Völkerrecht im Kriege. Vortrag von Linde. Der Offizier als Erzieher des Volkes. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 75 Pf.

Block, P., Am Leuchtthurm. Eine Geschichte aus Preußens traurigen Tagen. Mit einem Briefe Felix Dahns als Einleitung. Leipzig, Werther. 8. 2 M. 50 Pf.

Bokemeyer, H., Die Molukken. Geschichte und quellenmässige Darstellung der Eroberung und Verwaltung der ostindischen Gewürzinseln durch die Niederländer. Mit einem Anhang von bisher ungedruckten Actenstücken. Mit 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 M.

Czerny, A., Aus dem Briefwechsel des grossen Astronomen Georg von Peurbach. Wien, Tempsky. Lex.-8. 40 Pf.

Dostojewsky, F. W., Weiße Nächte. Erzählung. Aus dem Russischen von A. Hauff. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Etis, M., Die Kellnerinnen in Berlin. Eine sociale Frage. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 50 Pf.

Ewald, H. F., Anna Hardenberg. Historischer Roman. Aus dem Dänischen übersetzt von Stefanie. Gotha, F. A. Perthes. 8. 6 M.

Freydorf, A. v., Gott hat's gewollt! Ein Trauerkranz, niedergelegt auf die Gruft des höchstseligen Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden. Karlsruhe, Braun. 8. 40 Pf.

Geffcken, F. H., Kirke. Eine Reise-Novelle. Berlin, Gebr. Paetel. 12. 2 M.

Georg, C., Verzeichnis der Litteratur über Speise und Trank bis zum Jahre 1887. Hannover, Klindworth. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Görlitz, C., Die Perlenschnur der Kaiserin oder eine moderne Pariserin. Roman. 1stes bis 20stes Hft. Leipzig, F. E. Fischer. Gr. 8. à 10 Pf.

Götz, W., Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Eine historisch-geographische Untersuchung, samt einer Einleitung für eine „Wissenschaft von den geographischen Entfernungen“. Mit 5 Karten in Farbendruck. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 20 M.

Götzinger, E., Schloß Luxburg. Vortrag. Frauenfeld, Huber. 1887. Gr. 8. 75 Pf.

Hartwig, G., Licht und Schatten. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Henckell, C., Amselrufe. Neue Strophen. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 2 M.

Kettner, A., Johannesberg. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstage Eichendorffs. Freiwaldau, Blažek. 8. 30 Pf.

Kugler, B., Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Reich illustrirt von den ersten deutschen Künstlern. 1stes Hft. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. Gr. 4. 50 Pf.

Landsberger, H., Wilhelm Meister. Eine Berliner Geschichte. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Looshorn. J., Geschichte des Bisthums Bamberg. Nach den Quellen bearbeitet. 2ter Bd.: Von 1102—1303. 1ste Lfg. München, Zipperer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mackay, J. H., Fortgang. Der „Dichtungen“ 1. Folge. Großenhain, Baumert u. Rouge. 12. 3 M.

— — Moderne Stoffe. Zwei Berliner Novellen. Großenhain, Baumert u. Rouge. 8. 3 M.

Müller sen., M., Drei Abhandlungen über I. Ph. Mainländer's „Philosophie der Erlösung!“, II. ein Brief Max Nordau's, III. ein wichtiges politisches Ziel! Leipzig, Kößling. Gr. 8. 1 M.

Münsterberg, H., Die Willenshandlung. Ein Beitrag zur physiologischen Psychologie. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 4 M.

Pribam, A. F., Beitrag zur Geschichte des Rheinbundes von 1658. Wien, Tempsky. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Pusyrewski, Die russische Garde im Kriege 1877/78. Ihre Organisation. Bewaffnung, Ausbildung, Mobilmachung und Waffenthaten. Nach dem Werke „Vor zehn Jahren“ von P., bearbeitet von A. Regenauer. Mit 2 Uebersichtskarten und 2 Gefechtsplänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 M.

Rocholl, H., Zur Geschichte der Annexion des Elsaß durch die Krone Frankreich. Historische Aufsätze auf Grund archivalischer Dokumente. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 3 M.

Roth von Schreckenstein, K. H. Freih., Der Freiherrntitel einst und jetzt. Betrachtungen über die historischen Grundlagen der titularen Abstufung des deutschen Adels. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 2 M.

Runze, M., Loewe redivivus. Berlin, C. Duncker. 8. 3 M.

Stratz, R., Die Revolutionen der Jahre 1848 und 1849 in Europa, geschichtlich dargestellt. 1ster Thl.: Die Februar-Revolution und ihre nächsten Folgen. Heidelberg, C. Winter. 8. 3 M.

Stuckrad, v., Geschichte des 1. Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 26. Auf Befehl bearbeitet. 2 Thle. Mit Abbildungen und Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 18 M.

Um was kämpfen wir? Politische Träumereien eines müßigen Landsknechtes über den nächsten Krieg. Budapest, Grill. Gr. 8. 2 M.

Voß, C., Wahres Glück. Roman in 2 Bdn. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Gold. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Wehrmann, A., Gedichte und Erzählungen. Berlin, Ißleib. 8. 60 Pf.

Welten, B., Gedenkbüchlein für Welt und Leben. Worte der Lebensweisheit. Mit 12 Holzschnitten. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 32. 80 Pf.

Zeitschrift der Altertumsgesellschaft Insterburg. 1stes Hft. Insterburg, Roddewig. Gr. 8. 5 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. v. Holtzendorff. Neue Folge. 2ter Jahrg. 13tes Hft.: Zur Frage der Regentschaft bei eintretender Herrschaftsunfähigkeit des regierenden Monarchen nach deutschem Verfassungsrecht. Eine Studie von M. v. Desfeld. — 14tes u. 15tes Hft.: Musik und Moral. Ein kulturhistorischer Essay von A. C. Kalischer. 1ste Abth. Hamburg, J. F. Richter. 1887. Gr. 8. à 75 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 3. Mai 1888.

Schriften zur Frauenfrage.

Vor einem Jahre hatte ich die Ehre, Dr. R . . . ., einen in Amerika ansässigen Deutschen, bei uns zu sehen. In lebhaftem Gedankenaustausche wurden brennende Tagesfragen besprochen und die Berechtigung mancher literarischen und ästhetischen Erscheinung erwogen. Selbstverständlich kam auch die Rede auf den Realismus und sein immer stärkeres Hinüberneigen zum Naturalismus. „Und welche Stellung nehmen die deutschen Frauen zu dieser Bewegung?" fragte er, in seiner lebhaften Art die Frage zweimal wiederholend. Ich blickte erstaunt auf: „Die Frauen?" — „Gewiß, die Frauen! Bei uns in Amerika sind die Frauen nicht blos Schöpferinnen der Temperanzgesetze; sie sind auch durch ihre Parteinahme für und gegen bei der Gestaltung ästhetischer Strömungen Richtung gebend." Fast beschämt lauschte ich diesen Auseinandersetzungen. Wie eine Vision stiegen die Myriaden von Kaffeekränzchen vor mir auf, in jedem Winter die freie Muße, die das Tagewerk der besser gestellten Frau gönnt, vergeudend; ich gedachte des mangelnden Muthes unserer Frauen, sich zur Lectüre eines etwa auf den Index gesetzten Werkes offen zu bekennen, während die Statistik der Leihbibliotheken diese scheinbare Prüderie Lügen straft; mein Gehirn durchschossen noch andere Erinnerungen an — nun aus Corpsgeist will ich nicht aus der Schule schwatzen, und aus demselben Gefühl heraus sagte ich entschuldigend, die deutsche Frau ist schüchterner, weil sie innerhalb ihrer Familie ihre Aufgabe so ernst nimmt. „Und die englische, die französische, die schweizer Frau nicht etwa auch?" rief empört mein Gegenüber. „Märchen nichts als Märchen, ausgeheckt von den Familienblättern, die durch ihre bleichsüchtigen Romane die Frau zur Zierpuppe machen wollen, sie mit erlogenen Hirngespinsten statt mit dem wirklichen Leben abspeisen. Unmündigkeit nennen sie Weiblichkeit, als ob der Webstuhl der Zeit stille stände, als ob die großen socialen Fragen sich nicht als drohende Wolken am Horizonte ballten. Welch ein schreckliches Erwachen, wenn der Tag, der nicht ausbleiben kann, dereinst heranbrechen wird!" — „Und was muß geschehen?" fragte ich kleinlaut. „Unsere Frauen sind besser, als Sie sie beurtheilen, geben Sie ihnen Ideale und sie werden sich bewähren." — „Das ist es eben, daher kommt das Unheil; nicht Ideale, geben Sie ihnen Wirklichkeit."

Diesem Hinweise kommen jetzt zwei Werke entgegen, die gleichsam die Illustration zum Ausspruche des polternden Menschenfreundes zu geben berufen sind. Das eine Werk, weit über unsere Anschauungen hinausgreifend, ist deshalb von hoher Wichtigkeit, weil es uns deutlich enthüllt, bis zu welcher socialen Anarchie wir gelangen würden, wenn den Ausführungen des andern Werks nicht die gebührende Aufmerksamkeit und Beachtung von seiten des deutschen Publikums entgegengebracht würde. Denn lauschen wir den dringenden Ausführungen des Mannes, der an der Hand der Wissenschaft, der Geschichte, der Statistik die Frauenfrage als einen wesentlichen Theil unserer ganzen socialen Frage betrachtet, dann möchten wir den Frauen immer wieder zurufen, herauszutreten aus Vorurtheil und Gleichgültigkeit, und im jetzigen Stande der Frauenbewegung nicht mehr die Versuche weniger Emancipirter zu erblicken, die sich kokett mit dem Doctorhütchen schmücken wollen, sondern sich bewußt zu werden, daß auch in Deutschland für die Frauen guter Lebensstellung die Zeit gekommen ist, gleich denen in Amerika, England und andern Staaten fördernd, rathend, helfend in eine Bewegung einzugreifen, deren Endziel die Besserstellung und dadurch die höhere sittliche Entwickelung der Frau erstrebt. Denn klar wie eine mathematische Wahrheit läßt sich der Satz aufstellen, daß je mehr Mädchen und Frauen dem höhern Gewerbe, der Bildung, den Studien zugeführt werden, um ebenso

viel verringert sich der Procentsatz derjenigen, die in schamlosen Gewerben die deutsche Cultur, die deutsche Familie bedrohen. Es ist hier nicht der Ort, die Wunden an unserm Culturkörper bloßzulegen an der Hand der unerbittlichen Statistik, aber manche Frau würde schamhaft das Antlitz verhüllen, würde entsetzt sich abwenden ob solcher Schmach des Geschlechts. Gilt es da nicht als höchste Aufgabe der Frau, mit aller Kraft sittlichen Bewußtseins sich in den Dienst der Bewegung zu stellen, die ihre Mitschwester, das arme Mädchen, die verlassene Frau vor dem sittlichen Fall bewahre durch geebnete Wege für „Arbeit, Verdienst, Besserstellung". Diese Losung entnehmen wir dem Werke:

1. Arbeit, Verdienst, Besserstellung der unverheirathet bleibenden Frauen. Betrachtungen über das stetige Zunehmen der familienlosen Frauen und Rathschläge für Erweiterung der Erwerbsgebiete der ledig bleibenden Frauen zur Ermöglichung einer menschenwürdigen Existenz. Von J. Schäppi. Zürich, Schröter u. Meyer. 1888. Gr. 8. 1 M.

Was in diesem Buche angestrebt wird, ist keine Utopie, sondern bewegt sich auf dem Boden realer Verhältnisse und kann in andern Staaten bereits an der Hand der Erfahrung auf die Berechtigung der Forderung und auf den Erfolg hin geprüft werden, und verdient um so eher die weiteste Beachtung, als auf Jahrzehnte hinaus dieses Buch als Programm der gemäßigten Parteien angesehen werden kann. Gegenüber der Actualität des Inhalts wird eine Beschränkung der Darlegung desselben recht schwer geübt.

Vor allem sucht Schäppi an der Hand der Geschichte, vorwiegend aber durch die Statistik unterstützt, die Legende von der Unzulänglichkeit der physischen und geistigen Kraft des weiblichen Geschlechts zu zerstören. Er zeigt uns, daß die Beispiele von Riesenweibern keineswegs vereinzelt sind. Nicht blos in der Sage von den muthigen Amazonen und den germanischen Walküren, in viel späterer Zeit weist die Geschichte unzählige Beispiele von hervorragenden körperlichen Leistungen nach. Und in unsern Tagen zeigt uns die Vierländerin, welche den Ochsen tödtet, die Fischerin, welche behende den Kahn durch die schäumenden Wogen steuert, bis zu welcher Kraft das Weib durch andauernde Uebung desselben Berufs von Geschlecht zu Geschlecht gelangen kann.

Noch in weit höherm Maße gilt dies von der geistigen Leistungsfähigkeit.

Denn nach Maßgabe der neuesten Forschung steht die Masse der grauen Rindensubstanz beim weiblichen Hirn nicht zurück, die Windungen des weiblichen Gehirns sind ebenso zahlreich wie diejenigen des männlichen Gehirns. Und dabei wissen wir ja, daß jedes Organ, das nicht stetig geübt wird, in seiner Leistungsfähigkeit zurückgeht und rudimentär wird ... Das weibliche Geschlecht ist, so lange die Menschheit besteht, geistig vernachlässigt worden. Erst wenn dasselbe durch Generationen in den Besitz derselben Bildungsmittel gesetzt wird, wie das männliche Geschlecht, und dieselben in gleichem Umfange benutzen kann, dann läßt sich entscheiden, ob das Dogma von der Inferiorität des Weibes begründet sei.

Erwägt man jedoch, was in unsern Tagen schon die Frauen in den Staaten leisten, die erst seit kurzen Decennien die Hörsäle der Universitäten ihnen erschlossen haben, so kann man schon heute die Theorie von der Unzulänglichkeit der Frau auf geistigem Gebiete als glänzend widerlegt ansehen. Hier führt nun Schäppi ganze Batterien an Thatsachen auf im Alterthum, dem Mittelalter und der Gegenwart, um in den Wall der Vorurtheile Bresche zu legen. Auch hier können wir aus der Menge des Gegebenen nur das auf die Gegenwart Bezügliche in kurzen Umrissen streifen.

Gegenwärtig prakticieren in den Vereinigten Staaten der Union 300 weibliche Aerzte mit unbestreitbarem Erfolge. Elisabeth Blackwell ist der weibliche Pionier, der diese Bahn für das weibliche Geschlecht aufgethan und dadurch der menschlichen Gesellschaft eine unermeßliche Wohlthat erwiesen hat. Lucy Abbot und Eliza Chapin, die das Krankenhaus von Neuyork leiteten, behandelten in einem Jahre 6887 Frauen und Kinder. Dabei stehen die weiblichen Aerzte gesellschaftlich in hohem Ansehen und ihre Einnahmen überragen um vieles die mancher männlichen Collegen auf dem Continent. Allerdings bereitet schon früh der freie gemeinsame Verkehr von Knaben und Mädchen dieselben dazu vor, auch später ungefährdet Schulter an Schulter im ernsten Lebensberuf zu kämpfen. Bis in die obersten Klassen werden die Schulen von beiden Geschlechtern gemeinsam besucht und Frauen unterrichten Jünglinge von 18 Jahren. Man weiß nichts davon, daß Disciplin und Sittlichkeit hierbei Schaden genommen hätten. Und wurzelnd im festen Fundament gleicher Berechtigung stecken die Strebenden die Ziele immer höher und erringen sie. So Miß Baldrin, die den Lehrstuhl der griechischen Sprache an der Hochschule zu Kansas bekleidet, Miß Darwin in Iowa ist Professor der Logik und Rhetorik, Miß Mary Mitchel leitet die Sternwarte von Poughkeepsie, und Emma Sailer bekleidet einen Lehrstuhl der Physiologie und hat sich durch ihre Untersuchung der menschlichen Stimmorgane einen Namen gemacht.

Mit Recht darf man an die Erfolge erinnern, welche weibliche Studirende an der Universität Zürich errungen haben. Dort haben bis jetzt zwölf Frauen ihr Doctorexamen zur vollen Befriedigung bestanden. Ihre Dissertationsschriften legten genügendes Zeugniß ab für die Befähigung der Frau zu geistigen Berufsarten. In Bern bestand eine Frau Litwinov aus Tula die Prüfung mit solcher Auszeichnung, besonders in der Mathematik, daß ihr die philosophische Facultät das Doctordiplom einstimmig mit der größten Auszeichnung zuerkannte. Auch erwarb sich daselbst ein österreichisches Fräulein Welt den Doctorhut.

In Deutschland prakticirten im Jahre 1886 drei weibliche Aerztinnen: Frau Dr. med. Adams Walter in Frankfurt a. M., Fräulein Dr. Lehmus in Berlin und Fräulein Dr. med. Franziska Tiburtius, ebenfalls in Berlin.

Göttingen verlieh der Frau Sophie von Kowalaska für ihre ausgezeichneten Leistungen in der Mathematik den Doctorhut. Sie schrieb über die Theorie der partiellen Differentialgleichungen. Seit 1884 wirkt sie als Professor der Mathematik an der Universität zu Stockholm.

In England regen sich die Frauen aller Stände. Man fühlt allerorten dringend das Bedürfniß, zur Abhülfe der brennenden Frauenfrage beizutragen. Schon vor dreizehn Jahren wurde in der Nähe von Cambridge das Girton College gegründet. Die Schülerinnen müssen das achtzehnte Jahr zurückgelegt haben. Die Studienzeit dauert drei bis vier Jahre. Die studierenden Mädchen von Girton bestehen in ihrer großen Mehrzahl ruhmvoll ihre akademischen Examen, sogar mit Auszeichnung. Sie besuchen die Vorlesungen gemeinschaftlich mit den Studenten, ohne daß sich daraus Gefahren für die Sittlichkeit ergeben hätten.

In Frankreich ringen Frauen nach denselben Zielen. So hat Frau Rosa Perée in Paris das Examen in der Medicin mit höchster Auszeichnung bestanden.

Ueberall sind es ausgezeichnete Frauen, die mit Aufbietung höchster moralischer und geistiger Kraft den Kampf gegen das sociale Elend aufnehmen, und namentlich in England haben auch auf den Gebieten praktischer Thätigkeit die Frauen Großes geleistet. Miß Fry hat das englische Gefängnißwesen reformirt, Miß Carpenter die Kerker Bengalens erforscht, Florence Hell setzt ihre Kraft ein für die Besserung jugendlicher Verbrecher, Miß Nightingale verdankt man die Reform der Lazarethe.

Von allen Seiten, aus allen Berufsarten und Lebensstellungen strömen dem Verfasser Belege zu für seine Beweisführung von der Leistungsfähigkeit der Frau in der Wissenschaft, in der Schule, innerhalb der höchsten Aufgaben des Staats und der Gemeinde. Es wäre jedoch ein Irrthum, wollte man annehmen, Schäppi finde nur in den geistigen Berufsarten der Frau die alleinige Lösung für die brennende Frauenfrage. Der Verfasser tritt mit demselben Eifer ein für die weiteste Bethätigung der weiblichen Kraft auf dem Gebiete der Technologie. Ganze Tabellen füllt er mit Zahlen zu Gunsten der Handarbeit und zeigt uns, welches Gebiet noch zu bebauen ist durch Frauenarbeit, um durch diese — und hier gelangen wir zum eigentlichen Kernpunkt des vorzüglichen Werks — die Ehe, die unter den jetzigen socialen und materiellen Bedingungen immer mehr zurückgeht (wir zählen in Preußen allein nahezu zwei Millionen unverheiratheter Frauenzimmer), dadurch wieder auch für die Mehrzahl der Mittellosen möglich zu machen, daß das Mädchen auch der gebildeten Stände (die das stärkste Contingent zu den Unverheiratheten stellt) durch den Mitantheil am Erwerb die Gründung eines Hausstandes erleichtere und unterstütze, um so die Familie, die Grundfeste des Staats, in ihren Wurzeln zu stärken. Den Familienlosen aber soll die Besserstellung in Arbeit und Verdienst eine menschenwürdige Stellung erringen und dadurch Tausende von heim- und schutzlosen Mädchen vor jähem Falle in die lockenden Untiefen des Lasters bewahren, vor den Gefahren in Gestalt gleißender Versuchung, die ihnen auf den dornenvollen Pfaden auflauern und denen nur das durch Arbeit im Selbstbewußtsein erstarkte Gemüth siegreich widerstehen kann.

Hier nun kann helfend, schützend, erhebend die Frau vom geschützten Familienherde aus eingreifen, ungefährdet aller Verletzung des Ewig-Weiblichen, in der Erkenntniß der Gemeinsamkeit des Geschlechts, der Verantwortung, die sie für ihre Mitschwestern moralisch theilt. Und all diesen sei das Werk aufs wärmste empfohlen, das sich durch Frische der Darstellung und eleganten Stil von andern Tendenzschriften vortheilhaft abhebt.

2. Sanctionirte Lügen und Widersprüche in den Sittengesetzen. Vier zeitgemäße Briefe über das weibliche Geschlecht und seine Zukunft von Eugen Banval. Leipzig, O. Wigand. 1887. 8. 3 M.

Viel radicaler als Schäppi behandelt E. Banval die Gebrechen unserer Gesellschaft, nicht mehr vermittelnd, nicht als Führer und Berather: als Rächer der vom Gesetz Mishandelten tritt Banval auf. Er unterzieht die Gesetzgebung mit ihren Begriffen von zweierlei Recht und Ehre einer scharfen Kritik. An der Hand der Gesetzesparagraphen zeigt er die Unbill der Jahrtausende, und er erkennt aus der Sklaverei, in die Gesetz, Gesellschaft, Sitte das Weib geschmiedet, nur einen Ausweg, die Entfaltung der rothen Fahne — der Anarchie auf sittlichem Gebiete — die freie Liebe.

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser, der mit heiligem Ernste gegen die Schäden in Gesetzgebung und Gesellschaft für das Recht der verlassenen Frau kämpft, von den gewiß höchst anzuerkennenden Voraussetzungen zu solch nihilistischen Schlüssen gelangt. Wir müssen entschieden eine Theorie zurückweisen, die im Gefühl der innern Haltlosigkeit ihre Berechtigung durch das Zurückgreifen zu den Naturvölkern zu begründen versucht. So wenig wir, uns auf die Aussagen Ratzel's, Hellwald's, Mantegazza's stützend, einzelne Phasen unsers Culturlebens auf die Tupis, die Araukaner, die Samojeden u. s. w. zurückschrauben möchten, so wenig wir uns etwa danach sehnen, unsern Gerstensaft in Menschenschädeln statt in unsern Humpen zu credenzen, so wenig dürften uns gerade diese Naturvölker als Ideal für den Verkehr der Geschlechter und als Norm für das Familienleben erscheinen. Die Lockerung nur der Ehegesetze — und dies sehen wir deutlich bei den Römern — hat vor allem die sittliche Anarchie erzeugt, der bald auch der politisch staatliche Fall gefolgt ist.

Zu verwundern ist es, daß der Verfasser, der zu wiederholten malen Rousseau, Schopenhauer, Dumas den Sohn für und gegen seine Beweisgründe aufführt, nicht auch Männer wie Kant und Schiller zu Worte kommen läßt. Oder fürchtet er, daß es ihm dann nicht mehr möglich sein würde, immer wieder den Trieb als die bewegende Kraft zu bezeichnen, wo der Wille und die Pflicht einen so gewaltigen Raum in der Sittenlehre ausfüllen. Und fürwahr nicht blos in der Theorie. Hat Herr Banval nie Aeltern am Bettchen ihrer Kinder gesehen in der Verzweiflung, den Schmerz einander mildernd, oder im Jubel sich wie eins aufschwingend zur höchsten Loslösung alles Körperlichen, und nach solchen Gefühlen, die in jeder Familie fast sich wiederholen, soll jedes nachher weiter ziehen,

neue Zelte bauen, weil die Fessel der Ehe sie an der freien Bewegung hindert? Das hieße allerdings den Menschen zum Sklaven machen; aber in noch viel tieferm Sinne, als es der Mensch in der Ehe ist: zum Sklaven des Triebes, und von da zum kraftlosen Spielballe der Leidenschaften ist nur ein Schritt.

Hoffentlich werden noch viele Geschlechter vor dem Ideale bewahrt bleiben, die Kinder in großen Erziehungskasernen ohne das Sonnenlicht der Mutterliebe aufwachsen zu sehen. Denn die etwaige Möglichkeit, die Herr Bauval gelten läßt, daß im Staate der freien Liebe, nachdem der Vater weiter zieht, neue Bande zu knüpfen, und die Frau vermuthlich in freier und ungehinderter Wahl ein Gleiches thun dürfte, daß dann dennoch nach Uebereinkunft die Kinder der Mutter verbleiben, um später mit den neuen Geschwistern aufzuwachsen: dieser Ausweg erscheint selbst dem Anwalte dieses Systems nicht immer durchführbar und die Staatserziehung bleibt auf dem Programm dieses Zukunftsstaats. Aber nicht ausgeführt, nur als Entwurf. Dazu fühlt der Verfasser zu ehrlich, um nicht die schwere Verantwortung zu begreifen, und bürdet sie dann doch lieber der sonst geschmähten Gesetzgebung auf und beruft sich auf das preußische Landrecht. Dadurch richtet sich der neue Gesellschaftsbau, der ohne Untergrund sich scheinbar leicht in die Lüfte erhebt, von selbst. Ein Windstoß von unten, und in Asche liegt das Trugbild.

Gewiß, die Idealgestalten des deutschen Volks haben nicht vergebens gewirkt. Im Gemüthe der Frau webt und lebt noch das hohe Wort: Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben; bewahret sie! Und die Mutter wird es dem neuen Geschlecht lehren noch auf lange, lange hinaus.

Auch Schäppi streift all die vorhandenen sittlichen Schäden, auf die Bauval seine neue Lehre aufbaut. Aber Schäppi und auch wir gelangen zu entgegengesetztem Schlusse. Auch die Familie steht ja im Flusse der Zeit, sie ist wie vieles andere dem Wandel unterworfen, aber man wird nicht zurückkehren zu der freien uneingeschränkten Liebe der Urzeit, noch zu dem Hetärismus des Alterthums. Man wird vielmehr die Ehe zu einer höhern Form entwickeln. Unsere wirthschaftlichen Verhältnisse müssen so umgestaltet werden, daß die Einehe allgemein möglich wird, daß sie geschlossen werden kann auf Grund wahrer gegenseitiger Zuneigung.

Nicht der sinnlose Luxus und nicht die rohe thierische Lust sollen zur Ehe treiben, sondern die Ehe soll eine Vereinigung sein, die auf gegenseitiger Werthschätzung und Liebe beruht; eine Gemeinschaft, durch welche die Schätze des Geistes und des Gemüths, die in beiden Geschlechtern gebunden liegen, gehoben werden. Solche Ehen werden auch thätigen Antheil nehmen an den höchsten ideellen und materiellen Interessen des Volks. Das wird die Ehe der Zukunft sein und in dieser Form wird die Familie auch fernerhin die Grundlage des Staates verbleiben.

Frida Brasch.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Schönheit. Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. 8. 5 M.

Auf dem düstergroßen Hintergrunde einer jener mächtig bewegten Perioden, in denen unter gewaltigen Zuckungen die Menschheit einen Schritt vorwärts gethan in ihrer Entwickelung, entrollt Karl Frenzel eine fesselnde Episode, in welcher sich der Einzelnen Geschick, in das Allgemeine verflochten, in und mit ihm eint und löst. Voll Antheils folgt man den beiden schönen Gestalten der Liebenden in ihrem Suchen und Finden. Es liegt darin nicht allein das alte, stets frühlingsneue Liebesspiel von Mann und Weib; es ist zugleich der Kampf zweier feindlicher Gewalten: der antik-genießenden mit der asketisch-entsagenden Lebensanschauung, die sich in ihnen widerstreitend gegenüberstehen, bis das leidenschaftliche Erwachen der Naturgewalt den aufgezwungenen Damm der Askese mit gewaltig strömender Flut zerreißt.

„Schönheit" ist die Erzählung benannt. Doppelt wird sie uns vorgeführt: Die Schönheit, welche die schöpferischen Träger der Renaissance begeisterte, im Gegensatz zu der Weltverachtung des großen italienischen Vorläufers der Reformation, der in den christlichen Heiden die Feinde und Verderber der Kirche seines Heilands verabscheute. Und Schönheit jener beiden jugendlichen Wesen, die sie in übermächtiger Erregung über alle Schranken hinweg zueinander reißt. Doch auch dieser Schönheit treten feindliche Mächte, tritt Vernichtung entgegen. Ganz im Geiste unserer Zeit bleibt die traurige Frage: „Was ist Schein, was ist Wahrheit hinter dem bunten Abglanz der Dinge dieser Welt"? auch hier das ungelöste Räthsel des Schlusses.

Auch in dieser Arbeit bewährt sich der Verfasser wieder als der geistvolle Schriftsteller von reichem Wissen, von geschmackvollem Können. Lebhaft geschildert sind Vorgänge wie Personen, anziehend das Verhalten der Liebenden. Trotzdem drängt sich unabweisbar die Empfindung eines Mangels auf. Die gewaltige Gestalt Savonarola's, des Mönchs von San-Marco, der einzig durch die Macht seiner Persönlichkeit gleich einem Herrscher in Florenz waltete und den Musensitz Lorenzo's des Prächtigen zur Stätte büßender Schwärmer wandelte, bedarf zu ihrer dichterischen Belebung der intuitiven Schaffenskraft des Dichters. Es ist unmöglich, in dem Manne, der hier von der Kanzel herab zum Volk und im stillen Klostergarten zu der Tochter der einst Geliebten spricht, den Gewaltigen zu ahnen, der Herzen und Sinne bezwang. Die Darstellung einer so überwältigenden Erscheinung erfordert eine elementare Kraft, die einen Hauch verwandten Geistes ausströmen muß.

Bei einem Verfasser, der mit so großer Ueberlegung, solch sicherm Geschmack arbeitet, wird auch eine geringe Geschmacklosigkeit, die bei den meisten übersehen würde, als verletzend empfunden. Giuliano spricht gegen seinen Freund Doffo Spini, den Anführer der Gegner Savonarola's, den Gedanken aus, durch den dessen Sturz herbeizuführen sei:

Mit menschlichen Mitteln kommt ihr gegen ihn nicht an. Führt Gott gegen ihn ins Feld, dessen Heiligen er sich in sündhafter Ueberhebung nennt. Da wird sich zeigen, ob der Gott, der aus Barmherzigkeit für die Menschen am Kreuze starb, für einen Propheten eintritt, den es nach dem Blute der Lebendigen gelüstet. Der Papst hätte ihn schon längst in den Bann thun sollen ... Stammen diese Weissagungen vom Himmel, so gebe der Himmel ein Zeichen. Laßt ihn durch einen Scheiterhaufen hindurchgehen oder ein glühendes Eisen von seiner Zelle bis zu seiner Kanzel im Dom tragen. In den alten abergläubischen Zeiten wurde so die Unschuld erprobt. Das ist etwas, das noch heute das Volk begreift. „Ich will nicht ruhen, bis ich deinen Gedanken zur Ausführung gebracht", entgegnete Doffo Spini nach einer Pause des Sinnens. „Er wird mich wie eine lästige Fliege beständig umsummen."

Dieser Vergleich eines Gedankens, der so Großes bewirken soll, es auch bewirkt, mit einer „lästigen Fliege" ist geschmacklos und unnatürlich unter den Verhältnissen. Auch einige kleine Stilflüchtigkeiten fielen mir auf (z. B. S. 25 „seinem Ergehen und Erlebnissen"; S. 105 „hatte er ... stehen gesehen"; S. 107 „sich Florenz durch Ueberfall zu bemächtigen", die mich hier überraschten. Schmerzlich berührt die Bemerkung, daß auch unsere besten Schriftsteller unsere Sprache so wenig achten. Trotz des einen bedeutenden Mangels, trotz dieser sehr geringen Aussetzungen wird jeder mit Genuß das Buch lesen, das nicht allein fesselnd unterhält, sondern zum Selbstdenken anregt durch seine lebhaften Schilderungen aus jener großen Zeit, in der die Menschheit aus dem neuerschlossenen Born antiker Schönheit und Weisheit jenen Verjüngungstrank that, der sie zur Wiedergeburt belebte.

2. Wandel der Zeiten. Vier Erzählungen. Vom Verfasser der „Erinnerungen eines deutschen Offiziers" (J. Hartmann). Wiesbaden, Bergmann. 1888. 8. 6 M.

In den „Erinnerungen eines deutschen Offiziers", der ersten Arbeit von J. Hartmann, königlich preußischer General-Lieutenant z. D., nahm das Stoffliche an sich einen vorwiegenden Theil des Interesses in Anspruch. Das Dargestellte war so unmittelbar aus dem Leben gegriffen und griff noch so unmittelbar ein in das Leben eines jeden, daß die Form, in der es gegeben ward, von dem Erzähler selbst, wie von denen, die seinem Bericht voll Spannung folgten, als etwas Nebensächliches empfunden ward. Das ist nicht mehr der Fall in den spätern Arbeiten des bedeutenden Verfassers. Das Anziehende des Inhalts ist geblieben, das Künstlerische der Formgebung hat sich mehr und mehr vervollkommnet und eint sich zum harmonisch durchgeführten Ganzen in der vorliegenden Arbeit: „Wandel der Zeiten". In vier knappen Erzählungen bietet sie ein Bild der Entwickelung Deutschlands während des letzten halben Jahrhunderts. In diesen engen Rahmen nebeneinander gestellt, tritt die wunderbare Umgestaltung in überraschender Greifbarkeit dem Auge entgegen. Der Verfasser versteht es, mit historisch wie schriftstellerisch sicherm Griff, im Geschick der einzelnen das Bild des allgemeinen Zustandes sich spiegeln zu lassen. Als ganz besonders gelungen möchte ich unter den werthvollen Erzählungen die erste bezeichnen: „Enge Schranken". Im Duodezfürstenthum, wo „ich trotz der abscheulichen Wege die Grenze nach jeder Richtung in einem mäßigen Ritte erreiche" — Worte des Erbprinzen —, das der Fürst etwa so regiert wie ein wohlwollender Gutsbesitzer seinen Besitz verwaltet, wird ein Theilchen jenes Deutschlands lebendig, wie es deren viele gab zur Zeit der Julirevolution. Lebensvoll charakteristisch treten die Gestalten hervor, treffend durchgeführt die Hauptfiguren, die herausstreben, dennoch aber alle, nicht bloß äußerlich, sondern, weit verhängnißvoller, innerlich in diesen engen Schranken gefangen sind und an dieser Gefangenschaft zu Grunde gehen. Das kleine Cabinetstück ist doppelt willkommen, weil es Menschen und Dinge neu belebt, die trotz des an sich so geringen Zeitraums, der sie von der Gegenwart trennt, in so unendlich weiter Ferne hinter uns liegen. „In der Zeitung steht wieder was von eisernen Straßen in England, wo die Wagen von Wasserdampf gezogen werden. So ein großer Britannier kommt von seinen Schrullen nicht los", so erzählt einer der „Herren der zweiten Gesellschaft", die mittags in der Apotheke zusammentreffen, dort ein Gläschen „Rosenwasser" zu trinken und dabei nicht etwa Politik, die gab's nicht in dem Ländchen, „wo keine Weltbegebenheit die Gemüther aufregt", sondern unschuldigen Residenzklatsch zu treiben. — „Stärkere Gewalten" spielt in Hannover 1847 und 1848. Alle Verhältnisse sind größer, und doch sind sie wesentlich nur der Ausdehnung, nicht der Art nach verschieden von den zuvor geschilderten. Die Eisenbahn, der gewaltigste Factor in der Umwälzung der Lebensgestaltung, ist schon vorhanden, auch im Welfenreich, aber die Bewegung, welche sie hervorruft, ist noch im ersten Werden. Noch ist Paris räumlich und geistig der Welfenstadt so fern, daß es dem energischen alten König gelingt, „das Staatsschiff sicher durch den Sturm zu steuern". Neben Ernst August, der ausgezeichnet charakterisirt ist, erscheint noch eine Reihe namhafter Persönlichkeiten in lebenswahrer Individualisirung. Viele kleine interessante Züge vervollkommnen mit wirkungsvollem Detail das Bild der alten Heimat des Erzählers in ihren politischen wie gesellschaftlichen Zuständen, die unwiderruflich zu historischer Vergangenheit geworden und werden mußten, um kraftvollerer Neugestaltung Raum zu geben. — „Morgendämmerung" 1864, die Kämpfe um Schleswig-Holstein, in so packender Schilderung einzelner Episoden aus dem Kriege, daß Eigenerschautes, Eigenerlebtes unverkennbaren Reiz ausübt. — Den Schluß bildet „Gute Tage"; das Resultat der Kämpfe in gesicherten, angenehmen Zuständen: ein starkes Deutschland,

das in seiner geeinten Kraft die widerstrebenden Elemente im Innern durch gesunden Conservatismus überwindet und sich nach außen neue Kanäle der Machtentfaltung sichert. So bieten „Gute Tage" ein angenehmes, doch leider zu optimistisch erschautes Bild des Bestehenden. Vom künstlerischen Standpunkt aus freilich vollberechtigt: die gärenden Kräfte nach vollendeter Abklärung zu behaglicher Harmonie geeint.

Einige der landschaftlichen Schilderungen, die in ihrer weisen Sparsamkeit anziehend und belebend wirken, sind hier besonders reizvoll in ihrer gehaltenen Einfachheit: „Sie erreichten einen ebenen grünen Platz, der an der Seite, woher sie kamen, von Gebüsch und hohen Bäumen begrenzt, nach der entgegengesetzten Richtung offen war. So erblickte man von diesem Berge ein anderes Land, von schönen Linien waldiger Höhen umgebene Fluren, worin Dörfer und einzelne Gehöfte reichlich vertheilt waren. Ein rosiges Abendlicht färbte den klaren Himmel, zu dem der Rauch von zwei großen Feuern ruhig aufstieg." — Die Sprache ist schön in ihrer einfachen Natürlichkeit. Ein einzig mal fiel mir eine Anwendung von „gefolgt" (S. 36) auf, wie wir sie leider im Zeitungsstil häufig finden, bei einem so vielseitig gebildeten, in jeder Beziehung bedeutenden Schriftsteller aber durchaus nicht vermutheten.

„Wandel der Zeiten" ist eine werthvolle Leistung, in welcher der Verfasser aus einer mächtigen geschichtlichen Entwickelung mit dem schnellen scharfen Ueberblick des Mannes, der das Entscheidende rasch und sicher zu erkennen gewohnt ist, aus der Vielheit der Ereignisse charakteristisch bedeutende Momente herausgegriffen und sie mit künstlerisch geübter Hand zu anschaulichen Bildern gestaltet hat.

M. Benfey.

Zur deutschen Literatur.

1. Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Zweiter Theil. Zweite durchaus revidirte Auflage. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1888. 8. 5 M. 25 Pf.

Schröer's Schriften über und Erläuterungen zu Goethe haben so viel Beifall gefunden, daß wir füglich auch hier, besonders da es sich nur um eine neue, wenn auch revidirte Auflage seines sorgsamen und vieles Neue bietenden Faust-Commentars handelt, uns füglich auf eine empfehlende Anzeige desselben beschränken können. Schon der Umfang der Arbeit ist ansprechend; er hält die glückliche Mitte zwischen dem zu dickleibig gerathenen Werke Düntzer's und dem kecken Worte Goedeke's, wer den „Prolog im Himmel" gelesen und verstanden habe, bedürfe keines Faust-Commentars. Schröer geht von der „Gegenständlichkeit" in Goethe's poetischem und naturwissenschaftlichem Denken aus, worüber sich Goethe selbst bekanntlich erst durch ein Wort von Heinroth klar geworden war. Daraus ergibt sich dann die Folgerung (S. xvii):

> Von diesem Gesichtspunkte aus bemühte ich mich, überall das Bild zu finden, von dem Goethe bei seinen Schöpfungen ausging. Ich glaube solche Bilder in einigen wichtigen Fällen nachgewiesen zu haben. Die Quellen derselben sind in dem riesigen Material von Parallelen, das frühere Commentatoren aufgeführt haben, wol schon zum Theil erwähnt, in diesem Sinne aber nicht immer ins Auge gefaßt. Ich bin überzeugt, daß auf diesem Wege noch manches zu gewinnen sein wird.

Müssen wir uns hiermit wohl einverstanden erklären, so können wir folgende Auffassung (S. xxiii), die Herr von Löper theilt, von dem Verhältniß des zweiten Theils des „Faust" zum ersten, nicht ohne Widerspruch hingehen lassen:

> Ein Werk nachlassender Dichterkraft ist es bei alledem keineswegs, es ist voll des Lebens, bewundernswerth im Einzelnen und als Ganzes.

Schon Eichstädt hat in seiner vortrefflichen „Oratio in Goethii memoriam" auf die durchaus normale Entwickelung in Goethe's Dichtergeist hingewiesen. Welche Abnormität wäre es nun, wenn ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, worauf Schröer selbst zuvor hingewiesen hat, noch die volle Dichterkraft eines fünfundzwanzigjährigen Jünglings gehabt hätte! Das untrügliche Zeichen ermattender Dichterkraft ist es, wenn der Dichter, besonders ein so „gegenständlicher" Dichter wie Goethe, die Fähigkeit verliert, an „Gegenständen" seine Ideen zu entwickeln, sondern diese Ideen selbst zu „Gegenständen" macht, ihnen einen Scheinkörper gibt, d. h. allegorisirt. Und davon, sollte ich meinen, finden sich denn doch im zweiten Theil des „Faust" reichliche Spuren. Aber muß denn dem nicht so sein bei einem normal sich entwickelnden Menschen? Ich bin mir recht wohl bewußt, daß ich damit keinen Tadel gegen die Dichtungen aus Goethe's Greisenalter ausspreche, von deren hoher Schönheit ich gewiß durchdrungen bin; denn hat nicht auch das Alter seine Vorzüge vor der Jugend? Stehen ihm nicht reichere Erfahrungen, größere Besonnenheit zur Seite? Es stände denn doch schlimm um die Dichtung, wollte man nur das dafür gelten lassen, was im Jugendrausche geschaffen worden ist. Aber freilich, die Vorzüge des Alters sind nur Surrogate für jene herrliche Begeisterung, die das Große spielend leistet; Surrogate, die wir uns eben müssen gefallen lassen.

> Doch ins bekannte Saitenspiel
> Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
> Nach einem selbstgesteckten Ziel
> Mit holdem Irren hinzuschweifen,
> Das, alte Herrn, ist eure Pflicht,
> Und wir verehren euch darum nicht minder.

Auch die Sprache des zweiten Theils des „Faust" hat lange nicht mehr die classische Reinheit und Durchsichtigkeit wie die des ersten, wie uns Schröer selbst am besten sagen

kann, der gründliche Studien über diese wie über jene gemacht hat. Genug, obgleich Schröer diese Ansicht eine oberflächliche nennt, müssen wir doch dabei bleiben: im zweiten Theil spricht noch der ganze Goethe, der große Goethe — aber der alte Goethe.

2. Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 400—409. Stuttgart, Spemann. 1888. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Dr. Piper, jedenfalls einer der rüstigsten und fleißigsten Mitarbeiter des großen Unternehmens, dem schon die schwierige Bearbeitung der altdeutschen Dichtung zugefallen ist, beschenkt uns jetzt mit einem neuen Bande der „Deutschen Spielmannsdichtung" (Lieferung 400—402). Mir scheint es ein besonderer Vorzug des Kürschner'schen Unternehmens, daß der ältern volksthümlichen deutschen Dichtung ein so bedeutender Antheil an demselben zugefallen ist. So haben wir schon das „Narrenbuch" erhalten, so drei der schönsten „Volksbücher". Nun sind freilich die Spielleute nicht bloße Kinder des Volks, vielmehr sind sie die Vermittler zwischen den Gebildeten und dem Volke; sie haben keine gelehrte Schule durchgemacht, sind aber doch durch eine solche gelaufen. Ihre vielfachen Reisen, ihre Brauchbarkeit zu allerhand von der Dichtung abseits liegenden Geschäften — man denke nur an die beiden Spielleute Werbelin und Swemmelin, die Boten Etzel's an die Burgunder im Nibelungenliede —, besonders auch das Bedürfniß gelehrter Lectüre zur Erfindung und Einkleidung neuer Stoffe, alles dies machte sie wie die französischen Jongleurs zu Mittlern zwischen Rittern, Geistlichen und Volk, ließ sie wohl auch bisweilen, wenn der Fürst es befahl, im Rittersaale selbst auftreten:

Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen! —

wies ihnen aber für gewöhnlich ihren Platz im Hofe an, wo das Volk sich der Freude seines Herrn freute, um ihm dort von herrlichen Thaten der Ritter oder frommer Märtyrer zu erzählen, wie uns das Goethe so schön in seinem „Hochzeitslied" schildert.

Vielfache Uebergänge vermittelten zwischen den beiden Sängerkreisen. Griff der Ritter — theils geschickter, wie Walter von der Vogelweide, theils unbeholfener, wie Gottfried von Neifen, Neidhart von Reuental — Gattungen der spielmannsmäßigen Volksdichtung, z. B. die Gnomik, auf und verfeinerte dieselben mit kunstgerechter Hand, so näherte sich auch der feinere Spielmann dem Wesen ritterlicher Kunstübung, z. B. im „Biterolf", auch im „Grafen Rudolf", in der „Klage" und noch mehr im „Wolfdietrich" und „Albrecht von Kemenaten", besonders aber in deren lyrischen Dichtungsformen, ja, er befehdet sogar den ritterlichen Dichter und macht ihm Concurrenz, wie Reinmar der Fiedler in der Schmähstrophe gegen Leutold von Seven. Was der Volks-, wie der Spielmannsdichtung früher fremd war, fand jetzt in die letztere Eingang: Maienfreude und Minne, wie beim Fahrenden Sigeher, bei Meister Boppe und besonders bei dem Marner. Den Zutritt zu den höfischen Kreisen verschaffte den Spielleuten zunächst ihre Unterhaltungsgabe, dann aber namentlich auch ihre vielfachen Talente, welche sie sogar zu Lehrern an den Höfen der Fürsten und Ritter geeignet machten. Sie waren dem ritterlichen Dichter auch nothwendig, weil sie dessen Dichtungen erst volksthümliche Verbreitung gaben. Vor allem aber schafften sie sich allenthalben Zutritt durch die Macht, welche sie vermittels ihrer Zunge im Loben und Schelten übten. Aber nicht nur durch Vermittelung der Ritter empfing der Spielmann die neuen Stoffe: er, der nie Rastende, verschaffte sich dieselben direct da, wo in der niederrheinischen Tiefebene der alte Weg war für allen Einfluß, welcher in Sitte, Sprache und Dichtung der Nachbar auf uns übte. Das beweist z. B. der „Floyris".

Bei diesen vielfachen Uebergängen der ritterlichen in die Spielmannsdichtung und umgekehrt fragt es sich nun, welche Dichtungen zu der einen oder der andern Gattung zu rechnen sind. Dabei war wol für den Herausgeber in erster Linie die Form maßgebend. Die Ueberlieferung der Texte hat bei dieser Dichtungsart noch mehr Schaden gelitten als bei den ritterlichen. Denn wenn auch der Spielmann gleich von vornherein seine Dichtung aufzeichnete, so hielt er doch geheim mit seinem Text, und ging er endlich einmal in fremde Hände über, so schaltete der neue Eigenthümer, selbst wieder ein Spielmann, nach Befinden seiner Zeit und seines Publikums. Angemessen jener Zwitterstellung, wie sie wenigstens Piper annimmt, theilt er denn auch die Texte ein in reine Spielmannsdichtungen, in solche geistlicher Verfasser und solche ritterlichen Ursprungs und gibt uns dann ausführliche Analysen sämmtlicher Dichtungen, besonders der erzählenden (wobei ich nur die Erwähnung vermisse, daß der „Salomon und Markolf" schon im „Narrenbuche" abgedruckt ist) mit beigefügten Proben.

Dieser werthvollen Leistung reihe ich zunächst an eine neue Lieferung von Goethe's Werken (Bd. 22), von dem unermüdlichen Düntzer besorgt. Sie enthält die „Campagne in Frankreich" bis zum Rückzuge nach Sivry. Hören wir den gründlichen Goethe-Kenner sich über dieses Memoirenwerk aussprechen:

Als Theil von Goethe's Lebensbeschreibung schildert die „Campagne" nicht die Entwickelung der Kriegsbegebenheiten, sondern den Eindruck, den diese auf ihn geübt, wie er sich im kriegerischen Leben zurecht gefunden, wie er, ohne sich davon zurückzuziehen, sich möglichst frei darin bewegt, alles frisch mitgemacht, genossen, gelitten, beobachtet, besonders auch, dem Drange seiner Natur gemäß, der Naturbetrachtung nachgegangen sei. Ohne es zu beabsichtigen, gibt er uns, da er seinen Tagebuchbemerkungen und der Erinnerung, die hier trotz der achtundzwanzigjährigen Zwischenzeit noch recht lebendig war, als sichern Führern folgt, ein außerordentlich liebenswürdiges Bild seiner menschlich schönen Lebensauffassung, seiner reinen auf sich ruhenden Natur, die sich hier ebenso sicher zurecht findet wie bei seinem Kunstleben in Italien, in seiner geschäftlichen Thätigkeit und am Hofe, die ihn freilich oft genug drücken, aber ohne seine geistige Spannung zu unterdrücken. Welche Fülle reizender Lebensbilder zeigt uns die „Campagne"! Man denke nur an ihn als Fouragenr und Zauberer auf der Egge, als Versorger der Menge mit dem mühsam erkauften, ihm selbst verhaßten Tabak, an seinen Versuch, sich einen Begriff des Kanonenfiebers zu verschaffen, an die menschliche Weise, mit welcher er an dem Familienleben der Franzosen theilnimmt, die ihm unfreiwillige Gastgeber waren, an seine Abenteuer mit dem aus Luxemburg stammenden weimarischen Husaren Lisenr. Und bei allen Mühseligkeiten und Leiden, welche zum schlimmsten Theile der Unverstand der Kriegsleitung verschuldete, die sie noch ärgerlicher machte,

zeigte er sich immer heiter und getrost, ja er ist zu einem guten Wort für seine nicht so gelassenen Leidensgefährten bereit; nur einmal übermannt die Noth auch seinen gefaßten Muth. Freilich ermattet ihn sichtlich die dauernde Noth und Entbehrung, die ihn mehr angreift als den an Strapazen aller Art gewohnten Herzog von Weimar, den auch das sittliche Gefühl seiner Pflicht als Regimentsführer hob, aber kein Gedanke, daß er sich von seinem Fürsten und Herrn trenne; dieser selbst befiehlt ihm zur Erholung seiner immer mehr leidenden Gesundheit mit ein paar Kranken ruhige Pflege in Verdun zu suchen. Auch in der höchsten Noth, als er mit dem Herzog in der Nähe der Feinde während einer bösen Nacht in einem vorzeitigen Grabe ruhen muß, wobei ihm seine sich nie verleugnende praktische Gewandtheit zu statten kommt, entfährt ihm kein Wort gegen die unverständige Kriegführung, der sie zum Opfer geworden, wie tief er diese auch empfindet, und daß das Heldenbild des Herzogs von Braunschweig, der ihm persönlich stets widerwärtig gewesen, aber als Feldherr allgemein bewundert wurde, so jämmerlich zu Schanden ging.

Die übrigen sechs Lieferungen bringen uns die Fortsetzung von Immermann's Werken, deren Herausgabe Professor Max Koch übernommen hat. Sie bieten uns als Probe seiner „Memorabilien“ die „Düsseldorfer Maskengespräche“, die Schilderung von Immermann's Walten in Düsseldorf von 1827 bis 1830, dann den „Andreas Hofer“ in seiner ersten Gestalt, die den Titel führte: „Das Trauerspiel in Tyrol“, und eine ausführliche biographische Einleitung zu dieser Auswahl von Immermann's Werken. Da ein Wiederabdruck seiner Gedichte nicht in dem Plan dieser Ausgabe liegt, so entschädigt uns der Herausgeber gewissermaßen durch die Veröffentlichung dreier noch ungedruckter Gedichte Immermann's.

Die zweite Abtheilung des ersten Bandes bringt den geheimnißvollen „Merlin“, wiederum mit einer ausführlichen Einleitung. Wenn auch Goethe in den zweiten Theil des „Faust“ mancherlei „hineingeheimnißt“ hat, so liegt doch für den einsichtsvollen Leser der Plan der Dichtung offen da. Nicht so bei Merlin. Wenn bei Goethe die zwei Seiten des menschlichen Wesens, die idealistische und die realistische, oder wie wir sonst die beiden Gegensätze benennen wollen, in zwei verschiedene Personen, in Faust und Mephistopheles, auseinander fallen und uns dadurch beide klar werden, so vereinigt „Merlin“ in sich selbst so viel Widersprüche, daß er nothwendig eine unklare Figur bleibt. Er steht als Sohn Lucifer's und einer unschuldigen Jungfrau im Gegensatz zu seinem Vater sowohl wie zu seiner Mutter und erinnert uns an jene Paria-Göttin Goethe's:

> Weisen Wollens, milden Handelns
> Werd' ich unter Göttern sein.

Diese Gegensätze legt sich der Herausgeber so zurecht (S. 18):

Sinnlichkeit und Geistiges, Weltlust und Weltentsagung will Merlin vereinen. Ihm erscheint die Weltflucht Titurel's und der Seinen bang und blöde. Das Göttlich-Geistige in Zunftthut und -Zwang betrachtet er als eine Schändung dieses Göttlich-Geistigen selbst. Indem er die edelsten, vom Ruhm- und Minnekranz umlaubten Vertreter sinnlicher Weltfreude zu Hütern des rein Geistigen machen will, glaubt er den in der Welt herrschenden Zwiespalt überhaupt beseitigen, in höherer Einheit verschmelzen zu können. In diesem ganzen Streben zeigt er sich unverkennbar als der Sohn und Vorkämpfer Satans, ohne dies freilich selbst zu ahnen. Er fühlt für die Vertreter der Sinnlichkeit, die Artusgenossenschaft, von Anfang an ebenso viele Sympathie, als er gegen die Zunft Titurel's sich voreingenommen zeigt. Indem er eine ganz andere Ordnung der Welt herbeiführen, die durch Christus' Wirken klar zu Tage getretenen Gegensätze vernichten will, thut er in Wollen und Wirken sich ganz eigentlich als der Antichrist kund. Und sein unmögliches Bestreben endet denn auch mit dem ungeheuern, bis zur grausamsten Ironie gesteigerten Mißerfolge, daß die Vertreter der Weltlichkeit auf dem Wege zum Geistigen zu Grunde gehen, weil sie die gewöhnliche leibliche Nahrung nicht entbehren und den überirdische Nahrung spendenden Gral nicht finden können, der Prophet selbst in der allerseelenlosesten Sinnlichkeit zu Grunde geht, denn seelenlos wie die den Menschen ins Verderben lockenden Elementargeister ist diese koboldartige Niniana.

Jedenfalls erfordert und verdient Immermann's „Merlin“ ein sorgfältiges Studium; denn wenn auch der Plan unklar bleibt, so hat er doch eine Menge hervorzuhebender Schönheiten, und besonders der Schluß ist von ergreifender Wirkung — ein herrliches Seitenstück zu der Kerkerscene in Goethe's „Faust“. — Der Rest des Bandes bietet uns noch einige Gesänge aus dem epischen Bruchstücke „Tristan und Isolde“ und dem bisher in keiner Ausgabe wieder abgedruckten „Briefe an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meister's“, die bekanntlich von dem Pastor Pustkuchen herrühren.

Robert Boxberger.

Zur Länder- und Völkerkunde.

1. Reise- und Jagdbilder aus Afrika. Nach den neuesten Reiseschilderungen zusammengestellt von W. von Freeden. Mit 88 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. 1887. 8. 5 M.
2. Deutsch-Afrika und seine Nachbarn im schwarzen Erdtheil. Eine Rundreise in abgerundeten Naturschilderungen, Sittenscenen und ethnographischen Charakterbildern. Nach den neuesten und besten Quellen, für Freunde der geographischen Wissenschaft und der Colonialbestrebungen, sowie für den höhern Unterricht von Johannes Baumgarten. Mit einer Karte von Deutsch-Afrika. Berlin, Dümmler. 1887. Gr. 8. 5 M.

Es ist ein ebenso bedeutsames Zeichen für die Stellung Deutschlands in und zu Afrika, wie für den Umfang, den unsere Afrikaliteratur schon erlangt hat, daß das Bedürfniß nach einer leicht zugänglichen Zusammenstellung der wissenswerthesten und praktisch wichtigsten Thatsachen auf afrikanischem Gebiete sich in einer Weise fühlbar gemacht haben muß, die das fast gleichzeitige Erscheinen der beiden obengenannten „Afrika-Anthologien“ veranlassen konnte. Wer da weiß, welche Gefahren und wie viel Unheil die nach Cooper's Vorbildern zu Tausenden und aber Tausenden fabricirten phantastischen Indianergeschichten mit sich ge-

bracht, wie sie im Volke und namentlich unter der Jugend die Köpfe verdreht und die Arbeit verleidet und wie sie oft genug mit ihren romantischen Darstellungen der amerikanischen Verhältnisse für so manchen unglücklichen Auswanderer die verhängnißvollsten Enttäuschungen zur Folge gehabt haben, der wird ohne Zweifel auch damit einverstanden sein, daß eine derartige Volks- und Jugendliteratur über Afrika nicht erst ins Blühen und danach ins unaufhaltsame Wuchern kommen darf. Daß wir noch ganz frei wären von den Anfängen des Uebels, kann leider angesichts einer ganzen Reihe zum Glück ziemlich geschmackloser „Neger- und Afrikageschichten für die Jugend" nicht mehr behauptet werden. Doch liegt zum größern Glück auch schon eine gewisse Garantie gegen das Ueberhandnehmen dieser lügenhaften Abenteuerromane in dem Vorhandensein verschiedener trefflicher Bearbeitungen der hervorragendsten afrikanischen Reisewerke und in der glücklichen Idee der Veranstaltung von „Blumenlesen", wie die in Rede stehenden, die allen Anforderungen entsprechen, welche an ein gutes Unterhaltungsbuch gestellt werden können.

In W. von Freeden's Werk, den mit zahlreichen Abbildungen und einer guten Karte versehenen „Reise- und Jagdbildern" (Nr. 1), sind unter den Schriftstellern, die durch geschickt verbundene Auszüge aus ihren Werken vertreten sind, die Namen der größten Afrikareisenden zu finden. Rohlfs, Schweinfurth, Lenz, Thomson, Nachtigal, Stanley und viele andere erzählen dem Leser von dem, was sie an Kraft und Mühe aufgeboten und an Erfolgen und Mißerfolgen geerntet haben. Was Freeden in dem Vorworte als den Zweck seines Buchs bezeichnet: dem Leser durch einen Rückblick auf alle jene Entdeckungsreisen noch einmal klar vor Augen zu führen, „weshalb die Erschließung des schwarzen Continents so lange sich verzögert und in welchen Richtungen sie endlich sich vollzogen hat", das ist ihm durch die glückliche Auswahl aus den besten Quellenwerken vollständig gelungen. Daß er den „Reisebildern" eine ausführliche Darstellung des Gebirgs- und Flußsystems von Afrika voranschickt, als unerläßliche Grundlage für das Verständniß der Hauptschwierigkeiten, die sich dem Vordringen in das Innere entgegengestellt haben, ist ebenso rühmend anzuerkennen, wie die übersichtliche, systematische Anordnung des Stoffs. Die einfache Eintheilung in „Reisen ins Innere vom Norden, von Süden, von Osten und von Westen her" wird selbst dem über den dunkeln Welttheil selber noch ziemlich im Dunkel befindlichen Leser die wünschenswerthe Klarheit geben. Die „Jagdbilder" schließen sich, wie der Verfasser sagt, den „Reisebildern" als eine fast selbstverständliche Ergänzung an, „da ja der Reisende nicht allein im steten Kampf mit einer großartigen und hochenergischen leblosen Natur vorzugehen hat, sondern die Marschwege fast überall auch von einer zahlreichen, oft sehr widerhaarigen Thierwelt blockirt findet, der er furchtlos mit der Waffe entgegentreten muß, wenn er nicht stets nachgiebig und ausweichend, wie so häufig vor übermächtiger Menschengewalt sich seinen Weg durch die unbekannte Wildniß bahnen will".

In dem Hauptprincipe, nach welchem er seine Sammlung zusammengestellt hat, stimmt Johannes Baumgarten (Nr. 2) mit W. von Freeden überein. Auch er will dem Leser, dessen Muße und Mittel nicht ausreichen, um sich eine eingehende Kenntniß der Quellenwerke zu verschaffen, „klare, bestimmte, positive Begriffe, keine irreführenden Phantasiebilder, von afrikanischen Zuständen" geben. Der Gesichtspunkt, unter dem er seine Auswahl getroffen hat, ist aber ein anderer als in dem erstgenannten Werke. Was er bezweckt, ist „die Förderung des weltwirthschaftlichen Verständnisses, die Erweckung der Theilnahme für Handels- und Colonialdinge in allen Schichten des deutschen Volks". Er will auf der einen Seite die hochgehende Begeisterung und kopflose Schwärmerei für „unsere Colonien" auf das richtige Maß zurückführen, auf der andern die kleinliche Aengstlichkeit, die von allen industriellen und Colonialbestrebungen für Afrika das Kapital zurückhält, eines Bessern belehren:

Während der englische, holländische, ja selbst der französische Kapitalist und Rentner sich an ausländischen Unternehmungen reichlich betheiligt und dadurch das Nationalvermögen steigen macht, läßt der Deutsche im allgemeinen sich in kein Unternehmen ein, dessen Coupon er nicht sofort abschneiden kann. Als es galt, das Niger- und Benuëgebiet für England zu erwerben, fanden sich in einigen Tagen Kapitalisten, die 20 Millionen zusammenschossen, um den Franzosen ihre 30 Factoreien dort abzukaufen. Die kleinen französischen Rentner sind zahlreich am Suezkanal, sowie an einer ganzen Reihe überseeischer Banken betheiligt, die ihnen 16—18 Procent Dividenden abwerfen. Engländer und Franzosen erwarten eben nicht, wie die überklugen Deutschen, daß man ihnen von überseeischen Unternehmungen die Gewinne sogleich auf einem Präsentirteller entgegenbringe.

Da, wie der Verfasser weiter überzeugend ausführt, dieser Mangel an Unternehmungslust in engster Beziehung steht zu der Unkenntniß von Colonial- und Welthandelsdingen, konnte es ihm allerdings wie „eine heilige Pflicht zur Förderung der nationalen Interessen erscheinen", in weitern Kreisen der Gebildeten und der Besitzenden vornehmlich die so wünschenswerthe lebhafte Theilnahme für die geographischen und ethnographischen Zustände, wie für die industrielle und commerzielle Entwickelung unserer Colonialgebiete zu erwecken. Wie glücklich er in diesem seinem Bemühen gewesen ist, wird der Erfolg seines Buchs lehren, das sich viele Freunde erwerben und wahrscheinlich auf lange hinaus ein Handbuch und Rathgeber für alle diejenigen sein wird, die irgendwelche afrikanische Beziehungen haben oder sich mit Gedanken an eine Uebersiedelung tragen. Da sich Baumgarten bei der Auswahl seiner Schilderungen nicht allein auf die großen, bekanntern Reisewerke beschränkt, sondern aus kaufmännischen, ärztlichen und Missionsberichten, aus officiellen Schriftstücken, aus deutschen und ausländischen Fachzeitschriften aller Art und sogar aus Privatbriefen alles irgend Zugängliche zusammengetragen hat, was ihm zur Vervollständigung seiner Arbeit nothwendig erschien, so ist er im Stande, viele

Thatsachen mitzutheilen, die selbst manchem unserer gründlichen und vielbelesenen Afrikakenner neu und interessant sein dürften. Jedenfalls ist uns bislang noch in keinem einzelnen Werke ein derartig anschauliches und vielseitiges Bild von Deutsch-Afrika und seinen Nachbarländern gegeben worden, von dem Leben, den Leiden und den Freuden, die den Colonisten dort erwarten, wie in diesen bei aller Schlichtheit so ungemein fesselnden Darstellungen der zuverlässigsten Augenzeugen. Es sind, wie der Verfasser richtig bemerkt, „Photographien des wirklichen Lebens", und daß diese, wo es gilt, sich ein Urtheil zu bilden, meist werthvoller sind und zweckentsprechender, als die kunstvoll zurechtgemachten Stimmungsbilder mit ihrer heiterrosigen oder schwermüthig-grauen Beleuchtung, das weiß ein jeder.

3. Land und Leute in der französischen Provinz. Schilderungen nach eigener Anschauung von *⁎*. Dessau, Art'l. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.

Gegenüber den wüsten Rodomontaden der französischen Tagespresse und den krankhaft einseitigen Schilderungen der Zola'schen Romane, die, jedes auf seine Weise, darin zu wetteifern scheinen, uns das französische Volk in den widerwärtigsten, schwärzesten Farben vorzuführen, darf das obengenannte kleine Buch fast als eine „Rettung" betrachtet werden. Mehrfache Reisen in Frankreich haben dem Verfasser Gelegenheit zu eingehenden Beobachtungen über Land und Leute geboten; er hat das Leben der Provinz durch längere Aufenthalte in kleinen Städten und auf dem Lande kennen gelernt, hat sich über communale Einrichtungen ebenso wie über landwirthschaftliche Verhältnisse nach eigener Anschauung ein Urtheil gebildet, und immer wieder hat sich ihm dabei der Gedanke aufgedrängt, daß die Vorstellungen, die man sich im Auslande und namentlich in Deutschland von dem französischen Volke und seinem Charakter zu machen pflegt, grundfalsch sind. „Wer Paris kennt, der kennt deshalb noch nicht Frankreich", das hat er bei seinem Streifen durch das herrliche, an mannichfaltiger landschaftlicher Schönheit, wie an edelster Production reiche Land und bei dem Verkehr mit der fleißigen, sparsamen, zuverlässigen und auch dem Fremden gegenüber liebenswürdig-höflichen Provinzbevölkerung mit dankbarer Genugthuung und täglich neuer Freude empfunden. Die unverkennbare Wahrhaftigkeit und die außerordentliche Anschaulichkeit, mit der er diese seine Eindrücke wiederzugeben versteht, die gelegentlichen Vergleiche französischer Sitten und Zustände mit den entsprechenden deutschen, die treffenden Bemerkungen über allerhand wichtige Tagesfragen, die er seinen Schilderungen einflicht, verleihen dem kleinen Buche einen eigenen Reiz. Für diejenigen seiner Leser, in denen seine Beschreibungen der französischen Landschaften den Wunsch erwecken, das schöne, von der Natur so reich begünstigte Land auch von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, hat der Verfasser eine Menge von nützlichen Fingerzeigen beigefügt. Seine Angaben über die ökonomische Seite des Unternehmens werden manchen angenehm überraschen. Wenn sich auch in fast allen an Naturschönheiten reichen Departements seit einer Reihe von Jahren schon Fremdencolonien gebildet haben, die meist aus Engländern, Amerikanern und Russen bestehen, so sind doch die Pensions- und Hotelpreise bis heute noch außerordentlich mäßig geblieben. Für das halsabschneiderische Vorgehen der schweizer Wirthe ist der französische Provinziale eben, wie der Verfasser sagt, „zu anständig und zu vornehm". So kann denn auch der Fremde, der während der Sommer- oder Herbstmonate längere Zeit das gleichmäßig stille, nervenberuhigende Leben in irgendeiner kleinen, schöngelegenen französischen Provinzialstadt genießen will, nach des Verfassers eigener Erfahrung dieses Vergnügen schon für den geringen Kostenaufwand von 150 Francs monatlich haben, wofür ihm überdies ein weit besserer Tisch mit zwei Litern guten rothen Landweins und auch eine bessere Lagerstätte geboten werden wird, als unter gleichen Verhältnissen in der deutschen Heimat. Freilich wird er in den Hotels, wie in den „maisons garnies", nur zu oft die deutsche Reinlichkeit vermissen.

Machen diese und ähnliche praktische Angaben das vorliegende Büchlein zu einem unschätzbaren Begleiter für eine Reise nach Frankreich, so liegt doch unsers Erachtens die eigentliche Bedeutung der anspruchslosen Schilderungen in dem dankenswerthen Bemühen des Verfassers, seinen Landsleuten endlich eine richtigere Anschauung und gerechtere Würdigung ihrer überrheinischen Nachbarn beizubringen. Die schlichten und dabei doch unterhaltenden und fesselnden Darstellungen, aus deren jedem Wort der vorurtheilsfreie, aber scharfe und gewissenhafte Beobachter spricht, können ihren Zweck kaum verfehlen. Sie werden, wo sie hinkommen und gelesen werden, überzeugend wirken und somit ihr reichliches Scherflein beitragen zu der von allen Vernünftigen längst angestrebten Beseitigung jener lächerlichen Franzosenfresserei, die so manchem unserer guten Philister immer noch als höchste Blüte patriotischer Begeisterung gilt. Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, das alberne Bramarbasiren und die blinde, aber desto eifrigere Verachtung alles französischen Wesens kennen zu lernen, die, von solchen „patriotisch-begeisterten" Lehrern cultivirt, unter den Schülern gar vieler unserer Gymnasien zum guten Ton gehören, der wird es begreiflich finden, daß wir den trefflichen „Schilderungen aus der französischen Provinz" nicht nur die weiteste Verbreitung im Volke überhaupt, sondern ganz speciell noch die Aufnahme in die Lehrerbibliotheken derjenigen Schulen wünschen, in denen dieser misverstandene Patriotismus am üppigsten gedeiht und am liebevollsten gepflegt wird.

4. Zwischen Ems und Weser. Land und Leute in Oldenburg und Ostfriesland. Von Franz Poppe. Oldenburg, Schulze. 1888. 8. 6 M.

Es ist ein schönes Stückchen Erde und ein in seiner tüchtigen Eigenart ungemein anziehender Menschenschlag, die uns Franz Poppe, der bekannte oldenburgische Dialekt-

dichter, in dem obengenannten Buche vorführt. Hat es auch bisher schon an trefflichen Schilderungen aus der nordwestdeutschen Tiefebene nicht gefehlt (wir brauchen nur an Hermann Allmers' „Marschenbuch" und Ludwig Strackerjan's „Oldenburgische Bilder" zu erinnern), so trugen jene Arbeiten alle mehr oder weniger den Charakter des Skizzenhaften und beschäftigten sich vorwiegend mit nur einer Seite des so außerordentlich vielseitigen Gegenstandes. Ein so vollständiges, alle Einzelheiten der Marsch-, Moor- und Geestlandschaften und alle charakteristischen Eigenschaften ihrer verschieden gearteten Bewohner schilderndes Bild, wie es uns aus dem vorliegenden Buche entgegentritt, ist uns vorher noch nicht geboten worden. Daß eine fast begeisterte Liebe zu seinem Heimatlande, „der weiten, meerumrauschten Ebene mit ihren romantischen Heiden, ihren üppigen Weiden- und Wiesengründen, ihren stolzen Eichwäldern und ihren zerstreuten, stattlichen Bauerngehöften", des Verfassers Feder geführt hat, ist unverkennbar. Nicht als ob ihn dieses, wie er selbst sagt, „stark ausgeprägte" Gefühl zu Uebertreibung oder Schönfärberei verleitete: es läßt ihm eben nur jeden, auch den kleinsten Zug im Antlitz des Landes und im Charakter, den Lebensgewohnheiten und Sitten, dem Thun und Treiben des Volks wichtig und bemerkenswerth erscheinen. Und der alte Spruch, daß, „was vom Herzen kommt, auch wieder zum Herzen geht", bewahrheitet sich auch hier. Mag immerhin, was der Verfasser von Geschichte und Sage des oldenburgischen Ländchens mittheilt, für den Nichtoldenburger von geringerm Interesse sein; mag auch ein und der andere Leser Anstoß nehmen an der oft etwas gesuchten Volksthümlichkeit der Darstellungsweise: dem hinreißenden Zauber der entzückenden Naturschilderungen aus Marsch, Moor und Heide wird sich so leicht niemand entziehen können, und die von feinster Beobachtung und liebevollem Verständniß zeugenden Beschreibungen des an Zügen aus alter Zeit reichen Volkslebens werden die Theilnahme eines jeden Lesers ebenso unzweifelhaft fesseln, wie die interessanten Ausführungen über die landwirthschaftlichen Verhältnisse Oldenburgs und Ostfrieslands, über Ackerbau und Viehzucht in den fruchtbaren Marschen, über die Heidschnuckenwirthschaft, über das Moorbrennen und den Unsegen des vom Volke zähe festgehaltenen Buchweizenbaues im Moor und — last not least — über die schon in Angriff genommene rationelle Moorcultur und ihre voraussichtlich glänzenden Erfolge.

5. Von Capri nach Jerusalem. Tagebuchblätter von Heinz Hoffmeister. Berlin, Wilhelmi. 1887. 8. 2 M.

Flüchtige Tagebuchaufzeichnungen von einer im Frühjahr 1887 unternommenen, kaum fünfwöchentlichen Vergnügungstour durch Aegypten und Palästina sind es, die der bekannte Bildhauer Heinz Hoffmeister in dem vorliegenden Bändchen seinen „lieben Freunden" widmet. Ob er außer diesem befreundeten Leserkreise, in dem das Interesse für seine Person zunächst maßgebend sein dürfte, noch ein weiteres großes Publikum für seine Reiseschilderungen finden wird, kann wol fraglich erscheinen. Zu oft schon in unserer Zeit der in die Mode gekommenen Orientfahrten hat ja jeder Gebildete in mündlichen Erzählungen und Briefen, in Reisebüchern und Feuilletons sich Kairo und Jerusalem mit ihren Sehenswürdigkeiten und Umgebungen schildern lassen müssen, um immer noch großes Verlangen nach einer abermaligen Vorführung der wohlbekannten Gegenstände tragen zu können. Daß ein Künstlerauge die Sachen in einem andern Lichte sehen, eine Künstlerfeder sie anders schildern könnte, als Auge und Feder des gewöhnlichen Touristen, ist freilich eine naheliegende Annahme, die aber im vorliegenden Falle nicht zutrifft. Die harmlos scherzhafte Art, in der der Verfasser das luxuriöse Hotelleben auf dem großen Orientdampfer, die englischen Passagiere und ihre bekannten Eigenheiten, die Fahrt im Suezkanal, die staubige Eisenbahnfahrt nach Kairo und die Ankunft dort beschreibt, herrscht auch in allen seinen Schilderungen von Land und Leuten vor, und sehr oft empfängt man den Eindruck, als wären ihm seine eigenen kleinen Reiseerlebnisse bedeutend interessanter, als die historischen und andern Merkwürdigkeiten, die er, wenn man seinem Tagebuch glauben soll, allerdings ziemlich oberflächlich in Augenschein genommen haben muß. Es kommt schließlich auf eins heraus, ob man in dieser leichten Manier, die Dinge aufzufassen und die neuen Eindrücke ohne vieles Kopfzerbrechen auf sich wirken zu lassen, den sogenannten flotten Humor des Künstlers oder die fröhliche Stimmung des den engen heimischen Verhältnissen glücklich entronnenen „Vergnügungsreisenden" erblicken will. Jedenfalls wird es gerade diese humoristische Manier sein, die für die Freunde des Verfassers den Hauptreiz des Büchleins bildet. Sie werden in der frischen, launigen, wenn auch nicht immer geistreichen Vortragsweise, in so manchem zur Gewohnheit gewordenen Witzworte den Freund „wie er leibt und lebt" vor sich sehen. Und wie sie sein naives, scheinbar aus Neckerei recht zur Schau getragenes Selbstbewußtsein, das sich namentlich gern in andeutenden Erzählungen von kleinen Abenteuern mit anmuthigen Reisegefährtinnen oder orientalischen Schönen äußert, unter behaglichem Lachen als bekannte „liebenswürdige Schwäche" begrüßen, so werden sie auch wol keinen Anstoß nehmen an seiner ihnen vielleicht nicht minder bekannten außerordentlichen „Unbefangenheit" in Bezug auf gar viele wissenschaftliche oder auch nur allgemein wissenswerthe Dinge: einer Unbefangenheit, die ihn gelegentlich zu überraschend naiven Bemerkungen und seltsamen Misverständnissen und Verwechselungen verleitet. Der unparteiische Kritiker freilich, der das harmlose, gutgemeinte kleine Buch gern nach dem milden Maßstabe des Voltaire'schen Satzes: „Tous les genres sont bons, hors le genre ennuyeux", beurtheilen möchte, wird gut thun, zur Beruhigung seines Gewissens in allen diesen Fällen nur ärgerliche, sinnentstellende Druckfehler vorauszusetzen.

6. Unter den Armen und Elenden Berlins. Streifzüge durch die Tiefen der Weltstadt. Von Hans R. Fischer. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Wenn wir das kleine Buch, das uns unter dem obigen sensationellen Titel aufgetischt wird, ohne Umschweif als eine außerordentlich unerfreuliche Erscheinung bezeichnen, so soll dieses Urtheil keineswegs dem traurigen Gegenstande gelten, den sich der Verfasser zur Behandlung gewählt hat — nur gegen die Art der Behandlung wollen wir Protest einlegen. Fischer sagt in seiner Vorrede:

Man hat in den letzten Jahren das Leben und Treiben der Reichshauptstadt dichterisch und socialpolitisch wiederholt verwerthet. Aber wie aufmerksam ich auch alles verfolgt habe, Schilderungen, die sich ausschließlich mit den untersten Schichten des Volks, den gänzlich Hülflosen, den Verlorenen und dem eigentlichen Proletariat befaßten, fand ich nirgends. Und doch lohnt es sich, in die Tiefen hinabzusteigen und mit den Armen ein Armer zu sein.

Dieser traurigen Aufgabe hat sich der Verfasser, wie er uns weiter mittheilt, eifrig unterzogen; um das Material zu dem vorliegenden Buche zu sammeln, ist er „in die Tiefen der Weltstadt hinabgestiegen und mit den Armen ein Armer gewesen". Daß er feierlich versichert, er habe sich dabei auf keinen Parteistandpunkt gestellt und wolle die Dinge einfach nur so vorführen, wie er sie gesehen; daß er die Hoffnung ausspricht, seine Schilderungen möchten zu weiterm Vorgehen in jener Richtung anregen, klingt allerdings ernsthaft genug und könnte uns wol glauben machen, es handle sich hier auch um eine wirklich ernstgemeinte, im höchsten Sinne des Wortes ehrliche Arbeit.

Leider genügt schon der erste Blick in das Buch selbst, um dieses günstige Vorurtheil zu vernichten und uns klar erkennen zu lassen, in welchem Sinne der Verfasser seine Aufgabe verstanden, in welcher Weise er die Ergebnisse seiner Forschungen über Menschenelend „lohnend verwerthet" hat. Die Kapitelüberschriften: „Büßende Magdalenen", „Modernes Elend", „Evastöchter", „Nachts in den Straßen", „Gefangene Demi-Monde", „In der städtischen Irrenanstalt", „In der Morgue", würden, fett gedruckt, als „packende Spitzmarken" vor den Reporterartikeln eines großstädtischen Localblattes zweiten Ranges sich trefflich ausnehmen. Und mit derartigen, auf das Sensationsbedürfniß der großen Masse speculirenden Erzeugnissen der Tagespresse hat die Mehrzahl der Schilderungen in Hans Fischer's Buche auch in Hinsicht auf Inhalt und Form eine verzweifelte Aehnlichkeit. Das ist dieselbe nachlässige, von stilistischen Ungeheuerlichkeiten wimmelnde Schreibweise; dieselbe Oberflächlichkeit in der Darstellung, der zu einem charakteristischen Bilde gewöhnlich das letzte Wort, der bezeichnendste Zug fehlt; dieselbe platte, nüchterne Auffassung des Lebens; endlich auch dasselbe breite Behagen im Andeuten oder Ausmalen derjenigen Dinge, die der Reporterjargon kurzweg als „Pikanterien" bezeichnet: jenes Behagen am Schmuz und an den häßlichsten Seiten der Menschennatur, das den Abstand zwischen dem „pikant" schreibenden Localberichterstatter und gewissen Vertretern unserer jungen naturalistischen Schule nicht übermäßig groß erscheinen läßt. Widerwärtiger aber als alle diese Eigenschaften ist die Effecthascherei unter ernsthafter Maske, die sich durch das ganze Buch zieht. Daß die pomphaft angekündigten „Streifzüge durch die Tiefen der Weltstadt" nichts anderes gewesen sind, als Besuche und Besichtigungen der großen öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, der Arbeits- und Besserungs-, Kranken- und Siechenhäuser Berlins; daß die Leistungen des Verfassers „als Armer unter den Armen" in einem zweimaligen Nachtaufenthalt im Asyl für Obdachlose bestanden haben, zu dem er sich, um leichter Zutritt zu erlangen und ungehinderter beobachten zu können, „mit einem altersschwachen Anzug und vortrefflich dazu passendem durchlöcherten Hut" als „Vagabund" ausstaffirt hatte, kennzeichnet jene widerwärtige Reclamemanier zur Genüge.

Wir glauben, unsern Lesern einen Gefallen zu thun, wenn wir sie mit der Wiedergabe von Proben der beleidigenden Frivolität, des unwahren Pathos und der niedrigen Trivialität verschonen, die abwechselnd in des Verfassers Schilderungen vorherrschen. Die einzigen Stellen in dem ganzen häßlichen Buche, die des Lesens und der Aufmerksamkeit werth sind, gehören dem Verfasser nicht an. Es sind dies die gelegentlich eingeschalteten Auszüge aus dem „Berliner statistischen Jahrbuch" und den Verwaltungsberichten der öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten, die mit ihren unwiderleglichen, trockenen und doch so beredten Zahlen auf jeden nicht ganz gedankenlosen Leser einen tiefern Eindruck machen, als die im sogenannten vollen Brustton der Ueberzeugung und in entsprechend gespreizter Diction gehaltenen „Kraftstellen" des Buchs.

E. Erman.

Romane und Novellen.

Unsere moderne schöne Literatur entfaltet ihr besseres Können unter dem Zeichen der erdichteten Erzählung und der Roman der Gegenwart bewegt sich sogar mit dem vollen Anspruch auf Ebenbürtigkeit neben den ungleich vornehmern Dichtungsgattungen des Dramas und der Lyrik, seitdem ihm ein neuerer Kunstphilosoph die kühne Bezeichnung des „modernen Epos" zugesprochen. Und einer löblichen Gewandtheit der Technik vermag sich diese Gattung in ihren besten Offenbarungen zweifellos zu rühmen, wenn sie sich auch inhaltlich gerade in ihren talentvollsten Vertretern zusehends in schnellfertige Oberflächlichkeit, aufdringliche archäologische Gesuchtheiten, psychologische Verkünstelungen und banale Redseligkeit verliert. Als um so willkommener sind deshalb Erzeugnisse zu begrüßen, welche, wie das

folgende, unsere diesmalige Ueberschau neuester novellistischer Erscheinungen eröffnende, von jeglichem dieser Vorwürfe freizusprechen sind.

1. Ein Verhältniß. Roman von Karl von Perfall. Düsseldorf, F. Bagel. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Roman ist in jenem feiner abgeklärten realistischen Tone geschrieben, mit welchem sich auch diejenigen unschwer befreunden, welche die dichterische Idee des Reinstofflichen in höherm Grade entkleidet und die Genremalerei des Alltäglichen aus der Sphäre der Poesie verbannt wissen möchten. Die Figuren, nicht sonderlich poetisch empfunden und erdacht, sind für alle Fälle streng correct gezeichnet; nur dem Juden wünschten wir eine ausdrucksvollere Individualität und Herrn Nöttle eine schönere dichterische Lebensberechtigung. Das Localcolorit ist freilich nur ganz äußerlich copiert und die Charaktere bleiben zu unabhängig von ihrer — münchener — Lebensatmosphäre. Die Hauptgestalten sind indessen meisterhafte Leistungen und Zeugnisse eines bedingungslos zu rühmenden Talentes, das sich mit Grund gegen jede Verwandtschaft mit dem sogenannten „jüngsten Deutschland" verwahrt. Enger verknüpft erweisen sich dessen Tendenzen mit:

2. Am Starnberger See. Novelle von Wilhelm Walloth. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 1 M.

Geschmacklose Schilderungen wie: „Das Bett stand noch wie sie es verlassen — eine Vertiefung in den Polstern ließ noch die Formen ihres Körpers ahnen ... Auf dem Tische stand die Schüssel, in welche sie ihre schönen Hände getaucht, der Kamm lag daneben, der ihre Haare durchfurchen durfte, einige dieser braunen Haare hingen in seinen Zähnen", ließen sich leicht vermehren und entstellen die Arbeit, in welcher hier und dort verlorene Anklänge an „Werther" und Heyse's „Meraner Novellen" laut werden. Die äußere Form — Briefstil— macht diese Accente vernehmlicher. Die Seelenmalerei ist so wenig originell wie anmuthig, die Handlung dünn, aber freundlich belebt durch einige lyrische Ergüsse.

3. Eine Heimstätte. Roman von F. von Fritsch. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 3 M.

Die Tendenz ist lobenswerth. Möge der Aufruf der Dichtung, Vereine zur Errichtung von Asylen für vaterlose (natürliche) Kinder zu gründen, thatkräftige Antwort finden. Im Sonstigen ist die Composition des Werks zu zerflossen und zu arm an innerer Wahrscheinlichkeit.

Hoch steht in dieser Beziehung:

4. Zwei Greise. Von Graf Leo Tolstoj. Aus dem Russischen übersetzt von J. Brendel. Neubrandenburg, Brünslow. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.

Ein ernster, sittlich-religiöser Grundsatz ist hier novellistisch illustrirt. Die Träger der Idee erscheinen in handgreiflicher Lebenswahrheit, die nationale und landschaftliche Farbe in ihren leisesten Schattirungen von künstlerischer Vollendung.

5. Stella Matutina. Roman von Max Ulrich Boehn. Mainz, Kirchheim. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Ein Roman mit katholisch-convertirenden Neigungen und Bestrebungen, welche begleitet werden von apologetischen Verwahrungen gegen jene Kritik des Katholicismus, aus welcher die Reformation hervorging. Dem Verfasser, welchem poetische Empfindungswärme nicht gebricht, fehlt es um so mehr an jedem tiefern Verständniß protestantischen Wesens. Jedenfalls weiß er die ästhetische Schönheit des katholischen Cultus beredt zu feiern, doch sein Enthusiasmus verliert sich in religiöse Schwärmerei. So zerfließen ihm die Umrisse seiner Zeichnungen unter der Hand, seiner Erzählung mangelt die sichere Führung und besonnene Schürzung. Seine Gestalten sind Schatten, deren Raisonnements ekstatisch zerflattern.

6. Der Spinnlehrer von Carrara. Eine Künstlernovelle. Der Wirklichkeit nacherzählt von Fernande Freiin von Brackel. Köln, Bachem. 1887. 8. 3 M.

7. Prinz Eugenius der edle Ritter. Historische Erzählung von Armin Stein. Mit einem Bildniß, gestochen von A. Kraußе. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1887. 8. 3 M.

Beide Werke sind novellistische Biographien, welche freilich sehr andersartige Größen feiern: der Spinnlehrer von Carrara ist der Bildhauer Wilhelm Achtermann, der Held der andern Erzählung einer der größten Feldherren Oesterreichs. Beide Schriftsteller sind von gleicher warmer Hingabe an ihren Stoff beseelt und ihre Darstellungsgabe steht auf ungefähr der gleichen Höhe; nur will uns Ferdinande von Brackel geübter und erfindungsreicher als Armin Stein erscheinen, dessen Charakterzeichnungen von einer gewissen Mattigkeit und Aermlichkeit nicht freizusprechen sind.

8. Transatlantisches. Von H. Keller-Jordan. Stuttgart, Kohlhammer. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Die Erwartungen, die ich seinerzeit an der Verfasserin „Hacienda Felicidad" knüpfte, haben sich in diesen ihren neuesten Schöpfungen schön erfüllt. Ihre Schilderungen haben an Schärfe und Ausdruck und ihre Stilisirung an Reife gewonnen. Die Blicke, welche sie dem Leser in die transatlantische Natur erschließt, sind von besonderm Reiz.

9. Ein Arzt. Erzählung von A. L. Leipzig, Haessel. 1887. Gr. 16. 3 M.

Eine novellistische Studie, mit liebevoller Sorgsamkeit ausgeführt. Die psychologische Kleinmalerei zeugt von bewegtem Empfindungsleben; doch fehlt der Arbeit ein schärferes Gepräge.

10. Illa von der Recknitz. Charakterbilder aus dem letzten Decennium. Wahrhaftigen Erlebnissen nacherzählt von Karl Jentzen. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 1887. 8. 2 M.

Die Arbeit wimmelt von zahllosen Fehlern gegen Grammatik und Rechtschreibung. Es ist kaum zu begreifen, daß eine leipziger Buchhandlung eine gegen die allereinfachsten Elemente der Sprache so oft und schwer verstoßende Schöpfung der Oeffentlichkeit übergab. Der Verfasser entschuldigt sich schon im voraus, wenn er, ein rauher Seemann, ohne die höhere Darstellungskunst der

zünftigen Schriftsteller auf dem literarischen Plan erscheine, und ich war durchaus geneigt, dieser liebenswürdigen Antecaptatio benevolentiae Gehör zu geben. Aber wenn ein literarisches Product nicht die einfachsten Anforderungen, die ein Elementarlehrer an neun- bis zwölfjährige Knaben stellt, erfüllt, so ist die Veröffentlichung aufs schärfste zu verwerfen. „Das in ihm (sic) gesetzte Vertrauen"; „Lewi gelang durch gelang durch (sic) diese Mannpulation (sic) im (sic) Besitz von 4000 Francs; „in hochtönenden (sic) Schwindelstiel (sic)"; „nahmhafte (sic) Abschlüsse"; „neben den (sic) Handel mit Hunden"; „er leitete den Stammbaum ... direct von den (sic) mythischen Cerberus ab" — solche unglaubliche Verstöße wimmeln auf S. 141 bis 143, wie auf den übrigen. Das Buch wird ein Unicum des deutschen Buchhandels bleiben. Ueber seinen Inhalt noch so viel, daß die Verworrenheit der Darstellung dem sprachlichen Bildungsmangel die Wage hält. Den Verfasser bedauern wir, daß ihm einsichtiger Rath der Verlagshandlung dies traurige literarische Debüt nicht ersparte.

Adalbert Schroeter.

Vom Kaiserhause.

Wie die Denkmäler unsers von uns geschiedenen Kaisers in Masse geplant und voraussichtlich über das ganze deutsche Land hin entstehen werden — in jeder größern Stadt ein Zoll des Dankes und der Erinnerung an den Einiger des Volks, an den Wiederhersteller des Reichs —, so wird bald kaum ein Haus zu finden sein, in welchem nicht ein Buch, ein Schriftchen wenigstens über Kaiser Wilhelm's Leben vorhanden wäre. Von der großen, mit allem Rüstzeug der Wissenschaft gebauten Biographie der Zukunft trennt uns wol noch eine Spanne Zeit; inzwischen tragen Bernhard Kugler's eben beginnendes Prachtwerk, Ferdinand Schmidt's Volksbuch, Wilhelm Müller's, Archibald Forbes', Hahn's u. a. Geschichte und viele kleine Büchlein dem Bedürfniß Rechnung. Aus ihnen hebt sich hervor:

1. Kaiser Wilhelm I. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Von Ernst Scherenberg. Leipzig, Keil's Nachfolger. 1888. 8. 1 M.

Im Augenblick erschienen, aber nicht im und blos für den Augenblick gearbeitet, zeichnet es sich durch die schwungvolle, zu Herzen gehende poetische Sprache des dichterischen Verfassers wie durch das wohlgelungene Maß in der Mittheilung des so überaus reichen Stoffs aus. Auf dem immer nur in wenigen bedeutsamen Strichen skizzirten Hintergrunde der Zeit hebt sich überall die Persönlichkeit des Kaisers in den verschiedenen Entwickelungsstufen und hervorragenden Epochen seines Lebens ab. Für die mehr zurückliegenden Jahre sind die neuen Aufschlüsse, welche des Generals von Natzmer und des Herzogs Ernst Denkwürdigkeiten bieten, zweckmäßig herangezogen. Ein besonderer Werth des Buchs beruht auf dem vom Leser gewonnenen Eindruck, daß er durch die Beschäftigung mit demselben nicht nur sein Wissen bereichert, sondern im Geiste theilgenommen oder sich zurückversetzt hat in die einstige wirkliche Theilnahme am Glück, solche Zeiten erlebt zu haben, wie wir Aelteren es genossen. Im Besitz der erworbenen Güter verliert sich die Stimmung, unter der man sie einst erworben; es ist gut, sie sich wieder nicht nur in das Gedächtniß, sondern auch in die Seele zu rufen. Dazu hilft Ernst Scherenberg's Buch.

Vom großen Sohne zur Mutter führt die schöne Ausgabe:

2. Luise, Königin von Preußen, in ihren Briefen. Herausgegeben von Julius W. Braun. Berlin, O. Hentze. 1888. 8. 5 M.

Mit 92 theilweise zum ersten male veröffentlichten Schreiben wird der Versuch einer Sammlung der Briefe der Königin gemacht. Der Herausgeber ist sich der Lücken, die er hinterlassen, wohl bewußt. Durch Anmerkungen weiß er das Gegebene jedem Leser durchaus verständlich zu machen. So wenig vollständig seine Ausgabe ist, erreicht sie doch den Zweck, die so liebliche wie heldenhafte königliche Frau von den Kinderjahren bis zum Tode, vor allem aber in der letzten Prüfungszeit aus ihren eigenen Worten uns lebendigst vorzuführen. Die Schreiben an den Bruder Georg, an den Vater und an Frau von Berg gewähren die tiefsten Einblicke in die große reiche Seele der Königin, an welcher die unter allem schweren Leide noch im letzten Jahre dazwischen durchbrechende Herzensfröhlichkeit einen ergreifenden Eindruck macht. Zu den „Erinnerungen" der Gräfin Voss bietet dieses Buch gleichsam den schon im voraus commentirten Text.

3. Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild von Ludwig Ziemssen. Mit Illustrationen von Georg Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz, Eduard Hildebrandt u. a. Berlin, Lipperheide. 1888. 8. In 10 Lieferungen zu 60 Pf.

Von unserm jetzigen Kaiser als solchem liegt auch bereits der Anfang einer Lebensbeschreibung mit reichem Bilderwerk vor. Nächst dem großen schönen Titelporträt ziehen die Bildnisse des Kaiserpaares aus den Jahren 1836 beziehungsweise 1841 besonders an. Die den drei erschienenen Lieferungen beigegebenen Doppelbilder von Gentz: „Der Einzug des Kronprinzen in Jerusalem 1869" und „Der Kampf vor dem Mont Valérien", von der spanischen Reise, der Silberhochzeit des kronprinzlichen Paares und dem Besuch des Kronprinzen beim Papste Leo XIII. eilen dem Gange der Erzählung weit voraus, die erst bis zur Taufe des jetzigen Kronprinzen gediehen ist. Das Jugendleben des hohen Paares, besonders die Mädchenzeit der Kaiserin, ist mit liebevollem Eingehen geschildert.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Zum vierhundertjährigen Geburtstage Ulrich's von Hutten am 21. April d. J. hat Karl Boden das Andenken des wackern deutschen Mannes in einem trefflichen volksthümlichen Schriftchen in weiten Kreisen zu beleben gesucht: „Der deutsche Patriot Ulrich von Hutten als Ritter und Volksmann, als Dichter und Schriftsteller", mit mehreren Textabbildungen und einem Titelbild (Leipzig, Spamer).

— Von Wilhelm Müller's jetzt schon unentbehrlich gewordener „Politischen Geschichte der Gegenwart" bietet der einundzwanzigste Band „Das Jahr 1887" (Berlin, Springer, Preis 4 M.), den großen Ereignissen des vorigen Jahres entsprechend, einen nationalpolitisch erfreulichen Inhalt. Ist er doch von besonderer Bedeutung als Zusammenfassung des letzten glücklichen Regierungsjahres unsers heimgegangenen großen Kaisers, unter dessen Aegide in ihm die friedliche Machtstellung Deutschlands einen außerordentlichen Fortschritt und eine kräftige Festigung gewann. Mit gewohnter Klarheit wird der endliche Durchbruch gesunder Volksgesinnung in Deutschland gezeichnet, die rege staatliche Arbeit geschildert und das trübe Verhängniß, das uns heute in der Krankheit unsers heldenmüthigen Kaisers so schwer drückt, in seinen drohenden Anfängen in Erinnerung gebracht; dem Verhältnisse des Reichs zu den verbündeten Staaten und den Vorgängen in denselben wird gebührend Rechnung getragen. Die Geschichte Frankreichs im Jahre 1887 dreht sich traurig genug um Persönlichkeiten wie Boulanger und Wilson. Die übrigen Staaten, mit Ausnahme derer der Balkanhalbinsel, welche die Aufmerksamkeit nur zu sehr beschäftigen, werden in kurzen Uebersichten behandelt, unter denen die zehn Rußland und seinen Gewaltthaten gegen die Ostseeprovinzen gewidmeten Seiten besondere Hervorhebung verdienen.

— Im Aprilhefte der neugestalteten „Gesellschaft", herausgegeben von Conrad und Bleibtreu, enthüllt Verlagsbuchhändler Findel sich als Verfasser seines Verlagsartikels „Das Zeitalter der Naturerkenntniß", mit dem wir unsere Leser bereits (Nr. 10) behelligt haben. In einem besondern Aufsatze bezeichnet dieser Herr unsere Urtheil: er sei so unklar über seinen eigenen Standpunkt, daß er thatsächlich das vertritt, was er bekämpfen will — als „erlogen und verleumderisch". Offenbarte das Schriftchen die geistige Halbbildung des Verfassers, so sehen wir nun, daß solche in verstärktem Maße sich auch auf seine Manieren erstreckt.

— Wie wir soeben vernehmen, darf nun die Fortsetzung des Lebenswerks Karl Goedeke's, seines „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" als gesichert gelten. Im Nachlasse des Verstorbenen haben sich äußerst werthvolle und umfangreiche Vorarbeiten gefunden. Die Manuscripte sind zum Theil druckfertig, sodaß bald eine weitere Lieferung in Aussicht steht.

— Herr Pawlenkow veröffentlicht im „Historischen Boten" eine Uebersicht über das Bücherwesen Rußlands im Jahre 1887. Mit Ausnahme Finlands sind im Jahre 1887 in Rußland im ganzen erschienen 7366 Schriften in 24,403242 Exemplaren, und zwar in russischer Sprache 5442 mit 18,540390 Exemplaren und in fremden Sprachen 1924 mit 5,862852 Exemplaren. Die Werke Puschkin's erschienen im Jahre 1887 in 163 Ausgaben mit 1,481375 Exemplaren, Lermontow's in 15000, Gogol's in 40000, Turgenjew's in 16000, Krylow's in 50000, Graf Leo Tolstoi's in 677600, Gribojedow's in 10000 Exemplaren. Die „Macht der Finsterniß" vom Grafen Tolstoi wurde allein in 93600 Exemplaren verbreitet. — Im Bücherkauf kann die deutsche Leserwelt von der russischen lernen!

— Zum ersten male liegen uns vor Heft 1—8 des dritten Jahrgangs der illustrirten Monatsschrift „Das humoristische Deutschland". Herausgeber ist Julius Stettenheim, Verleger S. Schottländer in Breslau. Die Illustrationen dieser Zeitschrift stehen hinsichtlich der Erfindung und der Ausführung nicht auf gleicher Höhe mit dem Text; letzterer aber ist ungemein reichhaltig an Charakterbildern und Erzählungen, in welchen der Witz, die Ironie, die Satire in vielfach geistreicher und schlagender Form herrschen. Allerdings fehlt der tiefere Humor im streng ästhetischen Sinne des Wortes; auch huldigt das Blatt im großen und ganzen mehr der norddeutschen Eigenart des Witzes als der süddeutschen, aber die Fülle des unterhaltenden Stoffs ist ungemein ansprechend und ganz geeignet, dem Leser so manche heitere Stunde zu bereiten.

Bibliographie.

Branitz, Franziska, Schopenhauer im Fegefeuer. Ein Bekehrungsversuch in Briefen. Zu seinem 100. Geburtstage herausgegeben. Leipzig, F. Freund. 12. 1 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von J. M. Raich. 9ter Bd. 5tes Hft.: Christenthum und Kultur. Von A. Walter. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Mallachow, E., Der erste Blick. Dramatisches Gedicht. Posen, Merzbach. 12. 2 M.

Mantegazza, P., Das nervöse Jahrhundert. Einzig rechtmäßige Uebersetzung. Leipzig, Steffens. 8. 2 M.

Matthes, O., Dr. Schlau. Lustspiel. Sommerfeld, Hinte. Gr. 8. 1 M.

Melzer, E., Dio theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie. Neisse, Graveur. Gr. 8. 1 M.

Merian, H. (S. Rebeg), Von Elifen bis Zwölifen. Ein wüster Traum, nicht von Georg Ebers, sondern von H. M. Leipzig, Werther. 8. 1 M.

Meyer, J., Theodor Preußer. Eine Episode aus dem Kampf bei Eckernförde. Drama. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 2 M.

Meyer, W., Charley. Eine Novelle. Bremen, Rocco. 16. 2 M.

Moser, H., Das Schönheits-Ideal in der Malerei. Leipzig, Lemme. 8. 6 M.

Mylius, O., Im Pfarrhause. Erzählung für Frauen und Töchter. Leipzig, Steffens. 16. 2 M. 25 Pf.

Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel. Herausgegeben von der Neu-Guineakompagnie zu Berlin. 1888. 1stes Hft. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Nägele, E., Aus Schubarts Leben und Wirken. Mit einem Anhang: Schubarts Erstlingswerke und Schuldiktate. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 5 M.

Pasuchin, A., Das heutige Rußland und die Frage der ständischen Entwickelung. Aus dem Russischen von R. Arnstadt. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Denbner. Gr. 8. 1 M.

Pfau, L., Kunst und Kritik. Aesthetische Schriften. 1ster u. 2ter Bd. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. à 5 M.

Pfister, A., König Friedrich von Würtiemberg und seine Zeit. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 6 M.

Quandt, E., Garben und Halme. Neue Lieder. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. 12. 1 M. 20 Pf.

Riedl, O., Ludwig Augustus, König von Bayern. Unter Zugrundelegung des größeren Werkes von Sepp bearbeitet. Mit dem Bildnis des Königs in Lichtdruck. Freiburg i. Br., Herder. 8. 1 M. 20 Pf.

Schmidt, F., Wölde Hejde. 2ter Trieb. Gereimtes und Ungereimtes in der Mundart des Jeschken- und Isergebirges. Gablonz a. N., Rößler. 8. 1 M.

Seydewitz, H. v., Wer ist gebildet? Vortrag. Frankfurt a. M., Brechert. Gr. 8. 25 Pf.

Sommerfeldt, G., Die Romfahrt Kaiser Heinrichs VII. (1310—1313). 1ster Tl. Mit Exkurs: Die beiden Speierer Reichstage der Jahre 1309—1310. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sonnenburg, F., Ellermoor. Roman aus der Haide. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Steinbruch, Der Darwinismus und seine Folgerungen. Ein Vortrag. Hilchenbach, Wigand. Gr. 8. 30 Pf.

Stinde, J., Aus der geheimen Werkstatt der Natur! Streifzüge durch Feld und Flur. Haushalt, Wissenschaft und Leben. 1stes Bdchn. 2te Auflage. Leipzig, Reinboth. 8. 1 M.

Treugold, F., Jakob Joseph Ehrlich. Ein Idyll aus dem Lehrerleben. Stuttgart, Lutz. 12. 80 Pf.

Welten, O., Der Tugendwächter. Charakter-Lustspiel. Mit einem Vorwort: Die klassischen Bearbeitungen des Tugendwächter-Problems. Berlin, Ißleib. 8. 1 M. 55 Pf.

Werder, H., Junker Jürgen. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Werner, L., Wer kann es wenden? Auch ein Kapitel über „Höhere Frauenbildung". Berlin, Gaertner. Gr. 8. 1 M.

Wickerode, P. v., Die Schulgenossen oder verschiedene Vaterunser. Karlsruhe, Gebr. Pollmann. 8. 3 M.

Ziemssen, L., Friedrich, deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild. Mit Illustrationen von G. Bleibtreu, W. Camphausen, W. Gentz 2c. 1ste Lfg. Berlin, Lipperheide. Hoch 4. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoneen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Adolf Gaspary, Prof. (Breslau),
Die Italienische Literatur der Renaissancezeit.
Gr. 8°. 44½ Bogen. M. 12,00.

Heinrich Heine's Autobiographie
herausgegeben von Gustav Karpeles.
8°. 37 Bogen. Geh. M. 8,00, f. geb. M. 9,50.

Michael Holzmann, Dr. phil.,
Ludwig Börne.
Sein Leben und sein Wirken nach den Quellen dargestellt.
8°. 25½ Bogen. M. 5,00.

Hugo Schuchardt, Prof. (Graz), **Auf Anlass des Volapüks.**
8°. 3 Bogen. M. 1,00.

Die zweite verbesserte Auflage von
O. Tiersch, Elementarbuch der musikalischen Harmonie- und Modulationslehre. Gr. 8°. 12¼ Bogen. M. 4,00.

Früher erschienen:
A. Gaspary, Die Italienische Literatur im Mittelalter. Gr. 8°. 35 Bogen. M. 9,00.

H. Schuchardt, Romanisches und Keltisches. Gesammelte Aufsätze. 8°. 28 Bogen. Geh. M. 7,50, geb. M. 8,50.

Verlag von Robert Oppenheim in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Sprichwörtlichen Redensarten
im deutschen Volksmund
nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte
von
Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Das vorliegende Werk wird jedem Freunde deutscher Sprache willkommen sein. Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten“ bringt es den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, von diesem Werke ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und oft unverstanden von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise- und Jagdbilder aus Afrika.

Nach den neuesten Reiseschilderungen zusammengestellt
von
W. von Freeden.

Mit 88 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die hier gebotene Auswahl von Reise- und Jagdbildern wendet sich an die Kreise aller derer, welche einen Einblick in die Thätigkeit der Afrikareisenden gewinnen wollen, ohne die vielen Specialwerke selbst lesen zu können.

Das elegant ausgestattete und mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Buch empfiehlt sich als unterhaltende und belehrende Lektüre für alt und jung und ist besonders auch geeignet für Volks- und Jugendbibliotheken; der billige Preis sichert demselben weiteste Verbreitung.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

Grundzüge
der
mathematisch-physikalischen Theorie der Musik
von
Theodor Wittstein,
Dr. phil. und Professor.

Gr. 8. 1888. Geheftet 2 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Fünf Jahre in Ostafrika.

Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa.

Von **Antonio Cecchi.**

Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von **M. Rumbauer.**

Mit über 100 Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die vorliegende deutsche Ausgabe des berühmten italienischen Reisewerks verdient besondere Beachtung. Einerseits sind die geographischen Resultate der Reise in den durch ihre Natur und Geschichte ausgezeichneten, auch colonialpolitisch hochwichtigen Ländern des alten Aethiopischen Reichs von hoher Bedeutung und fesseln durch ihre allgemeinverständliche plastische Schilderung. Andererseits enthalten die persönlichen Erlebnisse des kühnen Forschers so viel des Tragischen, dass das Buch auch von dieser Seite aus hohes Interesse erweckt. Dasselbe gehört nach dem „Globus“ zu dem Besten und Bedeutendsten, was innerhalb der letzten Jahre auf dem Gebiete der Reiseliteratur erschienen ist.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per $^3/_1$ $^1/_1$ $^1/_2$ $^1/_4$ = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

---

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt
bei Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges. **Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge** bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- und Winterkuren. Leitender Arzt: **Dr. med. Böhm.** Prospecte mit Beschreibung der Methode gratis durch **die Direction,** sowie durch die Filialen der Firma **Rudolf Mosse. Aerzte,** welche das epochemachende Naturheilverfahren kennen lernen wollen, können als **Volontairs** Aufnahme finden.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 10. Mai 1888.

Lyrische Dichtungen.

1. Gedichte von Amélie Godin. Mit Bildniß. München, Th. Ackermann. 1888. 8. 2 M.
2. Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Winter. 1888. 12. 2 M.
3. Ernst und frei. Gedichte von Gotthold Knapp. Ludwigsburg, Neubert. 1886. 8. 4 M.
4. Im Herbste des Lebens. Gesammelte Dichtungen. Von Emil Pirazzi. Offenbach, Steinmetz. 1887. 8. 5 M.
5. Still und bewegt. Neue Dichtungen von Otto Haggenmacher. Zürich, Meyer u. Zeller. 1887. 12. 2 M.
6. Wegerich. Lose Blätter von Joseph Grünstein. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelmi. 1887. 8. 3 M.
7. Die Bienen. Ein neuer Xenienalmanach von Oskar Linke. Minden, Bruns. 1887. 8. 2 M.
8. Poesie italiane moderne. Zwölf italienische Gedichte der Neuzeit von L. Stecchetti, J. Nievo, L. Sani, F. Fontana, A. Boito, L. Carrer mit deutscher Uebersetzung von Adolf Zumsteeg. Stuttgart, Zumsteeg. 1887. 8. 60 Pf.

Ritterliche Sitte in Ehren, und darum der Dame den Vortritt! Amélie Godin! Bei diesem Namen erwachen in unserer Erinnerung duftig gewobene Märchen und feingeschürzte Novellen; denn auf diesen Gebieten bewegte sich die bewährte Erzählerin bisher mit Vorliebe. Ein lyrischer Zug war der Godin'schen Muse von jeher eigen, und so darf es uns nicht überraschen, wenn sie nun wirklich mit eigentlich lyrischen Gedichten vor uns hintritt. „Gedichte" von Amélie Godin (Nr. 1) ist der einfache Titel des mit einem Portrait der verehrten Frau geschmückten Buchs. Wenn zartes Empfinden und warme Antheilnahme an allem menschlich Schönen echt weibliche Eigenschaften und zugleich der Dichtung bestes Theil sind, so tritt uns aus den Godin'schen „Gedichten" beides wohlthuend entgegen: ein wahres Weib und eine wahre Dichterin. Das Wörtchen „wahr" darf man überhaupt als das eigentliche Merkmal der Godin'schen Poesie bezeichnen, wie sie sich auf den 179 Seiten dieser Sammlung bekundet. Denn die hier vereinigten Lieder und Gelegenheitsgedichte sind durchaus frei von allem Anempfundenen und Manierirten; wahr empfunden und freimüthig gedacht ist alles in ihnen, und fügen wir, um weiter zu charakterisiren, dem Wörtchen „wahr" noch ein anderes hinzu: „melodiös", so haben wir damit diese Gedichte in ihren beiden hervorstechendsten Grundzügen nach Inhalt und Form gekennzeichnet. Nicht philosophische Tiefgründigkeit, nicht weitsichtiges Umfassen von Welt und Zeit, nicht das leuchtende Aufflammen einer stürmischen Leidenschaft — nichts von alledem dürfen wir in diesen poetischen Kundgebungen eines echten Frauenherzens suchen. Es ist vielmehr das Weben in der stillen engbegrenzten Welt subjectiven Empfindens, das in dem Dichten Amélie Godin's vor allem vernehmbar wird, und in dieser stillen Welt, die ihre eigenste ist, schlägt die Dichterin Töne an, die hie und da nahezu Goethe'schen Schmelz verrathen. Dies gilt namentlich von den ans Herz greifenden Todtenliedern, welche sie in der Rubrik „An Geschiedene" zusammenfaßt; es gilt ferner von einzelnen unter den Liebesliedern, aus deren Zahl das entsagende „In der Nacht" durch die Kraft des darin ausgesprochenen Gefühls eigenartig hervorragt. Für den elegisch durchhauchten und doch durch einen heitern Humanismus verklärten Ton der Sammlung ist besonders das einleitende Gedicht „Das Leben" bezeichnend, das hier einen Platz finden möge:

> Weshalb nur, herbes Leben, lieb' ich dich,
> Nachdem mir holde Täuschung längst entwich?
> Du bietest stets Entbehrung oder Noth
> Und lässest, was an Freuden dir geräth,
> So schnell wie Wellenschaum vergehen.
> Weit größer ist als du dein Feind, der Tod!
> Du wandelst; er bleibt ewig stehen,
> Verschleiert, doch in starrer Majestät;

Du zeigst uns frei dein lächelndes Gesicht,
Nur hält es nie, was es so hold verspricht!
Wie hegst du weich in deinen Armen
Den Säugling — doch dein erstes Gastgeschenk
Sind Thränen, dessen bleibt er eingedenk.

Dein Glücksspiel eilst du anzubieten,
Das jeden, der ihm gläubig traut, verräth;
Gewinnt er unter tausend Nieten,
So zahlst du sicher ihm zu früh — zu spät!
Geschäftig knüpfst du, doch zu lösen
Verstehst und übst du noch einmal so gut;
Kein Samenkorn, noch so erlesen,
Ist ja bei dir gewahrt in sicherer Hut;
Ziehst du in Sonntagslaune einmal groß
Die stolze Frucht, die oft misglückte,
Dann wirfst du sicher dem sie in den Schos,
Der lieber eine Beere pflückte.

Ein Schuldner, der nur allzu oft entwich,
Warst du auch mir und bist's geblieben.
Und dennoch, herbes Leben, lieb' ich dich,
Weil mir unmöglich, nicht zu lieben:
Wo nur ein Himmel blaut, seh' ich ihn offen;
Wo Lächeln aufblüht, muß ich hoffen;
Der Jugend Glück, so hold, so unermessen,
Läßt eigner Wunden mich vergessen,
Und stürzte mir die Welt vor Augen nieder,
Hört' ich in Wolken noch der Lerche Lieder!

Neben dieser Kundgebung eines ebenso tiefen wie edeln Poetengemüths seien hier noch die Gedichte „Kinderbitte", „Am Meer", „Den Einsamen" und „Die schwarzen Husaren" rühmend ausgezeichnet. Die einfache Form des Vortrags ist bei allen diesen Poesien ein wesentlicher Hebel der Wirkung. Klarheit erscheint als ein Hauptgesetz der Godin'schen Lyrik; klar und correct bis auf einige falsche Reime — z. B. „geschehn" und „seitdem" auf Seite 124 — ist auch der Bau der Verse unserer Dichterin. Um so mehr stechen aber einige ganz vereinzelte Stücke unvortheilhaft ab, bei denen der Gedanke nicht bis zu genügender Durchsichtigkeit durchgearbeitet erscheint, sodaß man den Wald vor Bäumen, d. h. die Idee vor Worten nicht sieht. Dahin gehören „Trost und Verlust" und „Schläfer".

Bewegen die Godin'schen „Gedichte" sich ganz im Subjectiven — denn die wenigen erzählenden Poesien, die den Schluß des Buchs bilden, können diese subjective Physiognomie nicht abschwächen —, so geht ein mehr objectiver Zug durch die Dichtungen, zu denen ich mich jetzt wende, durch die „Akanthusblätter" von Heinrich Vierordt (Nr. 2). Von diesem talentvollen karlsruher Poeten habe ich andern Orts*) eine eingehendere Charakteristik entworfen und ihn dort einen Ideendichter im Gewande der Historie genannt. Ich habe in der historischen Parallele seine eigentliche Domäne erblickt und ihn auf Grund seines damals jüngsten Werks, der „Neuen Balladen" (1888), als einen hervorragenden Vertreter einer Dichtgattung gekennzeichnet, welche bisher wenig bei uns angebaut worden und für die wir noch nicht einmal einen Namen haben, als einen Vertreter nämlich jener philosophisch leicht durchhauchten, knappgefaßten Dichtung, welche den Blick auf große geschichtliche Entwickelungen gerichtet hält, aus der Kette der Weltereignisse leuchtende oder dunkle Momente herausgreift und sie entweder in Einzelbildern eindrucksvoll ausprägt oder in Cyklen beziehungsvoll aneinanderreiht. In seinen neuesten Erzeugnissen, den „Akanthusblättern", zeigt sich uns nun der Dichter auf einem andern Gebiete; sie bilden die dichterische Ausbeute eines Aufenthalts in Italien und Griechenland und bezeichnen eine neue und beziehungsweise eine höhere Entwickelungsstufe der Vierordt'schen Poesie. Was zunächst den Titel betrifft, so deutet er mit Glück und Geschick den Inhalt der uns hier gebotenen Dichtungen an — er hat eine Art von principieller Bedeutung. Wie nämlich die Blätter des auf der Apenninischen Halbinsel heimischen Akanthusbaumes bekanntlich dem Pflanzenornamente der antiken Plastik als ideales Vorbild und Muster dienten und wie sie daher in ihrer veredelten Umgestaltung durch die Kunst als ein Symbol gelten können sowol für die in die Sphäre des Geistes erhobene Natur wie für das antike Schönheitsideal überhaupt, so erhöhen auch die hier zusammengestellten Vierordt'schen Dichtungen einerseits die Natur zur Kunst und erblicken andererseits in der Verherrlichung der Antike ihre ausschließliche Aufgabe. Dem entsprechend wollen sie vor allem andern eines: zeigen wollen sie, wie das Schöne in der Natur immer das Schöne in uns weckt und befruchtet, wie der reinste Quell des Kunstschaffens einzig und allein aus dem Boden der Natur aufsprudelt, wie aber Natur und Kunst nirgends so verklärt und zugleich so einheitlich gesellt uns entgegentreten und ihre Reflexe nirgends so reizvoll ins Volksleben warfen, wie eben in den schönheiterfüllten Heimstätten der antiken Welt, in Griechenland und Italien. Dies vor allem wollen die „Akanthusblätter" zeigen und damit zugleich die noch heute lebendige Wirklichkeit und in einem gewissen Sinne die Unvergänglichkeit der Antike darthun, die „der Welt die schöne Form gebar". Nicht eine elegische Klage auf den Trümmern des Alterthums ist es daher, welche die „Akanthusblätter" anstimmen, nein, es ist eine weihevolle Verherrlichung der noch bis in unsere Zeit herein lebendigen Wirksamkeit der antiken Schönheit und eine Offenbarung dieser Schönheit selbst, was aus den vorliegenden Vierordt'schen Dichtungen zu uns spricht.

Die antike Kunst, die italienische und die griechische Landschaft, das Hineinragen beider in das südliche Volksleben — das sind die Gegenstände der „Akanthusblätter". Eine Art Elegie „An die Büste des Hermes", in welcher der Dichter seiner Sehnsucht „nach dem Lande der Hellenen" in volltönenden Strophen Ausdruck leiht, leitet das Buch ein, und nun trägt es uns „auf Flügeln des Gesanges" zunächst nach dem Lande Ovid's und Dante's. Die Städte Ravenna, Verona, Mailand, Florenz, Siena, Rom mit der Campagna, Neapel mit den benachbarten Inseln, dann

*) Vgl. „Literarische Reliefs. Dichterporträts von Ernst Ziel", dritte Folge (Leipzig, Ed. Wartig, 1888).

das seiner Geschichte nach halbgriechische Sicilien thun sich vor uns auf. In dem mehr subjectiv gehaltenen „Römischen Gedenkblatt" wirft dann der weiter eilende Sänger noch einen Blick auf das hinter ihm verdämmernde Italien zurück; er fügt im Vorübergehen eine persönliche Erinnerung an Emanuel Geibel hinzu, dessen Muse so ganz verschwistert ist mit Hellas — und nun betreten wir dieses Hellas selbst, das „schöne, große, sonnenfreudige Griechenland". Es sind die Stätten Attikas, um welche Sage und Geschichte den Schimmer des Ruhms geworfen, welche hier verherrlicht werden, vor allem die Akropolis Athens und der Tempel auf dem Vorgebirge Sunion; nachdem aber der Dichter die Bahn seiner glänzenden Gegenstände durchlaufen, schließt er sein Liederbuch mit einem grandiosen „Abschied von Griechenland" ab.

Die Brücke von der historischen Parallele, wie wir ihr in Vierordt's „Neuen Balladen" begegnen, zu diesen die antike Schönheit feiernden Gedichten hinüber bilden in den „Akanthusblättern" die bedeutsamen Dichtungen „Tivoli", „Tiberius auf Capri" und „Die Inseln der Cäsaren", welche alle drei sich auf einem scharf markirten historischen Contraste aufbauen und somit auf eine umgekehrte Parallele hinauslaufen. Aus der Zahl der übrigen hier vereinigten Gedichte sind noch rühmend hervorzuheben: „Capitolinische Weihe", „Der Fischzug", „Der Bildhauer und sein Knabe", „Venus von Knidos", „Ganymed", „Ikarus", „Die Karyatiden am Erechtheustempel" und „Die Karyatide im Exil"; besonders charakteristisch für den in dem Buch angeschlagenen Ton aber ist das nachfolgende Gedicht, welches die Rückkehr der von Napoleon I. aus Rom entführten Götterbilder schildert:

Götterheimkehr.

Von Sanct-Peter tönen Glocken
Uebers buntbewegte Rom,
Mit unendlichem Frohlocken
Schwärmt hinaus der Menschenstrom;
Mild auf Stadt und Landschaft nieder
Strahlt des Herbstes Sonnenschein!
Zu der alten Heimat wieder
Ziehn die alten Götter ein.

Auf geschmückten Blumenwagen
Fahren sie durchs hohe Thor,
Des Olymps Gebieter ragen
Herrlich übers Volk empor;
Leuchtend flattern die Gewänder
Der Gestalten formensatt,
Die der große Tempelschänder
Einst entführt der heil'gen Stadt.

Um die Schultern, die entblößten,
Keuscher, sel'ger Schimmer fließt,
Aus dem Haare, dem gelösten,
Dunkler Kranz von Lorber sprießt;
Selbst der Zweifler und der Spötter
Schauert, bis ins Mark durchbebt,
Wie der Zug homerischer Götter
Feierlich vorüberschwebt.

Sonnenhell und blendend fliegen
Bilder heitrer Sinnlichkeit,
Goldner Himmelswolk' entstiegen,
Freuden spendend weit und breit.
Kräft'ge Männer, schlanke Frauen
Haben all der Schau begehrt:
Denn nur Schönheit anzuschauen
Macht das Leben lebenswerth.

Allem Volk ist, als geschähe
Wiederum ein Wunder jetzt,
Und es athmet Götternähe,
In der Schatten Welt versetzt,
Fühlt in seiner Seele Tiefen,
Daß Unsterblichkeit genaht,
Kränzt mit Zweigen von Oliven
Fromm begrüßend ihren Pfad.

Doch der Götter Wege führen
Aufwärts durch der Menge Braus,
Schreitend durch die weiten Thüren
In das alte Säulenhaus,
Daß sie selig droben thronen
Auf des Capitoles Höhn,
Daß sie ewig dorten wohnen,
Unerreichbar, groß und schön.

Wäre es nichts als das edle Pathos der Sprache, das diese Vierordt'schen Gedichte auszeichnet, schon dieses allein würde genügen, ihnen unter den Producten unsers neuern lyrischen Marktes eine hervorragende Stellung zu sichern. Aber weit darüber hinaus gehen die sonstigen Vorzüge, die ihnen eigen sind: bedeutsamer Inhalt und echtes künstlerisches Erfassen desselben, tiefes Empfinden und reiche Phantasie, große Kraft plastischer Gestaltung und der Hauch echt dichterischen Geistes. Wenn irgendeiner unter den jüngern Lyrikern Deutschlands die allgemeine Aufmerksamkeit verdient, so ist es Heinrich Vierordt. Wird er sie finden? Schwerlich! Rien ne reussit que le succès. Wer indessen heute einen succès erringen will, der muß entweder witzig oder sinnlich sein. Gelingt ihm aber weder das eine noch das andere, nun so bleibt ihm nur übrig, sich akademisch oder burschikos gefärbt zu zeigen, je nach den Kreisen, auf die er speculirt, oder aber — und das ist die höchste Kunst des succès — à la Scheffel beides miteinander zu verquicken. Unser karlsruher Poet verfügt über keins dieser heute so sehr nothwendigen Requisite.

Von den Gestaden Italiens und Griechenlands begeben wir uns in kühnem Sprunge nach Schwaben; von Heinrich Vierordt zu Gotthold Knapp. „Ernst und frei" (Nr. 3) nennt Knapp seine Gedichte. Der Verfasser ist ein schwäbischer Pfarrer, was besonders bemerkt werden muß; denn es ist zum Verständniß dieser Poesie unerläßlich. Knapp ist ein Geistesverwandter des liebenswürdigen und herzenswarmen alemannischen Dichters Hebel. Beide wurzeln vorwiegend im idyllischen Element; das Beschreibende ist ihre starke Seite, und wo sie darüber hinausgehen, fallen sie leicht ins Platte und Triviale. Ein durchaus loyaler und conservativer Zug in ihrem Verhältniß zu Staat und Kirche geht durch die Dichtungen beider, und ein specifisch geistiges Fluidum, das subjectiv Bedeutende, das eigentlich Gedankliche ist ihnen beiden

fremd. Dem stark idyllischen Zuge in unserm Poeten entsprechend, enthalten unter den vier Rubriken der Knapp'schen Gedichte die „Naturbilder" und „Aus dem häuslichen Kreise" das Ansprechendste und relativ Werthvollste der Sammlung. Gedichte wie „Frühlingsanfang", „Kuckuck", „Herbstliche Ergebung", „Es wird Ernst", „Thurn und Taxis" und „Gruß an Urach" stellen dem Dichter das Zeugniß einer schönen Begabung aus. Hier ist alles Anschaulichkeit und Stimmung, und die schlichte anspruchslose Form deckt sich vollständig mit den so glücklich aufgespürten Motiven des Inhalts. Neben Skizzen aus dem Kleinleben des Hauses und der Natur stehen Proben aus der Lyrik des Herzens, neben mehr schildernden Gedichten zart gewobene Lieder, wie das folgende:

Schutz.

Führ' ich an der Hand ein Kind,
Sei es einer meiner Knaben,
Sei es, daß ein Mägdlein lind
Zierlich mag daneben traben:

Immer wird mir süß zu Muth,
Daß so unschuldvolles Leben,
Meiner Sorge, meiner Hut
Völlig ist anheimgegeben.

Arm und Hand vermag ein Mann
Nimmer wonniger zu nützen,
Als wenn er so nebenan
Darf ein liebes Kind beschützen.

Doch, ihr Wesen, fein und klein,
Wenn ich schreite euch zur Seite,
Mag ich selbst beruhigt sein
Durch ein höheres Geleite.

Gehen treulich wir zu zwei,
Kann ja mir auch nichts geschehen:
Darf ich ja in Einer Reih,
Kind, mit deinem Engel gehen.

Wenn auch die Form dieses Liedes nicht in allen Stellen an die Zartheit der hier behandelten Idee hinanreicht und mehr als eine Härte des Ausdrucks darin stört, so fühlen wir doch wie an so mancher andern Stelle der bezeichneten zwei Rubriken: hier ist ein wirklicher Poet. Die Kehrseite der Medaille macht sich dagegen in den beiden übrigen Abschnitten „Aus dem Menschen- und Geistesleben" und „Fest- und Gelegenheitsgedichte" peinlich fühlbar. Hier erlahmt oft genug das Flügelroß unsers schwäbischen Pfarrherrn. Die heitere aber enge Welt der Idylle auszufüllen, dazu reicht sein gefälliges und liebenswürdiges Talent gerade aus, aber nun schickt er sich in den besagten Abtheilungen der Gedichte an, der großen menschheitlichen Entwickelung zu folgen, wie sie sich zumal in unsern Tagen gewaltig und „frei" (das Wort steht mit Unrecht auf dem Titel des Buchs) bekundet. Dem zeigt sich Knapp's Talent leider nicht gewachsen. Bezeichnend nach dieser Richtung hin sind die „Großstadtlieder", eine Reihe augenscheinlich aus Berlin heimgebrachter Stimmungsbilder und tagebuchartiger Gedichte. Der schwäbische Idyllendichter fühlt sich beklommen und unwohl angesichts des kräftig und gar so stürmisch pulsirenden modernen Lebens, wie es ihm in der volkreichen, geschäftigen Reichshauptstadt entgegentritt. Man darf ihm durchaus beistimmen, wenn das Laster, dieser unvermeidliche Weggenosse der Cultur, ihn empört. Aber der einseitig pastorale Ton der „Großstadtlieder", der kein Wort übrig hat für die große fortschrittliche und aufklärerische Bewegung der Zeit, ist der Grundton der Knapp'schen Gedichte überhaupt und der eigentliche Herzenston ihres Verfassers. Es ist nicht Sache der Kritik, hierüber oder über die Polemik Knapp's gegen den republikanischen Gedanken zu Gericht zu sitzen; es ist nicht Sache der Kritik über politische Geschmacks- und Ueberzeugungsfragen mit ihm zu rechten, wie sie u. a. in dem Rufe zum Ausdruck kommen:

Ja, Freunde, geht es euch wie mir,
So seid ihr's wohl zufrieden,
Daß uns in Würtemberg allhier
Die Monarchie beschieden.
Sie bürgt für Halt und Stetigkeit
Dem ganzen Land und Leben
Und regelt mächtig jederzeit
Ein jeglich Ueberstreben.

— — — — — — — — —

Drum lob' ich mir die Monarchie,
Besonders hierzulande;
Ja wohl: „Gut Würtemberg allhie!"
So sag' ich mit Verstande.
Ihr Freunde, laßt aus Mund und Herz
Den Liebesruf vieltönig
Erbrausen heut' am sechsten März:
„Hoch lebe Karl, der König!" —

über all dies zu urtheilen, ist nicht Sache der Kritik, wohl aber ist es ihre Sache, festzustellen, daß der Zeit- und Gelegenheitsdichter in Knapp weit hinter dem Idyllendichter in ihm zurückbleibt. Dieser fällt nach Gehalt und Gestalt seiner Poesie oft genug — wofür obige Strophen ein Beispiel — ins Prosaische und Nüchterne, und weder über das nöthige Pathos der Empfindung gebietet er, noch über den Weitblick in Zeit und Welt, der allein solche Poesie annehmbar macht. — Was endlich die Sprache der Knapp'schen Gedichte betrifft, so hätten einige Suevismen vermieden werden sollen. Auf Seite 8 liest man: „Mittag" (◡ — statt — ◡) als in den Reim gestellt mit: „Schlag", ferner Seite 152: „Und sitzt herbei ein fremder Mann" (sitzen statt: sich setzen), Seite 192: „Eine Stunde hinters Bier zu sitzen" (also dieselbe Verwechselung), Seite 233: Tunnel als Jambus statt als Trochäus u. s. w.

Die vierte Stelle in der Reihe der hier besprochenen lyrischen Novitäten möge Emil Pirazzi's „Im Herbste des Lebens" (Nr. 4) einnehmen. Der Verfasser, der uns hier die reifen Herbstfrüchte seiner Muse bietet, hat im Frühling wie im Sommer seiner Tage sich durch ein reiches dichterisches und schriftstellerisches Schaffen bethätigt: wir besitzen von ihm Dramatisches, Lyrisches und Politisches in buntem Kranze, und durch alle diese Hervorbringungen

ist sein literarisches Können ehrenvoll beglaubigt. Die unter obigem Titel uns vorliegenden gesammelten Dichtungen Pirazzi's sind im Was und Wie von ungleichem Werthe und das ihnen als Motto vorgesetzte Goethe'sche Wort:

Was eine lange, weite Strecke
Im Leben voneinander stand,
Das kommt nun unter Einer Decke
Dem guten Leser in die Hand —

ist hier sehr am Platze; denn Reifes steht neben Jugendlichem, Glänzendes neben Mattem. Eine scharf ausgeprägte geistige Physiognomie fehlt diesen Gedichten, aber sie fesseln im ganzen durch ihr edles formales Gepräge (Reime, wie „Augen" und „tauchen", „Schweigen" und „reichen" stören zwar mitunter) und den Kern einer männlichen Gesinnung. Der Dichter hat mit seiner Zeit gelebt und bringt ihr ein warmes patriotisches Herz entgegen, wie besonders die Rubriken „Vaterländische Gedichte" und „Bei politischen und patriotischen Festen" bekunden. Die Kämpfe um Schleswig-Holstein, das coburger Turnfest, die Erhebung des Jahres 1870/71 und andere Anlässe der jüngsten Geschichte werden in zum Theil schwungvollen Strophen gefeiert. Eine nahezu Platen'sche Kraft des Ausdrucks aber bekundet das aus dem Jahre 1860 stammende Gedicht „Sicilien", in dem Pirazzi die Bewohner der Aetnainsel zum Kampfe gegen die Bourbonen aufruft.

Da heißt es am Schluß:

Wo des Pellegrino Felsen aus der Meerflut springt, allda
Werfen sie die blut'gen Würfel über dich — Trinacria.
Wo in azurblauen Fluten spiegelt sich die Stadt Panorm,
Steigt das Götterbild der Freiheit auf aus der zerschlagnen Form.

Von den Bergen, aus den Thälern eilen sie auf fels'gen Bahnen,
Aus den Dörfern, aus den Städten zu des großen Führers Fahnen;
Hoch und Nieder, Fürst und Bettler hat das Vaterland entboten,
Den Befreiungskampf zu wagen mit den Heeren des Despoten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Heil dir, Heil, Cyklopen-Insel, altes Land der Lästrygonen,
Daß du endlich nun die Ketten hast gebrochen der Bourbonen!
Zögre nicht nun auch den letzten, allerletzten Kampf zu wagen —
Und dir wird ein neuer Morgen, wird der Freiheit Morgen tagen!

Vielen Herrn warst du zu eigen, den Karthagern und Hellenen,
Römern, Spaniern, Normannen, Hohenstaufen, Saracenen:
Aber schlimmer nie geknechtet wahrlich als von Bourbon's Hand —
Nun wirst du dir selbst gehören endlich und dem Mutterland!

Auf, Girgenti! Auf, Catanien! Altes Syracusä auf!
Tragt die Fahnen der Erhebung zu dem Faro kühn hinauf,
Bis, trotz Scylla und Charybdis, in Calabrien sie sehn
Die ital'sche Tricolore auf Messinas Zinnen wehn!

Und wenn dann der Tag der Freiheit deines Aetna Gipfel röthet,
Deine blühenden Gefilde kein Tyranne mehr verödet,
Wenn kein Henker dich mehr schändet, deine Kerker alle leer,
Und sich keiner deiner Söhne krümmt auf einer Folter mehr:

Wenn du von der letzten Fessel dich mit eigner Kraft befreit —
Wirst du süß wie Hybla-Honig kosten, eine neue Zeit,
Und nachdem der bösen Knechtschaft du für immer dich entwunden,
Wie dein Archimedes rufen: „Ja, ich hab's — ich hab's gefunden!"...

Aus dem blutgedüngten Boden werden frische Blüten schlagen,
Schön und reich wie damals, wo du Hellas sanftes Joch getragen,
Und der Paradiesesgarten deines Eilands tönet wieder
Von Gesängen süß-melodisch wie einst Theokritos' Lieder.

Wo durch Syrakusens Gärten südlich-weiche Lüfte kosen,
Schlummert uns ein großer Todter unter Lorber grün und Rosen:*)

Bald in freier Erde ruhen wird der Staub des deutschen Dichters;
Mit Sicilien ist die Menschheit — ist der Arm des Weltenrichters.

Wiegt in Pirazzi's Gedichten eine gesinnungsvolle Antheilnahme am Leben der Zeit und der Geschichte vor, so kehrt sich „Still und bewegt" von Otto Haggenmacher (Nr. 5) mehr nach innen. Es ist eine vorwiegend auf den ethischen Gedanken gerichtete Dichternatur, die sich hier im Gewande einer meistens gefälligen Form kundgibt, aber auch auf dem Gebiete des erzählenden Gedichts Ansprechendes leistet und hier und da — wie in „Des lustigen Grafen letztes Mahl" und „Pietas" — sogar den breitern epischen Ton mit Glück und Geschick anzuschlagen versteht. Zu den besten Stücken der Sammlung gehören die Gedichte „Blätterfall", „Das Lied des Lebens", „Auf der Höhe" und „Der Lauf nach dem Glücke", die sämmtlich einen gewissen lehrhaften Zug bezeugen, dabei aber durchaus nicht im Abstracten stecken bleiben, sondern den Gedanken schön und harmonisch in poetische Empfindung auflösen.

Lehrhaft im eigentlichen Sinne des Wortes sind, wie dies im Wesen der Gattung liegt, die beiden Spruchbücher: „Wegerich" von Josef Grünstein (Nr. 6) und „Die Bienen" von Oskar Linke (Nr. 7). Beide Schriftsteller verfügen über eine feine Beobachtungsgabe und mischen in ihren Versen Satirisches mit Lyrischem, Betrachtung mit Stimmung, wie der Tag es gibt. Grünstein prägt seine Gedanken im ganzen klarer aus als Linke, aber dieser hat mehr individuelles Gepräge als jener, er nimmt dem realen Leben gegenüber bewußter und entschiedener Stellung als sein Sangesgenosse. Ich gebe im Nachstehenden ein paar Proben aus beiden Büchern. Aus Grünstein:

Ein Unrecht geht von Land zu Land
Und schaffet tausendfache Schmerzen:
Wir sünd'gen meistens mit dem Herzen,
Und uns beurtheilt der Verstand.

———

Ueberhebung, die begonnen,
Reicht gar bald bis zu den Sonnen.

———

Die Barbarei der neuen Zeit
Ist gern maskirt in Höflichkeit.

———

Mir dünkt, daß Reue nur ein leblos Ei
Und Beff'rung erst der flügge Vogel sei.

———

Der Schöpfer wollt' zu gleicher Zeit
Das höchste Glück, das tiefste Leid

*) Graf Platen.

In unsre Brust versenken —
Da gab er uns das Denken.

Und aus Linke:

Der Roheit bieten durch Schweigen Hohn —
Heißt auch bisweilen Subordination.

Seh' ich den Tag und die Sonne, so fühl' ich des Endlichen Grenze,
Aber die Nacht erst weckt unser unendliches Selbst.

Geistig erfassend das „Wort" von jeglicher Kirche, vermöcht' ich
Selber auf freundlichem Fuß friedlich mit jeder zu stehn;
Aber die Dummheit ist es, verschwistert der grimmigen Selbstsucht,
Welche den Weihrauchsduft wandelt in stinkenden Qualm.

Heilige Jungfrau, ja, ich bete zu dir, doch geniert's mich,
Wenn so ein Glatzkopf, ach, unsere Minne belauscht.

Zum Schluß sei hier ein kleines Heft Uebersetzungen verzeichnet: „Zwölf italienische Gedichte der Neuzeit" von Lorenzo Stecchetti, Ippolito Nievo, Luigi Sani, Fernando Fontana, Arrijo Boito, Luigi Carrer mit deutscher Uebersetzung von Adolf Zumsteeg (Nr. 8). Unter den hier vereinigten Proben aus italienischen Dichtern dürften die von Stecchetti der andern an Bedeutung voranstehen. Es sind wahre Perlen unter diesen Gedichten Stecchetti's; das nachfolgende Sonett möge als Beispiel dafür dienen:

Memento.
(In ein Album).

Wenn ringsum du, o theure Freundin, siehst
Des Faschings tolles Treiben auf den Straßen,
Daß nimmer, nimmer da dein Herz vergißt:
Wie viele sterben in der Armuth Gassen.

Wenn du in deiner Schönheit Glanze ziehst,
Wo Tänzer dich beim frohen Fest umfassen,
Blick' hin erst, wo des Elends Thräne fließt,
Das unten an der Treppe du gelassen!

Und lächelt dir ein Blick in Liebe klar
Und hell, ein Sonnenstrahl aus Wolkenringen,
So denk': der Arme ist der Liebe bar.

Stehst du vorm Spiegel, soll es in dir klingen:
„Der Perlen Eine schon aus meinem Haar
Kann einem Sterbenden die Rettung bringen."

Aber auch unter den Stücken der übrigen fünf Poeten findet sich des Guten und Besten einiges, und alle diese Uebertragungen aus dem Italienischen hat Adolf Zumsteeg in ein treffliches deutsches Gewand gekleidet, das sich dem Wortlaut der Originale in einer Weise anschließt, welche die glückliche Mitte zwischen sklavischer Nachahmung und allzu freier Nachdichtung geschickt innehält. Für die wenn auch kurzen angehängten biographischen Mittheilungen über die Dichter verdient der Uebersetzer noch einen ganz besondern Dank. Ernst Biel.

Belletristik.

1. Fräulein Doctor. Roman von Georg Hartwig. Berlin, Janke. 1887. 8. 2 M.
2. Die Unversuchten von Ida Boy-Ed. Leipzig, Reißner. 1887. 8. 3 M.
3. Die Nachtigall von Werawag. Culturgeschichtlicher Roman in vier Bänden von Luise Otto. Freiburg i. Br., Kiepert. 1887. 8. 12 M.
4. Gleiche Wege — andere Ziele. Roman von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Drei Bände. Jena, Costenoble. 1887. 8. 12 M.

Der Roman „Fräulein Doctor" von Georg Hartwig (Nr. 1) benutzt das, was unserer Zeit entsprossen ist, den Trieb nach freierer Gestaltung der Frauen-Lebensbahnen. Die emancipirte Tochter des Steuerraths Ruprecht Weigelt, Leonore, die Heldin der Erzählung, verschmäht, als sie in einer schwierigen Lebenslage gezwungen wird, für ihren kränklichen Vater und für sich zu arbeiten, wie sie sagt „das Joch Bonne, Erzieherin, Gesellschafterin, barmherzige Schwester zu werden" und betritt den Hörsaal, wo sie inmitten der männlichen Berufsgenossen, denen sie nach ihren geistigen Fähigkeiten ebenbürtig ist, „Professorenweisheit" hören will. Die allgemeinen Angriffe, welche die Gegner einer derartigen Ueberschreitung der herkömmlichen Bahn der Frau bereit halten, den Hinweis auf die Misdeutung der Motive eines solchen Schrittes, die Verkennung idealer Beweggründe, die Frivolität mancher Commilitonen, die angesichts der Wissenschaft nicht davor zurückschrecken, nur das Weib in der mitstudirenden Frau zu sehen: diesen hundertfältig gebogenen Stachel stößt der fertigen jungen Gelehrten ein Mann, ein Arzt, in das zuckende Herz, und diesen Mann liebte sie unbewußt früher schon und liebt sie in steigendem Erliegen unter einem Joch eherner Art, dem der Leidenschaft, im Verlaufe der Geschichte. Der fesselnde Vorwurf des Kampfes beider und des Sieges vom Manne über das emancipirte Weib bildet den Inhalt des Romans.

Der Conflict ist mit großer Naturwahrheit herausgefühlt und dargestellt. Wir vermissen jedoch bei dem Erzähler Einheit und Klarheit des Urtheils in der Entscheidung, der Lösung desselben. Mit einer behaglichen, witzigen und absichtlichen Breite legt er seinen Roman an. Leonore erscheint zu ihrem Schritte wohlberechtigt, als sie das Studium der Medicin wählt. Nach ihrer Lebenslage dürfte sie, ohne den Entschluß für sich zu arbeiten, in ernste Mislichkeit gelangt sein. Begabt mit großen Fähigkeiten, wie aus ihrer Vertheidigung bei den grausamen Angriffen ihres männlichen Gegners, des Doctor Warring, hervorgeht, durfte sie das Ungewöhnliche wagen. Der Verfasser stattet seinen weiblichen Doctor als solchen mit Vorliebe aus. In ihrer Polemik mit dem auf traditionellem Standpunkte stehenden männlichen Berufsgenossen kommt ihrer Beweisführung ohne Zweifel der Vorrang zu: sobald aber der Roman zum Wendepunkt gelangt ist und Leonore

bis zur Selbstaufopferung liebt — sie willigt in eine Transfusion, als der Doctor lebensgefährlich krank ist, und rettet ihn mit ihrem Blute —, da tritt Hartwig als Widersacher des Fräulein Doctor auf und stellt sich auf die Seite Warring's. Wenn dieser ausruft:

Aber das Weib in dem weiblichen Studenten werde ich anbeten! Ueberlaß mir deine Wissenschaft, Leonore, ich gebe dir für den Schatz unendlich Schöneres zurück. In meiner Liebe erwächst dir ein Feld, wo du höhere Triumphe feiern wirst, die wahrhaft dein Herz beglücken und entzücken, Triumphe, Leonore, in denen ich zu deinen Füßen liegen werde, dir für die Aufgabe deines öffentlichen Ruhms zu danken. Das Weib gehört dem Manne ausschließlich und allein! —

so hören wir in diesem Siegesruf des traditionellen Urtheils das des Verfassers heraus.

Will Georg Hartwig mit der Thatsache dieser Umkehr allgemeine Schlußfolgerungen aufstellen, so glauben wir, daß dann seine Entscheidung anfechtbar ist. Sollte allen Frauen, welche Physiologie studiren, mit dem „Das Weib gehört dem Manne ausschließlich und allein!" ein donnerndes Zurück entgegengeschleudert werden, so möchte der Fingerzeig erfolglos bleiben. Der Zug der Gegenwart geht, gehoben von andern Gewalten als die der Laune, unaufhaltsam auf ein Freimachen der Bahn von den Hindernissen, die sich der Fähigkeit entgegenstellen, hinaus.

Sollte man im übrigen nicht Physiologie bis an sein Lebensende studiren und dennoch einem geliebten Manne ausschließlich und allein gehören können? Könnte sich ein wissenschaftliches Streben nicht mit der Thätigkeit der Frau am Herde der Familie vereinigen?

Wie, wenn der Verfasser den etwas einseitigen Mann im Roman zur Umkehr verurtheilt hätte?

Neben der hochidealen Leonore treten einige ganz dem weiblichen Gesichtskreise angehörende liebenswürdige Gestalten im Buche auf und der Kampf zwischen dem gelehrten Manne und der gelehrten Frau wird durch Episoden leichter und humoristischer Art in anmuthender Abwechselung unterbrochen.

„Die Unversuchten" von Ida Boy-Ed (Nr. 2) hat gleichfalls eine recht anziehende Frage zum Gegenstande der Erzählung.

Hier stehen sich die Vollkommenen, „die hochgemuthen Tugendheldinnen", wie die Verfasserin sie nennt, und die gegenüber, welche nach genauer Messung öfter etwas von der mathematischen Linie der strengsten Moral abwichen. Wir sind gewohnt, die erstern verdienstvoll zu finden um ihrer unanfechtbaren Haltung willen und auf die letztern hinabzusehen ihrer Mängel wegen. Ida Boy-Ed beweist uns in ihrer Erfindung, daß alles Sache der Verhältnisse, der Lebenslage ist. In gesicherter Ruhe, unangegriffen von den Feinden der menschlichen Gesellschaft, dem Elend, dem Kummer, der Verkennung, nicht verrathen von dem mit heißem Drange umschlossenen Besitze, an dem das Herz — und wie glühendgläubig — hing, unversucht bleiben die Glücklichen leicht auf der Bahn der Tugend; jedoch hin- und hergeworfen vom Geschick, ein Spielball erbarmungsloser Gewalten, getroffen von den „Pfeilen und Schleudern" des Schicksals, wie Shakespeare sagt, erliegen die Angegriffenen oft nur zu leicht der grausamen Versuchung, wenn sie sich naht. Für Ida Boy-Ed folgt, daß das eine kein Verdienst, das über allem Zweifel steht, das andere kein Mangel, der gänzlich vernichtet, ist.

In zwei Personen stellt sich dieser Gegensatz dar. Die eine ist die Gräfin Allmer, die vornehme Frau in gesicherter Lebenslage, erst Hoffräulein und damit großgezogen in der eitlen Welt des eleganten Nichts, der leeren Form, der Etikette und dann, leidenschaftslos, niemals von der hergebrachten Bahn der guten Gesellschaft abweichend, sich zur Gattin eines reichen Landedelmannes und zur Mutter zweier liebenswürdiger Kinder umwandelnd, eine Frau, die spricht, als ein Jugendfreund sie fragt, ob sie glücklich sei:

Ja, ich bin sehr glücklich. Ich war jung, schön, arm. Der Name und der Reichthum, was beides Graf Allmer mir bot, reizten mich als Medien großer Wirksamkeit. Ich habe es nie bereut, daß ich so wählte. Mein Gatte und ich hatten die gleichen Daseinsbedürfnisse, in der Arbeit sowol als im Vergnügen, und diese Harmonie der geistigen Lebensbedingungen ist für eine Ehe wichtiger und glückbringender als alle Liebesleidenschaft.

Die andere ist die Baronin Pantin, eine Frau, die beim Beginn ihres Lebens um das erste Anrecht der Natur betrogen, elternlos, freudlos im Hause der Verwandten aufwächst, die liebelos in das Haus des Gatten geht, von jenen hinausgeschoben, die von diesem für eine Geldsumme einem sogenannten Freunde überlassen wird, und die, anstatt, wie Baron Pantin ihr vorschlägt, mit dem zur Zeit des Gründens vom Hausknecht zum Millionär Gewordenen auf Reisen zu gehen, sich entsetzt in die Gewässer der Donau stürzt. Jetzt kommt ihr das Glück. Es bringt ihr Rettung und nach einigen Jahren des Elends einer Dienstbarkeit als Gesellschafterin das erlösende „Sesam thu' dich auf" in Gestalt von drei Millionen, die sie erbt. Dabei befreit der Tod sie von ihrer Ehe. Baron Pantin, der nach ihrer Weigerung auf Reisen gegangen ist, findet seinen Tod in Asien auf einer Jagd. Sie geht nach Italien, liebt, wird wieder geliebt und entdeckt, daß der angebetete Mann, ein Fürst Mania, dem sie vertraute, sie betrog, da er längst verheirathet war und sie somit als Abwechselung in einer freudenarmen Ehe nahm. Jetzt suchte sie das Glück, ohne der Wege zu achten, und sie that es mit kranker „wilder Gier". Sie that, was, wie man spricht, „tausend Frauen gethan haben, die einen Gatten, eine Familie hatten".

Diese Frau betet der Sohn der Baronin Allmer an, erwählt sie zur Gattin und fordert das Recht dazu von der tugendstrengen Mutter. Diese weiß die Baronin Pantin zur Entsagung zu veranlassen und so sich den Sohn zu erhalten. Sie ruft die guten Triebe dieser Märtyrerin des Schicksals und nicht vergebens an.

Beide, die Vertreterin der schonungslosen Sittenstrenge und die der nach Glück suchenden Sünde, erfahren im Roman eine Umwandlung. Betroffen von der aus dem

Leben der Baronin Pantin sprechenden Gewalt eigenartiger, ihr fremden Gefühle und Thatsachen, wird Gräfin Allmer etwas erschüttert in ihrer Auffassung der Moral und die Baronin Pantin sühnt das, was sie in ihrer Fehde gegen die Sitte verbrach, damit, daß sie barmherzige Schwester wird.

Die Darstellungsgabe der Verfasserin, die Feinheit ihrer Sprache, der Fluß ihres Stils vereinigen sich mit dem originellen Motiv des Buchs zu einem den Leser erquickenden Ganzen.

„Die Nachtigall von Werawag" von Luise Otto (Nr. 3) beginnt mit dem Jahre 1349 und führt den Leser in die gesegneten Lande, welche den Bodensee umrahmen. Die Zeit mit ihrer Unruhe, ihren Fehden, das Ritterthum in seiner Blüte und beginnenden Ausartung, das Emporsteigen der Städte und das Bemühen zwischen der Hand, die das Schwert führte, und der, die in der Werkstätte arbeitete, ein verbindendes Glied zu finden; die Epoche der unerschütterten Kirche, des Hexenglaubens, der Pest, wo das Uebernatürliche ohne Kritik — die der Fluch des Pfaffen traf — für das Natürliche galt: diese eigenartige, phantastische und der Feder des Schriftstellers reiche glänzende Farben bietende Zeit bildet den Hintergrund der Handlung des Romans. Luise Otto, die Veteranin unter den deutschen Schriftstellerinnen, bewegt sich in ihrer Darstellung noch ganz in einer jetzt verdrängten Weise. Ihre Burgen, ihre Frauen, ihre Ritter, die verkleideten, für die Sache der Emancipation der Städte werbenden Bürger: alles trägt die Zeichnung der Vergangenheit. Heute individualisirt ein historischer Schriftsteller mehr; das Colorit ist mehr im einzelnen behandelt und die Charaktere sind nicht blos durch die Namen, sondern durch Züge ganz fein gegliederter Art voneinander geschieden. Luise Otto lebt noch in der Welt, wo man die Frauen in einer Erzählung nur durch die Farbe ihres Haares oder dergleichen voneinanderrückte. Ihre Bilder sind wie die des Malers, der gefällige Umrisse auf seine Leinwand zeichnet, aber mit der Farbengebung etwas flach und eintönig bleibt.

Der Stoff scheint sich auf wirklichen Vorgängen aufzubauen. Die „Nachtigall von Werawag" stammt aus einem alten Minnesängergeschlecht, welches in der Umgebung von Freiburg im Breisgau ansässig war. Sang und Sinn für Poesie erbte sie damit, und ihr romantisches Schicksal, das sie einem der jugendlichen Herolde der die alte Zeit ablösenden Neuzeit, einem Bürger der Stadt Freiburg, in die Arme führt, entspricht ganz ihrem romantischen Sinne.

„Gleiche Wege — andere Ziele" (Nr. 4), der Roman des unter dem Pseudonym Luise Ernesti schreibenden Fräuleins von Humbracht, ist eine sehr breit angelegte Familiengeschichte, deren Gestalten zu individualisiren es der Verfasserin an Kraft gebricht. Von Siebeneichen, einem Majorate, zweigen sich zwei Geschlechter ab, eins, das dem Stammbaum treu bleibt, und eins, das von den „Von's" zu den „Fonds" sich wendet; das bekannte Bonmot Friedrich Wilhelm's IV. erläßt uns Luise Ernesti nicht. Was allen diesen Abkömmlingen begegnet, sucht uns die Verfasserin zu erzählen. Es gelingt ihr jedoch nicht. Wie die Arme eines Polypen umkreisen die Anläufe, welche sie nimmt, den Leser; es befindet sich in der Erzählung kein Aufbau, kein genaues Festhalten des Thatsächlichen und Wesentlichen. Die Verfasserin erschöpft sich in Schilderungen, die viel mehr einem Kaffeeklatsch als einer künstlerischen Zeichnung entsprechen. Wir greifen eine Stelle heraus, um das zu illustriren:

> Ein anderes mal saßen nur etliche alte Stadtbasen am Theetisch, dann Fabrikanten zweiten, dritten Ranges, mit deren Firma der Commerzienrath Eichenberg in Verbindung stand. Die Männer der Sphäre gingen noch an. Interessirten sie sich auch hauptsächlich nur fürs Geschäft und den Stand der Actien — viele Reisen und ein häufiges Leben in der Fremde hatten ihnen allen doch Schliff und gesellschaftliche Gewandtheit gegeben. Ihre Frauen und Töchter waren meist schrecklich! Hieß es auch von ihnen, sie redeten französisch und englisch — in ihrer deutschen Muttersprache erwiesen sie sich stets sehr unbeholfen. Dafür putzten sie sich im großartigen Stile der frankfurter Geldaristokratie und ließen die Brillanten in oft recht großen Ohren und auf Busen blitzen, die ihre Form auch weniger der Antike, als den Weltkugeln entlehnt hatten.

Lina Vagt.

Lebensbilder aus der Kirche der Gegenwart.

1. Ein Dominicaner-Künstler. Leben des hochwürdigen Pater Besson aus dem Orden des heiligen Dominicus. Nach dem Englischen des H. L. Sidney Lear von Natalie von Wolff. Paderborn, F. Schöningh. 1888. 8. 2 M.
2. Erinnerungen an den Kaufmann Daniel Hermann zu Elberfeld. Ein Beitrag zur innern Geschichte des Wupperthals von C. Krafft. Mit einem Titelbild. Elberfeld, Erziehungsverein. 1888. 8.
3. Agnes Fürstin Reuß j. L., geb. Herzogin zu Würtemberg. Ein Lebensbild von Ludovica Hesekiel. Mit Porträt. Leipzig, Pöschel u. Trepte. 1887. Gr. 8. 2 M.

Die unterscheidende Eigenart einer religiösen Gemeinschaft, ihre besondern Gaben und Kräfte, ihre Stärke und ihre Schwäche, ihre Licht- und ihre Schattenseiten erkennen zu lassen, ist wol nichts so sehr geeignet, wie die Darstellung des persönlichen Wesens und Wirkens, das sich unter ihrem Einfluß in hervorragenden Männern und Frauen, die sich zu ihr rechnen, zu einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Verhältnissen des Standes, des Berufs, des Temperaments, der Begabung gleichsam typisch ausprägt. Von den Persönlichkeiten, die uns hier vor Augen geführt werden, gehört Besson (Hyacinthe) der römischen, Daniel Hermann der evangelisch-unirten, Agnes Fürstin Reuß der lutherischen Kirche an. Alle drei sind Kinder der jüngsten Zeit: Besson ist am 4. Mai 1861,

Hermann am 27. Juni 1887, Fürstin Agnes am 11. Juli 1886 heimgegangen. Pater Besson war Franzose von Geburt, Hermann Rheinländer, Fürstin Agnes eine Süddeutsche. Innigkeit des Glaubens, thätige Selbstverleugnung und eine hochgespannte Willenskraft, starke Vaterlandsliebe, rastloser Schaffensdrang und ein offener Sinn für alles menschlich Große und Schöne sind Züge, welche sie gemeinsam auszeichnen. Aber die Art, wie sich nun ihr frommer Sinn bethätigt, wie sie ihr Leben und Wirken gestalten, wie sie in die Umgebung, in die sie sich gestellt sehen, handelnd eingreifen und das, was sie als ihre Lebensaufgabe erkennen, auffassen und durchführen — wie ist sie doch bei aller Gemeinsamkeit so grundverschieden!

Besson (Nr. 1) ist von Hause aus Künstler. Seine hohe Begabung für Malerei verhieß ihm einen Ehrenplatz in der französischen Ruhmeshalle. Inniger noch als an der Kunst hängt er an der heißgeliebten Mutter, der er ihr eins und alles ist. Aber die Vorstellung von der besondern Heiligkeit und Verdienstlichkeit des Mönchsstandes ist noch stärker als Kunst und Sohnesliebe. Er tritt in den Dominicanerorden ein, wird Novizenmeister, Prior zu Nancy und San-Sabina und unterzieht sich, man kann sagen mit einer sich nie genugthuenden verzückten Freude allen Entsagungen und Kasteiungen, von denen er sein Seelenheil bedingt glaubt. Noch malt er zu San-Sisto eine Zeitlang fort, natürlich religiöse Bilder. Aber bald ist's auch damit vorbei. Er schifft sich auf Befehl seines Ordensgenerals nach Konstantinopel ein und wirkt als Arzt und Missionar im Morgenland, wo er bei seinem zweiten Aufenthalte den ersehnten Tod findet. Eine lautere, fromme Kindesseele, dieser Besson. Sein Empfinden so zart und tief, seine Anhänglichkeit an Mutter und Freunde so rührend innig, seine Hingebung so selbstlos aufopfernd. Aber, es darf nicht verschwiegen werden, der schwärmerisch asketische Zug, der ihn beherrscht, läßt keine rechte, ungetheilte Freude aufkommen. Dieses geknickte Dasein erweckt Mitleid, aber kein Wohlgefallen. Die alte römische Todsünde, für welche die empirische Welt kein würdiger Schauplatz für das Gottesreich ist, hat sich wie schon an so viel Tausenden auch an diesem Manne schwer gerächt, und kein selbsterwähltes noch so schweres Gehorsamsopfer gegen die Gebote seines Ordensgelübdes kann die grausame Härte wett machen, mit der er sein Theuerstes und Liebstes auf Erden, die Mutter, verläßt, die ihr irdisches Glück durch seinen Entschluß des Ordenseintritts unwiederbringlich vernichtet sieht.

Wie ganz anders muthet das Bild des elberfelder Kaufmanns Daniel Hermann (Nr. 2) an! Auch sein ganzer Sinn ist dem Göttlichen zugewandt, sein Herz schlägt warm für seinen Heiland. Doch nur in dem gottgewiesenen Kreise seines irdischen Berufs und seines irdischen Vaterlandes, seiner Heimatstadt und seiner Mitbürger möchte er ihm dienen und sein Reich bauen helfen. Und wie unscheinbar und senfkornklein die Anfänge auch sind, es ist Keimkraft in diesem Manneswirken. Die erst nur auf die allernächste Umgebung gerichtete Thätigkeit zieht mit der Zeit immer größere und größere Kreise und, von einem brennenden Herzen und einer unbeugsamen Willenskraft getragen, ebenso muthig wie demüthig, ebenso unbeugsam ernst und streng wie herzgewinnend und milde, wird sie von Erfolgen begleitet, die nun auch durch zunehmende Kränklichkeit und die dadurch bedingte Leibesschwäche nicht mehr beeinträchtigt werden können. Was Krafft als die Frucht seiner Altersmuße nach langjähriger Amtsführung in diesen „Erinnerungen“ uns bietet, läßt aber auch neben Hermann noch so manchen rüstigen Genossen uns an der Arbeit sehen, daß wir ein figurenreiches Bild aus dem Felde der innern Mission gewinnen, wie sie im Wupperthal seit Jahrzehnten getrieben wird. Gerade Krafft war dazu berufen, uns ein solches zu liefern, und wir wissen ihm Dank für manchen werthvollen Beitrag, durch den er seine Darstellung bereichert hat. Unter anderm gibt er hier auch gelegentlich Auskunft über die Entstehung des Liedes „Harre, meine Seele“, das zu einem religiösen Volkslied geworden und doch seinem Ursprung nach weitern Kreisen unbekannt geblieben ist. Wir hören nun, daß das Lied Nachahmung eines ältern französischen von dem genfer Theologen Malan ist, der auch die Melodie dazu geliefert hat. Der deutsche Dichter aber ist der im Jahre 1872 in Elberfeld gestorbene Kaufmann J. F. Raeder, welcher einst in einer schlaflosen Nacht unter zur Zeit schweren Verhältnissen die französische Form des Liedes in die eigene Muttersprache umgoß.

Noch farbiger und sonniger als das Hermann'sche ist das von Ludovica Hesekiel pietätvoll ausgeführte Lebensbild der Fürstin Agnes von Reuß (Nr. 3). Das Leben und Wirken dieses echten Gotteskindes auf dem Fürstenthrone macht auch in der Buchschrift noch einen so warmen, wohlthuenden Eindruck, daß wir dieses Lebensbild gern in recht vielen Händen sähen, gewiß, daß es überall, wo es entrollt wird, ungetheilte Freude und reichen Segen spenden wird. Wohin wir auch den Spuren dieser Fürstin folgen, finden wir uns erquickt und angeheimelt. Im häuslichen Kreise, als Gattin, Mutter, Freundin, als Kennerin und Ausüberin der Musik und Dichtkunst, als Landesmutter, als Besucherin der Armen und Kranken, als Pflegerin der im Kriege Verwundeten, als Gründerin zahlreicher Wohlthätigkeitsanstalten und -Vereine, als Patronin der Schulen, als Förderin des Diakonissenwesens, als Glied der kirchlichen Gemeinde in ihrem Verhältniß zu Gottesdienst und Seelsorge — immer gewährt sie den Eindruck eines reichen, gottgesegneten, frommen und hellen, harmonisch in sich gefestigten Menschenlebens, einer Fürstin, die nur dienen, ihrem Gott in seinen Erdenkindern dienen und seines Namens Ehre verherrlichen will. Die Vielseitigkeit ihrer Interessen und Arbeiten ist staunenswerth, und doch zersplittert sie sich nicht. Bei allem ist der Blick auf das Ganze gerichtet, und so bleibt sie selbst und bleibt ihr Wirken ein Ganzes aus Einem Guß. Wer all die

anziehenden, herzgewinnenden Worte und Handlungen, von denen dieses Leben begleitet ist, zusammenstellen wollte, der könnte nur gleich den größten Theil des Hesekiel'schen Buchs ausschreiben. Und da wird, das fühlt man schon durch, keine Schönfärberei geübt. Es ist nur die vollberechtigte Verehrung und Liebe, die uns das Bild dieses fürstlichen Frauenlebens zeichnet, von dem die Verfasserin in ihrem Vorwort mit Recht urtheilt: „Das Andenken an solche Frauen darf nicht erlöschen, weder im engern noch im weitern Kreise; denn solche Frauen sind es, die durch ihren Wandel ohne Wort, auch noch nach ihrem Tode, ein Beispiel zu sein vermögen für ihre Mitschwestern in allen Ständen." Und wenn es weiter heißt: „Als ein Denkmal für die Fürstin, als ein Beispiel für viele soll das Büchlein hinausgehen ins liebe Reußenland und weiter. Gott wolle seinen Segen geben, damit, was vom Herzen kam, auch zu den Herzen gehen möge!" so schließen wir uns solchem Wunsche herzlich an, überzeugt, daß hier ehrlich gehalten wird, was versprochen wurde.

4. Friedrich Wilhelm Robertson. Sein Lebensbild in Briefen. Nach Stopford, A. Brooke und Fr. Arnold, nebst einem Anhang religiöser Reden. Mit Vorwort von Emil Frommel. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 1887. 8. 6 M.

Ein nur kurzes, aber reiches, thätiges, ungewöhnlich vielseitiges und in die Tiefe gehendes Menschenleben ist es, das uns hier mit sicherer, verständnißvoller Hand gezeichnet wird. Friedrich Wilhelm Robertson, geb. 1816 zu London, gest. als Pfarrer zu Brighton 1853, ist uns Deutschen kein völlig Fremder. Durch eine Sammlung religiöser Reden, die in Heidelberg erschienen, hat er als bedeutender, eigenartiger und anregender Prediger die Aufmerksamkeit schon auf sich gelenkt. Sein Lebensgang, die Stellung, die er in den Kämpfen der heimatlichen Kirche einnahm, seine ganze innere Entwickelung werden uns nach englischen Biographen jetzt zum ersten male vorgeführt und sind ganz dazu geeignet, die Theilnahme und Hochachtung, die wir dem Schriftsteller zollten, auch dem Manne selbst und seinem persönlichen Wesen und Wirken zuzuwenden.

Robertson gehört zu den Bahnbrechern deutschen Geistes in seiner Kirche. Gegen die traditionelle Gesetzlichkeit und Stabilität des englischen Kirchenwesens, in welchem er eine „gepolsterte Armstuhlreligion" und ein „Evangelium der Behaglichkeit" erblickt, hat er mit aller Kraft eines lebendigen, tiefgründenden, warmherzigen Glaubens furchtlos und tapfer gekämpft, ein echt liberaler, von menschlichen Autoritäten unabhängiger Theolog, liberal nicht in dem Sinne des Protestantenvereins, sondern in dem Bewußtsein einer der evangelischen Wahrheit gewissen und darum auch den Gegnern gerechten festen Ueberzeugung, die, streng festhaltend an der Gesetzmäßigkeit des Universums, als das erste im Religiösen das Sittliche betont, das Dogma nur unter sittlichem Gesichtspunkte bedeutsam findet. Unter den deutschen Theologen Schleiermacher verwandt, unter seinen Landsleuten mit Kingsley und Maurice sich vielfach berührend, wahrt er doch seine volle Selbständigkeit, und es gewährt kein geringes Interesse, diesen Mann mit seinem tiefen Denken, seinem feinen und doch kräftigen Empfinden, seiner muthig vordringenden, tapfern Thätigkeit in die kirchlichen, politischen, socialen Aufgaben und Kämpfe seines Landes und Volks eingreifen zu sehen. Tiefe Religiosität, heiliger Ernst, eiserne Willenskraft, vornehme Gesinnung, mannhafter Muth, lauterer Wahrheitssinn, frische Theilnahme für alles menschlich Hohe und Schöne, classische Bildung, unbestechlicher Gerechtigkeitssinn, ein im Dienste der Wahrheit sich verzehrender glühender Opfermuth, ein reges, thatkräftiges Mitgefühl für die kleinen Leute, das Los der Frauen, der Armen, der Arbeiter — das ist's, was den Mann uns lieb und werth macht. Nur der Heuchelei, der Genußsucht, dem bequemen Gefühlsdusel, der kirchlichen Ueberhebung, dem frommen Klatsch ist er Todfeind, und dem hochmüthigen, engen, lieblosen Gezänk der religiösen Parteien, heißen sie nun Tractarianer oder Evangelicals oder Methodisten, rückt er mit seinen schärfsten Waffen auf den Leib. Wo er sich über theologische Fragen ausspricht, über Sakramente, Inspiration, Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre, Mariencult, Sonntagsfeier, geht's ohne Heterodoxien nicht ab, aber immer fesseln seine Ansichten durch Schärfe des Urtheils, Weite des Blicks und positive, maßvolle, unbefangene Erörterung.

Durch Mittheilung von Briefen, Reden und Freundesurtheilen, welche in die Biographie verwoben sind, gewinnen wir bei aller Knappheit ein lebensvolles Bild des ernsten, hochbegabten Mannes, und die als Anhang in trefflicher Uebersetzung beigegebenen Predigten sind von der ersten bis zur letzten dazu angethan, die Theilnahme, mit der wir den Entwickelungsgang und das seelsorgerliche Wirken des Theologen verfolgt haben, auch dem Kanzelredner zu gewinnen.

Karl Sallmann.

Zur neuern Literaturgeschichte.

Das Junge Deutschland. Ein kleiner Beitrag zur Literaturgeschichte unserer Zeit von Feodor Wehl. Mit einem Anhange seither noch unveröffentlichter Briefe von Th. Mundt, H. Laube und K. Gutzkow. Hamburg, J. F. Richter. 1886. 8. 3 M.

„Es mag seltsam klingen, aber doch ist es wahr, wenn wir sagen: als Deutscher wird man nicht geboren, man muß es werden. Man muß sich dazu erziehen, dazu bilden. Das Deutschthum ist der Idealismus unserer Nation. Bei Franzosen, Engländern und andern Völkern ist die Nationalität eine ganz reale Sache, die ihnen angeboren ist,

wie ihre Sprache, ihre Nase, ihre Arme und Beine; sie kommt fix und fertig mit ihm auf die Welt."

Man mag bezweifeln, ob diese Worte Wehl's heute noch zutreffend sind und ob sie insbesondere für jenes jugendliche Deutschland gelten dürfen, das die großen Ereignisse des Jahres 1870 in seine Kindheitserinnerungen aufgenommen hat. Die jüngere Generation, die den nationalen Gedanken mit der Muttermilch oder wenigstens mit den Grundelementen der Schulbildung in sich aufgenommen hat, dürfte dagegen protestiren, wenn man ihr den Grundsatz predigen wollte, daß man als Deutscher nicht geboren wird, daß man es erst werden muß. Und doch gab es eine Zeit, in der das harte Wort eine Wahrheit war. Es war die Zeit, da die Besten unsers Volks in einem verschwommenen Weltbürgerthum das politische und culturelle Ideal erblickten und da unser größter Dichter in einem seiner Xenien seinem Volke zurief:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens,
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

„Man hat behauptet", sagt Wehl am Schlusse seines Essay, „daß man die deutschen Siege von 1870 und 1871 dem deutschen Schulmeister, d. h. der deutschen Bildung verdanke. Wir geben das freudig zu, allein nur in dem Falle, wenn man zu diesem deutschen Schulmeister auch das Junge Deutschland rechnet." Nebenbei sei bemerkt, daß das geflügelte Wort vom deutschen Schulmeister schon nach der Schlacht von Königgrätz auftauchte; und auch das wesentliche Verdienst des Jungen Deutschland an der nationalen Einigung unseres Volks können wir nur mit einer gewissen Einschränkung gelten lassen. Im Grunde war doch der Liberalismus das Schlag- und Losungswort jener Epoche; nirgends finden wir den nationalen Gedanken klar ausgesprochen. Das Verdienst der Männer des Jungen Deutschland war es vielmehr, daß sie das politische Interesse in Deutschland geweckt haben, und insofern haben sie allerdings dem nationalen Einigungswerk vorgearbeitet. Sie haben unser literarisches Leben von der Herrschaft der romantischen Schule befreit und damit auch auf den öffentlichen Geist wohlthätig eingewirkt. Aus dieser Schule hervorgegangen, „erkannte doch Heine das Verlogene dieser Literaturrichtung zu sehr, um sich noch länger darin behaglich fühlen zu können. Um sich von ihr zu befreien und loszumachen, begann er seinen Spott damit zu treiben und sich dem Liberalismus zuzuwenden, der ihr geschworener Gegner war. Mit Sack und Pack zum Jungen Deutschland übergehend ist er gleichsam der liebenswürdige Judas geworden, der die Romantik um dreißig Silberlinge an den herrschenden Zeitgeist verkaufte." Dieses Bestreben, das politische Interesse unter den Deutschen zu erwecken und für die Heilswahrheiten des Liberalismus einzutreten, drückte der literarischen Thätigkeit des Jungen Deutschland den publicistisch-journalistischen Charakter auf. Der „Esprit", in Rahel verkörpert, war die Waffe, mit der man kämpfte, und durchaus zutreffend ist es, was Feodor Wehl über den Einfluß des jüdischen Elements auf jene literarisch-politische Bewegung sagt. Die klare Formel für diese Bewegung hat dann Wienbarg in seinen „Aesthetischen Feldzügen" ausgesprochen. Seine achte Vorlesung begann mit den Worten:

Die Manifestation einer neuen Anschauungsweise und damit eines neuen Lebens, einer neuen Kunst und Poesie ist, wie wir am Beispiel der griechischen und christlichen sehen, kein momentaner Act, der sich sofort aller geschichtlichen Elemente bemächtigte und die Formen der frühern Anschauungsweise auf einmal zertrümmerte, sondern ein progressiver Act, dem nur allmählich die Ueberwältigung und Ausscheidung der zuckenden abgestorbenen Lebensreste gelingt. Er verharrt die Zeit so lange im Verpuppungszustande, bis ihr unter der Decke die Flügel ausgewachsen sind; sie dehnt sich, lockert sich, erwartet den Augenblick — dann kostet es nur einen Sonnenstrahl, vielleicht den ersten nach schwerem Gewitter, und gesprengt ist der alte Leib und die Psyche der Menschheit athmet wieder in Freiheit ein. In solch verpupptem Zustande erscheint uns die Gegenwart. Sie trägt noch die Larve, und das Leben, das sich im Innern entfaltet, ist nur noch ein hüpfender Punkt, ist noch gemischt aus Seufzern der Hoffnung und Seufzern des Schmerzes. Aber es ist ein neues Leben, so gewiß und wahrhaftig, als das alte todt ist und nur noch mit gespenstischer Hülle das junge drückt, verschließt und beängstigt.

Wienbarg war der Erfinder des Jungen Deutschland; er hat das Losungswort für die Bewegung ausgegeben, für ihre Ziele und Zwecke das Programm aufgestellt. „Welches Merkmal", sagte er, „ist es, das die Aesthetik der neuesten Literatur, die Prosa eines Heine, Börne, Menzel, Laube von früherer Prosa unterscheidet? Ich möchte ein Wort dafür geben und sagen, dieses Merkmal ist die Behaglichkeit, die sichtbar aus der Goethe'schen und Jean Paul'schen Prosa spricht und die der neuesten fehlt. Jene frühern Großen unserer Literatur lebten in einer von der Welt abgeschiedenen Sphäre, weich und warm gebettet in einer verzauberten idealen Welt, und sterblichen Göttern ähnlich auf die Leiden und Freuden der wirklichen Welt hinabschauend und sich vom Opferduft der Gefühle und Wünsche des Publikums ernährend; die neuern Schriftsteller sind von dieser sichern Höhe herabgestiegen; sie machen einen Theil des Publikums aus, sie stoßen sich mit der Menge herum, sie ereifern sich, freuen sich, lieben und zürnen, wie jeder andere; sie schwimmen mitten im Strom der Welt." ... „Behaglichkeit ist in solcher Lage und bei solchem Streben nicht wohl denkbar; die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr; sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buche des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte, die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienste der Musen, sondern auch im Dienste des Vaterlandes, und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete." Das Wort „Vaterland", das uns hier so angenehm berührt, wird in den Schriften der Männer des Jungen Deutschland nur selten genannt; um so öfter das Wort Freiheit. Im Grunde genommen steckt man noch immer tief im Weltbürger-

thum, nur daß das kosmopolitische Ideal nicht mehr einen literarischen und culturellen Charakter, wie zur Goethe'schen Zeit, sondern ein mehr politisches Gepräge zur Schau trug. Mit jubelnder Begeisterung nahm man die Kunde von der Julirevolution auf. Aber man dachte nicht etwa daran, daß eine ähnliche revolutionäre Bewegung in Deutschland zur nationalen Einigung führen könnte; was man ersehnte und erhoffte, war die Befreiung von der Polizeiwillkür, vom Drucke der Censur, kurzum eine Revolution im freiheitlichen und nicht eine Umgestaltung im nationalen Sinne. „Die Deutschen sind ein Volk, welches bis jetzt für die Politik nur wenig Talent gezeigt hat", schrieb Gutzkow, und wenigstens das Interesse an der Politik, den politischen Sinn in ihrem Volke zu wecken, erschien Männern wie Börne und Gutzkow des Schweißes der Edeln werth. Sie waren in dieser Hinsicht Vorläufer der Ideale von 1848 und des nationalen Einigungswerkes der Jahre 1866 und 1870, aber doch nur in dem Sinne, daß sie den Boden empfänglich machten für die nationale Saat, die andere dann ausstreuten. Sicher aber geht Feodor Wehl darin zu weit, daß er Männer wie Heine und Börne zu Trägern der nationalen Idee macht. Diese Männer liebten Deutschland, wie man die Heimat, aber nicht wie man das Vaterland liebt, und selbst in einem geistig weit geringer veranlagten Manne, wie Hoffmann von Fallersleben, lebte doch zehnmal mehr patriotische Leidenschaft als in sämmtlichen Werken des Jungen Deutschland.

Der Verfasser dieses Essay hat einigen Führern dieser Bewegung nahegestanden und die Lösung der Aufgabe, die er sich gestellt hat, in flüchtig hingeworfenen Skizzen uns doch porträtähnliche Charakterbilder der streitbaren Kämpfer des Jungen Deutschland vor Augen zu führen, ist ihm dadurch wesentlich erleichtert worden. Jene intimern Beziehungen haben ihn auch in die angenehme Lage versetzt, seinem Büchlein als werthvolle Beigabe Briefe von Theodor Mundt, Heinrich Laube und Karl Gutzkow anzuhängen, in denen hie und da die literarische Bewegung jener Sturm- und Drangperiode noch nachzittert, während die meisten allerdings einer spätern Zeit angehören. Die Briefe von Theodor Mundt rufen uns einen geistvollen Schriftsteller in die Erinnerung, der heutzutage nur noch in den Literaturgeschichten fortlebt und der durch eine neue Ausgabe seiner Schriften, wenn auch in einer beschränkten Auswahl, der Vergessenheit entrissen zu werden verdiente. Die Briefe Laube's betreffen meist den geschäftlichen Vertrieb seiner Dramen; es sind leicht hingeworfene Mittheilungen und Anfragen im Correspondenzkartenstil unserer Zeit und ohne literarischen Werth. Gutzkow's Briefe dagegen, auch der Zahl nach überwiegend, vergegenwärtigen uns den streitlustigen Kämpfer, der, nachdem Heine sich von dieser Bewegung zurückgezogen hatte, an die Spitze des Jungen Deutschland getreten war.

Wehl's Buch darf uns immerhin als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte jener merkwürdigen Epoche erscheinen. Mit Einzelnem rechnen und rechten wir nicht, wie wenn z. B. (S. 95) Börne als „poetisch gediegener" bezeichnet wird als Heine; im ganzen aber spricht dieser Essay dafür, daß Wehl den Geist jener Bewegung richtig erfaßt und ihn anschaulich und lebendig zu schildern verstanden hat.

Wilhelm Kullmann.

Dialektdichtungen.

1. Allerhand Slag Lüd. Geschichten för den Winterabend von Johann Heinrich Fehrs. Garding, Lühr u. Dircks. 1887. 8. 2 M.

Wat sammelt de Kinner nich all tosam un wiest dat denn as en Hebenwunner Grotvader un Jehann-Ohm un anner Lüd, de to Besök kamt! ... Steen un Blömen, Slangen un Wörm, Schellbieters un Scharmbolln, Stahlfeddern un Friemarken, un de nu gar en Münzsammlung hett, is de Bas, denn för Geld kann man den Düwel tanzen laten. Un wenn de Kinner grot ward, denn söft un sammelt se wat anners, mitto is't beter, mitto ringer as Stahlfeddern un Scharmbolln — sammelt mutt warrn! Un ik sammel ok — worüm schall ik nich? Dukaten schüllt jo dat Best wen, wat man sik tohopen slepen kann, hev ik mi seggn laten, awer de Racker hev ik nie recht sünn kunt, de sünd jowol heel rar. Un wat meenst du, wat ik sök? Minschen — Kinner un ol Lüd. Frilich, de kann man nich opgriepen un in en Sak steken oder as Störkringeln op'n Band trecken: man mutt er en betje genau von alle Kanten besehn un wedder lopen laten, awer denn hett man er Bild ok weg, un dat levt un lacht un snackt un deit grad ebenso lebennig, as weern se dat sülben. Sünd son Dinger nich nett? Wenn ik mal alleen bün un in de rechte Lun, denn lat ik er opmarscheern, denn möt se mi wat vertelln von ole Tiden, von Freuden und Smarten, de in't Minschenhart ut un ingat as Ebb un Flot, von Hochtid un Kindelbeer, Krankheit, Not un Dod. — Un in son stille Stunn'n sünd ok düß lütten Geschichten dalschreben — ik wull di jo geern mal de Biller wiesen, min leev Leser, de ik mi sammelt hev.

Mit den Worten leitet der Verfasser sein Büchlein ein, und nun folgen aus Ilenbeck elf Dorfgeschichten, die mit ihrer Lebendigkeit und Treuherzigkeit, ihrer Kernhaftigkeit und Natürlichkeit bei jung und alt viele Freude bringen werden. Die Erzählungen, länger und kürzer, sind nicht von gleichem Werth. Eine („Die Spinnfrau"), die kürzeste, will sich nicht recht in den Rahmen der übrigen einfügen lassen. Aber alle schlagen einen Ton an, der für sie einnimmt und ihnen eine freundliche Aufnahme im deutschen Hause, nicht blos im norddeutschen, sichert. Wenn der Verfasser, der in der deutschen Lesewelt ja kein Unbekannter mehr ist — von ihm erschienen früher schon „Krieg und Hütte" (1872), „Eigene Wege" (1873), „In der Wurfschaufel" (1877), „Lütj Hinnerk" (1878), „Gedichte"

(1886) —, am Schluß der Vorrede meint: „Un nu, min leew Leser, seh di min Biller mal an; wenn se di gefallt, so kam ik sacht mal wedder, ik hev mehr davon", so können wir für unser Theil hier nur sagen: ja, sie haben uns ganz ausnehmend gefallen, und jede Fortsetzung dieser Art von Plauderei werden wir freudig willkommen heißen.

2. Snaken un Snurren. Gedichte heitern Inhalts in niederdeutscher Mundart von Johann Segebarth. Rostock, Werther. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Von dem Dichter dieser „Snaken un Snurren" sind schon früher drei Bändchen plattdeutscher Erzählungen erschienen, enthaltend: „Die Darßer Schmuggler", „Ut de Demokratentid", „De irste Seemansreise" (in Versen) und „Up Frigensfänt". Dieselben haben in der öffentlichen Beurtheilung reiche Anerkennung gefunden, „Ut de Demokratentid" unter andern auch in d. Bl. Für die neuen Gedichte kann diese Anerkennung nur eine sehr eingeschränkte sein. Natürlich wird es niemand billigerweise einfallen, an dieselben den Maßstab der Reuter'schen „Läuschen un Rimels" zu legen, obgleich der äußere Zuschnitt und das mecklenburgische Platt dazu auffordern. Aber auch diesen Vergleich beiseite gelassen, wollen diese „Snaken un Snurren" nicht recht befriedigen. Bei der großen Mehrzahl sind die dargestellten Umstände zu unbedeutend, den Personen fehlt es an packender Naturwahrheit, die Schilderung verliert sich oft ins Breite, Vers und Reim sind nicht immer fehlerfrei, und vor allem der schlagende Witz wird vermißt, die Pointen sind nicht treffend genug, um die Bezeichnung „Gedichte heitern Inhalts" zu rechtfertigen. Das schließt nicht aus, daß unter den vierundsiebzig Nummern eine Reihe wohlgelungener sich findet, und wenn einmal früher oder später eine Sichtung vorgenommen wird, verdienen es ihrer zwanzig bis dreißig, in einer zweiten verbesserten Ausgabe Aufnahme zu finden.

3. De Wilhelmshäger Kösterlüd'. Von Felix Stillfried. Rostock, Koch. 1887. 8. 3 M.

Wir haben hier eine kernhafte, gesunde, innige und sinnige, mit frischem Humor gewürzte längere Erzählung vor uns, welche über Leben und Schicksale zweier Küsterfamilien in einem mecklenburger Dorfe berichtet. Idyllische Verhältnisse sind es, die uns vorgeführt werden, und in diesen Rahmen passen die Menschen, deren Bekanntschaft wir machen: Pastoren, Stadt- und Landschulmeister, Pächter, Bauern, reich und arm, begabt und unbegabt, gut und böse, kleine und große Gören, wie sie Gottes liebe Sonne bescheint. Ohne falsche Schminke, urwüchsig und dabei liebenswürdig und gemüthlich, weiß die Erzählung in schlichter und doch spannender Entwickelung zu fesseln. Einzelne der geschilderten Personen, wie der Küster Wewer und sein Mriken, die bitterböse Schachtsch und ihre ungleiche Tochter Wischen, der wackere Pastor Strömer, dessen Amtsgenosse Daniel, vor allem aber Vadder Gothmann von Bräsig'scher Abkunft sind Prachtfiguren, deren Porträtbüste der Erzähler mit einer Lebenswahrheit auszumeißeln verstanden hat, daß sie leibhaftig vor uns stehen und wir bald mit alten Bekannten und Freunden zu verkehren meinen. Form und Inhalt des Ganzen verdienen das höchste Lob, und die gelegentliche Selbstpersiflage des Erzählers nimmt uns auch für diesen selber ein, der es über sich bringt, den Werth der eigenen Leistung witzig zu verspotten. „För ditmal", schließt das Buch, „heww ich nu blot den einzigsten Wunsch, dat Fru Wewern dit Bauk nich in de Hänn'n kriggt. Denn worum? Wenn sei nu grad wedder wat von Fritz Reutern lest hadd, wat säd sei denn? Mi dücht, ick hür ehr all: «Ne, Papa, dess' Stillfried, wo dei mi duert, ick kann't nich seggen!» Un künn mi dat woll mit fin?" Fritz Reuter! Er würde seine helle Freude an diesem Buche haben, das ihn seinen Pathen nennen darf, wie es denn auch in derselben Hinstorff'schen Buchdruckerei, welche Reuter's Ruf einst begründete, das Licht der Welt erblickt hat.

4. Schee guten Tog! Ein Gruß aus dem Elsaß an sein Vogtland von Franz Zschweigert. Plauen, Neupert. 1887. 8. 1 M.

Dieser Gruß eines im Elsaß angesiedelten Vogtländers an seine Heimat ist in gebundener Rede gehalten, eine Reihe kürzerer Gedichte und Schnurren, bei denen ein warmes Herz und ein gesunder Humor die Feder geführt hat. Ton und Haltung werden treffend durch die Strophen der Widmung gekennzeichnet, die zur Charakteristik des Ganzen hier folgen mögen:

Wor gung und spindeldörr derbei,
Do hot's mich fortgetrieb'n
Naus in de Welt. Zuletzt bin iech
In'n Elsaß häng' geblieb'n.

Do geht's mer gut. Bie dicker wor'n,
Will drüm do Wurzeln schlog'n —
Doch, Vugtland, dich mei Haametland,
Thu' iech in'n Herz noch trog'n.

Zer Dämmerstund, do klingt a Lied
Ze mir oft übern Rhei —
Wehmütig klingt's, wehmütig klingt's
Und lustig doch derbei....

Do klingt's wie selger Kindhet Zeit,
Wie Kinnerspiel an'n Wald —
Derzwischen's oft miet ehernn Ton
Wie Voters-Stimme schallt.

Oft klingt's su süß wie Mutterlieb,
Wie Liebe ohne End —
Oft herb, herb wie des Ofchieds Schmerz,
Do aanst mir uns getrennt.

Wie Sang von frommen Fraun — su schallt
Drauf raa und hehr dös Lied,
Ze dir, ze dir, watt übern Rhei
Der süße Klang mich zieht.

Oft tönt's miet nei wie Gogdruf hell,
Oft wie Studentenlust,
Dumpf wie begrabner Hoffning Klang
Schlägt's manchmal an mei Brust.

Und watter, watter klingt dös Lied
Zer Dämmring übern Rhei —
Wehmütig klingt's, wehmütig klingt's
Und lustig doch derbei.

Iech kenn den Lied sei Melodie,
Saan'n Text kann iech aa recht,
Verschieden is de Überschrift
Fer'sch stork und schwach Geschlecht:

Bi'n Weibsen wärd's gewöhniglich
„Haamweh" miet Spott genannt,
Bi'n Mansen ober stolz und schee
„De Lieb zen Voterland."

Der Nom is gleich. Iech häng halt fest
An maner Haamet Scholl
Und bräng, mei liebes Vugtland, dir
Heit maner Treie Zoll.

Verwebt ho iech des Liedes Klang
Mit daner Sproche Ton...
Zätt (zieht) übern Rhei, ihr Liedle! Grüßt
's Vugtland von'n ferne Sohn!

Feuilleton.

Der Triumph der französischen Dramatik in den Augen des „Figaro".

Der „Figaro" vom 14. April spricht anläßlich eines kritisch-dramaturgischen Aufsatzes des Schauspielers Coquelin in „Harper's Magazine" über die glänzende Stellung des heutigen französischen Theaters. „Nicht nur entführen uns", sagt Herr Labadie-Lagrave, „die Speculanten der Alten und Neuen Welt unsere berühmtesten Künstler am Seile der Pfunde und Dollars, die anglo-amerikanischen Zeitschriften öffnen auch noch mit Entzücken ihre Spalten den Mitgliedern der comédie française. Das Theater und was damit zusammenhängt ist in den Augen der fremden Völker ein wesentlich französisches Product." Zum weitern Beweise werden die jüngsten Hefte spanischer Zeitschriften angeführt: sobald ein Stück von Sardou oder ein anderes über die Pyrenäen geht, ist es dort naturalisirt. „Die deutsche Kritik zeigt eine weniger entgegenkommende Stimmung. Ihre Vorbehalte stammen nicht von gestern. Die letzte Nummer von «Macmillan's Magazine» belehrt uns, daß Lessing unser classisches Theater nicht ausstehen konnte. Man kann sich nicht die Mühe vorstellen, die sich der Vater der deutschen Dramaturgie gegeben, um zu beweisen, daß die Meisterwerke Corneille's und Racine's in allen Stücken den aristotelischen Regeln entgegenstehen. «Unsere Zeit», die gewöhnlich ziemlich unparteiisch in der Schätzung unsers Landes ist, tritt ein wenig aus ihrer Zurückhaltung heraus, wenn es sich um unsere dramatische Literatur handelt. Der Aufsatz Herrn Spitteler's im Februarhefte dieser Zeitschrift verdient ganz besondere Aufmerksamkeit. Er ist eine sehr belehrende Zusammenfassung all der Schäden, welche unsere östlichen Nachbarn an der vermeinten Anarchie rügen, welcher unser Theater verfallen sein soll. Alle Gattungen sind durcheinander: die Epopöe, die Idylle, lyrische Ergüsse, Feenmärchen, Phantasiestücke haben Bürgerrecht auf der französischen Bühne. Bei uns gibt es nicht, wie in Deutschland, ein Handbuch für Schriftsteller, welche ein Lust- oder ein Schauspiel schreiben wollen. Das Publikum aber vergnügt sich gegen alle Regeln und die Autoren kümmern sich nicht um die unveränderlichen Grundsätze Lessing's in seiner Dramaturgie. Sie ahnen nicht, daß es einen Katechismus gibt, aus dem man ebenso die Kunst lernt, ein gutes Stück zu machen, wie es eine Theorie gibt, die Uebungen eines Regiments zu commandiren. Und während die Vertheidiger der teutonischen Orthodoxie täglich donnernde Broschüren schreiben, um gegen die forwährenden Anleihen zu protestiren, welche die berliner Theaterdirectoren beim französischen Repertoire machen, sagt Karl Frenzel in der «Deutschen Rundschau», als die «Gräfin Sarah», «Eine Gerichtssitzung» und «Francillon» im Residenztheater gespielt wurden: «Lernt, statt euch in hitzigen Reden zu entrüsten, in dieser Weise den Lustspielstil zu handhaben, und wenn ihr in die Praxis der Mache eingeweiht seid, dann versucht, wenn ihr es könnt, Dumas, Augier, Sardou oder Feuillet durch den Adel und die Reinheit eurer Gedanken vergessen zu machen.» Von Spanien anerkannt und von der maßgebendsten deutschen Kritik schließlich angenommen, befestigt sich die dramatische Herrschaft Frankreichs besonders auf der andern Seite des Kanals und des Oceans. Die angelsächsische Rasse, deren Temperament anfangs nichts mit dem unserigen gemein zu haben schien, offenbart für die französischen Stücke eine wahre Anhänglichkeit. Die Uebersetzungen genügen ihr nicht. Sie wollen den Originaltext, ausgelegt durch die Schauspieler, welche die Rollen geschaffen haben! Ja, sie wollen noch mehr. Nachdem sie dem Künstler zugeklatscht haben, wollen sie auch seine Meinung über den Dichter und das Stück vernehmen."

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Revista Contemporanea" vom 15. März kündet die Uebersetzung des Buchs: „Das Leben Kaiser Wilhelm's I.", von Professor Krause, ins Spanische an durch Don Arsenio del Pogo Cadórniga (Madrid 1888). Derselbe hat eine Einleitung und ein Schlußkapitel über Kaiser Friedrich III. hinzugefügt, dem der spanische Geschichtsforscher von seinem Aufenthalt auf der Iberischen Halbinsel her persönlich bekannt ist und für den ganz Spanien in Begeisterung erglühte. Dieser echt südliche Enthusiasmus klingt denn auch aus jedem Satze heraus. Die „Revista" schreibt in ihrer Kritik: „Der Tod floh von San-Remo und ließ sich im Kaiserschloß zu Berlin nieder, um dort das ruhmreichste Leben zu zerstören, das je auf dem stolzen Throne von Deutschland gesessen. Ein Abschnitt der Geschichte wurde damit abgeschlossen: Wilhelm I. sah in seiner Jugend die Niederlage von Jena und den Verrath von Magdeburg mit dem Tilsiter Frieden, um zu sterben mit Lorbern gekrönt... Bei seinem Namen zittern alle Feinde und alle Verbündeten fühlen sich geborgen. In seiner kaiserlichen Hand ruhte das Schicksal von Europa, auch des künftigen, und die um den einzigen Kaiser versammelten Räthe und Generale, deren Einfluß den Gang der Politik in der ganzen Welt mitbestimmt, errichten in Berlin einen neuen Olymp. So steht Wilhelm I. da, unerschüttert bei allen Wechselfällen des Schicksals, niemals sich ungetreu, stetig arbeitend an dem, was er als die ihm von der Vorsehung verliehene Aufgabe bezeichnete. Jeden Erfolg empfing er mit christlicher Demuth und jedes Misgeschick, selbst den schwersten Kummer trug er mit Ergebenheit in den Willen Gottes. Reiner Heldensinn, reine Königlichkeit, reine Milde, reine Frömmigkeit und ein reines Familienleben. Das ist der Charakter des Mächtigsten der Mächtigen in unsern Tagen. So hat ihn der Verfasser der Biographie dargestellt, so tritt er uns nahe und so lieben und betrauern wir ihn mit seinem hohen Sohne und seinen dankbaren Landeskindern. Es ist werth, daß man sich in das Studium dieses Lebens vertieft."

Dieselbe Zeitschrift vom 30. März widmet dem Buche Dr. Th. Piderit's: „Die Mimik und die Physiognomie", übersetzt aus der dritten Auflage von A. Girot (Paris, Felix Alcan, 1888), eine längere

Besprechung, hebt die große Verständlichkeit und Deutlichkeit hervor, mit der die einzelnen mimischen Bewegungen erläutert und erklärt sind, und rühmt es als praktischen Wegweiser für ausübende Künstler, sowie für alle Kritiker des Schauspiels.

„Ein Werk von außerordentlichstem Interesse“, schreibt die „Revista Contemporanea“ vom 15. April, „liegt uns vor in der «Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien» von Graf A. F. von Schack, übersetzt von Don Eduardo de Mier (fünfter Band, Madrid 1888). Der berühmte Kenner der spanischen Literatur, glänzend von Don Eduardo de Mier übersetzt, hat mit ihm ein Meisterwerk geliefert, das dem Inhalte wie der Form nach ein Buch der Gelehrten und Künstler zugleich ist, dabei gar nicht zu reden von den Dichtern und Freunden der Poesie. Die Aufzählung des reichen Inhalts macht jedes weitere Wort unnöthig. Im fünften Bande studirt Graf Schack die Nachfolger Calderon's; prüft die dramatischen Schatten von Francisco de Rojas, Moreto, Matos Fragoso, Monroy, Diamante, Antonio de Mendoza, Alvaro Cubillo, Juan de la Hoz, Antonio de Solis und Augustino de Salazar. Er kritisirt sie in genauer Kenntniß des Materials und der Zeitumstände, die den Verfall des spanischen Theaters im 18. Jahrhundert herbeiführten, sowie das Eindringen des französischen Geschmacks. Weiter beleuchtet Graf Schack die Schriften Moratin's u. s. w.“

— Der vierunddreißigste Band der Schriften des Vereins für Social-Politik: „Die Vorbildung zum höhern Staatsdienste in den deutschen Staaten, Oesterreich und Frankreich“ (Leipzig, Duncker u. Humblot) ist im Auftrage von John Hopkin's Universität in Baltimore von Professor L. Katzenstein ins Englische übersetzt und mit mehrern andern Artikeln über das Studium der politischen Wissenschaften zu einem Buche vereinigt worden. In demselben schreibt Professor Andrew D. White: „Der Zweck der obigen Uebersetzung ist, einen kurzen Einblick in die Gesetze zu gewähren, welche das Studium der Staatswissenschaften in Deutschland ordnen. Deutschland ist schon von alter Zeit her als der Musterstaat im Verwaltungsfache bekannt, sein System ist so vollkommen entwickelt, in allen Verzweigungen so kühn ausgesonnen, daß die Deutschen voll Stolz auf dies Meisterwerk politischer Praxis blicken müssen, zumal der Erfolg der Staatsmänner den Triumphen der deutschen Theorie folgt. Alle die großen Reformen, von der Reorganisation der Verwaltung unter Stein bis auf Bismarck's Socialreform wären nie ohne eingehendes Studium der politischen Wissenschaften möglich gewesen. Darum richten wir die Aufmerksamkeit aller amerikanischen und englischen Leser auf das deutsch-politische Erziehungssystem, welches die Urbewegungskraft der politischen Maschine ist. Wir finden die besten Kenntnisse darüber in den Veröffentlichungen des Vereins für Social-Politik. Aus denselben geht hervor, daß Deutschland eins der am besten regierten Länder ist, weil es den am besten entwickelten Staatsdienst hat. Der letztere bestimmt in hohem Grade den politischen Charakter eines Reichs. Wir wissen, daß die besten Gesetze nichts taugen, daß die Arbeit intelligenter Rechtsgelehrten zerstört wird, daß der Wille des Volks nicht geschieht, wenn die Beamten, denen die Ausübung und die Hut der Gesetze anvertraut ist, sich als unfähig erweisen. Selbst die Absichten der vortrefflichsten Verfassung sind in das Gegentheil verkehrt durch die Uebertretungs- und Unterlassungssünden oder den Unverstand einer schlechten Verwaltung.“ Dies zur Illustration der Geltung Deutschlands im Auslande.

Bibliographie.

Bamberger, L., Pessimistisches. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Herausgegeben von v. Löbell. 1888. 3tes Hft.: Kaiser Wilhelm. Ein Umriß seines militärischen Lebens von M. J. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 50 Pf.

Biedermann, G., Philosophie als Begriffswissenschaft. Natur-Philosophie. Des Systems der Philosophie 2ter Thl. Prag, Tempsky. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Daudet, A., Frau Potiphar und andere Erzählungen. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von P. Heichen. Berlin, Jacobsthal. 8. 2 M.

Eisenhart, W., Der nächste Krieg mit Rußland und seine politischen Folgen. Halle, Fricke. Gr. 8. 60 Pf.

Engel, J., Stephania. Romantisches Drama. Magdeburg, Baensch Nachf. 8. 1 M. 20 Pf.

Feit, P., Sophonisbe in Geschichte und Dichtung. Vortrag. Lübeck, Gläser. Gr. 8. 40 Pf.

Fritz, S., Briefe eines Junggesellen. Stimmungsbilder. Leipzig, O. Wigand. 12. 2 M.

Glarean, Die Heineade. Berlin, Bohne. Gr. 16. 50 Pf.

Greyerz, O. v., Beat Ludwig von Muralt (1665—1749). Eine literar- und kulturgeschichtliche Studie. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gutersohn, J., Gegenvorschläge zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 60 Pf.

Hauser, F., Ein Weg zur Liebe. Eine Dichtung. Berlin, Conrad. 8. 1 M. 50 Pf.

Heiberg, H., Menschen untereinander. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Hillern, Hermine v., Um Eid und Ehr'. Erzählungen aus alter Zeit. Mit Illustrationen von M. Zeno Diemer. Stuttgart, Krabbe. 8. 4 M.

Ibsen, H., Kaiser und Galiläer. Ein weltgeschichtliches Schauspiel in zwei Theilen. Deutsch von P. Herrmann. Berlin, S. Fischer. 8. 3 M.

Keil, E., Das Priesterjubiläum des Papstes. Erinnerungen und Mahnungen. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 60 Pf.

Kochendörffer, F., Gedichte. Preßburg, Steiner. 8. 2 M.

Laugen, S. M., Unser Kaiser. Gedicht zur Erinnerung an den 9. März 1888. Berlin, Zenker. 4. 20 Pf.

Lindenberg, H., Emanuel Geibel als religiöser Dichter. Vortrag. Lübeck, Quitzow. 8. 50 Pf.

Lüscher, R. T., Patriot und Rebell. Vaterländisches Volksschauspiel aus der Zeit des Zusammenbruches der alten Eidgenossenschaft. St. Gallen, Hasselbrink. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Milian. Von Amalie Crescenzia. Wien, Konegen. 8. 4 M.

Die Mopsiade. Eine Militär-Burleske. Frei nach der Jobsiade von Mikado. Leipzig, Reißner. 8. 1 M.

Ostermann, W., Zur Herbart-Frage. Ein Wort der Erwiderung an Herrn Otto Flügel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 M.

Philippi, F., Das westfälische Vemegericht und seine Stellung in der deutschen Rechtsgeschichte. Stettin, Herrcke u. Lebeling. Gr. 8. 60 Pf.

Piper, C., Ein mathematischer Beweis der Unsterblichkeit des Menschen. Lemgo, Ohle. Gr. 8. 1 M.

Lustiger Berliner Pitaval. Neuer Humor vor Gericht im Berliner Dialect. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Plaeschke, M., Aus Deutschlands Schmerzenstagen. Ein Erinnerungsblatt. Düsseldorf, F. Bagel. Gr. 8. 20 Pf.

Resch, Helene, Die Fürstin und ihr Landeskind, oder: Erbarme Dich meiner! Erbarme Dich unser! Socialistisch gehaltene Erzählung für alle Stände. 4 Hefte. Leipzig, H. Resch. 8. à 50 Pf.

Sarrazin, G., Beowulf-Studien. Ein Beitrag zur Geschichte altgermanischer Sage und Dichtung. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 5 M.

Schmidt, A. S., Neue Bismarck-Anekdoten. Interessante Aufzeichnungen aus dem Leben unseres Reichskanzlers. 1ste Lfg. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 8. 40 Pf.

Schneider, K., Bildungsziel und Bildungswege für unsere Töchter. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 60 Pf.

Schottky, E., Hannibal, ein Drama. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 8. 3 M.

Sienkiewiez, H., Mit Feuer und Schwert. Roman in 4 Bdn. Uebersetzt von C. Hillebrand. Mit einer Einleitung von R. Löwenfeld. 4 Bde. Berlin, Landsberger. 8. 12 M.

Singer, J., Ueber sociale Verhältnisse in Ostasien. Vortrag. Wien, Deuticke. Gr. 8. 1 M.

Storm, T., „Es waren zwei Königskinder“. Berlin, Gebr. Paetel. 12. 2 M.

Sturm. (Gedichte.) Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M.

Teich, F., Gedichte. 2tes Bdchn. Dresden, Albanus. 8. 2 M.

Thikötter, J., Halleluja. Lateinische und deutschen Hymne. Bremen, Heinsius. 8. 1 M. 80 Pf.

Thikötter, J., Das Verhältniß von Religion und Philosophie, historisch und kritisch beleuchtet. Vortrag. Bremen, Valett u. Comp. Gr. 8. 80 Pf.

Tiberghien, M. G., Der gegenwärtige Agnosticismus in seinen Beziehungen zu Wissenschaft und Religion. Vortrag. Dresden, Barth u. Schirrmeister. 8. 1 M.

Tietzen, H., Zinzendorf. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 5 M.

Trede, T., Leo XIII. und sein Jubiläum. Neues und Altes aus dem Vatikan. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Trissino, G. G., Sophonisbe. Tragödie. Uebersetzt von P. Feit. Lübeck, Gläser. 4. 1 M. 20 Pf.

Volkmann, Geschichte des Magdeburgischen Pionier-Bataillons Nr. 4 1813 bis 1887. Mit 1 Titelbild und 2 Uebersichtskarten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.

Wildenbruch, E. v., Unser Kaiser Wilhelm. Gedicht. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 4. 50 Pf.

Wollmann, Kurze Darstellung der Geschichte des Brandenburgischen Pionier-Bataillons Nr. 3. 1742—1887. Auf dienstliche Veranlassung zusammengestellt. Minden, Bruns. 8. 60 Pf.

— — Geschichte des Brandenburgischen Pionier-Bataillons Nr. 3. Auf dienstliche Veranlassung zusammengestellt. Mit 1 Formations-, 1 Uniformen-Tafel und 5 Plänen. Minden, Bruns. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Zola, E., Lili und andere Erzählungen. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von P. Heichen. Berlin, Jacobsthal. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Redacteur!

Ein jüngerer Schriftsteller, der kritische, historische und **poetische** Arbeiten in den vornehmsten deutschen Zeitschriften veröffentlicht hat, würde gern in eine entsprechende Redaction eintreten. Offerten unter Chiffre **Z. 25** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Fünf Bände.

8. Jeder Band geh. 5 M. 50 Pf., geb. 6 M. 50 Pf.

Inhalt:

Erster Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Sechste Auflage.
Zweiter Band: **Lateinische Sommer.** Fünfte Auflage.
Dritter Band: **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Sechste Auflage.
Vierter Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Vierte Auflage.
Fünfter Band: **Apulische Landschaften.** Zweite Auflage.

Gregorovius' Wanderjahre enthalten das Tagebuch seines langen Lebens und Wanderns und seiner Studien in dem classischen Lande, wo er die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter schrieb. Die vielseitigen, anziehenden Schilderungen sind Landschaftsgemälde von bleibendem historischen Werth, wie von künstlerischem Stil. Gregorovius hat sie als ein neues Genre in der Literatur geschaffen, die vor ihm nichts Aehnliches besaß. Die schnelle Verbreitung dieser Bände lehrt, daß sie in der literarischen Welt ihren dauernden Rang gefunden haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von

Rudolf von Gottschall.

Zwölfter Theil. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der zwölfte Theil des „Neuen Plutarch“ bietet die Lebensbilder der Königin **Maria Stuart,** von Prof. Walter Friedensburg in Göttingen, König **Friedrich Wilhelm's IV.** von Preußen, von Prof. Theodor Flathe in Meißen, und **Goethe's,** von Prof. Adolf Stern in Dresden.

Die Sammlung ist hiermit vorläufig abgeschlossen; sie hat sich als ein deutsches Haus- und Familienbuch bereits fest eingebürgert und verdient als solches die wärmste Empfehlung.

Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

Verzeichnisse des Inhalts der 12 Theile sind durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dizionario completo italiano-tedesco.
Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache.

Von

H. Michaelis.

Fünfte Auflage.

Erster Theil: Italienisch-Deutsch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Zweiter Theil: Deutsch-Italienisch. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.
Complet in Einen Band gebunden 14 M.

Michaelis' Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch, das bereits in fünfter Auflage vorliegt, ist binnen wenigen Jahren in Deutschland wie in Italien heimisch geworden und als das beste anerkannt, das beide Nationen für den Hand- und Schulgebrauch besitzen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Grundriß der italienischen Grammatik

für Schul- und Privatgebrauch.

Von

Gio. Meli.

Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 1 M. 25 Pf.

Diese kurzgefaßte Grammatik hat infolge der darin angewendeten praktischen Methode, welche die Erlernung des Italienischen sehr erleichtert, rasch großen Beifall gefunden, sodaß in kurzer Zeit eine neue Auflage nöthig wurde.

Zur Ergänzung für vorgeschrittene Schüler erschien:
Meli, Grundriß der italienischen Syntax. 8. Geh. 80 Pf.

JEDE BUCHHANDLUNG VERMITTELT DEN UMTAUSCH.

SIEBZEHN BÄNDE.

50 Mark Vergütung
erhält vom April 1888 an jeder neue Käufer von
Brockhaus' Conversations-Lexikon
13. soeben vollendete illustrirte Aufl., gegen Rückgabe irgendeines älteren Conversations-Lexikon.

434 BUNTE U. SCHWARZE TAF.

IM UMTAUSCH GEBUNDEN 111½ M. STATT 161½ M.

Für Kinder genügt ¼—½, für Erwachs. ½—1
Tam.-Confitüre.
In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek.
C. Kanoldt Nachf.,
Ap.—Gotha.

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien
Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende
Confiture laxative
von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.
Allein ächt.
Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen
Verstopfung,
Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc.
fortlaufend
in Anwendung.

(Mit einer Beilage: Aufruf des allgemeinen deutschen Sprachvereins.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 17. Mai 1888.

Zum Frauenschriftthum.

1. Deutscher Bücherschatz. Band I. u. II. Die Alfinge. Altdeutsches cultur-historisches Zeitbild. Von Marie Hanstein. Mit einführenden Worten von F. Dahn. Eisenach, J. Bacmeister. 1888. 8. 4 M.
2. Loreley. Rheinsage in elf Gesängen von Mary Koch. Zweite Auflage. Reutlingen, Kocher. 1887. 12. 4 M.
3. Verscholl'ne Mär. Ein Novellencyklus von König Artus Tafelrunde. Von Villamaria. Berlin, Haack. 1888. 8. 2 M. 80 Pf.
4. Liederborn. Gedichte von Emma Croon-Mayer. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze. 8. 3 M.
5. Im Kampf um die Zukunft. Dichtung von Marie Janitschek. Stuttgart, Spemann. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß gerade mir das nachgelassene Werk Marie von Hanstein's: „Die Alfinge" (Nr. 1) zur Besprechung in d. Bl. zugesendet wurde. Die am 7. Januar 1882 in Berlin zur ewigen Ruhe eingegangene Dichterin war mir eine theure Freundin, die ich hoch verehrte. Eine Schülerin Jakob Grimm's, war sie der Poesie der deutschen Vorzeit fleißige Pflegerin und suchte ihre dichterischen Stoffe fast ausnahmslos in dem Sagenschatze jener längst entschwundenen Tage hoher Kraft und Treue. Daß sie es mit dem einem reinen Wollen auch entsprechenden Können that, zeigen wol deutlich die kritischen Stimmen, die, beim Erscheinen ihrer einschlägigen Werke in den hervorragenden Blättern Deutschlands der Dichterin Lob sangen, ja, als nach ihrem „Des Knappen Siegwart goldenes Buch", das Alexander Jung mächtig begeisterte, ihre „Aslaug Sage" erschien, da schrieb Karl Simrock der damals schon alternden und immer kränkelnden Verfasserin: „Ich bin nur Uebersetzer, während Ihnen das schöne Talent geworden ist, die alte todte Poesie gleich einer andern Hilde wieder zu erwecken." Dann folgte die reizende Dichtung „König Dietrich und Königin Gotelind" (1881 bei P. Hanstein in Bonn) und nach ihrem Tode die Erzählung „Auf dem Wolfsbühel", zu der ich noch unter dem schmerzlichen Eindrucke der Trauerbotschaft von ihrem Hinscheiden eine einfache Vorrede schrieb. All dies Wirken, all die schönen Dichtungen waren nicht im Stande, der einsam und ungekannt in Berlin lebenden Frau wenigstens einen kleinen Leserkreis zu werben. Der Grund zu diesem unseligen Umstande lag in der Form, welche sie als poetischen Ausdruck ihrer dichterischen Erzeugnisse wählte — alles war feste, kernige, knappe Stabreimdichtung. Wer liebt diese in unsern Tagen, da man doch ausschließlich nach sogenannter leichter Lektüre hascht? So blieb sie denn ungekannt und man konnte nach ihr ebenso fragen, wie sie im ersten Gesange ihres „Goldenen Buchs" nach Saga fragt:

> Kennst du im Heimatswalde die liederkund'ge Maid,
> Urväterweisen harfend in tiefster Einsamkeit?

Und heute ist sie vergessen. Doch sie soll es nicht bleiben. Es ist eine schöne, eine heilige Aufgabe der Kritik, immer wieder auf solche Dichter hinzuweisen, denen das bittere Los unverdienten Vergessenwerdens zutheil wurde. Möchte es mir doch gelingen, durch diese Blätter auch weitere Kreise für die poesieduftigen Dichtungen der nun Verklärten zu gewinnen.

Ein erneuerter Anlaß, wieder auf die Dichterin Marie von Hanstein und ihr Wirken hinzuweisen, bietet sich durch das Erscheinen ihres nachgelassenen Buchs, zu dessen Herausgabe es endlich doch gelang, einen Verleger zu finden. Vier Jahre vor dem Erscheinen der „Ahnen" Gustav Freytag's lagen „Die Alfinge" druckfertig. Jetzt bilden sie den schönen Beginn eines neuen literarischen Unternehmens („Deutscher Bücherschatz"), das schon durch die Wahl dieser culturhistorischen Erzählung den Beweis liefert, wie ernst es dem Leiter und Herausgeber um die Sache ist. Es wird uns in diesem Werke der echte, der hohe Genuß geboten, an der Hand der kundigen Dichterin eine Rück-

und Umschau in jene längst entschwundenen Zeiten zu halten und einen Blick zu thun in das von Glauben und Aberglauben getragene altdeutsche Familienleben. Aegil, der sangeskundige, erzählt uns die Geschichte Adalger Alfsohn's und seiner Nachkommen, die sich Alfinge nannten, und während wir seinem Vortrage lauschen, lernen wir Sitten, Gebräuche, Lebensführung und Anschauung unserer Altvordern in einer Weise kennen, die, schon der knappen, oft kargen Erzählungsart entsprechend, nie aufdringlich oder tendenziös wird. Alles culturhistorisch höchst interessante Beiwerk ist mit solchem Geschick in die Handlung und Erzählung verwebt, daß es niemals den Fortgang der Ereignisse hemmt, im Gegentheil zum Verständnisse derselben stets nöthig erscheint. Gleich im Beginn der Erzählung treten wir durch den Umstand, daß einer der Nachkommen Adalger's getauft ist, in jene mächtige Zeit, da Karl der Große die neue Lehre verbreitete: ein historischer Hintergrund von hoher Bedeutung. Ich kann nicht umhin, hier besonders die Objectivität zu betonen, mit der die Verfasserin den Kampf der heidnischen Germanen gegen das Christenthum schildert; dieser Zug des Werks könnte manchem Tendenzschriftsteller zum Muster dienen. Guntrada richtet an ihren Sohn Eberwolf die Frage, was aus den Sendmännern geworden, die auf Karl's des Großen Befehl den Weg nach dem Lindenhofe nahmen. Was Eberwolf hierauf antwortet, diene zur Erhärtung meiner Aussage und sei zugleich eine Probe der Schreibweise Marie von Hanstein's:

„Nun du es willst, Mutter, werd' ich geständig sein", antwortete Eberwolf. „Die Sendemänner hatten ein Bild ihrer Göttin bei sich, dazu einen Brief. In diesem Briefe befahl der König dem, welcher hier auf dem Schwanberg gebiete, das Bild am Stamme der Hildalinde befestigen zu lassen. Also sollte dies unser Heiligthum der Christgöttin geweiht werden. So man sich aber hier dem widersetzte, würde Karl Kriegsvolk senden, den Baum umzuhauen und zu verbrennen." Auf diese Kunde fuhr alles Volk im Saal von den Bänken. Da erhob Eberwolf den Bragebecher und that dies Gelübde, kein Getaufter solle die Hand legen an Hilda's Heiligthum, er sei denn todt:

Das geht so, seit sie Glocken gießen
Und hängen in hohe Thürme,
Der scharfe Schall sie schöner dünkt
Denn Blattgesäusel im Baum.

Die Zweige schauern und schlagen zusammen,
Naht Hilda, darin zu ruhen.
Süßer tönt es denn Glockensang
Der Herrin des weißen Windes.

Nicht gräbt die Axt in den grauen Stamm
Der Christengöttin die Kammer,
Nicht frißt der Gluthund das grüne Laub,
So lang ich Herr hier heiße.

Eberwolf setzte nun an, um zu trinken. Indem hört er seine Mutter sagen, hier sei viel verheißen. Eberwolf antwortete: „Adalger, unser Stammvater, hat die Linde zu hüten gelobt. Er that den Eid für sich und seine Erben, und Anshelm und Herbrand hielten ihn, aber Herwolf, mein Vater, brach ihn. Und das ist wohl gewiß, daß dieser Eidbruch meinem Vater im Herzen brannte, bis das kalte Wasser des Rheins an ihn kam. Heiliger achte ich unsern Baum, den Himmlische schufen, darunter anzubeten, denn die Häuslein aus Holz und gelber Erde und Stein, die Menschen errichten. Und nicht genieße meiner Nachkommen einer hier Gutes, er warte denn der Linde, wie ein Alfing soll."

Ich hätte aus dem vorliegenden Werke leicht andere Stellen anführen können, aus denen mehr noch, wie es hier der Fall, echte heimatliche Poesie, die Poesie des nordischen Urwaldes entgegenduftet, die von der schönen Zierde der Reinheit, Keuschheit und Natürlichkeit beredter zeugen, sodaß man jedem jungen Mädchen getrost diese Lektüre in die Hand geben kann, doch ich wollte damit zugleich ein Beispiel der Erzählungsweise bieten, deren sich Marie von Hanstein in ihren Dichtungen vorzugsweise befleißigt. Darüber sagt sie in ihrer lesenswerthen Vorrede zu den „Alfingen":

Für die vorliegende Arbeit war es mir die (in ehrenvollem Gegensatze zu der Fremdes nachahmenden gekünstelten Vortragsweise unserer alten Chronisten) volksthümlich entwickelte, altnordische, die isländische Schriftsprache, die Sprache der dichterischen „mythisch-historischen" (Niebuhr-) Erzählungen, Sagaen, aus dem Heldenalter des kampfgewaltigen, poesievollen Bardenvolks der wundersamen Eis- und Feuerinsel, die, vom Dialoge belebt, versgeschmückt, ein reizvolles Mittelglied zwischen der Zeit der Lieder und der der Geschichtschreibung bildet. Die schlichte, oft knappgemessene, überall doch vollgenügende Ausdrucksweise der Redenden entspricht dem Bildungsgrade der Zeit, in welcher sie dargestellt werden. Man wird sich mit wehmüthiger Andacht dabei des einstigen Werthes des Wortes bewußt. Noch heute wohnt jene Ausdrucksweise dem Naturmenschen bei; der Gebildete ist mit Worten verschwenderisch in sprachentkräftenden Uebertreibungen.

Dies sagt genug und kennzeichnet vollkommen den Standpunkt unserer Dichterin. Ihre Mitschwestern in Apoll, die mit Begeisterung in einschlägigen mehr oder minder gelungenen Werken die nordische Göttersage pflegen und dadurch auch den Sinn für die Poesie unserer Vorzeit im deutschen Publikum wecken und nähren, haben allerdings der nordischen Muse ein modernes Sprachgewand um die mächtigen Schultern geworfen und so hat sie leichter Eingang gefunden, d. h. die betreffenden Dichterinnen hatten mit ihren Werken mehr Glück. Wenn aber Marie von Hanstein erzählt, so müssen wir uns davon überzeugen, daß auch jenes Kleid, jenes poesieduftende Gewand, in welchem ihre, die gleiche Muse einhergeht, wenigstens ebenso schön ist, und ich stehe nicht an, den deutschen Lehrern an dieser Stelle den unmaßgeblichen Rath zu ertheilen, sie mögen der ihnen anvertrauten reifern Jugend die Dichtungen Marie von Hanstein's zum Lesen geben; sprachlich werden sie auf jeden Fall gewinnen. Daß die Dichterin in ihrem nachgelassenen Werke uns nicht das bietet, was wir sonst einen „Roman" zu nennen pflegen, könnte ihm nur bei solchen Lesern zum Nachtheile gereichen, die, wie schon eingangs erwähnt wurde, nach leichter Lektüre haschen. Es ist eben ein „culturhistorisches Zeitbild" und als dieses eine tüchtige Leistung, die Felix Dahn zu den Begleitworten veranlaßte: „Ueberall bekundet sie die zarte, edle, feine Empfindung der Verfasserin nicht nur — auch die gründliche Kenntniß des germanischen Alterthums. Die würdige Schülerin Jakob Grimm's redet hier zu uns."

Daß unsere schriftstellernden und dichtenden Frauen mehr denn je nach Marie von Hanstein's Vorbilde sich der Schätze der germanischen Mythologie bemächtigen, zeigen eine Reihe von Publicationen, die aus leicht begreiflichen Gründen durch das gehobene Nationalgefühl seit den gewaltigen Errungenschaften der kriegerischen Zeit von 1870 und 1871 entstanden. Da ist Frau Agnes Kayser-Langerhannß mit ihrem prächtigen Epos „Odin", Fräulein A. Jüngst mit ihrer schönen Dichtung „Der Tod Baldur's", M. Werner mit ihrem „Ragenhart und Swanhild", Hermine von Hillern mit „Der Skalde", Frau E. Escherisch mit „Saga", Carola von Schirnding mit „Norddeutscher Sagenkreis" u. a.

Mary Koch bringt uns nun ihr Epos „Loreley" (Nr. 2) in zweiter Auflage. Ich könnte nicht behaupten, daß mich diese Dichtung besonders angemuthet. Die Verse fließen allerdings ganz gut, sind aber durchaus nicht gefeilt und die Wahl der vierundeinhalbfüßigen Trochäen und des daraus erfolgenden weiblichen Reims scheint mir nicht eben die glücklichste. Die Sprache entbehrt des dichterischen Schwunges, nur selten wird uns beim Lesen warm ums Herz. Zu dem Besten gehören einzelne eingestreute Lieder, wie das auf S. 18 oder das im volksthümlichen Tone gehaltene auf S. 218.

Eigenthümlich berühren in einem Gedichte, dessen Handlung sich in der Zeit des noch nicht ganz ausgerotteten Heidenthums und der neuen Christuslehre abspielt, Ausdrücke, die man sonst zu den überflüssigen Fremdwörtern zu rechnen pflegt. Und was den Reim anbelangt — ich will kein Splitterrichter sein — übersteigt die Verfasserin die Grenzen des Erlaubten; so heißt es u. a.

Zu seiner Rechten Bischof Udo,
Zur Linken Friederich von Köln,
Sie sind vereinet jetzt erschienen.
Um ernstes Urtheil hier zu fäll'n.

Oder reimt sich an anderer Stelle: Gasteins und Mainz, Platz und Raths u. s. w.

Stofflich ist das Epos gut geordnet, die Einheitlichkeit festgehalten, der Aufbau also geglückt — aber nun fehlte die künstlerische Hand zur dichterischen Durchführung und Ausschmückung des Ganzen, mit einem Worte das Wie blieb hinter dem Was weit zurück.

„Verscholl'ne Mär" von Frau Villamaria (Nr. 3) ist allerdings ein Werk ganz anderer Art. Auch diese Verfasserin greift in den Sagenschatz längst entschwundener Tage und zwar mit der löblichen Absicht, jenen Theil des Volks mit den Heldengestalten der Vorzeit und mit deren Schicksalen bekannt zu machen, der nicht an solchen Stätten lebt, wo man, zumal in neuerer Zeit, an größern Schaubühnen die Auferstehung derselben feiert. Sie nimmt als Grundlage für ihren Novellencyklus die Artus- und Gralsage und weiß die einzelnen Erzählungsblüten zu einem duftigen Kranze zu winden. So hat sie ein dankeswerthes Volksbuch geschaffen, das bei der selbst in gebildeten Kreisen oft auffallenden Unkenntniß der bedeutendsten Sagengebiete recht große Verbreitung verdient. Ein Zauber von Liebespoesie schwebt besonders über dem Schicksale der schönen Ginevra und des Ritters Lanzelot und die duftige Erzählungsweise der Verfasserin macht selbst den wehmüthigen Ausklang des Novellenkranzes zu einem versöhnenden. Frau Villamaria, die nebenbei gesagt, auch ganz tüchtige Studien auf diesem entlegenen Gebiete gemacht, zeigt sich als ihrer Sache vollkommen gewachsen. Wir rufen ihr und ihrem Werke, das auch mit dem Bilde der Dichterin geschmückt ist, ein herzlich „Glückauf!" zu.

Von den Sagendichtungen gehe ich nun auf zwei Publicationen selbständiger Schöpfung über. Da ist zunächst die erst im jüngsten Jahrgange von Kürschner's Literaturkalender genannte Dichterin Frau Emma Croon-Mayer mit ihrem in zweiter Auflage erscheinenden „Liederborn" (Nr. 4). Die in Aachen lebende Verfasserin hatte ihre Poesien schon vor fünf Jahren für den Freundeskreis veröffentlicht und dieser hat durch die wohlwollende Aufnahme des Werks eine zweite Auflage desselben veranlaßt, wobei die günstige Beurtheilung Emil Ritterhaus' jedenfalls den Ausschlag gegeben. Ich kann dem beliebten Poeten nur beipflichten. Gleich das erste, echt lyrische Stimmungsgedicht fesselt und man findet, von Blatt zu Blatt im Lesen fortschreitend, vieles, was als echte, goldige Poesie anmuthet. Der Kreis, in welchem sich das Gefühls- und Gedankenleben der Dichterin bewegt, ist ein kleiner, aber sie füllt ihn mit ihren Herzens- und Geistesblüten ganz aus. Besonders unter den „Rosen", „Lilien und Rosmarin" betitelten Dichtungen finden sich solche, die, weil sie dem treuen deutschen Mutterherzen entspringen, uns oft eben durch ihre unnachahmliche Einfachheit und Gemüthswärme die Thräne der Rührung ins Auge locken. Wol hätte eins oder das andere Gedicht wegbleiben können, weil es in nicht gleich glücklicher Stunde wie die Mehrzahl aus dem Borne des Gemüths geschöpft zu sein scheint; aber selbst diese wenigen bescheidenern Blüten gereichen dem Ganzen nicht zur Unzierde. Auch ihrer Vaterlandsliebe gibt sie nicht minder deutlichen Ausdruck wie ihrem Localpatriotismus, in dem sie in der Abtheilung „Wegewarte" begeisterte Töne zur Schilderung Aachens und seiner reizenden Umgebung findet, im Gegensatz zu Heine, der wie männiglich bekannt in seinem „Deutschland ein Wintermärchen" dort nur der tödlichen Langeweile begegnet sein will. Der „Liederborn" Frau Croon's ist eine einfache, aber schöne und duftige Gabe. Zur Charakteristik ihrer Schreibweise und ihres dichterischen Vermögens diene der Schluß aus „Das erste Wort":

Da plötzlich hieltest inne du im Spielen,
Du kamst zu mir, umglüht vom Abendlicht,
Und deine blonden Ringellöckchen fielen
Dir weich ins unschuldsvolle Angesicht.
Ein Seufzer schien auch deine Brust zu schwellen,
Und dann — aus dem verborgnen Geisteshort,
Aus deiner Muttersprache tiefen Quellen
Hobst du's hervor, dein erstes, eignes Wort.

Da hab' ich froh dich auf mein Knie gehoben,
Voll Rührung deinen kleinen Mund geküßt,
Und in dem Wort, das deine Lippen woben,
Hab' ehrfurchtsvoll ein heil'ges ich begrüßt.
Nun darf ich froh dein kindlich Stammeln lenken
Und täglich wird das holde Wunder neu, —
O, möcht' ich in die tiefste Seele senken
Dir mit dem deutschen Wort die deutsche Treu!

Und nun zu einer Dichterin, die schon einmal und zwar mit Glück und festen Schrittes (mit ihrem Buche „Legenden und Geschichten") in die Oeffentlichkeit getreten. Es ist Frau Marie Janitschek aus Straßburg. Sie bietet uns in „Im Kampf um die Zukunft" (Nr. 5) eine Dichtung schwereren Gewichts, wie wir solche auf dem Gebiete des weiblichen Schriftthums seltener finden. Die Poetin führt uns in einen Krankensaal, wo eine sterbende Mutter ihre Tochter den Stürmen des Lebens in dem Augenblicke preisgibt, als sie ihre matten Augen für immer schließt. Die Frage: „Werden wir uns wiedersehen?" bildet nun die Achse des Gedichts, in welchem die Verfasserin eine schöne dichterische Darstellungsgabe bekundet. Wenn auch die Grundidee des Poems keine originelle ist, so ist es doch bei einer Dichterin, wie Frau Janitschek, natürlich, daß wir nicht mit alltäglicher Kost abgespeist werden, da sie durchaus nicht breitgetretene Wege wandelt. Die Bilder, welche sie entrollt, sind schöne Illustrationen zu großen Fragen. Schöne, mächtige Gedanken, denen nur in wenigen Fällen nicht zugleich der schöne Ausdruck entspricht, originelle, oft packende dichterische Bilder zeugen von einem Talente, das der Anerkennung sicher sein darf. Sie zeigt uns auf Schritt und Tritt, daß sie ein offenes Auge hat für die Leiden und brennenden Fragen dieser Welt, wobei auch die socialen Bewegungen unserer Tage nicht unberührt bleiben. Oft gewinnen einzelne Theile der Dichtung odenhaften Schwung; so in dem Gebete des weiblichen Faust, der mit eingangs erwähnter Frage nach Erkenntniß ringt. Auszustellen hätte ich an dem Gedichte die zu gering motivirte Wendung aus dem Zweifel zum Glauben an die allmachtgewordene Liebe oder besser noch, die mangelnde Klarheit dieser Wendung. Sie läßt die „Vernunft" sprechen und man wartet nach den tüchtigen, mit edlem dichterischen Schwung vorgetragenen Aeußerungen derselben auf eine ebenso tüchtige Antwort im gegentheiligen Sinne. Sie wird uns gegeben, bleibt aber, was Ueberzeugungskraft anbelangt, hinter der erstern zurück. Die weitern Ausführungen bringen dann als Schluß des interessanten Poems das vom dichterischen Hauche getragene Glaubensbekenntniß der Heldin:

Die Liebe, die gewaltige große, die
Den Herrn selbst trägt auf ihren Schwingen fort,
Sie weiß des Wiederfindens Zauberwort.
Wenn du an eines Abgrunds Rande blühst
Als stille Blume, und ich wandle, träumend
Und dich nicht kennend, ernst an dir vorbei,
Dann ist's dies Wort, das plötzlich uns erschließt
Des Wiederfindens namenlose Wonnen.
Das Wort heißt Gott! Du blickst nach ihm, dem Bronnen,
Der dich mit süßem Lebensthaue segnet,
Ich schwinge mich empor zu deiner Schönheit,
Und sieh, der Augenblick umschlingt die Geister
Mit einem Band, das stärker als die Sphären,
Die seine Werke knüpfen an den Meister.
Denn stärker als das erzene Gefüge
Des Weltalls, das sein Finger schmelzen macht,
Ist er, den kein Gedanke noch erdacht.
Er ist der Ewige. Und darum währt
Auch jener Wiederfinden in ihm ewig,
Die ihren Blick nach seiner Höh' gekehrt.

Karl Schrattenthal.

Romane und Novellen.

1. Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Neunzehnter Band. München, Oldenbourg. 1887. 8. 1 M.

Dieser Band enthält drei Novellen: „Der Hergottschnitzer von Ammergau", von Ludwig Ganghofer; „Verzaubert", von Hans Arnold; „Cezar Grawinsky", von Adelheid Weber. Die erste der drei Novellen ist bekanntlich von Ludwig Ganghofer und Hans Neuert dramatisirt worden. Das Volksstück erzielte einen großen Erfolg und machte den Namen des Verfassers sehr bekannt. Die Novelle selbst ist durch das Stück in den Hintergrund gedrängt worden, aber, wie ich glaube, mit Unrecht. Das frische, urwüchsige Talent Ganghofer's, das in den spätern Arbeiten leider hie und da der Manier und Mache verfallen ist, spricht hier zu uns in entzückenden und rührenden Klängen. Die auftretenden Personen sind in ihrer Ehrlichkeit und Ungebundenheit Meisterstücke der Charakteristik. Vor diesem kraftstrotzenden Probestück eines großen Talents kann allerdings die zweite Erzählung nicht gut bestehen. Immerhin ist sie aber die Leistung einer ernst zu nehmenden Begabung. In der Art Heyse's führt uns Hans Arnold ein interessantes Mädchen vor, das einen dämonischen Bann auf ihre Umgebung ausübt und durch ihre gefährliche Schönheit das Glück einer Familie und eines liebenden Frauenherzens besonders untergräbt. Anzuerkennen ist die Eleganz der Sprache und die Sicherheit in der Ausarbeitung des Problems. Ein Talent von ganz besonderer Kraft und Energie lernen wir in Adelheid Weber, der Verfasserin der letzten Novelle, kennen. Die Handlung ist von erschütternder Größe und Naturwahrheit: Cezar Grawinsky verliebt sich in die seiner Obhut anvertraute Braut seines Bruders, der in den Krieg gezogen. Die Kunde kommt, daß er im Kampfe gefallen, und Cezar heirathet das Mädchen. Aber die Todesnach-

richt war falsch, der Krieger kehrt zum namenlosen Entsetzen des Ehepaars heim. Der Ausgang ist, wie es in diesem Falle nicht anders sein kann, ein tragischer. Ich habe in der letzten Zeit kaum eine Novelle gelesen, die mich so gepackt hätte als diese. Nach diesem ebenso kühnen als großen Wurfe zu urtheilen, dürfen wir bedeutende Hoffnungen auf Adelheid von Weber's Talent setzen. Es wäre dessen erfreuliche Entwickelung um so lebhafter zu wünschen, als sie wie wenig andere im Stande ist, durch wahrheitsgemäße und doch künstlerisch hervorragende Schilderungen aus dem galizisch-polnischen Volksleben andern ähnlichen, unverdient zu Ruf gekommenen Arbeiten die Maske der Falschheit und innern Hohlheit herabzureißen. Ich meine da in erster Linie einige „Novellen" von Karl Emil Franzos. Ich gestehe das große darstellende Talent, den stilistischen Glanz, über welch beide Eigenschaften dieser Herr verfügt, gern zu, hebe aber ebenso ausdrücklich die selbstgefällige Mache der Fabel, die geschminkte Charakteristik und die im tiefsten Grunde schlummernde Verlogenheit seiner Gestalten hervor. Adelheid von Weber erweist sich für Franzos als ein „gefährlicher" Concurrent, d. h. gefährlich für ihn, nützlich aber für die Literatur.

2. Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von Paul Heyse und Ludwig Laistner. Zwanzigster Band. München, Oldenbourg. 1887. 8. 1 M.

„Das Brot der Engel", von Emil M. Vacano, eine der beiden Novellen dieses Bandes, kann nicht gerade zu den bessern Arbeiten dieses eigenartigen und sehr talentvollen Erzählers gerechnet werden. Es dreht sich da um ein Verhältniß zwischen einer unglücklichen jungen Frau und einem schönen Mönch, bis sie sich beide kriegen. Die ganze Geschichte hat einen bedenklichen Stich ins Abenteuerliche, und nur die Routine, die Gestaltungsgabe des Verfassers, der Welt und Menschen kennt, hält die Sache über Wasser. Man liest schließlich die Novelle, „weil man sie eben angefangen hat" und weil wirklich sehr hübsche, anziehende Partien vorkommen; aber im großen und ganzen erscheint sie mir als keine Leistung, die zu den Schätzen der deutschen Novellistik gehört. Die zweite Novelle dieses etwas unglücklichen Bandes: „Der alte Randolph", von Ida Boy-Ed, ist in seinem letzten Theile geradezu — läppisch. Der Anfang ist vortrefflich: der geschwätzige Alte, der die Geheimnisse des Geschäfts verräth und seinen Sohn dadurch in große Verlegenheit bringt, ist eine vorzüglich gezeichnete Gestalt und vom Zauber der Wahrhaftigkeit erfüllt. Man hat hier das Gefühl, einer Gestalt aus dem Leben zu begegnen und glaubt, die Auflösung eines Räthsels zu sehen, wie es nur die realistisch-poetische Kunst eines berufenen Erzählers aufstellen kann. Aber der Leser wird in sehr bedenklicher Weise getäuscht: die Schwiegertochter, die voll Liebe und Ehrfurcht zu dem geschwätzigen Alten aufschaut, trotzdem er ihren Gemahl ins Grab gebracht und die Zukunft seines Enkels untergraben, diese Schwiegertochter möchte ich einmal im Leben sehen, um ihr zu sagen, daß sie eine herzlose und verdrehte Person ist. Indessen bin ich überzeugt, zu dieser ungalanten Aufrichtigkeit keine Gelegenheit zu bekommen, denn sie ist die verfehlte Erfindung eines echten Talents, das diesmal aus seiner Bahn entgleist ist und sich gründlich verfahren hat.

3. Bachem's Novellensammlung. Eine belletristische Haus- und Familienbibliothek. Band 28: Die Mutter der Marquise. Nach dem Französischen von Botho Raven. Frohe Augen. Novelle von Elise Polko. Die Uhr des René Cardillac. Novelle von Walter Schwarz. Köln, Bachem. 1887. 8. 1 M.

Die erste Novelle: „Die Mutter der Marquise", von Botho Raven, ist an und für sich eine lobenswerthe, anziehende Leistung. Da ich aber nicht weiß, welchen Antheil Raven an der Arbeit hat, was er aus Eigenem hinzufügte, so will ich mich eines eingehenden Urtheils enthalten. Die „Frohen Augen" der Elise Polko sind allerliebst. Ohne jeden tiefern Hintergrund, unter Verzichtleistung einer ernsten Charakteristik fabulirt sie flott und frisch darauf los und bringt ein liebenswürdiges Capriccio zu Stande. Die Erzählung ist in zwei Theile gespalten, die nicht recht miteinander verknüpft sind, und dies thut dem künstlerischen Werthe dieser kleinen Novellette Eintrag. Die letzte Erzählung: „Die Uhr des René Cardillac" von Walter Schwarz, bildet ein interessantes Gegenstück zu Hoffmann's schauerlicher Novelle „Das Fräulein von Scudery". Nur spielt hier nicht der Meister selbst, sondern eins seiner Werke die Hauptrolle: eine kostbare Uhr. Diese bildet das schönste Kleinod und theuerste Besitzthum eines einsamen Kunsthändlers, dessen Lebenslauf die Uhr des von ihm abgöttisch verehrten Meisters begleitete. Seine Tochter heirathet einen hohen Adeligen, der bald die große Mitgift seiner Frau durchbrachte, bis diese, von der Noth getrieben, zu ihrem Vater eilt, um den sie sich nie recht gekümmert, und ihm die Uhr abschwatzt. Der Alte stirbt an gebrochenem Herzen. — Wenn sämmtliche Bände dieser Novellensammlung so geschmackvoll ausgestattet sind und einen so trefflichen Inhalt aufweisen, als es beim vorliegenden der Fall ist, dann hat das Unternehmen eine große Zukunft.

4. Peregrine. Novelle von Ottomar Beta. Zweite Auflage. München, Callwey. 1887. 8. 1 M.

Eine anspruchslose, achtungswerthe Geschichte: ein italienischer Bettelknabe wird von einer reichen Witwe aufgenommen, in ihrem Hause erzogen. Diese Wohlthat vergilt ihr später der Knabe reichlich. Er wird nicht nur der leitende Gatte ihres reizenden Töchterleins, sondern steht den beiden Damen in Zeiten großer Bedrängniß treu zur Seite. Der Held ist ein interessanter Mensch, vom Verfasser mit sichtlicher Liebe und unleugbarem Geschick gezeichnet. Ottomar Beta hat es ferner sehr gut verstanden, seiner Geschichte ein lebhaftes Localcolorit zu verleihen, wodurch die ganze Handlung, an und für sich etwas

romanhaft, an Wahrscheinlichkeit äußerst gewinnt. Als Lektüre für Genesende oder auf der Fahrt gibt es nichts Besseres als die schmucke, fesselnde Geschichte von der stolzen Laufbahn eines auf der Straße aufgelesenen Waisenknaben zum reichen, geachteten Speculanten und Schwiegersohn einer vornehmen Dame.

5. Bei den drei Heiligen. Humoristische Erzählung von H. d'Altona. München, Callwey. 1887. 8. 1 M.

Der Verfasser dieser denkwürdigen Erzählung hat entschieden ein hohes, ernstes Streben, er wollte eine Dichtung schaffen, in der Phantastik der Handlung, Humor der Situation eine große Rolle spielen; er ist sozusagen mit einem Chemiker vergleichbar, der Stoffe miteinander binden will, die eben keine besondere Vorliebe füreinander haben, um gerade dadurch irgendetwas Merkwürdiges hervorzubringen. Dies ist dem Verfasser allerdings gelungen, seine Erzählung ist nicht das organische Product eines vernünftigen Mannes, sondern die lächerliche Misgeburt eines Dichterlings, der aber auch nicht die geringste Ahnung von Kunst und Geschmack hat. Ich habe oben diese Erzählung als denkwürdig bezeichnet, das ist sie insofern, als sie an Albernheit der Handlung, Bauchgrimmen verursachenden geschmacklosen Witzeleien und ungeschickter Sprache zu den größten Meisterwerken des selbstgefälligen Dilettantismus zählt. Einen solchen Blödsinn todtschweigen zu wollen, wäre unklug, da die Verfasser derartiger „Werke“ sich als verkannte Genies auszugeben pflegen, denen die Welt den schuldigen Tribut der Ehrerbietung nicht zollen will; da ist es besser, ohne jede Rücksicht, grob und ehrlich zu sagen, daß solche Mishandlungen der Muse nicht geduldet werden sollten. Was bei den „Drei Heiligen“ vorgeht? Die Scenerie ist — ein Friedhof, die Handlung die einer Operette. Ein Verliebter gibt „ihr“, die nota bene seine Verwandte ist, ein Rendezvous, verschiedene Umstände bewirken es, daß sowol er als sein Freund in ein offenes Grab purzeln, daß eine Albernheit die andere jagt, kurz, ein Hin und Her auf dem Friedhofe, im Polizeibureau, in der Kneipe; das alles vorgetragen in einer unbehülflichen, trotz ihres Bilderschmucks rohen Sprache, sodaß man sich oft fragen muß: wie kann ein Mensch überhaupt, ohne Schaden an seinem Verstande zu nehmen, einen solchen Unsinn niederschreiben? Da sind die Lustspiele von Julius Rosen, die in toller Ungebundenheit und übermüthiger Unwahrscheinlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, da sind die Operetten-Libretti mit ihrer lächerlichen Handlung edle und schöne Kunstwerke gegen die „Drei Heiligen“. Wir wollen zu Gunsten des Verfassers annehmen, daß er das Buch in einer Stunde grimmigster Weltverachtung geschrieben, um damit der Menschheit einen furchtbaren Schmerz zu bereiten. Gewiß, die Welt ist schlecht und verderbt — aber daß ihr eine solche Erzählung versetzt wird, das hat sie noch lange nicht verdient.

6. Ein Weib. Roman von Hermann Heiberg. Leipzig, Friedrich. 1887. 8. 6 M.

Hermann Heiberg hat sich in erstaunlich kurzer Zeit zu einem der gelesensten und gekanntesten deutschen Erzähler emporgeschwungen. Jeder Kenner der Literatur kann sich nur herzlich freuen über die Erfolge dieses großen Talents. Das vorliegende Buch ist neben „Apotheker Heinrich“ eine Glanzleistung; beide Bücher sind hochinteressante Producte, aber der Eindruck, den sie auf den Kritiker hervorrufen, ist ein sehr verschiedener: der „Apotheker Heinrich“ erweckt die hochgehendsten Erwartungen von der Zukunft des Autors, man mußte sich hier sagen, daß uns in Heiberg ein Erzähler erstanden ist, der durch die unerbittliche Consequenz seiner Charakteristik, seine verblüffende realistische Darstellungskunst, seinen sonnigen Humor berufen ist, eine leitende Stellung in der modernen Literatur einzunehmen. „Ein Weib“ zeigt nicht minder obige Eigenschaften, oft in vertiefterer Weise noch, die Charakteristik ist eine meisterhafte, Züge feinster Beobachtung finden sich hier in Hülle und Fülle, man spürt, dies Buch hat ein großer Herzenskenner geschrieben. Aber unwillkürlich ruft man dem Autor ein „Halt!“ zu: Heiberg droht in Manier zu verfallen, die Handlung seines neuesten Buchs ist eine bedenklich ähnliche mit der von „Esther's Ehe“, einem seiner frühern Romane; das Problem, daß ein guter Mann, aber schwachen Herzens, zwischen zwei Weiber, ein süßes unschuldiges und ein dämonisch selbstsüchtiges, gestellt wird, die ihn beide mit derselben Inbrunst lieben, dieser Herzensconflict ist uns bei Heiberg nichts Neues — und nun genug damit! Heiberg möge in seinem nächsten Werke ein anderes Feld betreten, ein anderes Motiv wählen und solch schwüle, aufregende Themen lassen. An und für sich gewährt das Buch, namentlich für den, der „Esther's Ehe“ nicht kennt, einen starken Genuß; mit glühender Lebendigkeit entwirft Heiberg das Bild eines Mannes, der an seinem schwanken Charakter moralisch zu Grunde geht; mit bewundernswerther Kraft ist jene Frau gezeichnet, die Heldin des Buchs, die vor nichts zurückschreckt, um den Gegenstand ihrer frevelhaften Neigung zu erringen. Der Schluß dieser erschütternden Tragödie in Romanform ist ein blutiger, vielleicht ein zu crasser, aber trotzdem von ergreifender Macht der Darstellung. Der Leser dieser Zeilen urtheile selbst:

> Rings umher — nämlich im Café Bauer in Berlin — lautredende, gesticulirende und genießende Menschen, Herren und Damen, Männer und Frauen! Fremde aus allen Gegenden und Provinzen, und viele mit dem unverkennbaren Typus ihres Landes und oft scharf accentuirter Sprache. Hier ein Rheinländer, dort ein Sachse, drüben Ostpreußen, Pommern und Nordländer. Aber auch Russen, Franzosen, Dänen, Insulaner und Bewohner des tiefen Südens. Und mitten unter dieser schwatzenden, fragenden, Plätze einnehmenden und wieder solche verlassenden, heraus- und hineinströmenden Menschenmasse unermüdlich hin- und hereilende, Raum erbittende Kellner mit hochemporgehaltenen, silbernen Tabletten, mit klapperndem Porzellan und Metall, oder mit bestellten in Glas und Krystall blitzenden Getränken. Und hinter dem kunstreich aufgebauten schwarzen Buffet das gutmüthig-listige

Gesicht des unthätigen Kaffeechefs mit dem hohen, weißen Turban. Und im Vordergrunde die rastlos beschäftigten Buffetdamen, Gefordertes herbeiholend, einschenkend und hinüberschiebend, und in den Ruhepausen mit unglaublicher Schnelligkeit Zucker auf kleine Neusilberteller vertheilend oder Theelöffel abzählend. Ein Wirrwarrgeräusch von zusammenstoßenden, klappernden, silbertönenden Gegenständen, ein Zusammenfließen von funkelndem Licht und fremdartigen Farben, ein Bild luxuriöser Ausstattung und bequemer Abundanz. Und nun abermals ein Strom von Gästen, der bis in die Mitte drängte, und voran diesen, aber doch scheinbar für sich, ohne Gesellschaft — eine einzelne, stolz einherschreitende, und weder links noch rechts blickende, in Dunkel gekleidete Frau. Bei ihrem Erscheinen stieß Menge Des einen leisen Schrei aus und berührte unwillkürlich seines Bruders Arm. „Ist das nicht — ?" setzte er fast athemlos an, und sein Angesicht bedeckte sich aschfahl. Aber in diesem Augenblicke trat diese auch schon blitzschnell auf ihn zu und, indem sie mit heißer gellender Stimme ein: „Hier hast du's endlich, du ehrloser Feigling!" ihm entgegenschleuderte, riß sie gleichzeitig mitten im Gewühl der Gäste einen Doppelrevolver unter der Mantille hervor und schoß dem, bei diesen schnellen Bewegungen und Handlungen kaum zum Ausweichen gelangenden Manne eine Kugel durch die Stirn! Und fast in derselben Secunde richtete sie die Waffen auf sich selbst, und auch dieses geschah so rasch, daß sie bereits mit einem kurzen Schrei zu Boden gesunken war, bevor die Umhersitzenden über das Geschehene auch nur zur Besinnung zu gelangen vermochten. . . . Eine unbeschreibliche Aufregung ergriff die Gäste — durch den Pulverdampf drängten sich hundert Neugierige — und Hunderte strömten im Nu, durch die Schüsse und den Tumult herbeigelockt, von der Straße herein. Und dann mitten durch den tobenden Wirrwarr: der Schutzleute Rufe, Befehle und Commandos, und ein lebensgefährliches Hin- und Herdrängen von allen Seiten, bis allmählich der dicht zusammengeballte Knäuel sich löste, der Schwarm sich zerstreute und endlich — kaum zehn Minuten später — das frühere Bild des lebhaften und sorglosen Genießens sich wieder entrollte. Gäste und Kellner! Zahlen, Gehen, Kommen, Lachen, Schwatzen, Begrüßen und Verabreden! — Stunde um Stunde, fort und fort — zum hellen Morgen, wo der letzte Gast hinausschwankte, um wiederum dem ersten Besucher Platz zu machen, der sich niederließ, Frühstück, Kaffee und die berliner Morgenzeitungen forderte und nun mit neugieriger Gemüthsruhe studierte, was sich Grausiges, Entsetzliches vor der Mitternachtsstunde gerade in diesen Räumen ereignet hatte.

Der Leser wird mir gern zugeben, daß diese Stelle poetisch gedacht und effectvoll ausgeführt ist, vielleicht sogar zu effectvoll. Heiberg's eminentes Talent für Kleinmalerei zeigt sich hier ganz besonders.

7. Der Nachtwächter von Ellrich. Kleinstädtisches Charakterbild aus vergangenen Tagen. Von Fritz Peter. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1887. 8. 5 M.

Zu obigem Roman bildet das vorliegende Buch einen wundersam erquickenden Gegensatz: oben grelle Klänge, schwüle Scenerie, raffinirtes Genußleben der Gegenwart; hier ruhige Einfachheit, treuherzige Biederkeit und eine Anspruchslosigkeit, die uns den Verfasser und sein Werk traut und lieb machen. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß der „Nachtwächter von Ellrich" in seinem tiefen deutschen Charakter eine Zierde der modernen deutschen Literatur ist und gerade in einer Zeit, wo Raffinement, greisenhafte Lüsternheit, herzlose, kalte Berechnung, Verlogenheit der Charakteristik und falscher Flitterglanz der Darstellung in der neuesten Literatur eine so große Rolle spielen, nicht genug anerkannt und nicht warm genug den Lesern empfohlen werden kann. Der Verfasser — er scheint ein homo novus zu sein, nicht einmal der allwissende Kürschner weiß was von ihm — entrollt das Leben und Treiben einer Kleinstadt zur Zeit der Befreiungskriege. Er macht uns bekannt mit dem Referendar Schmaling und seiner Wirthschafterin Karline, die wie eine Mutter für den langen unbeholfenen Menschen sorgt, der mit Vorliebe Ritter- und Geistergeschichten genießt und der andächtig zuhörenden Karline die schönsten Stellen vorliest. Dann schildert er die unendlich traurigen Vorfälle im Hause einer armen Frau, die plötzlich zur Witwe wird und vor Weh nicht eine einzige Thräne vergießen kann. Der Held, Nachtwächter Demuth, tritt auf und wir sehen ihn auf seinen nächtlichen Wanderungen, unterbrochen von der Einkehr ins Wirthshaus, wo er den Gästen drollige Abenteuer seiner einstigen militärischen Wichtigkeit und seines kriegerischen Muthes zum besten gibt. Der „Pfingstmorgen im Himmelreich" gibt dem Verfasser Gelegenheit, uns mit dem ungelenken Benehmen des Referendars, namentlich mit einer beginnenden Liebschaft bekannt zu machen, die später mit der Heirath ihr glückliches Ende findet. Der Kreis der uns so werth gewordenen Personen vermehrt sich um den patriotisch-wackern Landesgerichtsrath; die Geschichte beginnt sich jetzt zu entfalten, rührende Scenen wechseln mit heitern ab, aufrichtiges Mitleid empfinden wir über das Schicksal jener beiden Liebenden, die ein blutiger Schatten voneinander trennt: die Väter der beiden standen in jenem merkwürdigen Verhältniß zueinander, in welchem sich Mörder und Gemordeter zueinander befinden, allerdings mit dem Unterschied, daß der Mord dem Staat in die Schuhe geschoben werden muß. Aber bei all den düstern Vorgängen verläßt den Leser nie ein Gefühl der Behaglichkeit, auch nicht als das böse Jahr 1813 mit seinen Stürmen das sonst weltvergessene Städtchen heimsucht. Köstlich sind die Kapitel über den ellricher Landsturm; aus diesem Abschnitt sei eine kleine Stelle: „Der Seiltänzer Eisfeld als Aufwiegler", dem Leser als Probe mitzutheilen mir gestattet:

Derselbe Sonntag, von welchem wir eben gesprochen haben, sollte die Thätigkeit des Landsturms zur Wiederherstellung der gestörten Ordnung, oder wie der Referendar sich ausdrückte, das status quo ante in Anspruch nehmen, zwar nicht der durch Napoleon gestörten, sondern durch den Seiltänzer und Schnellläufer Eisfeld. Dieser hatte nämlich die Absicht gehabt, am Nachmittag auf dem Markte eine Vorstellung zu geben. Die Pfähle der Bühne waren schon eingerammt, auch das Seil von Kellner's Dachluke aus nach dem einen Giebelfenster des Rathhauses gezogen. Da erfuhr er denn, daß an demselben Nachmittage Freibier gegeben wurde. Er gehörte selbst zum Landsturme und hätte von Rechts wegen auch dabei sein müssen. Aber die Aussicht auf den verdienstlosen Nachmittag machte ihn rabiat. Denn die Vorstellung konnte nun unmöglich stattfinden und alle Vorbereitungen waren umsonst gewesen. Fehlte doch das Publikum, vor allen Dingen die Schuljugend, die sich natürlich nach dem Schützenhause zog und in der Hoffnung, durch ihre diversen Väter von dem Arre-

bier auch hie und da einen Schluck abzubekommen. Eisfeld ging in einen Schnapsladen, zur Frau Weschke. Dort machte er seinem Aerger Luft und trank einen Schnaps nach dem andern. Je mehr er trank, desto öfter schlug er mit der Faust auf den Ladentisch und raisonnirte und schimpfte, daß man ihn um sein Brot bringe. Da sollte er auch noch den Landsturm mitmachen? Nichts da, das thäte er nun erst recht nicht, und gegen den Kaiser Napoleon ginge er auch nicht mit. Wenn der hier in Ellrich zu befehlen hätte, dann könnte er heute seine Vorstellung geben und hätte dabei gewiß seine 16 bis 18 Groschen verdient; vielleicht auch einen Thaler. Aber was hätte er denn nun? Das Seil müßte er wieder abmachen, denn nächsten Sonntag hätte er schon eine Vorstellung in Bennekenstein versprochen. Das wären andere Leute, die wären viel kunstverständiger als die Ellricher. „Denn, Frau Weschke, ich bin Künstler, und suchen Sie mal einen Künstler, der macht, was ich mache. Ich nehme einen von Henzen seinen schwersten Amboßen auf meine Brust und lasse darauf schmieden." Dabei schlug er sich mit der Faust vor die Brust. „Aber meine Kunst wird nicht bezahlt, und daran ist blos der Landsturm schuld. Noch einen Schnaps, Frau Weschke, und den trinke ich für Napoleon!" — „Ums Himmelswillen, seid stille!" sagte die Frau, „laßt das keinen Menschen hören, sonst flicken sie Euch was am Zeuge." — „Was?" schrie der Seiltänzer, durch die Warnung nur noch mehr gereizt, „nun erst recht!" Und er riß die Ladenthür auf und schrie aus Leibeskräften hinaus: „Fife lamberöhr!" Das gab denn einen gewaltigen Aufstand. Aus den Häusern kamen die Leute, meist Frauen und Kinder, und sammelten sich vor Weschke's Hause. Je mehr Leute sich ansammelten, desto lauter wiederholte Eisfeld seinen Ruf, und die Frau Weschke mußte ihm Schnaps dazu geben, sie mochte wollen oder nicht, und sie war in tausend Aengsten. Da schickte sie denn heimlich ihre Tochter nach dem Schützenhause, sie solle es dem Vater sagen, was Eisfeld für einen Aufstand bewerkstellige. Das Mädchen lief eiligst hin und erzählte es. Weschke meldete sich sogleich dem Bürgermeister, daß Eisfeld mit seinem „Fife lamberöhr" die Stadt rebellisch mache. Der Bürgermeister beorderte Pfeifer zu sich und trug ihm auf, den Eisfeld gefangen zu nehmen und in Prison zu bringen. Da es sich dabei aber um vaterlandsgefährliche Aeußerungen handle, könne er zu seiner Unterstützung ein Commando vom Landsturm mitnehmen. Pfeifer hatte nichts Eiligeres zu thun, als Freiwillige herausfordern. Keiner hatte rechte Lust. Als aber einige an das Bierfaß gegangen waren und dieses gekippt hatten, um zu sehen, was noch darin war, da waren sie zu der Ueberzeugung gekommen, daß für sie wol kaum noch etwas abfallen würde. So erklärten sie denn mitgehen zu wollen, und eine Anzahl anderer, die dieselbe Einsicht bekamen, schlossen sich an. Nachdem die Bierreste ausgetrunken waren, marschierte Pfeifer in der Stärke von mehr als 20 Mann ab, die ganze Schar der Jungen hinterdrein, begierig auf den Skandal, der sich nun entwickeln würde. Als Eisfeld die Truppe ankommen sah, drückte er die Mütze fest auf das rechte Ohr, stellte sich breit auf die oberste Stufe vor der Hausthür und schrie aus Leibeskräften: „Hieher! Fife lamberöhr!" Der Zug kam rasch anmarschirt. Vor der Thüre commandirte Pfeifer: „Halt! Rechtsum! Zum Kreise schwenkt!" Und als der rechte und linke Flügel bis an das Haus vorgerückt war, da hatten sie den Eisfeld fest, und er konnte nicht mehr entwischen.

Wie der Aufwiegler den Leuten doch ein Schnippchen geschlagen und entkommen ist, möge der Leser am besten dem Buche selbst entnehmen. Dasselbe wird ihm auch noch viel schöner, als wir es im Rahmen einer kurzen Anzeige im Stande sind, sagen, zu welchem lieblich-friedlichen Ende der Held gelangt, wie ruhig und glücklich die andern Personen fortleben. Der „Nachtwächter von Ellrich" ist eine in seiner Art classische Kleinstädtergeschichte, ein Buch voll Wahrhaftigkeit, voll Poesie, eine köstliche Mischung von Ernst und Humor, kurz, eine Leistung, zu der wir dem Verfasser von Herzen gratuliren, und die würdig ist, volksthümlich zu werden. Fritz Peter ist, nach diesem Buche zu urtheilen, eine dichterische Kraft, von der wir das Schönste und Werthvollste erwarten dürfen.

Ernst Wechsler.

Zur Literatur- und Culturgeschichte.

1. Ragende Gipfel. Beiträge zur Literaturgeschichte der letzten zwei Jahrhunderte. Essays und Skizzen von Adolf Kohut. Minden, Bruns. 1887. Gr. 8. 3 M.

Das vorstehend genannte Buch von Adolf Kohut enthält literarhistorische Mittheilungen über eine ganze Anzahl von Dichtern und Schriftstellern aus dem vorigen und diesem Jahrhundert; ob aber dieselben sämmtlich als „ragende Gipfel" unserer Literatur angesehen werden dürfen, lassen wir dahingestellt sein. Der Verfasser will, wie er ausdrücklich in einem kurzen Vorworte sagt, „nicht für den trockenen Zunftgelehrten schreiben, sondern für die große Mehrheit des Laienpublikums, welche in ihren Mußestunden sich an der Lektüre populärwissenschaftlicher Schriften erfreut und sich durch dieselben zu bilden sucht".

Die vier Kapitel, aus denen das Buch besteht, tragen folgende Ueberschriften: „Einiges über unsere Dichterheroen", „Literarische Säcular- und Gedenktage", „Literaturporträts und Charakterbilder" und „Literarhistorisches Mosaik". Das erste Kapitel handelt über Lessing als Buchhändler, Herder als Humanitätsapostel und über Goethe, Schiller und Manzoni; das zweite Kapitel berichtet über Max von Schenkendorf, Leopold Schefer, Varnhagen von Ense, Bettina von Arnim, Arago, Humboldt und Justinus Kerner. Der Verfasser zeigt sich bei seinen Beurtheilungen der erwähnten Dichter und Schriftsteller, Bettina von Arnim mit eingeschlossen, mehr wohlwollend, als absprechend, obschon die Kritik nicht ganz ausgeschlossen ist. So äußert er sich z. B. über Bettina von Arnim, die sich noch als Matrone gern als „das Kind" zu bezeichnen pflegte, S. 111 unter anderm also:

> Sie war eine der phantastischsten, launenhaftesten und excentrischsten Frauen, die je eine Feder geführt haben. Eine Romantikerin gleich ihrem Bruder und ihrem Gatten, vereinigte sie in sich die erdenklichsten Gegensätze: sie war ein Kobold und ein Weib, ein Genie und eine sich in ihren Phrasen berauschende Bacchantin. Während Rahel Varnhagen ihrer Würde und Gehaltenheit selten etwas vergab und gleich Goethe die seelische Harmonie als die er-

habenste Errungenschaft der Lebensphilosophie betrachtete, war Bettina stets bereit, ihren dämonischen Einfällen die Zügel schießen zu lassen. Wie Heine könnte man auch sie einen ungezogenen Liebling der Grazien nennen, nur daß ihre Unarten fast immer liebenswürdig sind und man ihr niemals so recht zürnen kann. In der That war und blieb sie stets ein Kind mit all seinen Launen und Thorheiten, seinen losen Streichen, seinem Eigensinn, aber auch mit seiner instinctiven Genialität und seiner naiven Ursprünglichkeit. Dieses Kind hatte überdies noch die besondere Eigenart, daß es eine Bretano war. Mit der Einbildungskraft und der Gefühlsinnigkeit der Bretanos ging Hand in Hand die bizarrste Phantastik, der Mangel an künstlerischer Ruhe und Sammlung, die Neigung zum muthwilligen Spuk. Dieses aus Paradoxien zusammengesetzte Kind war auch darin eine Merkwürdigkeit, daß sie kein Hehl aus ihrem wunderlichen und widerspruchsvollen Wesen machte.

Beachtenswerth ist der kleine Aufsatz über Goethe und Manzoni (S. 60—68). Goethe bewahrte bis an das Ende seines Lebens dem italienischen Dichter seine lebhaftesten Sympathien; er nannte ihn „einen geborenen Dichter", „seinen Liebling" und würdigte fast jede Arbeit Manzoni's auf das wärmste. Bei der Besprechung der Tragödie „Adelchi" sagte Goethe unter anderm:

> Alexander Manzoni hat sich einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern neuerer Zeit erworben; sein schönes wahrhaft poetisches Talent beruht auf reinem, humanem Sinn und Gefühl. Und wie er nun, was das Innere seiner dargestellten Personen betrifft, vollkommen wahr und mit sich selbst in Uebereinstimmung bleibt, so findet er auch unerläßlich, daß das historische Element, in welchem er dichterisch wirkt und handelt, gleichfalls untadelhaft Wahres, durch Documente Bestätigtes, Unwidersprechliches enthalte. Seine Bemühung muß also dahin gehen, das sittlich und ästhetisch Geforderte mit dem wirklich unausweichlich Gegebenen völlig in Einklang zu bringen. Nach unserer Ansicht hat er dies vollkommen geleistet, indem wir ihm zugeben, was man anderwärts wol zu tadeln gefunden hat, daß er nämlich Personen aus einer halb barbarischen Zeit mit solchen zarten Gesinnungen und Gefühlen ausgestattet hat, welche nur die höhere religiöse und sittliche Bildung unserer Tage hervorzubringen fähig ist.

Das dritte Kapitel enthält mehr oder minder interessante Aufsätze über Heinrich Heine, Miguet, Alexander von Humboldt, Henriette Herz, Fürstin Lucie von Pückler-Muskau, M. G. Saphir, Gustav Kühne, Rudolf von Jhering, Wilhelm Jensen, Johann Meyer, den sächsischen Dialektdichter und Humoristen Edwin Bormann und Emil Peschkau. Der uns zugemessene Raum verbietet es uns, näher auf diese Aufsätze einzugehen; dieselben sind, wie die früher genannten, für alle Freunde der Literatur lesenswerth, wenn auch mehr unterhaltend, als neue Gesichtspunkte darbietend. Das Schlußkapitel berichtet über eine Novelle des Königs Johann von Sachsen und über das Körner-Museum in Dresden. In der erwähnten Novelle, welche den Titel „Der Entehrte" führt, hat König Johann seine Anschauungen über das Duell ausgesprochen; dieselben legen ein beredtes Zeugniß für den hohen sittlichen Ernst und die humanen Grundsätze des edelgesinnten Fürsten ab.

2. Leuchtende Fackeln. Beiträge zur Cultur-, Theater- und Kunstgeschichte der letzten Jahrhunderte. Essays und Skizzen von Adolf Kohut. Minden, Bruns. 1887. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Die „Leuchtenden Fackeln" von Adolf Kohut werden von dem Verfasser als „Beiträge zur Cultur-, Theater- und Kunstgeschichte der letzten Jahrhunderte" bezeichnet und können in mancher Hinsicht auch als solche anerkannt werden; sie erinnern indeß schon wegen des bunt zusammengewürfelten Inhalts stark an Goethe's Ausspruch: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Etwas wesentlich Neues wird kaum gebracht, dagegen ist die Darstellung ansprechend und gefällig. Das Buch zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, die wiederum mehrere Unterabtheilungen haben. Die erste Hauptabtheilung: „Beiträge zur Culturgeschichte", bringt z. B. neben Studien über Friedrich den Großen, Savonarola, Lucrezia Borgia und Katharina Cornaro Mittheilungen über die Erfindung des Porzellans in Deutschland, der Luftpumpe und der Postkarte, „Culinarische Skizzen" und ein „Culturhistorisches Allerlei"; zu diesem Allerlei gehört unter anderm ein Aufsatz über den Tanz der romanischen Völker. Die zweite Hauptabtheilung berichtet über bedeutende Componisten, Musikpädagogen und Schauspielerinnen. Den Schluß macht ein kleiner Artikel über die Oper in Dresden.

3. Das Dresdener Hoftheater in der Gegenwart von Adolf Kohut. Mit Originalbeiträgen von den Mitgliedern des Dresdener Hoftheaters. Mit 142 Porträts. Dresden, Pierson. 1888. Gr. 8. 7 M.

In der Schrift „Das Dresdener Hoftheater", welcher zahlreiche Originalbeiträge, Briefe und 142 Porträts beigegeben sind, hat Adolf Kohut es versucht, „ein erschöpfendes Buch über sämmtliche schauspielerische, gesangliche und musikalische Kräfte" des genannten Theaters zu geben. Der Verfasser verwahrt sich in einem Vorworte dagegen, daß man ihn eines Localpatriotismus bezichtige, allein die Kritik ist doch wol in dem Buche nicht überall zu ihrem Rechte gekommen. Nicht wenige der bedeutendsten Mitglieder des Dresdener Hoftheaters haben über sich selbst berichtet, und daher ist es ebenso begreiflich wie verzeihlich, wenn sie über sich kein ganz objectives Urtheil fällten. Daß die in Rede stehende Bühne zu den besten in Deutschland gehört, wird kaum von irgendeiner Seite bezweifelt werden, allein daß sie in jeder Hinsicht vollkommen und ohne alle Mängel sei, wird auch der größte Freund und Verehrer derselben schwerlich zu behaupten wagen. Dem Generaldirector des Hoftheaters, dem Reichsgrafen von Platen-Hallermund, wird ein uneingeschränktes Lob gezollt.

Rudolf Doehn.

Darwinistische Schriften.

1. Ueber den Rückschritt in der Natur. Von August Weismann. Freiburg i. Br., Mohr. 1886. Gr. 8. 1 M.

In der ihm eigenen geistreichen Weise behandelt der Verfasser in einem vor einer gemischten Zuhörerschaft gehaltenen Vortrage die interessanten Thatsachen rückschreitender Entwickelung in der organischen Natur und sucht für dieselben eine Erklärung zu geben. Auch wer den Weg der Speculation nicht betreten will, wird in dem gegebenen Beobachtungsmaterial so viel Belehrendes finden, daß er mit Vergnügen den Worten des Verfassers folgt.

So nahe die Annahme auch liegen mag, daß man in der Entwickelung der Lebewesen eine beständige Fortbildung vom Niedern zum Höhern zu erkennen habe, man würde durch dieselbe doch zu einem Irrthum geführt werden. Es gibt Vögel, deren Flugvermögen mit einer Rückbildung der Flügel verloren gegangen ist, Wirbelthiere verschiedener Klassen, welche durch die Unmöglichkeit des Gebrauchs die Gesichts-, Gehör- oder Geruchsorgane eingebüßt haben; es gibt eine Menge von parasitischen Thieren, welche in der Jugend entschieden höher organisirt sind als im erwachsenen, fortpflanzungsfähigen Zustande, wo sie dank ihrer eigenartigen Lebensweise auf eine Menge von Einrichtungen ohne Gefahr für ihre Existenz verzichten können, ohne welche sie als freilebende Wesen überhaupt nicht zu denken sind. Ueberall tritt uns die Erscheinung entgegen, daß die Thiere der jedesmaligen Lebensweise aufs innigste angepaßt sind. Und eben darum ist es zu verstehen, daß unter veränderten Existenzbedingungen gewisse Organe, welche dadurch überflüssig werden, einer Rückbildung unterworfen sind, sodaß in solchen Fällen das scheinbare Paradoxon zu Recht besteht: der Rückschritt ist eine Bedingung des Fortschritts.

Wer auf dem Boden der heutigen naturwissenschaftlich-philosophischen Anschauungsweise steht, begnügt sich nicht nur mit der Kenntniß und Ansammlung des empirisch gewonnenen Beobachtungsmaterials, sondern sucht eine Erklärung für das Thatsächliche zu geben. Wenn wir heute, gerade so wie früher, mit Freude in die Worte einzustimmen vermögen, daß in der Natur alles „zweckmäßig" sei, so geben wir doch dem naiven Erklärungsversuche, daß dies von einem allweisen Schöpfer gerade so und nicht anders eingerichtet sei, keinen Raum mehr, sondern wir sind uns bewußt, daß die Naturkräfte mit Nothwendigkeit darauf hinwirken, alles Nichtpassende zu vernichten und darum das Passende, das Zweckmäßige zu Stande zu bringen. Die Natur züchtet unbewußt solche Individuen, welche ihren Lebensbedingungen am besten angepaßt sind, indem sie die von vornherein weniger gut situirten dem Untergange weiht, und jene zur Fortpflanzung und Vererbung ihrer Eigenschaften gelangen läßt, welche sich im Kampfe ums Dasein zu halten wissen. So kommt es, daß „alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt", daß das Ganze nicht ohne seine einzelnen Theile, diese nicht ohne ihren innern Zusammenhang zum Ganzen zu denken sind, daß alles — wie wir uns auszudrücken pflegen — zweckmäßig ist.

Wenn nun aber durch veränderte Lebensbedingungen ein Theil des Organismus seine Bedeutung verliert, so läßt ihn auch die Naturzüchtung fallen. Es kommt gar nicht mehr darauf an, daß nur solche Individuen zur Fortpflanzung gelangen, welche jenen überflüssig gewordenen Theil in größter Vollkommenheit ausgebildet haben; es findet vielmehr eine „Allgemein-Kreuzung", eine „Panmixie", wie es unser Verfasser nennt, statt, und durch dieselbe wird eine Rückbildung in der angegebenen Weise erzielt. Dieser Erklärungsversuch, so einfach er sich zu ergeben scheint, ist neu. Man war bisher ganz allgemein zu der Ansicht geneigt, daß der Nichtgebrauch eines Organs die directe Ursache für Verkümmerung derselben sei, und eine ganze Anzahl von Erfahrungen aus dem alltäglichen Leben konnten dafür beigebracht werden. Weismann weist diese Erklärungsweise zurück, indem er in erster Linie bestreitet, daß Eigenschaften, welche im Laufe des individuellen Lebens erworben worden sind, vererbt werden können. Ob unser Verfasser mit dieser Annahme im Rechte ist, oder vorsichtiger ausgedrückt, ob nicht von dem Fortschritt unserer Beobachtungen Resultate zu erwarten sind, denen gegenüber seine Behauptung ihre Bedeutung verlieren wird, wollen wir hier unerörtert lassen. Unter andern Gründen aber, welche er für seine Erklärung des Rückschritts geltend machte, ist besonders einer als schlagend hervorzuheben. Im Ameisenstaate gibt es bekanntlich Individuen, welchen die Flügel für ihre Lebensaufgabe völlig zwecklos geworden sind und welche dieselben wirklich eingebüßt haben. Wollte man nun meinen, daß dieser Verlust die directe Folge des Nichtgebrauchs sei, dessen Einfluß sich durch Generationen hindurch gesteigert hat, so würde einer solchen Beweisführung die einfache Thatsache entgegenstehen, daß jene „Arbeiter" unfruchtbar, also außer Stande sind, irgendwelche Eigenschaften zu vererben. Doch genug von dem Inhalte dieses interessanten Vortrags, dessen Lektüre wir jedem denkenden Laien auf dem Gebiete der biologischen Wissenschaften angelegentlichst empfehlen können.

Seit beinahe zehn Jahren erscheinen im Verlage von Günther in Leipzig naturwissenschaftliche Abhandlungen, denen bei der Mannichfaltigkeit ihres Inhalts durch den gemeinsamen Haupttitel „Darwinistische Schriften" nur gezwungen der Charakter einheitlicher Zusammengehörigkeit aufgeprägt wird; es sei denn, man wolle damit die unleugbare Thatsache zum Ausdruck bringen, daß wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften heutzutage ohne die grundlegenden Ideen des großen Briten überhaupt nicht mehr zu denken sind. Für die beiden uns vorliegenden Nummern dieser Publicationsreihe

ist indessen die Ueberschrift durchaus am Platze: denn die eine beschäftigt sich mit Charles Darwin selbst, während die andere eine Anzahl von ihm verfaßter Abhandlungen zum Abdruck bringt, welche den gesammelten Werken nicht beigefügt sind. Die Publication beider steht, wie uns der gemeinsame Verfasser mittheilt, im engsten Zusammenhange miteinander.

2. Gesammelte kleinere Schriften von Charles Darwin. Ein Supplement zu seinen größern Werken. Herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Ernst Krause. Erster Band (Biographischer Theil). — A. u. d. T.: Charles Darwin und sein Verhältniß zu Deutschland. Von Ernst Krause. Mit zahlreichen, bisher ungedruckten Briefen Darwin's, zwei Porträts, Handschriftenprobe u. s. w. im Lichtdruck. Leipzig, E. Günther. 1885. Gr. 8. 5 M.

Der Verfasser dieser Biographie hatte das Material dazu schon seit Jahren gesammelt und die Veröffentlichung desselben nur darum zurückgehalten, weil aus der Feder von Francis Darwin eine Lebensbeschreibung seines dahingeschiedenen Vaters zu erwarten stand. Da wurde ihm von Seiten des Verlegers das Anerbieten, für eine Sammlung von Charles Darwin's kleinern Schriften die Redaction zu übernehmen und diesem Werke eine biographische Einleitung beizufügen. Indem der Verfasser dieser Aufforderung Folge leistete, gestalteten sich seine Mittheilungen über das Leben des großen Forschers, wie leicht verständlich, zu umfangreich für eine bloße Einleitung, und liegen uns darum nunmehr in einem besondern Bande vor, welcher jedoch, dem ursprünglichen Plane des Verlegers entsprechend, als „Erster Band (Biographischer Theil)" der „Gesammelten kleinern Schriften" anzusehen ist. Die Biographie umfaßt folgende zwölf Kapitel: „I. Herkunft"; „II. Studienjahre"; „III. Die Reise um die Welt"; „IV. Die Bearbeitung der Reiseergebnisse"; „V. Die Entdeckung der Zuchtwahltheorie"; „VI. Die erste Aufnahme des Werks"; „VII. Darwin's ältere botanische Schriften"; „VIII. Die Abrundung und Ergänzung der Zuchtwahltheorie"; „IX. Darwin's Beziehungen zu Deutschland"; „X. Darwin's letzte Lebensjahre und Arbeiten"; „XI. Persönliches"; „XII. Aemter, Würden und Ehrenbezeigungen". Ein näheres Eingehen auf den reichen Inhalt dieser äußerst fesselnd geschriebenen Biographie verbietet schon der Charakter einer solchen. Wer Darwin nur vom Hörensagen kennt, kann sich ein abgerundetes Bild seiner wissenschaftlichen Bedeutung durch die Lektüre des Krause'schen Buchs verschaffen; wer nicht im Stande ist, dem hohen Geistesfluge zu folgen, mit welchem Darwin als Reformator die Naturwissenschaft aus der Sklaverei der Gedankenarmuth herausgerissen und auf einen Weg geführt hat, den sie nicht wieder verlassen darf ohne herabzusinken, der lerne aus der Darstellung des Strebens dieses großen Mannes wenigstens, was wissenschaftliche Beobachtungstreue, unermüdlicher Forschungseifer und Liebe zur Wahrheit bedeuten; und wer, verrannt in Vorurtheile über die „gottlosen" Lehren der heutigen Naturforschung, den Begründer derselben verachten und beschimpfen zu dürfen glaubt, der lerne den Menschen Darwin, wie ihn uns sein Biograph schildert, kennen — gehe hin und thue desgleichen. Aber auch der Anhänger der Lehren Darwin's und der Verehrer des großen Forschers wird in diesem Buche eine Fülle von Einzelheiten finden, die ihn interessiren und fesseln. Ganz besonders sind es die zahlreichen Briefe Darwin's, besonders an Häckel und Fritz Müller, aus denen uns der Verfasser wörtliche Auszüge gibt, die uns immer von neuem den ewig strebsamen, unendlich bescheidenen, überall freudig Anerkennenden und, selbst wenn angegriffen, milde beurtheilenden Mann vor Augen führen und als ein hohes Vorbild echter Gelehrsamkeit und wahrer Menschenliebe verehren lassen. Auch aus dem Briefwechsel Lyell's, welcher vor einigen Jahren von dessen Schwägerin der Oeffentlichkeit übergeben ist, aber bei uns wenig bekannt sein dürfte, theilt uns Krause vielerlei mit, was für die Darwin'sche Lehre und deren Veröffentlichung von Bedeutung ist. Unser Verfasser hat vollkommen recht, wenn er in Anbetracht der bekannten Zurückhaltung Darwin's sagt: „In unserm nervösen Zeitalter, wo jeder Beobachter zu fürchten scheint, ein anderer könne ihm noch zuvorkommen, wo man fast in allen Fächern besondere Journale für «vorläufige Mittheilungen» begründet hat, durch die man, frisch vom Backofen aus, schon das halbfertige Gebäck sofort in die Welt sendet, erschien diese Zurückhaltung phänomenal."

Es ist nicht selten zu beobachten, daß große Männer zuerst und häufig am richtigsten nicht von den eigenen Landsleuten, sondern von Vertretern anderer Nationen beurtheilt werden und im Auslande ihre Biographen finden. Daß dies auch bei Darwin der Fall, muß aus mehr als einem Grunde begreiflich erscheinen, und beinahe selbstverständlich ist es, daß Deutschland unter den Ausländern an der Spitze steht; denn Darwin war weit eher einer der Unserigen geworden, als er in seinem eigenen Vaterlande zu der wohlverdienten Anerkennung gelangt war. Doch wir wollen mit den Engländern darum nicht länger rechten, seitdem sie ihren großen Mitbürger neben einem Herschel und Newton in der Ruhmeshalle ihrer Nation zur letzten Ruhe gebettet haben —

Es hat sein Volk bereitet ihm die Stätte
Bei Kön'gen in Westminsters Säulenhallen.

3. Gesammelte kleinere Schriften von Charles Darwin. Ein Supplement zu seinen größern Werken. Herausgegeben und mit einer biographischen Einleitung versehen von Ernst Krause. Zweiter Band. Mit 8 Textabbildungen und einer Tafel. Leipzig, E. Günther. 1886. Gr. 8. 5 M.

Da Darwin bei seinen Einzeluntersuchungen niemals die Grundgedanken seiner Naturanschauung außer Auge gelassen hat, so sind auch die kleinern Aufsätze und oft ganz geringfügig erscheinende Notizen Glieder in der Kette seines großen Werks. Dieselben aus den zahlreichen Zeit- und Gesellschaftsschriften gesammelt, geordnet und (zum ersten mal) in deutscher Uebersetzung veröffentlicht zu sehen, muß uns mit dem lebhaftesten Danke gegen den

Herausgeber und Verleger erfüllen. Nicht alle kleinern Aufsätze, welche wir Darwin verdanken, finden sich hier vereinigt, weil der Verfasser selbst eine Anzahl davon später in seine größern Werke herübergenommen hat, andere in den „Gesammelten Werken“ durch Carus Aufnahme gefunden haben und noch andere, die bald nach der Rückkehr des Reisenden veröffentlicht wurden, den Charakter vorläufiger Mittheilungen an sich tragen und durch spätere ausführlichere Behandlung veraltet sind. Einige geologische Mittheilungen sind auch darum weggeblieben, weil die darin ausgesprochenen Ansichten von anderer Seite widerlegt worden. Dagegen werden wir mit einer Beobachtung Darwin's, über Hummelmännchen, auf die wir noch zurückkommen, hier zum ersten male bekannt gemacht, da die darauf bezüglichen Notizen sich im Nachlasse von Hermann Müller vorfinden, welchem sie vom Verfasser behufs eigener Verwerthung gelegentlich übergeben worden waren.

Das gesammte Material ist nach folgenden vier Gesichtspunkten angeordnet: „I. Allgemeine biologische Probleme“, „II. Zoologische“, „III. Botanische“ und „IV. Geologische Untersuchungen“. Von allgemeinerm Interesse sind die im ersten Kapitel enthaltenen Mittheilungen, die zum größern Theil als Ergänzungen zur „Entstehung der Arten“ anzusehen sind. Darunter befinden sich unter anderm einige Aufsätze über den Instinct, von denen Darwin mehrere Herrn Romanes zur Verwerthung für sein Werk „Die geistige Entwickelung im Thierreich“ übergeben hatte. Abhandlungen andern Inhalts lauten: „Von Vögeln zerstörte Primeln“, „Ueber die Lebensweise des Pampasspechts“, „Die parasitischen Gewohnheiten von Molothrus“, „Die Gewohnheiten der Ameisen“, „Fruchtbarkeit von Bastarden zwischen der gemeinen und der chinesischen Gans“, „Ueber die Verbreitung der Süßwassermuscheln“ (der letzte von Darwin zum Druck gegebene Aufsatz erschien in „Nature“, Bd. 35, 1852, S. 529), „Ueber die Wirkung des Seewassers auf die Keimung der Samen“. Andere Mittheilungen beziehen sich auf Vererbung, schwarze Schafe, Pangenesis, Männchen und Complementärmännchen von Cirripedien, die geschlechtliche Färbung gewisser Schmetterlinge, die geschlechtliche Zuchtwahl in Bezug auf die Affen. Das Kapitel schließt mit einer sehr interessanten, nach mehrern Richtungen hin belehrenden Beobachtung, welche unter dem Titel „Biographische Skizze eines kleinen Kindes“ — es handelt sich um ein Kind Darwin's selbst — bereits einmal in deutscher Uebersetzung im „Kosmos“ erschienen war. Zu den Aufsätzen des ersten Abschnitts gehört auch die schon erwähnte Mittheilung „Ueber die Wege der Hummelmännchen“. Darwin beobachtete nämlich, wie die Männchen der Gartenhummel (Bombus hortorum) in seinen Parkanlagen immer denselben Weg flogen und an bestimmten Plätzen secundenlang verweilten und dabei brummten. Die Flugrichtung wurde an einer Stelle durch die Astgabelung eines Baums, an einer andern durch eine kleine Oeffnung in einem Zaune, an einer dritten einem trockenen Graben entlang genommen und sowol die Wege wie auch die „Brummplätze“ blieben mehrere aufeinander folgende Jahre hindurch die nämlichen. Eine Erklärung für diese seltsamen Gewohnheiten vermag unser Beobachter nicht zu geben. Vielleicht daß die Vermuthung Krause's das Richtige trifft, an den Brummplätzen hätten sich möglichenfalls früher Hummelnester befunden.

Die zum Theil veralteten „Zoologischen Untersuchungen“ beziehen sich auf Sagitta, Planarien und Cirripedien, über welch letztere wir Darwin bekanntlich eine umfangreiche Monographie verdanken. Die botanischen Untersuchungen schließen sich an die ausführlichern Publicationen theils über insektenfressende Pflanzen, theils über Kreuz- und Selbstbefruchtung und über das Bewegungsvermögen der Pflanzen an; eine dieser Mittheilungen ist, wie die oben erwähnte über die Süßwassermuscheln, erst kurz vor Darwin's Tode veröffentlicht worden. Die geologischen Notizen endlich beschäftigen sich mit dem Transport erratischer Blöcke, mit den von Eisbergen hinterlassenen Spuren und mit der Alluvialthätigkeit im schottischen Roythale; letztere Beobachtung aus einer umfangreichen, ihrem Inhalte nach aber fast völlig widerlegten Abhandlung in den „Philosophical Transactions“.

Somit dürfte denn das gesammte Material der außerordentlich umfangreichen und vielseitigen wissenschaftlichen Thätigkeit des bedeutendsten Naturforschers unsers Jahrhunderts dem deutschen Volke in sehr bequemer Form zu Gebote stehen. Wir fügen zum Schluß noch hinzu, daß auch die oben erwähnte Lebensbeschreibung Darwin's von seinem Sohne Francis nunmehr erschienen und durch Victor Carus ins Deutsche übersetzt ist. Dieselbe ist unter dem Titel „Charles Darwin's Leben und Briefe mit einem seine Autobiographie enthaltenden Kapitel“ als Fortsetzung der „Gesammelten Werke“ bei Schweizerbart herausgegeben und füllt Lieferung 96—113, beziehungsweise drei Halbbände.

O. Taschenberg.

Vermischtes.

1. Stille Stunden. Aphorismen aus Richard Rothe's handschriftlichem Nachlaß. Zweite durch eine „neue Folge“ vermehrte Auflage. Bremen, Heinsius. 1888. 8. 5 M.

Als Richard Rothe starb, schrieb Großherzog Friedrich von Baden: „Das evangelische Deutschland verliert durch den frühen Tod unsers vortrefflichen Rothe einen seiner würdigsten Vertreter und edelsten Forscher. Wir alle, die wir ihn gekannt, dürfen uns glücklich schätzen, ihn geehrt und gewürdigt zu haben; wir dürfen aber auch dankbar sein für die Zeit, welche uns Gott vergönnte, mit ihm zu leben.“ Diese Sammlung von Aufzeichnungen begrüßte derselbe Fürst freudig als reiche Quelle der Erkenntniß

Rothe's, seines reinen, demüthigen Gemüths und seiner tiefen Einsicht in das Wesen des Menschen. In einem weitern Handschreiben vom Jahre 1874 schreibt er: „Mit lebhafter Theilnahme habe ich Kenntniß genommen von den Mittheilungen, welche aus der Zeit herrühren, da Rothe's öffentliche Wirksamkeit eine so bedeutende und folgenreiche war, und mich an den so reichen Zeugnissen des von dem reinsten Streben bestimmten Geistes erfreut, der dem edeln Manne eigen war, dessen Andenken bei uns in dankbarer Erinnerung fortlebt." Diese „Stillen Stunden" haben einst schon in der ersten Auflage nicht blos in Deutschland, sondern auch in England und Holland begeisterte Aufnahme gefunden. Durch ihre ebenso geistvolle und tiefsinnige, von merkwürdiger Zartheit, Schärfe und Feinheit der Beobachtung und innerer Durchbildung zeugende Art, wie durch die herzliche Demuth, die Lauterkeit und Reinheit des Charakters und die reiche Erfahrung des theologischen Forschers, des liebenswürdigen, edeln Christen, die sich in diesen Aufzeichnungen spiegeln, zeigen sie uns eine sehr anziehende christliche Persönlichkeit ganz seltener Art. Rothe's persönliche Eigenart tritt uns in denselben ebenso klar hervor wie seine theologisch kirchliche Haltung, seine Stellung zur Gegenwart und zum Parteiwesen. Es sind fast lauter Perlen, die uns zuerst in seinen theologischen, anthropologischen und christologischen Reflexionen geboten werden. Wie scharfsinnig und treffend sind nicht ferner seine Bemerkungen über das christliche Personleben, über kirchengeschichtliche und politische Erscheinungen, wie über Culturfragen, über Kirchenthum und Christenthum. Durchaus originell und doch wieder mild und weitherzig erscheint in ihnen der edle Forscher. Die „neue Folge", für die wir dem Herausgeber von Herzen dankbar sind, besteht aus dem Briefwechsel Sr. königl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden mit und über Rothe, aus der Schilderung der Dichterperiode in Rothe's Leben, aus den römischen Tagebuchblättern und aus weitern von Gräfin Helene von Mülinen gesammelten Aphorismen. So bilden diese Aufzeichnungen, auf denen in der That ein ganz eigenthümlicher Zauber ruht, die ein köstliches Schatzkästlein einer merkwürdig reichen Gedankenwelt enthalten, eine sehr wesentliche Ergänzung zu dem von Dr. Nippold auf Grund der Briefe Rothe's entworfenen „christlichen Lebensbilde", wie zu Rothe's gewaltigem Werke der „Theologischen Ethik", die, wie wir mit Freuden hören, von Ostern 1888 in dritter Auflage in Lieferungen um die Hälfte des frühern Preises erscheinen wird. Möge die schöne Gabe der „Stillen Stunden" in manchem Kämmerlein, wo ein tiefes, religiöses Leben nach Belehrung, Ausgestaltung und Vertiefung ringt, einkehren und gute Frucht schaffen.

2. Gymnasialreden, nebst Beiträgen zur Geschichte des Humanismus und der Pädagogik von Hermann Bender. Tübingen, Laupp. 1887. Gr. 8. 3 M.

Es sind elf, größtentheils in den Jahren 1881—86 am Gymnasium in Ulm zum Abschluß des Schuljahres vor einem gemischten Publikum gehaltene Gymnasialreden, die fast sämmtlich schon früher in der außerordentlichen Beilage des „Würtembergischen Staatsanzeigers" abgedruckt wurden und nun gesammelt erscheinen. Verschiedene meist brennende Fragen, die das heutige Gymnasium und die Gymnasialbildung betreffen, werden hier in durchaus ruhiger, objectiver, besonnen abwägender, sachlich und fast durchaus zutreffend erscheinender Weise besprochen, und der Verfasser zeigt in diesen mehr praktischen Abhandlungen wie in seinen zur Geschichte der Pädagogik gehörigen Schilderungen der „Anfänge der humanistischen Studien an der Universität Tübingen", in „Humanismus und Humanisten zu Tübingen im 16. Jahrhundert", sowie bei der Darstellung des bekannten Satirikers Johann Balthasar Schupp, zuletzt Prediger in Hamburg, gest. 1661, und des in neuerer Zeit erst wieder in seiner ganzen Bedeutung anerkannten Würtembergers Johann Valentin Andreä, gest. 1654, ebenso wohl eine gewandte, seinen Gegenstand beherrschende Darstellung, als eine feine, kritische Art der Beleuchtung. Wir dürfen daher diese Gymnasialreden eines hervorragenden schwäbischen Philologen als einen in der That sehr beachtenswerthen Beitrag zu der Lösung wichtiger Fragen, welche die höhere Lehrerwelt gegenwärtig bewegt, betrachten und empfehlen sie als wirklich gediegene Arbeit unsern Lesern.

3. Ueber Lesen und Bildung. Umschau und Rathschläge von A. E. Schönbach. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Es ist diese Schrift aus drei Vorträgen entstanden, unter dem Einflusse der Autorität von Ralph Waldo Emerson und verschiedener englischer Schriftsteller, aber selbständig und vielfach anregend. Wir geben dem Verfasser recht, wenn er seinen Klagen über die moderne Bildung Ausdruck gibt, weil sie trotz ihrer Hochschulen, Reisen, Zeitungen, Theater und anderer Hülfsmittel eine verflüchtigte Halbbildung bleibt. Die Bildung dient gewiß den Zwecken der modernen Cultur am besten, die am wenigsten einseitig macht, alle Kräfte am besten und am meisten harmonisch entfaltet und jeder Individualität am engsten sich anschmiegt. Diejenige Bildung erscheint ihm als die vollkommenste, die das Beste aufnimmt, das unter den Menschen gedacht und von ihnen den Nachlebenden überliefert ist. Die Mittel und Wege dazu, die der Verfasser nun vorschlägt, liegen in möglichster Concentrirung durch gute Auswahllisten aus der neu erscheinenden Bücherwelt in Zusammenstellung von Musterbibliotheken verschiedenen Umfangs und Preises und in der Berücksichtigung der drei von Emerson aufgestellten Regeln: 1) lies nie ein Buch, welches nicht ein Jahr alt ist, 2) lies nie andere als berühmte Bücher, 3) lies nie anderes, als was dir gefällt. Freilich können diese Regeln, wie die Schrift weiter ausführt, nicht ganz ohne Einschränkungen gelten. Verschiedene Fragen über die richtige Behandlung unserer Lektüre beantwortet nun der Verfasser; er gibt selbst noch manche recht brauchbare Rathschläge und fordert besonders auf zur echten Dichtung zurückzukehren, da die Poesie in

den einfachsten rhythmischen Formeln ebenso an die Herzen des Naturvolks klinge, wie sie unsere feinzugeschliffene Empfindung heute bewegt. Er selbst stellt zum Schluß noch eine Bücherliste über die Classiker der Weltliteratur, wie eine Auswahl moderner Erzählungsliteratur auf, die natürlich, da eine solche Auswahl für die verschiedenen Arten der Bildung, der Confession und Nationalität sich immer verschiedenartig gestalten muß, nur einen subjectiven Werth hat. Zudem gibt es ja auch eine Herzensbildung, die selbst bei ganz bescheidenem Wissen doch hoch über einer solch angelernten Fülle des Wissens steht. Das Büchlein enthält einzelne sehr beachtenswerthe Gedanken, dürfte aber auch auf manchen Widerspruch gegen die darin enthaltenen Vorschläge stoßen, da dieselben nicht immer durchführbar und genügend erscheinen, um der Halbbildung zu wehren. Wir möchten daher diese wichtige Frage noch principieller und umfassender behandelt wissen.

4. Von Strand und Heide und andere Skizzen. Von J. Trojan. Minden, Bruns. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Es sind sehr schmucklose, einfache und kurze Schilderungen, theils aus der Natur, theils aus dem Menschenleben, leicht hingeworfen, manchmal nicht besonders packend, aber sinnig und gemüthvoll. Der Verfasser hat sich durch seine Gedichte und seine „Kleinen Bilder" schon früher einen gewissen Namen gemacht. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen: „Von Strand und Heide" und „Vermischte Skizzen"; dieselben sind von verschiedenartigem Werthe. Der zweite Theil erscheint uns entschieden anziehender als der erste, weil er mehr Leben und Handlung offenbart.

5. Der Bubenrichter von Mittenwald. Erzählung aus dem bairischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Auch diese Schrift zeigt uns die anerkannten Vorzüge der mit Recht beliebten Schmidt'schen Erzählungen: schöne packende Naturschilderungen und anziehende, psychologische Gemälde. Schmidt hat hier ebenso wohl den kräftigen, volksthümlichen Ton, in dem er Meister ist, angeschlagen und vortrefflich die alten Sitten der Mittenwalder oft mit köstlichem Humor dargestellt, wie er die tiefe Tragik, die zuletzt das Ganze beherrscht, in feiner, das Interesse immer mehr steigernder Weise uns zur Empfindung bringt. Auch durch die in diese Erzählung eingestreuten volksthümlichen Lieder erhält das Büchlein einen höhern Werth und dient als werthvoller Beitrag zur Culturgeschichte jenes kräftigen Volksstamms, der den auftretenden Personen ihren Hintergrund verleiht. L.

Feuilleton.

Aus der regelmäßig von uns angezeigten periodischen Literatur haben wir diesmal namhaft zu machen: das erste bis vierte Heft der „Deutschen Warte" von Engelbert Pernerstorfer in Wien (achter Jahrgang). Die genannte, besonders von süddeutschen und österreichischen Gelehrten getragene Monatsschrift behandelt unermüdlich und mit viel Geschick socialpolitische Fragen und zieht auch verwandte Themen unter diesem Gesichtspunkte heran. Wir heben heraus folgende Abhandlungen: „Socialpolitische Ideale der Gegenwart", „Die Verschärfung des Strafrechts und Strafvollzugs", „Zur Geschichte der internationalen Fabrikgesetzgebung", „Die Frauenfrage in der modernen Literatur". — Im Anschluß an letztern Aufsatz empfehlen wir gern die Zeitschrift „Frauenberuf", welche im Verlag von H. Weißbach in Weimar Frau J. Kettler herausgibt. Es liegen uns das erste und zweite Heft des zweiten Jahrgangs vor, welcher in wesentlich vergrößertem Umfange erscheint. Der „Frauenberuf" ist die einzige deutsche Monatsschrift, welche ausschließlich für das weibliche Geschlecht bestimmt ist. Sie wendet sich an die gebildeten Kreise und will weder für einseitige Emancipationsbestrebungen Propaganda machen, noch für die ausschließliche Beschränkung auf die Interessen der Küche und des Haushalts. Außer Novellen bringt sie in Leitartikeln solche Themen, welche ein besonderes Interesse für die Frauenwelt haben; ferner Aufsätze über die Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts, über die Rechtsverhältnisse der Frau, das weibliche Erziehungswesen, den Haushalt u. s. w. Obwol wir es für sehr schwer halten, eine derartige Specialzeitschrift dauernd auf ihrer Höhe zu halten, stehen wir doch nicht an, den „Frauenberuf" hinsichtlich seiner Tendenz wie seines Inhalts als durchaus gediegen zu empfehlen.

— Von den im Verlage von J. F. Richter in Hamburg erscheinenden „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von Franz von Holtzendorff, nennen wir Heft 11—15 der Neuen Folge (zweiter Jahrgang), worin folgende Themen behandelt werden: „Die Grundfrage der Religion", von F. Frickhöffer; „Die Gefahren der Erneuerung des Klosterwesens für Deutschland", von R. Schramm; „Zur Frage der Regentschaft bei eintretender Herrschaftsunfähigkeit des regierenden Monarchen", von M. von Oesfeld; „Musik und Moral", von A. C. Kalischer. — Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff, haben wir anzuführen Heft 19—22, worin folgende Themen erörtert werden: „Ueber den Einfluß des Klimas und der geographischen Verhältnisse auf die Bauthätigkeit der Menschheit", von Paul Stade; „Der Kampf des niederdeutschen Dialekts gegen die hochdeutsche Schriftsprache", von Adolf Socin; „Aus der Geschichte des französischen Dramas", von H. Morf; „Die Dampfmaschine im 18. Jahrhundert in Deutschland", von E. Gerland.

— Das fünfte Heft der „Literarischen Volkshefte" (à 50 Pf., Berlin, Eckstein Nachf.) enthält einen Aufsatz von Eugen Wolff: „Die jüngste deutsche Literaturströmung und das Princip der Moderne". Da neben Georg Brandes, M. G. Conrad, Wolfgang Kirchbach doch auch Männer wie M. Carriere, Max Koch, Adolf Stern als Mitarbeiter genannt werden, so haben wir ein früheres Heft (aus der Feder von H. Bulthaupt) empfohlen. Von dem uns vorliegenden aber müssen wir uns entschieden lossagen: an Rücksichtslosigkeit läßt dieses Evangelium der allerneuesten frechen Dichterlinge nichts zu wünschen übrig. Diese Ausdrücke müssen wir gebrauchen, wenn ein gewisser Arno Holz als „zornglühender Prophet" verherrlicht wird, weil er folgenden Schandvers gezimmert hat:

Am hölzernen Kreuz verröchelt der Gott,
Kindern und Thoren ein seichter Spott;

Verlöscht ist am Himmel das letzte Roth,
Ueber die Welt hin schreitet der Tod,
Und trunken durch die Gewitternacht klingt
Das sündige Lied, das die Nachtigall singt.

— Hermann Türck hat „eine philosophische Studie“ über „Das Wesen des Genies“ veröffentlicht (Reudnitz-Leipzig, Max Hoffmann). Er will nachweisen, daß in den Gestalten des Hamlet und des Faust der Begriff des Genies in dichterisch vollendeter Weise realisirt sei. Gegenüber den zahllosen Erklärungsversuchen beider Charaktere hofft Türck für den seinigen auf allgemeinere Zustimmung, weil er „eine neue philosophische Anschauung“ in Anwendung bringt. Wir bedauern, diesen Wahn des Verfassers zerstören zu müssen. Wenn Türck nichts weiter geschrieben hätte als den Schluß seiner Broschüre, so hätte er, nach unserm Urtheil, als Schriftsteller schon seinen Lohn dahin. Dieser Schluß lautet: „Wir dürfen zur Person unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi beten wie zu unserm Gott, weil in ihm einmal Gott zum vollen Bewußtsein seiner selbst trotz der leiblichen Erscheinung gekommen ist.“ Obwol selbst positiv gerichtet, dürfen wir doch die Erklärung nicht zurückhalten: Türck hat die Domäne der Unklarheit und leider auch der Anmaßung gepachtet. Er behandelt Gelehrte, die unerreichbar hoch über ihm stehen, wie Schulbuben; er selbst mag sich durch einige weitere Sätze seines Schriftchens charakterisiren: „Das Genie handelt nur frei, d. h. nicht aus persönlichen Motiven.“ — „Gott selbst hat die Vorstellung der Unfreiheit, und muß daher auch selbst in seiner Vorstellung unfrei sein.“ — „Gott kann sich wol aufgeben, aber nicht verlieren.“ — „Der älter gewordene Faust steigt herunter zu den Müttern in das Reich der reinen Formen: der Enthusiasmus geht über in Würde, Goethe wendet sich von der Gothik zur Antike.“

— Bei A. Haase in Prag hat J. Knieschek eine Broschüre erscheinen lassen, deren Titel lautet: „Der Streit um die Königinhofer und die Grüneberger Handschrift.“ Die ungemein fleißige und tiefeindringende Arbeit gehört der „Sammlung gemeinnütziger Vorträge“ an, welche der Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag seit Jahren veröffentlicht. Wir machen gern alle Fachmänner auch an dieser Stelle auf das Werkchen aufmerksam; Knieschek hat nicht blos als ein Berufener, sondern auch als ein Auserwählter geschrieben; seine Abhandlung entscheidet den Streit endgültig für jeden, der überhaupt noch sehen will.

— „Fürstliche Charakterzüge“ von Max Oberbreyer (Berlin, Eckstein's Verlag, Preis 1 M. 50 Pf.) nennt sich „Ein Fürstenbuch fürs Volk“. Warum dieser Untertitel? Er hat bei dem Büchlein keine Berechtigung, denn es ist nicht für das Volk im großen und ganzen geschrieben. Geschrieben? Nein, denn es handelt sich um keine selbständige Arbeit, kein eigenes Geistesproduct, sondern um ein Sammelwerk. Mit bewunderungswerther Geduld und systemloser Genauigkeit hat der „Verfasser“ die Zeitungsausschnitte der letzten Jahre aufbewahrt, in welchen Anekdoten von hohen Personen erzählt waren. Ohne daß dem Inhalte nach ein Wort verändert wäre oder eine besondere Anordnung ein weiteres Zeichen schriftstellerischen Fleißes geliefert hätte, sind die einzelnen Begebenheiten bunt aneinandergereiht. Durch ihre Quellen sind sie allerdings bereits allbekannt und entbehren etwas den Reiz der Neuheit, individueller Anempfindung und Abwechselung, werden jedoch immerhin eine unschätzbare Fundgrube des Unterhaltungsstoffs für ein Dutzend Abende am Stammtische ausmachen.

— Die bei Otto Hendel in Halle erscheinende „Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes“ in 25-Pfennig-Ausgaben schreitet rüstig fort. Jedem Bändchen ist eine kurze literargeschichtliche oder biographische Einleitung mit dem Bilde des Verfassers beigegeben. In anständigem Einbande erleidet eder Band oder Doppelband einen Preiszuschlag von 25 Pf. Es ist alles Mögliche, was uns dafür geboten wird. Gegenwärtig liegt uns die Gesammtausgabe von Robert Reinick's vielgesungenen Liedern in geschmackvollem Prachtbande vor (1 M. 30 Pf.).

— „Neue Bismarck-Anekdoten“, gesammelt und bearbeitet von A. S. Schmidt (mit 8 Illustrationen, Leipzig, Zangenberg u. Himly), bieten dem aufmerksamen Zeitungsleser selten etwas Neues; sie wollen aber als neu auch nur gegenüber einer früher erschienenen ersten Sammlung gelten.

Bibliographie.

Boltz, Johanna, Heil Zollern! Patriotische Festspiele. Leipzig, J. Baedeker. 8. 1 M. 80 Pf.

— — Dem Kaiser. Patriotische Festspiele. Leipzig, J. Baedeker. 8. 1 M. 20 Pf.

Beyda, H. F. T., Das Newtonsche Gravitationsgesetz. Läßt sich der Fall der Körper oder die Schwere derselben aus einer Anziehungskraft des Erdkörpers erklären? Bonn. Gr. 8. 1 M.

Die römische Campagna. Eine kulturhistorische Studie von einem Priester der Diözese Breslau. Neisse, Huch. Gr. 8. 90 Pf.

Der europäische Coalitionskrieg. Hannover, Helwing. Lex.-8. 60 Pf.

Dreher, T., Das Tagebuch über Friedrich von Hohenzollern, Bischof von Augsburg (1486—1505), historisch erläutert und zum Lebensbilde erweitert. Sigmaringen. Gr. 8. 3 M.

Emmerig, A., Unser nächtlicher Sternenhimmel. Ein Taschenbuch für die studicrende Jugend, sowie für nächtliche Wanderer. Mit 1 Sternkarte und 27 Figuren. Bamberg, Buchner. 1887. Gr. 8. 2 M.

Forbes, A., Kaiser Wilhelm. Nach dem Englischen bearbeitet. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 M.

Gehrig, H., Dr. W. Volckmar. Zum Gedächtnis des treuen Lehrers und verdienten Künstlers seinen Freunden und Schülern gewidmet. Homberg, Settnick. Gr. 8. 1 M.

Inventare des Frankfurter Stadtarchivs. Mit Unterstützung der Stadt Frankfurt am Main herausgegeben vom Vereine für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main. 1ster Bd., eingeleitet von H. Grotefend. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Karsten, H., Parthenogenesis und Generations-Wechsel im Thier- und Pflanzenreiche. Mit 9 Abbildungen. Berlin, Friedländer u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Keindl, O., Friedrich Theodor Vischer. Erinnerungsblätter der Dankbarkeit. Prag, Neugebauer. 8. 1 M. 20 Pf.

Kleist, H., und A. Freih. v. Schrenck v. Notzing, Tunis und seine Umgebung. Ethnographische Skizzen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 5 M.

Lammer, G. E., Ein alpiner Ritter von der traurigen Gestalt. Prof. Dr. Karl Schulz in Leipzig. Wien, Sallmayer. Gr. 8. 80 Pf.

Lübke, W., Geschichte der deutschen Kunst von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. 1ste Lfg. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Lex.-8. 1 M.

Marcks, J. F., Die politisch-kirchliche Wirksamkeit des Erzbischofs Agobard von Lyon mit besonderer Rücksicht auf seine schriftstellerische Thätigkeit. Viersen. Gr. 4. 1 M.

Massow, Julie v., geb. v. Behr, Leben und Lieben im Liede. Gesammelte Lieder. Herausgegeben von M. Huttler. 1ster Thl. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 16. 1 M. 50 Pf.

Möller, H., Zur althochdeutschen Allitterationspoesie. Kiel, Lipsius u. Tischer. 8. 5 M.

Noé, H., Deutsches Alpenbuch. 2te Abth.: Die Ost-Alpen. 2ter Bd.: Wanderungen und Bilder in und aus dem österreichischen Küstenlande, Krain, Istrien und benachbarten Alpengebieten. Glogau, Flemming. 8. 4 M. 50 Pf.

Plüß, B., Unsere Bäume und Sträucher. Führer durch Wald und Busch. Anleitung zum Bestimmen unserer Bäume und Sträucher nach ihrem Laube. 2te Aufl., mit 80 Holzschnitten. Freiburg i. Br., Herder. 12. 1 M.

Pröll, K., Moderner Todtentanz. Kohlen-Skizzen. Berlin, Landsberger. 8. 2 M.

Quellen und Untersuchungen zur Geschichte, Kultur und Litteratur Westfalens. 1ster Bd.: Daniel von Soest. Ein westfälischer Satiriker des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von F. Joest. Paderborn, F. Schöningh. Lex.-8. 8 M.

Randglossen zu den Thümmel-Processen von einem altpreußischen Juristen. Halle, Strien. Gr. 8. 30 Pf.

Reichenbach, A., Welt und Mensch. Vorträge und Aufsätze. 1stes Hft. Leipzig, Fest. 8. 30 Pf.

Scherer, W., Poetik. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 7 M.

Schmick, J. H., Ist der Tod ein Ende oder nicht? Gespräche über das Erdenleben und die Menschennatur. Leipzig, Spohr. 8. 2 M.

Schmidt, K., Der Fürst von Eisen oder Armin's Tod. Patriotische Tragödie. Wiesbaden. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schobert, H., Fürstliches Blut. Roman. Berlin, Schorer. 8. 3 M. 60 Pf.

Steinmann, Neue militärische Briefe. Hannover, Helwing. Lex.-8. 60 Pf.

Türck, H., Das Wesen des Genies. (Faust und Hamlet.) Eine philosophische Studie. Reudnitz-Leipzig, M. Hoffmann. Gr. 8. 60 Pf.

Historische Untersuchungen. Herausgegeben von J. Jastrow. 10tes Hft.: Karl von Anjou als Graf der Provence (1245—1265). Von R. Sternfeld. Mit 2 Karten. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 9 M.

Wächter, H., Schmock. Auch ein Wiener Roman. Friedenau-Berlin, Thiel. Gr. 8. 2 M.

Winterfeld, A. v., Frieden im Kriege. Humoristischer Soldaten-Roman 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Franz Liszt.

Erinnerungen einer Landsmännin

von

Janka Wohl.

Deutsche Originalausgabe.

8. Broschirt 3 M., gebunden in Ganzleinen 4 M.

Das Werk bietet gegenüber der französischen und englischen Ausgabe sehr viel **Neues** und **Unbekanntes** über den großen Tonkünstler.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch das Britische Reich.

Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada.

Von

Alexander Freiherrn von Hübner.

Zwei Bände. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Der bekannte österreichische Diplomat, Verfasser des vielgelesenen Werks „Ein Spaziergang um die Welt“, schildert hier eine neue Weltreise, die er in den Jahren 1883 und 1884 ausgeführt hat. Scharfe Beobachtung, weiter Blick, vielseitigste Kenntniß und vollendete Kunst der Darstellung verleihen seinen Aufzeichnungen ein ungewöhnliches Interesse und hervorragenden, dauernden Werth.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das deutsche Heer

und die Contingente der Einzelstaaten.

Eine staatsrechtliche Abhandlung von

Dr. Friedrich Brockhaus,

ordentlichem Professor der Rechte an der Universität zu Kiel.

8. Geh. 5 M.

Diese für Staatsrechtslehrer, Politiker und Militärs wichtige Schrift beschäftigt sich eingehend mit Lösung der innerhalb des deutschen Reichsstaatsrechts vielfach umstrittenen Frage über das Verhältniß zwischen dem Reichsheere und den Contingenten der Einzelstaaten.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen soeben

neue wohlfeile Ausgaben von:

Schopenhauer's Sämmtlichen Werken.

In 6 Bänden à 6 M. geh., 7 M. 50 Pf. geb.

Schopenhauer's Parerga und Paralipomena.

In 12 Lieferungen à 1 M.

Schopenhauer's Die Welt als Wille und Vorstellung.

In 12 Lieferungen à 1 M.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen; Prospecte gratis.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Innern Afrikas.

Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885.

Von

Hermann Wißmann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller.

Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten.

8. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Die Ergebnisse der unter der Leitung von Lieutenant Wißmann unternommenen Kassai-Expedition haben für die geographische und ethnographische Kenntniß Innerafrikas außerordentlich viel neues Material geliefert. Die Schilderung der auch an mancherlei kriegerischen Ereignissen reichen Reise ist von den Mitgliedern der Expedition gemeinschaftlich ausgearbeitet worden und dieses Werk der vier insgesammt der deutschen Armee angehörigen Offiziere wird sicher bei der deutschen Lesewelt günstige Aufnahme finden.

Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo.

Reisen in Centralafrika

von **Curt von François.**

Mit 33 Abbildungen, 12 Kartenskizzen und 1 Uebersichtskarte.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Hauptmann Curt von François, Theilnehmer an der Kassai-Expedition unter der Oberleitung von Lieutenant Wißmann, unternahm nach Eintreffen der Reisenden am Kongo in Begleitung des englischen Missionars Grenfell noch eine besondere Forschungsreise auf dem Kongo und dessen bis dahin unbekannten, in der Nähe des Aequators einmündenden großen Nebenflüssen Tschuapa und Lulongo.

Beide Werke ergänzen sich gegenseitig.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

---

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

bei Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges. **Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge** bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- und Winterkuren. Leitender Arzt: **Dr. med. Böhm.** Prospecte mit Beschreibung der Methode gratis durch **die Direction**, sowie durch die Filialen der Firma **Rudolf Mosse. Aerzte**, welche das epochemachende Naturheilverfahren kennen lernen wollen, können als **Volontairs** Aufnahme finden.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 24. Mai 1888.

Zur neuern und neuesten Geschichte.

1. Neuere Geschichte des Preußischen Staates vom Hubertsburger Frieden bis zum Wiener Congreß. Von E. Reimann. Zweiter Band. (Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Lieferung 50, Abtheilung 1.) Gotha, F. A. Perthes. 1888. 8. 13 M.

So reich und vielseitig unsere neuere historische Literatur auch ist, so weist sie doch zwei tief empfundene Lücken auf: es fehlt uns bisher noch immer eine den jetzigen Ansprüchen genügende Geschichte Deutschlands und eine Geschichte Preußens. Für letztere ist dabei noch mehr gethan als für erstere. Denn in gewissem Sinne läßt sich Droysen's „Geschichte der preußischen Politik" wol als eine Geschichte Preußens betrachten, wenn auch nie vergessen werden darf, daß sie, ihrem Zwecke gemäß, viele wichtige Partien des preußischen Staatslebens nicht behandelt. Leider hat Droysen sein Werk nur bis zum Beginn des Siebenjährigen Kriegs führen können. Eine Gesammtdarstellung der preußischen Geschichte haben wir dann erst wieder von 1815 ab in der „Deutschen Geschichte" Treitschke's. Gerade in den Partien, welche die preußische Geschichte behandeln, machen sich die Einseitigkeiten, die man der Treitschke'schen Darstellung vielfach und mit Recht vorgeworfen hat, am wenigsten geltend, sodaß man wol in seinem Werke eine den historischen Ansprüchen genügende Darstellung der neuesten preußischen Geschichte erblicken kann. Es bleibt somit in ihrer Erkenntniß vor allem als große Lücke die Zeit von 1756 bis 1815. Bei weitem den größten Theil dieser Periode, nämlich die Jahre von 1763 bis 1815, hat nun Reimann zu behandeln unternommen, und nach dem, was von seinem Werke bisjetzt vorliegt, können wir hoffen, durch ihn eine jedes begründete Verlangen befriedigende Darstellung dieser für Preußen so wichtigen Epoche zu erhalten.

Der hier zu besprechende zweite Band behandelt den Ausgang Friedrich's des Großen, die Jahre von 1778 bis 1786. Die Sache lag hier eigen. Ueber die Ereignisse dieser Zeit war die neuere Geschichtschreibung zunächst auf Grund der in den preußischen Archiven ruhenden Schätze zu einer für den preußischen König sehr günstigen Ansicht gelangt. Derartige Darstellungen waren später von Forschern, die sich auf die wiener Archivalien stützten — ich nenne nur Arneth und Beer — als tendenziöse preußische Historiographie bezeichnet worden, und ihr ward eine Anschauung gegenübergestellt, welche durchweg zu Gunsten Oesterreichs ausfiel. Reimann hat nun nach umfassenden Archivstudien mit eingehender Kritik die gesammten Verhältnisse nochmals durchgearbeitet; er ist dabei vollkommen unbefangen zu Werke gegangen; seine Darstellung aber deckt sich in allen wesentlichen Punkten mit der preußischen Auffassung. Es ist damit jetzt bewiesen, daß die letztere die richtige, die allein objectiv begründete ist.

Zuerst führt uns Reimann den Bairischen Erbfolgekrieg vor: wie König Friedrich, als Kaiser Joseph den Tod des Kurfürsten Max Joseph von Baiern benutzen will, um Baiern an Oesterreich zu bringen, letzteres mit den Waffen hintertreibt. Im glänzendsten Lichte erscheint nach der eingehenden Darstellung Reimann's der preußische König; denn seine Bestrebungen, die ebenso Preußens wie Deutschlands Interesse wahrnehmen, finden damals zunächst auf keiner Seite Unterstützung. Die kleinen deutschen Fürsten zeigen wenig Verständniß für die Lage; nur nach langem Drängen entschließt sich der zunächst Benachtheiligte, der voraussichtliche Erbe Baierns, Herzog Karl von Zweibrücken, Preußens Hülfe formell anzurufen; der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, sein Minister Graf Hertzberg, sind gegen den Krieg. Es ist somit einzig und allein das Verdienst des großen Königs, daß hier eine Machtvergrößerung Oesterreichs abgewandt wird, die für Preußen und Deutschland geradezu erdrückend gewesen wäre. Friedrich allein ist es auch, der stets die ideale Bedeutung der Sache be-

tont, der jedes Abkommen, selbst den Vorschlag einer Vergrößerung Preußens zurückweist. So erklärt er (S. 43):

Es handelt sich im gegenwärtigen Falle nicht um Erwerbung oder Vergrößerung, sondern darum, den österreichischen Ehrgeiz ein für allemal zurückzudrängen, damit seine Gewalt im Reiche nicht in Despotie ausarte, was uns zum größten Schaden gereichen würde. Sie mögen mir daher einen Entschädigungsvorschlag machen, welchen sie wollen, ich werde sie alle miteinander verwerfen, fest entschlossen, den Degen nicht eher in die Scheide zu stecken, als bis sie das, was sie widerrechtlich in Besitz genommen, vollständig herausgegeben haben.

Wenn nun auch der König klar und scharf den Kernpunkt der Frage bezeichnet, so stand er doch, wie gesagt, damals mit dieser Einsicht vollkommen allein, und das geringe Verständniß, auf das er überall stieß, veranlaßte ihn zu dem harten, aber richtigen Ausspruche (S. 112):

Die deutschen Fürsten sollten sich wenigstens schämen, daß sie für mich nicht bellen, während ich für sie kämpfe;

ein andermal sagt er (S. 76):

Diese Reichsfürsten sind lauter Furcht ohne Thatkraft; das ist eine Schande für unser Jahrhundert, und ich erröthe darüber für Deutschland.

Wie anders dem einfachen, zielbewußten Vorgehen des Königs gegenüber die österreichische Politik! Man vertritt hier Ansprüche, von deren Rechtmäßigkeit nicht einmal die Regierenden selbst überzeugt sind, wie dies Reimann nachweist. Dabei fortwährend ein Zwiespalt zwischen Maria Theresia und Joseph, der den peinlichsten Eindruck hervorruft; doch gilt er nur den Mitteln, nicht dem Zwecke. Im Grunde war Maria Theresia mit der geplanten Vergrößerung ganz einverstanden; nur scheute sie mehr als Joseph vor dem Vabanquespielen zurück. Der eigentliche Krieg zwischen Oesterreich und Preußen wurde bekanntlich ziemlich lau geführt. Reimann zeigt, daß die Schuld hiervon vor allem den Prinzen Heinrich trifft, der nach anfänglichem Erfolge stehen blieb, ohne etwas zu leisten. Das ungünstige Urtheil über die militärischen Fähigkeiten des Prinzen Heinrich, das Bernhardi in Betreff des Siebenjährigen Kriegs ausgesprochen hat, wird mithin hier für eine spätere Zeit bestätigt. Ueber den Frieden von Teschen, der unter Rußlands Vermittelung und Garantie zu Stande kommt, will ich Reimann selbst reden lassen (S. 264):

Ohne Bedenken hatten die beiden kriegführenden Mächte die französisch-russische Vermittelung angenommen; zu dem althergebrachten Einflusse im Reiche gesellte sich noch ein neuer. Aber niemand erblickte damals hierin etwas Anstößiges. . . . Mit ganz andern Augen betrachtet dagegen unser Jahrhundert die russische Garantie; es sieht darin einen Flecken, der auf dem Teschener Frieden und auf dem großen Herrscher lastet, der ihn herbeigeführt. Die Gerechtigkeit verlangt aber, daß wir wenigstens die Hälfte der Schuld ihm abnehmen und auf Joseph wälzen. Und sind nicht auch die Stände des Reichs anzuklagen, die trotz wiederholter Aufforderungen dem Könige weder ihre Stimme, noch ihren Arm liehen, die nur Rechte kannten und keine Pflichten? Mit eingebildeten Größen kann der Staatsmann nicht rechnen. Friedrich, der sich überhaupt mehr als europäischen Fürsten ansah, nahm von daher Hülfe, wo er sie fand. Und müssen wir ihm für das, was er geleistet, nicht dankbar sein? Wenn Joseph Baiern und die Oberpfalz gewonnen hätte, so würde der wiener Hof wahrscheinlich seine Herrschaft bis an den Rhein allmählich ausgebreitet haben. Indem Friedrich den Plänen des Kaisers kühn entgegentrat und sie vereitelte, hat er unbewußt für das neue Deutsche Reich gearbeitet.

Bekanntlich mußte Friedrich noch einmal dieselben Pläne Joseph's bekämpfen, indem dieser 1784 Baiern für die österreichischen Niederlande eintauschen wollte; um allen derartigen Velleitäten Oesterreichs auch in Zukunft zu begegnen, gründete Friedrich den Fürstenbund. Ehe Reimann auf letztern zu sprechen kommt, gibt er eine Darstellung der allgemeinen, insbesondere der orientalischen Politik Joseph's, die nach meinem Dafürhalten doch für eine Geschichte Preußens gar zu ausführlich ist. Der Fürstenbund ist die letzte und vielleicht die bedeutendste Leistung des großen Königs. Reimann's Urtheil lautet (S. 408):

Der Fürstenbund bildet keineswegs eine neue Phase nationaler Entwickelung, die Mitglieder desselben wollten vielmehr an dem alten Reiche, wie es seit 1648 sich gestellt, unverrückt festhalten; dagegen bezeichnet er die Machtstellung, welche Preußen unter Friedrich dem Großen gewonnen hatte. Sehr gering war der Erfolg gewesen, als er im Anfang seiner Regierung einen Bund gegen Oesterreich zu gründen versuchte; nun kam er trotz der Gegenbemühungen der beiden Kaiserhöfe zum Ziel. Im Jahre 1778 hatte Joseph ihn fälschlich Anti-Cäsar genannt; jetzt aber nahm er beinahe die Stellung eines Gegenkaisers ein.

Selbst diese Kritik scheint mir dem Bunde noch nicht ganz gerecht zu werden. Gewiß, daß anfangs die Mitglieder nichts weniger beabsichtigten, als eine Reform der Reichsverfassung; eine solche aber wäre nothwendigerweise von selbst eingetreten, wenn die Leitung im fridericianischen Geiste weitergeführt wäre; man darf doch nie verkennen, daß das, was etwa 60 Jahre später den edelsten Geistern der Nation als Ziel vorschwebte, ein engerer Bund mit preußischer Spitze, hier zum ersten mal verwirklicht war. Wieder aber zeigt Reimann, wie das Verdienst der Gründung des Bundes Friedrich allein zukommt: bei den Ministern stößt er anfangs geradezu auf passiven Widerstand; die Fürsten zeigen sehr wenig Bereitwilligkeit. Erst durch die zwingende Ueberredungskraft der dringenden Noth werden Minister und Fürsten dazu gebracht, das zu thun, was Friedrich mit klarem Blicke schon längst als das Heilsame erkannt hatte.

Mehr als ein Drittel seines Buchs widmet Reimann der innern Politik des Monarchen. Fast alle Seiten der materiellen Staatsverwaltung werden hier in eingehender Weise und mit liebevoller Hingabe behandelt, zum großen Theil allerdings nur auf Grund der vorliegenden Publicationen, ohne Eindringen in das Actenmaterial selbst. Auch der, der nicht durch eigene Studien schon längst zu einem solchen Urtheil gelangt war, wird durch das Lesen der Darlegungen Reimann's sicher zu ehrfurchtsvoller Bewunderung für den Monarchen fortgerissen werden, der alle Zweige des Staatsdienstes mit gleichem Verständnisse beherrschte, der sich überall in die Einzelheiten vertiefte, der den Herrscherberuf so allseitig ausübte, wie selten jemand vor ihm und nach ihm. Da wird uns die Sorge

des Königs für die ackerbautreibende Bevölkerung geschildert, seine Thätigkeit für die Hebung der Industrie und des Handels vorgeführt; sein Eifer für das Schulwesen beschrieben; wir lernen seine Kirchenpolitik kennen, die ohne die unveräußerlichen Rechte des Staates preiszugeben doch die Forderungen der Religion zufriedenzustellen weiß; wir erfahren endlich von seinen Bemühungen in Betreff der Rechtspflege, von seinem Streben, die Processe abzukürzen, und von dem neuen Gesetzbuche, das er veranlaßt. Mit ganz besonderer Liebe ist von Reimann das Schulwesen behandelt: ausführlich werden uns Leute wie Zedlitz, Felbiger, Rochow geschildert. Auch gegen Schattenseiten der fridericianischen Politik ist Reimann nicht blind: der häßliche Müller Arnold'sche Proceß wird objectiv dargestellt; die oft die Grenzen des Billigen überschreitende Vorliebe Friedrich's für den Adel wird nicht verschwiegen.

Wenn man von dem Umstande absieht, daß Reimann hier nicht immer aus vollkommener Uebersicht des Materials berichtet, wird man sich mit dem Gebotenen zufrieden erklären können. Nur für die eigentliche Wirthschaftspolitik des Königs dürften die Ausführungen Reimann's kaum erschöpfend sein; die für so vieles neues Licht gebenden Aufsätze Schmoller's haben keine Verwerthung gefunden. Ganz vermißt wird die eigentliche Finanzpolitik Friedrich's: die Schilderung, wie der Monarch sich die materiellen Mittel verschaffte, um alles das zu leisten, was wir ihn wirken sehen. Sodann findet sich nicht, womit die Darstellung der innern Politik Friedrich's eigentlich hätte beginnen müssen: eine Darlegung der Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Indessen darf nach einer Andeutung der Vorrede erwartet werden, daß letzterer Mangel im folgenden Bande nachgeholt wird.

Jedenfalls kommt Reimann das Verdienst zu, eine der anziehendsten und zugleich erhebendsten Epochen der preußischen Geschichte zuerst auf Grund der ursprünglichen Quellen in eingehender Weise geschildert zu haben, und niemand, der für Friedrich den Großen die gebührende Verehrung empfindet, sollte dies Werk ungelesen lassen.

2. Politische Federzeichnungen von F. H. Geffcken. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1888. Gr. 8. 6 M.

Ein Buch von einem sehr andern Charakter als das vorige. Hatten wir es dort mit dem schweren Rüstzeug wissenschaftlicher Darstellung zu thun, so treffen wir hier auf den leichten Ton der Feuilletoncauserie. Man würde indessen dem Werke Unrecht thun, wenn man auf Grund dieses stilistischen Eindrucks darüber aburtheilen wollte; denn in leichter, geschmackvoller Form werden uns hier Charakteristiken geboten, die trotzdem auf durchaus solidem Fundament errichtet sind. Die werthvollen der sechs hier vereinigten Skizzen betreffen das moderne England. Da trotz — oder wegen? — des Schwärmens für englische Zustände in manchen Kreisen nichts in der gebildeten Welt weniger verbreitet ist als eine wirkliche Kenntniß der neuesten englischen Geschichte, so können wir dem Verfasser nur dankbar sein, daß er uns hier Skizzen darbietet, die vermöge ihrer Form auch solche Leute anziehen werden, die vor eigentlich wissenschaftlichen Darstellungen einen unüberwindlichen Abscheu empfinden. Dem mit der Fachliteratur Vertrauten werden die „Federzeichnungen" nichts Neues bringen, wollen es auch wol gar nicht; dem mit der Entwickelung Englands seit etwa 1848 nur oberflächlich Bekannten — und das ist leider die große Mehrzahl — werden sie zu einem richtigen Urtheil über englische Zustände und Staatsmänner verhelfen. Der politische Standpunkt des Verfassers tritt öfters sehr scharf hervor, reißt ihn aber nie zur Ungerechtigkeit fort; die innere Politik Gladstone's dürfte er vielleicht etwas zu skeptisch aufgefaßt haben. Prinz Albert, Palmerston, Beaconsfield und Gladstone werden uns vorgeführt. Voraus geht ein Aufsatz über das britische Weltreich, der uns ebenso die gewaltige Größe dieses Kolosses in jeder Beziehung vor Augen führt, wie er die thönernen Füße zeigt, auf denen derselbe ruht: trotz des sehr scharfen Urtheils des Verfassers über die politische Unfähigkeit des modernen England dürfte diese Kritik eher noch zu mild als zu scharf sein. Zwei Skizzen behandeln außerenglische Persönlichkeiten, den Baron Nothomb und Graf und Gräfin Circourt. Wenn auch die beiden letztern vom rein menschlichen Standpunkte aus volle Sympathie erwecken und wenn namentlich die dem Salon der Gräfin gewidmete Schilderung eine Perle der Erzählungskunst ist, so muß doch dem Grafen Circourt jede historische Bedeutung abgesprochen werden und die Aufnahme desselben in ein Buch, das sich „politische" Federskizzen nennt, scheint mir nicht gerechtfertigt. Auch den Baron Nothomb, den bekannten belgischen Diplomaten, dürfte Geffcken, von persönlicher Freundschaft irre geführt, bedeutend überschätzen: ich wenigstens kann in ihm nichts anderes erblicken, als einen Durchschnittsdiplomaten, hinter vielen andern seines Berufs nicht zurückstehend, aber auch nicht sie übertreffend. Unzweifelhaft hat er sich um die Begründung Belgiens Verdienste erworben, aber er war auch hier nur ein Mitarbeiter unter seinesgleichen. Die scharfe Kritik, die Geffcken bei der Charakterisirung der englischen Staatsmänner anwendet, hat ihm bei der Würdigung Nothomb's gefehlt.

3. Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelm's III. Erster Theil 1820—32. Zweiter Theil 1832—39. Gotha, F. A. Perthes. 1887—88. Gr. 8. 12 M.

Das vorliegende Buch wird jedem, der es liest, ein ganz ungewöhnliches Interesse einflößen, ein Interesse, das keineswegs in erster Linie dem Verfasser gilt. Oldwig von Natzmer ist zwar eine liebenswerthe Persönlichkeit, die volle Anerkennung verdient; aber wenn auch talentvoll, ist er doch nicht so ungewöhnlich begabt, daß seine Denkwürdigkeiten mehr als die vieler anderer die allgemeine

Aufmerksamkeit fesseln sollten. Ebenso wenig werden uns hier Aufsehen erregende Enthüllungen über die politische Geschichte der damaligen Zeit geboten. Damit soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß das Werk auch in dieser Beziehung viel Neues enthält, namentlich werden über die Haltung Preußens der Julirevolution und den belgischen Verwirrungen gegenüber beachtenswerthe Mittheilungen gemacht; aber dergleichen Aufschlüsse betreffen doch mehr das Einzelne der Geschehnisse und sind eher für den Historiker von Fach als für den Laien von Bedeutung. Das Interesse vielmehr, welches das Buch allen Gebildeten einflößt, ist ein rein menschliches, und der, von dem es ausgeht, ist der Prinz Wilhelm, der hochselige Kaiser. Wir erhalten hier einen Einblick in seinen Charakter und seine geistige Bildungsgeschichte, wie uns derselbe bisher nicht möglich war. Vor allem fällt in die Augen, wie ernst es der Prinz mit seinem Berufe nimmt: da ist nichts von Dilettantismus; die Pflichten, die ihm obliegen, sucht er in der sorgsamsten Weise zu erfüllen, und seine Arbeitskraft überschreitet mehrfach das Maß des Gewöhnlichen: drängen sich doch z. B. eine ganze Zeit lang in seinem Zimmer täglich 14 Adjutanten. Seine Thätigkeit ist vor allem eine militärische, die Interessen des Prinzen gelten in erster Reihe dem Heerwesen. Durch die hier veröffentlichten Briefe erkennen wir, wie er sich schon in jener Zeit bedeutende Verdienste um die Organisation des preußischen Heeres erworben hat, und ganz von selbst wird dadurch das Buch Natzmer's zugleich eine Fundgrube für eine Geschichte der preußischen Militärverfassung in den dreißiger Jahren. Wenn aber auch der Prinz in die eigentliche Politik nicht thätig eingreift, so zeigt er doch ein überaus scharfes Verständniß für dieselbe und erfaßt die springenden Punkte mit seltenem richtigem Blick; vor allem tritt sein Eifer für Preußens Großmachtstellung, für die deutsche Politik Preußens hervor. Am 31. März 1824 schreibt er an Natzmer:

> Was die äußere Lage unsers Staates betrifft, so muß ich leider ganz Ihrer Ansicht beitreten: hätte die Nation anno 1813 gewußt, daß nach eilf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhms und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrigbleiben würde, wer hätte damals wol alles aufgeopfert solchen Resultats halber? Es ist dies eine gewichtige, aber schmerzlich zu beantwortende Frage.... Die einzige Aufstellung jener Frage verpflichtet auf das heiligste, einem Volk von 11 Millionen den Platz zu erhalten und zu vergewissern, den es durch Aufopferungen erlangte, die weder früher noch später gesehen wurden, noch werden gesehen werden.... Was damals bei 3 Millionen der Enthusiasmus that, muß jetzt bei 11 Millionen die geweckte und beförderte Intelligenz thun.... Auch Alliirte wird in bedrängten Fällen eine Nation nicht mehr finden, die freiwillig ihren Rang aufgibt.

Natürlich zeigte der Prinz damals noch nicht immer die Einsicht in die Forderungen der Gegebenheiten, die erst ein reiferes Alter gewährt; manchmal riß ihn das Feuer der Jugend fort. Hierher gehört es, daß er sich so heiß nach dem Kriege sehnte; daß er ein Einschreiten Preußens gegen Frankreich wünschte, daß er bei den belgischen Verwickelungen ebenfalls für actives Eintreten war. Ueberhaupt stand der Prinz damals der Militärpartei sehr nahe; aber diese oft so übel berufene Militärpartei erscheint hier in einem glänzenden Lichte: das letzte Ziel ist ihr doch stets die Wohlfahrt des Staates, für die sie ihre ganze Kraft einsetzt; freilich ist sie von einer gewissen Einseitigkeit nicht freizusprechen.

Wenn auch der Prinz Wilhelm durchaus den beherrschenden Mittelpunkt des Natzmer'schen Buchs bildet, so treten uns doch neben ihm noch eine ganze Anzahl von Mitgliedern des Königshauses greifbar entgegen: wir erhalten hier einen tiefen Einblick in die Verhältnisse der Hohenzollern untereinander, die Beziehungen der Prinzen zum Staatsoberhaupte und zur Staatsregierung, und wol jeder wird sich durch diese Darstellungen gefesselt und erhoben fühlen. Insofern trägt das Buch seinen Titel „Unter den Hohenzollern" mit vollstem Rechte. Das Walten des Herrscherhauses, seine Thätigkeit für das Land sind das prächtige Bild, zu dem die Denkwürdigkeiten Natzmer's nur den freilich auch kostbaren und schönen Rahmen hergeben.

Leider kann dieselbe rückhaltlose Anerkennung, die der Inhalt des Buchs erfuhr, dem Herausgeber nicht zutheil werden. Allerdings mochte eine Sichtung der Briefe unerläßlich sein; aber für die Art der Veröffentlichung des einmal Mitgetheilten ist der Herausgeber verantwortlich. Und da muß man sagen, daß das Buch keineswegs zu den leicht lesbaren gehört. Darstellungen des Herausgebers, memoirenhafte Aufzeichnungen Natzmer's, gleichzeitige und spätere Briefe der verschiedensten Personen wechseln in bunter Reihenfolge. Es erklärt sich dies aus dem Streben, eine zusammenhängende Erzählung zu bieten, was aber nur sehr selten erreicht ist. Wir hätten es deshalb lieber gesehen, wenn auf eine solche Darstellung verzichtet, statt dessen der Briefwechsel Natzmer's in chronologischer Reihenfolge gegeben wäre, in den die memoirenartigen Notizen leicht einzureihen waren, und wenn sich die Thätigkeit des Herausgebers auf erläuternde Anmerkungen beschränkt hätte. Freilich hätten diese Anmerkungen weit reichhaltiger werden müssen, als jetzt Anmerkungen und Darstellung zusammen; bei vielen Beziehungen auf Persönlichkeiten und Verhältnisse, die den wenigsten Lesern verständlich sein werden, vermißt man jedes erläuternde Wort. Ich glaube, ein solcher einfacher Briefwechsel wäre nicht weniger anziehend geworden, als die jetzige Mischung von Erzählung, Briefwechsel und Tagebuchnotizen; besonders wäre dann nicht ein Brief desselben Verfassers in mehrere Stücke zerrissen, was jetzt häufig geschehen ist. Daß aber auch in der vorliegenden Form das Buch des Interesses weitester Kreise sicher sein kann, das beweist wol am besten den ungemein hohen innern Werth, den diese Veröffentlichung besitzt.

Walther Schultze.

Neue Dramen.

1. Schwanhildis. Drama in fünf Aufzügen von Heinrich Schurtz. Leipzig, Mutze. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Dieses Trauerspiel ist wahrscheinlich ein Erstlingsversuch und als solcher wol einer Anerkennung und Beachtung werth. Der gewählte Vorwurf erscheint nicht ohne dramatisches Leben und spannende Vorgänge. Er spielt zur Zeit Karl's des Großen in der Ostmark des Reichs, da, wo Böhmen und Wenden sich mit Deutschen berühren. Schwanhildis, die eigentliche Heldin des Stücks, die im Osterlande ihrem hingeschiedenen Vater in der Regierung gefolgt ist, wird von Lecho, König der Böhmen, und Milobuch, Fürst der Wenden, mit streitbaren Heeresmassen überrumpelt, die sie gegen Karl den Großen zu Felde führen. Schwanhildis, von ihrem Einfall überrascht, tritt ihnen mit heroischem Muthe und königlicher Würde entgegen, um sie von den Grenzen ihres Fürstenthums zurückzuweisen. Der junge König Lecho will keine Umstände gemacht und Schwanhilde kurzerhand durch Waffengewalt bezwungen wissen; der greise Wendenführer Milobuch aber räth zu friedlicher Verständigung und setzt dieselbe in der That auch durch. Die Eindringlinge versprechen jede Ungebührlichkeit ihrer Truppen zu verhüten und folgen in eigener Person der Einladung Schwanhildens, einen vorübergehenden Aufenthalt auf deren Schlosse zu nehmen. Hier entspinnt sich rasch eine glühende Neigung von Lecho zu seiner fürstlichen Wirthin, die sehr bald dadurch zum Ausbruch kommt, daß Milobuch, nachdem er seine Ueberredungskunst vergeblich an der Absicht erschöpft hat, Schwanhilde zu einem Bündnisse gegen die Franken zu bewegen, endlich sie dazu zwingen will. Dagegen empört sich Lecho, wirft sich zum Schützer der bedrängten Regentin auf und trennt sich schließlich von seinem Bundesgenossen, um sich jener zur Seite zu stellen und ihr Herz und Thron zu bieten. Aber Schwanhilde zaudert, beides anzunehmen. Sie ist Christin und Lecho Heide. Ueberdies schreckt sie die Vorhersagung ihrer Ahnin, die ein Meerweib gewesen und bei dem Tode des Gatten als Schwan davon geflogen sein soll. Diese verkündete bei ihrem Scheiden, daß die Krone des Osterlandes einst das Haupt einer Jungfrau zieren werde und daß, wenn die Jungfrau eines größern Reiches Königskrone mit der ihrigen vertauschen zu wollen sich verleiten lasse, dies zum Unheil des ganzen Volks gereichen müsse. Lecho spottet dieser Weissagung, aber da dieser Spott bei Schwanhilde wirkungslos bleibt, greift er nach einem andern Mittel und sucht die Geliebte durch Eifersucht aus ihrem Vorsatze der Entsagung herauszutreiben. Schwanhilde hat eine schöne und eitle Dienerin Jadwiga im Gefolge, die zwar mit Diethelm, einem Vasallen ihrer Herrin, versprochen ist, aber einer erheuchelten Liebe Lecho's doch gleich Gehör schenkt und ihm ans Herz sinkt. Diethelm, der sie in seinen Armen überrascht, zieht gegen den Verführer das Schwert, wird jedoch von diesem besiegt und tödlich verwundet. Schwanhilde, die der Lärm herbeigelockt hat, reißt Jadwiga, die schon Reue über ihr leichtfertiges Handeln empfindet und von Mitleid für Diethelm erfüllt wird, von Lecho zurück und weist sie ins Schloß. Lecho, außer sich gebracht durch Schwanhildens Befehl und ruhiges Verhalten, führt dann seine Böhmen gegen den Palast seiner Angebeteten, als die Franken heranstürmen und ihn vertreiben. Die siegreich vordringenden Franken sind geführt von Karlmann, dem Sohne Karl's des Großen, und Herzog Wittekind von Sachsen, die beide nicht abgeneigt sind, sich um Schwanhilde zu bewerben. Noch ehe es aber von einem derselben zur Erklärung kommt, zwingt Lecho sie zum Kampf, in dem er erst sieghaft, dann aber niedergerungen und, auf den Tod verwundet, gefangen wird. Karlmann läßt ihn als Huldigung des Siegers vor Schwanhilde tragen, die, an seiner Bahre niedersinkend, ihr Herz verräth. Karlmann, darüber bestürzt, eilt herbei sie hinwegzuführen, da rafft Lecho seine letzte Kraft zusammen und durchbohrt sie sterbend mit seinem Schwerte.

Dies die Handlung des Stücks, die, wie man wird zugestehen können, nicht ohne Bewegung und Spannung erscheint. Nur sind weder Spannung noch Bewegung durch wahrhaft tragische und zweckmäßige Ursachen zu Wege gebracht. Schwanhilden's Grund zur Abweisung Lecho's ist wenig stichhaltig, und Lecho's Versuch, sich die Liebe Schwanhildens durch Erregung der Eifersucht zu erringen, zu geringfügiger Art und zu lustspielmäßig, um im Trauerspiel als anziehend wirksam und am richtigen Platz erklärt werden zu dürfen. Der Verfasser versteht wol den Aufbau eines Dramas im allgemeinen nach den technischen Regeln herzustellen, allein es mangelt ihm bis jetzt noch an der Fertigkeit und dem geläuterten Geschmack, denselben in der feinern Gliederung seiner Einzelheiten angemessen und würdig auszuführen. Die Säule paßt noch nicht immer zur Wölbung, die Wölbung nicht zum Dache, das Dach nicht zum Giebelfirst. Es befindet sich noch viel Unvermitteltes, schwach Verknüpftes und lose oder lückenhaft Ueberbrücktes in dem Bau. Es ist ein Bau, der äußerlich zwar keineswegs roh und plump in die Höhe strebt, innerlich indessen noch durchaus nicht eine fach- und kunstgemäße Ausgestaltung gefunden hat. Sichere Begründung des Geschehenden, straffe Entwickelung der Fabel und deren Gipfelung bis zur nothwendigen Peripetie lassen noch sehr zu wünschen. Darin zeigen sich wesentliche Schwächen und Unvollkommenheiten und darauf wird der ohne Zweifel nicht unbegabte Dichter bei weiterm dramatischen Schaffen sein besonderes Augenmerk zu richten haben.

2. Hannibal. Ein Drama von Ernst Schottky. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 1888. 8. 3 M.

Das Leben und der Tod Hannibal's bieten entschieden einen dramatischen Vorwurf und er ist auch schon mehr-

fach, so z. B. von Grabbe, für die Bühne bearbeitet worden. Bisher freilich noch niemals durchschlagend und wirksam. Daß die vorliegende Bearbeitung darin glücklicher gewesen, läßt sich leider nicht behaupten. Zunächst und vor allen Dingen ist sie kein regelrechtes, voll ausgetragenes Drama, sondern nur eine Aneinanderreihung dramatischer Auftritte, die geschichtliche Menschen und Zustände zuweilen höchst charakteristisch und stimmungsvoll, aber doch beinahe fast niemals derart vorführen, daß sich eine einheitliche Handlung straff und merkbar folgerichtig darin angelegt, entwickelt und bis zur gleichsam naturgemäßen Katastrophe ausgetragen erkennen und wahrnehmen ließe. Der in Amerika lebende Verfasser schildert die Ereignisse nach dem zweiten Punischen Kriege in Karthago und seinem Gebiete, also die Zeit nach Hannibal's großen Erfolgen in Italien, als er von der durch die Römer bedrohten Vaterstadt zurückgerufen, vor Zama mit dem römischen Feldherrn zusammentraf. Scipio, der ihm in dem furchtbaren Reitertreffen am Ticin unterlegen war, hatte seitdem in der Kriegskunst bedeutende Fortschritte gemacht und besonders an Hannibal selbst gelernt. Hannibal, der das wohl wußte und überdies ein entmuthigtes Heer unter sich und in Karthago eine einflußreiche und mächtige Partei gegen sich hatte, versuchte vor der entscheidenden Schlacht Scipio zum Frieden zu bewegen, scheiterte jedoch mit diesem Vorschlage, erlitt eine Niederlage, kehrte dennoch nach Karthago zurück, bot seinen Gegnern die Stirn, bewog seine Landsleute zur Annahme der allerdings höchst schweren und drückenden Bedingungen Roms, indem er zugleich in der Stille sich nach Bundesgenossen umsah, um wiederum einen Krieg auf Leben und Tod mit dem überseeischen Feinde beginnen zu können. Durch seine Widersacher in seinen heimlichen und weitgreifenden Unternehmungen an die Römer verrathen, forderten diese seine Auslieferung, der er durch die Flucht zwar entging, die jedoch bei König Prusias von Bithynien, zu dem er sich begeben, seinen freiwilligen Tod durch Gift zur Folge hatte.

Dies sind die Begebenheiten, welche den Inhalt des Schottky'schen Werks ausmachen. Es bietet, unserm Dafürhalten nach, manches Gute und Hochverdienstliche. So sind z. B. die beiden Begegnungen von Hannibal und Scipio und die Sitzung des Großen Raths in Karthago vortreffliche Scenen, die letztere durch drastische Lebendigkeit und die erstere wegen scharfer, den echten Geist des Alterthums widerspiegelnder Zeichnung der beiden großen Männer. Trotz dieser wohl zu schätzenden Vorzüge indeß ergibt sich doch kein eigentlicher tiefgreifender und erschütternder Eindruck. Die Anlage des Stücks ist breit und ausgedehnt, aber dabei ohne eigentlichen tragischen Aufbau. Eine Abtheilung stellt sich neben die andere, allein keine wächst in die Höhe und gipfelt den Plan. Der Plan hat nur ein weitläufiges Erdgeschoß, aber keinerlei architektonische Steigung. Ihm mangeln Verwickelung, Aufeinanderplatzen der Gegensätze, Katastrophe und Wendung. Dieser Hannibal zeigt nie einen Stand des Glücks und darum kann uns sein Unglück nicht wahrhaft tief erfassen. Er befindet sich von Anfang an im Niedergange, Schritt für Schritt geht er abwärts. Es geschieht dies unbezweifelt mit einer gewissen Größe und Würde, aber fast ohne jedes dramatische Pathos. Auch das Drum und Dran zeigt wenig davon. Das Liebespaar Sophonisbe und Arist; Masinissa, Hanno und Gisko, die Führer von Hannibal's Gegenpartei — alle diese Nebenpersonen gelangen mit ihrem Thun und Treiben zu keiner erfolgreichen Stellung. Das ganze Drama ist eben kein rechtes Stück; die Handlung gewinnt keinen festen Halt, keinen Fortschritt, keine Intrigue. Es ist dies zu beklagen und zwar hauptsächlich darum, weil sein Verfasser ganz sicher nicht unbegabt ist und etwas Tüchtiges leisten können müßte, wenn er statt, wie die Schwaben sagen, mit der Stange in den Nebel zu fahren, die alte Poetik des Aristoteles und die moderne „Technik des Dramas" von Gustav Freytag studieren möchte. Die neueste Richtung der Literatur rümpft zwar vornehm und hochmüthig die Nase über dergleichen Regelzwang und will ohne denselben unsterblich werden. Bis jetzt hat es jedoch noch niemand aus ihr zu Stande gebracht.

3. Dramen in Prosa von Josef Schiesl. Sedan, Trauerspiel. Irredenta, Schauspiel. Die Landesvertheidiger, Trauerspiel. Der Illuminat, Lustspiel. Heidelbeerwein, humoristisches Epos. Regensburg, Coppenrath. 1885. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser der Stücke, von denen hier die Rede sein soll, ist ein königlich bairischer Oberamtsrichter zu Regensburg, welcher schon 1880 drei Schauspiele in Versen unter dem Gesammttitel: „Testament eines Dichters" erscheinen ließ. Zu diesem Dichtertestament sollen die vorliegenden Dramen in Prosa nach dem ihnen beigegebenen Vorworte ein Codicill sein, in dem er fortfährt, seine durchaus ehrenwerthen und meist echt vaterländischen Gesinnungen an den Tag zu legen. Es enthält zwei Trauerspiele, ein Schau- und ein Lustspiel und im Anhang ein kleines humoristisches Epos „Heidelbeerwein", das, durch einen besondern Anlaß hervorgerufen, als Gelegenheitsgedicht im Freundeskreise nicht ohne Wirkung geblieben sein mag, im Buche indessen so wenig am Platze erscheint, daß wir wohl nicht unrecht thun, mit Stillschweigen darüber hinweg- und sofort an die Dramen selbst zu gehen. Das erste derselben: „Sedan oder der verlorene Sohn", Trauerspiel in drei Acten, hat zum Helden einen jungen Menschen, der sich ziemlich ungerathen zeigt, durch vorlautes und rücksichtsloses Benehmen den Vater erzürnt und zum Fluche reizt und die Liebe einer Anverwandten so gründlich verscherzt, daß sich diese vor seinen Augen mit einem ältern Manne, einem Professor Adolar, verlobt. Fritz Herman, unsern übermüthigen Taugenichts, kümmert dies alles jedoch nur wenig, und statt bestürzt und niedergeschlagen zu sein, begrüßt er jubelnd die französische Kriegserklärung von 1870, die ihn zu den Waffen ruft. Unter diesen lernt er den Ernst des Lebens kennen und

sich von Grund aus bessern. Im Innern Frankreichs kämpfend und im Quartier auf dem Schlosse einer koketten Baronin Allide den Unterschied wahrnehmend, der zwischen einer tugendhaften deutschen Jungfrau und einer leichtlebigen Französin obwaltet, wendet sein Herz sich seiner verschmähten Base Ellen und nicht minder auch seinem ehrenwerthen Vater zu. Als er vollends bei Sedan tödlich verwundet wird, kommt sein besseres Selbst zur unverhülltesten Erscheinung, indem er bereut und nichts mehr und dringender wünscht, als sein begangenes Unrecht gutzumachen und sich mit seinem Vater und Ellen sterbend auszusöhnen. Zum Glück für ihn sind Ellen als Diakonissin sowie sein Vater und Adolar, die ihn in den Lazarethen vergebens gesucht haben, auch gleich bei der Hand und es ergibt sich infolge dessen unmittelbar auf dem Schlachtfelde ein rührender Familienauftritt, in dem Fritz gegen Ellen seine voll erwachte Neigung ausspricht und den Segen des Vaters erhält. Unter den Klängen der Volkshymne, welche die Armee anstimmt, weil König Wilhelm über das Schlachtfeld reitet, haucht er befriedigt seinen letzten Seufzer in den Armen der Seinen aus.

Dieser Ausgang dürfte bei einer Aufführung nicht ohne erhebenden Erfolg sich abspielen und vielleicht einigermaßen die Schwäche vergessen machen, welche im übrigen der Ausgestaltung der Tragödie zur Last zu legen ist. Die Behandlung des ganzen Vorwurfs ist nur eine flüchtige und lose, der Familienzwiespalt im Anfang ohne rechten Halt und Ausdruck, die Intrigue mit der herausfordernden Französin nur locker geschürzt und die Liebeserklärungen und gemüthlichen Auseinandersetzungen auf dem Kampfplatze vor Sedan endlich durchaus unwahrscheinlich und sozusagen an den Haaren herbeigezogen. Es mangelt dem Drama entschieden sowohl natürliche Entwickelung wie künstlerische Durchbildung. Es ist eine dilettantische Arbeit, die indeß ein wohlthuender Patriotismus beseelt.

Dasselbe gilt von „Irredenta", Schauspiel in drei Acten, worin Joseph Hochgruber, der Vorstand einer Eisenbahnhaltestelle in Südtirol, mit seiner Geliebten, Margareth Moosrainer, einer Ueberrumpelung italienischer Freischärler, die sein eigener verwelschter Bruder anführt, durch Entschlossenheit und Umsicht zuvorkommt. Während Margareth durch Nacht und Nebel über eine Wetterscharte des Gebirgs steigt, um einen tiroler Landesschützenposten herbeizurufen, weigert Hochgruber selbst, den inzwischen eintreffenden Zug mit den Anhängern der italienischen Irredenta weiter zu befördern. Man bindet ihn an einen Pfosten und koppelt dann die Wagen los. Aber als sie eben die Brücke überfahren wollten, explodirt diese, die der tapfere Vaterlandsvertheidiger vorsorglich vorher für alle Fälle unterminirt hat, entzündet durch einen Cretin, den natürlichen Sohn des entarteten Bruders. Diese ganze Expedition stürzt in den Abgrund und das Vaterland ist gerettet.

Auch hierin ist eine echt deutsche und zu warmem Ausdrucke kommende Gesinnung immerhin erquicklich, allein ein streng geregelter dramatischer Aufbau leider ebenfalls zu vermissen. Die Fabel ist ziemlich breit ausgefasert und die Charakterisirung der Figuren nur äußerst skizzenhaft. Es ist allerlei Sturm und Drang in der Sache, hie und da auch der Volkston ansprechend getroffen, aber doch erhebt sich die ganze Dichtung nicht über einen zwar frischen, aber in sich unabgeklärten Naturalismus hinaus.

Die beste Schöpfung des Buchs ist ohne Zweifel: „Die Landesvertheidiger", Trauerspiel in vier Acten, das, hundert Jahre vor Andreas Hofer spielend (1705), in dem Studenten Passauer gleichsam ein Vorbild dieses Helden aufstellt. Kurfürst Maximilian Emanuel hatte sich damals im Spanischen Erbfolgekriege für Frankreich erklärt und war infolge dessen nach der Schlacht von Hochstädt, wo bekanntlich 56000 Mann Franzosen und Baiern 52000 Mann Oesterreichern und Engländern unter Marlborough und Prinz Eugen von Savoyen gegenüberstanden und aufs Haupt geschlagen wurden, weil die Franzosen in übermüthiger und unbegreiflicher Verblendung an einen Angriff nicht glauben wollten, vom deutschen Kaiser geächtet und seiner Länder beraubt. Die Oesterreicher schalteten und walteten damals in Baiern, rekrutirten ihre Armee aus den Söhnen des Landes und hielten alle patriotischen Regungen gewaltsam nieder. Johann Joseph Ettlinger, Pfarrer zu Starnberg, hatte sich aus Ehrsucht und in der Hoffnung, in Wien sein Glück zu machen, den Ueberwältigern seiner Heimat angeschlossen. Er diente Kaiser und Reich mit einer Art von Fanatismus und rief dadurch einen nicht unbedeutenden Widerstand in seiner Landschaft hervor. An die Spitze desselben stellt Joseph Schiesl den Studenten Passauer, den die eigene Tochter Ettlinger's liebt. Passauer organisirt ein Bauernheer und rückt gegen München, in der nicht unberechtigten Voraussetzung, daß, wenn er die Landeshauptstadt errungen, das ganze Land ihm zufallen werde. Ettlinger, den er gefangen genommen, belauscht seinen Plan und verräth ihn. Passauer und die Seinen fallen im Kampfe, mit ihnen aber auch Ettlinger und seine Tochter, welche letztere aus dem Aufstande zu retten, ersterer in Bauerntracht herbeigeeilt ist und aus Misverständniß von den Kroaten mit ihr erschossen wird. Der Uebermacht erliegend und die sterbende Adelheid Ettlinger im Arm ruft Passauer am Schluß: „Blick auf uns, Wittelsbacher, deine Treuen grüßen dich zum letzten mal!"

Es ist hier also ein Zug jener rührenden Landestreue für Baierns Herrscher dramatisch verwerthet, der später in Hofer's Thaten und Tod so ruhmreich für das Haus Oesterreich zu Tage getreten ist. Wie uns scheinen will, hat dem Verfasser dabei auch Immermann's „Trauerspiel in Tirol" vorgeschwebt, wenigstens offenbart sich darin entschieden etwas von der romantischen Natur, von der jene Tragödie beseelt ist, nur, daß sie dabei die Zeit, die politischen Verhältnisse und die Charaktere nicht mit gleicher Schärfe und Sicherheit zeichnet, wie Immermann's Stück. Wie in allen seinen Dramen, so hat Joseph Schiesl auch

in seinen „Landesvertheidigern“ versäumt, in der Anlage die geschichtlichen Zustände, aus denen seine Handlung sich abhebt und entspinnt, genau und deutlich darzulegen. Das große Publikum, von dem man immer annehmen muß, daß es unvorbereitet und ohne Kenntniß in die vorzuführende Sache tritt, wird nicht hinreichend unterrichtet und eingeweiht, sondern vor Vorgänge gebracht, die es zwar gleich anziehen und fesseln können, deren Entstehung und Begründung ihm jedoch viel zu verhüllt und dunkel bleiben, als daß sie ihm eine gründliche Theilnahme und ein tieferes Verständniß einzuflößen im Stande sein sollten. Sie hasten zu sehr und zu unaufgeklärt an ihm vorüber. Sie lassen unerörtert zu viel vorausgesetzt sein und das schwächt das Interesse an ihnen und zugleich ihre Wirkung ab. Dies um so mehr, als auch im eigentlichen Texte unausgesetzt Benennungen und Beziehungen auftauchen, die den deutschen Zuschauern fremd und unfaßbar sein müssen. So z. B. wenn Ettlinger dem Passauer zuruft: „Verlaßt die Jacquerie!“ oder dieser antwortet: „Ich bin kein Camisard.“ Wozu das Heranziehen von dergleichen ausländischen Parteinamen, wenn man ein deutsches Volksstück zu schreiben im Sinne hat, was hier doch wol der Fall sein soll? Es beweist dies eine große Unsicherheit und Haltungslosigkeit des Dichters, die nothwendig seinen Dichtungen schaden und deren sonstige Verdienste beeinträchtigen müssen. Joseph Schiesl besitzt Erfindungsgabe, Gestaltungskraft und hie und da auch poetischen Schwung. Der Schluß des ersten Actes, in welchem Adelheid durch die Kroatenposten dringt und die Sturmglocke läutet, im zweiten Aufzuge die Unterredung, in der Ettlinger und Passauer ihre Ideen austauschen und einer den andern zu sich herüberzuziehen versucht, in der dritten Abtheilung das Auftreten von Passauer's Mutter, in der vierten der ferne Kanonendonner und das Weihnachtslied der zarten Kinderstimmen in der nahen Kirche — das alles hat echt dramatisches Leben und einen Hauch von erschütternder Größe. Allein die mangelnde Ausbildung der Technik, die sich im Aufbau und in der Entrollung der eigentlichen Fabel erkennen läßt, verhindert einen wirklichen und durchgreifenden Erfolg selbst in dieser glücklichsten Arbeit unsers Schriftstellers.

Die letzte des Buchs, das fünfactige Lustspiel „Der Illuminat oder die böhmische Heirath“, welches der Verfasser eine culturhistorische Komödie nennt, ist unserm Dafürhalten nach, schon darum ein verfehlter Versuch, weil vom eigentlichen Illuminaten nur der Name eine Rolle spielt, aber der Orden und seine Grundsätze ganz aus dem Spiele bleiben. Der Illuminatenorden, der seit Ende des 16. Jahrhunderts in Spanien, Frankreich und Belgien sich als Gegenpart der Jesuiten gebildet, ward in Deutschland, wie man weiß, durch Adam Weishaupt von Ingolstadt aus im Jahre 1776 auch in Deutschland eingeführt, aber schon 1785 vom Kurfürsten von Baiern wieder unterdrückt und verboten. Karl von Horoditz, ein Glied dieses Ordens, war infolge dessen landesverwiesen, kehrt aber 1799 in seine Heimat zurück, um seine Geliebte, eine Nichte seines Vaters, aus dessen Hause zu entführen und heimlich in Böhmen zu heirathen. Darauf in Baiern mit seiner Frau in Haft gebracht, entwickelt sich nun zwischen diesem Paare und dessen Familie eine Menge breit und ziemlich schwerfällig gehandhabter Verhandlungen, die endlich dadurch zum versöhnlichen Ausgange kommen, daß der regierende Kurfürst plötzlich stirbt und mit seinem Nachfolger ein neues Regierungssystem beginnt. Das Lustspiel ist mit sichtlichem Behagen verfaßt, aber in sich zu bedeutungslos und zu weitschweifig, auch zu wenig drastisch, um irgendeinen wahrhaft packenden Eindruck erzielen zu können.

4. Die Emancipirten. Lustspiel in vier Acten von M. G. Conrad und L. Willfried. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 2 M.

Dieses Lustspiel gehört in die Reihe jener Schwänke, welche lediglich auf einen Lacherfolg abzielen. Die Verfasser sind bei G. von Moser und Franz von Schönthan in die Schule gegangen und haben ihnen abgesehen, wie es gemacht wird, nur daß sie bei der Nachahmung von deren Mache vorwiegend an den Aeußerlichkeiten und alle dem hängen geblieben sind, was in derbster Art und Weise zu wirken vermag. Höhere Tendenz, feinere Richtung in Anlage und Ausgestaltung fehlen der Arbeit durchaus und sie muß im ganzen wie im einzelnen als plump und ziemlich geschmacklos erklärt werden. Jedenfalls trägt sie keine Spur von vornehmem Geiste.

Die Fabel ist folgende: Graf Egon von Meierfels hat in seiner Jugend die schöne Gesellschafterin seiner Mutter, Camilla Hillmann, geliebt. Als seine sehr adelsstolze Frau Mama die Neigung entdeckt, hat sie den Gegenstand derselben schimpflich aus dem Hause gestoßen und den verirrten Sohn bald danach standesgemäß verheirathet. Auch Camilla hat auf Zureden ihres alten Vaters dessen bejahrtem Freunde, Baron von Hornberg, ihre Hand gereicht. Nachdem der Tod Egon's Mutter und Frau sowie Camilla's Vater und Gatten hinweggerafft, beabsichtigen Egon und Camilla sich zu verheirathen. Inzwischen verreisen beide ihr Trauerjahr. Camilla hat die Factoreien in West- und Ostafrika besucht und sich von dorther einen Neger als Diener mitgebracht. Egon blieb dagegen in Europa und kam mit einem jungen Weibchen, Gisela, heim.

Dies ist die Vorgeschichte des Lustspiels.

Das Stück selbst beginnt damit, daß Gisela und Egon, eben in ihrer häuslichen Einrichtung begriffen, von Camilla überrascht werden, die, unbenachrichtigt von Egon's zweiter Ehe, kommt, ihm ihre Hand zu reichen. Selbstverständlich ruft ihr Erscheinen einen peinlichen Auftritt hervor, der Gisela stutzig macht. Sie fürchtet betrogen und von Egon nicht geliebt zu sein. Während sie der Vergangenheit beider nachspürt, benutzt sie die Gelegenheit, die ihr ein geckenhafter Reservelieutenant, Emil von Stolzenwart, durch seine zudringliche Bemerkung gibt, das Herz Egon's durch Eifersucht auf die Probe zu stellen. Egon überrascht Gisela denn in der That auch in einer Unterredung

mit dem Lieutenant, in der dieser ihr zu Füßen liegt und fordert ihn. Die Forderung, die weit über Gisela's Absicht geht, erschreckt dieselbe in hohem Grade und läßt sie ihre Zuflucht zu Camilla nehmen. Camilla, die sich in ihr Schicksal gefunden, verspricht ihr, den Zweikampf zu verhindern, stellt sich darauf selbst verliebt in Emil von Stolzenwart und heischt angeblich zur Beruhigung ihres bangenden Herzens Beilegung des Ehrenhandels. Stolzenwart, der nichts weniger als Held ist und die Kugel Egon's fürchtet, gibt eine zufriedenstellende Erklärung, welche Camilla benutzt, um bei deren Auslieferung an Gisela's Gatten dieser selbst volle Beruhigung über sich und ihr Verhältniß zu Egon zu geben. Um das letztere ganz außer Zweifel zu setzen, verlobt sie sich mit Professor Ernst Moldau, einem Freunde ihres Jugendgeliebten, den sie inzwischen hochschätzen und lieben gelernt hat.

Dies ist der Hauptinhalt, dem ein anderer zur Seite läuft, der mit jenem nur in geringem Zusammenhange steht. Egon hat nämlich in seinem Landhause einen Gartensaal als Schießstätte für Zimmerstutzensport an eine Gesellschaft emancipirter Frauenzimmer abgegeben. Die Thorheiten dieser sowie die Narrheiten eines alten Oheims von Egon, des Baron Babenhausen, eines eingefleischten Anhängers von Schopenhauer's Philosophie, und die Abgeschmacktheiten eines durchaus armseligen und schmarotzenden Literaten, des Doctor Heinrich Dreher, bilden die launig sein sollende Einrahmung der vorher angegebenen ernstlichern Handlung. Sie ist durchaus possenhaft, übertrieben und unwahrscheinlich. Dafür, daß Professor Ernst Moldau sich an die Spitze der Emancipirten stellt, liegt gar keine Ursache vor und ebenso wenig dafür, daß Egon ihnen für ihr albernes Thun und Treiben sein Haus zum Spielraum überläßt. Die Frauenemancipation ist überdies ein bereits längst abgenutztes und verbrauchtes Thema, dem hier noch obenein gar keine neue und tiefere Seite abgewonnen, sondern das in den allergewöhnlichsten Zügen vorgetragen und ausgebeutet wird. Waffenübung, Universitätszulassung, politische Gleichberechtigung der Frauen mit den Männern z. B. sind Forderungen des weiblichen Geschlechts, die schon oft ins Lächerliche gezogen worden sind und vielfach mit mehr Laune und Witz, als es hier der Fall ist. Das ganze Stück ist seinem Wesen nach vom allergewöhnlichsten Realismus, von einem Realismus, der zuweilen nahe ans Ekelhafte streift. Die Küsse auf Hand und Mund nehmen kein Ende und werden von den Verfassern meist „hörbar" und „schmatzend" verlangt. Einmal ist sogar von einem „Serviettenkuß" die Rede, d. h. von einem Kusse „nach der Mahlzeit, wenn Mann und Frau sich gegenseitig den Mund mit den Lippen abwischen". Recht appetitlich, in der That! Ebenso appetitlich erscheint der alte Schlecker, Baron Babenhausen, dem seine Frau den Laufpaß gegeben, weil er am Schenktische eines Ballfestes sich erlabt und sie dem Verhungern überlassen hat. Er besitzt eine Spürnase für alles Eß- und Trinkbare und schnüffelt und wittert damit beständig herum, ewig den Neid des hungrigen und durstigen Dr. Dreher erregend.

Dem entsprechend ist auch die Ausdrucksweise der redenden Personen. Egon spricht einmal von den „Schmieranten" und „Preßbanditen", indem er äußert: „Entweder überantwortet man einen solchen Lumpazius dem Strafrichter, der ihm eins auf die ungewaschene Schnauze versetzt von Rechts wegen oder man applicirt ihm gelegentlich eine Ohrfeige." Der Professor Moldau fragt den Neger, was er seiner Geliebten thun würde, wenn sie ihm nicht gehorchen wollte, und erhält im Beisein Camilla's zur Antwort: „Eine Tracht Prügel." Beide lachen darüber und ersterer bemerkt dazu geistvoll: „Abgesehen von Prügeln und andern geflügelten Worten, zeigt uns dieser Neger doch eine entzückend anschauliche Schilderung von der Liebe der Naturvölker." Babenhausen ladet beim Trinken zu einer „kleinen Schwemme" ein und erörtert bei einer Betrachtung der Nasen auch die Brust der Mutter oder Amme, indem er meint, „wenn sie unbedeutend und hart, drücken sie die Nase des Jünglings platt". „Da möchte man doch gleich ein Rad schlagen." „Was ist denn los?" „Ich werde sie gelegentlich ordentlich zudecken", eine misliebige Verhaltungsnuance nämlich. In dieser Weise spinnt sich die Unterhaltung in dem Stücke ab und legt damit eine erschreckende Ungeschliffenheit des gesellschaftlichen Tons an den Tag. Man weiß wirklich nicht, wohin man damit auf unserer Bühne noch kommen soll. Feine Sitte und schickliches Wesen scheinen mehr und mehr darauf zu verschwinden und eine Rüpelei überhand zu nehmen, die nur verödend und verwildernd wirken kann. Was thun in einem solchen Gemische von Possen und Geschmacklosigkeiten eine immerhin geschickte Mache, einige gute Einfälle und Wendungen, die allerdings im übrigen diesem Schwanke nachzurühmen sind? Wirklich lustig ist es z. B., wenn am Schlusse Babenhausen und Emil von Stolzenwart, die beide um Camilla von Hornberg sich zu bewerben die Absicht haben, erst einer den andern mit seiner Werbung betrauen wollen und dann sich beide an Moldau wenden, der seinerseits am ernstlichsten strebt, sie zu besitzen. Aber eine Schwalbe macht keinen Sommer und ein paar komische Momente noch kein Lustspiel. „Die Emancipirten" sind unserer Ansicht nach nur ein derb und flott hingeworfener Versuch zu einem solchen, noch durchaus keine Komödie, die Aufnahme und Anerkennung verdient.

5. Des Prometheus Götterbildniß. Dramatisches Gedicht von Don Pedro Calderon de la Barca. Mit Einleitung, theilweiser Uebersetzung, Anmerkungen und einem metrischen Anhange von Konrad Pasch. Wien, Brockhausen u. Bräuer. 1887. 8. 1 M. 60 Pf.

Die guten Deutschen sind bekanntlich nur gar zu sehr geneigt, alles Ausländische und Fremde für bedeutend und wichtig anzusehen und dasselbe mit besonderer Aufmerksamkeit ins Auge zu fassen. Hauptsächlich in literarischen Dingen bekundet sich diese Neigung, und ohne sich viel Sorge darum zu machen, ob ein poetisches Werk eines

andern Volks dem ihrigen angemessen und zusagend sein möge oder nicht, übersetzen sie lustig darauf los, was ihnen in die Hände fällt oder ihre augenblickliche Theilnahme gerade in Anspruch nimmt. So ist auch das oben angezeigte dramatische Gedicht Calderon's, wahrscheinlich in einer Literaturgeschichtstunde als Probe spanischer Bühnendichtkunst angezogen und ursprünglich für eine Schulprogrammschrift benutzt, im Sonderabdrucke dem großen Publikum und den Freunden der spanischen Literatur geboten worden. Ein eigentliches Bedürfniß für eine solche Darbietung liegt kaum wohl vor. Die großen Dramen des berühmten spanischen Dichters sind längst bei uns bekannt. Neuerdings haben Joseph von Eichendorff, Ludwig Braunfels, Moritz Rapp u. a. auch viele seiner minder wichtigen Stücke, seine Wunderkomödien und mythologischen Festspiele übertragen. Haben aber selbst seine herrlichsten Tragödien und Volksstücke niemals recht volksthümlich und lebensfähig bei uns werden wollen, so sind vollends jene seltsamen, von altkatholischer Romantik beseelten, ziemlich opernhaften Dichtungen kaum wol jemals uns sympathisch zu machen. Sie athmen eben einen Geist und eine Gesinnung, die sich schwer uns Deutschen mittheilen lassen. Man kann ihre Verskunst, ihre phantastische Erfindung und ihren glänzenden Reichthum an Gedanken und Vorstellungen bewundern, aber sich davon doch kaum ergötzt und ergriffen fühlen. So geht es auch mit „La estatua de Prometeo“.

Dieses dramatische Gedicht behandelt die classische Prometheussage ziemlich willkürlich: Prometheus hat eine Statue geformt, die durch einen Strahl der Sonne Leben gewinnt, den ihr Hersteller, durch Minerva begünstigt, dem Flammenwagen Apollo's entwendet. Die lebendig gewordene Bildsäule erweckt die leidenschaftliche Neigung von Prometheus' Bruder Epimetheus. Es entsteht zwischen ihnen und den Ihren Feindschaft und Zwietracht. Prometheus wird verketzert, von allen verlassen und bestraft. Allein in der Noth hält sich seine Geschaffene zu ihm und ihre Liebe besiegt den Zorn der Götter.

Dies ist der ungefähre Inhalt. In seiner Aufrollung und Entwickelung spielen besonders Minerva und Pallas hervorragende Rollen, also Krieg und Wissenschaft, die beiden bewegenden Hauptelemente der Welt.

Man wird nicht leugnen können, daß die Dichtung sinnvoll und ihre Uebertragung gewissenhaft und in den verschiedenen, oft wechselnden Versformen ansprechend und meist gefällig ausgeführt erscheint. Allein eine irgendwie durchgreifende Wirkung wird sie schwerlich zu erreichen im Stande sein.

Eine andere Uebersetzung kann wenigstens unsern Schulanstalten und Schülertheatern zum Nutzen gereichen; es ist eine italienische Seminardichtung, die uns sogleich in zwei Verdeutschungen vorliegt. Die eine betitelt sich:

6. Die unterirdischen Mühlen oder Die letzten Stunden des Heidenthums in Rom. Schauspiel in fünf Acten. Aus dem Italienischen übertragen von Werner und Mehler. Donauwörth, Auer. 1887. 12. 75 Pf.

Die andere führt den Titel:

7. Die Stampfmühlen und die letzten Stunden des Heidenthums in Rom. Drama in fünf Acten von G. B. Lemoyne. Aus der „Collana di lettura drammatiche della libraria Salesiana in S. Benigno Canavese“, übersetzt von Andreas Wolf. Brixen, Weger. 1888. 12. 72 Pf.

Dieses Drama weist natürlich keine Frauenrolle auf, sondern spielt ausschließlich unter Vertretern des männlichen Geschlechts.

Seine Handlung ist folgende: Der römische Senator Probus, ein tugendhafter Christ, sucht unter der Herrschaft des Kaisers Theodosius, um das Jahr 388, die letzten Reste des Heidenthums auszurotten. Die immer noch mächtigen Götzenpriester lassen sich angelegen sein, ihn dabei einzuschüchtern, und als ihnen dies nicht gelingen will, rauben sie ihm seinen noch unmündigen Sohn und drohen, diesen nur in dem Falle lebend ihm wiederzugeben, wenn er von ihrer Verfolgung Abstand nehmen wolle. Probus, aufs tiefste erschüttert und bekümmert, hält aber in seinem Vertilgungswerke nicht inne, sondern donnert im Senate mehr denn je gegen das Heidenthum. Eben soll sein Knabe in den unterirdischen Stampfmühlen, in die man ihn gebracht und in denen unglückliche Sklaven und Verbrecher verurtheilt waren, Mehl zu mahlen für das Brot, das man dem Volke spendete, ermordet werden, als noch rechtzeitig Hülfe erscheint und die Missethäter ans Messer liefert.

Das Schauspiel ist, wie man gestehen muß, geschickt ausgedacht und durchgeführt. Man folgt seinem Verlaufe mit Spannung und solchem Antheil, daß man am Ende freudig aufathmet, wenn man die Erlösung des armen Knaben aus seiner entsetzlichen Lage und die völlige Vereitelung aller bösen Absichten der Christenfeinde zu Stande kommen sieht.

Beide Uebersetzungen kann man verdienstlich nennen und empfehlen.

Zuletzt erwähnen wir:

8. Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht von Emerich von Madách. Aus dem Ungarischen übersetzt von Andor von Sponer. Kesmark. 1887.

Dieses Werk haben wir bereits in Nr. 30 d. Bl. f. 1886 in der Verdeutschung von Alexander Fischer besprochen. Wir versäumten damals nicht, den ungefähren Inhalt der Dichtung anzugeben und ihre Fabel in der Entwickelung des Gedankens zu erkennen, daß der Mensch, wie schon Goethe in seinem „Faust“ darstellt, beständig auf Irrwegen wandelt, sobald er sich von Gott abzuwenden verleiten läßt. Der deutsche Dichter beschränkt sich darauf, das an Doctor Faust und seinen persönlichen Schicksalen nachzuweisen; Madách überträgt seine Idee auf die gesammte Menschheit, indem er diese in den Gestalten von Adam und Eva durch alle Jahrhunderte hindurchführt.

Es läßt sich wohl einräumen, daß die Schöpfung Madách's eine immerhin geniale und weitgreifende ist und in größern Rahmen gespannt erscheint, als die von Goethe;

dagegen kann nicht verschwiegen werden, daß sie in poetischer und künstlerischer Ausgestaltung tief unter dieser steht. Freunde und Verehrer des magyarischen Poeten mögen sie noch so viel rühmen, sie wird nie die allgemeine Geltung und den Weltruf erlangen, die und den Goethe's „Faust" erlangt hat. Auch die vorliegende neue Uebersetzung dürfte darin nicht Wandel schaffen, wenn man gleich derselben gern einräumen kann, daß sie nicht nur mit sichtbarer Lust und Liebe, sondern auch mit feinem Sinne und Verständnisse sowie mit gefälliger Handhabung der Versformen ausgeführt worden ist.

Feodor Wehl.

Romane.

1. Schatten und Licht. Roman aus der Gegenwart von E. von Breidenbach. Konstanz, Verlag der „Deutschen Heimat". 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

In unserer bequemen, leichtlebigen, bei dem geringsten Misgeschicke sich dem Weltschmerz in die Arme werfenden Zeit sind die Schriftsteller, welche Leid und Freud, Schatten und Licht gleich unbefangen messen, nichts weniger als dicht gesäet. Jeder Zuwachs zu dieser Gemeinde muß daher mit großer Genugthuung aufgenommen werden. Und so begrüßen wir denn auch mit Befriedigung E. von Breidenbach, dessen Roman „Schatten und Licht" sich schon durch seinen Titel verräth. In das volle Leben der Gegenwart greifend, legt der Verfasser in edler, herzgewinnender Einfachheit dar, daß die Sage vom verlorenen Paradiese eben nur eine Sage sei, daß das Paradies in Wahrheit nicht hinter uns, sondern vor uns liege. Den Schlüssel zur Erreichung desselben biete die Geduld, welche Gott nebst ihrer Halbschwester, der Hoffnung, vom Himmel auf die Erde herabgesandt hat, um uns arme Erdenpilger durch die wirren Pfade des Lebens zu gutem, gedeihlichem Ende zu führen. Der Weg zum Glück sei freilich oft mit herbem Misgeschick übersäet; dafür seien uns aber auch die Blumen, welche wir dem dornigen, wüsten Gestrüpp abringen mußten, lieber und mehr ans Herz gewachsen als jene, welche wir pflückten, ohne uns die Finger wund zu ritzen. Nur in einem Betrachte klingt der Roman zu schrill aus. Wol hat Hester Lindsay sich über die Maßen vergangen, als sie, der zärtlichen Mutter und ihrer eigenen Ehre uneingedenk, sich von dem vornehmen italienischen Wüstling umgarnen und entführen ließ. Allein sie ist durch die stets wache Liebe der Mutter zum Bewußtsein ihrer Schuld gelangt, und vollends hat sie der gute Genius des Romans, die im Bewußtsein eines Liebeswerks den im Schatten des Lebens sehnsüchtig herbeigewünschten Sonnenstrahl suchende Baronin de St.-Etienne durch den von ihr ausgehenden unwiderstehlichen Zauber des Ewig-Weiblichen von der brütenden, apathischen Reue zu der büßenden, werkthätigen Zerknirschung hinübergeleitet. Seit dem Eingreifen dieser edeln Frau kämpft sie wacker gegen ihre unglückselige Leidenschaft und bemüht sich, nur für ihre Mutter zu leben, die unter den Folgen ihrer Flucht schwer zu leiden hat. Ihre frühere Kälte und Unnahbarkeit sind kindlich rührender Demuth und regem, opferfreudigem Interesse an den Dürftigen und Elenden, welches sich während der durch die jüngsten Erdbeben heraufbeschworenen Schreckensscenen an der Riviera auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit zeigte, gewichen. Indem sie allenthalben hilft, wo es zu helfen gibt, sühnt sie, was sie gesündigt hat. Frau von Etienne erklärt sich darum auch in ihrem hohen Sinne bereit, sie als Tochter zu umarmen, da ihr ebenbürtiger Sohn Charles nach langem Kampfe ihr seine Liebe zu Hester gestanden hat. Nichtsdestoweniger faßt diese den vom allgemein menschlichen Standpunkte unbegreiflichen Entschluß, bis an das Ende ihres Lebens ein Martyrium zu tragen. Sie liebt Charles, sie liebt ihn mehr als sich selbst; aber es dünkt ihr ein Frevel, wollte sie ihn mit in ihre Tiefe hinabziehen oder es gar wagen, ihre befleckte Hand nach einem Glücke auszustrecken, dessen sie nicht mehr würdig ist. Sie gäbe ihr Herzblut darum, ihn glücklich zu machen; aber gerade darum verzichtet sie auf das ihr so wonneselig erscheinende Leben an seiner Seite. Hester handelt wie eine Heilige, nicht wie ein Mensch.

2. Ein geopfertes Herz. Roman von E. Malvers. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

„Ein geopfertes Herz" ist ein durch und durch realistischer Roman. Er entwickelt in fesselnder Darstellung und mit leidenschaftlicher Lebendigkeit die Schatten des Lebens und nur ganz sporadisch, wie eine Oase in der Wüste, einen Lichtpunkt. Er spielt in der Hauptstadt Preußens zur Zeit, als durch den Regierungsantritt König Wilhelm's die alten Verhältnisse an ihrem Wendepunkte angelangt zu sein schienen. Das Bild, welches er von dem Treiben derjenigen entwirft, die auf der „Höhe" der Menschheit wandeln, ist ein so verächtliches und anwiderndes, daß man unwillkürlich in den Ruf ausbricht: es ist doch tausendmal besser, sich auf den schattigen Wegen des Lebens zu ergehen, als in der heißen Luft der sogenannten großen Welt zu ersticken. In den „Salons" feiern Frivolität und Sinnengenuß wüste Orgien; nicht die Tugend, sondern die gesellschaftliche Moral gibt in ihnen den Ton an. Die Menschen, welche sich in ihnen bewegen, folgen nicht den Eingebungen des Herzens, sie handeln nicht nach sittlichen Erwägungen, sondern einzig und allein aus Berechnung, da es nach ihrer Anschauung keine Tugend in dieser Welt gibt, außer in unserer Einbildung; sie spielen mit den Empfindungen, sie springen nach Willkür mit den

heiligsten Gefühlen um, die Menschen und die Dinge haben für sie nur solange Werth, als sie dieselben benutzen können; der nur in äußerlichen Erfolgen liegende Zweck heiligt ihnen die Mittel. Ein mit reichen Glücksgütern gesegneter junger Mann dieser Art, Premierlieutenant a. D. Alfred Heißer, lernt auf einer Reise am Rhein Ottilie Althaus, die wohlerzogene Tochter wohlhabender, schlichter Aeltern, kennen. Ihr edles, vornehmes Wesen im Vereine mit ihrer sieghaften Schönheit übt einen mächtigen Eindruck auf ihn. Vollends wird sein eitler, hoffärtiger Sinn durch den unwiderstehlichen Zauber der duftigen Waldblume in großen Aufruhr versetzt. Er malt sich den Neid und die Bewunderung aus, welche sich in der Residenz an ihre Fersen heften würden, und schwelgt in ihrem Anblicke als in dem eines Geschöpfes, durch welches alle andern Schönheiten verdunkelt würden, wie Kerzenlichter durch ein glänzendes Gestirn. So von dem Streben geschwellt, in ihrem Besitze sich zu sonnen, durch denselben Ruhm und Ansehen auf sein Haus zu häufen, weiß er die arglose, gemüthvolle Ottilie für sich zu gewinnen, obgleich ihre scharfblickende Mutter energisch von einer Verbindung mit ihm abräth. Die zwischen den jungen Gatten sich dehnende Kluft kann natürlich nicht auf die Dauer verborgen bleiben. Bald nach den Flitterwochen muß Ottilie gewahr werden, welcher schweren Täuschung sie sich hingegeben, da sie in Alfred eine wahlverwandte Seele vermuthete, welche es in jene reine, keusche Atmosphäre zieht, wo der Odem der Liebe allgewaltig weht und sein heißer Hauch die kalte Eisfläche gesellschaftlicher Bedenken schmilzt, wo nicht etwa vergängliche Leidenschaft, sondern vielmehr die wahre, aus dem Innern quellende Liebe den Herrscherstab schwingt und von einem Siege zum andern eilt. Alfred kann sich zu dem reichen, innigen Gefühlsleben seiner hingebungsvollen Gattin, welches ihm nur eine krankhafte Verirrung ihrer Sentimentalität dünkt, nicht emporringen und geht selbst nach der Geburt eines Kindes abseits von ihr, die an ihm wie an einem Abgotte hängt, seine eigenen Wege. Ohne moralischen Halt, wie er ist, sinkt er von Stufe zu Stufe, bis er in den Armen seiner feilen, „temperamentvollen" ersten Liebe den Roman vom Rhein ganz vergessen hat. Stumm und schweigend trägt Ottilie zum Lohn für ihr Aufgehen in dem Gatten den Dornenkranz des Martyriums, welches nur einigermaßen dadurch gemildert ist, daß ein gütiges Geschick ihr auf ihrem Leidenswege einen sie aus dem Grunde seines Herzens schätzenden und verehrenden Freund, den hochherzigen Grafen Egon von Waldthal zugeführt hat. Wie jedoch immerdar allzu scharf schartig macht, reißt der Faden ihrer Geduld, als sie unwillkürlich bei einem Ausfluge Zeugin eines vertraulichen Stelldicheins Alfred's mit jener stadtbekannten Dirne ist, zumal sie an ihr die von der sterbenden Mutter zum Andenken empfangenen Kostbarkeiten blitzen sieht. Sie kann nicht umhin, dem sie zu verzehren drohenden Unmuthe über diesen schnöden Treubruch Alfred's im Angesichte des ihr auf der Rückkehr nach der Residenz begegnenden Egon Luft zu machen, und nimmt, durchglüht von der Ahnung künftiger Seligkeit an der Seite des Mannes, welcher trotz seines mit der Wirklichkeit aufs strengste verwachsenen diplomatischen Berufs gleich ihr sein Herz zu einem Schreine himmlischer Poesie geweiht hat, dessen Antrag, sie mit dem Kinde nach Italien zu geleiten, von dort aus ihre Ehescheidung zu betreiben und sie alsdann nach Ablauf der zur Wiederherstellung ihres seelischen Gleichgewichts nöthigen Frist zu der Seinen zu machen, verständnißinnig an. Egon trifft darauf im Stillen alle Anstalten und Vorbereitungen zu einer längern Reise, als er auf einmal mit bekümmerter Miene die Verwirklichung seines Liebestraumes durch ein Duell mit einem von Heißer's Kumpanen, welcher sich über Ottilie eine ehrenrührige Aeußerung erlaubt hatte, in Frage gestellt sieht. Wozu er sein Lebensglück, welches von nun an auch das Ottiliens ist, auf die Spitze einer Pistole setzt, nachdem er den frechen Beleidiger durch eine thätliche Züchtigung gestraft hat und dieser obendrein einer moralischen Genugthuung nicht abgeneigt ist, will mir freilich nicht einleuchten. Doch der Zweikampf nimmt einen für den Grafen günstigen Ausgang. Alles läßt sich nun aufs beste an, als plötzlich in der zwölften Stunde, unmittelbar bevor der Graf der getroffenen Vereinbarung gemäß die Geliebte und ihr Töchterchen aus ihrer Wohnung zum Zwecke der Flucht abholen soll, der Neid der Götter seine Wirksamkeit entfaltet. Ottilie schläft, übermannt von den gewaltigen Aufregungen der letzten Tage, ein und macht im Traume mit dem auf dem Tische ruhenden Arme eine Bewegung, durch welche die Lampe geräuschlos auf die Falten ihres Kleides herniedergleitet; der Docht glimmt weiter, die Flamme findet an den Teppichen und Möbeln vollauf Nahrung, das Zimmer wird allmählich von dichtem Qualm erfüllt, welcher die Brust beklemmt und den Athem erschwert, allein die Schlafende merkt es nicht und stirbt an der Schwelle des neuen Lebens den Erstickungstod. Wie könnte denn auch ein echt naturalistischer Roman eines entsetzlichen, haarsträubenden Schlußeffects entrathen?

3. Sport. Roman von E. Vely. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Um nichts erquickender ist der Eindruck, welchen wir von diesem Romane empfangen. Derselbe führt in anschaulicher Weise den Gedanken durch, wonach „Sport" das Losungswort des Tages lautet und alles ohne Unterschied Sportartikel ist. Die wilde, verzehrende Jagd nach dem Glücke hat die „Welt" ergriffen; die Menschen wühlen, hasten, stürzen, zum Theil nehmen sie die Hindernisse und zum Theil straucheln sie über ihnen, und wieder andere stehen dabei und finden ihre Augenweide daran, das Blut der ohnehin aufgeregten Jäger mit Hetzpeitschen in noch lebhaftere Wallung zu treiben. Ruhm, Ehre, Geld und Genuß sind in dem Zeitalter des Dampfes und der elektrischen Erfindungen die verlockenden Siegespreise, welche

in der wirren Rennbahn winken; sie geben die Thermometer der menschlichen Gefühle und Wünsche ab. Besonders die jungen Mädchen sind jetzt nur Beutestücke für Vermögensjäger, was sie indeß nicht hindert, selber mit großem Eifer dem Sporte zu fröhnen. So wimmelt es in dem Romane von Glücksjägern und Strebern, welchen nur eine ganz kleine und beschränkte Zahl von Anhängern des idealen Sports gleichsam als Rahmen und Staffage gegenübergestellt ist. Demgemäß hätte die Verfasserin freilich so viel Selbsterkenntniß besitzen müssen, um nicht auf Seite 83 in die Klage auszubrechen, daß das deutsche Volk zu Gunsten des „Zolaismus" die heimischen Dichter in die Rumpelkammer befördere. Neidet sie etwa dem Großmeister seinen Ruhm?

Wie das „Geopferte Herz", so spielt auch der „Sport" sich in Berlin ab — aber schon in dem Berlin der Gegenwart, in der Kaiserstadt Berlin. Wäre es jedoch möglich, daß der Organismus des deutschen Volks von jener entnervenden und entartenden Raffinirtheit, über welche es vor achtzehn Jahren die glänzendsten und wuchtigsten Siege erfochten hat, überwuchert würde? In der Hauptstadt des geeinten deutschen Reichs, in welcher sich das geistige Leben des Volks der Denker wie in einem Brennpunkte vereinigt, sollte der Idealismus in Wirklichkeit auf den Aussterbestand gesetzt sein? Es ist dies nicht recht glaublich. Würde die berliner „Gesellschaft" die Schuld als das Vorrecht großer, erhabener Naturen anerkennen, dann wäre sie wohl kaum aus den im Laufe dieses Jahres über sie hereingebrochenen schweren Krisen unversehrt hervorgegangen, sie hätte sich während derselben schwerlich auf der Höhe der Situation gezeigt. Man läßt sich nicht ungestraft hart an einem Vulkane nieder.

Wie der Gegenstand des Romans, so läßt auch die Sprache vieles zu wünschen übrig. Ohne Noth wirft die Verfasserin mit französischen Brocken um sich in einem Maße, als ob die Nachäffung der westlichen Nachbarn sich auch auf die Sprache erstreckte, und sie legt ab und zu einfachen, schlichten Bürgern jene abgehackten, stoßweisen Sätze in den Mund, wie sie bei den blasirten, geckenhaften „Modelöwen" im Schwange sind. So läßt sich beispielsweise auf Seite 121 der biedere Rechtsanwalt Hans Herland, der nicht den mindesten Anspruch auf Einreihung in die gesellschaftliche Schafheerde erhebt, also vernehmen: „So, das ließ sich wirklich nicht rascher abthun — eine arme Frau — Scheidungsklage — moderne, endlich unhaltbar werdende Ehe — Krebsschaden unserer Zeit", und auf Seite 125: „Ja, ja, so geht's. Hat sich bereits ihr Vertrauen erworben, Fortsetzung der kleinen Ritterdienste von ehemals" u. s. w. Es darf indeß nicht verschwiegen werden, daß die scenenreiche, farbenschillernde Handlung mit spannender, dramatischer Kraft bis zu Ende geführt ist und daß der Roman heitere, idyllische Partien enthält, welche ob ihres anspruchslosen, köstlichen Humors und der harmlosen, unbefangenen Empfindung wahre Perlen genannt zu werden verdienen.

4. Der Büchsenspanner. Roman von Charlotte von Schöler. Berlin, F. Luckhardt. 1888. 8. 5 M.

Die Verfasserin führt uns mit großem Geschicke und discreter Lebenswahrheit das Treiben eines kleinen deutschen Fürstenhofs mit seinem engherzigen Thun und Treiben, wie es sich aus der seinem Thatendrange gezogenen Grenzlinie ergibt, vor Augen. Der Roman führt seinen Namen nach Herkules von Zamorsky, dem Nachkommen eines mittelalterlichen Büchsenspanners, welcher ein begeisterter Anhänger der Weltanschauung Schopenhauer's ist, schließlich aber einsehen lernen muß, daß der Wille zum Leben in uns nicht erstickt werden kann, daß selbst der hartnäckigste Pessimismus vor einem Paare schöner blauer Frauenaugen nicht Stand halten kann. Es ist nur bedauerlich, daß sich in dem Romane nicht eine einheitliche Handlung fortspinnt; die Aufmerksamkeit des Lesers wird fortwährend von einer Episode auf die andere abgelenkt; haben wir uns eben erst für die naive Maria Sabina und ihr Liebesverhältniß zu Hans Paul, dem regierenden Fürsten zu Winkelsburg, erwärmt, so kreuzt im nächsten Kapitel schon die gemessene Gräfin von Otterstein unsere Wege. Besonderes Lob verdient dafür die überaus liebevolle Anhänglichkeit der Verfasserin an die deutsche Sprache. Charlotte von Schöler, einem engern Leserkreise schon durch ihre Erzählungen: „Matthias von Zwifalten" und „Der Rathsherr von Trier", vortheilhaft bekannt, schreibt ein reines Deutsch; sie zeigt uns, daß unsere Sprache nicht noth hat, bei andern Sprachen Anleihen zu machen. Diesem nicht hoch genug anzuschlagenden Verdienste thut sie indeß durch die leidige Gewohnheit der Paarung von Eigenschaftswörtern Eintrag; sie begnügt sich z. B. nicht mit einem „schalkhaften", sondern nur mit einem „herzgewinnend-schalkhaften" Lächeln; Zusammensetzungen, wie „zweifelhaft-gemüthlich", „abscheulich-läppisch", „gezwungen-spöttisch", gehören zu ihren gewöhnlichen Attributen.

5. Oberst Lumpus. Ein nachgelassener Roman von Julius von der Traun. Wien, Frick. 1888. 12. 4 M.

In „Oberst Lumpus" liegt uns das literarische Vermächtniß des hochsinnigen österreichischen Dichters Julius von der Traun (Schindler) vor, welches uns nur zu sehr fühlen läßt, welche unersetzliche Lücke sein zu früh erfolgter Tod in die Reihe der deutschen Schriftsteller gerissen hat. Wer sich an verwickelten Verhältnissen, an abenteuerlichen, romantischen Heldenthaten erquickt oder aber an den pikanten Schilderungen moderner Ehebruchsapostel sich begeistert, der lege das Buch unaufgeschnitten bei Seite; es wird nur jenen eine genußreiche Stunde verschaffen, denen die Schicksale eines reinen, kindlichen Gemüths am Herzen liegen, die noch an der schlichten, lebenswahren Schilderung biederer, hochherziger Menschenkinder Gefallen finden. Die Handlung des leider nicht zum Abschlusse gelangten Romans, dessen Ende sich aus den vorhandenen Angaben in des Dichters Nachlasse wol ahnen läßt, liegt von Anfang an klar vor uns; die Aufmerksamkeit des Lesers wird durch

keinerlei Nebenumstände abgelenkt. In ergreifenden Zügen zeichnet der Dichter die Roheit und das verlotterte Gebahren der Soldateska im Dreißigjährigen Kriege; die Schilderung der durch Tilly's Truppen in Magdeburg verübten Greuel ist ein Muster historischer Beschreibung; knapp und doch zum Greifen lebendig entrollt uns Schindler ein erschütterndes Bild des Jammers und Elends, welches die Scharen der katholischen Liga unter den unglücklichen Bewohnern der Stadt angerichtet haben. Und aus diesem düstern Hintergrunde heben sich die edlen Gestalten Sigismund's von Eberwein und Angela's von Holtz um so herrlicher empor. Der unerfahrene Jüngling, der auf dem verfallenen Schlosse seiner Ahnen unter den Fittichen einer liebevollen Mutter herangewachsen, mit der rauhen Außenwelt in gar keine Berührung kam, daher inmitten der ihn umgebenden Greuel nach dem Tode der Mutter doppelt verwaist dasteht und auf seinen abenteuerlichen Wanderungen nur von den blauen Augen der holden Angela begleitet wird, ist eine hochpoetische Gestalt, wie sie nur der Dichter von Gottes Gnaden schaffen kann. Nicht minder gilt dies von der standhaft zu dem verlassenen Pikenier haltenden Angela, in welcher wir den Inbegriff echt deutscher Frauenliebe erblicken. Die erhebende, herzerfrischende Erzählung gehört zu jenen Erzeugnissen des menschlichen Geistes, zu denen wir immer und immer wieder Zuflucht nehmen, wenn uns das wirre Treiben unserer Umgebung abgespannt, der aufreibende Kampf um das Dasein verstimmt hat und Trost und Beruhigung durch die ewig währenden Ideen des Wahren, Guten und Schönen uns noththut.

Bernhard Münz.

Aus der Sagenwelt.

1. Sagenkranz. Eine Sammlung episch-lyrischer Gedichte ausgewählt von Th. Beyttenmiller. Mit zwölf Original-Illustrationen von Maler W. Eißel. Stuttgart, Hänselmann. (Süddeutsches Verlags-Institut.) 1888. 8. 6 M.
2. Deutsche Götter- und Heldensagen. Für Haus und Schule nach den besten Quellen dargestellt von Adolf Lange. Leipzig, Teubner. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.

Th. Beyttenmiller's „Sagenkranz" (Nr. 1) schließt sich seinen ältern Gedichtsammlungen „Blumengewinde deutscher Lyrik" und „Tempelhalle religiöser Lyrik" entsprechend an und darf zu den guten Anthologien gerechnet werden, von denen neulich Ernst Ziel in d. Bl. geredet hat. Ueber die Vertheilung dieses und jenes Gedichts unter die vier Abschnitte: „Balladen"; „Romanzen"; „Heroiden"; „Sagen, Legenden, Humoresken" und ebenso über die Aufnahme eines und des andern könnte allerdings geredet werden. Als Muster einer großen Gedichtsammlung steht uns immer noch aus den Kinderjahren Goetzinger's „Dichtersaal" vor Augen und im Gebrauche; neue Unternehmen scheinen uns nur so weit berechtigt, als sie werthvolle Erzeugnisse jüngerer Zeit in sich aufnehmen. Das hat Beyttenmiller freilich auch gethan. Julius Wolff's wundervolles „Die Fahne der Einundsechziger" fehlt ebenso wenig wie Gerok's „Des deutschen Knaben Tischgebet" oder wie von Gottschall's Ballade „Der Edelknabe". Aber wir meinen, daß aus den Dichtungen der Jahre 1870 und 1871 doch noch manches schöne Gedicht Eingang hätte finden und manche verschwommene Darstellung Ausschluß hätte leiden können.

Adolf Lange's „Deutsche Götter- und Heldensagen" (Nr. 2) ist ein sehr empfehlenswerthes Buch. Der Erzählungston, besonders in der Heldensage, ist gut getroffen, das Maß der Mittheilung richtig gewählt. Sehr zu billigen ist die doppelte und getrennte Darstellung der Sigfriedsage zuerst nach der Wölsungensage, dann nach dem Nibelungenliede. So wird das bessere Verständniß nicht nur des letztern angebahnt, sondern auch allen denen, die auf der Schule, wie doch meist geschieht, nur ihr Nibelungenlied kennen gelernt, es ermöglicht, sowohl in Wagner's Operncyklus wie in Wilhelm Jordan's Dichtung sich zurechtzufinden.

Wie Stoll's Erzählungen aus dem classischen Alterthum, so wird auch Lange's Werk über die deutsche Vorzeit sich viele Freunde erwerben.

Feuilleton.

Am 9. Mai vollendeten sich 200 Jahre seit dem Tode des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Aus der in dieser Veranlassung entstandenen Literatur heben wir hervor den seinem Zwecke entsprechenden volksthümlichen Lebensabriß, welchen der Hofprediger in Potsdam, Dr. Bernhard Rogge, „Zur Erinnerung an den zweihundertjährigen Todestag des Großen Kurfürsten" gegeben hat (Berlin, Brachvogel u. Ranft).

— Im selben Verlage ist ein ganz eigenthümliches Buch erschienen von Eduard Belling: „Der Große Kurfürst in der Dichtung" (386 S. 8.). Beim ersten Anblicke befremdet es, dramatische Scenen, Gedichte, Romankapitel in scheinbar buntem Durcheinander zusammengestellt zu finden. Die sorgfältigere Durchsicht des Buchs nimmt bald diesen Eindruck und läßt es als eine auf gründlichen Studien beruhende, recht geschickte Arbeit erkennen. Das Inhaltsverzeichniß gewährt zunächst eine Ueberschau der zum Aufbau eines Lebensbildes des Helden verwandten Dichtungen. Am Faden ihrer biographisch-chronologischen Anordnung entwirft der Verfasser auf 62 Seiten einer Einleitung eine Lebens- und Charakterskizze des Großen Kurfürsten, indem er dabei an den einzelnen Momenten in längern Ausführungen feststellt, wie die Dichtung sich zum geschichtlichen Hergange oder dem wahren Charakter der Personen verhält. So erwächst seine Erzählung zu einer Kritik der Gestaltungen, welche letztere in der Sage und Dichtung empfangen haben. Als Belege dienen dann die umsichtig

ausgewählten Stellen der erwähnten zahlreichen poetischen Erzeugnisse aus etwa 260 Jahren. Ein Anhang verbreitet sich noch über die Stellung des Kurfürsten zu der Dichtung und den Schriftstellern seiner Zeit und den Verlauf der dichterischen Behandlung seiner Person und seiner Thaten. Eine Uebersicht sämmtlicher auf den Großen Kurfürsten bezüglicher Dichtungen, soweit sie ermittelt werden konnten, 370 an der Zahl, auch wieder nach dem biographisch-chronologischen Princip geordnet, macht den Schluß des sehr anziehenden Buchs. Wenn vielleicht etwas zu wünschen wäre, so beträfe es die Aufstellung dieser letzten Uebersicht nach der chronologischen Folge der Entstehung.

— Am 13. Mai wurde zu Wien das großartige Denkmal Maria Theresia's feierlichst enthüllt, nach A. von Vincenti's Ausdruck neben Rauch's Friedrich dem Großen, Rietschel's Luther zu Worms und Schilling's Siegesdenkmal auf dem Niederwald das vierte Epochalmonument auf deutschem Boden, der erzgewordene künstlerische Gedanke Zumbusch's. Für die Wahrnahme der historischen Gesichtspunkte bei der Lösung der Aufgabe des Meisters hatte der erste Geschichtschreiber Oesterreichs Alfred Ritter von Arneth Sorge getragen. Sehr zur Zeit ist dessen Charakterzeichnung der größten Habsburgerin aus dem zwanzigsten Bande der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (1884) im Verlage derselben (Leipzig, Duncker u. Humblot) als Sonderabdruck „Maria Theresia", 65 Seiten stark, erschienen. Der Verfasser hat es vortrefflich verstanden, an dem nur eben wahrnehmbaren Faden der kriegerischen Ereignisse und Staatsactionen das Wesen der erhabenen Herrscherin und edeln, echt weiblichen Frau zur Erscheinung zu bringen und somit das nie erloschene Andenken an sie zur vollen wahren Anschauung ihrer Persönlichkeit zu gestalten. Das Schriftchen dürfte voraussichtlich in diesem Augenblicke eine ungemeine Verbreitung zumal in Oesterreich erlangen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 22. April ging zu Dresden „der Letzte vom Jungen Deutschland", Gustav Kühne, im Alter von 82 Jahren zur Ruhe. In den Jahren 1835—56 übte er mittelbar eine bedeutende Wirkung auf literarischem Gebiete aus durch seine Redaction der „Zeitung für die elegante Welt" bis 1842; dann von 1846 bis 1856 als Leiter der „Europa". Hierauf hatte er sich nach Dresden zurückgezogen, wo er noch 1885 einen Band „Romane, Legenden und Fabeln" herausgegeben.

— Am 1. Mai ist in Hamburg der Dichter und Schriftsteller Karl von Gerstenberg gestorben.

Bibliographie.

Aphorismen äußerer und innerer Politik im Jahre 1888 von A. v. E. Hannover, Helwing. Lex.-8. 60 Pf.

Arnheim, F., Die Memoiren der Königin von Schweden, Ulrike Luise, Schwester Friedrichs des Grossen. Ein quellenkritischer Beitrag zur Geschichte Schwedens im 18. Jahrhundert. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Becker, J. H., Mahabharata. Der große Krieg. Saga I. Berlin. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bélot, A., Das Wickelpüppchen und andere Erzählungen. Ausgewählt und ins Deutsche übertragen von P. Heichel. Berlin, Jacobsthal. 8. 2 M.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 66ster Bd.: Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwickelung dargestellt von C. N. Starcke. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Breidenbach, E. v., Schatten und Licht. Roman aus der Gegenwart. Konstanz, Verlag der „Deutschen Heimat". 8. 1 M. 50 Pf.

Bremen, W. v., Die Schlacht bei Kesselsdorf am 15. Dezember 1745. Vortrag. Mit 1 Plane und 2 Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Cüppers, A. J., Der Gotenfürst. Historischer Roman. Konstanz, Verlag der „Deutschen Heimat". 8. 2 M. 50 Pf.

Danilewski, G. P., Eine Braut Christi. Roman. Uebersetzung aus dem Russischen von E. v. Glehn. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 10 M.

Dove, A., Kaiser Wilhelms geschichtliche Gestalt. Gedächtnißrede. Bonn, Strauß. Gr. 8. 1 M.

Fix, W., Geschichte der Staaten des deutschen Reiches, als Erläuterung zu einer in Farbendruck ausgeführten Uebersichtskarte tabellarisch dargestellt. Berlin, Schropp. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

— — Das Reichsland Elsass-Lothringen, seine Wiedererwerbung für Deutschland und seine geschichtliche Entwickelung. Uebersichtlich dargestellt. Berlin, Schropp. Gr. 8. 80 Pf.

Freimund, F., Das Judenthum im Spiegel der Geschichte. Ein Mahnruf an das Volk Israels. München, Uebelen. Gr. 8. 60 Pf.

Unser Fritz. Patriotische Erzählung aus unseren Tagen. 1stes Hft. Dresden, Münchmeyer. Gr. 8. 10 Pf.

Fulda, L., Sinngedichte. Dresden, Minden. 8. 2 M.

Gopčević, S., Serbien und die Serben. 1ster Bd.: Das Land. Mit 12 Tafeln, 2 Doppelbildern, 35 Holzschnitten im Text und 1 Karte. Leipzig, Elischer. Hoch 4. 24 M.

Hartwig, G., Verschwiegenheit. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Herbart's, J. F., Sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von K. Kehrbach. 3ter Bd. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 5 M.

Henning, P., Geschichte des 8. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61. Mit 10 Abbildungen und 6 Karten und Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Homer's Ilias in verkürzter Form, nach J. H. Voß bearbeitet von E. Weißenborn. Leipzig, Teubner. 8. 1 M. 50 Pf.

Philosophisches Jahrbuch. Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausgegeben von C. Gutberlet und J. Pohle. 1ster Bd. 4 Hfte. Fulda, Fuldaer Actien-Druckerei. Gr. 8. 9 M.

Juncker, E., Der Verlobungstag und andere Novellen. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Khull, F., Die Geschichte des Skalden Egil Skallagrimsson. Ein germanisches Dichterleben aus dem 10. Jahrhundert. Dem Altisländischen nacherzählt. Wien, Graeser. Gr. 8. 3 M.

Knapp, J., Kaiserlieder. Zum Gedächtnis Kaiser Wilhelms. Stuttgart, Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft. 8. 30 Pf.

Kniat, J., Spinoza's Ethik gegenüber der Erfahrung. Posen, Jolowicz. Gr. 8. 1 M.

Lindau, R., Zwei Seelen. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M. 50 Pf.

Mahrenholtz, R., Die deutschen Neuphilologentage. Rückblicke und Wünsche. Heilbronn, Gebr. Henninger. 8. 60 Pf.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XXI. Das Jahr 1887. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1887 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M.

Obst, A., Die Insel Neuwerk. Geschichtliche Darstellung. Cuxhaven, Rauschenplat. Gr. 8. 60 Pf.

Pape, R., Vom alten zum neuen Reich. Die politische Neugestaltung Deutschlands und seine Einigung durch Preußen. Leipzig, Grunow. 8. 3 M.

Richter, A., Der Reichstag zu Nürnberg 1524. Nach den gedruckten Quellen und mit Benutzung von Archivalien dargestellt. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Ricks, J., Altkatholische Exkommunikation. Ein offenes Abschiedsschreiben an die „Altkatholiken des deutschen Reiches". Leipzig, Rust. 8. 1 M.

Rosenthal-Bonin, H., Die Tochter des Kapitäns. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 5 M.

Schmidt, G., Die Familie von Bismarck. Eine genealogisch-heraldische Studie. Vortrag. Rathenow, Babenzien. 12. 50 Pf.

Schmidt-Cabanis, R., Friedrich's Kaiser-Wort. Gedicht. Berlin, Hennig. Gr. 8. 30 Pf.

Schulz, K., Der Gottesgedanke. Grundzüge einer geistesgeschichtlichen Betrachtung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Schulz, O., Die provenzalischen Dichterinnen. Biographien und Texte, nebst Anmerkungen und einer Einleitung. Leipzig, Fock. 4. 1 M. 20 Pf.

Seidel, H., Neues von Leberecht Hühnchen und anderen Sonderlingen. Der Vorstadtgeschichten 2ter Bd. Leipzig, Liebeskind. 12. 3 M.

Stein, A. (H. Nietschmann), Das Buch vom Doktor Luther. Mit dem Bildnis Dr. Martin Luthers, gestochen von A. Krauße. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Stern, J., Arthur Schopenhauer. Zu dessen 100jährigem Geburtstag. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 80 Pf.

Steude, E. G., Die Auferstehung Jesu Christi. Eine historische Untersuchung für die Gebildeten. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 M.

Stoffregen, W., Der Tod der Unsterblichen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Tennyson, A. Lord, Locksley Hall sechzig Jahre später. Autorisirte Uebersetzung von K. B. Esmarch. Gotha, F. A. Perthes. 8. 60 Pf.

Thaden, L., Eine Leidenschaft. — Sein Traum. — Ein Ferientag. Drei Novellen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 4 M. 50 Pf.

Die kriegspolitischen Verhältnisse der Staaten Europas. Graphisch dargestellt von S. A. J. Klagenfurt, Wolf. Qu. gr. 4. 30 Pf.

Viedebantt, H., Optimismus und Pessimismus, zwei gefährliche moralische Krankheiten und ihre Heilung. Vortrag. Bonn, Schergens. 8. 20 Pf.

Wilkens, C. A., Geschichte des spanischen Protestantismus im 16. Jahrhundert. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 4 M.

Witte, J. H., Das Wesen der Seele und die Natur der geistigen Vorgänge, im Lichte der Philosophie seit Kant und ihrer grundlegenden Theorien historisch-kritisch dargestellt. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 7 M.

Wohlmuth, Eugenie, Im Freiheitskampfe. Gedicht aus dem serbischen Volks- und Kriegsleben. Wien, Konegen. 8. 1 M. 60 Pf.

Wolff, H., Der Purismus in der deutschen Litteratur des 17. Jahrhunderts. Strassburg, Heitz. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Zabel, E., Getrennte Herzen. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Zu verkaufen

für den unbedingt festen Baarpreis von M. 25000 eine hochangesehene

litterarische Zeitschrift,

welche sich in hervorragender Weise dazu eignet, einem jüngeren Schriftsteller eine maßgebende litterarische Position zu verschaffen, und welche schon seit Jahren regelmäßig einen ungefähren Reingewinn von M. 4500 p. a. erbringt.

Ernstgemeinte Angebote — unter vorheriger Zusicherung unbedingter Discretion — **sub A. M. 200** durch Herrn **Franz Wagner**, Buchhandlung, Leipzig, erbeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die primitive Familie

in ihrer Entstehung und Entwickelung

dargestellt von

Dr. C. N. Starcke,

Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Kopenhagen.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 66. Band.)

Der Verfasser weiss in den Untersuchungen über Ursprung und allmähliche Gestaltung des Familienwesens einen reichhaltigen Stoff mit einer Fülle neuer und belehrender Details, welche übersichtlich geordnet und mit kritischer Schärfe dargestellt sind, zu vereinigen. Das Werk verdient nach anthropologischer wie socialwissenschaftlicher Richtung besondere Beachtung.

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in **Leipzig** versendet gratis und franco den soeben erschienenen Katalog

Culturgeschichte

3030 Nummern.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Siebenter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Das würtembergische Ministerium Linden. Von Julius von Pflugk-Harttung. — Herzogin Sophie von Hannover. Ein Lebens- und Culturbild des 17. Jahrhunderts. Von Ed. Bodemann. — Die Irrfahrten Gustav's IV. Adolf von Schweden. Von Arthur Kleinschmidt. — Römisches Kaiserthum und Verfassung bis zur Erhebung Vespasian's. Von Julius Asbach. — Tertullian und die Kaiser. Von Ernst Noeldechen. — Das Priesterthum bei den Germanen. Von Emil Ritterling. — Husitische Propaganda in Deutschland. Von Herman Haupt. — Tridentiner Concil. Begründung der katholischen Glaubenslehre. Von Wilhelm Maurenbrecher.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Redaction übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem vorliegenden neuen Jahrgange vereinigen sich geschichtliche und culturgeschichtliche Arbeiten zu mannichfachem und gediegenem Inhalt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sicilien.

Bilder aus Natur, Geschichte und Leben.

Von

August Schneegans.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Von dem Deutschen Generalconsul in Genua, frühern Reichstagsabgeordneten A. Schneegans wird in diesen Bildern aus Natur, Geschichte und Leben ein farbenreiches Rundgemälde der Insel Sicilien vorgeführt, die gegenwärtig ein so bevorzugtes Reiseziel der Deutschen bildet. Dem Besucher Siciliens empfiehlt sich das fesselnd geschriebene Buch als wohlunterrichteter Begleiter, allen Literaturfreunden aber als sehr interessante und anregende Lektüre

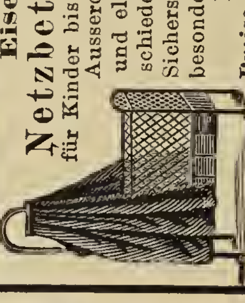
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.



Patent-Kinderwagen mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder. Preise von **12—120 Mk.**



Kranken-Fahrstühle neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung. Preise v. 36—350 M.



Eiserne Netzbettstellen für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder. Preise v. 12—60 Mk.

Reich ausgestattete illustrirte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** 14. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade“ das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist.

Für Kinder genügt $1/4$—$1/2$, für Erwachs. $1/2$—1 **Tam.-Confitüre.** In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek. **C. Kanoldt Nachf.,** Ap.—Gotha.

Apoth. Kanoldt's **Tamar Indien**
Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende **Confiture laxative** von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung. Allein ächt.
Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 31. Mai 1888.

Wilhelm Scherer's Poetik.

Poetik von Wilhelm Scherer. Berlin, Weidmann. 1888. Gr. 8. 7 M.

Von der Redaction zur Besprechung dieses Buchs ausersehen, übernahm ich ein Referat, weil ich mit allen Poetiken der Neuzeit vertraut bin und weil der aus seiner Literaturgeschichte mir bekannte Verfasser mein Interesse in besonderm Grade erweckte. Ich sah mich aber in meinen Erwartungen sehr getäuscht, sodaß ich nach der ersten Lektüre das Werk mehrere Wochen hindurch liegen ließ, um es neu als ein neuer Mensch zu studiren. Das Ergebniß war leider dasselbe: ich vermochte der Schrift überaus wenig gute Seiten abzugewinnen. Der unselige, von mir oft bitter empfundene Gegensatz unserer Tage zwischen einer einem gesunden Idealismus huldigenden Aesthetik und der bloßen Empirie, Sammelwuth und geistlosen Art einer gewissen Schule von Kunsthistorikern trat mir hier in grellster Weise an einem Germanisten entgegen. Auch ich erkenne mit Dank an, daß mehrere bekannte Germanisten der Neuzeit sich Verdienste um die Geschichtschreibung der deutschen Literatur erworben haben; diese Verdienste liegen aber zum großen Theil in denjenigen Partien ihrer Werke, wo sie die alt- und mittelhochdeutsche Epoche behandeln. Da wo sie die Neuzeit besprechen, arbeiten sie mit vielfach unzureichenden Mitteln, gehen bei Anlegung ihrer subjectivistischen Maßstäbe oft weit auseinander, ersticken eine höhere ästhetische Analyse von dichterischen Kunstwerken durch eine überwuchernde sprachliche Gelehrsamkeit, oder machen ihr Arsenal von kritischen Randbemerkungen zu dem Götzentempel, in welchem der jeweilige Dalai Lama der deutschen Literaturgeschichte angebetet werden soll von dem großen Haufen der Gebildeten! Wie groß war z. B. Jakob Grimm als Germanist, und wie relativ schwach ist er doch in seiner vor der Akademie zu Berlin 1859 gehaltenen Rede zur Schiller-Feier! Wie gelehrt ist der Gervinus'sche Commentar zu Shakespeare's Dramen, und wie armselig ist doch die Ausbeute an haltbaren ästhetischen Gesichtspunkten! Die früher geübte Alleinherrschaft der Germanisten muß immer mehr werden zu einem Vor- und Mitarbeiten für eine ebenso tiefe wie umfassende ästhetische Reproduction von poetischen Kunstwerken. Mag es augenblicklich bei dem Umsichgreifen eines falschbegründeten Empirismus und Naturalismus scheinen, als seien wir von diesem Ziele noch weit entfernt; ich bin dennoch der festen Ueberzeugung, daß die jetzt tonangebende Richtung um so eher ihre Rolle zu Ende gespielt haben wird, je offener sie ihre Karten aufdeckt.

Nur eins bedauere ich schmerzlich. Daß unsere Universitäten reformbedürftig sind; daß in den Versicherungsanstalten auf Gegenseitigkeit nur derjenige hoffähig wird, welcher als Privatdocent, resp. außerordentlicher Professor die nöthige Zahl von Jahren vor dem Allerheiligsten der ordentlichen Lehrstühle gewartet hat; daß insbesondere auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften die Unfähigkeit zu schöpferischer Weiterbildung verborgen wird hinter dem Paradiren mit der Urväter Hausrath. Das ist ein offenes Geheimniß. Alles vorsichtige Vertuschen dieser Uebelstände wird den Bankrott des in die Brüche gehenden geistigen Kapitals gewisser Professoren nicht aufhalten auf die Dauer, und man kann nur wünschen, daß für diese Asen recht bald eine Götterdämmerung anbrechen möge. Freilich ist es mir betrübend zu beobachten, wie unserer akademischen Jugend zugemuthet wird, den geistigen Verdauungsproceß ihrer Kathederheiligen in allen Stadien zu wiederholen. Anstatt die Geistestaufe für das Leben zu erhalten in dem mächtig flutenden Strome einer kühn zum Urmeer der Wahrheit vorwärtsstrebenden Gedankenbewegung, müssen die armen Musensöhne lernen, Wasserleitungen durch Wüsten anzulegen und ihren Durst mit filtrirtem Wasser zu löschen.

Solche Empfindungen stiegen in mir auf, als ich im Eingang der Scherer'schen Poetik las, daß die Hörer des Heimgegangenen auf Grund ihrer sorgfältig verglichenen Nachschriften das Colleg ihres Lehrers dem Drucke übergeben haben. Anfangs ergriff mich auch ein Unwille über diese so oft wiederkehrende pietätvolle Impietät; nachher aber sagte ich mir, daß Scherer, wenn er von 1877 bis 1885 auf seinem Studirzimmer nichts Besseres fertig gebracht hatte als dieses Manuscript für seine Vorlesungen, er auch später über seinen so schroff ausgeprägten Standpunkt, sowie über seine bisherige Leistungsfähigkeit schwerlich hinausgekommen sein würde. Es ist nun meine Aufgabe, dieses mein für mich selbst peinliche Urtheil durch die objective Charakteristik des Scherer'schen Buchs zu begründen.

Das Ganze ist nichts weiter als eine Materialiensammlung, trägt fast auf jeder Seite den Stempel des Suchens und Tastens, und bringt in buntem Wechsel bald langathmige gelehrte Untersuchungen, bald aphoristische Bemerkungen. Scherer steift sich darauf, die Poetik auf empirischer Grundlage ganz neu zu begründen, und deshalb meint er mit echt deutschem Professorenhochmuth, überall von vorn anfangen zu müssen. Was unsere Popularästhetiker, was Gustav Freytag und Rudolf von Gottschall, Vischer und Carriere, Minckwitz und Beyer, Werner Hahn und Kleinpaul auf dem Gebiete der Poetik vor ihm geleistet haben, das existirt nicht; erst Herr Professor Scherer muß sprechen: „Es werde Licht!" Ich kenne nur noch einen deutschen Gelehrten, welcher Scherer den Rang abläuft: das ist der Professor Hermann Baumgart in Königsberg, welcher 1887 gleichfalls eine dickleibige Poetik veröffentlicht hat. Hier ist die Vergötterung des Aristoteles so maßlos, die Stilistik vielfach so unaussprechlich schülerhaft, das kritische Urtheil so dilettantenhaft, daß ich mich zu dem Ausspruche versucht fühlen möchte: diese Poetik dreht sich wie Gutzkow's neunbändiger Roman „Die Ritter vom Geiste" um eine Ziffer, denn sie ist nur irrthümlich 1887, in Wirklichkeit 1787 erschienen! Doch zurück zu Scherer.

Zunächst will ich einige Sätze desselben herausheben, denen ich zustimmen kann: „Die Literaturgeschichte muß darauf ausgehen, ein lebendiges Bild der Individualität der einzelnen Dichter zu geben." — „In Wahrheit ist richtig loben das Allerschwerste." — „Etwas wahrhaft Bedeutendes wird niemals durch die Kritik zerstört, wol aber kann es aufgehalten werden." — „Die ganze Nation kann für den Stand ihrer Literatur verantwortlich gemacht werden." — „Die gute Schauspielkunst ist die höchste Fähigkeit, die Eigenthümlichkeit jedes Wortes zu wahren, ohne daß die Gesammtstimmung leidet."

Nun aber zu dem Gegensatze, in welchem ich zu Scherer stehe. Da hält er es für nöthig, eine Abhandlung einzuschalten über die antike Rhetorik (mit Angabe aller längst veralteten Quellenliteratur); nicht genug damit, folgt noch ein zweiter Essay über die Kunst des Lesens! Ferner erzählt Scherer unter a) b) c) d) e) auf 25 Zeilen, was „bei jedem australischen Fest den Theilnehmern geboten wird". Er gewinnt in breitspuriger Untersuchung den Satz: „Das Tanzen ist ohne Zweifel aus dem Springen hervorgegangen. Gesang und Tanz sind aber rhythmisch gebunden, deshalb müssen sie zurückgeführt werden auf die ungebundene und ungeregelte Vereinigung von Springen und Jubeln." Indeß das sind gelehrte „Excurse", ohne welche es der echte deutsche Professor und Specialist nun einmal nicht thut! Bedenklicher ist es schon, wenn es mit der Logik Scherer's in aestheticis recht windig aussieht. Er kann den Begriff des Dramatischen von dem des Tragischen nicht unterscheiden („Auch auf der niedern Culturstufe ist Freude am Tragischen möglich"), unangenehm und schmerzlich sind ihm gleichbedeutend, wiederum an einer andern Stelle das Häßliche, das Unangenehme und das sittlich Bedenkliche. Diese Oberflächlichkeit darf freilich nicht wundernehmen bei einem Manne, welcher sich den Satz leistet: „Warum gehen wir ins Theater? Um uns zu unterhalten. Warum greift man wol bei längerm Zusammensein nach einem Band Gedichte und liest ein paar vor? Um der Conversation neuen Stoff zu geben oder die Langeweile zu verscheuchen." Daß ein Mann wie Scherer unfähig ist, den Tiefsinn Schiller's zu verstehen, beweist folgende Bemerkung: „Die Poesie trat ein unter die Spiele des primitiven Menschen. Hiernach ist es wenigstens zum Theil zutreffend, wenn Schiller die Kunst aus dem Spieltrieb ableitet." — „Wo sich Schiller auf Technisches einläßt, ist er mir werthvoller, als in seinen allgemeinen Untersuchungen." Armer Schiller! Warum auch hast du bei Lebzeiten immer nur collegium metaphysicum tractirt; zur Strafe dafür mußt du nun nach deinem Tode das goldne Vlies deiner köstlichsten Gedanken scheren lassen! Noch viel stärker aber ist die Behauptung Scherer's, daß „Lessing die Poetik des Aristoteles für unfehlbar gehalten"! Oder welch eine Logik liegt in dem Satze: „Die Poetik des Aristoteles ist zum Theil von ewigem Gehalt, weil vieles darin unumstößlich sicher beobachtet oder doch wenigstens (!) als nützlicher Fortschritt (sic!) in der Beobachtung dieser Dinge anzusehen ist." Gleichwol findet selbst Aristoteles keine Gnade vor den Augen des großen berliner Empirikers, weil Aristoteles die wahre Tragödie und das wahre Epos gesucht habe. Aristoteles sei nicht Naturforscher genug auf dem Gebiete der Poesie, sondern immer noch zu sehr Gesetzgeber.

Doch sehen wir zu, ob es Scherer besser gemacht als der alte Stagirite. Die Poesie ist nach Scherer „schon in alter Zeit eine Art von Waare, deren Werth sich nach Angebot und Nachfrage regelt". Ideen gibt es nicht in der Poesie; wenn Scherer „einen Roman um einer Idee willen lesen soll, dann sagt er sich: tant de bruit pour une omelette!" Es ist ein wahrer Hohn auf jeden höhern Standpunkt der Kritik, wenn Scherer kein Wort des Protestes gegen den heutigen Naturalismus hat, sondern in grob materiellem Empirismus den Idealisten und den

Naturalisten einfach nebeneinander stellt: „Ist ein Dichter sehr wählerisch (sic), pflegt er nur zarte und hohe Gefühle und Handlungen, edle Gesinnungen im siegreichen Kampfe mit unedlen zu begünstigen, so nennt man ihn idealistisch. Stören ihn aber die stärksten Ausbrüche der Thierheit im Menschen nicht; schwelgt er gar in Lastern und ekelerregenden Dingen (soll heißen: in der Schilderung von Lastern), so pflegt man ihn einen Naturalisten zu nennen." Wie nahe Scherer selbst dem Naturalismus steht, beweisen folgende Sätze: „Wenn ich im Schauspiel zum ersten mal den Wahnsinn oder das Sterben vor mir sehe, so empfinde ich das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde." — „Der Tod an sich ist für den Menschen etwas unendlich Interessantes, weil er ihm sicher bevorsteht; das Interesse der Wißbegierde muß das Motiv sein, weshalb sich die Menschen zu Hinrichtungen drängen. Einer Hinrichtung beizuwohnen, ist gewiß nicht ungemischt angenehm; aber das Schauerliche hat seinen Reiz, wie die Freude an Gespenstergeschichten zeigt." — „Der Bauer, der sich eine Gespenstergeschichte erzählen läßt, denkt nicht an die Steuern, die er zahlen muß, nicht an die Prügel, die er vielleicht von seinem Weibe bekommt, nicht an den Proceß, den er führt" u. s. w. — „Die körperliche Aufregung (welche das Anhören einer Tragödie bewirkt) ist wahrscheinlich wohlthätig; sie bewirkt vermehrten Blutandrang gegen das Gehirn, welcher bis zu einem gewissen Grade angenehm sein mag."

Nach Scherer sind das Lehrgedicht, der Mythus, die Hymne, das Zauberlied erwachsen aus der Erkenntniß, daß die Poesie eine Macht sei. Auch wird „die Poesie immer ein Mittel gewähren, eine neu gefundene Wahrheit leichter zu verbreiten". — „Der gesammte Journalismus überhaupt, das Extrablatt, die Flugschrift haben Functionen übernommen, welche früher der Poesie oblagen." — „Die Reiseliteratur beginnt mit der Odyssee." — „Auch die philologische Anmerkung ist eine Kunstform." Man glaubt das Höchste im Respect vor Kathederweisheit geleistet zu haben, wenn man diese neueste Entdeckung stillschweigend bewundert; aber es kommt noch besser. Scherer bringt noch folgende ganz unglaublichen Sätze fertig: „Die Psalmen sind prosaische Lyrik." — „Es ist denkbar, daß es eine vollständige Lyrik in Prosa gibt; alle lyrischen Gattungen könnten auch in Prosa versucht worden sein, ohne den Zwang von Metrum und Reim." — „Thümmel's «Wilhelmine» sieht jeder gleich an, daß es ein prosaisches komisches Epos ist." — „Man könnte sich eine Geschichtschreibung denken im Stil der Epopöen, aber nicht in Versen. Auch das Lehrgedicht könnte prosaisch behandelt werden; der Ton der Untersuchung müßte bleiben und alle Resultate gegeben werden. So etwa die Geschichte der Entstehung der Welt nach Laplace und Kant, die Entstehung der Wesen nach Darwin."

Ueber diese neue Poetik auf empiristischer Grundlage darf man sich nicht wundern, wenn man die Weltanschauung Scherer's kennt. Er prägt sie aus in den Worten: „Es ist eine große Frage, ob nicht doch Zufall die Völker bestimmt oder ob die Zufälle sich gegenseitig corrigiren. Jedenfalls sind die Zufälle ein keineswegs aus der Dichtung auszuscheidendes Element." Schlimmer aber ist es um das Wissen Scherer's bestellt. Daß Carriere's Werk „Die Poesie" 1884 eine zweite Auflage erlebt hat, ist ihm entgangen. „Für Hermann Hettner war alle Aesthetik speculativ", während doch der Genannte die einseitig speculative Aesthetik der Hegel'schen Schule geradezu bekämpft hat. Da sollen „der Anatom Henke und der Physiker Helmholtz die Aesthetik besonders bereichert haben". Ersterer aber hat nur einige kleine Aufsätze über mehrere griechische Statuen geschrieben; letzterer hat wol eine naturwissenschaftliche Begründung der musikalischen Klanggesetze unternommen, aber weder auf den Bau der Musikinstrumente, noch auf die Composition, noch auf die Aesthetik einen nennenswerthen Einfluß geübt.

Wenn schließlich Scherer den Ausspruch thut: „Ein Aufsatz wie der von Weinhold «Ueber das Komische im altdeutschen Schauspiel» schlägt durch die Sammlung des Materials ganze Aesthetiken auf einmal in die Flucht", so kenne ich auf solche Anmaßung keine treffendere Antwort als diejenige, welche Eduard von Hartmann gegeben hat („Moderne Probleme", 2. Aufl., 1888, S. 142 fg.): „Will die heutige Wissenschaft nicht sich selber zum Spott werden, so muß sie bedenken, daß Arbeitstheilung und Empirie in der Wissenschaft niemals Selbstzweck, sondern nur dienende Mittel zu einem höhern Zwecke sind. Der Gelehrte darf nie die Verpflichtung vergessen, den Zusammenhang seiner Detailforschungen mit dem größern Ganzen, dem sie dienen, und den Zusammenhang des letztern mit der einheitlichen Totalität der Wissenschaften festzuhalten. Anstatt aber einzusehen, daß die Empirie für alle Wissenschaften nur in demselben Sinne Mittel zum Zweck sein kann, wie die Technik für alle Künste, hat die Wissenschaft sich auf die «Suche» gelegt, wie die Kunst auf die «Mache». So gelangt schließlich jeder Dreck und Quark dazu, den gleichen Werth wie die höchsten Blüten des Geisteslebens vor dem Forum der Wissenschaft zu beanspruchen, weil er ebenso gut Gegenstand der Erfahrung ist wie diese."

Nach all diesen Proben des Inhalts ist es eine äußerliche Zuthat, wenn ich die Eintheilung des Buchs noch hier folgen lasse. Das Ganze zerfällt in fünf Kapitel, deren erstes sich mit dem „Ziel" beschäftigt und vom Unterschied der gebundenen und der ungebundenen Rede handelt. Sehr weit ausgesponnen ist das Thema des zweiten Kapitels: „Dichter und Publikum". Hier spricht Scherer vom Ursprung und Werth der Poesie, besonders aber über den Dichter (über die schaffenden Seelenkräfte, Genie und Wahnsinn, unterbrochenes oder anhaltendes Arbeiten u. s. w.) und den Einfluß der vielköpfigen Menge Sodann behandelt er unter der Rubrik „Die Stoffe" auch „die Figuren der Verwickelung"; unter „innerer Form" versteht er „die objective oder subjective Auffassung", unter „äußerer Form" hingegen alles das, was seine Vorgänger „Poetik" nennen. Die „Stoffe" entnimmt nach

Scherer die Dichtung aus drei Gebieten: aus der äußern, aus der innern, aus der dritten Welt. Unter der „dritten Welt" versteht Scherer nicht blos „die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale" (Goethe), sondern auch „das ganze Gebiet religiöser Anschauungen". Darunter befaßt Scherer „Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle, Schicksale — das Gebiet des Aberglaubens".

Die Scherer'sche Definition der Poesie führe ich noch wörtlich an: „Nicht alle Poesie ist kunstmäßige Anwendung der Sprache und nicht alle kunstmäßige Anwendung der Sprache ist Poesie. Es gibt Action, Tanz, Geberdenspiel ohne Sprache, wobei gleichwol ein poetisches Kunstwerk entsteht."

Da die Anordnung dieser Theile mir als eine ganz willkürliche erscheint und von dem organischen Aufbau eines Systems der Poetik nicht entfernt die Rede sein kann, so bedauere ich, den innern Zusammenhang dieser Kapitelüberschriften mit ihren zahlreichen Unter- und Unter-Unterabtheilungen nicht zergliedern zu können. Ein Empiriker vom reinsten Wasser verzichtet ja absichtlich auf alles, was an philosophische Schulung und ästhetische Selbstzucht erinnern könnte!

Gustav Portig.

Drei neue Romane.

1. Junker Jürgen. Roman von Hans Werder. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888. 8. 10 M.
2. Graf und Gräfin von Ortenegg. Roman in zwei Theilen von Arthur von Loy. Wiesbaden, Bechtold u. Comp. 1888. 8. 5 M.
3. Der wunde Punkt. Roman von Leo Warren. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 5 M.

Unter den drei Romanen ist bei weitem der beste und empfehlenswertheste „Junker Jürgen" von Hans Werder (Nr. 1), ein bedeutsames Personenbild, das sich übrigens zum reichhaltig vielseitigen Familien- und Gesellschaftsgemälde erweitert.

Unsere Zeit ist in so vielen Dingen groß und hochstrebend; bestreiten möchte das nur, wer sie nicht kennt. Je tiefer wir in ihre Pulsirungen hineinschauen und nach den Riesenkräften graben, welche den Menschengeist heutigentags bewegen und umgekehrt wieder als dienende Geister durch ihn bewegt werden, desto mehr befällt uns ein befremdetes Staunen. Aber abgesehen von allen andern Uebeln hängt ihr ein Gebrechen an, in das nur die wenigen denkenden Köpfe hineinzublicken die Einsicht und den Muth haben, und doch könnte es tödlich werden. Inmitten des ungeheuern Rennens und Strebens, Kämpfens und Tosens ist unsere Zeit charakterlos geworden. Die festgestählten Charaktere verschwinden mehr und mehr, sie schleifen und verflachen sich und gehen verloren, indem sie ihre Kraft in den Dienst des Mammons und der Materie geben. Das heilige Feuer der Begeisterung und Ueberzeugung ist — wie so oft! — zum Strohfeuer geworden, an dem sich die kleinlichen Leidenschaften und die Wünsche eines schlechthin auf Nichtigkeiten und Aeußerlichkeiten gerichteten Ehrgeizes gerade noch entzünden können.

In solcher Zeit ist das Bild eines ganzen Mannes, und sei etwas von Stein und Eisen an ihm, hoch willkommen. Es wird unsere modernen Generationen nicht anders oder besser machen, als sie sind; sie werden es nicht zu ihrem Spiegelbilde nehmen, darüber könnte sich höchstens ein gutmüthig optimistischer Träumer täuschen. Aber es ist doch nun einmal hingezeichnet und erfreut den Blick einfach schon aus dem ästhetischen Grunde, daß es schön ist. Wir brauchen das Porträt nicht einmal mit den verkrüppelten Halb- und Jammer-, Lumpen- und Verbrechergestalten zusammenzustellen, die uns heute leider auch in der Kunst mit Vorliebe aufgetischt werden.

Junker Jürgen ist ein Mann, ein Charakter von Gold, etwas idealisirt, da und dort entschieden excentrisch; darüber wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten.

Die Erzählung ist im Grunde ziemlich einfach, in dürren Worten diese: Der Junker stammt aus einem altehrwürdigen Geschlechte; das verarmt aber, und der eigene Vater bringt es durch sorglose Wirthschaft und die grobe Untreue eines schlechten Gutsverwalters dahin, daß der Sohn unter bitterm Herzeleid das herrliche Stammgut der Familie verkaufen muß. Stolz verschmäht er alle Hülfe und Fürsprache, dient als Gutsinspector bei zwei reichen gräflichen Familien, macht sich mit der Zeit ganz unabhängig, gewinnt ein verloren gegebenes Kapital zurück, kauft daraus wieder ein eigenes Landgut und kommt dabei noch zu der liebenswürdigen ebenbürtigen Gattin, die er in schwerem Kampfe mit sich selbst seit Jahren im Herzen trug. Auch seine ihm über alles theuere Schwester, das vollkommene Ebenbild seines eigenen Wesens, ist unterdessen eine glückliche Frau geworden. In den einfachen Gang bringen zwei Dinge größere Verflechtung: einmal ein unerhörter Schurkenstreich, der dem sonst schon so schwer Geprüften den Ehrennamen eines braven Mannes zu rauben droht und nur schwer entlarvt wird; dann das Verhalten des musterhaft braven Sohnes jenes frühern Verwalters im älterlichen Hause: nicht blos verschafft dieser als tüchtiger Rechtsgelehrter nach schwieriger Untersuchung dem Gekränkten wieder die fleckenlose Ehre, sondern eben auch noch das helfende Kapital, alles zur Sühne für die Schuld des Vaters.

Die Begebenheiten sind nur die Folie für die lebendig sich entwickelnden Charakterbilder, in denen die ganze Bedeutung des Werks liegt: obenan stehen natürlich diejenigen des Helden und seiner gleich groß gesinnten Schwester: es folgt jener junge rechtsgelehrte Freund beider, eine schön aufopferungsfähige Seele; dann aber

spielt die große Rolle im Leben des Helden eine gräfliche Familie mit einer zahlreichen Reihe von Gliedern des allerverschiedensten Charakters, von echt adeligem Stile bis hinunter zum Schurken; allerlei Vertreter des Geschäftslebens, Gutsbesitzer mit ihren höhern Beamten, Geldherren und Juden, vornehme Militärs füllen den Rahmen, sodaß ein vollständiges Gesellschaftsgemälde sich herstellt. Natürlich entfaltet sich in diesen verschiedenen Kreisen das Leben auch gar mannichfaltig. So bekommen wir ein Bild dessen, was alles in den flotten Gardeoffizierskreisen einer lustigen Residenz mit Hülfe von vielem Geld und noch mehr Schulden getrieben werden mag. Wir werden in die Salons der vornehmen Gesellschaft eingeführt und machen die kleinen Intriguen, Speculationen und Abenteuer mit. Wir treten in das stillere Landleben einer ehrenhaften vornehmen Familie ein und befinden uns wohl dabei; das ist eine reinere Region, in der man sich wahrhaft glücklich fühlen mag, die Befriedigung im engen, fast beschränkten Wirkungskreise, ohne doch die weiter reichenden Weltinteressen zu übersehen oder zu verknorzen. Wir bekommen auch ein gutes Theil der modernen Speculations-, Fabrik- und Geldwelt zu sehen, Leute mit weitem Gewissen und weiten Taschen, in deren Tiefe manche früher solid gewesene Existenz untersinkt. Immer und überall aber begleiten wir den Kampf eines hochgesinnten, leidenschaftlichen, stark angelegten Herzens mit Verhältnissen, die den an feine Formen und reiches Leben gewöhnten Mann, welcher so plötzlich ungeahnt aus der angeborenen Lebenssphäre verschlagen worden, herunterziehen wollen; ein harter Kampf, der bis aufs Blut geht und endlich doch durch eiserne Willenskraft und Arbeitstüchtigkeit zum Siege geführt wird. Und dazu so viel von der äußern Natur, als zu den Dingen und Personen paßt. Aus der Stickluft der Residenz treten wir mit Behagen in die frei bewegte und duftige der prächtigen Landedelsitze; wir schweifen in die träumende Heide und pflücken ihre rothen Blüten; wir jagen im herrlichen Forste und lauschen seiner Baumsprache; wir treiben in Sturm und Sonnenschein auf dem Meere.

Die Charaktere sind, wenn wir hier und da etwas darüber gestreuten Firnis wegwischen, tüchtig gezeichnet und rein gehalten; der Ton mäßig und schön gemessen; die Thatsachen motivirt; kurz, eine Arbeit, an der wir uns erfreuen mögen.

Wer sich in eine recht melancholische Stimmung hineinlesen will, der vertiefe sich in das finstere Familiengemälde „Graf und Gräfin von Ortenegg" von Arthur von Loy (Nr. 2). Eine im Leben oft wiederkehrende Geschichte: der jüngere Ehemann, der seiner etwas alternden Frau anfängt überdrüßig zu werden und sich in ein schönes junges Lärvchen verliebt. Um den innern Werth oder Gehalt der beiden Frauengestalten, um welche nun der Kampf entbrennt, handelt es sich gar nicht, er kommt in keiner Weise in Frage; denn wie man ja überhaupt sagt, die Liebe sei blind, so ist sie es ganz gewiß in diesem Conflicte und diesem Stadium eines Männerherzens, das dann erst wieder zur Vernunft erwacht, wenn es sein ungerechtes Ziel erreicht oder sich und die andern darüber ins Verderben gebracht hat. Auch die Gewaltsamkeit, mit welcher da vorgegangen wird, findet sich im Leben häufig, freilich mehr in den Kreisen aus dem niedern Volke; das hängt ganz einfach an Wesen und Charakter des Mannes, und wir haben hier trotz des Grafentitels eine ausgesprochene Plebejernatur vor uns. Ein Wurm lag übrigens schon anfänglich in dieser echt modernen Ehe, d. h. der Verbindung des Großkapitals mit dem verarmten alten Adel. Gräfin Adele von Ortenegg, eine ausgesucht edle und vornehme Erscheinung, gehört einer Familie an, die eben ihr gänzlich verschuldetes herrliches Besitzthum verkaufen muß; Käufer ist der bisherige Generalinspector dieser Güter, ein Herr Müller, das ausgesprochen organisatorisch-finanzielle Genie, das zum Millionär geworden. Das Verhängniß will es, daß der Sohn dieses Reichen, eine charakterschwach schwankende Natur mit manchen guten und noch mehr bösen Eigenschaften, sich leidenschaftlich in die trotz schon vorgerückter Jahre eigenartig schöne und imposante Gräfin verliebt; die beiden Väter, gutmüthig und wohlwollend, finden in der Verlobung ein Glück; der junge Mann wird geadelt und eine Reihe von Jahren geht es gut. Da greift das Verhängniß zum zweiten mal ein: der Graf sieht die durch ihre blendend jugendliche Schönheit weit bekannte Fischers- und Wirthstochter Ernina, und steht für die ungebildete berechnende Kokette bald so in hellen Flammen, daß er mit aller Macht die Scheidung erzwingen will. In diesem Stadium beginnt die Geschichte, um sehr schlimm zu enden. Adele liebt ihren Gemahl immer noch und sträubt sich gegen die Trennung. Sie bringt es über sich, zu der Rivalin zu gehen und mit ihr, die den Grafen eigentlich nicht liebt, sondern blos von der künftigen Herrlichkeit träumt, zu unterhandeln. Die leichtfertige Schöne, die nebenbei auch an ein flottes Bühnenleben in der Residenz denkt, wozu die Gräfin reichliche Mittel bietet, würde gewonnen sein; da kommt der Gemahl ganz unerwartet dazu. Er mishandelt seine Gattin so, daß nicht nur alle gute Empfindung in ihr zerschlagen, sondern ein frevelhafter Rachegedanke in der gequälten Frau erweckt wird, dessen sie sich mit Mühe erwehrt; aber vom Zusammenleben kann keine Rede mehr sein. Nun glaubt sich der Verblendete am Ziele, feiert eine Art Verlobungsmahl, und tief in der Nacht soll ihn der Schiffsknecht Bogislav über den See ins Schloß zurückfahren, wobei Ernina ihn wie gewohnt eine Strecke begleitet. Aber der Knecht, eine rohe und stumpfe Natur, liebt seine Herrin mit der Leidenschaft eines wilden Thieres; auf dem See bringt er den vornehmen Nebenbuhler um; aber auch die Schöne verliert in dieser Krisis das Leben, und am Morgen ersticht sich der Thäter neben ihrem Leichnam. Drei Opfer; das Drama hat blutig geendet; weltabgeschlossen lebt die büßende Gräfin ihren Kindern.

Der Eindruck, den diese Lektüre hinterlassen muß, ist

leicht zu ermessen, zumal vom ersten Augenblicke an unveränderlich die gleiche drückende Trauerluft über dem dunkeln Bilde liegt. Alle Gestalten sind schwer gehalten, schwer wie ihr Schicksal; das geht gar bis auf den gründlich verzogenen Knaben des neuen Grafen hinunter, der uns zunächst — er wird sich ganz anders und besser entwickeln — als boshafter Egoist und angelernter Feind der eigenen Mutter gegenübertritt; von mehr lächerlicher Gemeinheit und Gewöhnlichkeit ist die Alte der Ernina, so recht das Weib niedrigster Sorte: gut leben und genießen die einzige bei ihr durchgreifende Vorstellung. Es gibt nur zwei Gestalten im Gemälde, die es erträglich machen; das sind die beiden, zwar in jedem Zuge ihres Wesens grundverschiedenen und doch, vielleicht gerade darum, best befreundeten Väter, in ihrer Art exemplarische Naturen, der Cavalier die ausgesuchteste Liebenswürdigkeit, der Speculant die unermüdliche Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit selbst; aber jetzt sind beide todt. Man kann durchaus nicht bezweifeln, daß die Personen bis auf den furchtbar eingreifenden Knecht hinab und die Ereignisse nach dem Leben gezeichnet seien, nur zu sehr; das ist ganz reale Welt, und ähnliche Figuren begegnen uns in den Schwurgerichtssälen und vor dem Criminalrichter. Rasch und schneidend wickelt sich das Drama ab; wir müssen folgen, bis wir schließlich das Buch mit müder Abspannung niederlegen.

Hätten wir ein Drama vor uns, so wären Klassification und Benennung des Romans „Der wunde Punkt" von Leo Warren (Nr. 3) einfach geboten; was da vorliegt, ist nämlich das ausgeprägteste Intriguenstück.

Wieder eine ganz gewöhnliche Geschichte aus der vornehmen Gesellschaft, wie sie zu allen Zeiten und in allen Phasen sich abspielen. Es handelt sich um zwei Dinge. Erstlich (und das steht obenan) um den Rivalitätskampf zweier hochgestellter Frauen: die Verfolgerin eine herzlos hochmüthige Kokette, die Verfolgte und dann durch die Liebe eines tüchtigen und mit feinem Verstande verfahrenden Mannes glänzend Gerechtfertigte eine junge Witwe mit den besten Vorzügen ihres Geschlechts. Zweitens aber läuft daneben und damit ein förmlich politischer Parteikampf her: Parlament und Ministerium eines kleinen Staates im scharfen Anprall aufeinander, die Opposition darauf gerichtet, das bestehende Regiment zu stürzen, bis auch dieser Widerstreit durch Ablenkung des gefährlichsten Wortführers und Bildung einer versöhnlichen Mittelpartei sich in Frieden löst. Wir haben also in Staat und Gesellschaft die höhern Kreise vor uns, und sie sind in einer ganzen Reihe von Standesvertretern — die Damen im Salon, die Herren im Ständesaal und auf dem Parket der Ministerbureaux mit aller realistischen Treue vorgeführt. So verlaufen da und dort unsere Kammerstreitigkeiten, so agitiren im öffentlichen Leben die Parteien wider einander, so spielt mit ihren ausgesuchten Ränken und Kniffen die Diplomatie, alles auf einem glatten Schachbrete; so kokettiren und intriguiren in der feinsten und perfidesten Manier die in ihren geschlossenen Cirkeln so anständigen und tugendsamen Herrlein und Dämchen unter- und widereinander. Im ganzen ist das Bild durchaus nicht eben anmuthend oder verlockend, aber es ist wahr. Oberste Lebensweisheit: an jeder Person den „wunden Punkt", d. h. ihre Schwäche oder den Fehler und Schatten herauszufinden; der größte Meister in diesem Fach wird sie alle beherrschen.

Der Roman ist ein wenig Lehrbuch der Menschenkenntniß; mit den Schichten dieser Art bekannt, lesen wir ihn mit einem gewissen schalkhaften Vergnügen — das ist alles.

J. J. Honegger.

Neue Blüten der Lyrik.

1. Gedichte von Moritz Plaeschke. Zweite vermehrte Auflage. M.-Gladbach, Schellmann. 1887. Gr. 16. 1 M.

Das 70 Seiten starke Heftchen enthält über 50 dem Dichterherzen Plaeschke's meist recht frisch entquollene Dichtungen in allerlei buntem Durcheinander, die in ihrer Gesammtheit einen ziemlich befriedigenden Eindruck hinterlassen. Zwar sieht Plaeschke keineswegs mit besonderer Sorgfalt auf Formvollendung und Reinheit der Reime, vielmehr lassen diese hie und da zu wünschen übrig; auch „stehn Gedanken zwar nicht zu ferne", doch ist Plaeschke's Gedanken Gewichtigkeit und Tiefe fast völlig abzuerkennen. Indessen findet sich doch eine Menge recht ansprechender Sächelchen in der kleinen Sammlung. In dem „Reiz des Flüchtigen" sind die Schlußzeilen:

Und selbst das Leben schön allein,
Weil's wird so bald zu Ende sein!

gar zu kindlich schwach. Schwach im Ausdruck ferner sodann in „Weißes Haar":

Klagst du, daß so manche Jahre
War dein Leben dornenreich:
Immer mehr sich offenbare
Meine Liebe frühlingsgleich!

In „Wanderers Einkehr" ist der Schluß zu unklar:

Verheißt doch Glück ihm unermessen,
„Die sein Begehr!"

Und dergleichen kleine Mängel, welche unschwer auszumerzen wären, mehr. Nachdem aber „der Kritikus ohne Erbarmen das Kleid der Liederblumen Moritz Plaeschke's zerpflückt" hat, citiren wir:

Streben.

Ich habe viel gestrebt, geschafft,
Mit warmem Muth und Jugendkraft
Gestritten und gerungen!
Gar manches ist mir leicht geglückt
Und hat mein jubelnd Herz entzückt —
Mehr aber ist mislungen!

Das ließ zuerst mich wohl nicht ruhn!
Doch sprich: was soll die Klage nun,
Die Sorge, die nicht endet?
Hast streng gethan du deine Pflicht,
Kann's fürder dich bekümmern nicht,
Wenn sich das Glück dir wendet!

Wird doch erfüllt nicht jeder Traum!
Und stand auch überreich der Baum
Im Blütenschmuck, im dichten,
Trotz aller Pracht, die ihn beschwert,
Wie wenig, da der Herbst gekehrt,
Trägt er an goldnen Früchten!

Wir wünschen dem strebsamen Dichter die erforderliche größere Sorgsamkeit im Ausdruck, im Reim und in der Auswahl seiner Poesien.

2. Vom Wegrande. Ein neuer Liederstrauß von Franz Woenig. Leipzig, Friedrich. 1887. 12. 1 M. 20 Pf.

Von diesem besonders productiven Dichter ist bereits eine ganze Anzahl von Werken lyrischen, epischen, novellistischen und wissenschaftlichen Charakters erschienen, von denen die 1881 veröffentlichte Schrift „Pflanzenformen im Dienste der bildenden Künste" mit Recht allgemeine Anerkennung gewonnen und weitere Verbreitung gefunden zu haben scheint. Die vorliegende kleine, mit des Dichters Bildniß gezierte Sammlung bietet auf 54 Seiten etwa 40 Dichtungen „vermischten Inhalts" dar, die im ganzen als wohlgelungen, frisch und anregend zu bezeichnen sind. Dennoch können wir ihnen nicht durchgehend vollen Beifall zollen, weil leider auch Franz Woenig dem wenig lobenswerthen Beispiel der Mehrzahl unserer Dichterwelt Folge leistet und dementsprechend durchschnittlich gar zu wenig Werth auf die Haupterfordernisse vollendeter Dichtungen — außer der Gedankenfülle —, auf Schönheit und Ebenmäßigkeit der Form und Sauberkeit der Reimung legt. Wir bedauern dieses im Interesse Woenig's und so vieler Dichter der Gegenwart (von der Vergangenheit einmal ganz abgesehen) lebhaft und aufrichtig, denn:

Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es
Stereotyp im Zeitenbuch!

Wie hart berührt beispielsweise gleich in dem Widmungspoëm „An Hanna" in der zweiten Strophe das „Stille und Fülle", sowie „Und's Herz!" Die „Frühlingsmelodien" 1, 2, 3 sind in Rückert'scher Art, neckisch und niedlich. „Knospen, brecht auf!", ein vortreffliches Frühlingslied, verdient componirt zu werden (wie andere: „Meereszauber", „Vaganteneinkehr", „Der Schwarzdorn steht in Blüten" schon componirt sind: von August Horn, Werner Nolopp, Franz Oberreich, Th. Salzmann):

Nun naht der Frühling im stürmischen Lauf!
Ihr Augen blau,
So frisch wie Thau,
Ihr Lippen hold,
So rein wie Gold,
Du Herzchen klein,
Voll Sonnenschein,
Nun naht der Frühling im stürmischen Lauf,
Knospe, brich auf!

Im „Schwarzdorn" finden wir die alle Illusion zerstörende Wendung: „Verstohlen Grüße bieten". Dazu den (dieser unpoetischen Wendung geradezu angepaßten) unreinen Reim: „Der Schwarzdorn steht in Blüten". Auch „gleich und Steig" ist schwach — schade um das sonst wirklich schöne Gedicht!

„Osterpalmen" citiren wir mit Hinweglassung des die Schönheit und den Gedankengang des Ganzen beeinträchtigenden vierten Verses (wäre er anders gefaßt!):

Osterpalmen.

Wo mit Kätzchen gelb und weiß
Drunten leuchtend stehn die Weiden,
Seh' ich von dem Blütenreis
Kinder Osterpalmen schneiden.

Fröhlich lärmt die kleine Schar,
Füllt den Wald mit ihrem Sange,
Mich ergreift es wunderbar
Bei der Lieder altem Klange ...

O, wie liegt die Zeit so fern,
Wo ich hier in Waldes Mitten
Auch mit andern Kindern gern
Osterpalmen hab' geschnitten.

Kinderlust und Blütenpracht,
Trauter Klang der Heimatlieder,
In des Herzens tiefstem Schacht
Zaubert ihr die Jugend wieder!

Blühend Reis am Weidenstrauch,
Wirke deine Wunder weiter,
Bleib, getreu dem alten Brauch,
Heil'ger Andacht Himmelsleiter!

Das einige Härten und Schwächen („fröhlich und selig" — o weh!; „vereinsamt allein") enthaltende, sonst nicht üble „Das war einst im Maien" verräth, daß der Dichter für eine gewisse Ungenügsamkeit vom Geschick bestraft worden ist; ja, ja:

O Thor, wer nicht im Augenblick
Den rechten Augenblick ergreift!

Das in mancher Hinsicht an Freiligrath's „O lieb, so lang du lieben kannst" erinnernde: „O, winde Rosen um den Stein!" ist nahezu tadellos. Desgleichen „Ein grünes Reis, ein einzig Licht". Hingegen können wir dem trübseligen „Ich weiß" nicht beipflichten: erinnert doch schon die geschmacklose Wendung „Pfühl von Hobelspänen" an etwas sehr Prosaisch-Saures, an die — Essigfabrikation! Im Metrum zu holpricht sind „Christglaube" und „Heimliche Minne"; das Sonett „Dem Genius Friedrich Fröbel's" (wenn es ein Sonett sein soll), dem Inhalte nach vortrefflich, ist in der Form überaus fehlerhaft. Die übrigen kleinen Dichtungen der Sammlung mögen durchschnittlich angehen, leiden jedoch fast ausnahmslos an den beregten, meist leicht zu beseitigenden kleinen Mängeln. Wir wünschen dem Dichter in wohlwollendster Gesinnung, daß er zukünftig seinen poetischen Erzeugnissen diejenige abrundende und säubernde Feile angedeihen lassen möge, durch welche heutzutage allein geistvolle Dichtungen über den Grad des Mittelmäßigen erhoben werden können.

3. Immortellen. Von Otto Franz Gensichen. Berlin, Grosser. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.

Vor einiger Zeit hatten wir Veranlassung, eine epische Dichtung „Der Mönch von Sanct-Bernhard" dieses Dichters zu besprechen, die uns reichlichen Beifall entlockte. Wir hegten die Erwartung, daß die vorliegende kleine, vier Druckbogen starke Sammlung mit 25 lyrischen Poesien jener Novelle an Gehalt und schwungvoller Form nicht nachstehe. Und in der That, gleich das erste längere, tiefempfundene schöne Gedicht entspricht dieser Erwartung in vollem Maße! Es beginnt:

In meines Lebens sonnenhelle Tage,
Die mir seit langer Zeit kein Gram verdarb,
Trug jäh, erschütternd wie mit Blitzesschlage,
Der Telegraph das Wort: „Der Vater starb!"

Wohl war sein Haupt umwallt von Silberlocken,
Und siebzig Jahre beugten es gemach;
Doch seine Stimme, stark wie Klang der Glocken,
Sein leichter Gang, sein Adlerauge sprach

Von einer Kraft, die kaum dem Jüngsten weiche.
Und nun ruht er, den Krankheit nie befiel,
Der hoch und markig wie des Nordens Eiche,
Der Zeit getrotzt, am letzten Erdenziel?

Ach, kaum vor sieben schnell entschwundnen Wochen
Des Todes erster Bote zu ihm trat,
Um leise mit dem Mahnwort anzupochen:
Bestell' dein Haus, denn deine Stunde naht!

Da rief mich aus der Hauptstadt Festgewimmel
Beschwingte Kunde in das Aelternhaus,
Und unter abendlichem Sternenhimmel
Zog ich zu langer banger Fahrt hinaus.

Des Schlotes Funken sprühten weit im Bogen,
Die Räder knirschten eh'rne Melodei,
Und an dem dampfgetriebnen Zuge flogen
So Dorf und Fluren wie im Sturm vorbei.

Und doch zu langsam meinem Kindessehnen!
O Vater, stirb noch nicht! Es naht dein Sohn!
Will unabsehbar sich dies Flachland dehnen?
Vorbei! vorbei! Gottlob, die Endstation!...

Gehaltvoll ist auch Nr. 2: „Wann ein Gerechter sanft dahingeschieden", woraus wir den vierten Vers citiren:

Ob unausbleiblich auch verhallt sein Namen,
Keimt unbeschreiblich Frucht aus seinem Samen;
Späte Geschlechter ernten seiner Thaten
Reifende Saaten.

Sehr rührend sind Nr. 4: „Ich lenke meine Schritte"; Nr. 5: „In den ich selbst ihn barg"; Nr. 6: „Bald wird der Frühling kommen"; Nr. 7: „Ich ordnete mit Mütterlein im Zimmer, wo einst der Vater oblag seinem Amt"; ferner Nr. 11: „Auf dem Pfühle schlafbefangen", und namentlich das schmerzliche, doch trosterfüllte Gedicht Nr. 15:

Elf Wochen, nachdem wir zum Frieden
Den Vater hinabgesenkt,
Hat Mütterlein vom Hienieden
Ihm nach die Schritte gelenkt.

Einige recht hübsche Stellen enthält Nr. 16, hingegen macht Nr. 17: „Wie ist so kühl das Zimmer", keinen recht wohlthuenden Eindruck; es kommt einem hier vor, als spiele der Dichter mit dem Schmerze (so wenig wir dem weichen Kindesherzen und dem aufrichtigen Gemüth des Dichters dieses ansinnen wollen) — dieses wiederholte Aufbahren (s. Nr. 5) wird etwas leichenbitterartig! Besser wäre vielleicht, weniger „gesucht" klänge es, wenn der Dichter die sicherlich tiefkindliche Handlung nicht im Activum, im Augenblicke des Geschehens, schilderte, sondern in die Vergangenheit verlegt hätte; so wird der Leser mitten in die sich vollziehende, bei aller tröstlichen Milde etwas grausige Handlung versetzt, was nicht recht sympathisch berührt. Von den übrigen, noch folgenden Dichtungen ist Nr. 24 hervorzuheben:

Nun gilt's, für immer von der Stadt zu scheiden,
Wo meiner Aeltern ird'sche Hülle ruht.
Ein andrer Hirte wird die Heerde weiden,
Die einst gefolgt des Vaters treuer Hut.

Es werden andre Menschen fröhlich schalten
In jenem Haus, das mir einst Vaterhaus,
Wo dichtend ich zu schaffenden Gestalten
Als Sommergast alljährlich ruhte aus...

In dem leider nicht ganz formvollendeten, etwas holprichten Schlußhymnus Nr. 25 wird die gemeinsame Erdenherrschaft von Liebe und Tod, Entstehen und Vergehen in ewiger Ablösung und Wechselwirkung philosophisch veranschaulicht:

Alles hier Lebende
Hat nur so viel Bestand
Wie das hinschwebende
Schattenspiel an der Wand.
Als stets forterbendes
Bannt es an Raum und Zeit,
Als stets ersterbendes
Lenkt es zur Ewigkeit.

Wir bezweifeln, daß es in der deutschen Literatur eine frischere Sammlung immergrüner Immortellen, auf Vaters und Mutters Grab niedergelegt, gibt, als diese treffliche Gensichen's. Wenn wir jedoch dem hochbegabten Dichter aus diesen Immortellen noch keinen völlig unverwelklichen Kranz zu winden und sein Haupt damit zu schmücken uns in die Lage erklären können, so hat dies seinen Grund darin, daß Gensichen ungeachtet oft echt dichterischer Empfindung doch noch nicht überall den richtig ergreifenden Ton trifft und noch immer nicht dasjenige Gewicht auf fehlerfreie Formschönheit, Glätte des Rhythmus u. s. w. legt, welches zur makellosen Gestaltung des Gedankens zum vollendeten Ganzen erforderlich ist.

4. Armes Oesterreich! Ein Gedicht von Arminius. Zürich, Verlags-Magazin. 1887. 12. 50 Pf.

Den Inhalt des Heftchens bilden drei, von warmem deutsch-österreichischen Patriotismus angehauchte Gesänge in iambischen gereimten Versen, in denen die ruhmvolle geschichtliche Vergangenheit der österreichischen Lande unter der aufeinanderfolgenden Herrschaft der Babenberger, Ottokar's von Böhmen und des Habsburgischen Hauses, sowie

ihres gegenwärtigen (wenigstens was das Deutschthum anbetrifft) politischen Rückgangs gedacht wird:

Ein Rudolf Habsburg sollte heut' erscheinen,
Durchweht vom Geist, der diese Lande schuf,
Des deutschen Stammes Kräfte zu vereinen
In Oestreich, alle folgten seinem Ruf.
Doch ungehört verklingt die bange Klage,
Arm Oesterreich, dein Genius erbebt
Und trauervoll sind deiner Zukunft Tage:
Arm Oesterreich, kein Rudolf Habsburg lebt!

Jedoch Arminius (wir wissen nicht, wer sich unter diesem Pseudonym verbirgt: Gustav Hermann ist es nicht, und der Verfasser der politischen Broschüre „Jungdeutschland“ ist es auch nicht, wiewol diese beiden Autoren ebenfalls das Pseudonym Arminius führen) bekommt auf einmal wieder guten Muth, denn er setzt seinem Heftchen das hoffnungsfrohe Motto voran:

Ich sah im Traum ein stattlich Haus,
Und weithin flattert' hoch hinaus,
Befreit vom düstern Trauerflore:
Jung-Oestreichs heil'ge Tricolore! —

und beschließt seine patriotische Ergießung mit der schwärmerischen, jedoch nicht recht verbürgten Versicherung:

. . . .
Und bleiben treu, was da auch kommen wolle,
Dir, Land, das nur mit deutschem Blut getauft!

Doch daß ein treuer Helfer dir erstehe,
Ein Retter auch, in künft'ger Zeiten Fluß,
Senkt' wieder sich ein Engel aus der Höhe
Mit breitem Fittich — Oestreichs Genius! — —

Woher er kam, das hab' ich euch berichtet. (?)
Wohin er flog? — Ich dächte doch zu euch!? —
Ihr lächelt still und meint, dies sei erdichtet;
O sucht ihn erst, er lebt! — Heil Oesterreich!!

Die keineswegs mustergültigen Verse sind nicht ohne Schwung und Phantasie.

5. Gedichte von Max Zerbst. Jena, Mauke. 1887. 16. 1 M. 50 Pf.

Eine anziehende, gehaltvolle kleine Sammlung mit über 60 Dichtungen wird uns hier von einem Jungdichter beschert, welcher offenbar begabter als die Mehrzahl der jetzt lebenden Dichtergeneration ist. Eine reiche Phantasie mit oft recht originellen Gedanken, voll Glut der Empfindung, zeichnet ihn aus. Mitunter geht er in seinen kühnen Metaphern vielleicht etwas zu weit — hie und da wird der Gedanke, das gewählte Gleichniß, weil etwas gesucht und zu hoch geschraubt, einigermaßen zur Phrase; jedoch auch in solchen Fällen überwiegt bei ihm die schwungreiche, markige und dennoch, wo es sich schickt, feinfühlende Sprache. Mithin kann in solchen Fällen, die, um richtig verstanden zu werden, mindestens sehr reifliches Nachdenken erfordern, über die etwas schwülstigen Vergleiche und die etwas verwegene Ausdrucksweise hinweggesehen werden. So haben wir beispielsweise das folgende, sagen wir einmal — Epigramm der Erwägung des Lesers anheimzugeben:

Du altes, wettergraues Dach!

Vom Lenz mit Blütenkranz umwoben,
Bewacht von allen Sternen droben,
Dich sucht mein Aug' mit neidischer Glut,
Weil dir das reichste Glück beschieden,
Weil, träumend unter deinem Frieden,
Des Frühlings schönste Knospe ruht!

Desgleichen die „schaumgeborene Göttin im leuchtenden Strahlengewand“, welcher die genügend motivirte Gestalt mangelt: wie kann der Dichter sich dieser „aus dem Schaum deiner Jugend, aus Freud' und aus Leid erstiegenen Göttin“, diesem kometenähnlichen, kernlosen Wolkengebilde der Erinnerung, sich „gläubig vertrauen“? Sonst ist dieses Gedicht recht schön. Nicht minder schön ist:

An die Morgendämmerung.

Du ahnungsvolle Morgendämmerzeit!
Dich such' ich auf nach bangem, schwerem Schlaf,
Dieweil dein Gruß in milder Helligkeit,
Ein holder Weckruf, meine Sinne traf.

Du bist das Licht, der neue Sonnenlauf,
Du bist das Dunkel, bist die Traumesruh'!
Dem Tage küssest du die blauen Augen auf
Und drückst der Nacht die schwarzen Augen zu! . . .

Du spendest allen deine milde Lust,
Dem Quell, dem Baum, der zu den Wolken ragt,
Nur dieser armen sturmbewegten Brust
Ist deines Friedens holde Gunst versagt. . . .

Volksthümlicher Natur sind „Die beiden Rosen“. Musikern zur Composition empfehlen wir: „Von all den duftigen Blüten“, „Er kam mit dem jauchzenden Lenze“, „Du ließest die glühende Rose fallen“, „Ich hab' deine Seele getrunken“ (sämmtlich in Heine'scher Art). Desgleichen die scherzhafte wohlgelungene Romanze „Wunsch“. Recht gut ist auch das etwas sarkastische „Nicht kalte Schönheit“ sowie „Kahnfahrt“; vortrefflich das tiefdurchdachte, zur Weltopfer bringenden Genügsamkeit mahnende Schlußwort: „Der Fluch des Lichts“. Von den übrigen Dichtungen sind noch hervorzuheben: „Ein Traum“, „Sylvestertraum“, „Herbst“, die romanzenähnliche „Der Reitersmann“, „Ein Grab“ (der Schlußvers im Ausdruck schwach), „Eichbaum und Linde“ (in Uhland'scher Art), „Ballade“ (desgleichen, aber ohne rechte Pointe), „Herr Kurt“ (etwas matt, würde sich in Form eines Idylls besser gemacht haben), „Im Ofen sprühn die rothen Funken“ „Trübe Stunden“. Fast alles, was der Dichter singt, strömt ihm frisch und schwungreich von den Lippen; selbst die weniger scharf zugespitzten Poesien sind im Ausdruck meist recht frisch. Das Metrum ist freilich mitunter ziemlich mangelhaft und viele Härten sind durch abgehackte Kürzungen hervorgerufen, welche leicht zu mildern gewesen wären. Auch hinsichtlich des Reims ist Max Zerbst wenig wählerisch: „Pforten und geworden“, „Schnee und Höh“, „Hand und unbekannt“, „Gärten und Gefährten“, „gebetet und redet“, „Zeiten und Leiden“, „Glück, Blick“ u. s. w. —

es wimmelt von unreinen Reimen. Dichtungen in Goethe'scher Odenform, d. i. in ungemessener, dichterischer Prosa, wie „Hymnus" und „Begrüßung Armin's" sind unbeliebt: sie sind Goethe'sches Vorrecht (mit wenigen Ausnahmen). Setzen wir uns jedoch über diese — Ungereimtheiten vermöge des folgenden hübschen Liedes hinweg:

Was ich im tiefsten Herzen trage
Wie einen holden Frühlingstraum,
Was noch verhüllt dem lichten Tage,
Der Knospe gleich am jungen Baum,
Was mir aus deinen Augen lacht,
Das ist es, was mich selig macht!

Was in mir wogt wie Meeresfluten,
Was Ruh' mir gibt wie Mondenschein,
Was mich durchzuckt wie Flammengluten,
Wie Zephyr kühlt die Stirne mein,
Was mir aus deinen Augen lacht,
Das ist es, was mich selig macht!

Was mir der Zukunft dunkle Lande
Mit goldnem Schimmer übergießt,
Was mir der Herr vom Himmel sandte,
Was all mein Erdenheil umschließt,
Was mir aus deinen Augen lacht,
Das ist es, was mich selig macht!

Hans Minckwitz.

Zur Völkerkunde.

1. Die Welt in ihren Spiegelungen unter dem Wandel des Völkergedankens. Prolegomena zu einer Gedankenstatistik. Von A. Bastian. Berlin, Mittler u. Sohn. 1887. Gr. 8. 9 M. — Hierzu: Ethnologisches Bilderbuch mit erklärendem Text. 25 Tafeln in Farbendruck und Lichtdruck. Berlin, Mittler u. Sohn. 1887. Querfolio. 12 M.

Jedes neue Werk Bastian's liefert den Beweis für die unerschöpfliche Rüstigkeit und Frische des Altmeisters der deutschen Ethnologie; aber diese unermüdliche Thätigkeit mag wol noch einen besondern Grund haben: denn der vielgereiste Reisende hat mit eigenen Augen den unaufhaltsamen Verfall autochthoner Culturschöpfungen mit ansehen müssen, die durch die alles nivellirende europäische Civilisation aufgezehrt wurden. Deshalb gilt sein unentwegter Schlachtruf zunächst immer der Materialbeschaffung, einerlei in welcher Form und Anordnung, weil für die kritische Sichtung und Sonderung später immer noch Zeit genug bleibt. Je breiter nun diese Basis anwächst, je mehr sich gleichartige Beziehungspunkte bei topographisch und historisch völlig isolirten Völkern aufdrängen, desto näher liegt eben für eine solche vergleichende Behandlung des „weltgeschichtlichen" Stoffs die Gefahr einer die Einfachheit und Klarheit des einzelnen Gedankens beirrenden, weil mitunter zu weit ausgeführten Parallelisirung der Erscheinungen. Daraus erklärt sich Referent nicht zum wenigsten die oft gerügte Eigenthümlichkeit des Bastian'schen Stils, der auf Kosten seiner äußern Correctheit nicht selten an einem zu großen Schwergewichte des geistigen Gehalts, des überströmenden Ideenreichthums leidet. Im übrigen thut man unserm Verfasser Unrecht, wenn man ihm Feindseligkeit gegenüber den andern historischen Disciplinen vorwirft; umgekehrt sucht er einer unverständlichen Animosität von dieser Seite schon dadurch vorzubeugen, daß er, wenigstens zunächst, eine gewisse Anlehnung bezüglich der Methode anräth:

Die Ethnologie wälzt aus allen Erdtheilen ungeordnete Massen unbekannt neuer Auffassungen heran, von denen jeder einzelne (oft nur durch flüchtig Reisende beobachteter) Brauch zum Verständniß seines raison d'être dieselbe genaue Detailkenntniß vertragen würde, wie sie der Philologie aus griechischer und römischer Archäologie zu Gebote steht. Solange hier nicht ein übersichtlicher Zusammenhang hergestellt ist, kann die Ethnologie noch nichts Thatsächliches lehren, sondern hat vielmehr ihrerseits nur aus schon erprobter Methode zu lernen, bis sie sich später könnte in den Stand gesetzt sehen, ihrerseits das Empfangene zurückzuzahlen (mit den Resultaten eigener Forschung).

Auf der andern Seite wird die begründete Zurückhaltung, welche Bastian (übrigens schon seit Jahren) den kühnen Speculationen der Darwin'schen Schule gegenüber beobachtet, bespöttelt, während gerade hier die scharfe Grenzlinie des wissenschaftlich Beweisbaren oder des thatsächlich zu Erhärtenden und des blos Möglichen — oder gar des rein Phantastischen für den nüchternen Blick klar zu Tage liegt. Ganz besonders hat aber die Ethnologie allen Grund, sich vor allzu kühnen Hypothesen zu hüten und lieber allen diesen metaphysischen Dichtungen gegenüber (wie sie schon jetzt in der Sociologie sich breit machen) das einfache Bekenntniß der menschlichen Unwissenheit vorzuziehen.

Es versteht sich freilich ebenso sehr von selbst, daß jene oben erwähnte Materialanhäufung doch nur die conditio sine qua non sein kann für den weitern inductiven Aufbau der künftigen Wissenschaft, und daß somit für diese methodische Handhabung des Details implicite schon anderweitige Grundsätze wirksam sein müssen. Diesen principiellen Ausgangspunkt der ganzen ethnologischen Auffassung, wie sie bei Bastian in seinen verschiedenen Werken immerfort zum Ausdruck gelangt, bezeichnet man wol am treffendsten mit seinen eigenen Worten als den Völkergedanken, der also die Quintessenz des geistigen Lebens der Menschheit zunächst nicht in der individuellen Besonderung findet, sondern in dem socialen Zusammenhange des Menschen als Zoon politikon mit den großen organischen Gebilden seiner Entwickelung. Dieser durch die vergleichende Methode geschaffene Ausblick auf eine „naturwissenschaftliche" Psychologie verläßt nun begreiflicherweise, weil ihr Object verändert ist, auch den gewohnten topographischen und historischen Rahmen, wenigstens für die vielbestrittenen Anfänge der associativen Gliederung:

Der früher nächstliegenden Frage nach historischem Zusammenhang bei angetroffener Aehnlichkeit hat sich bereits mehr und mehr diejenige über die Gleichartigkeit menschlichen Schaffens hinzugesellt. . . . Auch hier indeß führt die Consequenz weiter. Nicht von Möglichkeit eines gleichartigen Denkens ist zu reden, sondern von der Nothwendigkeit desselben, und die Differenzen beruhen nur in denjenigen der geographisch verschiedenen Umgebung (des anthropologischen Kreises innerhalb ethnischen Horizonts), unter der Spiegelung desjenigen, was als Volkstypus aufzufassen wäre. Die erste Frage ist aber nach den Grundgesetzen gleichartiger Elementargedanken zu stellen und die weitere nach historischem Zusammenhang nur so weit weiterhin zu verfolgen, wie aus traditionell oder documentarisch gesicherten Anhalten ein fester Boden unter den Füßen gesichert bleibt (nach den geographisch dem Globus eingezeichneten Bahnen der Geschichte).

In dieser umfassenden Perspective einer psychischen Anthropologie ist die sociale Existenz des Menschen oder, wie Bastian sagt, seine Gesellschaftswesenheit der unerläßliche Ausgangspunkt, und es ist dieser Umstand, so geringfügig er an sich auch scheinen mag, gegenüber den gerade in neuester Zeit vielfach wieder beliebten Versionen des nomadisirenden, womöglich in isolirter Existenz seine Tage fristenden Urmenschen nicht scharf genug zu betonen. Mit dieser Skizzirung des methodologischen Princips haben wir allerdings unsere Pflicht erfüllt; denn es wäre ein hoffnungsloses Beginnen, in eine auch nur annähernd zutreffende Reproduction des eigentlichen Inhalts sich einlassen zu wollen. Diese Gedankenstatistik, wie sie das vorliegende Werk bietet, in so bunter Fülle Material und Theorie durcheinander würfelnd, über die geläufigen (weil für die Ethnologie nicht bestehenden) Schranken der Topographie und Chronologie hinausgreifend, spottet jeglicher systematischen Wiedergabe, sodaß der Verfasser selbst diese Blütenlese als „kaleidoskopische Bilder" bezeichnet. Und doch offenbart sich eben darin einerseits die breite, das ganze psychische Wachsthum der Menschheit umfassende Structur und Basis der Ethnologie im allgemeinen, wie die geradezu erstaunliche Gelehrsamkeit Bastian's im besondern. Denn abgesehen von der naturwissenschaftlichen und philosophischen Literatur, welche dem Verfasser in weitem Umfange zu Gebote steht, beherrscht er die verschiedenartigsten und entlegensten Quellen des menschlichen Wissens, die er zum Theil (wie z. B. den eigenthümlichen und sehr reichhaltigen Schutz der polynesischen Mythologie) selbst dem europäischen Verständniß mit erschlossen hat.

Nur wenige Worte noch über das „Ethnologische Bilderbuch", das der Verfasser „ein Hand- und Lehrbuch für die reifere Jugend" benennt, und das als eine illustrirte Ergänzung zu dem Hauptwerk zu betrachten ist, sowie zu manchen der in dem letztern berührten Ideen. Auch diese Zusammenstellung enthält eine mannichfache Reihe bunter Bilder, welche in den Rahmen der gewöhnlichen Weltgeschichte nicht hineinpassen. Neben peruanischen, ägyptischen, indischen und buddhistischen Schilderungen Scenen aus Dante und Milton und als merkwürdiges Seitenstück zur griechischen Kosmogonie die polynesischen Vorstellungen über den Anfang und die Entwickelung aller Dinge. Auch hier zeigt sich die vergleichende Methode der Ethnologie in hellem Lichte; überall sprossen, auf den entlegensten Punkten der Erde, die gleichen Schöpfungen aus gleichartigen Keimen hervor, und die Geschichte und Entfaltung des religiösen Bewußtseins ist in vielen grundlegenden Voraussetzungen und Anschauungen offenbar bei weitem einheitlicher und übereinstimmender, als man dies zufolge der frühern, streng localisirten Auffassung annahm.

2. Die Mutter bei den Völkern des arischen Stammes. Eine anthropologisch-historische Skizze als Beitrag zur Lösung der Frauenfrage. Von M. von Zmigrodzki. Mit 10 lithographirten Tafeln und einer geographischen Karte. München, Th. Ackermann. 1886. 8. 6 M.

Ein höchst wundersames Buch, obwol mit vielem Fleiß gearbeitet. Was dem Werke aber vor allem fehlt, ist eine einigermaßen genügende kritische Sichtung des Materials; ja man kann bei dem unter jenem Titel zusammengedrängten Stoffe kaum von einem innern organischen Zusammenhange des Ganzen sprechen. Werden uns doch nach einigen kühnen socialreformatorischen Vorschlägen zur Verbesserung der vielfachen Schäden, an welchen die Lage und der Beruf des weiblichen Geschlechts in moderner Zeit krankt, ein Kapitel über Volksornamente und ein zweites über eine wesentlich Theodor Benfey aufgebürdete Mongolomanie beschert. Dazu kommt der höchst unerquickliche Umstand, daß die Darstellung von orthographischen und auch grammatikalischen Fehlern wimmelt. Die einschlägige Literatur hat der Verfasser vielfach angeführt, aber nicht wirklich verwerthet und darauf weiter gebaut, obgleich wir damit durchaus nicht der namentlich für die Ethnologie so verderblichen Speculation das Wort reden wollen. Denn dieser Neigung ist Zmigrodzki trotz seiner eigenen Versicherung und des zweifelhaften Unterschiedes, den er zwischen einem verbotenen Construiren und einem erlaubten Reconstruiren macht, nur allzu sehr erlegen. Ich erinnere statt vieler Beispiele an die im Rousseau'schen Geiste gehaltene, übrigens poetisch genommen ganz hübsche Scene, wo der Verfasser gleichsam die Entstehungsgeschichte der Religion vor unsern Augen entrollt und der Urmensch in seiner oft gezeichneten fragwürdigen Gestalt die ersten metaphysischen Ideen bei sich aufkeimen fühlt. Man sollte doch allmählich diese kosmogonischen Dichtungen aus der strengen Wissenschaft verbannen. Um ein anderes seltsames Urtheil zu citiren, das übrigens einer ganz heterogenen Sphäre angehört, heben wir folgenden Passus aus der Darstellung heraus: „Entscheidend für unsere europäische Cultur war der Umstand, daß die römische Frau beim Ausgang der vorchristlichen Epoche zur höhern, sogar wissenschaftlichen Bildung sich erschwungen hat. Vergessen wir auch nicht hierbei den praktischen Sinn der römischen Welt im Gegensatz zum theoretisch-phantastischen Sinne der griechisch-orientalischen Welt in die Rechnung zu ziehen." Dagegen kann man doch nur sagen, Gott sei Dank hing unsere Gesittung (moralische wie intellectuelle) nicht von den sittlich verkommenen und geistig nichts we-

niger als hervorragenden Frauen des absterbenden römischen Kaiserreichs ab, sondern wurde durch ganz andere Factoren bedingt. Zur Kennzeichnung des ganzen Standpunktes, auf dem die Schrift basirt, schließlich noch die überzeugungstreue Bemerkung des für sein Slawenthum begeisterten Verfassers, daß „alle Forschungen über die Urbevölkerung Europas erfolglos bleiben werden, solange sich die Forscher nicht nach dem Osten wenden, um dort, auf slawischem Boden, die nöthigen Aufschlüsse zu suchen".

Th. Achelis.

Cultur- und Literargeschichtliches aus Süddeutschland.

Die nachfolgenden Schriften sind vorwiegend Specialarbeiten, welche das Gebiet Baierns und des rhätischen Berglandes behandeln; sie stehen in einem gewissen localen, aber auch in geistigem Zusammenhange, wie ja das culturelle und literarische Leben eines Volksstammes stets miteinander verschmolzen erscheint. Was die Bedeutung der hier vorliegenden Arbeiten betrifft, so gebührt jedenfalls dem Buche Höfler's der erste Platz, und es erscheint billig, desselben eingehender zu gedenken.

1. Volksmedicin und Aberglaube in Oberbaierns Gegenwart und Vergangenheit von M. Höfler. Mit einem Vorwort von F. von Hellwald. München, Stahl sen. 1888. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Eine werthvolle, auf langjährigem eingehenden Studium fußende Schrift über die Volksmedicin ist es, welche der Verfasser in einem ansehnlichen Bande dem Publikum vorlegt. Daß diese Arbeit nur ein gewisses locales Gebiet, dasjenige Oberbaierns, behandelt, gereicht derselben zu ganz besonderm Vortheile, denn nur dadurch ist es möglich geworden, Einzelgegenstände zu besprechen, welche gerade durch die Eigenthümlichkeit der Volksanschauung über dieselben die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. F. von Hellwald hat diesem Buche ein Vorwort beigefügt, in welchem er der Wichtigkeit solcher Untersuchungen und Darstellungen, wie es die vorliegende ist, gerecht wird, auf die geringe Pflege hinweist, welche diesem Ausflusse des Volksgeistes bisher zutheil geworden und die Tragweite und Bedeutung des Studiums der Volksmedicin für die Culturgeschichte betont. Hellwald deutet darauf hin, daß der Verfasser des vorliegenden Buchs, selbst ein Sohn des Landes und als Arzt in täglicher Berührung mit dem Volke, ausgestattet mit regem historischen Sinne und voll Verständniß für die Bedeutung seines Gegenstandes aus dem Vollen geschöpft, alle seine mit Bienenfleiß gesammelten Angaben dem Munde des Volks entnommen und durch Heranziehung der vorhandenen ortsgeschichtlichen Quellen zu einem allgemein beachtenswerthen Bilde vertieft hat. Man muß nach genauer Durchsicht des 243 Seiten starken Bandes den Worten des ausgezeichneten Culturhistorikers vollkommen beipflichten. Es bleibt dabei nur noch übrig, in Kürze auf den nähern Inhalt einzugehen, welcher eine Fülle von Beobachtungen und Untersuchungen bietet.

Der Verfasser weist in der Einleitung auf den Zusammenhang der Volksübung mit den frühern und spätern Religionsansichten hin, auf die Pflege der medicinischen Wissenschaft in den Klöstern, wodurch auch die Volksmedicin so manche Anschauung zugeführt erhielt, welche durchaus nicht im Widerspruch mit der Wissenschaft steht; er macht auch auf den Einfluß des Glaubens, resp. Willens aufmerksam, welcher oft im Stande ist, Krankheiten zu heilen, wie dies sich z. B. heutzutage oft bei Hypnotischen zeigt, ein Moment, das bei der Betrachtung der Volksheilmittel ebenfalls wesentlich zu berücksichtigen ist. Dem historischen Theile des Werks werden die Kapitel über „frühere Culthandlungen und Gegenstände als Volksheilmittel" über den Cultus der sogenannten Saligen Fräulein, des alten Gottes Frô, der heiligen Kummerniß, jene über die Hechsen (Hexen), Zauberer, Wahrsager u. s. w., die Darstellung der alten volksthümlichen Anschauung über den Werwolf, über die Bäder, Badehäuser, Scherer, Scharfrichter und Apotheker gerecht. Ueberall bietet hier Höfler schätzenswerthe culturgeschichtliche Daten, fügt locale bezeichnende Sagen, Segensprüche, Beschwörungsformeln und andere bis in das Alterthum zurückgreifende Aeußerungen des volksthümlichen Aberglaubens ein. Er führt den Nachweis, wie der Wandel der Gestirne und die verschiedenen Cultzeiten das Denken und Handeln des Volks auch in medicinischen Dingen sehr beeinflussen und fügt ein interessantes Kalendarium bei, welches über die bezüglichen Tage jedes Monats genaue Auskunft gibt. Auf die eigentlichen Krankheitsfälle übergehend, von denen ein Verzeichniß der Volksausdrücke geboten ist, das insbesondere auch die Bezeichnungen der körperlichen Organe enthält, schildert der Verfasser hierauf die Volksmittel aus dem Pflanzen- und aus dem Thierreiche, Kräuter und Pflanzen, Getränke, Oele, Salz, Metalle, gedenkt der verschiedenen Anschauungen und Uebungen in Bezug auf Aderlaß, Schröpfen, Betäubungsmittel, Kataplasmen, sowie in Bezug auf die Krankendiätetik des Volks, insbesondere auch die Ansichten über die Behandlung der Kinder. Welch eine reiche Fülle und bunte Abwechselung sich in der Volksmeinung über die Behandlung der verschiedenen Krankheiten kundgibt, zeigt ein eigener Abschnitt, welcher die heute noch üblichen Mittel gegen Leiden wie Scharbock, Blutungen, Wassersucht, Gelbsucht, Augenleiden, Beinbrüche Nervenkrankheiten, Hautkrankheiten, sowie die einstige Behandlung der Pest darlegt. Zwei Kapitel über die „Volksseuchen in Oberbaiern" und über die „Mineral- und Wildbäder" schließen das reichhaltige Buch ab, dessen

Werth schon aus dieser kurzen Skizze hervorgehen dürfte und das dem Freunde der Cultur- und Sittengeschichte außerordentlich viel Neues bietet.

2. Aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Baierns von Ludwig Trost. München, Rieger. 1887. Gr. 8. 3 M.

Auch dieses Werkchen ist der Darstellung bairischer Verhältnisse gewidmet. Es sind keine eingehenden Untersuchungen, welche der Verfasser darin vorlegt, aber recht ansprechende historische und literarhistorische Einzelaufsätze, die es sich insbesondere zur Aufgabe gestellt haben, den Einfluß der Wittelsbacher Herrscher auf Wissenschaft und Kunst im Lande in bestimmten einzelnen Fällen anzudeuten. Anknüpfend an verschiedene in der jüngsten Zeit in dieser Richtung erschienene Schriften behandelt der Verfasser „Die Pflege der Geschichte durch die Wittelsbacher", worin er insbesondere auch der Gründung hervorragender Bibliotheken und wissenschaftlicher Akademien gedenkt. Die folgenden Aufsätze: „Der bairische Schatz", „Die Grundsteinlegung der Allerheiligenhofkirche in München" und „Das Sanctuarium des Königs Maximilian II.", enthalten manche werthvolle kunsthistorische Einzelheit und weisen auf den stets regen künstlerischen Sinn der hochgebildeten Herrscher. Besonderes Interesse erregen die „Drei Briefe des Joseph Freiherrn von Hormayr zu Hartenburg an den König Maximilian II." Diese Briefe sind an Maximilian, da er noch Kronprinz war, gerichtet, und Hormayr, der rühmlichst bekannte österreichische und bairische Geschichtsforscher, war bei ihrer Abfassung 47 Jahre alt. Die Wärme und innige Zuneigung zu dem Wittelsbachischen Fürstensohne, welche sich in jeder Zeile ausspricht, berührt den Leser dieser Briefe überaus wohlthuend; zugleich geben dieselben, wie der Herausgeber richtig bemerkt, „Zeugniß für das originelle Wissen und die charakteristische Darstellungsgabe eines der hervorragendsten Staatsmänner und Gelehrten in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts". Von literarhistorischem Werthe sind die Daten, welche der Verfasser in dem Aufsatze „Zur Erinnerung an Hermann von Schmid" den Freunden des gemüthvollen Volksdichters vorlegt und damit so manches Streiflicht auf dessen Leben und Dichten wirft. Zu besonderm Danke werden L. Trost viele für die Veröffentlichung einer Zahl von Gedichten aus dem Nachlasse Schmid's verpflichtet sein, in denen des Poeten warme Empfindung im anmuthigen dichterischen Gewande zu Tage tritt. Dieser Kranz von Poesien ist eine schöne Gabe, welche dem Dahingeschiedenen von Freundeshand auf das Grab gelegt wird.

3. Hermann von Gilm in seinen Beziehungen zu Vorarlberg von Hermann Sander. Innsbruck, Wagner. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.

Das kleine Schriftchen unter obigem Titel behandelt einen edeln Dichter des südlichen deutsch-österreichischen Bodens; es bietet anspruchslose, aber fleißig und liebevoll gesammelte Nachrichten über Hermann von Gilm, dessen Name unter den modernen Poeten Tirols und Vorarlbergs ein bleibend klangvoller genannt werden muß. Der Verfasser, Hermann Sander, hat schon mehrere hübsche Beiträge zur Literaturgeschichte seiner engern Heimat geliefert, so insbesondere die Biographie des merkwürdigen Felder, dem so treffliche Skizzen aus dem Volksleben Vorarlbergs gelungen sind und der damit seinerzeit als Autodidact berechtigtes Aufsehen erregte. Die Erinnerungen an Hermann von Gilm, welche Sander nun der Leserwelt vorlegt, bieten authentische Nachrichten über die Familie des Dichters, über den Verkehr zwischen Vater und Sohn, über politische und religiöse Anschauungen des letztern, welcher durch seine Lieder gegen die Jesuiten sich in der glaubenseifrigen Heimat so manchen Tadel, insbesondere auch den seines Vaters zuzog. Manche Briefstelle gibt in diesem Schriftchen darüber nähere interessante Auskunft. Auch aus den Briefen Gilm's selbst finden wir manche Stelle angeführt, welche die edle Denkart des Schreibers ersehen läßt. Ebenso bietet Sander verschiedene Strophen und Lieder Gilm's, welche hier zum ersten male gedruckt erscheinen. Hermann von Gilm wurde am 1. November 1812 geboren und starb schon im Jahre 1864.

4. Aus'n Leb'n. Gedichte in oberbairischer Mundart von Heinrich Zeller. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1887. 8. 1 M. 80 Pf.

Die vorliegende Sammlung volksthümlich gehaltener Gedichte in oberbairischer Mundart gehört eigentlich als Product der Kunstpoesie nicht so ganz in diese Zusammenstellung; wenn man aber darauf Rücksicht nimmt, daß diese kurzen Dichtungen in freundlicher Weise das Volksleben des Landes schildern, welchem der Verfasser entstammt und dem Volke in derselben Weise gewissermaßen abgelauscht sind wie die einst von Karl Stieler verfaßten prächtigen Stücke, wenn sie auch in poetischer Hinsicht an die letztern nicht hinanreichen, so ist es ganz passend, diese kleinen Lebensbilder den oben besprochenen Werken anzureihen. Ueberdies ist der Verfasser ein genauer Kenner des oberbairischen Dialekts, dessen für weitere Kreise etwa weniger verständliche Ausdrücke in den beigefügten Anmerkungen erklärt sind. Die im Dorfe und auf dem Lande wohlbekannten Gestalten des Doctors, des Försters, des Lehrers, des Wirthes, des Bezirksamtmanns, des Assessors, des Pfarrers, sowie die verschiedenen Bauerntypen treten uns in diesen kurzen Gedichten oft in der köstlichsten Weise entgegen; unverfälschter ursprünglicher Humor macht sich oft in den Aussprüchen dieser Personen geltend, deren Sprechen und Handeln der Verfasser wirklich „aus'n Leb'n" gegriffen hat. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, größere Proben anzuführen, doch kann dieses Büchlein jedem Freunde mundartlicher Volksdichtung auf das beste empfohlen werden.

Anton Schlossar.

Feuilleton.

Julius Thikötter in Bremen hat ein Büchlein herausgegeben, welches man in unsern Tagen wol als einen Anachronismus bezeichnen möchte und dennoch ist es kein solcher, sondern beweist die vollständige Befähigung des Verfassers zum — Hymnendichter. Er nennt sein Werkchen „Halleluja" (Bremen, Heinsius). Darin hat er 25 Hymnen in lateinischer Sprache gedichtet, welcher er allemal die deutsche Uebersetzung an die Seite stellt. Dem Begriff der Hymne entsprechend sind die christlichen Heilsthatsachen behandelt, aber mit solcher Meisterschaft nach Inhalt wie Form, daß wir den Verfasser als ein unicum von curiosum bezeichnen müssen.

— Ottomar Keindl hat dem berühmten Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer „Erinnerungsblätter der Dankbarkeit" gewidmet (Prag, Neugebauer). Obwol wir selbst zu der immer mehr vereinsamenden Zahl der Aesthetiker gehören und Vischer's Schriften genau kennen, müssen wir doch um der Person wie um der Sache willen den unlängst Heimgegangenen vor derartigen überschwenglichen Ergüssen in Schutz nehmen. Die ganze Broschüre ist eine Vergötterung der stärksten Art; zwei Stellen aus derselben mögen zum Beweise des Gesagten genügen: „Noch als Achtziger hat Vischer in ergreifender Weise das «Festspiel zur Uhland-Feier» gedichtet. Es ist die letzte, kostbare Gabe, die der Reiche, Unerschöpfliche, Unermüdliche seinem Volke, allen Völkern, der ganzen Menschheit dargebracht hat." — „Vischer's «Auch Einer» ist mein Gebetbuch, in welchem ich täglich meine Andacht verrichte." Man sieht zugleich, welch ein — beneidenswerthes Deutsch der Verfasser schreibt!

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Der „Truth" vom 5. April ergeht sich in einer Besprechung der Uebersetzung von Schiller's „Fiesco" ins Neugriechische durch den Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen. Er findet die Wahl des Stücks höchst merkwürdig für den Schwiegersohn und Schwager eines Kaisers und künftigen Regenten eines Landes, glaubt auch nicht, daß es in Griechenland vielen Anklang finden werde, denn das innegehaltene Schiller'sche Versmaß sei den Hellenen etwas ganz Fremdes. Der Kritiker verspricht sich viel mehr von der nächstens erscheinenden Uebersetzung der „Braut von Messina", deren Chöre eine mehr griechische Einrichtung seien.

— Das „Athenaeum" würdigt in seiner Nummer vom 3. März in sehr günstiger Weise Adolf Bastian's „Ethnologisches Bilderbuch mit erklärendem Text" und „Die Welt in ihren Spiegelungen unter dem Wandel des Völkergedankens". „Beide Bücher sind den Studirenden warm zu empfehlen und eignen sich durch ihre Schreibart auch zur Unterhaltungslektüre (?)."

Dieselbe Zeitschrift widmet in ihrer Nummer vom 17. März den „Briefen Robert Schumann's", von Mary Herbert übersetzt, eine eingehende Besprechung, in der es heißt: „Während der Leser in Schumann's literarischen Werken den vollständigen Abglanz seiner Dichterseele und Künstlernatur findet, trifft er doch wenige Stellen, die ihm gestatten, den Charakter des Mannes in anderer als unvollkommener und oberflächlicher Weise zu beurtheilen. Wir verstehen seine edle Begeisterung für alles, was rein und erhaben in der Kunst war, und seinen Haß gegen pedantische Philister; wir bewundern das Entgegenkommen, das er jungen Talenten zeigt, wie er sie zu belehren und ihnen zu helfen sucht, sowie die Gerechtigkeit, die er großen Zeitgenossen angedeihen läßt; aber wir erkennen für den persönlichen Verkehr nur einen Menschen, der in seiner Jugend ein romantischer Schwärmer und in spätern Jahren nicht männlich genug war, um andere Sympathien als rein künstlerische zu erwecken. Sein Stil ist nicht glänzend, aber merkwürdig. Seine Briefe sind oft sentimental und kleinlich und zeigen die Wandlungen, die er in seinen Ansichten durchmachte, in schroffer Weise. Weil sie aber zum Verständniß der Werke des Meisters beitragen, ist das Interesse, welches sie in der musikalischen Welt erregen, selbstverständlich. Die Uebersetzung von Miß Herbert ist in jeder Beziehung bewunderungswürdig."

— Das „Tagebuch des Deutschen Kronprinzen" ist nun auch in englischer Sprache erschienen und wird von der englischen Kritik als Werk „von hohem Allgemeininteresse" begrüßt. „Athenaeum" und „Academy" sind einstimmig in seinem Lobe.

— Arthur P. Vernon hat es übernommen, Schiller's Jugendgedichte und Balladen ins Englische zu übersetzen und mit Notizen zu versehen, die sich auf Ursprung u. s. w. der Gedichte beziehen. Die Einleitung enthält eine Biographie Schiller's. Das „Athenaeum" vom 31. März schreibt darüber: „Viele der Gedichte hätten fortbleiben können, sie sind nicht so werthvoll, wie man in Deutschland zu glauben scheint. Ein großer Dichter verliert nichts von seinem Ruhme, wenn man wenige, aber gute Sachen von ihm kennt und nicht weiß, daß er auch anderes geschrieben hat."

Sehr viel Begeisterung trägt dasselbe Blatt auch nicht Moser's „Bibliothekar" entgegen, den Dr. Lange dem englischen Publikum zugänglich gemacht hat. Der Kritiker schreibt: „Das Stück ist zu seicht und oberflächlich, um einem englischen Leser genügen zu können, trotzdem die Scenen nach England verlegt sind und die Charaktere Engländer sein sollen. Es ist nur eine Posse, bei der es nicht an extravaganten Situationen fehlt u. s. w. Man muß es von guten Schauspielern auf der Bühne sehen, um es ertragen zu können, lesen darf man es nicht."

Diesem absprechenden Urtheile gegenüber steht ein anderes über Gutzkow's „Zopf und Schwert", welches auch von Dr. Lange übersetzt wurde. „Eines der besten Erzeugnisse des geschichtlichen Dramas", schreibt derselbe Kritiker, „liegt vor uns. Es zeigt eine getreue Wiedergabe der damaligen Zustände, die Charaktere sind einheitlich gezeichnet und der Dialog ist voll reichen Humors." — E. Brachvogel's „Narciß" (unter dem englischen Titel „The Pompadour") findet aber bei „Truth" vom 12. April 1888 eine nicht liebenswürdige Aufnahme. Dem Verfasser wird Ungenauigkeit und falsches Verständniß vorgeworfen. „Seine Philosophen sagen einander die größten Grobheiten, und bedienen sich dabei Redewendungen und sogenannter Witze, wie sie damals gar nicht üblich waren. Es ist die moderne Insolenz von neidischen deutschen Journalisten auf die Bühne gebracht. Die Unterredung Diderot's und Voltaire's war so nie möglich.... Narciß protestirt zu viel.... Er spricht von Dingen, die zur Zeit Ludwig's XV. keinen Gesprächsstoff bildeten, denn die von ihm aufgestellten Systeme bestanden noch nicht und seine Vertheidigung sind Gemeinplätze. Er verläßt nicht die Bühne, agitirt wie ein Besessener und zeigt vor Gelehrsamkeit keinen Verstand...." So geht es über alle Personen her und „Truth" meint schließlich, daß der Dichter besser gethan hätte, der alten Pompadour „einen schönen, kräftigen Sohn zu geben, der durch seine Männlichkeit ihr Alter anzeigt und ihre Beanspruchung ewiger Jugend lächerlich macht".

— Der erste Band der „Akademischen Vorträge" J. von Döllinger's ist im Laufe des April auch in England erschienen und wird im „Athenaeum" vom 8. April freundlichst willkommen geheißen.

— Im „Truth" vom 28. April wird auf die Nothwendigkeit des Studiums der Volapükfsprache hingewiesen und dabei allen Lernenden angelegentlichst Professor Dr. Kirchhoff's „Volapük,

eine Weltsprache" empfohlen, als „die gediegendste Elementargrammatik", welche darüber besteht". Die Uebersetzung soll sehr sorgfältig gearbeitet sein.

— Die „Revista Contemporanea" vom 30. April hebt lobend eine spanische Uebersetzung von Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" hervor, welche direct nach dem zuerst 1819 in Leipzig erschienenen Werke vorgenommen ist. „Wenn man die Entwickelung des menschlichen Gedankens in den letzten 40 Jahren beobachtet, wird man finden, daß Schopenhauer's Einfluß die meisten Wandlungen auf gesetzgeberischem und religiösem Gebiete zuzuschreiben sind. Den Verfasser an der Quelle zu studiren ist daher Pflicht jedes Gebildeten."

— Der elsässische Abgeordnete im Deutschen Reichstage Charles Grad unterzieht in der „Revue des Deux Mondes" vom 15. April verschiedene deutsche militärische Werke einer ausführlichen Kritik: „Das Volk in Waffen", von Colmar Baron von der Goltz; „Die Mannszucht in ihrer Bedeutung für Staat, Volk und Heer", von Hoenig; „Ersatzgeschäft im Deutschen Reich", von Karl Michael, Herzog von Mecklenburg-Strelitz; „Der Militärstand der hervorragendsten fremden Mächte", von Rau; „Das norddeutsche Heer", von Graf von Rascon. Er kommt zu dem Schlusse, daß man aus diesen Büchern eine vollständige klare Uebersicht des deutschen Heerwesens, seines Einflusses auf Deutschland und die Nachbarstaaten gewinnen könne. Neben den Vorzügen ließen sich die Fehler erkennen und träten die Anstrengungen alles zu „prussifieiren" hervor.

In demselben Hefte der französischen Halbmonatsschrift spendet M. T. Bourdeau dem Werke des Vertheidigers des Katholicismus im Mittelalter, Johann Janssen, große Anerkennung. „In seinen «Deutschland zu Ende des Mittelalters», «Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgang des Mittelalters», «An meine Kritiker», «Ein zweites Wort an meine Kritiker» finden wir die Lehren und die Ansprüche der deutschen Katholiken der Jetztzeit wieder, genau so wie bei von Sybel und von Treitschke die Forderungen des preußisch-protestantischen Geistes.... Janssen studirt hauptsächlich die socialen Schäden. Er beschäftigt sich vornehmlich mit dem Unterrichtswesen, den Handwerkern und Bauern, den kleinen Bürgern und Beamten, welche die andern Schriftsteller meistens vernachlässigen. Ueber die großen Ereignisse geht er rasch und ohne confessionelles Vorurtheil hinweg (sic).... Wenn vielleicht auch nicht ganz frei von Parteilichkeit, so kann man doch Janssen's Werk mit den Worten von Lavisse bezeichnen: «Die katholischen deutschen Schriftsteller haben eine höhere, poetischere und wahrere Auffassung der deutschen Geschichte des Mittelalters als die Liberalen, welche vorgeben, sie mit der kalten Vernunft der Jetztzeit zu beurtheilen.» Man kann die Lektüre dieses so neuen und vortrefflichen Bandes nicht genug empfehlen." Der ultramontane Standpunkt zeigt sich auch hier wieder ebenso international wie unwissenschaftlich.

Bibliographie.

Althaus, F., Theodor Althaus. Ein Lebensbild. Bonn, Strauß. Gr. 8. 8 M.

Arnold, C. F., Die Neronische Christenverfolgung. Eine kritische Untersuchung zur Geschichte der ältesten Kirche. Mit 1 Tafel. Leipzig, F. Richter. Gr. 8. 4 M.

Belling, E., Der Große Kurfürst in der Dichtung. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 8. 3 M.

Beute, F., Gedichte. Uelzen, Starcke. 12. 1 M.

Bernstein, J., Ueber die Kräfte der lebenden Materie. Halle, Niemeyer. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Bieliug, A., Textkritische Studien zur Minna von Barnhelm. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Böhm, J., Bassorah. Eine Culturskizze aus Mesopotamien. Wien, Deuticke. 8. 60 Pf.

Bungert, A., Hutten und Sickingen. Ein dramatisches Festspiel für das deutsche Volk. Op. 40. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M. 40 Pf.

Cless, A., Ueber das Wesen der Strafe. Vortrag. Horb, Christian. Gr. 8. 60 Pf.

Darpe, F., Geschichte der Stadt Bochum. I. Bochum im Mittelalter. Bochum, Stumpf. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Decken, Agnes v. der, Haidekind. Barmen, Wiemann. Gr. 4. 6 M.

Erck, F., Der Föhn. Eine meteorologische Skizze. Vortrag. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 1 M.

Färber, K., Gießhübl-Puchstein. Ein Cyclus von Gedichten. Mit 9 Illustr. nach Original-Aufnahmen von H. Eckert. Prag, Dominicus. 12. 1 M. 60 Pf.

Gaspary, A., Geschichte der italienischen Literatur. 2ter Bd. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 12 M.

Grimsehl, E., Tonstärke-Messung. Hamburg, Herold. 4. 2 M. 50 Pf.

Gurlitt, C., Im Bürgerhause. Plaudereien über Kunst, Kunstgewerbe und Wohnungs-Austattung. Dresden, Gilbers. Gr. 8. 4 M.

Heine's, H., Autobiographie. Nach seinen Werken, Briefen und Gesprächen. Herausgegeben von G. Karpeles. Berlin, Oppenheim. 8. 8 M.

Helfert, Freih. v., Zur Reform der rechts- und staatswissenschaftlichen Studien an den österreichischen Universitäten. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M.

Hengst, H., Friedrich Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen. Ein Fürsten- und Heldenbild. Festschrift, erschienen zur silbernen Hochzeit Sr. Kaiserlichen Hoheit und fortgeführt bis zum Regierungsantritt Kaiser Friedrich III. Berlin, Nagel. Gr. 8. 3 M.

Hermann, P., Christian Schubart. Drama. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Hoefer, F., Der Bau des Goetheschen Torquato Tasso. Colberg, Warnke. 8. 1 M.

Ideen über Befestigungen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jacoby, K., Die ersten moralischen Wochenschriften am Anfange des 18. Jahrhunderts. Hamburg, Herold. Gr. 4. 2 M. 50 Pf.

Jahnke, H., Kaiser Wilhelm und der Frühling. (Zum 22. März 1888.) Ein Gedenkblatt, der deutschen Lehrerschaft. Kottbus, Kittel. Gr. 4. 50 Pf.

Jobst, R., Goethe's religiöse Entwickelung. 2 Hfte. Colberg, Warnke. 1877 und 1888. 4. à 1 M.

Küchliug, H., Neue Tempelbilder. Maurerische Vorträge. Leipzig, Findel. Gr. 8. 3 M.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1888, herausgegeben von J. Kürschner. 10ter Jahrgang. Stuttgart, Spemann. 16. 6 M.

Münch, W., Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 6 M.

Plessner, P., Die Lehre von den Leidenschaften bei Descartes. Ein Beitrag zur Beurtheilung seiner praktischen Philosophie. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Plothow, A., Romeos Debüt. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Reimann, K., Die Liebe des deutschen Volkes zu seinem Kaiser Wilhelm I. Dichternachrufe, aus allen Gauen Deutschlands gesammelt. Dresden, Kühtmann. 8. 1 M.

Ring, M., Streber und Kämpfer. Zeitroman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 7 M.

Roedel, B., und W. Braun, Trauerklänge zur Erinnerung an weiland Sr. Maj. Kaiser Wilhelm I. den Siegreichen 9. März 1888, aus dem deutschen Süden. München, Läuterer. Gr. 8. 1 M.

Rörig, G., Theorie und Praxis. Schwank. Halle, Fricke. Gr. 8. 1 M.

Rovin, M., Geist und Stoff. Versuch, die richtigste Weltanschauung wissenschaftlich und unwiderleglich zu begründen und die materialistische Hypothese als unberechtigt zu erweisen. Allen Freunden der Wahrheit und Erkenntnis gewidmet. Dresden, Pierson. 8. 1 M.

Schmidt, Elise, Die Quadriga, ihre Zeit und ihre Meister. Nach historischen Quellen und Familien-Erinnerungen. Berlin, v. Decker. 8. 2 M. 50 Pf.

Schroeder, L. v., Die Hochzeitsbräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntniss der ältesten Beziehungen der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Schultheß' europäischer Geschichtskalender. Neue Folge. 3. Jahrg. 1887. Herausgegeben von H. Delbrück. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 9 M.

Dem deutschen Schulverein. Selbstschriften-Album, herausgegeben vom Vorstaude der Ortsgruppe Margareten-Wien. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 4. 1 M.

Schultz, F., Chronik der Residenzstadt Charlottenburg. Ein Stadt- und Kulturbild. Charlottenburg, Grundmann. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.

Seeger an der Lutz, Ulrich von Hutten. Schauspiel. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Siegel, F., Fromme Wünsche für unsere Schulen. Wien, Perles. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Sologhub, W. A., Bitteres Glück. Roman. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen in's Deutsche übertragen von Walfriede Stein. Breslau, Schottländer. 8. 5 M.

Vomáčka, A., Haus-Specialitäten. Mit 12 Abbildungen. Wien, Hartleben. 8. 3 M.

Wercкshagen, C., Luther und Hutten. Eine historische Studie über das Verhältnis Luthers zum Humanismus in den Jahren 1518—1520. Mit einem Vorwort von W. Bender in Bonn. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wernigke, C., Jugendgedichte. Herausgegeben von L. Neubaur. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Westkirch, Luise, Rauch. Sechs Novellen aus dem Alltagsleben. Berlin, A. Duncker. 8. 3 M. 50 Pf.

Wetzstein, O., Das deutsche Kirchenlied im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Eine literarhistorische Betrachtung seines Entwickelungsganges. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 2 M.

Wilhelm, R., Der Student der Theologie und die studentische Satisfaction. Ein offenes Wort an uusere theologische Jugcud. Berlin, A. Schulze. Gr. 8. 60 Pf.

Wohl, J., Franz Liszt. Erinnerungen einer Landsmännin. Deutsche Original-Ausgabe. Jena, Costenoble. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 7. Juni 1888.

Eine Perlenreihe geschichtlicher Erzählungen.

Aus schwerer Vergangenheit. Ein Geschichtencyklus von Wilhelm Jensen. Leipzig, Elischer. 1888. 8. 6 M.

Unter denen, die heute deutsche Dichter heißen, ist Wilhelm Jensen zweifellos nicht nur einer der fruchtbarsten und bekanntesten, sondern auch einer der ersten, denen man freudig diesen hohen Namen gönnt. Mag der nüchterne Verstand zu der einen und andern seiner dichterischen Erfindungen bedenklich den Kopf schütteln, mag der Freund eines glatten und abgetönten Stils hier und da an Sätzen und Wendungen Anstoß nehmen und bedauern, daß die Form der letzten Feile entbehre — keine von Jensen's zahlreichen Schöpfungen verleugnet den Dichter von Gottes Gnaden: sie sind Offenbarungen eines reichen hochstrebenden Geistes, der, unbesorgt um Lob und Tadel, aus innerer Nothwendigkeit seine Bahnen geht; dazu eignet ihm eine kühne, anscheinend unerschöpfliche Phantasie und in seltenem Maße die Fähigkeit, seine noch so wundersamen Gesichte dem Leser mit zwingender Kraft lebend vor die Seele zu führen, und mehr als das, ihn einzuspinnen in die Stimmung, aus der sie dem Dichter selbst hervorgewachsen sind.

Diese großen Eigenschaften kennzeichnen auch das Novellenbuch „Aus schwerer Vergangenheit". Unter diesem Titel hat Jensen fünf Erzählungen zusammengefaßt, welche bei aller Verschiedenheit in Entwurf und Ausführung doch die thematische Grundlage gemein haben und dadurch, ob auch jede einzelne ein in sich geschlossenes Kunstwerk ist, zusammen eine höhere Einheit bilden. Dieses Thema ist die Noth und Verwilderung des Dreißigjährigen Kriegs, wie sie anhob, wie sie wuchs und dauerte in Nord und Süd und wie sie überwunden ward. Eingehende historische Studien liegen der dichterischen Arbeit voraus, ihr Gewinn tritt gelegentlich in längern culturgeschichtlichen Ausführungen, die sich ungesucht und ungezwungen dem Gange der Erzählung einfügen, auf jeder Seite des Buchs aber in der sichern, markigen Zeichnung und der gerade in ihrer Buntheit echten, zum mindesten als echt wirkenden Zeitfärbung zu Tage.

Die erste Geschichte „Unter frommem Schutz" trägt das eigenartige Gepräge des Verfassers vielleicht am schärfsten. Ein Stoff, der kurz erzählt sich wie eine Operettenfabel ausnimmt, ist zu einem Zeitbilde vertieft, in welchem sich das Abenteuerlich-Possenhafte mit dem Grauenhaften zu einer Einheit von seltenem Reize verbindet. Der kaiserliche Fähnrich Eitelwolf Ziegenspeck, genannt von Hauschild, hat bei Trunk und Würfelspiel seinen Hauptmann erschlagen und soll dafür hängen. Schon geht es dem Galgen zu, als die Aebtissin eines benachbarten Frauenklosters, eine Fürstin mit großem italienischen Namen, den Verurtheilten kraft eines alten Privilegs vom Strange befreit und mit sich ins Klosterasyl nimmt. Die Principessa ist aber niemand anders als die Jugendliebste des Fähnrichs, die ihrerseits eine schwindelnde Laufbahn von der angeblichen Bäckerstochter Magdalis Hasenfratz bis zur wirklichen italienischen Fürstin und deutschen Aebtissin durchgemacht hat. In einer keck angelegten und glänzend durchgeführten Scene läßt sie sich von dem ahnungslosen Liebsten Generalbeichte ablegen; als sie die Ueberzeugung gewonnen, daß auch seine Liebe nicht gerostet ist, gibt sie sich ihm zu erkennen und beide gehen miteinander als Braut und Bräutigam, bald als Mann und Weib in die Welt hinein. Meisterhaft ist diese in wenigen Stunden sich abspielende Folge wundersamer Begebnisse in Scene gesetzt; aber höher als die Frische, mit der uns die Zügellosigkeit des Feldlagers, die tolle Laune der Liebesbeichte und zum Schlusse die seltsame Trauung in der wüsten Kirche einer verlassenen Stadt vergegenwärtigt wird, steht noch die Kraft der Charakteristik,

welche sich an der widerspruchsvollen und doch so einheitlichen Gestalt der Heldin bethätigt. Kühn und schön ist auch der Gedanke, uns an diesen schlimmen Kindern einer wirren, irren, wildwachsenen Zeit den Keim des Bessern sehen zu lassen: eine Stelle ist in beider Herzen unentweiht geblieben durch allen Schmuz eines wilden Lebens, eben die Empfindungen, die sie von unschuldiger Kindheit füreinander gehegt haben; das Weib hütet dieses letzte Heiligthum, und von ihm aus wird in einer neuen Lebensordnung eine allmähliche Läuterung des ganzen Wesens vor sich gehen, die zuchtlose Brut des Kriegs wird sich selber zähmen zu dem ehrbaren Geschlechte, das einst allseitig wieder aufbauen soll, was es selber hat zerstören helfen.

Weniger eigenwüchsig ist die zweite Novelle „Auf der Lateinschule". Ihr Held Konrad Mentelin ist als zwölfjähriger Knabe durch den Krieg jäh zur Waise geworden, seine Aeltern sind erschlagen, seine schöne Schwester geraubt; nach langer Wanderung hat er in Landshut beim Rector Arcularius Aufnahme und kärglichen Unterhalt gefunden. In Helia, der Tochter des verknöcherten Schulmanns, gewinnt der Knabe eine Genossin nicht sowol fröhlicher Spiele — denn beide Kinder sind von frühernster Art —, als phantastischer Träumereien. Wer Jensen kennt, weiß, mit welchem goldigen Sonnenscheine er das Dämmernde und Ahnungsvolle des Kindergemüths zu verklären liebt, dieser Zauber liegt auch über der kümmerlichen Jugend Konrad's und Helia's. Den Glanzpunkt ihres Jugendidylls, zugleich einen Glanzpunkt der Darstellung, bildet der Einzug Gustav Adolf's, den grausigen Abschluß wenige Jahre später die zweite Einnahme der Stadt durch die inzwischen verwilderten Schweden. In der mit Callot'scher Drastik geschilderten Mord- und Brandnacht wird der Rector erschlagen, Helia entführt, Konrad auf den Tod verwundet. Als er langsam genesen ist, wendet er den Studien den Rücken und sucht, von dem eigenen Jammer und dem der deutschen Nation fast wahnsinnig gemacht, die gequälte Bevölkerung von Stadt und Land aufzubieten zur Selbsthülfe gegen die fremden Schlächter. Umsonst! Seine Beredsamkeit findet bei dem stumpfen, hoffnungslosen Volke nirgends ein Echo. So schließt er sich denn dem Herzoge Bernhard von Weimar an, als dem letzten Vorkämpfer deutscher Art. Doch nur zu bald ist auch diese Hoffnung dahin — der jähe Tod des Herzogs läßt auch Konrad jeden Glauben an Gott und bessere Zukunft verlieren. Ein Verzweifelter geleitet er die Reliquien des Helden nach Weimar, um dort — die todtgeglaubte Helia wiederzufinden: sie ist in der Schreckensnacht von Landshut durch Konrad's unglückliche Schwester, die „Zeltfrau" eines Obersten, vor dem Aergsten bewahrt und hat seither als Schützling des Herzogs Bernhard in dessen Heimat gelebt. Mit der Vermählung der geschwisterlich Aufgewachsenen, die erst jetzt ihrer Liebe selbst recht inne werden, gelangt die Geschichte zu einem befriedigenden Abschlusse — ob auch zu dem richtigen und nothwendigen? „Der Einzige unter dem deutschen Volke, in dessen Brust der heiße Drang loderte, für die Rettung eines nachkommenden Geschlechts zu kämpfen und zu sterben", konnte er wirklich „hochzufrieden" sein, als Secretär des Herzogs Wilhelm „durch geringen Sold der Hungersorge für sein Leben enthoben zu werden"? Konnte ihm in der That noch die kleine Behausung zu „einem sonnigen Winkel heimlichen Glücks werden in der fast noch ein Jahrzehnt grauenvoller als je forttobenden Sturmwelt"? Mir will es scheinen, als verliere durch diese Zwiespältigkeit der Motive die ohnehin etwas locker componirte und ungleich ausgeführte Novelle noch mehr an Geschlossenheit. Auch insofern bleibt die psychologische Lösung unvollständig, als wir nicht erfahren, ob Konrad in seiner aus persönlichen Erlebnissen erwachsenen Gottesleugnung — die übrigens wenig im Geiste des 17. Jahrhunderts ist — auch nach so wundergleichen Fügungen verharrt oder ob er im ungehofften Glücke folgerichtig den allgemeinen Glauben seiner Zeit wiederfindet. Und da ich einmal beim kritischen Nörgeln bin, so mag auch noch die nebensächliche Bemerkung mit in den Kauf gehen, daß bei der kläglichen Gestalt des alten Rectors die Caricatur doch nicht auch auf das Latein des festen Ciceronianers hätte ausgedehnt werden sollen: er hat sicherlich weder „Quid est tibi nomen?" gefragt, noch den schwedischen Plünderern das Wort des Archimedes in der barbarischen Fassung „Ne turbas circulos meos!" entgegengerufen.

Uneingeschränktes Lob, ja volle Bewunderung verdient dagegen die dritte Novelle „An der See". Diese 35 Seiten sind ein Meisterstück, und Jensen ist in ihnen auf der Höhe seines Könnens. Der grimme, halbtolle Hanseschwärmer und seine wortkargen, faustgewaltigen Helfer, die da mit ihm in einer dunkeln Nacht das erste und einzige Wallenstein'sche Orlogschiff im Baltischen Meere kapern, unter ihnen das Liebespaar Swaneke Schüddekopp, des Alten Tochter, und Tileman Luchterhand, Kernmenschen mit einer Liebe, stärker als der Tod, und einem Trotze, stärker als die Liebe — das sind dichterische Gestaltungen aus dem Vollen ohne Fehl! Und wie ist hier alles in der Erzählung auf einen Ton gestimmt: Land, Meer, Wetter, That und Wort! Das Reckenvolk spricht Platt, und wer noch nicht wüßte, welche Schätze diese arme, sterbende Sprache Niederdeutschlands birgt, nicht blos an ehrlicher Derbheit und schelmischer Laune, sondern auch an Kraft und Süße, der könnte es aus den sparsamen Wechselreden lernen, mit denen die Liebe sich neckt, herausfordert, versagt und gibt. Tileman hat als der erste am feindlichen Bord die Hand der Liebsten vom Vater zugesagt erhalten; sie aber, die im Herzen längst die seine ist, gibt, in jungfräuliche Herbheit sich panzernd, ihm nur Spott- und Drohworte auf seine Werbung zurück. Da packt ihn, dem das Blut noch in Kampfeshitze wallt, eine leidenschaftliche Wuth: wenn sie nicht mit ihm leben will, so soll sie mit ihm untergehen — er reißt sie über Bord in das nächtliche Meer. Die kalte Flut läßt ihn schnell wieder zur Besinnung kommen und weckt den Lebenstrieb; sie schwimmen der

Küste zu, aber das rettende Ufer liegt so fern, daß es in dem schweren „Hansup" unmöglich zu erreichen ist. Da befreit Tileman zuerst sich selber, dann nach einem nibelungenhaften Ringen auch die bis zur äußersten Erschöpfung sich wehrende Swaneke von der Last der Kleider; der Gefährtin weit voraus, doch ihrer Schwimmkraft sicher, gewinnt er das Land, kleidet sich in einer nahen Fischerhütte und eilt mit einem Mantelrocke für Swaneke zum Strande zurück nicht ohne schwere Besorgniß, wie ihr stolzer Sinn ihm begegnen wird:

Mit Kieseln und Muscheln glitzernd, lag der Strand jetzt von wolkenloser Mondhelle übergossen. Nur mit einem leichten Schaumkamme sich kräuselnd, rollten die Wogen hier lang gleichmäßig ans Gestade, weißbrüstige Möven schossen drüber und verschwanden kreischend im rinnenden Lichte. Doch da kam nordaufwärts auch über den gelben Sandboden etwas Weißes durch das Strahlengeflimmer daher — nun eine Menschengestalt, nackt, doch vom Scheitel bis fast zu den Knien herab wie mit Goldfäden übersponnen. Und nun hielt Tileman Daub den Fuß, schleuderte den mitgebrachten Rock vor sich hinaus und rief: „Da is en Kled vör di, dat du nich früst!" Aber gleichmüthig schritt die weiße Gestalt weiter auf ihn zu und sprach: „Ik hör di ja to un bruk vör din Oogen keen Kled." Sie raffte keinen Stein auf, sondern legte, bis an ihn herantretend, den glänzenden Arm ihm um den Nacken und fügte nach: „Du heſt um mi friet, un de Vadder hat mi di tosprakeu. Ik kun di nich ehnder den Brudkuß geben, Tileman Luchterhand." Sich vorbiegend, küßten ihre Lippen durch das Bernsteinhaar seinen Mund. Ihre Stimme sprach sanft und weich, etwas wie ein leiser Klageton klang durch sie hin. Und traumhaft stand sie da, ihrer Nacktheit nicht gedenk, doch auch sonst nicht wie früher. Sie erschien ihm klein, die Wucht der Glieder von ihr abgefallen wie der harte Trotz von ihrem Gesicht. Das war keine Schildwalkyre mehr, sondern eine Schwanenjungfrau Odin's, der ein Sterblicher am einsamen Seegestade ihr Gewand geraubt und sie dadurch in seine Gewalt gebracht. Zu einem schwachen, irdischen Weibe geworden, folgte sie ihm unterwürfig als Gattin, wohin er sie führte. So raunte es am Herd in der Sturmnacht noch fort, daß diese weiße Dünenküste es in den Tagen der alten Vorväter-Götter gesehen. Auch Tileman stand, von Wind und Wasser umrauscht, wie in einem Traume. Ihm kam schaudernd das Gedächtniß der alten, oft belauschten Sage, und die weiße Schwanenbrust an sich pressend, raunte er: „Heſſ ik di, Swanenfru? Davör hebbt se di Swaneke nennt, du stammst vun de Art." Doch nun stieß er mit Selbstüberwindung aus: „Du früst — treck di an!" Er bückte sich rasch, hob den Mantelrock vom Boden, warf ihn um sie, und das wundersame weiße Bild war aus dem Mondglanze verschwunden. „Kumm!" Er faßte ihre Hand. Aber sie warf sich auf die Knie und griff nach seiner rechten Hand, über die sie am Abend das siedende Wasser geschüttet. Und mit dem Klageton von zuvor sagte sie: „Deiht et noch weh? Dat hat mi in't kole Water brennt as Füer", und sie drückte demüthig ihre Lippen auf die rothe Blase der verbrannten Hand.

Welche keusche Schönheit bei aller Glut der Leidenschaft athmet diese wundersame Scene! Wahrlich das rügensche Fischerkind darf sich dreist neben Lady Godiva stellen, die durch Coventry ritt clothed on with chastity.

Wie die Meeresküste, so ist auch die Heide von je ein Lieblingsplatz der Jensen'schen Muse gewesen. „Ueber der Heide" in der vielverleumdeten lüneburger Landschaft spielt denn auch die vierte Geschichte. Da wächst in einem weltabgelegenen Dorfe Hanka, die Tochter des Pfarrers Berkenholt, auf, ein Kind und ein Abbild dieser ernsten Natur voll stiller melancholischer Reize. Meisterhaft versteht es Jensen, dem überhaupt unter unsern poetischen Landschaftern ein erster Platz gebührt, uns mit den Augen des Heidekindes ihre Heimat sehen zu lassen. Auf einem Hünengrabe unter der leise raunenden Wodanseiche sitzt sie zu Beginn der Geschichte in der webenden Glut eines Augustnachmittags:

In der weiten Stille war kaum ein Laut und kaum eine Bewegung. Dann und wann zog eine weiße Sonnenwolke an der Sonne vorbei und ihr Schatten lief eine Weile über die Heide. Vielleicht blitzte einmal auch ein anderes Weiß als ein winziges Pünktchen hoch in der Strahlenluft und schwand rasch aus ihr hin, wie im Lichtglanz zergehend. Möven, von der Nordsee oder dem Unterlauf des Elbeflusses herübergejagt, mit den scharfen Spähaugen weit ins Land gegen Süden auslugend und, fallenden Sternen ähnlich, nach ihrer Wellenheimat zurückschießend. ... Unter dem alten Grabhügel dehnte sich ein Moorstrich mit einzelnen braunen Torfabstichwänden, an denen sich kleine, tiefe, schwarze Wasserlachen gesammelt. Doch warfen ihre reglosen Flächen einen röthlichen Widerschein von den großen, dichtblühend überhängenden Heidekrautbulten zurück; das Ganze war mit weißstämmigen jungen Birken durchwachsen und da und dort schossen hohe Schilfsäume als grangrüne Scheidewände heimlicher Kammern unter dem Gezweige auf. Der Boden aber lag wie mit goldenen und silbernen Flittern durcheinander bestickt, denn langflockiges, weißes Wollgras floß darüber hin und dreingestreut nickten dazwischen die gelbflammenden Sternkelche der Arnika. So streckte sich der Moorgrund schweigsam und in der hauchlosen Stille ganz unbewegt südwestwärts hinüber. Ein Revier war's, auf dem die Einbildung Hanka Berkenholt's sich oftmals tummelte. Graue Nebelgestalten reckten sich am Abend daraus auf und zerschwelten in die dämmernde Luft; in tieferm Einfall des Dunkels strahlten modernde Wurzelknollen ungewissen Schimmer um sich, und das Auge des Mädchens schuf sich daraus tanzende Irrwischfünkchen, die einen hoch droben vom Zenith herunterfallenden Stern mit glimmerndem Reigen empfingen. Aber nicht minder so in heißem Mittagsgeflimmer besaß das Moor etwas geisterhaft Geheimnißvolles für sie, ihr graute innerlich davor, und doch zog es ihr den Fuß und Blick unwiderstehlich in seinen Bann. Wenn sie um diese Stunde in ihren schweifenden Traumgedanken darauf niederschaute, breiteten ihre Wimpern fast immer das Farbenspiel der Regenbogengarbe darüber hin. Hinter ihr herauf kam nun ein leiser Klang durch die Luft, die Glocke des Kirchthurms ihres Heimatdorfes summte ihn von drunten aus der Thalsenkung unter dem Dünenhange. Sie verstummte bald, als ob sie sich nur im Mittagstraume einmal bewegt, und alles war wieder ohne Laut und Regung.

Mit liebevoller Versenkung hat Jensen dieses Friedensbild eines traumseligen Daseins ausgeführt; um so greller und erschütternder wirken dann die in fieberhafter Eile sich überstürzenden Greuelscenen, deren Schauplatz der stille Weltwinkel wird, sobald der Krieg auch ihn ausgefunden hat. Was jenen oft geschilderten Scenen diesmal einen eigenthümlichen Zug verleiht, ist das Treiben der „Tatern", der wilden Zigeunerbanden, die im Gefolge der Heere als die ärgste Geisel des platten Landes umherziehen. Ein junges Weib dieses heillosen Stammes, Biri — von Jensen mit allem sinnlichen und phantastischen Reize ausgestattet, welcher einer Prinzessin der Roma zukommt —,

ist die Seele der Ereignisse. Hanka's Vetter Alderich hat sie einmal vor der thierischen Wuth eines Stammesgenossen gerettet, seitdem hängt sie an ihm mit blinder Leidenschaft. Sie läßt das Dorf überfallen, um Hanka, in der sie die Nebenbuhlerin erkannt hat, in ihre Gewalt zu bekommen; auf ähnliche Weise fällt auch Alderich schwer verwundet in ihre Hände. Während sie diesen pflegt und heilt, sucht sie in Hanka durch die giftigen Zaubermittel, welche das Geheimniß ihres Stammes sind, die Liebe zu ertödten. Als dann das erste Wiedersehen der beiden sie erkennen läßt, daß all ihr Bemühen umsonst gewesen ist, opfert sie sich mit einem verzweifelten Entschlusse für die Rettung des Paares. Der fremdartige Charakter Viri's, der auf ganz andern sittlichen Voraussetzungen ruht als bei Menschen germanischer Rasse und christlicher Civilisation, ist bis zu diesem Entschlusse mit großer Feinheit und Folgerichtigkeit entwickelt; ob aber der Entschluß selber, ob die ganze Lösung, so überraschend und rührend sie zunächst wirkt, mit jener Entwickelung im Einklange steht, ist mir sehr zweifelhaft. Zudem streift sie bedenklich an das blos Romanhafte, wie denn überhaupt in dieser Richtung eine gewisse Schwäche der Erzählung, namentlich nach dem Schlusse hin, nicht zu verkennen ist. Diese Schwäche, auch äußerlich durch eine stoffliche Ueberlastung und eine oft athemlose Hast der Darstellung markirt, würde sich noch empfindlicher bemerklich machen, wenn nicht die historisch unmögliche, aber poetisch überwältigende Entwickelung der Gestalt Berkenholt's unser ganzes Interesse in Anspruch nähme. Des Pfarrers Glaube ist durch die grauenvolle Heimsuchung, welche ihn und seine redliche Gemeinde und zwar von Glaubensgenossen getroffen hat, in den Grundfesten erschüttert. Kein Zeichen vom Himmel auf sein Gebet und seine Lästerung! „So habe ich euch dreißig Jahre gelogen", ruft er seinen Bauern zu, und predigt hinfort statt der Friedensbotschaft das alte Naturrecht: Tödtung für Mord. Mit einem Haufen verzweifelten Landvolks übt er Vergeltung an dem streifenden Raubgezücht, bis er in einem Zusammenstoße mit dänischen Hülfsvölkern den Tod findet. Hier ist jener Gedanke, dem wir früher Konrad Mentelin vorübergehend nachhängen sahen: kein Warten mehr auf Hülfe vom Himmel, sondern Selbsthülfe, Volksbewaffnung und Tod den fremden Würgern! — mit erschütternder Consequenz durchgeführt. Was dort im Traume des Jünglings möglich schien, nimmt hier, von der Verzweiflung ins Werk gesetzt, den kläglichsten Ausgang. So entläßt uns diese Geschichte, mag auch das Liebespaar glücklich nach den ostelbischen Landen entkommen, mit dem Eindrucke der vollkommenen Trost- und Hoffnungslosigkeit.

„Um ein Menschenalter später" ist der Titel der letzten Novelle. Man schreibt 1681. Dreiunddreißig Jahre sind vergangen, seit das nicht mehr Gehoffte doch noch geschehen ist und der Krieg ein Ende genommen hat. Noch zeugen Trümmerhaufen selbst am Markte der Reichsstadt Nördlingen von dem, was Katholische und Lutherische um die Wette an Deutschland gefrevelt. Aber für das junge Geschlecht ist die wüste Zeit nur noch eine böse Sage, Ehrbarkeit und Frömmigkeit auf der einen, Pedanterie und Ziererei auf der andern Seite ist sogar denen zur andern Natur geworden, die vordem selber mitgebrannt und mitgemordet haben. Doch gelegentlich, Funken in der Asche, erwachen wol noch einmal die Dämonen von ehemals in der Brust der Alten. Solch ein Wiederaufleben sorglich begrabener Empfindungen und Gegensätze, ein Aufflammen der alten Leidenschaften, welches zwar nicht den Weltfrieden, aber das Glück zweier Häuser zu vernichten droht, ist der Vorwurf dieser Geschichte. An äußern Ereignissen die ärmste, ist sie an symbolischem Gehalte die reichste und reifste, in Aufbau und Durchführung eine der vollendetsten des Buchs. Wie zwischen zwei guten Freunden, dem südlich beweglichen Damian Sudermann und dem nordisch steifständigen Beamten Ekenmark der Streit um Torstenson und Gallas entbrennt, wie in dem alamodischen Freiherrn von Hebenstreit der wilde Reiteroberst wieder zu Tage bricht, und wie dann der Vagabund Hans Burneschur, auch ein Veteran des großen Kriegs, der „Scheunenbrenner", mit seiner Krücke und besser noch mit seiner gewaltigen Friedenspredigt die Klingen wieder in die Scheiden bannt — das ist hier erzählt, wie es vielleicht außer Jensen nur noch einer, Wilhelm Raabe, hätte erzählen können. Und die Geschichte bildet nicht blos der Zeitfolge und dem Platze nach den Abschluß des Buchs, hier klingen früher angeschlagene Töne harmonisch aus und zusammen: was Eitelwolf und Magdalis ahnen und hoffen ließen, das ist selbst an den Aergsten unter den Argen in Erfüllung gegangen; auch jene verzweifelten Fragen, welche Konrad Mentelin und Anselm Berkenholt aufgeworfen, finden eine Antwort in der Schlußrede des greisen Vagabunden, die wie ein Epilog der ganzen Dichtung klingt:

> Seine Augen schlugen sich zur Zimmerdecke auf, als suchten sie durch das Holz hindurch den mondglänzenden Himmel, und er fuhr fort: „Ich hab' nicht mehr an dich geglaubt, seit mir der Bart ums Kinn gewachsen, aber wer du bist, der mich und uns alle hier einstmals so in die Welt gestoßen — ich dank' es dir heut', daß du mir noch eine gute Stunde gebracht, in der mein Leben noch Menschenglück zu Nutze gewesen." Hans Burneschur leerte in einem Zuge den Inhalt des Kruges und schlenderte diesen danach auf den Boden, daß er in Scherben zerflog. „Aus dir soll keiner mehr danach trinken — nun laß dies alte Menschengefäß auch in Scherben unter die Erde fallen, daß es keinen Trunk mehr braucht!"

Tiefaufathmend schließen wir das Buch, eins der besten, die wir Jensen verdanken, und eins der besten überhaupt, die diese letzten Jahre gezeitigt, und mit schmerzlicher Empfindung überblicken wir noch einmal das kurze Vorwort. Keine Zeitschrift ließ sich — so erfahren wir — bereit finden, den ganzen Cyklus ihrem Publikum vorzulegen, jede wollte es nur mit der einen oder andern Novelle versuchen, die letzte fand überhaupt nirgends Gnade! Wir verstehen die Bitterkeit, mit welcher Jensen von der Ver-

ständnißlosigkeit, der „Actualitätssucht“ unserer Durchschnittsleser und ihrer Lieferanten als einem Zeichen „tiefen literarischen und ästhetischen Niedergangs“ spricht, und wir freuen uns des stolzen, mannhaften Wortes, daß trotz alledem und alledem „die Dichtung doch auf ihren Wegen fortwandeln und gleichgültig auf das Gassen- und Kindergeschrei um sich her niederblicken wird“.

Wilhelm Brandes.

Zwei Romantiker.

I.

1. Novalis' Leben, Dichten und Denken. Auf Grund neuerer Publicationen im Zusammenhang dargestellt von A. Schubart. Gütersloh, Bertelsmann. 1887. 8. 5 M.
2. Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Festgabe zum 70. Geburtstag. Von Paul Schütze. Mit einem Porträt Theodor Storm's. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. Gr. 8. 5 M.

Es wird mir wol nicht die Berechtigung bestritten werden, die Besprechung zwei jüngst erschienener Bücher über das Leben und Dichten von Novalis und Theodor Storm unter der Ueberschrift „Zwei Romantiker“ zusammenzufassen. Daß Hardenberg-Novalis der glänzendste und tiefste Vertreter der jetzt rund acht Jahrzehnte hinter uns liegenden Romantik ist, das mag wol nicht in Abrede gestellt werden; dürfen wir aber auch Theodor Storm, der als ein rüstiger, noch immer dichterisch thätiger Mann von jetzt gerade siebzig Jahren unter uns weilt, als einen Romantiker bezeichnen? Mich dünkt es allerdings. Literarische Strömungen, wie diejenige der Romantik in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts, hören nicht so bald auf; sie werden unterbrochen, wie der Donner der Julitage 1830 ihre Aeolsharfenklänge überbrauste; Heinrich Heine, obwol selbst in seinen Anfängen völlig im Banne der Romantik befangen, hat sie mit blutigen Geiselhieben zerfleischt; Jahrzehnte lang ist das Brausen der politischen Stürme über die deutsche Erde gegangen; all das hat die leisen Klänge der Romantik übertönt, aber erstorben sind sie darum nicht, und wenn sie nur noch zu vernehmen wären aus den Novellen Theodor Storm's, des letzten Ritters der Romantik. Daß der greise Dichter so zahlreiche Verehrer und Bewunderer besitzt, ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß unsere Zeit der harten rücksichtslosen politischen Arbeit, des sich überstürzenden dichterischen Realismus, doch noch immer ein Ohr hat für edle echte Poesie.

Von der romantischen Schule, welche vor achtzig Jahren den deutschen Parnaß beherrschte und sogar auf so überlegene Geister wie Goethe und Schiller eine Zeit lang einwirkte, ist im Grunde wenig genug für uns Nachlebende übrig geblieben. Ludwig Tieck's Schauspiele, Märchen, Romane, Novellen, wer liest sie noch? Wer Friedrich Schlegel's und seines Bruders August Wilhelm literargeschichtliche Arbeiten, wer die vielberufene „Lucinde“? Von den Dichterwerken der eigentlichen romantischen Schule, ihren Dramen, Romanen redet, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur noch die kleine Gemeinde der literargeschichtlichen Forscher, so mannichfach und nachhaltig die Anregung war, welche von den Romantikern ausging. Nachdem die Briefwechsel unsers classischen Zeitraumes ihre annähernd vollständige Veröffentlichung gefunden haben, ist ein gleiches den Romantikern zutheil geworden, ohne daß dadurch in weitern Kreisen ein nachhaltiges Studium einer in mancher Hinsicht unreifen und krankhaften Literaturentwickelung besonders gefördert worden wäre. So ist von der gesammten reichen Hervorbringung des romantischen Zeitalters, von den Dichterwerken des Geschlechts, welches von 1795 bis 1825 jung war, im Grunde wenig genug übrig geblieben, abgesehen von den Dichtern der Befreiungskriege, welche zwar im Empfindungskreise der Romantik wurzelten, aber zugleich durch höhere Ziele sich über denselben erhoben. A. W. von Schlegel's Shakspeare hat sich seine Jugendkraft bewahrt, Heinrich von Kleist's bei manchen Seltsamkeiten hochbegnadeter Genius ist erst dem nachlebenden Geschlechte zu vollem Bewußtsein gekommen; als der eigentliche Lyriker der Frühromantik — denn Chamisso und Eichendorff dürfen wir erst zu den Nachfahren der ältern Romantik zählen — ist Friedrich von Hardenberg-Novalis vor allen Dingen erst in den letzten Jahrzehnten in das volle Licht getreten, der einzige, aber auch glänzende Vertreter der Lyrik unter den Häuptern der romantischen Schule.

Friedrich von Hardenberg ist früh gestorben; die Ernte seines Lebens und Dichtens ist in wenigen Bändchen niedergelegt; seine Altersgenossen Tieck und die beiden Schlegel haben theilweise ein halbes Jahrhundert länger gelebt, Bände auf Bände geschrieben, und sind doch vergessen oder doch nur in den Archiven der Literaturgeschichte für die Nachwelt aufbewahrt. Novalis ward gleich seinen Schicksalsgenossen Hölty und Ernst Schulze durch einen frühen Tod hinweggenommen; aber alle drei begegnen sich in einem, sie waren echte Dichter von Gottes Gnaden, und so lange sich empfängliche Gemüther finden für Hölty's sanfte anmuthreiche Schwermuth, für Schulze's holdselige Fülle der Poesie, für Novalis' religiöse Dichtung, so lange werden auch diese drei früh gebrochenen Rosen unserer deutschen Dichtung im verehrenden Gedächtnisse der Nachwelt leben.

Ueber Friedrich von Hardenberg's Leben hier zu sprechen, würde keinen Zweck haben; die Hauptzüge desselben sind

längst bekannt, dabei ohne allen dramatischen Wechsel, weit mehr innerlich als äußerlich erlebt. Alles bei dem jungen glänzend begabten Manne kam zu früh, die Verlobung mit der kaum dreizehnjährigen Sophie von Kühn, der Tod der Braut, die zweite Verlobung; und als Novalis sich bereits als Dichter reiche Anerkennung gewonnen hatte, als ihm die Aussicht auf ein Amt und damit auf demnächstige Verbindung mit Julie von Charpentier lächelte, da nahm die unheimliche Krankheit, welche vor kurzem schon einen ältern Bruder in blühender Jugend hinweggerufen, nahm die Schwindsucht im März 1801 auch den begabtesten und berühmtesten Sohn des thüringischen Zweigs der Hardenberg im Alter von 28 Jahren hinweg. Ein wahrhaft tragisches Geschick erscheint es uns, daß dieser schöne, edle, tiefsinnige Dichter, kaum über die Schwelle des Mannesalters getreten, dahinsank.

Die literarische Forschung hat sich in den letzten Jahrzehnten mit nicht geringem Eifer auch dem Zeitalter der Frühromantik zugewendet; Haym's romantische Schule, Dilthey's Leben Schleiermacher's, die von Waitz herausgegebenen Briefe Karolinens, die von demselben veröffentlichte Nachlese aus dem Hardenberg'schen Familienarchiv, Novalis' Briefwechsel mit den Gebrüdern Schlegel, herausgegeben von Raich, dieses sind die wesentlichsten der neuerdings über die Frühromantiker erschienenen Schriften, und in allen diesen fanden sich auch neue Mittheilungen über Hardenberg's Leben, Dichten und Denken. So erschien es als ein naheliegender Gedanke, auf Grund dieser neuern Veröffentlichungen Hardenberg's Lebensbild abermals zu zeichnen und dabei die ältern, auf unvollständiger Quellenkunde ruhenden Darstellungen desselben Stoffs zu bereichern und zu berichtigen.

Ungeachtet dieser Erweiterung unserer Kenntnisse bleibt Novalis' Leben ein spröder Stoff. Bei dem fast völligen Mangel an äußerer Bewegung ist der Darsteller genöthigt, das innere Leben des Dichters, wie es aus seinen Werken und Briefen, andererseits aus den brieflichen Mittheilungen der Freunde uns entgegentritt, mosaikartig zusammenzufügen, nachzuweisen, wann und wie Novalis' philosophische und dichterische Thätigkeit erwuchs, und das ist gegenüber der unendlich feinen Seelenart des Dichters keine leichte Aufgabe. Und wie Novalis als Dichter und Denker niemals eine populäre Persönlichkeit gewesen ist, niemals eine solche werden kann, so wird, je mehr ein solches Bild seines Lebens und Dichtens ins Einzelne geht, die Darstellung um so schwieriger, ihr Verständniß um so anstrengender sein. Dazu ist Novalis eine Persönlichkeit, deren ganzes Dichten und Trachten demjenigen unserer Zeit völlig entrückt erscheint, sodaß die Schwierigkeit des Verständnisses dadurch noch gesteigert wird. So ist denn das Buch von A. Schubart „Novalis' Leben, Dichten und Denken" (Nr. 1) keine leichte Lektüre, es fordert schon zum ersten Angriff die Kenntniß von Novalis' Schriften, es fordert zu seiner völligen Bewältigung gespannte Aufmerksamkeit und Denkthätigkeit. Dann aber hebt sich auch Novalis, der Idealist, der reine edle Jüngling, glänzend hinaus über den Standpunkt seiner Jugendgenossen, der beiden Schlegel, die im Grunde recht problematische Naturen waren. Tieck möchte von den Romantikern derjenige gewesen sein, welcher am meisten Seelenverwandtschaft mit Novalis besaß, und neben ihm Schleiermacher, wenn derselbe auch in seinen Anfängen noch im übersinnlich-sinnlichen Dunstkreise der berliner Romantik befangen erscheint. Je näher wir Novalis kennen lernen, desto schöner und leuchtender tritt seine edle Eigenart zu Tage.

So begrüßen wir in dem Buche von Schubart eine willkommene, wenn auch nicht leicht zu genießende Zusammenfassung alles dessen, was wir zur Stunde über Novalis' Leben, Dichten und Denken wissen können. Es sei dabei ganz besonders hingedeutet auf den Nachweis, inwiefern Novalis' Dichtung in seinem eigenen Lebensgeschicke wurzelt, auf die feinsinnigen Erläuterungen vornehmlich über seine Hauptwerke, die „Geistlichen Lieder" und den „Ofterdingen".

Es sei gestattet, zum Schlusse hinzuweisen auf eine Seite von Novalis, welche dem großen Kreise der Leser fern liegt und dabei einen wundersamen Gegensatz bildet zu seiner sonstigen träumerischen Weltanschauung. Es ist das Hardenberg, der politische Denker. Oder ist es nicht wunderbar, daß Novalis, dessen Seele sich so tief in die christliche Mystik versenkte, so träumerisch der blauen Blume der Romantik nachtrachtete, daß derselbe Novalis 1797 beim Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III., in der Zeit der preußischen Neutralität, als politischer Denker ganz eigenartig dasteht? Wenn er z. B. sagt:

> Man hat sehr unrecht, den König den ersten Beamten des Staats zu nennen. Der König ist kein Staatsbürger, mithin auch kein Staatsbeamter. Das ist eben das Unterscheidende der Monarchie, daß sie auf dem Glauben an einen höher geborenen Menschen, auf der freiwilligen Annahme eines Idealmenschen, beruht. Unter meinesgleichen kann ich mir keine Obern wählen, auf einen, der mit mir in der gleichen Frage befangen ist, nichts übertragen. Der König ist ein zum irdischen Fatum erhobener Mensch; diese Dichtung drängt sich dem Menschen nothwendig auf. Sie befriedigt allein eine höhere Sehnsucht seiner Natur —

so erscheint er allerdings romantisch angehaucht, indem er gegenüber dem edeln, aber nüchternen Pflichtbegriff des Fridericianischen Zeitalters die ideale Anschauung gewissermaßen vom Gottesgnadenthum der königlichen Würde setzt; und doch ist diese Anschauung der Hort unsers Volks und unserer Zeit gegenüber einem öden, alles gleich machenden Parlamentarismus, welcher den König nur zum gefügigen Diener der Mehrheiten herabwürdigt. Ebenso zutreffend ist ein anderes Wort, dessen Richtigkeit sich in dem jähen Zusammensturze des auf den Lorbern Friedrich's des Großen eingeschlafenen preußischen Staats offenbarte, ein Wort, welches vor neunzig Jahren dem Staate eine allumfassende Thätigkeit zuweist, die Erfüllung von Aufgaben, deren erst in jüngster Zeit der moderne Staat sich bewußt geworden ist. Novalis spricht:

Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegentheil sein: er ist eine Armatur der gespannten Thätigkeit; sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig und nicht absolut schwach, nicht zum trägsten, sondern zum thätigsten Wesen zu machen. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe, sondern er vermehrt seine Mühseligkeiten vielmehr ins Unendliche; freilich nicht, ohne seine Kraft ins Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfassenden Thätigkeit. Der beste unter den ehemaligen französischen Monarchen hatte sich vorgesetzt, seine Unterthanen so wohlhabend zu machen, daß jeder alle Sonntage ein Huhn mit Reis auf seinen Tisch bringen könne. Würde nicht die Regierung aber vorzuziehen sein, unter welcher der Bauer lieber ein Stück verschimmelt Brot äße als Braten in einer andern, und Gott für das Glück herzlich dankte, in diesem Lande geboren zu sein?

Wahrhaft prophetisch klingt es, wenn Novalis zwischen dem Baseler Frieden und der Schlacht von Jena angesichts von Bonaparte's aufsteigendem Gestirn äußert:

Der Deutsche ist lange das Hänschen gewesen. Er dürfte aber bald der Hans aller Hänse werden. Es geht ihm, wie es vielen dummen Kindern gehen soll: er wird leben und klug sein, wenn seine frühklugen Geschwister längst vermodert sind und er nur allein Herr im Hause ist.

Wahrlich, hätte dieser tiefsinnige, tiefblickende Mensch die Leibeskraft und Gesundheit eines Ackerknechts besessen, wäre es ihm vergönnt gewesen, ein paar Jahrzehnte länger zu leben, wir gedächten seiner nicht blos als des schwermüthigen Bannerträgers der Romantik, sondern als eines unserer edelsten Freiheitsdichter, und würdig stände Friedrich von Hardenberg der Patriot neben E. M. Arndt und dem Dichter der „Hermannsschlacht". Wilhelm Buchner.

Novellen.

1. Der junge Mönch. Eine Novellette in Liedern von Heinrich Alfred Bulthaupt. Zweite Auflage. Norden, Fischer Nachfolger. 1886. 12. 2 M.

Eine anmuthige Geschichte, warme, trauliche Poesie! Der junge Bruder Cölestinus sitzt in seiner Klosterzelle wie in einem Kerker, denn sein Sinn ist weltfroh und sein Herz liebesüchtig. Er ist der zweitgeborene Sohn eines Ritters; der erstgeborene, der nie im Turnier gesiegt und sich nie in die Schlacht gesehnt, herrscht auf der Väterburg als Herr, dem tapferherzigen Fant aber scheren sie die Haare und geben ihm ein frommes Brevier. Er sehnt sich aus den dumpfen Mauern hinaus in die sonnige Welt, wo er minnen und ein Ritter sein will. Er fleht zu Vater Augustin, er möchte sein wie er, doch er vermag den Dämon Lust nicht zu bezwingen, das arge Herz läßt ihm keine Ruhe. In seiner Noth ruft er die Gottesmutter an und bittet sie, ihn in das Friedensland zu führen:

In das Land des Gottesfriedens,
Wo alles Sehnen schweigt,
Wo sich das Herz beseligt
Der ewigen Liebe neigt!

So härmt sich der zur Askese Gezwungene und ihr nicht Gewachsene, und seine Wange wird bleich. Da wird ihm eines Tages Hülfe. Des Klosters Prior sendet ihn in eines Grafen Schloß. Dies beherbergt ein schönes, junges Kind. Die alten wilden Wünsche werden aufs neue in der Brust des Bruders wach. Die Herzen finden sich, erkennen und lieben sich. Doch ach! er ist ein Mönch und hat die Gelübde gethan. So kommt zum gewohnten Leid der Sehnsucht das Leid der Liebe. Er will entsagen und kann es nicht:

Es ist so schwer entsagen,
Wenn in der engen Brust
Sehnsüchtig flattern und schlagen
Die Leichen der Jugendlust.

Es ist so schwer entsagen,
Wenn über uns gebeugt
Ein schönes Menschenantlitz
Sich wie zum Kusse neigt.

Den Liebenden ist das Glück hold. Feinde bestürmen das Kloster. Die Brüderschaft stöhnt und ächzt. Sie eilt, das Silbergeräth im Salatbeet zu begraben und die goldene Madonna in einem leeren Weinfaß zu verbergen. Der Prior weint, alles ist verzagt, nur Bruder Cölestin ist ein Mann. Er freut sich, Proben seiner Ritterschaft abzulegen; in seinem Jugendübermuthe möchte er am liebsten die Kelche in Helme umgießen. Und gar als die Geliebte ins Kloster flüchtet — wie wird er zum Helden, wie haut er auf die Feinde ein! Der Kampf zerreißt sein Mönchskleid und er zerreißt die Fessel, die ihn ans Kloster bindet — er hat nichts und kennt nichts als die Liebe. Er bittet den Papst um den Lohn für seine Tapferkeit: ihn seines Gelübdes quitt zu machen. Und der heilige Vater hat ein Einsehen: er thut's. Bruder Cölestinus heißt fortan Ritter Hans von Werdeck und die Erkorene wird sein Weib. Der Kaiser hat ihn zum Ritter geschlagen und ihn mit gutem Land belehnt; einen bessern Ritterschlag dankt er dem Papste, der ihm die Mönchsfesseln gelöst hat; am Schlusse aber darf er frohen Muthes sagen:

Doch freilich stünd' alles beim Alten
Und ich könnte mich übel behagen,
Hätt' ich mich nicht zuvörderst
Selber zum Ritter geschlagen!

Die schlichte Geschichte, welche der Held selbst in wohlgelungenen Liedern vorträgt, ist erfreulich und anziehend; es ist etwas wohlig Mittelalteriges und Minnigliches in ihr, und der Leser dankt dem Verfasser eine angenehme halbe Stunde.

2. Vier Novellen von Heinrich Bulthaupt. Dresden, Pierson. 1888. 8. 3 M.

Da Bulthaupt ein Poet ist, finden sich auch in diesen Novellen poetische Züge. Die erste und die letzte: „Ganymed" und „Die schwebenden Gärten der Semiramis" sind am anziehendsten. In der Novelle „Ganymed" wird das düstere Schicksal eines Malers erzählt, der, vom Leben getäuscht und betrogen, durch eine Verkettung tragischer Ereignisse zum Mörder wird oder vielmehr zum mordenden Richter und Rächer. Das Tribunal spricht ihn frei; er zieht sich in die Einsamkeit zurück, vergrämt und verbittert, nur der Kunst, der Malerei lebend. Rembrandt ist sein Ideal. Er copirt die Werke des herrlichen Meisters, ahmt ihn nach, sucht sein zauberisches Helldunkel zu erreichen und trachtet, durch ihn Trost und Beruhigung für den Rest seines verfehlten Lebens zu gewinnen. Ueber Rembrandt findet sich folgende Stelle, die zugleich als Stilprobe gelten mag:

Keine künstlerische Grille, kein technischer Kniff hat ihn gereizt, seine Farben so und nicht anders zu mischen. Aus dem innersten Wesen seiner Stoffe, die wieder ganz der Reflex seiner Seele sind, wurden ihm auch die Mittel zugetragen, sie zu bezwingen. Er kannte keinen blauen Himmel, kein grelles Sonnenlicht, denn ihm war die Welt vom Schleier der Thränen umflort, und wenn der Tag geschieden war, erschloß sich, der Nachtviole gleich, sein Herz. Ein volles, sattes Genügen am Augenblick fühlt er selten oder nie. Er muß die Sehnsucht malen, der die Erfüllung versagt ist, das Göttliche, das hienieden auf Erden wandelt und verkannt wird. Moses, der die Gesetztafeln im Augenblick zerschmettert, als er das Volk, das er mit Gott verbunden, den frechen Reigen um das goldene Kalb schlingen sieht, Jakob, wie er mit dem Engel ringt, der emporschwebt, ohne ihn zu segnen: das sind seine Stoffe und der Widerschein seines Innern.

In der Novelle „Die hängenden Gärten der Semiramis" entrollt der Dichter mit feinem Verständnisse das Seelengemälde eines Kindes. Hänschen ist zartbesaitet, sensibel, empfindsam in seinen Gefühlen. Er liebt es, nach den Wolken zu gucken, von seiner leicht beflügelten Phantasie von der erdenschweren Wirklichkeit hinweg in das Land holder Wunder sich tragen zu lassen, zu sinnen und zu träumen. Das Unglück ist, daß der gemüthvoll veranlagte Knabe, brav und tüchtig im Grunde seiner Seele, infolge dieser seiner Gewohnheit jeden Augenblick in Conflict geräth mit der ihn umgebenden Welt. Das leichte, anmuthige Spiel seiner fruchtbaren Einbildungskraft nimmt er für baare Wirklichkeit, seine Phantasmagorien überträgt er auf das Leben. Das ist gefährlich, für Hänschen um so gefährlicher, weil keine starke Hand ihn leitet, weil ihn niemand versteht, seine sorgenvolle Mutter ausgenommen und einen einzigen Lehrer. Die übrigen mishandeln ihn im Vereine mit seinen Schulkameraden, halten ihn, der Wahrheit und Geduld zur Devise seines Lebens macht, für lügenhaft, beschränkt, verstockt. Frühzeitig an den Kanten und Ecken der Welt sich stoßend, still und nachdenksam, leidet er auch frühzeitig; zwischen Ideal und Wirklichkeit hin- und hergestoßen, richtet er manche Verwirrung, manches kleine Unheil an, wird geschmäht, verachtet, endlich gar aus der Schule gestoßen. Der Knabe erträgt mit naivem Heroismus, im Vollbewußtsein seiner Unschuld alles Leid, und das Gute und Schöne in ihm bewahrt ihn vor sittlichem Untergange. Der wackere Lehrer, der sich bemüht, seinen Charakter tiefer zu beobachten und ihn erfaßt, verläßt mit Hänschen und seiner Mutter die kleine Stadt, reicht letzterer die Hand und lenkt aufs beste die Erziehung. Als nach Jahren aus Hänschen ein Hans und aus diesem ein angesehener Dichter geworden, denken auch die Leichtfertigen und Beschränkten anders. Die weisen Schulmänner schütteln die Köpfe und thun sich etwas darauf zugute, daß sie seine Lehrer gewesen; die Bürger seiner Vaterstadt begrüßen ihn freudig als einen der Ihren, und mancher auch gesteht beschämt, daß er das Kind nicht verstanden habe.

Die Geschichte ist nicht allein wahr und poetisch, sie ist auch lehrreich und beherzigenswerth. Sämmtlichen Pädagogen sei sie empfohlen, besonders jenen, die ihre Aufgabe ausschließlich im Dociren und Notengeben sehen, die sich eine Art Menschenschablone zurechtgelegt haben, in welche sie ihre Schüler pressen, ohne Rücksichtnahme auf die Individualität und ohne Beherzigung des tiefen Dichterworts: „Eines schickt sich nicht für alle". Mancher wird Bulthaupt's Geschichte für übertrieben halten; wer aber in seiner Kindheit ähnliche Erlebnisse wie Hänschen durchgemacht hat, wird das Lebensvolle in ihr zu schätzen wissen.

3. Stas und Jas. Zwei polnische Erzählungen von Boleslaw Prus. Deutsch von W. Henckel. München, Bassermann. 1887. 12. 2 M.

Ein ausgezeichnetes Buch! Beide Geschichten sind Kindergeschichten, auffallend durch die feine Beobachtungsgabe des Verfassers, durch den warmen, lebensvollen Ton der Darstellung. Die erste Geschichte ist die harmlosere; sie enthält nichts als ein Abenteuer des kleinen Knaben Stas, das ernsthaft begann, aber ergötzlich endete. Der Reiz liegt nicht in der Erfindung, wie anmuthig diese auch ist, nicht in der leichten Schürzung und Lösung des Knotens, sondern in der kernigen, lustig-ernsten Charakterzeichnung; das Werden und Wachsen des kleinen Stas zumal ist ein Cabinetstück der Kleinmalerei. Der Verfasser muß sich tüchtig in der Kinderstube umgeschaut und die Freuden und Leiden der Strampelmenschlein theilnahmvoll belauscht haben, sonst wüßte er nicht so guten Bescheid in dieser Lilliputanerwelt. Wie Stas für Eindrücke empfänglich wird, wie die Luft Haut und Zunge reizt, die Farbe auf die Augen einwirkt, die ihn umgebenden Lebewesen und die leblosen Gegenstände ihm zum Bewußtsein kommen, wie er Leid und Lust empfindet, Kälte und Wärme, Hunger und Durst, kurz wie die Welt in der hülflosen Wiegenseele sich spiegelt: alles das ist reizend und launig geschildert und gehört zu den besten Plaudereien aus der Kinderstube. An Bogumil Goltz und sein unvergeßliches „Buch der Kindheit" wurde ich erinnert.

Die zweite Erzählung des Boleslaw Prus, der in Warschau sich eines guten Ansehens erfreut, „Jas, der Waisenknabe", ist erschütternd. Die humoristische Bitterkeit in der Darstellung, die herzenswarme Ironie, mit welcher die sogenannten Wohlthäter des unglücklichen Jas, der in zartem Alter den Vater, in unschuldiger Knabenzeit das Höchste, die Mutter, durch den Hungertod verloren hat, gezeichnet werden, die Schilderung des Jammers in der Seele des Bürschleins, das allein und verstoßen in der fremden, kalten Welt umherirrt und nach Liebe, dem Glück des Kindes, sucht — diese Eigenschaften verleihen der Erzählung einen bedeutenden menschlichen und dichterischen Werth. Man denkt an die schauerlichen Leiden des Jack in Daudet's gleichnamigem Roman. Die Uebersetzung durch Wilhelm Henckel verdient alles Lob. Es ist derselbe, welcher uns zuerst mit einem wahren Wunder, dem russischen Roman „Raskolnikow" von Dostojewski vertraut gemacht hat, einem Werke, das in seiner psychologischen Wahrheit, Kraft und Tiefe einzig ist in aller Literatur.

Fritz Lemmermayer.

Zur Goethe-Literatur.

1. Friedrich's des Großen Schrift über die deutsche Literatur. Von Bernhard Suphan. Berlin, Hertz. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.

Es war ein guter Gedanke des Herausgebers der heilbronner Neudrucke, Professor Seuffert, gewesen, auch die berühmte Schrift des großen Friedrich „De la littérature allemande" in den Plan einer Herausgabe deutscher Neudrucke aufzunehmen. Denn sie ist nach Inhalt und Geist so urdeutsch, wie Klopstock's Bardiete und Oden, obgleich sie das Deutschthum an der Stirn tragen, nie gewesen sind. Hoffentlich hat jener Neudruck mit der trefflichen, langen Einleitung von L. Geiger recht viele Abnehmer und Leser gefunden, die nun hoffentlich auch begierig sind, die vorliegende Schrift zu kaufen und zu lesen, in der sie für eine halbe Stunde eine würdige, geistreiche und belehrende Lektüre finden werden. Bernhard Suphan knüpft an seine jetzige ehrenvolle Stellung als Director des Goethe-Archivs in Weimar an, die es ihm zur Pflicht macht, auf alle die Arbeiten Goethe's besonders zu fahnden, die bisher durch den Druck noch nicht zugänglich waren. Dazu gehörte nun auch besonders Goethe's Gegenschrift auf jenes Werk Friedrich's, die er in seinen Tagebuchaufzeichnungen und Briefen gewöhnlich kurz „Die Literatur" betitelt. Er unterdrückte sie, weil sie Bruchstück blieb. Allerdings ist sie im Goethe-Archiv noch nicht aufgefunden worden, wahrscheinlich auch dort gar nicht vorhanden, und doch hegt Suphan die Hoffnung, sie werde sich auffinden lassen, wobei er, als Herausgeber der Werke Herder's, wol auf den Herder'schen Nachlaß in der berliner Bibliothek rechnet. Diese zweite Stellung, die ihm die wiederholte Durcharbeitung der Herder-Literatur zur angenehmen Pflicht macht, hat ihm denn auch aus Herder's Briefen einige Notizen zugeführt, die wenigstens Andeutungen von Inhalt und Form der Goethe'schen Schrift geben, und so entschloß er sich, einen früher in Berlin zum hundertsten Geburtstage des großen Königs gehaltenen Vortrag zu obiger Schrift zu erweitern. Jene Andeutungen nun gibt ein bisher ungedruckter Brief Herder's, in dem es heißt (S. 57):

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gemeldet habe, daß Goethe ein Gespräch, „in einem Wirthshause zu Frankfurt, an der table d'hôte" geschrieben hat, wo ein Deutscher und Franzose sich über des Königs Schrift „Sur la liter. Allemande" besprechen? Er hat's mir zu lesen gegeben, und es sind einzelne schöne Gedanken drin; das Ganze aber hat mir nicht gnuggethan und die Einfassung nicht gefallen. Er will's französisch übersetzen lassen und so herausgeben, wo es sich aber nicht ausnehmen wird.

Dem würdigen Verfasser gebührt Dank für die Veröffentlichung dieser Schrift. Bekanntlich äußerte der Weise von Sanssouci, der Zögling Voltaire's, der alle Bühnen Europas tief unter der französischen im wesentlichen deshalb erblickte, weil die Scene nicht wechselte, und die Handlung nur Einen Tag umfaßte, seinen Unwillen über die angeblichen Stücke der Sturm- und Drangperiode, namentlich aber über den „Götz von Berlichingen", den er schon deshalb verwarf, weil er ihn für eine Nachahmung Shakspeare's hielt, und ihm so wenig wie seinem Lehrer Voltaire jemals ein Begriff von Shakspeare's Größe aufgegangen war. Er ahnte nicht, daß das Stück direct aus der Begeisterung für seine eigenen Großthaten im Siebenjährigen Kriege hervorgegangen war, auch nicht daß er selbst ein Götz von Berlichingen im großen Stile war, ja, hätte er es auch geahnt, es würde ihn kaum günstiger für das Stück gestimmt haben. Von diesem „Götz von Berlichingen" setzt nun auch die folgende Schrift gleich auf dem Titel aus:

2. Georg III., Schenk von Limburg, der Bischof von Bamberg in Goethe's „Götz von Berlichingen". Ein Beitrag zur Kunst- und Culturgeschichte von Franz Friedrich Leitschuh. Bamberg, Züberlein. 1888. Gr. 8. 2 M.

Wenn diese Schrift eine „Rettung" sein soll, so hat sie ihren Zweck in doppelter Hinsicht verfehlt. Denn eine „Rettung" ist doch nur möglich, wo eine Anklage, eine Verunglimpfung stattfindet. Diese vermag ich aber in Betreff des Bischofs von Bamberg mit dem besten Willen nicht zu finden. Es geht ziemlich weltlich an seinem Hofe zu, zugestanden: aber das ist doch keine Anklage gegen einen geistlichen Fürsten, der als weltliche Macht eine Hofstatt hält, das ist nur das Schicksal jener unglückseligen Doppelstellung, deren sich die katholische Hierarchie zu bemächtigen gewußt hatte. Goethe hat hier nur die Geschichte wörtlich abgeschrieben.

Der Bischof selbst tritt uns in der Dichtung Goethe's als ein alter, lockerer, dem Trunke ergebener Kirchenfürst entgegen, als ein herrschsüchtiger und dabei dummer, unwissender Pfaffe, der Olearius nur deshalb als werthen Gast an seinen Hof fesselt, weil er den gelehrten Mann sehr wohl als decoratives höfisches Beiwerk verwerthen kann.

Ich glaube doch den „Götz" ziemlich genau zu kennen, aber Leser, die ihn besser kennen, mögen urtheilen, ob dies das Bild ist, das sie vom Bischof empfangen. Ich spreche natürlich hier nur von der Bearbeitung von 1773, die Theaterbearbeitung von 1803 ist mir nicht so ganz gegenwärtig; ich will sie noch einmal daraufhin ansehen; die erste Abfassung, die gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war und erst nach Goethe's Tode in einigen Ausgaben seiner Werke erschien, sollte billig gar nicht in Betracht kommen. Gleichwol findet sich hier allein ein Zug, der den Bischof als „dem Trunk ergeben" schildert. Offenbar haben sich in des Verfassers nicht ganz klarer Erinnerung der Bischof und der Abt von Fulda, des Bischofs Gast, zu Einer Person verschmolzen. Denn dieser ist allerdings „dem Trunk ergeben, dumm und unwissend". Den Bischof nennt Götz einmal, ihn, seinen Feind, einen „eigensinnigen, neidischen Pfaffen". Ist das eine Anklage von seiten des Dichters? Und wo steht denn geschrieben zu lesen, daß er ein „alter lockerer" Kirchenfürst sei? Er duldet die schöne Adelheid an seinem Hofe, sieht sie mit Wohlgefallen, hat sie wol gar dahingezogen, das ist menschlich, wenn auch nicht gerade im eigentlichen Sinne bischöflich. Aber kein einziges lüsternes Wort hat ihm der Dichter in den Mund gelegt. Auch mit Olearius will er nicht prunken, sondern ich denke mir, daß er den gelehrten Kenner des römischen Rechts wegen seiner Processe braucht. In der Theaterbearbeitung ist, wie ich sehe, die ganze Scene mit Olearius weggefallen, dafür erscheint der Bischof zum Reichstag in Augsburg und hetzt den Kaiser gegen Götz auf.

Daß es bei Goethe am Hofe zu Bamberg ziemlich weltlich zugeht, ist zugestanden. Hören wir nun, wie es bei dem historischen Georg III. zuging (S. 70 fg.):

Aber auch in anderer Hinsicht war am Hofe des Bischofs den zeitüblichen Bedürfnissen nach Zerstreuungen in reicher Fülle Rechnung getragen. Bald sind es Zwerge, die zur Ergötzlichkeit der Herren und Damen ihr belustigendes Wesen treiben, bald sind es fahrende Gesellen, die vor dem Bischof ein derbes, aber wohlgemeintes Fastnachtsspiel aufführen, dann kommen aus weiter Ferne kunstgeübte Lautenschläger (Liebetraut!), welche den Bischof mit ihrem Spiele erfreuen, dann Pfeifer, welche zum lustigen Reigen aufspielen. Sänger und Sängerinnen sind gerne gesehene Gäste am Hofe des Bischofs, und zu Fastnacht spielen sogar Pfeifer und Trommelschläger im Gemache des Fürsten zum Tanze auf. — Besonders wenn hohe Gäste am fürstlichen Hofe weilten, ließ es der Bischof an prunkvollem Aufwande, an pomphaftem Ceremoniell, an rauschenden Festlichkeiten nicht fehlen. Und bald kommen mit reichem Gefolge die befreundeten Markgrafen Kasimir und Friedrich von Baireuth, bald Herzog Ludwig oder Herzog Friedrich von Baiern, bald hohe Kirchenfürsten, wie die Bischöfe von Würzburg und Eichstädt, bald Graf Wilhelm von Henneberg mit seiner Gemahlin. Und — aufmerksam wie selten ein Fürst — unterließ Georg von Limpurg niemals, seinen Gästen die besten Weine, Muskateller, Malvasier und Rainfall als Willkomm zu reichen.

Das klingt sehr geistlich, ich muß gestehen! An einem solchen Hofe hätte sicherlich auch eine Adelheid von Walldorf ihre Rechnung gefunden. Von einem solchen Hofleben bis zu den berüchtigten kleinen Familiencirkeln des Papstes Alexander VI. ist kein großer Schritt mehr. Man beachte nur, daß „Pfeifer und Trommelschläger" im Gemach des Fürsten zum Tanze aufspielten. Also auch in dieser Beziehung ist die Schrift als Rettung verfehlt, denn sie berichtigt nicht, sondern sie bestätigt die Goethe'sche Schilderung. Im übrigen war der Bischof, nach des Verfassers Schilderung, eine ehrliche Haut, die auch dem Humanismus, also den reformatorischen Ideen sich zuneigte, soweit nämlich dies ohne den Verlust seines Bisthums möglich war. Sollte aber die Erwähnung Goethe's auf dem Titel nur ein Aushängeschild sein, um einerseits die Freunde, andererseits die Feinde unserer Literatur im ultramontanen Lager als Käufer anzulocken, so ist dies zwar nicht zu misbilligen, verdeckt aber den eigentlichen Werth der Schrift und leitet dasjenige Publikum irre, welches allen wahren Genuß und Belehrung aus dieser Schrift ziehen kann: das Publikum der Kunstfreunde. Der Verfasser zeigt sich darin als einen sehr respectablen Kunstkenner, besonders der Kunstalterthümer seiner engern Heimat, und da Georg III., weltlich gesinnt, wie er war, auch die Künste liebte, insofern sie zur Verschönerung und Erheiterung des Lebens beitragen, so finden sich aus seiner Zeit viele Kunstalterthümer in Bamberg und Umgegend, über die der gelehrte Verfasser recht schätzenswerthe Notizen beibringt. Den Kunstfreunden also empfehle ich dieses Buch mit bestem Gewissen und nachdrücklich. Bisweilen schießt er in seinem Forschereifer wol auch über das Ziel hinaus, wenigstens mußte ich, der entschiedenste Laie in Kunstfachen, darüber lächeln, daß er mir Gelegenheit bietet, ihn zu belehren. Er sagt S. 42: „Das offene Zugeständniß des Antheils Dürer's an der Entstehung dieses Reliefs bringt das oben in der Lunette über dem Mittelstück gewissermaßen als Quellenangabe eingemeißelte Monogramm A. D. 1548." Dieses „Monogramm Albrecht Dürer's" lese ich — nun, es hat es schon jeder errathen, der einmal vor der Jahreszahl A. D. auf einem alten Hause gelesen hat.

3. Zwei Goethe-Vorträge: Die Jugendsprache Goethe's — Goethe und die Romantik. Von Stephan Wätzoldt. Berlin, Wilhelmi. 1888. Gr. 8. 1 M.

Zwei sehr lesenswerthe Vorträge, von denen der eine gelegentlich der ersten Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, der zweite zur Feier von Goethe's Geburtstage im Freien Deutschen Hochstift gehalten wurde. Der erste erscheint nunmehr als Vorläufer einer größern Arbeit, die der junge Goethe-Forscher Dr. Konrad Burdach in Halle vorhat. Er enthält recht feine Bemerkungen, die von richtigem sprachlichen und dichterischen Gefühl

zeugen, und die der Leser mit Nutzen verwerthen kann. Ich möchte mir nur Belehrung ausbitten, wo Lessing (S. 2) über die Sprödigkeit unserer Sprache klagt; möglich, daß ich die Stelle übersehen habe. Entschieden falsch ist die Erklärung (S. 14) von „theilen" als „mittheilen". „Mahomet's Nachtgesang" nämlich fängt an:

> Theilen kann ich euch (ihr arabischen Götter, die Sterne) nicht dieser Seele Gefühl,
> Fühlen kann ich auch nicht aller ganzes Gefühl.

Schon der Gegensatz von „theilen" und „ganz" gibt die richtige Deutung. Der zweite Vortrag zeugt von einer ebenso feinen Kenntniß und Verständniß unserer Literatur, wie der erste dergleichen von unserer Sprache.

4. Goethe's Werther in Frankreich. Eine Studie von Ferdinand Groß. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 2 M.

Wenn Goethe in dem bewährten fünfunddreißigsten „Venetianischen Epigramm" sagt: „Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen", so sind wir durch das vorliegende Werk berechtigt, auch von Frankreich zu sagen: es ahmte den Goethe'schen „Werther" nach. Dabei aber fällt mir ein: welche Art der Nachahmung in Deutschland hat eigentlich Goethe mit diesen Worten gemeint: die des Werther-Costüms, der Werther-Stimmung mit obligatem Selbstmord, die literarische Nachahmung, oder alle zusammen? Wenigstens in Frankreich kann nur von einer literarischen Nachahmung die Rede sein; Sentimentalität, in Liebessachen besonders, ist dort unerhört. Im Jahre 1870 wurde mir von einem französischen Kriegsgefangenen die Aeußerung eines durchaus deutschfreundlichen Franzosen hinterbracht, der die deutschen Frauen sentimentale Köchinnen nannte. Aber eben dieses macht den Reiz der vorliegenden Schrift aus, die uns getreue Analysen von mehrern französischen Nachahmungen des „Werther", Seitenstücken zum „Werther" u. dgl. bietet, die gewiß jetzt schon zum Theil zu den literarischen Seltenheiten gehören. Wir erfahren da von einem weiblichen Werther, der schon in seinem Namen Werthérie die Goethe'sche Nachahmung als Aushängeschild auf dem Titel trägt, von einem „Stellino ou le nouveau Werther", als dessen Verfasser Gourbillon, Cabinetssecretär von „Madame", der Gattin des zukünftigen Königs Ludwig's XVIII. ermittelt wird, der er auch sein Machwerk gewidmet hat. Von bleibender Bedeutung ist keine von diesen Nachahmungen, so wenig wie von den deutschen; aber gerade die Fehler dieser Machwerke haben culturgeschichtliches Interesse. Auch bietet die Schrift eine willkommene Ergänzung zu Appel's jetzt neuaufgelegtem Buche: „Werther und seine Zeit".

5. Fauststudien von Joh. Konr. Wagner. I. Goethe's „Ideal und Leben" (Faust II, Scene 1). — Mephistopheles und Ariel. Breslau, Zimmer. 1887. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Diese Schrift von 123 Seiten habe ich, der Pflicht des Recensenten zuwider, nur etwa bis zur Hälfte gelesen. Als ich schließlich in immer tollere, meist etymologische Combinationen hineingerieth, mußte ich es mir für eine sündliche Zeitverschwendung anrechnen, fortzufahren. Ich würde dem Verfasser rathen, Nr. II, mit dem er doch wol schon schwanger geht, lieber als Vortrag vor einem kleinen, aber ausgewählten Kreise treuer Seelen zu halten; denn jeder Seher, jeder Schwärmer findet ja doch schließlich sein gläubiges Publikum, das wol wie Polonius denkt: „Ist das gleich Wahnsinn, hat es doch Methode." Aber leider weiß ich aus Erfahrung, daß etymologische Monomanie unheilbar ist und immer zunimmt.

> Je häßlicher wird ihr Gesicht,
> Je mehr sucht sie das Tageslicht.

Und sonderbarerweise findet sich auch immer ein Verleger, der diese sündige Papierverwüstung begünstigt. Wer aber Nr. II und alle folgenden Nummern nicht lesen wird, das weiß ich.

Robert Boxberger.

Lyrisches und Sprüche.

1. Ein Liebeleben. Dichtung von Hermann Gosseck. Hamburg, J. F. Richter. 1888. 12. 3 M.
2. Grüße aus Prag. Vermittelt durch Gustav Edmund. Prag, Härpfer. 1887. 16. 2 M. 35 Pf.
3. Für alle, nicht für jedermann. Kleine Historien und Sonstiges in gebundener und ungebundener Redeweise von August Ludwig. Dresden, Pierson. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Daß man ein Werk nicht nach oberflächlichem Durchblättern verächtlich zuschlagen darf, daß man sich durch Einzelheiten, selbst die empfindlichsten, nicht soll abschrecken lassen, ist mir bei Anlaß der Dichtung „Ein Liebeleben" von Hermann Gosseck (Nr. 1) besonders klar geworden. Es ist kaum möglich, das Buch zufällig zu öffnen, ohne auf verletzende Trivialitäten des Ausdrucks zu stoßen. Trotzdem mag ich das „Liebeleben" gern wiederholt lesen. Warum? Weil die Gefühle, die uns hier geschildert werden, eine wahre Leidenschaft athmen und die Ueberzeugungskraft wirklicher Erlebnisse besitzen. Es gibt viele, welche bessere Verse schmieden als Hermann Gosseck, aber wenige, welche uns einen ähnlichen Roman voll Glut und Innigkeit zu erzählen haben. Und dieser Roman wird uns mit Verzicht auf jede Ausschmückung, ja sogar auf jede ästhetische Reinigung in Stimmungsliedern, die der jedesmaligen Lage genau entsprechen, angeboten. Natürlich hat diese Unmittelbarkeit der Wiedergabe seine zwei Seiten. Es würde dem Werthe der Sammlung nichts geschadet haben, wenn die poetische Verarbeitung sich über Rhythmus und Reim hinaus auch auf den Sprach- und Gedankenstil erstreckt hätte; dagegen verleiht wieder der

Umstand, daß uns hier das Erlebniß mit den Schlacken der Alltäglichkeit geschildert wird, den Gedichten den psychologischen Reiz eines Bekenntnisses. Der Verfasser scheint an den Leser mit den Worten heranzutreten: „So bin ich und das habe ich erlebt; es ist zum Nehmen oder zum Lassen.“ Nach wiederholter Prüfung befürworte ich das Nehmen, da der Adel eines echten Schmerzes die Mängel des Buchs entschuldigt. Der Verfasser kommt mir vor wie ein Reh, das wund geschossen wird, durch Wald und Straße, durch Wasser und Sumpf davonflieht und endlich, über und über mit einer Kruste von Staub und gestocktem Blut bedeckt, an unserer Hausthür um Einlaß bittet. Auf den ersten Blick sieht der Gast nicht einladend aus; wer aber in die Tiefen seiner ausdrucksvollen Augen schaut, wird ihn willkommen heißen.

Da es sich im „Liebeleben“ nicht um eine Sammlung vereinzelter Gedichte, sondern um einen einheitlichen Cyklus, um einen kurzen Roman in lyrischen Dithyramben handelt, vermag man bei der Wahrhaftigkeit der Schilderung die Ereignisse zwischen den Zeilen zu lesen, und es ist jedenfalls ein gutes Zeichen für das Buch, daß man Lust verspürt, dies auch zu thun und immer neue Einzelheiten zur Ergänzung aufzuspüren. Freilich würde es keinen Zweck haben, eine Geschichte, die nur durch die lyrische Seelenspiegelung des Verfassers sich von hundert ähnlichen unterscheidet, hier in Prosa actenmäßig festzustellen. Es genüge die Andeutung, daß das Liebesverhältniß sich von einem Herbste zum andern abwickelt und mit Trennung und Tod endet. Recht bezeichnend für die Geschmacksnaivetät des Verfassers ist es dabei, daß auch der Geldmangel des Helden besungen wird. Wie? das läßt sich errathen.

Bekanntlich ist es weit schwieriger, durch die Kunst das Glück als das Unglück zu verklären. Es darf uns daher nicht wundern, wenn der Liebesjubel des ersten Abschnitts poetisch schwächer ausfällt als der zweite Theil des Buchs; die Geheimnißthuerei mit Küssen und Genüssen im verborgenen Kämmerlein ist für den draußen stehenden Leser nicht sonderlich unterhaltend. Dagegen läßt die Sehnsucht nach der Entschwundenen unsern Verfasser manche schöne Klänge finden; in den „Kämpfen“, in der „Trennung“, in „Hangen und Bangen“ begegnen wir zahlreichen zartgefühlten, stimmungsreichen Gedichten, nicht selten in erfreulicher Form ausgedrückt. Denn wenn Wortwahl und Satzwendungen durchschnittlich zu wünschen übrig lassen, so darf dem Verfasser andererseits ein glücklicher musikalischer Tonfall des Metrums nachgerühmt werden; sowol die einfachen Vierzeilen des Liedes als die vielgliederigen Strophen fließen ihm frei und natürlich, namentlich die letztern. Zum Besten gehören nach Form und Inhalt die schwermüthigen Sonette „Zum Jahrestag“ (verstehe: der ersten Bekanntschaft). Wie die Liebe ohne einen Anflug von Geschwätzigkeit beredt werden kann, zeigen die schönen Worte, mit welchen der Dichter die schriftliche Bitte der Geliebten, ihr zu verzeihen, zurückweist:

Ich dir verzeihn! Es klingt mir in den Ohren
Wie leerer Schall, den Sinn, ich fass' ihn nicht,
Daß du dein trotzig Herz an mich verloren,
Soll ich darüber sitzen zu Gericht?
Daß du mich liebst und mir dich hast ergeben,
Der Freiheit Stolz zum Opfer mir gebracht,
Daß mein du bist, mein für das ganze Leben,
Soll ich verzeihn, den glücklich du gemacht?

In diesem Stile geht es drei Seiten lang weiter, ohne daß es uns ermüdete, deshalb, weil es uns ergreift.

Wie gesagt, dem Leser, der den Muth hat, über Mängel und Ungleichheiten wegzusehen, wird im „Liebeleben“ der Genuß eines echten psychologischen Phänomens zutheil. Dem Verfasser aber, der hiermit zum ersten male als Dichter in die Oeffentlichkeit tritt, möchten wir einerseits unsere Ermunterung ertheilen, aber andererseits auch eine Revision seines Geschmacks empfehlen. Denn es ist zwar etwas Schönes darum, sich zu geben wie man ist, doch nur unter der Bedingung, daß man etwas sei, was dem Leser uneingeschränkte Freude bereite. Nun gibt es keinen Menschen, der ohne Schaden sein ganzes Selbst mit Bart und Borsten dem Leser nur so hinwerfen dürfte; jeder, selbst der Größte, muß erst das Minderwerthige vom Werthvollen, das Unwesentliche vom Wesentlichen und vor allem das Triviale vom Edeln ausscheiden. Man dichtet netto, nicht brutto.

„Deutsche Grüße aus Prag“ (Nr. 2) dürfen von vornherein auf wohlwollende Aufnahme im Reiche zählen, und die „Zueignung“ ist durch den Schwung ihrer Gesinnung dazu angethan, das günstige Vorurtheil für das Büchlein zu verstärken. Der Inhalt der kleinen Sammlung entspricht ungefähr der Erwartung, welche man im allgemeinen einer in Goldschnitt gebundenen Blumenlese entgegenzubringen pflegt. Wir erhalten nichts Bedeutendes, wohl aber eine geschmackvolle Auswahl gefälliger Stücke (in Vers und Prosa), unter welchen die besten in ihrer Art vollendet heißen dürfen. Auch ist der ästhetische Gewinn ein reicherer, als man auf den ersten Blick vermuthen sollte, was namentlich der geschickt durchgeführten Abwechselung verdankt wird. Unter den einzelnen Nummern möchte ich hervorheben vor allem das erste Gedicht „Dichter und Gedichte“ von Karl Egon von Ebert (posthum). Auch einige Proben von Karl Ernst Altena zeichnen sich durch würdigen Ernst der Gesinnung aus. Namentliche Erwähnung verdienen ferner wegen ihrer meisterhaften Stimmungskunst die geographischen Sonette Alfred Klaar's, in formeller Hinsicht wol die vollendetsten Proben der Sammlung. Einen stolzen Gedanken fühlt S. Kohn am Todtenbette eines edeln Menschen:

Die letzte Stunde ist es werth,
Daß man im Leben viel entbehrt;
Die letzte Stund' wiegt reichlich auf
Den dornenvollsten Lebenslauf.

Für Menschen vornehmer und großartiger Gesinnung enthalten diese Verse eine Wahrheit ersten Ranges. Originell und witzig in der Erfindung, knapp und sicher in der

Form ist endlich die Ballade „Der trostreiche Narr" von Joseph Willomitzer.

Ich fürchte sehr, daß das Buch „Für alle, nicht für jedermann" von August Ludwig (Nr. 3) für niemand sei. „Liebchen fein", „Töchterlein", „Aeugelein", „Fensterlein", das ist alles gar klein. Es liegt eben für Anfänger eine große Gefahr darin, aus dem Spielübermuth, welchen eine gewisse Reimfertigkeit zu erwecken pflegt, ins Kindische zu verfallen, zumal wenn man, wie die Sprüche und Prosastücke August Ludwig's verrathen, ohnehin nicht an allzu wuchtigem Geiste leidet. Da wird man denn vor lauter Witz und Behagen gern einfältig:

Mein Lieb heißt Poesie,
Die Schwester Musica,
Mein Bruder das Genie,
Frau Bas': Polyhymnia.

Im Buche leider begegnen wir von all diesen erlauchten Verwandten nur der Frau Bas' — ohne Hymnia, wohlverstanden.

4. Aufrichtigkeiten. Von Oskar Blumenthal. Berlin, Freund u. Jeckel. 1887. 12. 2 M.
5. Begleitbuch von Walter Robert-tornow. Berlin, Hertz. 1888. 12. 1 M. 20 Pf.
6. Halt und Bedenke!" Ein handlicher Ermahner und Beschützer gegen die Welt und ihre Gefahren. Nach dem Englischen des „Stop" von Mentor. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1887. Gr. 16. 1 M.

Man hat Oskar Blumenthal mit leidenschaftlicher Heftigkeit vorgeworfen, daß er kein Dichter sei. Da er aber meines Wissens niemals den Anspruch auf diesen Titel erhoben hat und überdies kein Gesetz besteht, welches jedem Schriftsteller dichterische Eigenschaften zur Pflicht machte, wüßte ich nicht, was mich abhalten sollte, an Blumenthal's Geiste ungeschmälerte Freude zu empfinden. Und geistreich sind auch die „Aufrichtigkeiten" (Nr. 4), ja zuweilen sogar mehr als das. Denn in dem ersten Abschnitt „Leben" finden wir ernste, wahre und gefühlte Gedanken, so namentlich unter der Ueberschrift: „Anfang und End", „Ich und Du", „Der Trost", „Brennende Wunden." „Nichts Altes" sollte man als Motto in das Stammbuch jedes Künstlers schreiben:

Schau' in die Welt mit wachen Sinnen —
Wirst immer Neues ihr abgewinnen.
Und rufst zuletzt in Schöpferwonne:
„Es gibt nichts Altes unter der Sonne!"

Wer diesen herrlichen, ewig wahren, den blasirten Gegensatz so meisterhaft corrigirenden Spruch gefunden, in dessen Seele muß denn doch, was man auch dagegen sage, eine schöpferische Kraft wohnen. Freilich gibt uns Blumenthal nicht durchschnittlich solche Kernsprüche; manche Verse berühren blos streifend eine Wahrheit, und da der Verfasser die Regel befolgt, keinen Einfall zu unterdrücken, müssen wir uns mitunter auch mit dem bloßen Witze begnügen, mit dem Wort- oder Reimwitz (Doppelreim), ja einmal sogar mit einem faulen Schwiegermutterwitz. Auch möchte man keineswegs sämmtliche Urtheile unterzeichnen; Mauthner's „Quartett" z. B. wird trotz Blumenthal ein merkwürdiges Werk von psychologischer Feinheit bleiben, und den wohlfeilen Spott über die Jambentragödie, sowie die sentimentale Liebeserklärung an Sardou hätten wir entbehren können. Allein wenn man schon im einzelnen widersprechen mag — und Blumenthal's angriffslustiger Geist reizt wahrlich nicht wenig zum Widerspruch —, so bleibt doch bei dem unparteiischen Leser als Gesammteindruck der „Aufrichtigkeiten" die feste Ueberzeugung, daß es eine schöne Sache um einen gescheiten Menschen ist.

Harmloser ist die Sinnesart des „Begleitbuchs" (Nr. 5). Die Weltanschauung Walter Robert-tornow's ist ein milder, harmonischer Pantheismus und die darauf bezüglichen Sprüche klingen, wie immer alles, was aus Gemüth und Ueberzeugung stammt, durchschnittlich wohlthuend; so vor allem das stimmungsvolle Schlußgedicht „Freudenrest". Der nämliche Vorzug kommt übrigens auch der Kehrseite der Ueberzeugung zugute, der metaphysischen Polemik. Im Gebiete der Satire darf wol die koppelweise Verspottung der Jägerianer, Wagnerianer und Vegetarianer das Bedeutendste heißen („Zeitrichtung"), unbeschadet dem köstlichen „gläubigen Mistrauen":

Ein Pastor lebt' auf Helgoland,
Der wollte nicht aufs Meer.
„Man ist dort doch zu sehr",
So sprach er einst, „in Gottes Hand".

Als Probe des feinen Sinnspiels steht „Der Lyriker" vereinzelt da. Dagegen ist der neckende Humor reichlich vertreten, wobei es freilich dem Verfasser etwa begegnet, die Burschikosität mit dem Humor zu verwechseln; schwerlich wohnt den Worten „verteufelt" oder „elend auf dem Hund" jene befreiende, geisteserheiternde Kraft inne, welche ihnen Walter Robert-tornow beizumessen scheint. Wenig taugen die literarhistorischen Gedichte auf Goethe und Heine, und überhaupt hätte manches Unbedeutende weggelassen werden dürfen. Formell sind die Verse des „Begleitbuchs" durchweg gut geschliffen.

Wie man gute Lehren auf die unschicklichste und unzweckmäßigste Weise anbieten kann, das zeigt das Büchlein „Halt und Bedenke!" (Nr. 6). Der Verfasser glaubt seine „Gedankenperlen und Edelsteine" dem Leser dadurch appetitlich zu machen, daß er darauf spuckt. Das mag vielleicht amerikanischer Geschmack sein — das Heftchen ist aus dem Englischen übersetzt —, deutscher ist es jedenfalls nicht. Die cynische Einkleidung beeinträchtigt übrigens auch den Lehrwerth. Denn was soll es nützen zu sagen, man möge von Literatur und Wissenschaft fern bleiben, wenn man ein „sprichwörtlicher Narr" oder ein „geborener Narr" sei? Welcher Mensch hält sich für einen „geborenen" oder „sprichwörtlichen Narren"? Und wem ist damit gedient, wenn ihm Verhaltungsmaßregeln für den Lügenberuf ertheilt werden mit dem Rath, bei der neunzehnten Lüge „eine gute Seite hervorzukehren"? Auf Schritt und Tritt, hier durch eine freche Reclame (S. 24),

dort durch Vergleichungen, offenbart sich in dem Büchlein ein grinsender Cynismus, welcher unendlich schlimmer ist als sämmtliche Thorheiten, die es geiselt, zusammengenommen. Daß in „Halt und Bedenke" auch poetische und beherzigenswerthe Lehren mit unterlaufen, soll keineswegs bestritten werden (z. B. die Warnung, das Schachspiel als eine Erholung von geistiger Arbeit zu betrachten); allein wer mag dergleichen aus dem unmanierlichen Stil herausholen? Es gibt noch der anständigen Weisheit genug auf Erden, daß der Leser nicht nöthig hat, philosophische Consultationen bei Boxern und Fußtrittkünstlern zu suchen.

Karl Spitteler.

Feuilleton.

Wir haben schon früher in d. Bl. hingewiesen auf ein Werk des leipziger akademischen Musikprofessors Hermann Kretzschmar, welches ebenso einem zeitgemäßen Bedürfnisse Befriedigung gewährt als auch durch wissenschaftlichen Vollgehalt sich auszeichnet. Es ist dies der „Führer durch den Concertsaal" (Leipzig, Liebeskind, 1888), dessen erste Abtheilung die Symphonie und die Suite in ihrer geschichtlichen Entwickelung charakterisirte, alle irgendwie namhaftern Erzeugnisse dieser Gattung technisch-musikalisch und ästhetisch-musikalisch analysirend. Zu unserer Freude ist sehr bald eine zweite Abtheilung gefolgt, deren erster (sehr umfänglicher) Theil die Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Motetten und Cantaten behandelt. Der zweite Theil soll die Oratorien und weltlichen Chorwerke enthalten, und wir können nur wünschen, daß dieser möglichst bald das große Ganze abschließe. Der Verfasser führt in erster Linie in diejenigen kirchlichen Chorwerke ein, welche im heutigen deutschen Concert ständig wiederkehren. Sodann bespricht er aber auch eine ganze Reihe von Compositionen, welche der Oeffentlichkeit noch unbekannt sind. Es wird angemessen sein, auf dieses monumentale Werk nach seiner Vollendung ausführlicher zurückzukommen. Einstweilen müssen wir pflichtgemäß auch der neu erschienenen Abtheilung das Zeugniß geben, daß wir den Umfang der musikalischen Studien des Verfassers geradezu erstaunlich finden: aber es steckt nicht blos eine riesige Arbeit in seinem Buche, Kretzschmar weist auch auf jeder Seite im rechten Maße und in überzeugender Weise den Sinn und Gehalt der von ihm besprochenen Werke wie Einzelstellen nach. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob jemand blos über ein Musikstück ästhetisirt, oder ob er aus demselben heraus dessen Wort und Sprache entwickelt. Nach dieser Seite hin hat Kretzschmar keinen Rivalen zu scheuen.

— Ludwig Meinardus hat zwei Hefte eigener Compositionen erscheinen lassen, welche er bezeichnet als „Liederquell für die Schule und für das Leben" (Gütersloh, Bertelsmann, 1888). Es sind ein- und mehrstimmige Chorlieder, von denen Nr. 1—18 für Schule, Nr. 19—36 für das Leben bestimmt sind. Zunächst sind diese Lieder schon darum sehr dankenswerth, weil ein berufener Tonsetzer der ernsten Richtung hier nur Originalarbeiten bietet; er hält sich nicht für zu vornehm, um diese vernachlässigte, aber gleichwol sehr wichtige Gattung der Musik unter seine besondere Pflege zu nehmen. Ludwig Meinardus ist durch Richtung, Erfahrung und Begabung hervorragend befähigt für diese Liedercomposition. Das erste Heft ist für höhere Schulen bestimmt (es enthält auch griechische und lateinische Gesänge) und nimmt deshalb auf den Stimmumfang, die Fähigkeit im Treffen und die Neigungen der Sänger die gebührende Rücksicht. Um die Verwendbarkeit zu erhöhen, sind dieselben Stücke in verschiedener Satzform bearbeitet: einstimmig, vierstimmig, für zwei Tenore und zwei Bässe, dreistimmig für Discant, Alt und Baß, oder für Tenor und zwei Bässe. Wir müssen die Auswahl der Stoffe in pädagogischer wie deren Behandlung in musikalischer Hinsicht rühmend anerkennen, und halten die Meinardus'sche Gabe für eine Bereicherung der einschlagenden Literatur von bleibendem Werthe.

— In Hesse's Verlage in Leipzig erscheint eine Sammlung von kritischen Biographien unter dem Titel „Musikheroen der Neuzeit". Das vierte und fünfte Heft enthalten: 1) „Johannes Brahms, sein Lebensgang und eine Würdigung seiner Werke"; 2) „Anton Rubinstein. Biographischer Abriß nebst Charakteristik seiner Werke." Verfasser der beiden ziemlich umfänglichen, jedenfalls aber auf gründlicher Kenntniß beruhenden Broschüren ist der bekannte leipziger Musikschriftsteller Bernhard Vogel. Wir sind gegenüber diesen Arbeiten in einer eigenthümlichen Lage. Es ist eine sehr heikle Aufgabe, über lebende Größen zu schreiben und in deren Schöpfungen die Spreu vom Weizen zu sondern. Nur ein Mann von so ausgezeichneter musikalischer Bildung und Principientreue wie B. Vogel vermag dies. Wir persönlich theilen Vogel's Standpunkt, ja wir bewundern seine Kunst, die Fahne des Ideals hochzuhalten und dennoch allem Lebensfähigen der Gegenwart gerecht zu werden. Auch den Freimuth Vogel's ehren wir; nur um eins möchten wir ihn bitten: er sollte sich weniger darin gefallen, die Rolle eines modernen Eumaios zu spielen! Im übrigen empfehlen wir seine beiden Schriftchen als wahrhaft gediegene Kritiken journalistischen Stils.

— Hugo Riemann, Lehrer am Conservatorium der Musik zu Hamburg, hat sich durch eine Reihe von Schriften musikwissenschaftlichen Inhalts einen angesehenen Namen als gelehrter und selbständiger Forscher auf seinem Gebiete erworben. So hat er auch neuerdings drei Vorträge veröffentlicht unter dem Titel: „Wie hören wir Musik?" (Leipzig, Hesse, 1888). Er gibt darin auf 92 Seiten eine Art Einleitung in die Aesthetik der Musik für solche, welche bereits eine bessere musikalische Vorbildung haben. Er handelt zunächst von Tonhöhe, Tonstärke, Bewegungsart; dann von Harmonie und Rhythmus als formgebenden Principien; endlich von Charakteristik, Tonmalerei und Programmmusik als associativen Momenten. Riemann gehört zu den wenigen Musikern, welche philosophische Begabung mit gründlicher Kenntniß der musikalischen Erfahrung zu vereinigen streben; wir haben sowol vor dem Wollen wie vor dem Können Riemann's die größte Hochachtung, möchten ihn aber bitten, zu den vielen philosophischen Terminologien, an denen wir ohnehin schon kranken, nicht noch eine neue zu erfinden. Abgesehen von vielen trefflichen Einzelbemerkungen besteht das Hauptverdienst seiner Schrift darin, daß er auf gesunder psychologischer Grundlage folgende Theorie entwickelt: Jede Tonempfindung ist ein seelisches Erlebniß; sobald aber die Musik objectivirt, tritt sie aus ihrer ureigensten Wirkungssphäre heraus. Die objectivirende (soll heißen: darstellende, schildernde) Musik wird ein weniger vollkommenes Kunstobject sein als die rein subjective absolute Musik. Das specifisch Schöne der Musik besteht in der vollendeten Architektonik des Harmonischen wie des Rhythmischen und des Metrischen. Die charakterisirende Musik führt nothwendig das Unebenmaß mit sich. Das Elementare in der Musik entspringt nur dem Mittheilungstriebe, das Formale ist auf den Spieltrieb zu beziehen, das an sich der Musik fremde Charakteristische wird erst durch den Nachahmungstrieb in deren Bereich gezogen. Wir können uns den Riemann'schen Standpunkt aneignen, obwol wir dessen Wesen anders ausdrücken würden.

Aus unsern Meinungsverschiedenheiten wollen wir nur hervorheben, daß die Musik nicht „Geruchsempfindungen wecken“ kann, sondern nur die Vorstellung von solchen.

— Eduard von Hartmann's „Moderne Probleme“ sind in zweiter vermehrter Auflage (Leipzig, Friedrich) erschienen. Das vielgelesene Buch ist um vier Aufsätze bereichert, von denen die über „Die heutige Geselligkeit“, „Die Wohnungsfrage“ und „Moderne Unsitten“ sich den ältern Betrachtungen über die allgemeinen gesellschaftlichen und Lebensverhältnisse aufs engste anschließen, während den Kapiteln über Schulunterricht und Universitätsstudium ein neues ergänzend hinzutritt: „Der Streit um die Organisation der höhern Schulen“, welches den gegenwärtigen Stand der Bewegung überschaut und die dem Verfasser zunächst erforderlich scheinenden Schritte angibt. E. von Hartmann hält die Einheitsschule mit der Pflege des Griechischen als Zukunftsziel im Auge. Als erst zu erstrebende Punkte einer preußischen Schulreform nach dieser Richtung bezeichnet er vor allem den gleichmäßigen Lehrplan der drei Unterklassen des Gymnasiums und Realgymnasiums, und zwar nach Maßgabe des gymnasialen Lehrplans; die gleiche Berücksichtigung der alten Geschichte im Geschichtsunterrichte des Realgymnasiums, wie sie im Gymnasium stattfindet; die Beschränkung der Ergänzungsprüfung der aus dem Realgymnasium Entlassenen, welche die Berechtigung eines Gymnasialabiturienten zu erlangen wünschen, ausschließlich auf das Griechische; die Ersetzung des lateinischen Aufsatzes durch den französischen. Soweit stimmen wir dem Verfasser völlig bei und ferner in der Forderung, den philologischen Grundzug unsers altsprachlichen Unterrichts durch eine mehr literarische Behandlung der Classiker zu ersetzen. Ueber Punkt 5 und 6 ließe sich sehr viel streiten. Die verlangte Theilung der Prüfungsgegenstände in Haupt- und Nebenfächer halten wir für einen Ruin der Schule und ihrer Zucht; wird auf der Schule ein Fach gegen das andere herabgesetzt, so soll es lieber aus dem Lehrplan ausgeschlossen werden. Noch wäre zu erwähnen, daß der Aufsatz über den „Somnambulismus“ Erweiterungen erfahren hat und der „Ueber den Rückgang des Deutschthums“ aus der ersten Auflage in der vorliegenden fortgefallen ist, weil sein Zweck erfüllt sei. Die Auslassungen eines Mannes von wahrhaft vornehmer Lebensanschauung über so viele wichtige Verhältnisse und Fragen sollten zu recht eindringlicher Kenntnißnahme gelangen.

— Aus dem achtundzwanzigsten Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung ist freudig hervorzuheben, daß der Zufluß an Schenkungen, Vermächtnissen und regelmäßigen Spenden, welcher im Jahre 1887 die Mittel der Stiftung vermehrte, die ungewöhnliche Summe von 35610 M. erreichte. Der Gesammtbetrag der von der Deutschen Schiller-Stiftung gespendeten Ehrengaben hat sich auf 50022 M. belaufen. Die lebenslängliche Pensionen genießenden Angehörigen der Verstorbenen, welche sich im Sinne des §. 2 der Statuten „um die Nationalliteratur verdient“ gemacht haben, und die beiden literarischen Persönlichkeiten, welche selbst noch dieser Auszeichnung theilhaft sind, dürften wol hier namhaft gemacht werden. Es sind die Töchter J. von Eichendorff's, F. Rückert's, L. Schefer's, K. Stöber's; Bürger's und Musäus' Enkelinnen, Herder's Enkel; die Witwen A. Böttger's, A. Dietzmann's, H. Kurz's, O. Ludwig's, E. Mörike's, Th. Mügge's, J. N. Vogl's, von Zalhas', endlich Fräulein Luise von François und Hermann Lingg.

Bibliographie.

Blanc, F., Visionen. Schauspiel. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 8. 1 M.

Borchardt, W., Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund, nach Sinn und Ursprung erklärt. Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 M.

Cecchi, A., Fünf Jahre in Ostafrika. Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa. Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von M. Rumbauer. Mit über 100 Abbildungen und 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 15 M.

Cronthal, M., Die Stadt Würzburg im Bauernkriege. Nebst einem Anhang: Geschichte des Kitzinger Bauernkriegs von H. Hammer, Bürger von Kitzingen. Herausgegeben im Auftrag des historischen Vereines von Unterfranken und Aschaffenburg von M. Wieland. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 3 M.

Dante's göttliche Comödie, übersetzt von O. Gildemeister. Berlin, Hertz. Gr. 8. 9 M.

Dantscher von Kollesberg, T. Ritter, Die politischen Rechte der Unterthanen. 1ste Lfg. Wien, Manz. Gr. 8. 3 M.

Dery, J., Hoch oben. Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Döllinger, J. v., Akademische Vorträge. 1ster Band. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 7 M.

Elster, O., Wessen Schuld? Trauerspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Fischer-Sallstein, C., Rheinlands-Geschichten. Berlin, Verlag der „Deutschen Presse“. 12. 2 M.

Fitting, H., Die Anfänge der Rechtsschule zu Bologna. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 3 M.

Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen“ des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. In Verbindung mit F. Holtze, G. Schmoller, A. Stölzel, A. v. Taysen und H. v. Treitschke herausgegeben von R. Koser. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 M.

Geiser, K., Geschichte der bernischen Verfassung von 1191—1471. Bern, Büchler. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Grosse, J., Ein Frauenloos. Roman. München, Callwey. 8. 3 M.

Handbücher der alten Geschichte. I. Serie. 4te Abtlg. 2ter Tl.: Babylonisch-assyrische Geschichte von C. P. Tiele. 2ter Tl.: Von der Thronbesteigung Sinacheribs bis zur Eroberung Babels durch Cyrus. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Heinzel, M., Maiglöckel. Dichtungen in schlesischer Mundart. Breslau, Max u. Comp. 8. 1 M. 60 Pf.

— — In Sturm und Wetter. Dichtungen. Breslau, Max u. Comp. 8. 1 M. 60 Pf.

Hinrichsen, A., Das literarische Deutschland. Mit einer Einleitung von C. Beyer. 4 Lfgn. Berlin-Charlottenburg, Verlag des „Literarischen Deutschlands“. 1887. Gr. 8. à 3 M.

Hoffmann, O., Herder-Funde aus Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Jsemann, B., Der Troubadour. Erinnerungen aus dem Ober-Elsaß. Straßburg, Heitz. 12. 1 M. 60 Pf.

Jungfer, J., Die schwedischen und brandenburgischen Kriegsdienste Landgraf Friedrichs von Homburg. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Kaindl, R. F., Zur Geschichte der Stadt Czernowitz und ihrer Umgegend. Czernowitz, Pardini. 8. 35 Pf.

Krenzler, E., Ein Jahr in Ostafrika (im Auftrag der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft). Ulm, Ebner. 8. 2 M. 50 Pf.

Kretzer, M., Meister Timpe. Socialer Roman. Berlin, S. Fischer. 8. 6 M.

Kühn, O., Die sittlichen Ideen der Griechen und ihre Verkünder, die Tragiker. Leipzig, Fock. 4. 1 M.

Lewald, Fanny, Zwölf Bilder aus dem Leben. Erinnerungen. Berlin, Janke. 8. 6 M.

Malvers, E., Ein geopfertes Herz. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Pohl, R., Die Sonnenfinsterniß. Lustspiel. Prag, André. 8. 1 M.

Přibyl, L. F., Der Häusler-Franz. Eine Geschichte aus dem Dorfleben. Wien, Frick. 8. 3 M.

Pröll, K., Bilderbuch eines Bummlers. Berlin, Landsberger. 8. 1 M.

Rath, G. vom, Pennsylvanien. Geschichtliche, naturwissenschaftliche und soziale Skizzen. Nach einem Vortrage in Freundeskreisen. Heidelberg, C. Winter. 8. 2 M. 80 Pf.

Schasler, M., Anthropogonie. Das Allgemein-Menschliche seinem Wesen und seiner dreigliedrigen Entwicklung nach oder: „Ursprung“ der Sprache, der Sittlichkeit und der Kunst. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Schwarz, B., Mimbo- und Mimba. Ein Missionsroman aus Kamerun. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Stempfl, J., Ueber Weltsprache und Volapük ꝛc. Kempten, Kösel. 8. 1 M. 30 Pf.

Stolz, J. F., Die Kinder Floras. Eine Dichtung. Graz, Pechel. 16. 50 Pf.

Stölzel, A., Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, dargestellt im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten. 2 Bde. Berlin, Vahlen. Gr. 8. 22 M.

Bely, E., Sport. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Vereins- und Haus-Theater. 8tes Hft.: Die neue Eva. Lustspiel (in schweizerischer Mundart) von J. Stutz. Nach einem Gedicht, die neue Eva von Langbein. Bern, Jenni. 8. 50 Pf.

Viehoff, H., Drei Bücher erzählender Gedichte. Aus dem Nachlasse des verstorbenen Verfassers herausgegeben von V. Kin. Mit dem Bildnisse H. Viehoffs. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Vogel, O. und G., Gudrun. Dramatisches Gedicht. In Musik gesetzt von O. Pasch. Berlin, Winckelmann u. Söhne. 8. 1 M.

Litterarische Volkshefte. Gemeinverständliche Aufsätze über litterarische Fragen der Gegenwart. Herausgegeben unter Mitwirkung von G. Brandes, H. Bulthaupt, M. Carrière ꝛc. von E. Wolff und L. Berg. 6tes Hft.: Was kann die Dichtung für die moderne Welt noch bedeuten?! Von W. Kirchbach. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Vom Kölner Stadt-Theater. Zweiter offener Brief an alle, die es angeht, von Lupus. Köln, Püttmann. Gr. 8. 40 Pf.

Wedde, J., Theodor Storm. Einige Züge zu seinem Bilde. Hamburg, Grüner. 8. 40 Pf.

Wolf, G., Aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1888. Nr. 2.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 14. Juni 1888.

Zwei Romantiker.

II.

1. Novalis' Leben, Dichten und Denken. Auf Grund neuerer Publicationen im Zusammenhang dargestellt von A. Schubart. Gütersloh, Bertelsmann. 1887. 8. 5 M.
2. Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Festgabe zum 70. Geburtstag. Von Paul Schütze. Mit einem Porträt Theodor Storm's. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. Gr. 8. 5 M.

Novalis' Dichtungen sind längst Gemeingut der Gebildeten geworden, sein rasch verronnenes Leben ist allbekannt; so durften wir uns bei der Besprechung des Buchs von Schubart kürzer fassen. Auch Theodor Storm ist freilich kein Jüngling mehr; das Buch von Paul Schütze: „Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung" (Nr. 2), ist als Festgabe zu des Dichters siebzigstem Geburtstage bezeichnet. Aber Theodor Storm verlebt ein rüstiges Greisenalter in seiner schleswig-holsteinischen Heimat; er hat uns seit vierzig Jahren eine Reihe der tiefsinnigsten Novellen geschenkt, und seine Lyrik erhebt ihn in die Zahl der Besten unter den Mitstrebenden; er ist trotz seiner siebzig Jahre noch immer kein Absteigender. Von seinem Lebensgange ist nicht viel zu erzählen; er beginnt in der geliebten schleswig-holsteinischen Heimat, um nach einer schmerzenreichen Zwischenfrist von elf Jahren auch wieder in derselben zu enden. Aber dieser Lebensgang war dennoch voll schwerer Kämpfe, voll höchsten Glückes und schwersten Herzeleides, und die wenigsten der Leser, welche sich an Storm's Novellen erfreuen, wissen es, daß dieser milde Dichter in ernster Zeit einer der standhaftesten Vorkämpfer deutschen Volksthums gewesen, daß er für sein Vaterland das Herbste getragen, die Verbannung, welche dem richtigen Sohne des deutschen Nordens ebenso bitter ist wie für den warmherzigen Sohn des deutschen Südens. Wir sind dem Verfasser zu großem Danke verpflichtet, daß er, was wir bisher in einzelnen Aufsätzen Verschiedener über Storm's Leben vernommen, zu einem runden wohlgeordneten Bilde verarbeitet hat, dessen Hauptzüge in der nachfolgenden Darstellung kurz zusammengefaßt werden mögen.

Theodor Storm ist ein Sohn des südschleswigschen Landes, des starken freiheitsliebenden friesischen Volksstammes, welcher am stürmischen Gestade der Nordsee wohnt. Hier liegt unweit der holsteinischen Grenze die alte Handelsstadt Husum, in welcher am 14. September 1817 Hans Theodor Storm als Sohn eines Rechtsanwalts geboren ward:

> Die Luft, die der Knabe einathmet, die Natur, die ihn umgibt, die Dinge, die er sieht, die Menschen, mit denen er sprich und von denen er hört, das alles sind Eindrücke, die unauslöschlich in der Seele haften, die bestimmend für seine geistige Entwickelung sind und später ein gut Theil seiner Wesenseigenthümlichkeit ausmachen. Am stärksten, wenn auch nicht am frühesten, wirkt die Natur auf den werdenden Menschen. Dem, dessen Lebensgang wir hier verfolgen, bot seine Heimat nicht die mannichfaltigen, auf die Sinne wirkenden, auch leicht verwirrenden Reize süddeutscher Landschaftsbilder. Mit ihrer einfachen, mehr durch die Vermittelung des Gefühls sich offenbarenden Schönheit wirkte sie still, aber nachhaltig auf sein sinnendes empfängliches Gemüth. Und in seine Seele senkt sich eine Liebe zur Heimat und allem, was heimisch ist, die in ihrer umklammernden Innigkeit etwas Rührendes hat. Heimatlicher Boden ist ihm heiliger Boden, an dem sein Herz mit allen Fasern hängt. Der Heimat ein Loblied zu singen, ist er in seinen Dichtungen nicht müde geworden; selten nur verläßt er sie, immer kehrt er wieder zu ihr zurück. Recht hat Klaus Groth, wenn er von Storm sagt, das Holstenheimweh habe ihn zum Poeten gemacht, die schöne Sehnsucht nach zu Hause, nach dem innigen Verstehen und Verstandenwerden sei der Pulsschlag in seinen Gestalten und Dichtungen, und in dieser Sehnsucht verkläre sich ihm die Heimat und verkläre er sie uns.

Nord un Süd:
De Welt is wit!
Ost un West —
To Hus is best!

Dieser plattdeutsche Spruch ist allezeit der Leitstern seines Lebens gewesen, der Leitstern auch seiner Dichtung.

Wir bedauern, hier nicht auch noch die Schilderung beifügen zu können, die Paul Schütze von den Landschaftsbildern gibt, welche Storm in Jugendjahren um sich sah, die fette Marsch mit ihren Wassergräben und weidenden Rindern, die Heide mit ihren Hünengräbern und ihrem rothen Blütenschmuck, das unheimlich düstere Moor und endlich die kleine Heimatstadt mit ihren alten finstern Häusern, all das sind Bilder, welche Theodor Storm in seinen Jugendjahren in sich aufnahm und unauslöschlich bewahrte, sodaß sie in seinen Novellen immer wiederkehren. Und dazu das ewig wache Meer in Ebbe und Flut, in sommerlicher Stille und winterlichem Wüthen! Unter solchen Jugendeindrücken erwuchs Theodor Storm, und wer seine Dichtungen kennt, weiß auch, wie die endlose Heide mit ihrem unbeweglichen rothen Blütenmeer auf immergrünem Grunde, mit ihrem Bienengesurr und den gaukelnden Schmetterlingen, die geheimnißvolle Stille des Waldes den wandelbaren und stets poetisch verklärten Hintergrund seiner dichterischen Schöpfungen bilden. Und ebenso die altmodischen halbdunkeln Häuser der kleinen Seestadt mit ihren bald traulich behaglichen, bald unheimlichen Gelassen, den altehrwürdigen Hausgeräthen und Familienbildern, mit ihrem Blick auf den vorüberrauschenden Fluß, auf die ankernden Schiffe oder die halbverwilderten Gärten, mit ihren von alten Gespenstern und alten seltsamen Menschen bewohnten Räumen, wie kehren sie immer und immer wieder in Storm's Novellen und nehmen uns von vornherein durch ihren träumerischen Reiz gefangen. Vater Storm, „der ole Storm", konnte freilich nur bis zum Vater zurückdenken, dem Müller Hans Storm zu Westermühlen; des Dichters Mutter dagegen, eine geborene Woldsen, war aus einem alten husumer Patriziergeschlecht, welches der Stadt nicht blos Kaufherren, sondern auch Rathsherren und Bürgermeister gegeben hatte, ein lang lebendes Geschlecht, denn der Knabe verkehrte noch im Hause der Großmutter, ja der Urgroßmutter. Möge dieses mütterliche Erbtheil der Langlebigkeit auf unsern Dichter übergegangen sein!

Die Familie Woldsen besaß bei gediegenem Wohlstande ein altes stattliches Herrenhaus und auf dem husumer Kirchhofe ein Gruftgewölbe, in welchem die Särge längst geschiedener Geschlechter versammelt waren. So ward dem Dichter im Gegensatze zu unserer Zeit, welche den Menschen rastlos hin und her wirft, ihm das Heimatsgefühl mit unerbittlicher Gewalt austreibt, zum Angebinde der Rückblick auf eine lange Reihe hochgeachteter, am selben Orte still und behaglich wirkender Ahnen; und was er täglich um sich sah, dieser altehrwürdige Urväterhausrath, diese ebene, anscheinend arme und doch für das Auge des Dichters so reiche Natur der Vaterstadt und des benachbarten Landes gab ihm die Grundempfindung seiner Dichtung, den ernst freudigen Rückblick in die Vergangenheit, den wehmüthigen Genuß der Gegenwart; der Verkehr in einer wie eine Insel des Oceans weltfernen kleinen Handelsstadt gab ihm die Kenntniß von Menschentypen, wie sie in der abgeschliffenen Gesellschaft unsers stets bewegten Lebens kaum mehr vorkommen, jenen Grundzug des Sichbescheidens und Verzichtens, wie er sich in Storm's Novellen vielfach ausgeprägt findet, wenn man anders auf solche Jugendeindrücke die nachmalige Entwickelung eines Dichters zurückführen darf. Jedenfalls dürfen wir, auch wenn wir der schöpferischen Eigenthümlichkeit des Dichters das weiteste Zugeständniß machen, annehmen, daß diese Jugendeindrücke unbewußt auf den Dichter die reichste Wirkung geübt haben.

Dies ein ganz dürftiger Auszug aus dem ersten Buche, welches „Heimat und Kindheit" überschrieben ist. Dasselbe schildert, vielfach anknüpfend an Storm's eigene Worte, welche ja ebenso oft Bekenntnisse des Selbsterlebten sind, den heimatlichen Grundboden, auf welchem eine Dichternatur, wie diejenige Storm's, aufwuchs. Wir dürfen dieses erste Buch als ganz besonders gelungen bezeichnen.

„Schule und Universität" ist das zweite Buch überschrieben. Wir gehen an der gediegenen literargeschichtlichen Entwickelung, inwiefern Schleswig-Holstein am deutschen Schriftleben Antheil genommen, vorüber; sie lehrt uns jedenfalls, daß Th. Storm nicht der erste Dichter des nordischen Grenzlandes ist, welcher in weitern Kreisen gewirkt. Wir betrachten Storm als den Schüler der alten vierklassigen Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, welche sich nach der üblichen Weise auf die alten Sprachen beschränkte. Freilich kam dabei die deutsche Poesie gar sehr zu kurz; sie galt als Luxusartikel und war lediglich dem Privatgeschmack anheim gegeben. Auch mag Mitte der dreißiger Jahre nach Husum, diesem vereinsamten Winkel deutscher Erde, blutwenig von deutscher Dichtung gekommen sein; gesteht ja doch Storm selbst, daß er noch als Primaner Ludwig Uhland, dessen Gedichte seit mehr als zwanzig Jahren erschienen waren, für einen Dichter des Mittelalters gehalten habe. Man las die Hainbündner, Schiller und Körner und etwa Goethe; daß es deutsche Dichter gebe, die ganz anders auf ihn wirken würden als Bürger und Hölty, davon hatte Storm keine Ahnung. Nichtsdestoweniger hatte er schon auf der Schule Gedichte gemacht und sie sauber in ein Büchlein eingetragen. So gemahnt es uns ganz an eine anderwärts längst überwundene Zeit, wenn wir vernehmen, daß der achtzehnjährige Storm im Herbst 1835 mit einem in Jamben abgefaßten Gedicht auf Matathias, den Befreier der Juden, bei der üblichen Redefeierlichkeit im Rathhaussaale Abschied nahm. Storm ward damals von seinem Vater nach Lübeck geschickt, um auf dem dortigen Gymnasium seine Jugendbildung zu vollenden. Der zwei Jahre ältere Emanuel Geibel hatte das Gymnasium schon verlassen, doch lernte Storm ihn später in den Ferien kennen, und die

beiden jungen Leute kamen einander nahe, obwol Geibel immer als der Ueberlegene dastand. In der lübecker Zeit versuchte sich Storm auch als Liederdichter; er nennt es „ein Flügelprüfen ohne Selbständigkeit, nur hervorgegangen aus dem innern Drange nach künstlerischem Formen und idealer Auffassung des Lebens, nicht aus dem unabweisbaren Drange, ein bestimmtes Innerliches gestaltet auszuprägen". Wichtiger ist, daß Storm in Lübeck endlich zur modernen Poesie in nähere Beziehung trat. Er lernte den „Faust", Heine, Uhland, Eichendorff kennen und erbaute sich daran; sie haben auf die lyrische Dichtung seiner Jugend großen Einfluß geübt.

Ostern 1837 bezog Storm, nahezu zwanzig Jahre alt, um Jurist zu werden, die Landeshochschule Kiel, deren wüstes Studentenleben übrigens seinem feinen Sinne wenig zusagte. Ostern 1838 vertauschte er Kiel mit Berlin, wo er anderthalb Jahre verweilte; dann kehrte er nach Kiel zurück und trat hier in nächste Verbindung zu den etwas jüngern Brüdern Theodor und Tycho Mommsen, welche damals dichterisch sehr angeregt waren und sich nachmals zu trefflichen, Theodor sogar zu einem hochgefeierten Gelehrten fortentwickelt haben. Sie gaben 1843 gemeinsam das „Liederbuch dreier Freunde" heraus, welches etwa vierzig Gedichte von Storm bringt, von denen die Hälfte Aufnahme in die „Gesammelten Gedichte" gefunden hat. Die von Schütze mitgetheilten Proben beweisen, daß Storm mit dieser ersten Veröffentlichung einigermaßen unter dem Einfluß von Heine und Eichendorff steht, und das ist im Grunde nicht zu verwundern. Mit dem Erscheinen des Liederbuchs ging die Studienzeit unsers Dichters zu Ende; er bestand die Prüfung und ließ sich in seiner Vaterstadt Husum als Rechtsanwalt nieder; 1847 verheirathete er sich mit Konstanze Esmarch aus Segeberg. Das Glück der Liebe, das seine Helden so oft entbehren müssen, ist dem Dichter in vollem Maße zutheil geworden.

Die Thätigkeit als Anwalt behagte unserm Freunde nicht sonderlich; neben dem häuslichen Glücke und der Dichtung gab ihm die Tonkunst Ersatz; er selbst sang, und singt noch als Greis, einen schönen Tenor und war in seinen verschiedenen kleinstädtischen Wohnorten gern Leiter eines Gesangvereins, welcher sich auch schwierigere Aufgaben stellte.

Die Früchte von Storm's dichterischer Thätigkeit erschienen zunächst in dem seit 1844 von Biernatzky herausgegebenen „Volksbuch für Schleswig-Holstein und Lauenburg"; 1851 sammelte er dieselben in den „Sommergeschichten", darunter auch sein erstes durchschlagendes Werk, die Novelle „Immensee".

In diese Glückstage jungen Liebeslebens und ernstfreudiger Dichterthätigkeit schlug wie ein schweres Gewitter die Sturmzeit von 1848 bis 1851 herein. Während rings allerorten die Völker sich erhoben und die Throne wankten, stand das tapfere kernfeste Volk der deutschen Nordmark, stand „Schleswig-Holstein meerumschlungen" auf für seine Selbständigkeit vom dänischen Inselreiche. Erst in seinem gerechten Kampfe von Deutschland unterstützt, dann von ihm schnöde verlassen und dennoch todesmuthig der eigenen Kraft vertrauend, nach vergeblichem Todesringen endlich gar von Oesterreich und Preußen mit gebundenen Händen der dänischen Gewaltherrschaft überantwortet, war Schleswig-Holstein das Schmerzenskind Deutschlands. Auch Theodor Storm theilt die hoffnungsfreudige Stimmung seiner Landsleute: mit vollen Liederklängen begleitet er die Erhebung seiner Heimat, mit bitterm Weh nimmt er theil an ihrem Fall:

In dieser Zeit der schweren Noth,
In dieser Blütezeit der Schufte,
In dieser Zeit von Salz und Brot —

Und spricht die tapfern Worte:

Und wimmert auch einmal das Herz —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen!

Als die Dänen den bei der Vertheidigung von Friedrichstadt gefallenen Kriegern zu Husum 1851 ein Denkmal errichteten, da schreibt er die Verse nieder:

Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht, mein Herz! Noch sollst du Freude haben;
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

So war Theodor Storm, obwol ihm sein junges Eheglück die thätige Theilnahme am Kampfe nicht gestattete, doch als Dichter ein Theil jener tapfern Wacht an der Eider, deren wir Aeltere mit Preis und Dank gedenken. Aber noch Härteres war ihm vorbehalten; Storm hatte seine deutsche Gesinnung, seine Abneigung gegen die Dänenherrschaft niemals verleugnet; mit der Rückkehr unter dieselbe war ihm die beim Thronwechsel erforderliche Bestätigung seiner Advocatur versagt worden. Er stand vor der Wahl: sich fügen oder die Heimat verlassen! Storm war keinen Augenblick zweifelhaft, daß er sich nicht fügen könne, auf die Gefahr hin, mit Weib und Kind „ins Elend zu gehen", wie der tiefsinnige altdeutsche Ausdruck lautet, d. h. in fremdes Land zu gehen, das Brot der Fremde zu essen. Storm that es mannhaft; alsbald nach der Unterwerfung der Herzogthümer wandte er sich nach Berlin mit dem Gesuche um Anstellung im preußischen Justizdienste. Jedoch erst im November 1853 ward ihm eine Stelle als Assessor am Kreisgerichte zu Potsdam übertragen, und damit beginnt unsers Werkes fünftes Buch „In der Fremde".

Ein altgermanischer Zug kommt bei Theodor Storm schön zur Geltung: nur das Leben in der Heimat als Glück, das Leben in der Fremde als „Elend" zu denken. Nicht leicht war es für eine Natur wie die seine, sich aus der Heimat, in der er festgewurzelt war, loszureißen und fremden Verhältnissen anzupassen. Wie ein aus seinem mütterlichen Erdreich jäh herausgerissener Baum mag er sich vorgekommen sein, als er sein stilles abgelegenes Husum mit dem „großen Militärcasino" Potsdam vertauschen mußte. Heimisch hat er sich in den drei Jahren, die er daselbst geweilt, nicht gefühlt, obwol ein bald erworbener Freundeskreis ihm die Bitternisse der Fremde zu vergüten trachtete. So gastlich man

ihn aufnahm, es war doch in den ersten Jahren eine trübe Zeit. Unerbittlich trat das Heimweh, flehend mit Kinderstimme, zu ihm. An sein inneres Ohr drang das Brausen des heimatlichen Meeres, und Sehnsucht ergriff ihn wie nach dem Wiegenliede der Mutter. Ihn, der die Natur unmittelbar auf sich wirken zu lassen und sich ihr innig anzuschmiegen gewohnt war, überkam wol in den geschniegelten, überall künstlich ordnende Menschenhand verrathenden Parks von Potsdam und seiner Umgebung das Verlangen nach dem Anblicke eines „ehrlichen Kartoffelfeldes, das mit Menschenleben und Geschick in unmittelbarem Zusammenhange stünde".

Man sollte meinen, von der schleswigschen Heide und ihrem sturmumbrausten Seestrand, von dem engen Leben einer kleinen nordischen Landstadt in das von blauen Seen umgebene Gartenparadies von Potsdam, in die nächste Nähe des menschenwimmelnden, geistig so anregenden Berlin versetzt zu werden, das sei ja doch kein so herbes Geschick; aber Storm dachte inmitten der anmuthigen Natur von Potsdam an die Dünen der friesischen Küste. Auch sich in die fremden preußischen Rechtsformen hineinzufinden, war ihm nicht leicht; andererseits tröstete ihn die Nähe von Berlin, wo er manchen geistesverwandten Freund fand: Franz Kugler, den Dichter und Kunstforscher, den noch jetzt schaffensfreudigen Theodor Fontane, Paul Heyse den Novellisten, Adolf Menzel den Maler u. a. In Kugler's Hause traf er auch mit Joseph von Eichendorff zusammen, welcher einer der Sterne seiner Jugend gewesen; eine Reise nach Süddeutschland im Herbst 1855 führte ihn mit Eduard Mörike dem Schwaben zusammen, demjenigen Dichter, mit welchem Storm die meiste Geistesverwandtschaft besitzt.

Im Herbst 1856 ward Theodor Storm als Kreisrichter nach Heiligenstadt im Eichsfelde versetzt, einem kleinen stillen Städtchen inmitten waldiger Berge, zwischen Thüringen und dem Harze, nicht süddeutsch, wie der Verfasser meint, aber weltfern genug, um dem Dichter sein Heiden- und Dünen-Husum allenfalls zu ersetzen. Storm's Haus hatte sich mittlerweile gefüllt; zu den drei schleswigschen Söhnen gesellten sich zwei Töchterlein, „sodaß nun eine ganze Schar junger Storme und Storminnen sein Heim belebte". Eine vergnügliche Geselligkeit war die Frucht der Abgeschlossenheit von der Welt; Storm wußte sofort einen Gesangverein ins Leben zu rufen; die stille Beschaulichkeit dieses thüringer Lebens war die rechte Luft für seine Poesie, die nun immer häufiger den Flug wagte.

So gingen Jahre schöner friedlicher Thätigkeit in Amt und Dichtung dahin, und mittlerweile ging die Weltgeschichte ihren Gang. Wohl zog es ihn nach Schleswig-Holstein allezeit zurück; fast alljährlich reiste er, allein oder mit den Seinen, dorthin, wo er dann bei dem Vater in Husum oder bei den Aeltern seiner Frau in Segeberg weilte. Das Jahr 1864 brachte die Heimkehr. Dänemark hatte die endgültige Einverleibung der Herzogthümer in die Monarchie ausgesprochen; da begegnete ihm der Einspruch von Preußen und Oesterreich; wieder sprachen die Kanonen, und das Endergebniß war, daß Schleswig-Holstein von Dänemark frei, daß es deutsch ward. Noch ehe die Stunde der völligen Befreiung schlug, im Februar 1864, erging an Theodor Storm der Ruf seiner Vaterstadt, die Landvogtei des Amtes Husum zu übernehmen:

Als die preußische Regierung ihm den erbetenen Urlaub versagte, suchte er seinen Abschied aus ihrem Justizdienste nach. Dann nimmt die Heimat ihren getreuen Sohn wieder auf. Als er den Brief gelesen, der ihm den Ruf zur Rückkehr brachte, da sagte er, im Kreise seiner Lieben sich umblickend: „Wen von euch soll ich nun dafür hingeben?" In dem Augenblicke, wo ein ersehntes Glück sich ihm offenbart, überkommt ihn wieder das geheime Bangen von der Vergänglichkeit desselben. Es ist etwas wie die antike Empfindung vor dem Neide der Götter, die sich in ihm regt. Eine Vorahnung von dem Verlust des geliebtesten Wesens ergreift ihn; das kommende Leid wirft seine Schatten voraus.

Nach elf Jahren der Verbannung kehrte er heim in sein geliebtes Schleswig-Holstein, aber ein Jahr nach der Heimkehr, im Mai 1865, entriß ihm der Tod seine theuere Konstanze; er hatte richtig geahnt, daß dieses Glück nur durch ein schweres Herzeleid zu erkaufen sein werde. Eine zweite Ehe mit einer nahen Verwandten der Entschlafenen wie seines eigenen Hauses, mit Dorothea Jensen, brachte wieder Sonnenschein in des Dichters vereinsamtes Haus; „Frau Do" ist eine treue Mutter seiner Kinder, ihm selbst eine liebevolle Gattin geworden; so waltet sie noch heute still und segensreich in seinem Hause.

Von der Thätigkeit des letzten Landvogts von Husum, welcher zugleich Justiz und Polizei des Amts Husum zu verwalten hatte, ist im Grunde nichts zu sagen. Um so lebendiger regte sich bei dem auf den Urboden der Heimat zurückgekehrten Dichter die Poesie. Es sind jene Novellen aus kleinen engen Verhältnissen der abgeschiedenen norddeutschen Heimat, jene fein ausgeführten Kunstwerke, welche uns anmuthen wie die gleichgearteten Kunstwerke eines Metsu und Mieris, nur daß die letztern in ihrer Kleinmalerei heiter gestimmt sind, diejenigen unsers Dichters gemeiniglich tief ernst wie eine Landschaft von J. Ruisdael, wenn auch dieser Ernst von den Rosen der Poesie verhüllt erscheint. Wir können nicht gleich dem Verfasser jede dieser Novellen, welche in den letzten Jahrzehnten die Freude unserer Leser gewesen, eingehend betrachten; was Storm neben Paul Heyse zu dem Meister unserer Novellendichtung gemacht hat, ist jener mit einem leisen Humor verbrämte tiefe Ernst, jene Fähigkeit, die Enge kleinstädtischer Verhältnisse zu vergolden, jene tiefe psychologische Darstellung seiner Gestalten und vor allem jener Zauber der Poesie, welcher in diesen Schöpfungen lebt; Theodor Storm tritt mit diesen Werken in die erste Reihe unserer Erzähler, ja unserer Dichter, denn Storm ist immer Künstler.

Etwa seit 1875 datirt der bisjetzt letzte Zeitraum von Theodor Storm's Dichtung, die geschichtliche Novelle. Hatte er bisher in seinen Novellen uns mit Vorliebe Bilder aus dem eng beschränkten Leben von Schleswig-Holstein oder der Nordseeküste geboten, und zwar aus dem Leben der Gegenwart, so schreitet er in einer Reihe

von nun folgenden Arbeiten weiter, indem er uns in der Gestalt chronikartiger Aufzeichnungen Bilder aus der Vergangenheit desselben zwischen Nord- und Ostsee beschränkten Erdstrichs gibt. Indem er uns um zwei und mehr Jahrhunderte rückwärts versetzt und die Sprache eines längst verschollenen Zeitalters nachahmt, versteht er es meisterlich, psychologische Probleme, die auch uns nahe liegen, künstlerisch darzustellen. Haben seine bisherigen Novellen zumeist ein ernstes Ende gefunden, Entsagung oder Tod, so ist das bei diesen geschichtlich gefärbten Novellen in gesteigertem Maße der Fall, denn sie enden furchtbar ernst; es ist eben die alte Geschichte:

Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war gar so tief.

Theodor Storm's äußeres Leben bietet, seitdem er die zweite Ehe geschlossen, wenig bemerkenswerthe Ereignisse dar. In die Ferne zieht es ihn nicht; der Heimat gehört sein ganzes Herz, und hier auch findet er immer wieder den Quell, aus dem ihm seine Dichtung strömt. „Ich habe", so schreibt er einmal, „das Reisen in der Jugend versäumt; die Versuche, es später nachzuholen, sind mir nicht gelungen." Tiefes Selbsterleben ist das Wesentlichste, und das findet sich in der Regel nirgends weniger als auf Reisen; das künstlerische Schaffen will Sammlung, nicht Zerstreuung durch tausend verschiedene Eindrücke.

Im Jahre 1874 ward Theodor Storm Oberamtsrichter in Husum, im Frühling 1880 nahm er seine Entlassung aus dem preußischen Justizdienste, bei welcher Gelegenheit ihm der Rothe Adlerorden vierter Klasse zutheil ward, übrigens nicht die einzige ehrenvolle Auszeichnung, denn ihm gesellte sich alsbald danach der bairische Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft.

Storm's Scheiden aus dem Amte war zugleich ein Scheiden aus der alten grauen Stadt am Meere. Im Frühling 1880 siedelte der Dichter mit seiner Familie in eine blühendere und weniger rauhe Landschaft, nach dem stattlichen Kirchdorfe Hademarschen im Herzen von Holstein über. Dort steht das einfache Haus unsers Dichters, das weniger den Eindruck des Poetischen als des Soliden hervorruft. Und in dieser ländlichen Einsamkeit haust der Dichter seit sieben Jahren; allerlei häusliches Leid und eigene Krankheit haben ihm doch die Freude am Leben und an der schönen Welt nicht vernichten können:

Gar behaglich und traulich ist es im Dichterhause zu Hademarschen. Aber nicht blos die Sinnigkeit und Beschaulichkeit waltet darin, sondern auch ein gut Theil Humor. Von dem gegen Morgen gelegenen Fenster schweift der Blick über den Garten und weiter über das Land hinweg. Die Wände schmücken sinnig ausgewählte Kupferstiche; auch auf die kleinen Familienbilder in silbernem Rahmen, denen wir in seinen Dichtungen begegnen, trifft unser Blick. Ueber dem bequemen lederbezogenen Lehnstuhl hängt die schwarzwälder Kukuksuhr. Der werthvollste Schmuck des Zimmers aber sind die mit einer erlesenen Bibliothek gefüllten Bücherschränke. Vorgelesen wird viel im Dichterhause von Hademarschen. Im Winter veranstalten Storm und der Pastor Leseabende. Daneben wird die Musik gepflegt, der namentlich die jüngste Tochter eifrig obliegt. Der Geist sinniger Behaglichkeit, der in dem Hause waltet, gelangt um die Weihnachtszeit zum schönsten Ausdruck. Wenn dann der „Märchenzweig" — ein über und über vergoldetes Reis, eine Erfindung Gottfried Keller's — vom Tannenbaum herniederglänzt und die goldenen Eier wie Kinderträume in den dunkeln Zweigen hängen, dann tritt wol die Erinnerung an die Jugendzeit mächtig an den Dichter heran. Die Sylvesternacht wird beim Punsch gefeiert, und ist die Mitternacht gekommen, so stimmt die Familienrunde das gute alte Lied von Voß an: „Des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernstem Schlag."

Den Schluß des anmuthigen Buchs, auf dessen feinsinnige Beurtheilung von Storm's ältern und jüngern Novellen nur kurz hingewiesen werden kann, bildet ein zusammenfassendes Urtheil, von welchem hier einige Stellen mitgetheilt werden mögen als letztes Bruchstück der verdienstlichen und erfreulichen Arbeit. Schütze spricht:

Storm ist neben Heyse der bedeutendste Vertreter der modernen Novellendichtung. Beide stellen den Höhepunkt einer Entwickelung dar. Aber während Heyse an die Novelle Goethe's und des alternden Tieck anknüpft, wird Storm in seinen Anfängen von romantischen Stimmungen getragen. Was die Romantiker in ihren Dichtungen auszusprechen sich bemühen, die Sehnsucht nach einem Glück, von dem aller Werth des Lebens abzuhängen scheint, ist auch das Empfinden so manches Storm'schen Helden. Der Romantiker geht nicht in den Freuden der Gegenwart auf, nur in der Sehnsucht nach dem Glück gefällt er sich. Dies Glück aber kann der Vergangenheit oder der Zukunft angehören. In beiden Fällen kann ein gemischtes Empfinden entstehen; der elegische Rückblick bringt ebenso wol ein gewisses Lustgefühl mit sich, als das Unerreichte künftigen Glücks eine gewisse Wehmuth. ... Goethe in den „Sprüchen in Prosa" gibt folgende Definition: „Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit." Damit ist das romantische Naturempfinden trefflich charakterisirt. Aber der Romantiker genießt die Einsamkeit bewußt; er gibt sich dem selbstgewählten Alleinsein hin in dem Gefühl, die Welt mit ihrer Lust, die auch wol wie traumhaft und aus weiter Ferne in seine Abgeschiedenheit hineinklingt, zu jeder Stunde wieder erreichen zu können. Dies romantische Naturideal hat in der Dichtung Gestalt und Farbe gewonnen. Storm ist Romantiker, insofern auch er sich gern eine über die Wirklichkeit erhobene, geheimnißvoll in sich abgeschlossene Welt schafft; er erscheint als Romantiker vor allem in seiner Vorliebe für die Nacht, die Mondnacht als Stimmung gebenden Factor. ... Die romantische Naturstimmung will rein und voll genossen werden. Worte würden stören. Schweigend gibt man sich dem Eindruck der Einsamkeit und Stille hin, der durch vereinzelt laut werdende Geräusche nur noch erhöht wird. Wie die Romantiker sieht auch Storm einen poetischen Schein um Menschen und Dinge. Nicht mit realistischer Aufdringlichkeit will er sie uns vor Augen stellen, sondern in einer gewissen verhüllenden Entfernung. Es ist, was Jensen als „das Unbestimmte, Verschleierte, schattenhaft Wirkende und mit den Augen eines Mittagsgespenstes schweigend Anblickende" seiner Dichtungen bezeichnet.

So mag es denn auch erklärlich erscheinen, wenn wir Storm mit Novalis zusammen auf dasselbe Postament gestellt, ihn als Romantiker unter den Dichtern der Gegenwart bezeichnet haben.

Wilhelm Buchner.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Hannoversche Schriftsteller der Gegenwart in Wort und Bild. 1. Serie: Jenny Bach, Werner Bergmann, Helene Bruns, C. Dressel, A. von der Elbe, L. Haidheim, Oskar Hansen, L. Herzog, A. Kistner, Alexander Römer, E. Schacht, August Scheele, Heinrich Schoene, C. Schroeder, Augustine Baronin von Schulte, Heinz Tovote, Wilhelm Waldschläger, L. Westkirch. Hannover, W. Otto. 1888. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Der Verleger beabsichtigt durch die Herausgabe des vorliegenden Buchs, „einerseits die Bekanntschaft der in Hannover lebenden Schriftsteller untereinander anbahnen zu helfen, andererseits aber in Hannover die Aufmerksamkeit auf diese und deren Schriften zu lenken und dadurch fördernd auf das dortige literarische Leben einzuwirken". Möge sich dieser sein localpatriotischer Wunsch erfüllen! Diese erste Serie umfaßt die zum Theil bereits in weitern Kreisen bekannten Namen: Jenny Bach, Werner Bergmann, Helene Bruns, C. Dressel, A. von der Elbe, L. Haidheim, Oskar Hansen, L. Herzog, A. Kistner, Alexander Römer, Eduard Schacht, August Scheele, Heinrich Schöne, C. Schroeder, Augustine Baronin von Schulte, Heinz Tovote, Wilhelm Waldschläger, L. Westkirch. Die Porträts sämmtlicher Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die durch irgendeinen novellistischen, lyrischen oder dramatischen Beitrag sich selbst charakterisiren, sind dem Buche in photographischen Medaillons beigefügt und führen dem Leser manches interessante Gesicht und manchen feinen Frauen- und Mädchenkopf vor Augen. Literarische Unsterblichkeit freilich verheiße ich keinem der für diese erste Serie „Hannoverscher Schriftsteller der Gegenwart" Auserwählten, und manche dieser ihrer Leistungen dürften nicht das geringste Interesse außerhalb ihres engsten Bekanntenkreises wecken. Einzelnes ist völlig schülerhaft, ohne den Werth einer inhaltsreichern Studie zu gewinnen, und das meiste zählt zu der Gattung jener dilettantenhaften Schöpfungen schreibseliger müßiger Stunden, wie sie jeder reifere Student und jede Dame von Welt zum Zeitvertreib aus den Aermeln schütteln. Doch gerade unter den weiblichen Vertretern des modernen Parnasses der schönen glänzenden Königsstadt des alten Hannoverlandes finden sich manche, die über das Maß des Alltäglichen erheblich hinausragen und durch ein ernsteres Streben theils weitere Anerkennung bereits gefunden haben, wie L. Haidheim und Charlotte Regenstein, theils finden werden, wie Luise Westkirch, deren Studie „Umsonst geopfert" zu schönen Hoffnungen berechtigt, und vor allem Malwine Euckhausen, welcher wir unter dem Pseudonym L. Herzog wieder begegnen werden. Ihre „Tagebuchblätter einer Schauspielerin" verdienen das Lob einer ebenso sichern wie farbenreichen Seelenmalerei; schade nur, daß die Sprache der gewandten Stilistin durch einen so garstigen Schnitzer wie „der falsche Pathos" (S. 172) entstellt wird. Sie überreicht uns pseudonym in demselben Verlage eine Sammlung Novellen, welcher ein Anerkennungsschreiben Felix Dahn's als empfehlende Einleitung vorausgeht:

2. Novellen von L. Herzog. Mit einem Vorwort von Felix Dahn zu der Preisnovelle: „Ein verlorenes Leben." Hannover, W. Otto. 1888. 8. 3 M.

„Sie haben mir gar nicht, sondern lediglich sich selbst diesen Erfolg zu danken: Ihrer das Mittelmaß weit überragenden Begabung und Ihrer wahrhaft musterhaften treufleißigen Gestaltung der Form und sorgfältigen Pflege der Sprache. Die Gestalt der Heldin ist ganz meisterhaft gezeichnet." So äußert sich Felix Dahn über der Verfasserin Preisnovelle „Ein verlorenes Leben". Ich will dem Lobe nicht durchaus widersprechen, doch vermisse ich in der Novelle eine sorgfältigere und kundigere Skizzirung des historischen Hintergrundes. Die Gestalt Sebastian Bach's — seine Tochter ist die Heldin der Geschichte — erscheint doch nur als Schattenriß und der gesammten Gesprächsweise gebricht die zeitliche Abstimmung. Inhalt und Form der historischen Novelle müssen aber vor allem auf diesem Probirstein der geschichtlichen Treue geprüft werden, ehe ein unbedingter Preis zugesprochen werden darf. Die andern Beigaben der Verfasserin wie: „Zwei Sylvesterabende" und „Meister Helfft", „Eine Weihnachtsgeschichte" und „Fröhliche Ostern", sind ansprechende Leistungen eines ernst und redlich strebenden Talents, dem wir alles Glück wünschen, aber die Warnung nicht ersparen wollen, sich nie auf Gebiete zu wagen, auf denen der Künstler nur dann lebenswahre Gestalten zu schaffen vermag, wenn er sie mit der Ausrüstung des wissenschaftlichen Kenners betritt. Die dichterische Möglichkeit, Menschen vergangener Epochen in den Lauten der Gegenwart zum Worte zu rufen, bleibt auf das engste an eine Schulung gebunden, welche dem schöpferischen Ingenium die Wege bahnt zu einem eindringenden und umfassenden Studium der historischen Lebensbedingungen und Lebensformen der Individuen, die es durch den Zauber der Kunst neu zu beseelen gilt.

3. Am Leuchtthurm. Eine Geschichte aus Preußens traurigen Tagen von Paul Block. Mit einem Briefe Felix Dahn's als Einleitung. Leipzig, Werther. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Felix Dahn findet die Erzählung auf des Verfassers Anfrage „ganz ausgezeichnet"; er schreibt: „Hervorragend finde ich sie. Sie hat den seltenen Vorzug, daß mit der Eigenart des Helden die ganze dichterische Aufgabe gegeben und zugleich die einzig richtige Lösung gegeben ist." Diese Aeußerung ergeht sich nun allerdings mehr über den Vorwurf als solchen, als seine Bearbeitung, mehr über die Aufgabe und den Stoff an sich als seine Gestaltung. Aber auch dieser gegenüber gibt vorgreifend ein Wort das kritische Endurtheil: „Held und Handlung sind aus einem Guß." Auch „Naturschilderungen und Zeitfarben tragen das Gepräge voller künstlerischer Wahrheit". Ich freue mich, dieses schöne Lob bestätigen zu können, um so mehr, als sich das folgende Werk desselben Verfassers in einem ungleich weitern Rahmen und ungleich figurenreicher mit derselben Sicherheit und der gleichen Abrundung bewegt.

4. Auno Sturm. Historischer Roman von Paul Block. Berlin, Janke. 1888. Gr. 8. 5 M.

Der Titel ist weder sehr geschmackvoll noch alsbald verständlich; er will sagen, daß der Verlauf der Geschichte sich in dem blutigen Jahre der Französischen Revolution 1793 vollzieht. Der Schauplatz ist Paris. Man darf den Verfasser nicht an so reich begabten Romanciers wie Rudolf von Gottschall messen, wenn sich die Parallele mit dessen glutvollen und unvergleichlich farbenprächtigen Schilderungen aus der nämlichen Periode auch unwillkürlich aufdrängt. Die Aufgabe des Verfassers war nicht leicht, denn es ist gewagt, dämonische Größen wie Robespierre, Danton und Marat in den Bereich novellistischer Darstellung zu ziehen, wenn man nicht im Vollbesitze der Mittel lebt, ihre Gestalten mit einem Gluthauche ihres Odems zu beleben. Dies zwar ist dem Verfasser leidlich gelungen, um so weniger indessen scheint mir sein Bild der Charlotte Corday dem geschichtlichen zu entsprechen. Treuer ist das Porträt Forster's gezeichnet, wenn auch seine Bedeutung neben den Gewalthabern des Bergs übertrieben in den Vordergrund gedrängt wird. Die Figur Bonaparte's wäre besser in ein so kurzes und nichtssagendes Intermezzo nicht bei den Haaren hereingezogen worden, und in dem wahnwitzigen Feste der Cathérine Théot spielt Robespierre eine so klägliche wie Danton eine lächerliche, jeder aber für alle Fälle eine unmögliche Rolle. Auch sonst geht die innere wie äußere Wahrscheinlichkeit öfter in die Brüche; immer wieder aber versöhnt der geschickte Entwurf des Ganzen, und zahlreiche gelungene Einzelheiten lohnen die Lektüre des anziehenden Werks, obgleich ihm der eigentliche Held fehlt, bis es mit den Worten zu Ende geht: „Da kam es durch die Fenster wie ein fahler, bleicher Schein; die Vorhänge färbten sich mit einem seltsamen röthlichen Lichte und plötzlich lachte der erste Strahl der Sonne in das düstere Zimmer und verklärte das bleiche, abgezehrte Antlitz Forster's mit einem leisen Schimmer rosigen Glanzes. Verwundert schlug er die Augen auf und ein mattes Lächeln spielte um seine Lippen: «Doch nicht finster!» flüsterte er. «Die Sonne geht auf!» Ein tiefer Athemzug hob seine Brust — dann schloß er die Augen, um seinen Genossen zu folgen — ins Land der Freiheit." So gebricht dem Werke auch der eigentlich versöhnende Schluß; freilich verleugnet der moderne Roman dieses alte Lessing'sche Gesetz ja immer beharrlicher. Als die gelungenste poetische Figur des Werks bezeichne ich zum Schlusse die wildphantastische Gestalt Théroigne's de Méricourt: hier ist es dem Dichter gelungen, die blutige Glorie der Megäre aufflammen zu lassen aus der Racheglut eines verrathenen Frauenherzens.

5. Einer aus der Masse. Roman von Alexander Römer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Verfasserin zählt zu den Dichterinnen des heutigen Hannover und ist auch in dem unter Nr. 1 in dieser Ueberschau vorgeführten Buche mit einer sinnigen Arbeit vertreten. Die vorliegende behandelt ein vielbesprochenes und in der deutschen wie ausländischen Romanliteratur vielbehandeltes Thema, nämlich das Problem, ob aristokratische Gesinnung und Begabung gebunden sei an aristokratische Geburt? Oder ob hoher edler Sinn und ritterliches Wesen und Bestreben auch den Kindern verliehen seien, die da „aus der Masse" stammen. Ein heikler Vorwurf. Die Verfasserin verlegt die Handlung, an deren Verlauf sie ihre Ueberzeugung dichterisch zu illustriren unternimmt, in die Sphäre der österreichischen Aristokratie. Sie berührt sich hier in mancher Hinsicht mit Hieronymus Lorm's „Das Leben kein Traum", während die Frage an sich unter den deutschen Schriftstellern ja bekanntlich Spielhagen am eingehendsten und weitschichtigsten zu behandeln fortfährt und auch G. Freytag der Ueberzeugung von einem unaufhörlichen Einflusse und machtvollen Nachwirken des Geistes der „Ahnen" innerhalb ihrer Nachfahren eine bändereiche Bestätigung und Beglaubigung ertheilte. Und ich unterschreibe sie in Freytag's Sinne gern, die Lösung Alexander Römer's geht aber in andersartigem. „Einer aus der Masse", der Sohn des Försters, entwickelt sich in überraschender Stammesähnlichkeit mit seinem gräflichen Herrn und Wohlthäter, der ihn schließlich wegen seiner aristokratischen Vollkommenheiten und Vortrefflichkeiten adoptirt, worauf dessen Erbtochter, Comtesse Hedwig, ihm — last not least — die Hand reicht. Das alles ist nicht unwahrscheinlich, denn der Förstersohn hat eine durchaus aristokratische Erziehung genossen und andere Aeußerlichkeiten (wohlverstanden, nicht die geringste Blutsverwandtschaft) haben ihn dem Herzen des Grafen und seiner Familie nahe geführt. Aber die Verfasserin zieht aus dieser Fabel eine falsche Folgerung. Denn nicht das Blut des Mannes „aus der Masse" ist es, dessen Tüchtigkeit und Lauterkeit dem Helden die Aristokratie erschließt, sondern lediglich die Erziehung, die ihm innerhalb der Aristokratie oder doch durch die Mittel der Aristokratie in aristokratischem Sinne zutheil wird. So zerbricht die demokratische Tendenz des Buchs in sich selbst, ganz wie der Oswald Stein der „Problematischen Naturen" in seinem ganzen Sein und Wesen, d. i. in seiner durchaus aristokratischen Natur sich gerade als Sohn seines Vaters erweist, während in seinem Spiegelbilde gerade der geborene Demokrat auf Kosten des entarteten Edelmanns nach der Tendenz der Dichtung sich sonnen sollte. Im übrigen dürfte die österreichische Aristokratie am wenigsten geneigt sein, im Sinne des Römer'schen Grafen Clamy zu handeln, und am wenigsten dazu veranlagt, wie er zu denken und ihren Stammbaum mit genialen Söhnen „aus der Masse" zu veredeln. „Sie begriff ihren Bruder Wenzel nicht mehr", heißt es von des Grafen Schwester, Comtesse Brigitte, zum Schlusse des Buchs, „sie begriff nicht die neue Zeit." Ich meine, es wird zum mindesten den meisten österreichischen Lesern wie Tante Brigitte ergehen; sie werden den Grafen Wenzel nicht begreifen und die „neue Zeit" für einen schönen Traum Alexander Römer's halten.

6. Eine Leidenschaft. Sein Traum. Ein Ferientag. Drei Novellen von Ludwig Thaden. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Verfasser verfügt über die Kunst folgerichtiger Charakteristik, wenn derselben auch der Vorzug ausdrucksvoller Kürze zur Zeit versagt bleibt. Die Anlage seiner Erzählungen holt zu weit aus und seine Darstellungsweise ist zu langathmig und wortreich. Trotzdem gebricht es seinen Gestalten nicht an Lebensfülle, wohl aber seinen Bildern mehrfach an poetischer Schönheit und seiner Ausdrucksweise an Glätte. Man vergleiche: „In demselben Augenblick, als ich meinem Spiel ein Ende machte, sank auch Esther zusammen; sie sank buchstäblich in sich zusammen — fast wie ein Ballon, aus dem die Füllung entweicht." (S. 105.) Diese Esther, eine dämonische Kokette, ist übrigens eine treffliche Leistung und ihre Charakterzeichnung jedenfalls die beste innerhalb der drei Novellen; die Handlung der zweiten, „Sein Traum", ist zu gekünstelt; die dritte, „Ein Ferientag", ist zu inhaltsarm und übersteigt nach keiner Seite die nichtige Bedeutung eines novellistischen Exercitiums. Was den sämmtlichen Novellen abzugehen scheint, ist eine kunstmäßige Composition; vor allem aber gebricht es dem Stil an Ruhe und der Tonart der sämmtlichen drei Erzählungen das epische Gleichmaß jener feinern Novellistik, für welche gerade die neuere und neueste Prosaliteratur so vortreffliche Muster bietet. An ihnen seine Technik zu vervollkommnen und in der Schule der Classiker seine Sprache zu klären, wollen wir dem Verfasser angelegentlich gerathen haben.

7. Der Gothenfürst. Historischer Roman von Adam Joseph Cüppers. Konstanz, Verlag der „Deutschen Heimat". 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein archäologischer Roman nach der germanistischen Schablone Freytag-Dahn. Die stilistische Manier ist die ihrige, auch Farben der Redeweise sind ihnen entlehnt. Dem Verfasser gebührt allein die Erfindung, aber auch die warme poetische Empfindung, mit der er seine Gestalten und die Landschaften belebt, in welchen ihre Geschicke verlaufen. Seine Phantasie reicht aus, ein ansprechendes Zeit- und Culturbild aufzurollen, nur den Figuren selbst fehlt die machtvollere reckenhafte Urwüchsigkeit und ihrem Wesen der eigentliche urgermanische Kern, ob auch moderne Aufträge und Verwässerungen gemieden sind. Ohne Frage hat der Verfasser mit umfangreichen Vorarbeiten sein Werk auf das gründlichste unterbaut, obschon sich seine beigegebenen Notizen neben dem vorliegenden Material sehr ärmlich ausnehmen; sie wären besser unterblieben, da sie dem Kenner geläufig und dem Laien kaum von Werth sind. Bei Scheffel und Ebers haben diese culturhistorischen Angaben und Verweisungen ja eine ungleich höhere, echt wissenschaftliche Bedeutung. Stofflich erweckt die Cüppers'sche Dichtung gewiß ein allgemeineres Interesse. Ihren Vorwurf bildet der Sturz des Markomannenkönigs Marobod, der einst über Mähren und Böhmen herrschte, durch den Gothenfürsten Catualda. So folgt der Verfasser in den äußern Grundzügen seines Romans den Taciteischen Annalen; den innern Ausbau vollzieht er mit liebevoller Hingabe, und ich rühme es ausdrücklich, mit lebendiger Einbildungskraft und ansprechender poetischer Begabung. Hier ein Muster seiner Schilderungsweise:

Waltrude ward hinabgesenkt in die kühle Erde und Krug, Schüssel und Kanne zu ihren Füßen niedergelegt. Richlinde streifte einen Goldreif von ihrem Arme und legte ihn auf die Brust der Todten, damit sie nicht ohne Gabe in Hel's Reich trete; dann warf sie zu dreien malen eine Handvoll Erde in die Gruft, und so thaten auch der Edeling und die Mägde. Die Knechte schaufelten das Grab zu, legten Rosen darüber und umzäunten endlich die Stätte mit grünendem Weißdorn. Der Vogel, der inzwischen mit mistönendem Geschrei die Eiche umflattert hatte, kam hernieder, setzte sich auf das Grab und schlug seinen Schnabel in den Rasen. Mitleidig schaute Richlinde auf das Thier, das sich seiner Herrin so treu bewies, und in ernstem Sinnen stieg sie mit den übrigen von der Waldhöhe hernieder.

Ist auch der große historische Hintergrund des Werks nicht mit der Kunst entworfen, worin Gustav Freytag nach Scheffel's Vorgang und Vorbild so Schönes geleistet hat, so ist dem Roman doch innerhalb seiner bescheidenern Schranken anmuthend gelungen, über ein geschichtliches Ereigniß der deutschen Vergangenheit poetisches Licht auszugießen.

Adalbert Schroeter.

Aus dem Familienleben König Friedrich's von Würtemberg.

Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérôme von Westfalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Würtemberg. Herausgegeben von A. von Schloßberger. Drei Bände. Stuttgart, Kohlhammer. 1886—87. Gr. 8. 24 M.

Der Herausgeber schließt die Vorrede zum ersten Bande seines Werks mit den Worten:

Möge dem vorliegenden Werke eine freundliche Aufnahme zutheil werden! Dasselbe wird — dem Wechsel der menschlichen Geschicke entsprechend — von Tagen des Glückes einer edeln Königin wie von solchen des Leides zu erzählen haben; aber es wird hierbei stets eingedenk sein der schon in alten Zeiten schwerster Prüfung dem erhabenen Regentenhause Würtembergs aus treuem Unterthanenherzen dargebrachten Huldigungsworte: „Hie gut Würtemberg alleweg!"

In ähnlichem Sinne äußert er sich zu Eingang des dritten Bandes: die Leser möchten in dem Buche eine von Pietät eingegebene Huldigung erblicken,

dargebracht zwei in Gott ruhenden erlauchten Sprossen des altehrwürdigen würtembergischen Regentenstammes, einerseits einem die meisten seiner Zeitgenossen geistig überragenden Regenten, welcher mit sicherm Auge und fester Hand in den sturmvollsten Zeiten zum Heile seines Landes am Steuer saß . . ., und andererseits ihr, der schwergeprüften Königin Katharina, welche bei dem empfindlichsten Wechsel der äußern Verhältnisse durch Muth, Hin-

gebung und Treue die Bewunderung aller Kreise auf sich gezogen hat; ihr, der willensstarken Frau, „qui, par sa belle conduite, s'est inscrite de ses propres mains dans l'histoire".*)

Die angeführten Worte bezeichnen sowol den Gesichtspunkt, von dem aus die Veröffentlichung der Briefe erfolgt ist, wie die Gesinnung, von welcher die eigenen Zuthaten des Herausgebers erfüllt sind. Diese Zuthaten bestehen, abgesehen von zahlreichen Anmerkungen unter dem Texte, die in dankenswerther Weise thatsächliche Aufklärungen über in den Briefen erwähnte, weniger allgemein bekannte Persönlichkeiten gewähren, aus einer Anzahl zur Erläuterung und Vervollständigung der in den Briefen angedeuteten Thatsachen dienender Actenstücke aus dem königlichen Hausarchive zu Stuttgart, und zumal aus von dem Herausgeber als „Vorreden" bezeichneten ausführlichen Einleitungen zu jedem der drei Bände. Dieselben bieten eine kurze zusammenfassende Darstellung der historischen Thatsachen, auf welche sich die in dem betreffenden Bande enthaltene Correspondenz bezieht, mit wörtlicher Anführung der wichtigsten Stellen der letztern. Die Einleitung zum ersten Bande bringt zugleich (S. III—XII) einen in der Hauptsache den 1861—66 in Paris erschienenen „Mémoires du roi Jérôme et de la reine Cathérine" entlehnten Abriß der Lebensgeschichte der Königin, welche der Verfasser jenes Buchs als die tugendhafteste, beste und energischste Frau des Jahrhunderts bezeichnet.

Sind diese „Mémoires" überhaupt für die beiden ersten Bände unsers Werks vielfach benutzt, so wird doch der Kern derselben durch mehrere hundert in dem königlichen Hausarchive zu Stuttgart aufbewahrte und hier zum ersten male abgedruckte Briefe gebildet. Aus Archivalurkunden und officiellen Hofberichten hat der Herausgeber außerdem die Heiratsgeschichte Jérôme's und Katharina's bis ins einzelste hinein zusammengestellt (I, 331—396), von der ersten Entstehung des Plans, vielleicht schon von jenem 3. October 1805 an, als Napoleon in Ludwigsburg mit der sanften Gewalt, die er so trefflich anzuwenden verstand, den Kurfürsten Friedrich zum Bündnisse mit Frankreich nöthigte, bis zu dem am 22. August 1807 in Paris geschlossenen Ehevertrag, dem sogar eine photographische Nachbildung der Unterschriften und des Einbandes dieses Documents beigefügt ist.

Die ganze Sammlung war ursprünglich auf zwei Bände berechnet, deren erster die Correspondenz von 1801 bis 1810, der zweite die von da ab bis zu dem Tode König Friedrich's im October 1816 gewechselten Briefe enthält. Aber nach dem Erscheinen des ersten Bandes stellte Prinz Jérôme Napoleon dem Herausgeber aus dem Napoleonischen Hausarchive zu Prangins am Genfersee dritthalbhundert Briefe des Königs Friedrich an seine Tochter, die Mutter des Prinzen, zur Verfügung, welche, zum Theil zu den interessantesten der ganzen Sammlung gehörig, nun den dritten Band derselben bilden. Es ist zu bedauern, daß, während alle andern Schriftstücke ohne Rücksicht auf die Personen der Schreiber und Empfänger streng chronologisch geordnet sind, diese Briefe nicht an den entsprechenden Stellen haben eingeschoben werden können, sodaß der Leser genöthigt ist, die beiden ersten Bände zu ihrem Verständnisse fortwährend heranzuziehen.

Obwol das Werk nur authentische Urkunden enthält, hat dasselbe doch keinerlei officiellen Charakter, sondern den einer reinen Privatarbeit. So durfte sich der Herausgeber die Freiheit nehmen, einzelne Stellen der Briefe wegzulassen, „welche, geschichtlich werthlos, für andere, zumal die Mitglieder der Napoleonischen Familie verletzend gewesen sein würden". Dieses Verfahren verdient wol kaum Billigung; das Moment des „Verletzenden" darf bei historischen Schriftstücken, zumal wenn sie sich auf Verstorbene beziehen, nicht allein maßgebend sein, und die Grenze zwischen dem für die Geschichte Werthvollen und Werthlosen ist oft schwer zu ziehen. Hat sich der Herausgeber doch auch sonst nicht gescheut, an und für sich ganz Unbedeutendes mit aufzunehmen, was wir ihm um so weniger verargen, als es immerhin dazu dient, uns das Bild der miteinander verkehrenden Persönlichkeiten klarer und vollständiger in ihren individuellen Eigenthümlichkeiten vor Augen zu führen.

Sämmtliche Briefe sind französisch geschrieben. Es ist anzunehmen, daß in Stuttgart, wie an den meisten deutschen Fürstenhöfen der damaligen Zeit das Französische die gewöhnliche Verkehrssprache bildete. Vater und Tochter schreiben das fremde Idiom leicht und fließend, wenn auch hie und da einmal eine deutsche Wendung mit unterläuft. Ob der Herausgeber recht daran gethan hat, daß er sich mit Hülfe von Sprachgelehrten der Mühe unterzog, die grammatischen und orthographischen Schnitzer der Originale, welche zumal in den Briefen Katharina's sehr häufig vorkommen sollen, sorgfältig auszumerzen, ist eine wol aufzuwerfende Frage. Die Briefe verlieren durch solche Correcturen immerhin etwas von ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit. Es scheint, daß ihm seine große Loyalität nicht gestattete, die sprachlichen Blößen der hochverehrten Persönlichkeiten seiner Herrscherfamilie profanen Blicken preiszugeben.

Der Stil der zwischen Vater und Tochter gewechselten Briefe ist einfach und natürlich, während die von Napoleon I. an „Monsieur mon frère" gerichteten wie die Antworten König Friedrich's meist mehr oder weniger steife Förmlichkeit zeigen. In den beiden ersten Bänden nehmen die Katharina's den bei weitem größten Raum in Anspruch. Außerdem finden wir darin Briefe ihres Vaters, ihres Gatten, des französischen Kaisers und ganz vereinzelte von andern Angehörigen des würtembergischen Hauses. Der dritte Band enthält ausschließlich Schreiben König Friedrich's an die Tochter, mit dem Jahre 1794, als Katharina elf Jahre zählte, beginnend und bis zum März 1814 reichend, während die Katharina's im ersten Bande nicht hinter das Jahr 1801 zurückgehen.

*) Worte Napoleon's auf Sanct-Helena.

Den Inhalt der Briefe bilden in erster Linie rein persönliche und Familienangelegenheiten: der Gesundheitszustand der Familienglieder, ihre Stimmungen, Hoffnungen und Befürchtungen, kleine tägliche Erlebnisse, Reisen, Erscheinungen der Jahreszeit u. s. w.; seitens des Vaters auch vielfach gute Rathschläge an die Tochter über ihr Verhalten zumal dem Gatten und dem allmächtigen Schwager gegenüber. Gegenstände von allgemeinem Interesse außerhalb der politischen Sphäre werden kaum berührt. Von Kunst ist nur insofern die Rede, als einige Namen von Bildhauern, Malern und Architekten gelegentlich ihnen aufgetragener Arbeiten erwähnt werden. Literarische Erscheinungen und Zustände scheinen überhaupt nicht in das Gesichtsfeld der Briefsteller getreten zu sein; ebenso wenig werden sociale oder kirchlich-religiöse Fragen irgendwie berührt. Auch betreffs der politischen Ereignisse jener verhängnißvollen Periode, ihres innern Zusammenhanges und ihrer Ursachen bieten die Briefe im ganzen nur eine mäßige Ausbeute. Weit bedeutsamer verspricht in dieser Beziehung die (I, XXVII) verheißene Veröffentlichung der militärischen und politischen Correspondenz Napoleon's I. mit König Friedrich zu werden; wenigstens gehören die wenigen Briefe, welche „zu besserer Orientirung des Lesers" hier bereits mitgetheilt werden, zu den weitaus interessantesten des Buchs, vor allem der aus Paris vom 18. Januar 1813 datirte, zehn Druckseiten umfassende des Kaisers — toute confidentielle et étrangère aux communications du cabinet — über den russischen Feldzug, dessen Folgen und die weitern Pläne des Schreibers, sowie die Antwort des würtembergischen Monarchen.

Sehr belehrend ist der Briefwechsel betreffs des äußern und innern Verhältnisses der Rheinbundfürsten zu ihrem allmächtigen Protector. Das eifrige Bemühen, seine Gunst zu erhalten, die ängstliche Besorgniß, seinen ewig regen Argwohn zu reizen, das Bewußtsein der eigenen Ohnmacht und absoluten Abhängigkeit von den Launen des Despoten treten uns klar genug entgegen, während die innere Scham über dies unwürdige Verhältniß, der tief gekränkte Stolz des legitimen Sprossen einer altehrwürdigen Dynastie gegenüber dem Emporkömmling, der Unwille über stets sich erneuernde Kränkungen und Demüthigungen, meist nur in verhüllten Anspielungen und halben Worten ausgedrückt, mehr zwischen als in den Zeilen zu lesen sind. Wir dürfen uns nicht wundern, daß König Friedrich selbst in den vertraulichen Briefen an die Tochter sich nur mit der größten Vorsicht ausspricht — mußte er doch stets gewärtigen, daß sie erbrochen und von Unbefugten gelesen wurden. Ja, die Briefe Jérôme's und Katharinens kommen, wie er klagt, zuweilen in solchem Zustande in seine Hände, daß er sich schämt, die beschmuzten und zerknitterten Einlagen an die Adressaten abzugeben. Sehr häufig gelangen die Briefe verspätet, zuweilen gar nicht an ihre Adresse. Wenn er ausruft (III, 63): „Je voudrais savoir quel est le mauvais génie qui contrarie notre correspondance", so ist das wol nur eine façon de parler: er kennt den bösen Geist gut genug. Oefters sendet er seine Briefe durch einen Expreßboten in der nicht immer erfüllten Hoffnung, „daß Dir dieser Brief uneröffnet zukommen werde".

Wir können hier aus Mangel an Raum weder auf die interessanten Aeußerungen König Friedrich's über den Krieg von 1809, noch auf seine Klagen über nicht gehaltene Versprechungen und zugefügte Kränkungen, noch endlich auf die ausführliche Rechtfertigung seines Frontwechsels im Herbst 1813 eingehen. Müssen wir den König in Bezug auf den letztern, trotzdem national-deutsche Anwandlungen dabei keine Rolle spielen, gegen die bittern Vorwürfe, die ihm von französischer Seite gemacht wurden, in Schutz nehmen, weil er im Gegenfalle, ohne seinem bisherigen Verbündeten nützen zu können, nicht nur die Krone für sich und seine Nachfolger verscherzt, sondern auch das schwerste Unheil über sein Land gebracht haben würde, so wird dagegen unser Urtheil anders lauten, wenn wir sein Verhalten der Tochter und dem Schwiegersohne gegenüber nach der Katastrophe von 1813 bis 1814 betrachten.

Die Geschichte schildert uns König Friedrich als einen nicht nur strengen, sondern auch seinen Beamten, seinen Dienern und Unterthanen, ja selbst seinen Angehörigen gegenüber harten, hochmüthigen und eigenwilligen Herrscher. Schloßberger, ein so loyaler Unterthan und begeisterter Verehrer seines Herrscherhauses er auch ist, kann und will das zwar nicht ganz in Abrede stellen, erklärt jedoch diese Auffassung für eine einseitig übertriebene und stellt den unleugbaren Fehlern die weit überwiegenden guten Eigenschaften des einsichtsvollen, energischen, für das Wohl seines Volks wie seiner Familie eifrigst bemühten Fürsten gegenüber. Eins ist ihm durch die Veröffentlichung dieser Briefe jedenfalls gelungen: sie liefern uns den unwiderleglichen Beweis, daß König Friedrich seine Tochter aufrichtig und herzlich liebte, und daß diese mit kindlicher Zärtlichkeit und ehrfurchtsvoller Zuneigung an dem Vater hing. Sie ist ihm „ein unaussprechlich geliebtes Kind" (III, 20); er zählt die Augenblicke bis zur Wiedervereinigung mit ihr (III, 33); er feiert ihren Geburtstag in ihrer Abwesenheit, als ob sie zugegen wäre, er überhäuft sie mit sinnigen Geschenken und Liebesbeweisen aller Art, und sie vergilt ihm in vollem Maße Gleiches mit Gleichem.

Prinzessin Katharina hatte in ihrem Wesen vieles mit ihrem Vater gemein. Sie selbst erzählt uns, daß sie in ihrer frühen Jugend sehr eigenwillig, gebieterisch und launisch gewesen sei und sich auch später noch leicht zu Ausbrüchen leidenschaftlicher Heftigkeit habe hinreißen lassen. Es war natürlich, daß zwei derartige Charaktere, sobald äußere Gründe zu einem Conflict eintreten, früher oder später heftig aufeinandertreffen mußten.

Die Heirath Katharinens mit dem Prinzen Jérôme war das Werk Napoleon's. König Friedrich ergab sich in das Unvermeidliche; ebenso die jungen Leute selbst, die sich bisher nie gesehen hatten. „Ich bin durch die Politik

zur Heirath gezwungen worden", sagt Katharina (II, 119), und ihr Gatte schreibt an König Friedrich am 3. Mai 1814: „Niemand weiß besser als Sie, daß ich die Hand Ihrer Tochter nicht gesucht und diese Ehe so lange wie möglich verzögert habe." Aber diese Ehe war nichtsdestoweniger eine glückliche geworden. „Ich bin die glücklichste Frau, die es gibt; alle Gefühle vereinigen sich in mir für meinen Mann: Liebe, Zärtlichkeit, Achtung." Das war keine Uebertreibung. Mochte ihr der Gatte nicht immer unbedingt treu geblieben sein: sie hat sich doch nie über Mangel an Liebe oder Rücksicht beklagt; und auch er trägt seine Liebe und Achtung für die Lebensgefährtin bei jeder Gelegenheit zur Schau. Der Vater ist glücklich, daß sich das Verhältniß so gestaltet hat, und kann die Tochter nicht genug ermahnen, dem Gatten in allen Stücken zu folgen, ihn zum Leitstern ihres Lebens zu machen. Als aber nach der Abdankung Napoleon's und der Aechtung seiner Familie das westfälische Königspaar sich vertrauensvoll an den Vater wendet und sich hülfesuchend in seine Arme wirft, öffnet er dieselben wol der Tochter, verlangt aber, daß sie, dem Beispiele der Kaiserin Marie Luise folgend, ihr Schicksal endgültig von dem ihres Gatten trenne. Katharina antwortet:

> Ich werfe mich Ihnen zu Füßen, o bester der Väter, und beschwöre Sie, von diesem Gedanken abzustehen.... Niemals werde ich meine Interessen von denen meines Mannes trennen; mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt; Liebe und Ehre geben mir ihn ein; ich werde ihm folgen, wohin auch das Schicksal ihn führen möge (II, 107).

Während sie so ihre Liebe und Gattenpflicht betont, erblickt der Vater in ihrer Handlungsweise nur „eine Leidenschaft, die sie ungerecht gegen ihre ganze Familie mache und über ihre eigenen Interessen verblende". Von diesem Augenblicke an ist das Zerwürfniß da, das sich noch schärft, als Katharina auch nach den hundert Tagen und nach der erneuten und verschärften Aechtung der Napoleoniden fortfährt, treu zu ihrem Manne zu stehen. „Den Tod oder meinen Gatten, das ist jetzt der Wahlspruch meines Lebens." Ihre Briefe an den letztern aus dieser Zeit sind erfüllt von Ausdrücken warmherziger Liebe und Zärtlichkeit. Auch jetzt verleugnet allerdings König Friedrich so wenig die Liebe zu seiner Tochter, wie Katharina die kindliche Ehrfurcht vor dem Vater; aber er vermag ebenso wenig anzuerkennen, daß sie nicht nur ihrem Herzen, sondern einem tiefen und wahren Pflichtgefühle folgt, indem sie ihr Schicksal unlöslich mit dem ihres Gatten, des Vaters ihres Sohnes, verbindet, wie sie der politischen Zwangslage Rechnung zu tragen, in der sich der Vater den alliirten Mächten und den Bestimmungen des zweiten Pariser Friedens gegenüber befindet. Um die letztere zu kennzeichnen, theilt der Herausgeber aus den geheimen Cabinetsacten in funfzehn Beilagen den Text der diplomatischen Actenstücke mit, welche zwischen den Verbündeten über die Zukunft Jérôme's und Katharina's gewechselt wurden, sowie das Diplom, durch welches König Friedrich seinem Schwiegersohne den Titel eines Fürsten von Montfort verlieh (II, 236—257). Das Verhältniß zwischen ihm und dem Ehepaare bleibt, auch nachdem sich die Gatten mit Erlaubniß des Kaisers von Oesterreich in diesem Lande niedergelassen, unverändert: tadellos in den Formen, aber kühl bis ans Herz hinan bis zum Tode des Vaters am 10. October 1816. Katharina folgte dem Gatten später nach Florenz. Die zweite Glanzperiode der Familie nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851 sollte sie nicht mehr erleben; sie beschloß „ihr irrendes Leben", 52 Jahre alt, am 30. November 1835 zu Lausanne.

Otto Speyer.

Novellen, Skizzen und Lieder.

1. Wogen der Sündflut. Eine Novellensammlung in zwei Theilen von O. von Oberkamp. Berlin, Ißleib. 1888. 8. 5 M.

Eine eigenthümliche, wenn auch nicht immer ganz berechtigte Auffassung der das Menschenherz bewegenden Kräfte blickt uns aus den sechs Stücken dieser Sammlung entgegen; wir fühlen den Hauch der allbewältigenden, unterjochenden, aber auch wieder erlösenden Liebe. Ihre Wellen sind die brandenden „Wogen der Sündflut", die uns unwiderstehlich in ihren Strudel hineinreißen und ins Verderben führen, wobei Vernunft und freier Wille rettungslos zu Grunde gehen. Der arme verkrüppelte Geiger Jansen, der zum Mörder wird, um seine Jugendgespielin und Herzenskönigin vor der drohenden Schande zu bewahren, der deutsche Offizier Branden, der in den Armen der räthselhaften Emissärin Bazaine's Vaterland, Ehre und Männlichkeit in die Schanze schlägt, Graf Werner, den seine Leidenschaft nach schrecklichen Seelenkämpfen zum Brudermorde treibt: sie alle sind traurige Opfer der Sündflut, welche sie willenlos umhertreibt, ein fürchterliches, aber nur zu wahrheitsgetreues Zeugniß für die Ohnmacht des Menschengeschlechts gegenüber der verzehrenden Leidenschaft. Sie können mit der Heiligen Schrift ausrufen: „Wer sich schuldlos fühlt, der werfe den ersten Stein auf uns." Einen versöhnenden Gegensatz zu den düstern Bildern des ersten Theils bilden die drei Novellen der zweiten Abtheilung. Sie zeigen uns, daß die Liebe nicht nur fesselt, sondern auch erlöst, nicht nur Sünde gebiert, sondern auch sühnt. Haben uns die Erzählungen des ersten Theils überzeugt, daß das Weib dem Manne zum Fluche gereichen kann, so lehren uns die des zweiten, daß echte Liebe den Fluch in Segen wandelt und aus den „Wogen der Sündflut" errettet.

Die Handlungen der vorliegenden Novellen sind ergreifend, gut durchdacht und legen beredtes Zeugniß ab

für das Können der geistreichen Verfasserin; besonders gut versteht sie es, die feurige, zügellose Leidenschaft zu schildern, während die Ausmalung der beglückenden Liebe schon mehr außerhalb der Sphäre ihrer Fähigkeiten zu liegen scheint. Heißes Ringen nach Vollendung, fortreißende glühende Leidenschaften, anziehende Verwickelungen, treffende, meisterhafte Charakteristik bilden die Glanzseiten dieser Novellen, die ein großes Erzählertalent verrathen.

2. Kleeblätter. Novellensammlung von Paul Maria Lacroma. Görz, Wokulat. 1888. 8. 3 M.

Die dem deutschen Lesepublikum schon durch zwei Romane bekannte Schriftstellerin bietet in den „Kleeblättern" drei anmuthige Variationen über die Allmacht und beglückende Kraft der Liebe. Das erste Kleeblatt: „Auf Räubercommando", führt uns auf bosnischen Boden, auf dem sich die Verfasserin recht heimisch zu fühlen scheint; die Erzählung ist reich an spannenden Situationen, die schelmische Räuberstochter Zora gewinnt sofort unser Mitgefühl und erweckt das Interesse für diesen neuösterreichischen Liebesroman. Die Erzählung „Rothe Strümpfe" ist schwächer; die Handlung ist für eine Novelle zu umfangreich; die Fülle der auf kleinem Raum angehäuften Ereignisse beeinträchtigt die genügende Ausführung der Charaktere; am besten ist noch der joviale Landgerichtsrath von Steinhorst getroffen. Die vollendetste unter den drei Novellen ist unstreitig die letzte, welche sich „Meeresgaben" betitelt; der Kampf zwischen Ahnenstolz und wahrer echter Liebe, welcher mit dem Siege der letztern schließt, ist ergreifend dargestellt, die Schilderung der gräßlichen Gefahr, welche Bertha von Hartenstein auf der trostlosen Klippe inmitten des Meeres zu bestehen hat, gehört zum Besten, was wir der talentvollen Verfasserin verdanken.

Die reiche, freilich nicht immer geschulte Phantasie, welche P. M. Lacroma in diesen Geschichten bekundet, der schalkhafte, erfrischende Humor, die treffliche Charakterzeichnung sichern dem Werkchen Erfolg trotz zweier Fehler: allzu breiter Behandlung des Stoffs und mangelhaften Stils. Im ganzen läßt sich gegenüber den Erstlingswerken Lacroma's ein bedeutender Fortschritt nicht verkennen.

3. Sturmvögel. Deutschnationale Kämpfe. Von Karl Pröll. Dresden, Pierson. 1888. 8. 60 Pf.

Nur wenige sind sich der Gefahr, welche durch das immer mehr anwachsende slawische Element dem Deutschthume in Oesterreich droht, voll bewußt; die Mehrheit der Deutschen in der Monarchie steht diesen Bewegungen gleichgültig, man könnte sagen fremd gegenüber. Einer der feurigsten Vorkämpfer, der seit Jahren unentwegt für die deutsche Sache eintritt und mit schneidigem, unermüdlichem Eifer seinen Mahnruf ertönen läßt, ist Pröll. In den „Sturmvögeln" liegt uns eine Reihe seiner Streitgedichte vor, in denen das nationale Streben Pröll's scharfen Ausdruck findet. Es ist dies kein inhaltleeres, schablonenhaftes Reimgeklingel, wie sie das Frühjahr in der Regel dutzendweise bringt, sondern der erschütternde Klageruf, die eindringliche Mahnung eines seinen Stamm liebenden, verbitterten Gemüths. Der Verfasser erhebt keinen Anspruch auf Formvollendung seiner Gedichte; der an den Regeln der Dichtkunst streng festhaltende Aesthetiker wird an diesen Ergüssen kalt vorübergehen; wer aber deutschen Gemeinsinn hegt, wessen Herz noch warm für die deutschen Brüder schlägt, der wird zu ernstlichem Nachdenken bewogen, den wird die Mahnung:

Ja, gibt es keinen tapfern Mann,
Der unsere Brüder führen kann,
Zum Opfertod bereit? —

aus seiner Gleichgültigkeit aufrütteln.

In diese scharfe Abwehr gegen die Anmaßungen der slawischen Elemente mischt sich auch eine wehmüthige Klage über die Stammesbrüder im Reiche, die ruhig diese Unterdrückung gewähren lassen, eine energische Aufforderung an dieselben, den deutschen Brüdern in der Ostmark thatkräftige Hülfe zu bieten. Das „Böhmerwald-Märchen" (im „Anhang") gibt uns ein ergreifendes Bild von der Undankbarkeit der czechischen Elemente gegen die Deutschen. Hoffen wir, daß diese neueste Streitschrift des verdienten Verfassers der „deutschen Sache" zahlreiche Freunde zuführen wird.

Von einer ganz neuen Seite, nämlich als aufmerksamer Beobachter der socialen Verhältnisse unserer Zeit, zeigt sich uns der bislang hauptsächlich als politischer Schriftsteller bekannte Verfasser in:

4. Moderner Todtentanz. Kohlenskizzen von Karl Pröll. Berlin, Landsberger. 1888. 8. 2 M.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, welches uns beim Lesen dieser kleinen, scharf gezeichneten Skizzen ergreift, welche — wenn sie auch hie und da, wie z. B. in „Aphrodite mit dem Schleier", ans Unwahrscheinliche streifen — im großen Ganzen aus dem vollen Menschenleben gegriffen sind. Tiefes Mitgefühl für die socialen Leiden der im grimmigen Kampfe ums Dasein sich aufreibenden Menschheit befällt uns; voll Schmerz legen wir das Buch beiseite, um es immer wieder zur Hand zu nehmen. Gebannt von der eigenartigen Schwermuth, die uns aus jeder Seite entgegentritt, vertiefen wir uns in das Werk, um schließlich in der freien Natur Schutz zu suchen gegen die beklemmenden bangen Vorstellungen, die diese Lektüre in uns erweckt. Der Tod in seinen verschiedensten Formen blickt uns da aus jeder einzelnen Skizze höhnisch entgegen; wir haben das Gefühl, als wenn wir zwischen Moder und Verwesung lustwandelten. Aber nicht der sanfte Jüngling der Griechen, der betrübt seine Fackel auslöscht, nicht der Tod des Christenthums, der uns auf ein „besseres Jenseits" hinweist, nein, der fürchterliche, alles vernichtende Tod des modernen Menschen, welcher nur ewiges Vergessen im Gefolge hat — das ist's, was uns der Verfasser vorführt. Der stahlharte Locomotivführer, der sich vermißt, an Gottes Statt zu richten, der

habsüchtige Bauer, der im aufwallenden Zorne seinen Sohn ermordet, der hagere Apostel der zweiten Commune, das jugendliche Mädchen, das aus Eifersucht ihre glücklichere Nebenbuhlerin aus dem Wege schafft — sind sie nicht, wenn auch nicht alltägliche, so doch Erscheinungen, denen wir nur zu oft im modernen Leben begegnen? Man könnte Pröll den Vorwurf machen, daß er sich zu sehr in der grellen Schilderung des Elends gefalle; wer aber Umschau gehalten in den Kreisen der ärmern Landbevölkerung und der Fronarbeiter der Industriestädte, wer den stummen Vorwurf in den eingefallenen, vor Schmuz starrenden Gesichtern der zu früh zur Arbeit verwendeten Kinder gesehen, der muß sich gestehen, daß das Leben mehr des Elends bietet, als selbst der Verfasser zu schildern wagt. Einzelne Skizzen, wie z. B. „Die Uhr der Arbeit", bilden einen flammenden Protest gegen den Egoismus der Besitzenden, eine ernste Mahnung, die Arbeiter nicht bis aufs Mark auszusaugen, eine gerechte Forderung, unsere große, täglich anwachsende Schuld der Menschenrechte endlich zu begleichen.

Aber Pröll vergißt über den düstern Schilderungen nicht die Lichtseiten, die das Leben bietet. Neben dem Locomotivführer finden wir das Töchterchen Marie, welches aus Schwesterliebe sich selbst zum Opfer bringt; dem jähzornigen Bauer steht der einfache Fabrikarbeiter Frohner gegenüber; zur eifersüchtigen Agnes bildet die naive, mit allem Herzensadel versehene Sibylla und Tante Anna, der freundliche Schutzgeist aller Liebenden, einen gar anmuthigen Gegensatz. Der ideale, schwindsüchtige Ferdinand, die erfrischende Idylle der Mutter in der Waldeinsamkeit, der schlichte Straßenkehrer, der seinen Bruder liebt „wie seine zweite Seele", sie spenden uns Trost und Beruhigung, wenn wir nahe daran sind, an der Menschheit zu verzweifeln.

Das Buch gehört nicht zu denjenigen, die keinen andern Zweck verfolgen, als dem Leser über eine leere Viertelstunde angenehm hinwegzuhelfen; Pröll erfaßt in diesen Skizzen mit sittlichem Ernste die Tiefen des menschlichen Elends, behandelt mit epigrammatischer Kürze die Probleme des socialen Lebens und gibt dem Leser Stoff zum Selbstdenken. Er ist kein Weltverbesserer, der Unmögliches verlangt, er zeigt uns nur als einfacher Wanderer die Gebiete, auf denen Besserung noththut. Und deshalb dürfte sein „Moderner Todtentanz" trotz der düstern Färbung, trotz der oft dunkeln Schreibart noch manche Auflage erleben.

In einigem diesen erzählenden Skizzen verwandt, größtentheils aber anderer Natur, ist das

5. Bilderbuch eines Bummlers. Von Karl Pröll. Berlin, Landsberger. 1888. 8. 1 M.

Hier zeigt der gemüthvolle, gedankenreiche Verfasser sich von einer liebenswürdig heitern, humoristischen Seite. Der Humor dieser „Eulenspiegeleien" ist der schalkhafte, ethisch-psychologische Humor eines Jean Paul, gemischt mit demjenigen des „Demokritos"-Weber. Das auffallend starke phantastische Element, das den „Modernen Todtentanz" zu einer so eigenartigen Schöpfung stempelt und lebhaft an die bizarren Einfälle E. T. A. Hoffmann's erinnert, fehlt auch in dem „Bilderbuch" nicht. Pröll überrascht uns oft durch die Seltsamkeit, die interessante Sonderbarkeit seiner Einfälle. Auch das hat er mit Weber und Jean Paul gemein, daß seine Sprache zuweilen den Sinn nicht sofort klar hervortreten läßt, was aber der Anziehungskraft des fesselnden Büchleins keinen Abbruch thut, da der Reichthum an geistvollen Gedanken ein nicht geringer ist.

Ludwig Koelle.

Goethe als Pädagog.

Goethe als Pädagog. Von Adolf Langguth. Halle, Niemeyer. 1887. 8. 4 M.

Die immer tiefer dringende Beschäftigung mit Goethe's Leben und Wirken hat zu der Erkenntniß geführt, daß wir in ihm nicht nur den größten Dichter unserer Nation zu verehren, sondern ihn auch als einen der universellsten Geister anzuerkennen haben, welche überhaupt im Verlaufe der Geschichte hervorgetreten sind. Es hat sich gezeigt, daß er auf einer Reihe der umfassendsten Gebiete, welche im Vordergrunde unserer heutigen Bestrebungen stehen, einen vorausahnenden Scharfblick und eine Sicherheit des Urtheils besessen, die uns berechtigt, ihn unter die Führer und Begründer der betreffenden wissenschaftlichen Disciplinen zu rechnen. Seine Bedeutung als Naturforscher ist längst von den ersten Vertretern dieser Wissenschaft anerkannt, seine Einsicht in die Wechselwirkung socialer Mächte durch Gregorovius schon im Jahre 1854 gewürdigt und durch Oldenberg, Merz u. a. der Versuch gemacht worden, seine Stellung zu den pädagogischen Ideen seiner Zeit zu beleuchten. Gleichwol können diese Untersuchungen noch nicht als abgeschlossen gelten, und Du Bois-Reymond hat mit seinem Vortrage „Goethe und kein Ende", durch den er von derartigen Arbeiten abmahnen wollte, bisjetzt mehr Widerspruch als Zustimmung gefunden. So fehlt uns trotz der Andeutungen, die sich bei Schopenhauer finden und die Zöllner in seinen Vorträgen über Sinnestäuschungen weiter auszuführen pflegte, noch immer eine unbefangene Würdigung von Goethe's Farbenlehre, welche allerdings offen seine irrthümlichen Anschauungen vom Standpunkte der physikalischen Betrachtung anerkennen, daneben aber auch seine tiefsinnige Erfassung der physiologischen Gesichtspunkte darlegen müßte.

Bei Goethe's Vorliebe für die Naturwissenschaften lag es ihm nahe, ihren bis zu seiner Zeit nicht genügend

anerkannten Werth für die Erziehung zu betonen. Nachzuweisen, wie er sie für diesen Zweck angewendet wissen wollte, hat sich Langguth in seinem Werke „Goethe's Pädagogik", das bereits im Jahre 1886 erschienen ist, angelegen sein lassen. Er hat in demselben den Beweis geführt, daß der eine Pfeiler der Goethe'schen Pädagogik die naturwissenschaftliche Grundlage bildet, während der andere in der Lehre von der Ehrfurcht und ihrem ethischen Werthe besteht. Dieser ersten Schrift hat er im vorigen Jahre die oben erwähnte folgen lassen und in ihr zu zeigen versucht, daß sich bei Goethe Theorie und Praxis völlig deckten, d. h. daß er die Ansichten über Erziehung, zu denen er durch Nachdenken und das Studium Rousseau's gelangt war, auch in seinem Verkehr mit Kindern zur Durchführung brachte.

Langguth hat sich zu diesem Zweck fleißig in der Goethe-Literatur umgesehen und namentlich Goethe's Briefe sorgsam durchmustert, um alle die Beziehungen aufzuspüren, in denen Goethe in die Lage kam, sich als Pädagog bewähren zu können. Von der bekannten Vorliebe des Dichters zu den Kindern ausgehend, die ihn von seiner Werther-Periode an bis in die Tage des Alters begleitete, schildert er uns mit besonderer Gründlichkeit die Erziehung Fritz von Stein's durch Goethe, welche so gelang, daß Körner den jungen Mann als ein „pädagogisches Kunstwerk" bezeichnen konnte. Goethe's Streben, „ihn recht objectiv" zu machen, war in der That von dem besten Erfolge gekrönt; es war sein Werk, wenn man allgemein das Ebenmaß und Wohlthuende in dem Wesen des jungen Stein rühmte, der sich auch als Mann stets als tüchtig bewährt hat. Den Hauptantheil an diesem Erfolge hatte offenbar Goethe's eigene zauberhafte Persönlichkeit. Indessen hat Langguth anschaulich gemacht, daß doch dabei die pädagogische Einsicht des Dichters und die richtige Handhabung der erkannten Grundsätze nicht außer Acht gelassen werden darf. Die Erzählung von Fritz von Stein's Erziehungsgeschichte bildet so sehr den Kern von Langguth's Buch, daß alles andere, was noch folgt, nur wie ein mattes Nachspiel erscheint, zumal allerdings eine ganze Reihe von Fällen, in denen Goethe für Knaben erzieherisch sorgte, angeführt, aber keine neuen Seiten seines Verfahrens beigebracht werden. Dazu kommt noch, daß in den spätern Abschnitten das Excerptartige noch weit mehr als im Anfange hervortritt. Wir hatten die Empfindung, daß der Verfasser alles, was er sich über den Gegenstand zusammengetragen, anbringen zu müssen meinte, und daß er, von der Fülle des Stoffs bedrängt, die Klarheit der Anordnung etwas vernachlässigt habe.

Soweit wir nachprüfen konnten, ist Langguth's Quellenbenutzung selbständig; einmal jedoch scheint er es sich ziemlich bequem gemacht zu haben, als er für die Darstellung der lehrhaften Neigungen, die an dem Briefwechsel des jungen Goethe in Leipzig mit seiner Schwester auffallen, einen Aufsatz des „Universum" oft wörtlich heranzog. Wir wollen auf diese Freiheit kein besonderes Gewicht legen, da das überreiche Material ein derartiges abgekürztes Verfahren nahe legen mochte, müssen aber bedauern, daß die willkommene Belehrung, die Langguth's Buch bietet, nicht in gedrängterer Form erfolgt ist und daß eine gewisse Unbehülflichkeit und Einförmigkeit der Schreibart den angenehmen Eindruck, den dasselbe in seinen ersten Abschnitten hinterläßt, um so mehr abschwächt, je weiter wir uns dem Ende nähern.

A. Hermann.

Feuilleton.

Am 10. Juni hat die Universität Bologna ihre achthundertjährige Jubelfeier begangen, ein Erinnerungsfest von allgemeinster Bedeutung. Auf ihrem dadurch für alle Zeiten geweihten Boden ward die Leuchte jener Wissenschaft entzündet, welche in das Mittelalter hinein die Funken classischer Geistesfreiheit und wissenschaftlicher Forschungsmethode trug, der römischen Rechtsgelehrsamkeit, die an und für sich ein mächtiger Hebel zum Emporsteigen des modernen Staats ward, deren befruchtendem Einflusse sich aber auch die andern nach und nach in die Erscheinung tretenden Wissenschaftszweige nicht entziehen konnten. Sehr zur Stunde hat Professor Rudolf Leonhard in Marburg einen vor fünf Jahren gehaltenen und bald darauf in „Nord und Süd" veröffentlichten Vortrag „Die Universität Bologna im Mittelalter" soeben selbständig erscheinen lassen (Leipzig, Veit u. Comp.). In vortrefflicher Sprache und ausdrucksvoller Kürze wird hier die Tragweite des Geisteslebens und der Einrichtungen dieser ehrwürdigen alma mater zur Anschauung gebracht; wir lernen auf die Fäden achten, die unverkennbar gerade unser deutsches Studienwesen an die Grundsätze und Sitte dieser ältesten und von vornherein in bemerkenswerther Freiheit sich bewegenden Hochschule des Rechts knüpfen.

— Das eben ausgegebene Doppelheft 26/27 von Hermann Vogt's Werk „Die europäischen Heere der Gegenwart" (Rathenow, Babenzien) enthält eine vergleichende Zusammenstellung der Stärke aller europäischen Heere und der auf ihre Unterhaltung verwendeten Summen. Die ziffermäßigen Angaben dieser Uebersicht weichen wiederholt von den in den frühern Heften gegebenen ab, da in der Zwischenzeit neues Quellenmaterial benutzt werden konnte. Jedem Staate sind kurze Bemerkungen über Regierungsformen, Herrscher, Gebietsgröße, Bevölkerung u. s. w. vorausgeschickt, unter denen die allererste über das Deutsche Reich unangenehm in die Augen sticht. Als Regierungsform ist der „Staatenbund" angeführt, während wir Gott sei Dank uns des Daseins im Bundesstaate erfreuen dürfen.

— Die von Franz Lipperheide in Berlin unter der künstlerischen Leitung des Professors Franz Skarbina seit dem Jahre 1885 herausgegebene „Mustersammlung von Holzschnitten aus englischen, nordamerikanischen, französischen und deutschen Blättern" hat mit der kürzlich erschienenen zehnten Lieferung ihren Abschluß erreicht. Sie enthält neben dem Verzeichniß der 82 gelieferten Holzschnitte und dem Berichte des Herausgebers über die Resultate der ausgeschriebenen Preisbewerbung die aus letzterer ausgewählten neun Blätter, vor allen die preisgekrönten von Hans Herrmann: Fischhalle in Amsterdam; Hans Bartels: Vor dem Alster-Pavillon zu Hamburg; Karl Rickelt: Beim Forst-

hause. Unter den andern wären Richard Friese's Löwenritt nach Freiligrath's Dichtung, Professor Hans Gude's Sturm an der schottischen Küste und Arthur Langhammer's Frühlingstag hervorzuheben.

— Ein liebenswerthes Buch hat der ehrwürdige leipziger Theolog Professor Franz Delitzsch durch die Sammlung gelegentlich von ihm gehaltener Vorträge geschaffen. „Iris. Farbenstudien und Blumenstücke" (Leipzig, Dörffling u. Franke) ist es benannt. Die Gegenstände der Aufsätze bezeichnet der Verfasser als alte Schoßkinder seines Gedanken- und Gefühlslebens. So sind sie mit anmuthender Lust und Liebe geschrieben. Gleich der erste Aufsatz: „Das Blau des Himmels", läßt den Erläuterer der Genesis erkennen, dessen sinnige Behandlungsweise und poetische Sprache wol noch jedem angehenden Hebraisten das Studium der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts zum Genusse gemacht haben. Ungemein fein und tief, unterstützt und angeregt durch umfassendste Kenntnisse, sind die Gedankenreihen, die sich an die Betrachtungen, zumal der Farben reihen, an Schwarz und Weiß, die Farben der kirchlichen Amtskleidung, an Purpur und Scharlach, die mosaischen Cultusfarben. Der akademischen Amtstracht und ihren Farben ist eine erlanger Rectoratsrede gewidmet gewesen. „Der Talmud und die Farben" bietet eine Fülle reizvoller Belehrung. Kleine historische Untersuchungen enthalten „Ein fraglicher Blumenstrauß", derjenige nämlich, an welchem Luther während der leipziger Disputation mit Dr. Eck sich erquickt haben soll, und „Das Blumenräthsel der Königin von Saba". Lebendige Bilder altpalästinensischer Festesfreude bringen die Aufsätze „Die Bibel und der Wein" und „Der Tanz und Pentateuchkritik in Wechselbeziehung", letzterer eine Apologie der durch das Exil ungebrochenen frischen Volksthümlichkeit der jüdischen Nation gegen Wellhausen's Behauptung, daß nur eine finstere religiöse Sekte aus der Gefangenschaft zurückgekehrt sei. Delitzsch's „Iris" ist weiten gebildeten Kreisen zu empfehlen. Es ist in ihm ein Stück von Herder's Genialität und vom Geiste und der Ausdrucksform Victor Hehn's mit des Verfassers positiv gläubigem Tiefsinn verwoben.

— Unter der Flut von Schriften, welche bei Gelegenheit der Uhland-Feier erschienen sind, nennen wir noch nachträglich das Buch von Georg Hassenstein: „Ludwig Uhland, seine Darstellung der Volksdichtung und das Volksthümliche in seinen Gedichten" (Leipzig, Reißner). Wir haben es hier mit der umfänglichen Arbeit eines durchgebildeten Fachmannes zu thun, welcher sein Thema mit liebevollster Sorgfalt bearbeitet hat. Germanisten, Literarhistorikern und Aesthetikern darf diese Studie warm empfohlen werden. Im Gegensatze zu den massenhaft aufgetauchten Fabrikarbeitern der modernsten Uhland-Literatur hält sich Hassenstein von einer süßlichen Verhimmelung seines Helden fern; er schreibt mit wohlthuender Wärme, aber überzeugend. Derartige Schriften sind zur Einführung in das Studium einzelner Dichter außerordentlich brauchbar.

— In Friedrich Gypen's Verlag zu München ist ein 224 Seiten in Octav umfassendes Büchlein erschienen, dessen sonderbarer Titel stutzig macht: „Humoristische Zoologie oder Vieh-Ideen". Der ungenannte Verfasser bezeichnet sich als einen Menschen- und Viehfreund; kraft dieser freundschaftlichen Personalkenntniß hat er 115 Thiere (Säugethiere, Vögel, Fische, Insekten) so meisterhaft charakterisirt, daß seine Arbeit bereits die vierte Auflage erlebt hat. Es ist ein Vergnügen, die schlagend stilisirten Charakterbilder zu lesen, in denen Wortspiele, Witze, Ironie und Satire in oft frappanter Weise verbunden sind. Eine kleine Probe möge genügen: „Der Esel wird am häufigsten getroffen, weil er überall vorkommt; er ist grau, weil es schon in grauer Vorzeit Esel gegeben hat. Er ist dumm, denn er lernt nur zwei Buchstaben: I, A; doch läßt er sich nicht ein zweites mal aufs Eis führen. Er ist sehr genügsam, denn er frißt nicht nur Disteln, sondern auch Blätter, selbst wenn sie nicht gestempelt sind, daher der Ausdruck: «Du bist ein Esel in folio.» Nur die Zeitungsblätter verschmäht er. Er ist ein ausgezeichneter Steiger, denn Esel bringen es oft zu einer unglaublichen Höhe. Die Haut des Esels spielt bei Urkunden, Adelsbriefen, Doctordiplomen u. s. w. eine Hauptrolle" u. s. w.

— „Heinrich Heine und der Harz" nennt Heinrich Pröhle eine ganz kleine Studie (Harzburg, Stolle), worin er alle auf des Dichters „Bergidylle" und „Harzreise" bezüglichen Daten zusammengestellt hat. Das auf großem Fleiß beruhende Heftchen wird Heine- oder Harz-Specialisten sehr interessiren.

Bibliographie.

Brockhaus, F., Ueber das canonische Recht. Rede. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Dostojewski, F., Der Hahnrei. Roman. Deutsch von A. Scholz. Berlin, S. Fischer. 8. 3 M. 50 Pf.

Einzelbeiträge zur allgemeinen und vergleichenden Sprachwissenschaft. 3tes Hft.: Psychologische Studien zur Sprachgeschichte von K. Bruchmann. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 9 M.

Falkson, F., Die liberale Bewegung in Königsberg (1840—1848). Memoirenblätter. Breslau, Schottländer. 8. 2 M.

Fechtner, E., Die praktische Philosophie und ihre Bedeutung für die Rechtsstudien. Ein Beitrag zur Reform unserer Universitäten. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten seines Lebens nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 1886. 8. 5 M.

Groner, A., Liebesphasen. Ein Novellenstrauß. Wien, Brockhausen u. Bräuer. 8. 3 M.

Hahn, L., Wilhelm, der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches. Herausgegeben von O. Hahn. Berlin, Hertz. 8. 2 M.

Haller, L., Alles in Allen. Metalogik. Metaphysik. Metapsychik. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 6 M.

Hanstein, A. v., Albert Lindner. In seinem Leben und seinen Werken dargestellt. Berlin, Schildberger. 8. 3 M.

Heimburg, W., Unter der Linde. Sieben Novellen. (Im Abgrund. Unsere Hausglocke. Unser Männe. Jascha. In der Webergasse. Großmütterchen. Aus meinen vier Pfählen.) Leipzig, Keil's Nachf. 8. 4 M. 50 Pf.

Hofer von Lobenstein, H. Freih. v., Gebet Gott, was Gottes ist! Ein deutsches Laienbrevier. Dichtung. Berlin, Dobberke u. Schleiermacher. 12. 1 M.

Hölscher, F. M. H., Die naturwissenschaftliche Weltansicht in Beziehung auf Religion und Staat, Erwerb und Ehe. Kritik von M. Nordau's conventionellen Lügen ꝛc. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Jacobi, M., Späte Blüten. Gedichte. Stuttgart, Fink. 12. 2 M. 50 Pf.

Kohut, A., Buch berühmter Duelle. Berlin, Fried. 8. 4 M.

König, E. A., Auf ehrloser Bahn. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Kummer, F., Tarquin. Tragödie. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Laveleye, E. v., Die Balkanländer. Ins Deutsche übertragen von E. Jacobi. 1ster Bd. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Levi, S., Vorname und Familienname im Recht. Gießen, Roth. Gr. 8. 1 M.

Lewald, Fanny, Josias. Eine Geschichte aus alter Zeit. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 3 M.

Maack, M., Freisinnig. Schauspiel. Lübeck, Hasse. 1887. Gr. 8. 50 Pf.

Mantegazza, P., Die Ekstasen des Menschen. Aus dem Italienischen von R. Teuscher. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble. Gr. 8. 7 M.

Mayer, K., Die Weiber von Schorndorf. Ein Festspiel. Zur 200jährigen Jubelfeier der Befreiung der durch Melac bedrohten Stadt. Stuttgart, Sulza u. Galler. 8. 1 M.

Moltke, M., Trauer- und Trost-Sonette auf den ersten Kaiserthronwechsel im neuen Deutschen Reich. Leipzig, Moltke. 4. 40 Pf.

Pahde, A., Die theoretischen Ansichten über die Entstehung der Meeresströmungen. Crefeld, Greven. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Preuß, H., Was uns fehlt. Politische Anregungen. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 80 M.

Repta, W. B. v., Psychologie in ihrer Bedeutung für die Weckung, Pflege und Förderung des religiösen Lebens. Czernowitz, Pardini. Gr. 8. 2 M.

— — Religiöse Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten in ihrer Bedeutung für die Entwickelung der Cultur. Rede. Czernowitz, Pardini. Gr. 8. 40 Pf.

Scherenberg, E., Kaiser Wilhelm I. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 80 Pf.

Schmidt-Weißenfels, Friedrich, deutscher Kaiser. Ein lebensgeschichtliches Charakterbild. Mit dem Bildnis und Facsimile des Kaisers. Stuttgart, C. Liebich. 8. 75 Pf.

Uslar-Gleichen, E. Freih. v., Beiträge zu einer Familien-Geschichte der Freiherren von Uslar-Gleichen. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet. Hannover, Hahn. Gr. 4. 12 M.

Vochezer, J., Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben. Im Auftrage Sr. Durchlaucht des Fürsten Franz von Waldburg zu Wolfegg-Waldsee. 1ster Bd. Kempten, Kösel. Lex.-8. 15 M.

Was wollen wir? Pilsen, Steinhauser. 1887. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1888. Erster Band. (Heft 1—6.)
Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Das Abonnement auf diese Monatsschrift beträgt vierteljährlich 3 M., halbjährlich 6 M., ganzjährlich 12 M.

„Unsere Zeit“ bildet zugleich ein Ergänzungswerk zu der soeben vollendeten 13. Auflage von Brockhaus’ Conversations-Lexikon.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Das vorliegende Werk wird jedem Freunde deutscher Sprache willkommen sein. Als Seitenstück zu Büchmann’s „Geflügelten Worten“ bringt es den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, von diesem Werke ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und oft unverstanden von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.

Karl Goedeke’s Bibliothek.

Soeben erschien und wird gratis und franco versandt:

Verzeichniss

der aus dem Nachlasse der Herren

Prof. K. Goedeke in Göttingen

und **Pastor Erhard Schultz,**

zuletzt Kreisschulinspektor in Mülhausen i. E.

stammenden Bibliotheken, umfassend

Deutsche Literatur aller Zeiten und deren Geschichte, moderne Philosophie,

Musikalien und Schriften über Musik und Theater,

welche am 27. Juni 1888 und den folgenden Tagen durch

F. A. Brockhaus’ Sortiment und Antiquarium

in Leipzig

versteigert werden sollen.

5720 Nummern.

F. A. Brockhaus’ Sortiment und Antiquarium in **Leipzig** versendet gratis und franco den soeben erschienenen Katalog

Culturgeschichte (3030 Nummern).

Beachtenswerthe Sittenschilderungen des bedeutendsten Russischen Satyrikers der Gegenwart:

„Des Lebens Kleinigkeiten“. Bilder und Typen aus dem Russischen Leben von N. Schtschedrin (M. J. Saltykow). Autorisirte Uebersetzung von **Johannes Eckardt.** XXXV und 277 Seiten. 3 M. 60 Pf.

Gebr. Behre’s Verlag in Hamburg.

Soeben erschien in **zweiter Auflage** und ist wieder in allen Buchhandlungen vorräthig:

LEONIE.

Roman von Erwin Balder.

283 Seiten. Preis: 2 fl.

Carl Konegen in Wien, Heinrichshof.







---

von Zimmermann’sche Naturheilanstalt

bei Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges. **Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge** bei Magen-, Lungen-. Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w. Sommer- und Winterkuren. Leitender Arzt: **Dr. med. Böhm.** Prospecte mit Beschreibung der Methode gratis durch **die Direction,** sowie durch die Filialen der Firma **Rudolf Mosse. Aerzte,** welche das epochemachende Naturheilverfahren kennen lernen wollen, können als **Volontairs** Aufnahme finden.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 25. — 21. Juni 1888.

Ueber Börne.

Ludwig Börne. Sein Leben und sein Wirken. Nach den Quellen dargestellt von Michael Holzmann. Berlin, Oppenheim. 1888. 8. 5 M.

Trotz aller auf die Annäherung zwischen Deutschland und Oesterreich verwendeter Mühe macht die Verschiedenheit der hüben und drüben durchgemachten Entwickelung sich noch gegenwärtig so stark geltend, daß jenseit der böhmischen Berge geschriebene Bücher und Zeitungsartikel beinahe regelmäßig als solche erkannt werden können. Während Sprach-, Ausdrucks- und Denkweise der übrigen außerhalb unserer Reichsgrenze lebenden deutschen Schriftsteller nur höchst ausnahmsweise von derjenigen abweichen, welche in Berlin, Leipzig, Köln, Hamburg oder München herkömmlich geworden ist, verräth der literarisch thätige Durchschnitts-Deutsch-Oesterreicher eine Besonderheit der Bildung, über welche Täuschungen kaum möglich erscheinen. Das gilt in formeller wie in materieller Rücksicht. Hinsichtlich der erstern waltet dabei der eigenthümliche Umstand ob, daß die specifisch österreichische Schreibweise die deutsche durchschnittlich stärker beeinflußt, als das umgekehrt der Fall ist. Ein wiener Preßerzeugniß wird man fast niemals mit einem berlinischen verwechseln, während nord- und mitteldeutsche Tagesschriftsteller einer gewissen Gattung sehr häufig und gewöhnlich zu ihrem Schaden in den wiener publicistischen Jargon verfallen. Anlangend die Denk- und Anschauungsweise ist die Verschiedenheit noch tiefgehender, wenngleich minder augenfällig. Der Vorsprung, welchen das protestantisch, beziehentlich paritätisch gewordene Reich vor dem katholisch gebliebenen Kaiserstaate voraus hat, macht sich immer wieder dadurch bemerkbar, daß Dinge, die bei uns für abgethan gelten, in Oesterreich noch erörtert werden, und daß der literarische Geschmack sich drüben in Formen bewegt, die hüben überlebt erscheinen.

An diese häufig gemachte Wahrnehmung werden auch die Leser des vorliegenden Buchs erinnert werden. Eine von einer philosophischen Facultät gebilligte „Inaugural-Dissertation" über Börne — und das im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, in Tagen, zu denen die literargeschichtliche Stellung dieses merkwürdigen Menschen und Schriftstellers für längst festgestellt angesehen werden kann! Auch wenn der Verfasser es nicht ausdrücklich gesagt hätte, wüßten wir, daß die vorliegende Apologie des Autors der „Briefe aus Paris" von keiner andern deutschen philosophischen Facultät als derjenigen zu Czernowitz für eine wissenschaftliche Untersuchung hat angesehen werden können. Börne selbst würde es ergötzlich gefunden haben, wenn er seine Randglossen zur Tagesgeschichte der Jahre 1817—37 akademisch abgehandelt zu sehen bekommen hätte — der moderne Leser (mag er beschaffen sein, wie er wolle) aber steht auf einem Standpunkte, der solche Art der Behandlung des Gegenstandes geradezu unmöglich erscheinen läßt. Glücklicherweise ist es mit dem dissertationsmäßigen Charakter des Holzmann'schen Werks nicht allzu weit her. Bringt man Vorrede, Titelüberschriften und Anhang in Abzug, so bleibt eine wohlgemeinte, glatt geschriebene Erstlingsschrift übrig, die weder Lesern noch Kritikern Kopfbrechen bereiten wird.

Gleich den frühern Börne-Biographien stellt sich auch die vorliegende als Apologie dar. Dagegen, daß Holzmann seinen Helden gegen gewisse Beurtheiler in Schutz nimmt, die den Lieblingsschriftsteller der vormärzlichen Zeit mit heutigem Maße messen wollen, ist an und für sich nichts einzuwenden. Wirksam kann eine solche Inschutznahme indessen nur ausfallen, wenn sie sich innerhalb gewisser Grenzen hält und wenn sie die Umstände in Betracht zieht, welche die Erklärung dafür abgeben, daß Börne längere Zeit hindurch feindseliger behandelt worden

ist als irgendeiner seiner Zeitgenossen. In beiden Rücksichten hat der Verfasser es an sich fehlen lassen, weil seinem Lese- und Sammlerfleiße die Unterlage einer abgeschlossenen Bildung fehlt.

Die Zeiten, zu denen Börne wegen der leidenschaftlichen Ausbrüche seines Radicalismus und seiner Franzosenfreundlichkeit als Umstürzler und Vaterlandsverräther unbedingt verurtheilt wurde — diese Zeiten sind vorüber. Redlichkeit des Charakters, uneigennützige Hingabe an die Ideale seiner Zeit, sittlicher Ernst und ungewöhnliches stilistisches Talent werden dem Verfasser der „Pariser Briefe" auch da nicht mehr bestritten, wo man mit demselben sonst nicht viel anzufangen weiß. Und nicht das allein. Unbefangene neuere Beurtheiler räumen ohne weiteres ein, daß Börne's Schmähungen gegen Preußen und Deutschland an dem Maßstabe einer wesentlich kosmopolitisch gerichteten Zeit gemessen werden müssen, und daß sie nicht sowol auf Mangel an Patriotismus wie auf Verbitterungen zurückzuführen seien, denen gewisse Entschuldigungsgründe zur Seite stehen. Das Unternehmen, eine große, nach Millionen zählende Nation durch Schimpfworte zur Thatkraft aufstacheln und zur Nachahmung wenig löblicher Beispiele bestimmen zu wollen, erscheint heutzutage noch unreifer, um nicht zu sagen kindischer als vor funfzig Jahren; immerhin kann man gelten lassen und läßt man gelten, daß dasselbe kein verrätherisches, sondern ein wohlgemeintes gewesen sei. Man kann weiter gelten lassen, daß während der Zeit der Reaction gegen den Börne-Cultus die Vorzüge und Verdienste dieses Schriftstellers unter den Scheffel gestellt, die glänzenden Eigenschaften seiner guten Laune, seines Sinnes für das Einfache und Natürliche, seiner Unerschrockenheit und seines Witzes unbeachtet gelassen worden seien. Zweierlei wird dabei indessen unbedingt anerkannt werden müssen: Börne's vollständiger Mangel an wirklicher politischer Bildung und der Schaden, welchen er und seine Anhänger angerichtet haben, indem sie an die Stelle ruhiger und beharrlicher Arbeit Rechnungen auf die alleinseligmachende Kraft der Revolution zu setzen versuchten. Der Cultus, der seinerzeit mit den Börne'schen Revolutionspredigten getrieben worden, erklärt endlich zur Genüge, warum die einflußreichsten unter den politischen Arbeitern der zweiten Hälfte des Jahrhunderts von dem gefeierten Propheten der dreißiger Jahre überhaupt nichts wissen wollten.

Daß der Schriftsteller Börne vielfach hat entgelten müssen, was der Politiker verfehlt hatte, kann nur da als Ungerechtigkeit angesehen werden, wo man von den Forderungen nichts weiß, welche ein gesundes Staatsleben an den Bürger stellt. Zu diesen Nichtwissenden gehört Holzmann. Mit Berufungen auf den edeln Menschen, den vortrefflichen Stilisten und geistreichen Kritiker glaubt derselbe den schweren Tadel gegen einen Publicisten widerlegen zu können, der jahrelang und mit zunehmender Entschiedenheit Niederwerfung der bestehenden Staatseinrichtungen predigte, ohne auch nur für seine Person über Wesen, Leistungsfähigkeit und Aufgabe des modernen Staats ins Klare gekommen zu sein. Für die bekannte Thatsache, daß Börne nur noch von Radicalen und Socialisten als politischer Lehrer angesehen wird, ist die Erklärung die einfachste von der Welt. Gerade wie diese Allerneuesten kommt auch der Verfasser der „Pariser Briefe" niemals über Allgemeinheiten hinaus, mit denen sich in der Praxis schlechterdings nichts anfangen läßt. Wer in der Lage gewesen, auch nur die kleinste Aufgabe der Verwaltung oder Gesetzgebung lösen oder von einem bestehenden Verhältniß angeben zu müssen, wie dasselbe neu gestaltet werden soll, wird — einerlei ob gern oder ungern — unterschreiben müssen, was Julian Schmidt mit der ihm eigenthümlichen Schärfe vor einem Menschenalter gesagt hat: „Mit ein paar Formeln ist Börne über alles Detail der Staatswissenschaft hinaus. Alle praktische Politik ist ihm zuwider, denn er bewegt sich im Unbedingten, im Entweder-Oder. ... Sein gesunder Menschenverstand glaubt alles widerlegt zu haben, was ihm Langeweile macht. Ein ernsthaftes Studium, eine Tag für Tag fortgesetzte Arbeit ist ihm langweilig. Er speculirt auf den Knalleffect der Revolution, ein Zauberwort, welches die Formel enthält, das Unmögliche wirklich zu machen, wie der Himmel der mit der Erde unzufriedenen Frommen; der glorreiche Vorbehalt, mit welchem man sein Gewissen salvirt, wenn man hienieden fünf gerade sein läßt. ... Aber nur in der Ausdauer gedeiht das Leben. Der Witz, auf das wirkliche Leben angewendet, geht an seinen eigenen Widersprüchen unter, die er nicht sieht, weil er sich in Abstractionen bewegt."

Hätte Holzmann den Kern dessen, was Börne's „Politik" bildete, schärfer ins Auge gefaßt — hätte er aus seinem Zugeständniß, „was außerhalb Börne's Herzen lag, war für ihn nicht vorhanden", die ganze Folgerung gezogen und sich dabei gesagt, daß der politisirende Schriftsteller für seine Wirkungen in noch viel höherm Grade verantwortlich ist als ein anderer, so wären viele seiner apologetischen und polemischen Ausführungen wahrscheinlich gespart geblieben. An fleißiger Durcharbeitung des auf das Leben und die Beurtheilung seines Helden bezüglichen Materials hat er es nicht fehlen lassen, die weitverbreitete Irrmeinung, daß derselbe an der jungdeutschen Richtung irgendwelchen Antheil gehabt, gründlich widerlegt, die Sache überhaupt ernsthaft angegriffen und nur eine Seite derselben (Börne's Verhältniß zu Heine) — wie es scheint absichtlich — außer Betracht gelassen. Das letzte Wort vermag über einen Mann, der vor allem Politiker sein wollte, aber nur zu sagen, wer mit den Aufgaben und Verantwortungen im einzelnen vertraut geworden, welche mit jeder Art politischer Thätigkeit verknüpft sind. An und für sich sind politische Irrthümer verzeihlicher als sittliche oder ästhetische: dafür aber sind sie unheilbarer als Verfehlungen anderer Art. Wenn für irgendjemand, so gilt das für Ludwig Börne, dessen kritischen, literarischen und menschlichen Vorzügen eine un-

tilgbar große Summe politischer Verkehrtheiten gegenübersteht. Erst wenn wir über die Kämpfe und Gegensätze, welche sein Leben erfüllten, hinaus sein werden, wird das, was er gefehlt, für ausgeglichen und nicht mehr in Betracht kommend angesehen werden können.

Franz Walther.

Erzählungen.

1. Mimbo und Mimba. Ein Missionsroman aus Kamerun von Bernhard Schwarz. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 4 M.

Wenn ich den Werth eines Romans als Kunstwerk nach dem wirklichen Leben messen, zugleich aber auch den berechtigten Idealismus des Dichters mit in die Wagschale legen darf, so gerathe ich bei vorliegendem Romane in eine zwiefache Verlegenheit. Lebensweise, Sitten, Gebräuche und Charakter der Negerstämme überhaupt und Kameruns insbesondere kenne ich nur aus Büchern, Zeitungen und Hörensagen; die lebendige Anschauung fehlt mir. Was also der Dichter in dieser Beziehung sagt, muß ich auf guten Glauben hinnehmen; dem Gelesenen und Gehörten widerspricht es nicht; eines weitern Urtheils aber muß ich mich enthalten. Hieraus folgt zugleich, daß auch mein Auge nicht zu unterscheiden vermag, wo die Grenzlinie läuft, mit welcher der Realismus des Dichters aufhört und sein Idealismus beginnt. Mimbo mag noch innerhalb der Grenze des Realismus stehen; er ist wenigstens bei vielen hohen und glänzenden Charaktereigenschaften, die wir, vielleicht mit Unrecht, nur bei civilisirten Völkern suchen und finden zu dürfen glauben, wenigstens mit der Idee der Blutrache behaftet, von der ihn übrigens schließlich auch noch der Missionar und die hohe Liebe Mimba's heilt. Diese selbst aber ist eine so hinreißende, wenn auch schwarze Schönheit, daß jeder Mann, jung oder alt, Neger oder Europäer, nämlich sogar der verheirathete Missionar, von glühender Liebe zu und Begierde nach ihr auf den ersten Blick gepackt wird. Freilich nicht weniger bezaubert ihr inneres Wesen alle, und ihre Bekehrung zum Christenthum, die später auch noch an ihrem Manne, dem Mimbo, vollzogen wird, fällt deshalb dem Missionar nicht schwer. Ich darf sie wol eine sehr idealisirte Figur nennen, und neben ihr hebt sich der wilde Charakter der eifersüchtigen Favoritin des Königs, an den Mimba verkauft wird — erst nach schweren Schicksalsschlägen wird sie mit Mimbo vereinigt —, scharf ab, und hier wird wol ein recht reales Bild einer jungen Negerin vor uns stehen. Noch eine andere weibliche Figur, die Gattin des Missionars, hat nur Seele, weder Fleisch noch Blut. Das mag sein. Aber von dem „ewig Weiblichen", was ihr der Dichter zuschreibt, während man, einige Zeilen weiter lesend, durchfühlt, daß sie schwindsüchtig ist, habe ich denn doch einen andern Begriff. Man sollte sparsamer sein mit diesem „ewig Weiblichen". Das vergeistigte, verklärte Gretchen bleibt trotz alledem Gretchen. Sie ist das „ewig Weibliche", aber auf eine schwindsüchtige, wenn auch engelhafte Pfarrfrau paßt das Wort doch nicht recht.

Der Roman ist mit Bewußtsein schlicht und einfach geschrieben, die Tropenbilder sind dabei aber doch immer mit warmen, ja glühenden Farben gemalt. Man liest sie gern, auch die lebhaft sich fortbewegende Handlung fesselt. Nur kam es mir vor, als habe, ebenso wie der Theaterdirector zu seinem Dichter sagt: „Schont mir Prospecte nicht" u. s. w., unser Dichter sich von seinem Genius zuflüstern lassen: „Schont mir Effecte nicht!" u. s. w.

Anknüpfend an die erwähnte Pfarrfrau sei sogleich des Buchs gedacht:

2. Im Pfarrhause. Erzählung für Frauen und Töchter von O. Mylius. Leipzig, Steffens. 1888. 16. 2 M. 25 Pf.

Es macht den Eindruck, als sei die Pfarrfrau und die Erzählerin ein und dieselbe Person; wenigstens daß eine Dame die Verfasserin sei, wird kaum zu bezweifeln sein.*) Sie führt uns in anspruchslosem, aber recht sauberm Erzählungsstile in ihr Haus ein, wo es, wie in vielen Pfarrhäusern auf dem Lande, sehr knapp zugeht, sodaß am Ende sogar der Gerichtsvollzieher kommt. Da stirbt zum Glück der reiche Onkel der Frau, und zwar so schnell, daß er sein Testament, durch welches er sein ganzes Vermögen einem Waisenhause vermachen wollte, nicht mehr machen kann; die Frau Pfarrerin beerbt ihn; der Herr Pfarrer hat Erfolg mit einer schriftstellerischen Arbeit, und sein Gleichmuth, den er in allen Drangsalen stets der ängstlichen Sorge seiner Gattin entgegengesetzt hatte, ist gekrönt. Die Erzählung ist sehr hübsch geschrieben; ob aber ihr Gegenstand, die alte, freilich immer neue Geschichte von der elenden Lage so vieler Landpfarrer, trotz aller Gottergebenheit des Ehepaares, ein glücklicher Griff für das entschiedene Talent der Verfasserin war?

3. Deutscher Humor. Band 5: Im Bann der Disciplin. Militärische Humoresken von Victor Laverrenz. Zweite Auflage. Berlin, Laverrenz. 1888. 8. 1 M.

Die launigen Erzählungen: „Im Civil", „Auf Stallwache", „Der Flankierbaum", „Die Lüge", sind dem Meister der Militärhumoreske, A. von Winterfeld, gewidmet, der sie gewiß gut aufgenommen hat. Eine drastisch-komischere Geschichte z. B., wie „Auf Stallwache", ist mir bisjetzt weder in die Hand gekommen, noch im Leben begegnet. Am wohlthuendsten berührt es, daß die abgefeimteste Findigkeit, mit welcher die Jungens sich dem Banne der Disciplin im Frieden zu entziehen verstehen, uns mit vollem Vertrauen auf ihren Muth und auf ihre Findigkeit im Kriege erfüllen, womit sie im und durch den Bann der Disciplin dieselben Erfolge, die wir von ihnen gewöhnt sind, auch dann erringen werden, wenn wieder

*) Und doch ein Irrthum. D. Red.

einmal die eisernen Würfel fallen sollten. Der einjährige Philister, der sich unter dem Banne der Disciplin duckt und sein Pflichtgefühl an sich dem Reize des Lebens, wie er nun einmal da ist, nicht opfert, nur das künftige Führungsattest im Kopfe hat und nicht zu denken wagt, daß gerade im Kriege die Wirklichkeit des Lebens, der Augenblick, sein Recht fordert, wenn es sich auch nicht mit dem Buchstaben des Reglements verträgt, der nicht begreift:

Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück —

der wird nie ein schneidiger Soldat werden.

4. Grafenkrone und Dornenkrone. Roman von Otfr. Mylius. Drei Bände. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 12 M.

Das Werk ist wie ein leuchtender Stern an dem so oft düster umwölkten Himmel der modernen Romanliteratur. Schwerlich liegt dem Roman eine wahre Geschichte auch nur zum Theil zu Grunde, denn sie müßte sich in den dreißiger Jahren zugetragen haben, und kaum würde es sich dann rechtfertigen lassen, sie schon jetzt in Romanform an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen. Um so höher ist es dem Dichter anzurechnen, daß er durch seine Erfindung, durch Gruppirung und Verkettung der großen Reihe interessanter Begebenheiten, durch scharfe, durchweg gelungene Zeichnung der Charaktere, durch die Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse der höhern Kreise, durch Hereinziehen rechtlicher Verhältnisse und anziehendes Rechtsfragen und endlich durch eine klare, einfache, den Gesetzen stilistischer Schönheit in jedem Satze Rechnung tragende Sprache uns in die Illusion zu versetzen verstanden hat, als ständen wir einer dem wirklichen Leben entnommenen Geschichte mit verhängnißvollem Verlaufe gegenüber. Es dreht sich alles um ein tiefes, aber ernstes Geheimniß, dessen drohende Schwingen die Gräfin Luise von Waal umschweben. Wir finden sie gleich im Anfange am Grabe ihres vor wenigen Monaten heimgegangenen, heiß geliebten und hoch verehrten Gatten knieend, dem das Geheimniß zum Glück verborgen geblieben ist. Erst den Hinterbliebenen wird es offenbar und diese Offenbarung stürzt jählings mit den nothwendigen Folgen herein, deren vernichtende Wirkung nur durch die Hoheit der Sinnesart der Betroffenen gemildert wird. Der Dichter läßt das Geheimniß während des größten Theils der Erzählung verhüllt und nur hie und da ein verrätherisches Licht auf dasselbe fallen, sodaß es der Leser lange nicht ergründen kann und sich gefesselt fühlt, weiter und immer weiter zu lesen. So mag denn auch der „Spannung“ alle Anerkennung gezollt werden, die der Dichter in uns erregt, die sich aber von der gewöhnlichen „Spannung“ unserer Sensationsromane sehr wesentlich zu ihrem Vortheil unterscheidet. Die Gräfin war nämlich als sehr junges Mädchen (sie ist ein Kind armer Schifferleute an der Ostsee) an einen jungen, etwas abenteuerlichen Mann verheirathet gewesen. Wenige Monate nach der Eheschließung muß sie mit ihm, der gerichtlich verfolgt wird, fliehen; sie wollen nach Amerika entkommen. Noch in der Ostsee überfällt sie ein Sturm, der das Schiff mit Mann und Maus — wie man wähnt — in den Wellen begräbt. Die beiden jungen Leute aber werden gerettet, die Frau mit Hülfe des Grafen Waal; der Mann schien verschwunden, nirgends verlautet ein Wort von seiner Rettung und Existenz. Die Frau erregt das tiefste Mitgefühl des reichen edeln Grafen Waal; er läßt sie ausbilden, ihr die beste Erziehung geben, und nach vierzehn Jahren wird sie Gräfin von Waal. Daß sie früher verheirathet war, verschweigt sie, ebenso den Kummer um den vermeintlich verlorenen auf den Grund der Ostsee begrabenen Gatten, an dessen Tod nur irgend zu zweifeln sie gar keinen Grund hat. Der Graf hatte sich, als er sich mit Luise vermählte, am Rhein angekauft, dort Güter erworben, bewohnte Schloß Lindhorst und führte ein glückliches, beneidenswerthes, zurückgezogenes, nur von höhern Interessen getragenes Familienleben. Die Gräfin hatte ihm zwei Söhne und eine Tochter, Ludwig, Wilibald und Cäcilie, geschenkt, die erwachsen aber noch minderjährig sind, als sie den Vater verloren, sodaß die Gräfin als Haupt der Familie erscheint, die sie mit aller Eleganz und Würde einer echt aristokratischen schönen Frau repräsentirt. Sie lebt nur ihrer Familie und ihr ganzes Streben, Sinnen und Trachten gehört den Kindern, denen das Geheimniß ebenso wie der ganzen Welt verborgen bleiben muß. Das ist der Schatten, der sich über das sonst sonnenbeglänzte Leben der Gräfin verbreitet, und zwar tiefer und düsterer, als die Sorgen um ihres ältesten Sohnes Ludwig, des künftigen Majoratsherrn, grenzenlosen mit ungezügelter Heftigkeit gepaarten Stolz, der ihm auch seinen jüngern Bruder entfremdet; um dieses letztern, Wilibald's, des schmucken und liebenswürdigen Dragonerlieutenants, leichtsinniges Schuldenmachen und Wettrennensport, der ihn schließlich zwingt, seinen Abschied zu nehmen, Landwirth zu werden, wobei er aber nicht bleibt. Trotz allen guten Vorsätzen und wohlgemeintesten Warnungen setzt er doch wieder, um sich finanziell zu retten, alles auf einen Wurf, auf ein beflügeltes Roß, beim Rennen in Frankfurt, aber er verliert, nachdem er schon vorher mit Malwine von Hopfen, einer vermögenslosen Waise, heimlich verheirathet war, die als gern gesehener Gast und innigste Busenfreundin der edeln, kindlichen und hoffnungsvoll erblühten Cäcilie lange Zeit auf Lindhorst weilte und dem Majoratsherrn einen Korb gegeben hatte. Jener Schatten ist deshalb düsterer, weil im Grunde beide junge Männer lautere Charaktere mit wahrhaft gutmüthigen, kindlichen Seelen und nicht ohne edle Züge sind, und er wird noch um so düsterer, weil sich ein Amerikaner ganz in der Nähe angekauft hatte, eine derbe, rauhe, aber edle Natur, jähzornig bis zum Wahnsinn und wieder lenksam wie ein Kind. Er überwirft sich mit Ludwig wegen einer Jagdstreitigkeit, wird aber Wilibald's Freund bis zu jenem Rennen, wo sie sich entzweien. Die Gräfin ahnt erst dunkel und scheu, sieht aber dann klar, daß der Amerikaner ihr erster Gatte ist. Es würde zu weit führen,

hier das Geflecht der Einzelheiten zu verfolgen, wie das Geheimniß an den Tag kommt und wie seine Folgen noch gemildert werden. Ich will es auch nicht ausplaudern; greife doch jeder selbst zu dem vortrefflichen Buche! Nur noch einige Bemerkungen seien erlaubt, welche den Dichter und seine Art zu schaffen, charakterisiren.

Oft begegnet man im Leben Menschen, die uns im Augenblick anziehen, unser Herz gewinnen, ja fesseln — oder abstoßen, oder mindestens kalt, aber nicht ohne Interesse lassen. Natürlich sind dies keine Alltagscharaktere, und je weniger wir dies selbst sind, desto lebhafter wird die eine oder die andere jener Empfindungen sein. Sie halten oft lange vor, bis der Augenblick der Probe kommt und unsere Neigung alsbald sich in Entfremdung, unsere Abneigung in Hochachtung verwandelt. Wenn uns nun der Dichter solchen Charakteren begegnen, dann die Probe eintreten läßt und dabei die gewonnene Liebe abzukühlen, ja ins Gegentheil umzukehren und unser Herz im andern Falle zu gewinnen versteht, so hat er die richtige Parallele mit dem Leben gezogen. In unserm Roman finde ich dies mehrfach bestätigt, und gerade dies erwärmt mich so für ihn. Malwine von Hopfen erobert unser Herz im Sturm, bis der Augenblick kommt, wo sie zur Lauscherin wird, um dem Geheimniß der Gräfin, von welcher sie wie von einer Mutter geliebt wird, auf die Spur zu kommen. Wilibald's offene, liebenswürdige, kindliche Natur nimmt uns sofort für ihn ein, besonders weil es ihm dadurch und durch einen gewissen Zug seines Wesens, den er von seiner Mutter hat, gelingt, einer Katastrophe zwischen seinem Bruder Ludwig und dem Amerikaner vorzubeugen, bis wir ihn als den leichtsinnigsten, pflichtvergessensten Spieler und Sportsman kennen lernen, der morgen bricht, was er heute sich und der Mutter und dem vortrefflichen Vormund, Dr. Halthaus, gelobt hat. Ludwig's Hochmuth und Jähzorn stoßen uns ab, bis seine Großmuth gegen den liederlichen Wilibald und seine männliche, aber lange mit vornehmer Rücksicht verbundene Energie gegen seine schlechte Frau unsere volle Hochachtung gewinnt.

Leider gestattet der Raum nicht, diesen unserm Dichter wie wenigen eigenen Zug seines Talents mit Beispielen aus frühern Werken desselben zu belegen; vielmehr müssen wir hiermit — leider zu bald — von dem Buche Abschied nehmen, um uns einem zwar ganz anders gearteten, aber nicht minder anziehenden Romane zuzuwenden:

5. Ein Frauenlos. Roman von Julius Grosse. München, Callwey. 1888. 8. 3 M.

Da uns ein Dichter wie J. Grosse die Erzählung eines Frauenloses verspricht, so müssen wir — mir ging es wenigstens so — etwas anderes, ich will nicht sagen Bedeutenderes erwarten, denn letzteres ist zwar der Roman, aber ich hätte geglaubt, mit einem Frauenlose bekannt zu werden, welches, wenn auch nicht einzig, aber doch selten in seiner Art ist. Das ist aber das Los der armen Frau Lori nicht. Eine Frau, deren erste Liebe eine unglückliche war, heirathet einen Mann, wenn auch aus so hoher Verehrung, daß sie sich vielleicht selbst des Unterschiedes zwischen diesem Gefühl und der Liebe nicht bewußt ist. Dieser Mann ist ein halber Narr und ein von Spiritismus, Hypnotismus u. dgl. beschwindelter Gelehrter und Künstler. Wenn sie sich dann unglücklich fühlt und das Schicksal ihr einen wirklichen Mann in den Weg führt, der aber doch ein halbinvalider Arzt ältern Jahrgangs ist und als Gymnasiast wegen seiner Häßlichkeit der „Cyklop" u. dgl. genannt wurde — so möchte ich nicht nur mit Mephisto sagen, „sie ist die erste nicht", sondern auch, „sie ist die letzte nicht". Dieses Los theilen mit ihr viele, ach! wie viele Frauen, und sind doch stark genug im Gefühl ihrer Pflicht, um nicht den Gatten dem Geliebten zu opfern. Die Aerzte zumal sind so häufig diese Glücklichen oder Unglücklichen. Dennoch ist der Roman reich an packenden Momenten und Situationen: vom Klatsch an, an dem aus dem blindesten und taktlosesten Vertrauen heraus die im Anfange noch grundlose Eifersucht des Spiritisten sich entzündet, bis zum warnenden Blicke der Mutter des Doctors, den dieser versteht und ehrt, und bis zum Ende, d. h. bis zum Tode der Unglücklichen, der den Gatten zum Freund des Doctors macht. Daß uns der Dichter nichts Absonderliches, sondern etwas recht oft sich Wiederholendes geben will, legt er der Frau Lori selbst in den Mund. „Ja", sagt sie zum Doctor, als sie ihn zum letzten male sieht, „er ist wirklich glücklicher geworden, und was mich betrifft — er erträgt mich, wie ich ihn ertrage. Ach! alles im Leben läuft auf ein Abkommen hinaus, auf Augenzudrücken und Ergebung. Im übrigen gibt es Klüfte, die nie ganz überbrückt werden, und Dulden bleibt Frauenlos." Das Vollendete in der künstlerischen Form und Gestaltung brauche ich nicht besonders zu betonen. Das versteht sich bei Julius Grosse von selbst.

6. Hoch oben. Novellen von J. Dery. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1888. 8. 3 M.

Es sind zwei Novellen, die wir hier vor uns haben. „Meine Braut" und „Variatio delectat". Von der letztern ist nicht viel zu sagen. Don Juan, Roué, Halbwelt; heute die, morgen jene, oder auch gleich daneben die andere — das ist die delectirende Variatio. Der Verfasser verlegt die Geschichte nach Wien. Die erste: „Meine Braut", bietet wenigstens ein psychologisches Problem der Liebe eines Mädchens mit Charakter. Ich wage nicht zu glauben und zu behaupten, daß der Verdruß einer jungen Dame so weit gehen kann, wie ihn der Autor treibt. Wir haben gerade genug am Verdruß, wie wir ihn im „Hüttenbesitzer" finden. Aber sollte eine Braut, die liebt und geliebt wird, ein anderes und zwar sehr intimes Verhältniß heimlich knüpfen nur aus Rache dafür, daß sie rein war und ihr Bräutigam, obgleich er ihren Werth erkannte und eines gleichen sich nicht bewußt sein konnte, sich vor ihrer Reinheit, Intelligenz und Energie „gefürchtet", nicht den Muth gefunden hätte, zur rechten Zeit zu reden und Liebe und Hand von ihr zu erobern? Schwerlich!

A. Fleischmann.

Aus Turan.

1. Durch Central-Asien. Die Kirgisensteppe — Russisch-Turkestan — Bochara — Chiwa — Das Turkmenenland und Persien. Reiseschilderungen von Heinrich Moser. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 160 Abbildungen, 16 Lichtdrucktafeln und 1 Karte. Leipzig, Brockhaus. 1887. 4. 18 M.

Dieses nicht nur unterhaltende, sondern auch mannichfach lehrreiche Werk ist von einem Schweizer zunächst in französischer Sprache verfaßt worden. Es erzählt im Plauderstile, gelegentliche Episoden und Abschweifungen nicht vermeidend, von Reisen im südwestlichen Asien, welche der Verfasser aus angeborener „Passion für das Unbekannte“ unternommen hat. Er reiste nicht als Forscher, wollte auch durchaus nicht Stoff zu einem großen Buche sammeln. Es waren ursprünglich nur ausführliche Briefe, die er von der Reise aus in seine Heimat richtete und welche in einer schweizerischen Zeitung veröffentlicht wurden. So war der schaulustige Reisende zum eigenen Erstaunen Schriftsteller geworden und fand bei seiner Heimkehr einen Verleger vor, ehe er nur sein Manuscript angefangen hatte.

Nun das Werk vorliegt, mag man es in seiner vornehmen Ausstattung, mit seinem Reichthum an schönen Landschafts-, Städte- und Völkerbildern, theils in Holzschnitt, theils in Lichtdruck, wol eine Perle der neuern, fast allzu umfangreichen Reiseliteratur nennen.

In lebendiger Veranschaulichung entrollt sich uns hier ein farbenreiches Gemälde aus den Oeden der Kirgisensteppe, aus dem russischen Turkestan, aus dem noch eine Scheinselbständigkeit fristenden Emirat Buchara, von Chiwa, der Turkmenenwüste, dem nordwestlichen Persien.

Wie man sieht, nimmt Turan in dieser Darstellung die breite Mitte ein. Zwar sind es immer nur persönliche Reiseeindrücke, welche uns der Verfasser schildert, aber es spiegelt sich in ihnen viel vom Wesen des Landes und seiner Bewohner ab, und niemals verlieren sich diese Erzählungen ins Kleine, rein Persönliche oder gar Triviale. Obendrein war die Zeit, in welcher Moser Turkestan bereiste, von Bedeutung für das Land: er erlebte dort die Erstlingsstadien der Russificirung. Schon 1869 hatte er eine seiner Kreuz- und Querfahrten ins Turanierland gelenkt, nun (1882) besuchte er es in Begleitung des Generals Tschernajew, des berühmten Eroberers von Taschkent, der nunmehr ausersehen war zum Nachfolger des hochverdienten Organisators von Russisch-Turkestan, des ersten Generalgouverneurs dieser neuen Provinz des russischen Zarenreichs, des Generals Kaufmann.

Damals, 1869, war Taschkent (d. h. „steinerne Stadt“, von tasch, Stein, und kent, Stadt) noch ein kleiner Colonieort der russischen Beamten und aus Rußland eingewanderten Kaufleute neben der alten Eingeborenenstadt des gleichen Namens. Man hatte sich nach der Eroberung der Gärten in der Umgebung letzterer bemächtigt, die prächtigsten Bäume in Brennholz verwandelt und nach Gutdünken Häuser und Kramläden aufgerichtet: breite Straßen waren so allmählich entstanden, an deren Seiten nur besenhaft aussehende Weiden wuchsen; es gab nur eine einzige leidliche Restauration, nachts lief man Gefahr den Hals zu brechen, so dunkel und unordentlich waren die Straßen. Heute hingegen ist Taschkent eine Großstadt von weit über 100000 Einwohnern, beide immer noch getrennte Ortschaften zusammengerechnet, die stolze Capitale des „centralasiatischen“ Rußland. Von der russischen Neustadt berichtet der Verfasser:

> Sie ist eins jener Kraftstücke, welche nur Russen und Amerikaner auszuführen verstehen. Mitten in der Steppe, ist Taschkent heute eine hübsche, lachende kleine Stadt, mit geräumigen, geradlinigen Straßen, die des Abends beleuchtet werden, an beiden Seiten Kanäle haben, längs deren eine Reihe schattenspendender Bäume den Trottoirs Schutz gegen die Sonne gewährt. Die von Gärten umgebenen Häuser haben häufig zwei Stockwerke. Es gibt sogar einige öffentliche Gebäude, die jeder Stadt Europas zur Zierde gereichen würden, und Magazine, deren Schaufenster an die pariser Boulevards erinnern. Die Staatsgebäude zeichnen sich durch ihre Solidität und schöne Architektur aus. Der Militärclub unter andern hat Aehnlichkeit mit den Casinos der deutschen Badeorte; er enthält prächtige Säle, in welchen Bälle für 4—500 Gäste gegeben werden. Um endlich Taschkent auf den Gipfel der Civilisation zu heben, besitzt es ein Theater, in welchem, ganz wie im pariser Opernhause, auch Maskenbälle gegeben werden!

Ganz dem Islam und dem rein orientalischen Leben gehört dagegen noch das heilige Buchara, wo der russische Einfluß erst kürzlich die grausam mittelalterliche Strafe des Pfählens abstellen half, wo aber nach wie vor die antike Vollstreckung von Todesurtheilen auf dem Wege der Steinigung, z. B. bei Ehebrecherinnen, geübt wird. Im Turban und schlafrockartigen Kaftan oder Chalat, betreßte Generalepauletten auf den Schultern, sehen wir hier den Emir des wunderbaren Bucharenstaats auf seinem Thronsessel abgebildet. Seit 1842 sitzt Mozaffar-ed-Din auf Bucharas Thron; er hat die durch die Tyrannei seines Vorgängers zur Verzweiflung gesteigerte Wuth des Volks durch strenge Gerechtigkeit nach den Vorschriften des Korans besänftigt, die Raubzüge der Turkmenen zurückgewiesen und sich den Russen gegenüber ins Unvermeidliche gefügt. Dem siegreich vordringenden General Tschernajew hatte er einst den lakonischen Brief entgegengesandt: „Ich befinde mich wohl und fordere dich auf, dich zurückzuziehen, widrigenfalls ich den Heiligen Krieg erklären werde.“ Ebenso lakonisch hat damals der General darauf geantwortet: „Auch ich befinde mich wohl und werde, so Gott es gefällt, bald in deiner Hauptstadt sein.“

Von Buchara ging die Reise den Serafschan weiter hinab gegen den Amu, dessen altiranischen Namen Wachschu die Griechen in „Oxos“ verdarben. Einst war der Serafschan ein rechter Seitenfluß des Amu-Darja; je mehr man aber sein Wasser in künstliche Bewässerungsgräben (hier Ariks genannt) ableitete, um dürren Wüsten-

boden in prangende Felder- und Gärtenflur zu wandeln, desto stärker wurde nach Maßgabe der Oberflächenvergrößerung die Verdunstung seines Wassers, desto geringer also die Wasserfülle an seiner Mündung, bis er endlich den Zusammenhang mit dem Hauptstrom ganz verlor und in Lachen abseits des rechten Amu-Ufers versiegte. Dieser merkwürdige Einfluß verstärkter Bodencultur auf Verminderung der Wassermenge in der Stromrinne setzt sich nun weiter fort, seitdem die Russen Samarkand oberhalb der Stadt Buchara 1868 vom Emirat lostrennten, um es selbst zu besetzen. Rasch kam nun der Bodenanbau um das russische Samarkand in höhern Aufschwung; was aber an Wasser daselbst mehr gebraucht wurde zur Befruchtung der Länderei, das ward denen unten am Fluß entzogen. So leidet denn die Landschaft Karakul, in welchen der Serafschan jetzt als „Steppenfluß" erstirbt, an fortschreitendem Wassermangel. Bauerndeputationen mit ihren Begs (Schulzen, wie wir sagen würden) an der Spitze erschienen vor Moser und baten ihn, er möge zu ihren Gunsten in der Sache Schritte thun, wozu er natürlich nicht im Stande war.

Es ist November, als sich unser Reisender dem Amu nähert. Das Thermometer sinkt bereits auf 4° unter Null, und nicht einmal Kaminfeuer findet sich im nächtlichen Obdach, man muß in den Pelz gehüllt schlafen. Zähnklappernd vor Kälte wird andern Tags der Ritt fortgesetzt, viel lieber wäre man zur Erwärmung neben dem Pferde einhergegangen, doch das wäre ein schwerer Verstoß gegen orientalische Etikette gewesen. Anhaltende Nordostwinde bringen dem nämlichen Lande mit sibirischer Luft sibirische Winterkälte, welches zur Sommerzeit in tropischer Glut dreimalige Baumwollernte einheimst!

Bei Tschardschui wird der Amu erreicht. Hier, wo gegenwärtig die wichtige Flußübergangsstation der transkaspischen Eisenbahn errichtet ist, war man höchlichst erstaunt über den Anblick eines europäischen Reisenden. Kaum ist Moser in sein Absteigequartier eingekehrt, so füllt sich der Hof, auf welchen sein Zimmer hinausgeht, mit allerlei Volks; wie ein Wunderthier betrachtet man ihn und alle seine Hantierungen, die Unteroffiziere seiner Wache müssen die Gaffer mit ihren langen Stäben, den Zeichen ihres Grades, in respectvoller Entfernung halten.

Stromabwärts geht es dann gen Chiwa, dieses jetzt so ohnmächtige Chanat, welches durch den Feldzug der Russen von 1873 auf das linke Ufer des untersten Amu-Darja beschränkt worden ist und keinen vor den Russen flüchtigen Kirgisenräubern mehr Zuflucht gewähren, keinen Sklavenmarkt mehr halten darf. Auch die Stadt Chiwa mit ihrer crenelirten Lehmmauer und ihren müßiggängerischen Bewohnern in der hohen schwarzen Lammfellmütze ist ein gründlich herabgekommenes Nest; Moser glaubt, daß innerhalb des 6 Werst (also fast 6 Kilometer) langen Mauerzugs Chiwas in den paar tausend Lehmhütten kaum 7—8000 Menschen wohnen.

Die offene Wüste, „der Sand" (kum), wird nun wieder durchmessen und im fernen Südwesten, an der Schwelle nach Persien, unter den Tekke-Turkmenen endet die turanische Reise. Diese gefürchtetsten Wüstenräuber waren damals soeben von Rußland gebändigt worden durch Erstürmung der Hauptfeste Gök-Tepe in der lang am Gebirgsfuß sich hinziehenden Achal-Oase. Der Verfasser schildert lebendig jene nun plötzlich durch Rußlands starke Hand abgeschnittenen, auf einmal historisch gewordenen „Alamans", d. h. Beutezüge der Tekke unter einem erprobten „Serdar", einem Führer, der in seiner Stellung einigermaßen an den Häuptling oder „Gefolgschaftsführer" im alten Deutschland erinnert, als auch bei uns noch Raubabenteuer, blutige Fehdezüge an der Tagesordnung waren.

Sobald das Gerücht ging, daß einer der bekannten Serdars einen Raubzug organisire, sah man die Alamantschiks von allen Seiten herbeieilen, um sich unter seinen Befehl zu stellen. Der Serdar bestimmte den Ort und die Zeit des Stelldichein, vertraute aber keinem Menschen das Ziel des Unternehmens an. Am Tage des Abmarsches versammelten sich die auf ihren Hengsten sitzenden und oft ein zweites Pferd hinter sich führenden Reiter um ihr Oberhaupt. Sobald sich der Alaman in Bewegung gesetzt hatte, war der Serdar unumschränkter Herr über seine Leute; er besaß das Recht über Leben und Tod. Wenn der Zug nach Persien ging, erklomm die schweigsame Truppe nachts die Gehänge des Kopet-Dagh und stieg, entsetzliche Wege verfolgend, in die Abgründe der Berge, um sich während des Tages in den dem Serdar allein bekannten Verstecken aufzuhalten. Wenn der Alaman eine Ortschaft der fruchtbaren Ebene von Chorasan zum Ziele hatte, dann machte die Bande, auf dem südlichen Abhange des Gebirges angekommen, halt; die Vorräthe und die Handpferde wurden unter die Obhut einiger Reiter in einem schwer zugänglichen Versteck zurückgelassen. Der Tag ging über den Rüstungen zum Kampfe hin, und gegen die Dämmerung überfielen die Streiter, ihren Schlupfwinkel verlassend, eine Kurdenfestung oder ein Dorf in der Ebene, indem sie versuchten in das Innere der Ortschaft im Augenblick der Rückkehr der Heerden einzudringen. Wenn dieses Manöver gelang, erfolgte ein schauderhaftes Blutbad. Nach der Plünderung trieben diese Räuber die gesunde Einwohnerschaft vor sich her und zogen wieder nach den Bergen. Die glückliche Rückkehr vom Alaman hing natürlich von der Geschwindigkeit der Pferde ab. Die Kinder, die jungen und schönen Frauen wurden hinten auf das Pferd gebunden und mit dieser Last mußte das Thier oft ohne Aufenthalt die Hunderte von Werst zurücklegen, die es vom Aul seines Herrn noch entfernt war. Die starken Männer, in einem Halseisen, dessen lange und schwere Kette am Sattelknopfe befestigt war, liefen, durch die Peitsche des Alamantschik aufgemuntert, solange es ihre Kräfte erlaubten. Wenn der Rückzug ein sehr beschleunigter war und der Gefangene nicht schnell genug vorwärts konnte, so machte ein Säbelhieb seinen Leiden ein Ende.

2. Transkaspien und seine Eisenbahn. Nach Acten des Erbauers Generallieutenant M. Annenkoff bearbeitet von O. Heyfelder. Hannover, Helwing. 1888. Gr. 8. 8 M.

„Transkaspien" ist der neue Name für das von der kaspischen Gegenküste Kaukasiens her gewonnene turanische Gebiet Rußlands. Es steht nicht mit unter dem Gouverneur von Russisch-Turkestan, sondern mit unter der Verwaltung Kaukasiens. Der Ausbau der 1441 Kilometer langen Eisenbahn, welche an der Küste des südlichen Kaspischen Meeres unfern Krasnowodsk bei Usun' Ada be-

ginnt und bis Samarkand bereits reicht, hat die Blicke der gebildeten Welt jüngst auf diese Landestheile gelenkt. Und eben dieser Eisenbahnbau ist es, welchen uns in dem vorliegenden Buche Heyfelder vorführt.

Der Verfasser schöpft die Zahlen und sonstigen Einzelheiten über die technische Ausführung des gewaltigen Unternehmens aus amtlichem Actenmaterial, berichtet aber, was seine Darstellung ganz besonders hebt, aus eigener Anschauung. Denn als Chefarzt hatte Dr. Heyfelder den Feldzug gegen die Tekke-Turkmenen unter Skobelew mitgemacht, welcher im Sturm auf Gök-Tepe seinen glorreichen Ausgang fand. Damals (1880) hatte er den Erbauer der transkaspischen Bahn, Generallieutenant von Annenkow, unter den Kugeln des Feindes verbunden und war dann sein treuer Gefährte geblieben, als der Bahnbau durch die Wüste nach der neuerworbenen Oase Merw, 300 Kilometer weit durch den „schwarzen Sand" (kara kum) an den Amu, endlich längs dem Serafschan nach Buchara und Samarkand weitergeführt wurde.

Ehe diese Zeilen dem Leser vor Augen kommen, wird die Eröffnung dieser ersten Eisenbahn durch die Wüsten der Südstriche Turans (am 27. Mai) eröffnet sein. Aufenthalte auf den naturgemäß geringzähligen Stationen abgerechnet, wird man fürder in 33 Stunden sicher und mühelos vom kaspischen Gestade auf diesem Annenkow'schen Schienenwege bis an den Fuß des chinesischen „Himmelsgebirges" gelangen, auf demselben Wege, der früher in wochen-, ja oft monatelanger Drangsal nur unter Lebensgefahr zurückzulegen war!

Der Verfasser schildert uns eingehend die topographischen Schwierigkeiten, welche der Ausbau dieser Bahn zu überwinden hatte auf einem zwar ebenen, aber großentheils aus Flugsand bestehenden Boden. Oft mußte man, in der Nähe der kaspischen Küste, durch Begießen mit Seewasser oder mit Lehmbrühe dem Sande erst einigen Halt geben, um dann vorläufig die Bahnschwellen nur lose auf den Boden zu legen, sie später erst in Kiesgerölle fester einzupacken. Denn man vergesse nicht, daß der erste Zweck dieses Bahnbaues der war, die von den Tekkes erlittene Schlappe so rasch als möglich und mit Sicherheit des Erfolgs wett zu machen. Noch erinnert der Name „strategische Eisenbahn" an diesen Ursprungszweck; auf Kosten des russischen Kriegsministeriums, unter Leitung des Generalstabes und in vollkommen militärischer Organisation der Arbeiterschar von 30000 Mann ist die Bahn gebaut worden. Die mit der Besetzung der Merw-Oase wieder brennend gewordene afghanische Frage bedingte die schleunige Fortführung des 1880 erst nach dem Lande der Achal-Tekke ausgeführten Strecke gegen die Grenze von Afghanistan und weiterhin. So kam es, daß die Riesenstrecke (größer als die Entfernung des nordöstlichsten Zipfels unsers Reichs vom südwestlichsten Grenzstein des Elsasses) wesentlich in den paar Jahren von 1885 bis 1887 fertig wurde. Und dabei mußte durch die Wüste des schwarzen Sandes der Bahndamm Hunderte von Werst unterfüttert werden mit Faschinenlagen von Saxaul, jenem besenartigen einzigen Strauch der innerasiatischen Wüsten. Das Holz zu der 1700 Meter langen Tschardschuibrücke über den Amu mußte auf der Wolga aus dem tiefen Innern Rußlands bezogen werden!

Natürlich ist die Fahrgeschwindigkeit auf dem meist so lockern Untergrunde vorsichtigerweise eine geringe. Sie sinkt streckenweise auf 15 Werst in der Stunde, stellt sich sogar im Mittel nur auf 40—50 Werst, d. h. 44 Kilometer. Statt der Bahnwärterhäuschen finden sich in Abständen von $12\frac{1}{2}$ Werst kleine Kasernen, von deren Auslugthurm die Bahnstrecke beaufsichtigt und von deren Insassen dieselbe täglich abgegangen und abgeritten wird, wozu jeder dieser Kasernen zwei Pferde zuertheilt sind.

Geheizt werden die Locomotiven mit Naphtha, das glücklicherweise nahe der Kopfstation Usun Ada erbohrt ist, zum Theil auch mit Abfällen der Naphtha-Industrie von Baku. Die Passagiere werden im Restaurationswagen unterwegs verpflegt.

Allein schon der Ausbau der transkaspischen Bahn war ein civilisatorischer Erfolg. Für 22—30 Kopeken Tagelohn haben ihn ganz überwiegend die turanischen Eingeborenen geleistet, selbst Söhne der einst so räuberischen Tekke! Durch den von dieser Eisenbahn erleichterten, ja fast erst ermöglichten Verkehr tritt aber vor allem nun Europa, voran Rußland, in Handelsaustausch mit diesem oasenreichen Wüstenraume, wo man kostbare Seide und seit kurzem die beste amerikanische Baumwolle zieht.

Alfred Kirchhoff.

Lyrisches.

1. Lobe den Herrn, meine Seele! Ein Beitrag zum Blütenstrauß christlicher Dichtung. Von Hermann Köhler. Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Ein duftiger Blütenstrauß von frischen, hellen, dankerfüllten frommen Liedern! Uns ist, als winkten uns die Anemonen und Veilchen, die Lilien und Rosen so eines stillen, friedlich umhegten thüringer Predigerheims, als hörten wir die Buchen und Tannen der heimatlichen Wälder ihre Dankpsalmen rauschen. „Frühling", „Festlieder", „Erbauliches": unter diesen drei Ueberschriften sind die Liedergaben geordnet. Und es ist ein würziges, herzerquickendes Mahl, zu dem wir niedersitzen sollen: der Frühling so strahlend, die Festlieder so herzlich, das Erbauliche so echt und warm, alles so lauter und erhebend und in schlichter Einfalt so gut deutsch empfunden, die Sprache natürlich und leicht, die Verse fließend und wohllautend. Die zweite

Abtheilung feiert zum größern Theil die christlichen Feste, aber sie schlägt auch Feierklänge an, in denen die Freude an unsern großen nationalen Festen wiedertönt. Dahin gehören der „Festgruß zum 2. Januar 1886", „An mein Vaterland. Zum 22. März 1887", während andere wieder Deutschlands Kaiserin und der edeln Fürstin gelten, die von der sagenumwebten Stammesburg niedersteigt, auf welcher einst Elisabeth die Heilige lebte. Möchte der bescheidene Wunsch des jungen Dichters sich erfüllen, den er auf der Schwelle seiner Liederhalle an den Leser richtet:

Im Lenz siehst du ein Blümlein stehn, sein Auge klar und licht,
Das spricht zu dir mit leisem Flehn: Vergiß mein nicht!

Zu duft'gem Kranze wand ich's hier in meinen Liedern schlicht,
Und auch aus ihnen spricht's zu dir: Vergiß mein nicht!

2. Palme und Krone. Lieder zur Erbauung von Julius Sturm. Bremen, Heinsius. 1888. 8. 5 M.

Wie uns das Vorwort mittheilt, sind, mit Ausscheidung einer Anzahl minderwerthiger Gedichte, in dieser Liedersammlung die zwei Bände religiöser Gedichte des Verfassers: „Ich bau auf Gott" und „Dem Herrn mein Lied", deren erste Auflage vergriffen ist, zu einem Bande vereinigt worden unter Hinzufügung von zahlreichen (gegen 170) neuen Liedern, sowie einer größern Anzahl solcher, welche Sturm's „Pilgerfahrt" (Halle, Mühlmann) entnommen wurden. Wir haben alle Ursache, dem Dichter, dessen fromme Klänge längst in den Herzen und Häusern weiter Kreise einen Widerhall gefunden haben, auch für diese seine Gabe zu danken, sowol für die Wiedergabe des schon Gedruckten, das in dem neuen Gewande sich manchen Freund zu den frühern hinzugewinnen wird, wie für das, was hier zum ersten male geboten wird. Sinnig und innig, lauter und fromm, erbaulich und beschaulich, werden diese Lieder ihren Weg finden zu vielen, welche ein Dichterwort zu schätzen wissen, das aus dem Wort der Worte geschöpft hat. Und gedenkt der Dichter, wie er im Vorwort sagt, mit diesem Buche die Bände seiner „frommen Lieder" abzuschließen, um die neuen, die ihm etwa noch geschenkt werden, fortan in diesen und jenen Blättern, die der Erbauung dienen, zu veröffentlichen, haben wir es also gewissermaßen mit dem Abschluß einer reifen, gesegneten Sängerlaufbahn zu thun, so ist die Erwartung um so gerechtfertigter, daß diese letzte reife Garbe von dem köstritzer Pfarracker hochwillkommen geheißen werde. Die Lieder werden in fünf Abtheilungen geboten, deren Inhalt an den Ueberschriften: „Gott", „Die Schöpfung", „Das Heil", „Beschauliches", „Vermischtes", erkennbar wird.

3. Gedichte von Julius Ernst von Günthert. Stuttgart, Cotta. 1887. 8. 2 M. 25 Pf.

Der Abglanz eines reichen, ernsten, dem Wahren und Schönen zugewandten Manneslebens ruht auf diesen Gedichten. Ihr Verfasser führt uns mit dem, was er erlebt und empfunden, um ein Menschenalter zurück und bis an die Schwelle der Gegenwart heran. Was in Jahrzehnten auf unser Volk von Ereignissen und Persönlichkeiten, politischen und künstlerischen, eingewirkt hat, spiegelt sich, verklärt und geläutert, in der Seele des Dichters wider, dessen vornehme Gesinnung und lauteres Streben mit einer gefälligen Auffassung und zarten, warmen Empfindung liebenswürdig gepaart sind. Die politischen Lieder athmen einen kräftigen vaterländischen Sinn; wenn Männer wie York, Bismarck, Karol von Rumänien, Alexander von Bulgarien, Fürst Karl Anton von Hohenzollern besungen werden, so regt sich in jedem deutschen Herzen berechtigter Stolz und freudige Zustimmung. Aber ebenso sympathisch berühren die Gedichte, welche dem Andenken solcher Männer und Frauen gewidmet sind, die auf anderm Gebiete, auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft, als Helden gekrönt sind, eines Körner, Uhland, V. Scheffel, Fr. Bacmeister, Karl Christian Planck, Fr. Notter, Salzmann, des Malers Pflug, oder einer Klara Hartlaub, Carmen Sylva u. a. Und wiederum die Klänge, welche Natur, Liebe, Freundschaft dem Sänger entlocken, diese tausendfach besungenen und niemals auszusingenden Lieblinge der lyrischen Muse, auch sie finden mit ihren zarten, wechselnden Weisen den rechten Ton, der harmonisch ausklingt, auch wenn einmal Trauer und Wehmuth ihre Klage anstimmt. Denn von einem weltschmerzelnden Gewinsel sind diese Gedichte ebenso weit entfernt wie von einer himmelstürmenden Krafthuberei, die unter dem Schwalle tönender Phrasen ihre eigene Armseligkeit kümmerlich zu verdecken sucht. Weil der Dichter sich bescheidet und den Nothbehelf des Kothurns verschmäht, wo er uns einladet, ihm in Feld und Flur zu folgen, weil er auch nicht nach unberühmten Mustern es für Dichterpflicht hält, mit unmöglichen Gliederverrenkungen und witzig sein sollenden Grimassen zu unterhalten, läßt er's uns wohl und heimisch werden in den Räumen, die er uns erschließt, und das ist denn doch mehr werth als die flüchtige Bewunderung eines sensationsbedürftigen Herrn omnes. Als besonders schön und lieblich seien die neun „Indischen Idyllen" hervorgehoben. Auch die epischen Beiträge, welche die Sammlung enthält, empfehlen sich durch schlichten Ton und edles Maß in Gang und Haltung.

4. Herbstblüten. Neue Gedichte von Leo Nagel. Dresden, Teich. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Die gleiche Anerkennung verdient die unter dem Titel „Herbstblüten" erschienene Gedichtsammlung, welche von dem eifrig und unentwegt gepflegten Zusammenhange der Deutschen Böhmens mit der Literatur des befreundeten Mutterlandes einen neuen, willkommenen Beweis liefert. Der Verfasser, dessen im Jahre 1872 erschienene „Dichtergrüße aus Nordböhmen" (2. Aufl. 1879) ihm schon gar manchen Freund hüben und drüben gewonnen haben, ist den Sternen seiner Jugend treu geblieben: „Wir wollen keine Böhmen sein, wir wollen Deutsche bleiben!" klingt es uns auch aus diesen neuen Gedichten entgegen, deren Reinertrag dem Deutschen Schulverein zugeeignet ist. Die Sammlung bringt Wanderlieder „Aus nah und fern",

Zeitklänge und Sinngedichte, vermischte Gedichte und zwei epische Liedercyklen: „Wanda“ und „Königin Adelheid“. Wohlklang der Sprache, Reinheit der Form, Gewandtheit des Ausdrucks, das sind die Vorzüge, welche neben einem ernsten deutschen Sinn diese Gedichte auszeichnen. Die lyrischen sind gehaltvoll und warm empfunden, die epischen empfehlen sich durch frische Erzählung und leichten Fluß. Nur eine wiederholt begegnende Stilfreiheit ist uns aufgefallen: die verkürzte Form „gen“ für „gegen“ wird doch auf gewisse wenige Redewendungen beschränkt bleiben müssen, während sie hier ohne Unterschied dem Rhythmus zu Liebe angewandt wird.

5. Gedichte von E. Schlieper. Halle, Alban. 1887. 8. 3 M.

Der diese Gedichte vergangen hat, ist sich wol nicht bewußt gewesen, daß das Uhland'sche Wort: „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald“, doch an eine Bedingung geknüpft ist, daß nämlich die Gabe des Gesanges gegeben sei. „Pour faire un civet de lièvre, il faut un lièvre“, zu deutsch: Wer mit Gedichten an die Oeffentlichkeit tritt, muß — kein Goethe, Platen oder Rückert, aber doch ein Dichter sein, seine Verse dürfen nicht platte Prosa, seine Herzensergüsse kein Gallimathias sein. Was lag nun hier in aller Welt für eine Nöthigung vor, ein unreifes, reiz- und farbloses Jugendproduct durch den Druck zu vervielfältigen, durch dessen einmaliges Lesen oder Anhören die Betroffenen schon schwer genug gestraft waren? Was die lyrischen Gedichte, und deren ist die große Mehrzahl, von individuellem Gepräge, dem charakteristischen Merkmal des Lyrikers, an sich tragen, ist nicht so beschaffen, daß es uns in seinen Bann nähme, und von den paar dürftigen Balladen — es sind ihrer zum Glück nur zwei geleistet — wollen wir lieber schweigend Abschied nehmen. Der Verfasser — beinahe hätten wir Dichter gesagt — tröstet sich zwar mit dem Motto: „Viel bringt, wer manchem etwas bringt“; das klingt allerdings noch bescheidener als das Goethe'sche: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“, in Wirklichkeit versteckt sich dahinter ein gut Stück Anmaßung, und die Drohung des Vorwortes, daß, wie auch diese Gedichte aufgenommen werden möchten, ob selbst mit Lachen, Zischen und Pfeifen, ein verehrtes Publikum des einen sich versichert halten dürfe, ihr Verfasser werde wiederkehren, sowie der genialnaive Einfall, zur Verhütung jeden Irrthums dem Titelblatt die Bemerkung „Erste Auflage“ aufzudrucken, sie zeugen gerade auch nicht von übertriebener Bescheidenheit. Keinesfalls bedarf es zur Erklärung eines entschieden ablehnenden Urtheils der Befürchtung des Verfassers, es könnten Erstlingsarbeit, Gedichte, unbekannter Name, die drei bedeutungsvollen Factoren, so alt wie die Begriffe von Schuld, Unglück, Reue, für die Schätzung seiner ersten Gehversuche zum Verhängnisse werden. Ehe er uns wieder mit dergleichen Waare behelligt, geben wir ihm den Rath, sich mit den elementaren Gesetzen der Metrik, des Reims, der Betonung, der deutschen Muttersprache gründlich bekannt zu machen.

6. Sonntagsgänge von Christian Wagner. Zweite Auflage. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 1887. 8. 3 M.

Ein seltsames Buch, das nur theilweise hierher gehört, reihen wir an. Als Märchenerzähler, Brahmane und Seher tritt der Verfasser auf, indem er an allerhand Blumen und Pflanzen in gebundener und ungebundener Rede Betrachtungen knüpft. Der Märchenerzähler deutet uns alte und neue Blumensagen, manchmal an Ovid's „Metamorphosen“, öfter, in der Kleinschilderung, an Brockes erinnernd. Der Brahmane predigt schonende Hochachtung alles Lebendigen, sei's Mensch, sei's Thier oder Pflanze. Der Seher bietet sich als Wegbereiter eines reinen Zukunftsmenschenthums an. Also Märchendichtung, getragen von einer höhern philosophischen Weltanschauung, hätten wir danach zu erwarten. Wenn nur die Märchendichtung poetischer und die philosophische Lehre klarer wäre! Auch wirkt der unvermittelte Wechsel von Poesie und Prosa auf die Länge ermüdend. In der Behandlung des Verses zeigt sich der Verfasser gewandt, fast zu gewandt, möchten wir sagen; denn häufig sind es nur Worte, verworrene, leere, schier sinnlose Worte und Reime ohne Ende, die wir da zu lesen bekommen, und das gilt von dem Märchenerzähler ebenso wie von dem Brahmanen und Oswald dem Seher. Kommen nun noch solch sprachliche und rhythmische Unmöglichkeiten, solch haarsträubende, halsbrecherische Satzwendungen hinzu, wie sie fast auf jeder Seite zu finden, dann legt man dies Blumenevangelium mit seinem verworrenen Reimgeklapper recht unbefriedigt aus der Hand und wünscht, der Erzähler hätte seine Verswuth verhalten und einen Theil, nur einen ganz kleinen Theil der liebenden Fürsorge, die er Pflanzen und Thieren widmet, auf seine Mitmenschen, die Leser, übertragen.

Karl Sallmann.

Züricher Festschriften zur Alterthumskunde und Literatur.

1. Festschrift zur Begrüßung der am 28. Sept. bis 1. Oct. 1887 in Zürich tagenden XXXIX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargeboten von der Universität Zürich. Zürich, Höhr. 1887. Gr. 4. 1 M. 35 Pf.
2. Festschrift der Cantonsschule in Zürich zur Begrüßung der vom 28. Sept. bis 1. Oct. 1887 in Zürich tagenden XXXIX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Zürich, Höhr. 1887. Gr. 4. 1 M. 35 Pf.

Den in Zürich tagenden Philologen und Schulmännern sind nach bestehender Sitte einige wissenschaftliche Gaben von dortigen Gelehrten geboten worden, einigen derselben möge auch hier ein bescheidenes Plätzchen gegönnt sein.

Zunächst treffen wir in der Festschrift der Universität (Nr. 1) eine Abhandlung: „Zu den Testamenten der griechischen Philosophen“ von dem seit Jahren hoffnungs-

los daniederliegenden Professor Arnold Hug, dessen Bruder Theodor an die noch nicht ganz vollendete Arbeit pietätvoll die letzte Hand gelegt hat. Eine solche Untersuchung hat freilich nur für Philologen Werth, für das weitere Publikum höchstens, insofern der Standpunkt der Vergleichung (mit moderner Sitte) eingenommen wird. Da indessen hier durchaus kein fester Gebrauch herrschend ist, sondern (gerade wie auch im Alterthum, sogar bei den formalistisch gesinnten Römern) dem individuellen Belieben der weiteste Spielraum gelassen ist, so wird auch eine Vergleichung kaum greifbare Ergebnisse liefern. Und es fragt sich erst noch — eine Frage, die merkwürdigerweise in besagter Abhandlung nicht berührt ist —, ob die besprochenen sechs Testamente der Philosophen wirklich echt sind. Sie liegt um so näher, als die uns von einzelnen derselben erhaltenen Briefe entschieden und anerkanntermaßen unecht sind, d. h. wol aus dem Alterthum, aber nicht von der Hand derjenigen stammen, denen sie zugeschrieben werden.

Auch der Beitrag von H. Blümner: „Technologisches. Schwefel, Alaun und Asphalt im Alterthum", macht keinen Anspruch auf allgemeines Interesse: es sind „Schnitzel aus der Werkstatt eines deutschen Gelehrten", dessen Hauptthätigkeit sich auf der Erforschung des antiken technologischen Gebiets bewegt. Trotz aller Gelehrsamkeit aber kann nicht ausgemacht werden, ob das, was wir heute Alaun nennen, den Alten schon bekannt gewesen ist.

In hohem Grade anziehend, auch für weitere Kreise, ist der Beitrag von A. Kägi über „Alter und Herkunft des germanischen Gottesurtheils". Daß die Gottesurtheile unserer germanischen Vorfahren in entfernte Zeiten zurückreichen und einzelne Arten derselben auch bei andern Völkern sich vorfinden, ist unbezweifelt; dagegen ist die Frage noch offen, ob — wie z. B. in vielen mythologischen Bildungen — Entlehnung anzunehmen ist, oder ob dieselben ein gemeinsames Stammgut des großen Völkercomplexes sind, den wir unter dem Namen der indogermanischen Rasse zusammenfassen. Zwar hat man bisher ziemlich allgemein das letztere angenommen, aber ohne Beweis. Der Verfasser hat sich nun bestrebt, den Beweis beizubringen, was um so nöthiger war, als auch sonst eine gewisse Neigung vorherrscht, auf jene „indogermanische Urzeit" zurückzugreifen, wo es weder nöthig noch richtig ist (wir erinnern hier wiederum an Mythologisches). Für einen wirklichen Beweis, der sich nicht blos auf Wahrscheinlichkeiten, völkerpsychologische Züge u. s. w. stützt, ist vor allem maßgebend eine vergleichende Zusammenstellung, dann aber der chronologische Factor. Denn wenn sich gleiche oder ähnliche Bräuche auch bei verschiedenen Völkern finden, so beweist dies nichts, solange nicht ausgemacht ist, daß kein Verkehr zwischen ihnen bestand (und bestehen konnte), der auch einen Austausch geistigen Besitzes (in Recht, Sitte, Religion) hätte mit sich führen können. Tritt uns nun eine solche Aehnlichkeit, die zu charakteristisch ist, um für einen allgemeinen Zug in der Völkerpsychologie gelten zu können, etwa zwischen Germanen und Indern, in der vorchristlichen Zeit entgegen, so ist hohe Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wirkliches Stammgut vorhanden ist; würde aber dieselbe Aehnlichkeit erst in Erscheinungen nach den Kreuzzügen zu Tage treten, so ist der Zweifel nicht nur berechtigt, sondern sogar eine wissenschaftliche Pflicht. Wenn nun Kägi in friesischen, angelsächsischen und nordischen Rechtsbüchern jene Ordalien übereinstimmend angeführt findet, so beweist dies noch nichts, kommt aber z. B. die heiße Wasserprobe auch in altindischen, kommt die Feuer- und Wasserprobe auch bei den alten Persern, kommt die erstere auch bei den alten Griechen vor (Soph. Antig. 263 fg.), so gewinnt die Sache ein anderes Ansehen. Aber doch hätte, scheint uns, Kägi auch das annähernde oder muthmaßliche Alter jener indischen Schriften, aus denen er seine Belege entnimmt, angeben sollen; wer diese ungern vermißt, wird die Stelle im Sophokles für um so werthvoller und entscheidender halten müssen; denn in der That schließt diese jeden Zweifel an dem Vorkommen der Feuerprobe bei den Griechen aus. Aber freilich ist nicht ausgeschlossen, daß diese Art des Gottesurtheils durch Vermittelung der Römer den Germanen bekannt geworden wäre; ja wenn jene indischen Schriften erst aus den Zeiten nach Alexander dem Großen herstammen, so könnten die Griechen, wie vieles andere, so auch diese Specialität nach Indien hinübergetragen und deren Kenntniß den Indern mitgetheilt haben. Diese Möglichkeit ist unbestreitbar, und was die für die Perser beweisende Stelle — d. h. beweisen sollende Stelle — aus dem Königsbuche von Firdusi betrifft, so ist Firdusi eben doch nicht Avesta, und es kann hier ganz dasselbe stattgefunden haben, was wir soeben sagten, d. h. Entlehnung aus Griechenland. Darum hätte Kägi sich die Mühe nicht sparen sollen, die „mehrern Stellen" im Avesta, welche „deutlich auf Ordale mit Feuer und heißem Wasser hindeuten", genau auszuschreiben, um dem Leser ein Urtheil möglich zu machen; denn gerade sie sind ja hochwichtig wegen ihres Alters, obschon ja auch hier Zweifel sich hervorgewagt haben. Diese Stellen wären viel erwünschter als die einzige für die Römer zeugende aus einem Scholiasten zu Horaz, aus welcher wegen ihrer offenbaren Verdorbenheit nichts geschlossen werden kann. Alles in allem genommen möchten wir noch nicht behaupten, daß „die Herkunft des germanischen Gottesurtheils aus der indogermanischen Urzeit als durch den Verfasser erwiesen betrachtet werden dürfe", um so weniger, als, merkwürdig genug, solche Gottesurtheile, wie der Verfasser selber zugibt, bei Völkern der verschiedensten Rassen angetroffen werden, z. B. das Eidwasser bei den Israeliten, Eisen- und Oelproben bei afrikanischen Negerstämmen, eine Art Kesselfang bei den Madagassen, eine Reisprobe bei den Wakambas, eine Wasserprobe und eine Feuerprobe bei den Papuas u. a. m. Wir wiederholen es: merkwürdig genug; denn an einen Import jener Rechtsanschauungen wird doch hier niemand denken, und auf der andern Seite scheinen uns dieselben so eigenthümlich, daß sie nicht eine allge-

meine psychologische Unterlage haben können. Gleichwol ist es so, und der Schein trügt also. Das mahnt zur äußersten Vorsicht, und wenn der Verfasser die Zahlenverhältnisse, welche bei den Indern und den Germanen in Einem Punkte sich entsprechen, als entscheidend glaubt auf die Wagschale legen zu können als Beweis gemeinsamen Ursprungs, so legt er diesem Umstande zu viel Gewicht bei. Es gibt, vom Zufalle ganz abgesehen, gewisse heilige Zahlen, die immer und überall wiederkehren.

Dem Beitrag von J. Ulrich: „Pietro Fortini, ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Novelle", vermögen wir wenig Geschmack abzugewinnen, wir erlauben uns sogar seine Berechtigung zu bezweifeln. In der That, wen kann es interessiren und wem kann es frommen, ein Schock von Novellen inhaltlich analysirt zu finden, wenn deren Inhalt ausschließlich dem Schmuz und der Zote entnommen ist? Auch für die „Culturgeschichte", unter deren Flagge diese Art von Literatur will eingeführt werden, ist da nichts zu holen. Boccaccio ist ein berühmter Name und schreibt eine mustergültige Prosa, darum darf aber sein „Decameron" die Gattung als solche mit seinem Schilde nicht decken; zudem liegt eine gewisse Entschuldigung für Boccaccio in den damaligen Zeitumständen, man weiß ja, welchen Zweck seine Novellen erfüllen sollen. Dieser Umstand fällt für Fortini, den Verfasser dieser Novellen, weg. Der Vorwurf der Obscönität, von dem der züricher Gelehrte den Autor rein waschen will, wird auch nicht hinfällig durch die Hinweisung auf das Beispiel noch anderer als Boccaccio, also zunächst die Königin von Navarra, oder auf die Thatsache, daß alle die in Betracht kommenden Novellisten „nicht für die Bedürfnisse höherer Töchterschulen geschrieben haben". Sie haben darum nicht minder „Abortserzählungen" (wie Ulrich es selber nennt) geliefert, und es ist kein Grund abzusehen, warum solche Erzeugnisse noch mit kritischen Arabesken verziert werden sollen. Schöner und duftender werden sie dadurch nicht. Uns scheint, die natürliche und gesunde Sinnlichkeit, die im normalen Menschen sich regt, könne auch literarisch auf andere anständigere Weise gezüchtet werden.

„Die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte, mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz" von L. Tobler betitelt sich ein fernerer Beitrag, den auch Nichtfachmänner mit Interesse lesen werden. Es wird an einer Fülle von Beispielen gezeigt, daß Wörter aus frühesten und frühern Perioden her sich in dem einen Dialekt erhalten haben, in einem andern spurlos verschwunden sind, während man sie doch in allen erhalten glauben sollte. Es finden sich aber auch — und das ist ein sehr gewichtiges Ergebniß — unter den Dialektwörtern eine namhafte Anzahl solcher, die in den Schriftdenkmälern der ältern Zeit gar nicht enthalten sind und gleichwol irgendeinmal und irgendwo zum Sprachschatz gehört haben müssen (weil von einer Neubildung nur nach einer bestimmten Richtung hin und in sehr beschränktem Maße die Rede sein kann).

Ein zweites, von der Cantonsschule gebotenes Heft (Nr. 2) handelt erstens von der stofflichen und zeitlichen Gliederung des Kriegs mit Jugurtha, wie er von Sallust geschildert ist. Verfasser ist H. Wirz, der Inhalt speciell für Philologen berechnet; zweitens über eine Reform der Schulsyntax, betreffend die Lehre vom lateinischen Infinitiv. Wir können diese Skizze des Dr. Sorbes um so eher übergehen, als sie uns durchaus nicht den Eindruck gemacht hat, den das Motto: „res loquatur ipsa", zu verheißen schien. Eine recht schöne und lesenswerthe Abhandlung ist dagegen Nr. 3: „Die Mathematik auf den Universitäten des Mittelalters", von H. Suter. Die Perle des Hefts aber — für weitere Kreise — bildet die vortrefflich geschriebene Charakteristik eines früher viel gelesenen, ja hoch bewunderten, jetzt mit Unrecht etwas vernachlässigten Schweizerdichters, Jeremias Gotthelf, von Julius Stiefel. Die Reaction gegen diese Vernachlässigung ist mit kräftiger Hand durchgeführt; Stiefel hat warme, ja glühende Farben auf seiner Palette, das Lob hat nicht einen einzigen matten Zug; und es läßt sich fragen, ob nicht der Wahrheit hie und da mit einem kleinen Schattenstriche gedient gewesen wäre. Gotthelf ist uns lieb geworden durch seine hervorragenden Dichtereigenschaften; er ist manchem der Modernen, die jetzt „Curs" haben, hoch überlegen. Stiefel hat das vollste Recht, ihn den Meister des Idylls zu nennen, mehr Recht, als Heyse hatte, einen Landsmann Gotthelf's als „Shakspeare der Novelle" zu preisen, der er, Heyse, doch selber ist. Unsers Erachtens ist an Jeremias Gotthelf zweierlei auszusetzen, wodurch der Genuß an seinen Schöpfungen einigermaßen verkümmert wird, nämlich das unverhüllte Auftreten der Tendenz und der nicht selten zu Tage tretende Ungeschmack. Freilich fällt beides oft zusammen und ist letzterer eine bloße Folge der getadelten Tendenz. Denn, soll den Bauern wirklich Sitte und Vernunft gepredigt werden, daß sie's fassen, so muß es auch in ihrer Sprache geschehen, und da darf es nicht wundern, daß der Duft oft zu wünschen übrigläßt. Aber es scheint wirklich, daß „de gustibus non disputandum", denn dieselben Kritiker, welche den guten Geschmack an Gotthelf vermissen, thun — im Gegensatze zu dem Schreiber dieser Anzeige —, als ob das Element des Geschmacks gar nicht mehr in Betracht käme oder gar nicht erforderlich wäre bei andern, die zwar einer großen Berühmtheit genießen, aber — puncto Geschmack — hinter Gotthelf noch zurückbleiben. Was aber dem einen recht, ist dem andern billig, und so soll es, nicht zwar zur Entlastung Gotthelf's, aber zur Ehre der Wahrheit gesagt sein, daß es wiederum der gefeierte Schweizerdichter von vorhin ist, in dessen bekanntem „Sinngedicht" der Ungeschmack zweitweise wahre Orgien feiert, obschon doch hier keinen Bauern zu Gefallen gesprochen wird. Stiefel hat, was manchem Leser und Kenner Jeremias Gotthelf's hocherwünscht sein muß, sich zu einer knapp gehaltenen, aber höchst belehrenden psychologischen Analyse der einzelnen Gotthelf'schen Erzeugnisse verstanden.

Ein drittes Heft enthält als Festgruß der archäologischen Sammlung der züricher Hochschule die Beschreibung dreier griechischer (darunter zweier als Sammlung angehöriger) Vasenbilder nebst zwei lithographirten Tafeln. Sie sind nicht uninteressant, jede hat ihr Eigenthümliches in der Bedeutung der Zeichnung, d. h. der dargestellten Scene. Darüber verbreitet sich eben die Darstellung des Herausgebers. Ob ihm die Deutung gelungen, kann hierorts nicht untersucht werden.

J. Mähly.

Naturwissenschaftliche Bücher.

1. Jahrbuch der Naturwissenschaften. 1886—1887. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; Mechanik; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Zoologie und Botanik, Forst- und Landwirthschaft; Mineralogie, Geologie und Erdbodenkunde; Anthropologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medicin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel und Industrie; Verkehr und Verkehrsmittel. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Max Wildermann. Mit einer Karte und 25 in den Text gedruckten Holzschnitten. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Gr. 8. 6 M.

Die Fortschritte der Naturwissenschaften und ihrer Anwendungen während eines jeden Jahres sind so zahlreich, daß schon seit geraumer Zeit jede Culturnation ihre verschieden betitelten Jahrbücher hat, welche es versuchen, die wichtigsten Errungenschaften der theoretischen und angewandten Naturwissenschaften für das abgelaufene Jahr in Kürze übersichtlich darzustellen. Auch wir Deutschen besitzen selbstverständlich derartige Jahresberichte, Jahresübersichten und Jahrbücher, zunächst für die einzelnen Zweige der Naturwissenschaft, dann aber auch für die letztere mit allen ihren Disciplinen und praktischen Verwerthungen; wir erinnern beispielsweise an Klein's Revue der „Fortschritte der Naturwissenschaften“, Gretschel's „Jahrbuch der Erfindungen“ u. dgl. m. Trotz dieser bereits vorhandenen Jahresberichte ist das vorliegende neue „Jahrbuch“ keineswegs überflüssig, sondern es macht sich geltend durch seine große Vielseitigkeit, sorgfältige Auswahl und methodische Behandlung des übermächtigen Stoffs. Es unterscheidet sich namentlich von dem auch in Deutschland verbreiteten gleichartigen „L'année scientifique et industrielle“ vortheilhaft durch Gründlichkeit und Vollständigkeit, welche Eigenschaften das französische Jahrbuch vermissen läßt. Während letzteres sich vorherrschend auf Fortschritte der Naturwissenschaften und Industrie in Frankreich beschränkt, geht Wildermann's „Jahrbuch“ bei der Sichtung des reichlich zuströmenden Stoffs, nach der Wichtigkeit des Gegenstandes, international vor, was einen weitern Vorzug des neuen Jahrbuchs bildet.

Schon das Titelblatt des hier angezeigten Jahrbuchs gibt nicht weniger als 26 Hauptfächer an, über deren Fortschritte berichtet wird. Bedenkt man nun die vielen Unterabtheilungen dieser Kapitel, sowie deren Ausfüllung mit den zahlreichen einschlagenden Materien, so kann man sich leicht eine Vorstellung machen von dem großen Reichthum und der hohen Mannichfaltigkeit des Inhalts dieses Buchs. Wollte man letztern selbst nur mittels Stichworte andeuten, so wären schon hierzu mehrere Druckseiten erforderlich. Wir müssen uns daher begnügen, nur durch einige kurze Angaben anzudeuten, wie anziehend der in diesem Jahrbuch verarbeitete Stoff ist.

Zu diesem Behufe machen wir aufmerksam auf die Artikel des Wildermann'schen „Jahrbuchs“, welche in leichtfaßlicher Weise behandeln das Telephoniren auf weite Strecken bis zu etwa 260 Kilometer Entfernung; die Aufnahme lebender Thiere mittels der Augenblicksphotographien; das Photographieren entfernter irdischer Gegenstände mit Hülfe eines Fernrohrs, welches mit der aufnehmenden Dunkelkammer verbunden ist. Ferner ist sehr wichtig die landwirthschaftliche Verwendung der Schlacken, welche sich bilden bei der Entphosphorung des Eisens im sogenannten Thomasproceß während der Bessemer'schen Stahlerzeugung. In der Astronomie zieht uns besonders der Bericht über die Activität der Sonne, d. i. über ihre Flecken, Fackeln und Protuberanzen an, ferner über die Eigenbewegung der Sonne, über das astrophysikalische Observatorium zu Potsdam und endlich über den Stand der Frage bezüglich der Einführung einer allgemein geltenden Normal- oder Weltzeit, für welche die einheitliche Annahme der greenwicher Mitternacht als Anfang des Universaltages vorgeschlagen ist. In einem Anhang gegen Ende des Buchs finden wir eine willkommene Beschreibung der Himmelserscheinungen für 1887 und 1888.

Auch über die Fortschritte der Naturgeschichte, Landwirthschaft, der öffentlichen Gesundheitspflege, der Industrie wie des Handels bringen die Berichte eine Fülle anziehender neuer Thatsachen. Recht dankenswerth ist das Referat von Wildermann über die neunundfunfzigste Versammlung deutscher Naturforscher im Jahre 1886 und über den deutschen Congreß zur Förderung überseeischer Interessen. Den Schluß des hiermit bestens empfohlenen Werks bildet ein Verzeichniß der im Jahre 1886 gestorbenen Naturforscher und Industriellen.

2. Das Princip der Erhaltung der Energie von Max Planck. Von der philosophischen Facultät Göttingen preisgekrönt. Leipzig, Teubner. 1887. Gr. 8. 6 M.

Bald wird ein halbes Jahrhundert voll, seit das fruchtbare Princip der Erhaltung der Kraft aufgestellt worden ist. Seitdem haben Naturforscher und Philosophen sich mit der Untersuchung und Anwendbarkeit dieses weittragenden Fundamentalsatzes vielseitig und eingehend

beschäftigt. Unter Kraft ist hier die lebendige Kraft gemeint, deren Hälfte jetzt allgemein mit dem von Thomas Young im Jahre 1807 eingeführten Ausdruck „Energie" bezeichnet wird, sodaß man gegenwärtig nicht mehr von der „Erhaltung der Kraft", sondern nach William Thomson (1855) von der „Erhaltung der Energie" spricht. Das vorliegende Buch nun behandelt, auf Veranlassung einer im Jahre 1884 erfolgten Preisausschreibung der philosophischen Facultät Göttingen, die historische Entwickelung des Wortes Energie in der Physik, sowie des Princips von der Erhaltung der Energie, dann in welcher Weise sich dieses Princip formuliren und beweisen lasse, sowie endlich die verschiedenen Arten der Energie.

Zur Vorgeschichte des Begriffs der Energie gehört die alte Streitfrage zwischen Descartes und Leibniz sowie ihrer Anhänger über das richtige Maß der Kraft. Während Descartes die letztere ausdrückt durch die „Bewegungsgröße", d. i. durch das Product aus der Masse mit der einfachen Geschwindigkeit, nimmt Leibniz hierin statt der einfachen die quadrirte Geschwindigkeit und erhält so die „lebendige Kraft", welche halbirt heutzutage „Energie" heißt. Mit der Geschichte des Energiebegriffs auf dem physikalischen Gebiete gibt der Verfasser auch jene vom mechanischen Aequivalent der Wärme, wobei er eine erfreuliche Objectivität und vorzügliche Kenntniß der einschlagenden Literatur an den Tag legt. Dies gilt auch von den sich anschließenden zwei Abtheilungen, deren Inhalt wir im Folgenden kurz andeuten wollen.

Das Verständniß sowie die Formulirung des Satzes von der Erhaltung der Energie wird durch die Parallelisirung mit dem Princip von der Erhaltung der Materie sehr erleichtert, weshalb der Verfasser mit Recht von dieser Analogie fruchtbaren Gebrauch macht. Von den mannichfachen, im zweiten Abschnitt erörterten Beweisen für das Princip der Erhaltung der Energie gibt M. Planck, nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, jenem den Vorzug, der daraus abgeleitet wird, daß es nach der vielseitigsten Erfahrung unmöglich ist, ein perpetuum mobile zu schaffen. Der dritte und letzte Abschnitt behandelt mit großer Sachkenntniß die Anwendung des Energieprincips auf die Mechanik, auf die Wärmelehre und Chemie, sowie schließlich auf die Disciplinen der Elektricität und des Magnetismus. Obwol dieses treffliche Buch in erster Linie für Leser mit physikalischen Fachkenntnissen geschrieben ist, kann es durch seine historische Entwickelung des Satzes von der Erhaltung der Energie auch anderseitig und allgemein interessiren. Noch mehr wäre dies der Fall gewesen, wenn der Verfasser auch die philosophischen Arbeiten auf dem Gebiete der Dauer der physikalischen Energie wenigstens einigermaßen beachtet hätte.

Feuilleton.

Der Advocat J. Copertin Schell in Wien hat in seinem Selbstverlag eine Broschüre erscheinen lassen, worin er „Autorität und Solidarität im Dienste des Antisemitismus" einander gegenübergestellt. Der Verfasser ist offenbar von edelm Zorn und von tiefer Liebe zur christlich-germanischen Rasse erfüllt. Um so mehr bedauern wir, daß sein oft verworrener und geschraubter Stil, sein specifisch katholischer Standpunkt und seine maßlos ausschweifende Kritik den berechtigten Kern seiner Gedanken nicht blos überwuchern, sondern nicht selten der Lächerlichkeit preisgeben. Er muß in grauenhafte Zustände hineingesehen haben, wird ihnen aber mit seinen Mitteln nicht beikommen!

— „Sagen der alten Griechen" hat der reifern Jugend erzählt R. Schneider, Professor am Gymnasium zu Meiningen (Leipzig, Opetz). Wir empfehlen gern diese Darstellung des vielbehandelten Stoffs, weil sie sich auszeichnet durch Einfachheit des Inhalts, alle unnöthigen Verwickelungen meidet und unsere Jugend den frischen Duft ungemindert empfinden läßt, welcher auf jener poetischen Vorgeschichte der antiken Welt liegt. Alles Anstößige ist vermieden, sodaß wirklich eine treffliche Jugendschrift vorliegt, deren ewig junger Stoff für sich selbst spricht.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der zu Rom erscheinenden „Revue internationale" vom 25. Mai spricht Sigmund Schott in umständlicher Weise über die neuere deutsche Literatur. Erfahren wir hier auch nicht, wie der italienisch-französische Leserkreis über unsere gelesensten Schriftsteller denkt, so ist es immerhin anziehend wahrzunehmen, in welchem Sinne die Aufnahme eines jeden bei ihm vorbereitet wird. In erster Reihe finden wir Paul Heyse, der „wie kein Zweiter die Verbindung zwischen Italien und Deutschland anbahnt. Er hat den Spruch Goethe's vom Ende der nationalen Schreibweise und dem Anbruch der Aera einer kosmopolitischen Literatur aufgenommen. Neben Originalarbeiten, welche mit dem Siegel des Genius gezeichnet sind, hat Heyse sehr vieles aus dem Italienischen übertragen und die Mehrheit seiner Arbeiten ist eine Umschreibung altitalienischer Erzählungen. . . . Er zuerst hat dem deutschen Volke Leopardi, Giusti, Zendrini, Carducci, Stecchetti, Manzoni und Alfieri enthüllt. Der italienische Geist trat zuerst in dem kleinen Meisterwerk «Arrabbiata» hervor und seit den 30 Jahren des Erscheinens desselben hat er sich mehr und mehr entwickelt bis zur «Villa Falconieri», dieser tief melancholischen Novelle des letzten Jahres, die man eine ganz italienische Erzählung nach Inhalt, Ausdrucksweise und Stil nennen kann. . . . Wiewol Heyse dem höhern Alter nahe, setzt er sein Schaffen mit jugendlicher Frische fort und verspricht seinen Bewunderern noch eine lange Reihe jener geistvollen Erzählungen, deren Meister er ist. . . . Eine lange Kette psychologischer Probleme ist von ihm geschmiedet, doch alle seine Gestalten haben eine starke Familienähnlichkeit; hat man eine Novelle gelesen, kennt man seine meisten Charaktere. Sie sind auch nicht immer erfunden. Man vergleiche sein «Andrea Delfin» mit Zschokke's «Abällino». Es ist dasselbe Thema, nur ist die Form bei Heyse besser. . . . In seinem großen Roman «Die Kinder der Welt» machte er den unglücklichen Versuch, in die Kämpfe einzutreten, welche die Gesellschaft bewegen. Aber er stellt nur die intellectuelle Seite der Bewegung dar. Die beiden großen Factoren Hunger und Arbeit finden keinen Platz in den Schöpfungen seines Geistes. Er kennt nur die Liebe, und die verbotene besser als die andere. Die socialen Leiden, die materiellen Sorgen —

Größen, die sich durchaus nicht beiseite schieben lassen und ganz andere Verwickelungen nach sich ziehen, als der bloße Sinnenrausch sind für Heyse nicht vorhanden. Er übergeht sie. Dabei widerfährt es ihm öfter, daß er seine Geschichten auf eine excentrische Basis setzt. Wenn man jedoch sich einmal überwunden hat, seinen Ausgangspunkt gelten zu lassen, befreundet man sich mit den Persönlichkeiten, welche Ausnahmefiguren sie auch sein mögen. Sie sind von Vornehmheit durchdrungen, fremd in ihren Ansichten der großen Menge gegenüber. Sie huldigen einer in Vergessenheit gerathenen Literatur, begeistern sich an der Musik Bach's und den Lehren Spinoza's. Ihr hoher Ideengang gestattet ihnen nicht, sich in irgendwelchen Grenzen zu bewegen; für die alte Moral haben sie heroische Verachtung und sie unterliegen schließlich als Opfer des Widerspruchs zwischen ihren Liebhabereien und den bestehenden Gesetzen. . . . Seine Heldinnen sehen die Ausübung des Rechts, über den eigenen Körper zu verfügen, als ihre erste Verpflichtung an. Sie halten für erlaubt, genau so zu handeln, wie es ihnen beliebt. Ihre Sitten befinden sich daher in steter Auflehnung gegen die Gewohnheiten der modernen Gesellschaft. Das leidenschaftliche Suchen nach Glück im Genuß, nach dem fleischlichen Ideal, bewegt sie von Anfang bis zu Ende, das Werk Heyse's ist ein einziger glühender, verlangender Athemzug. . . ." So werden die meisten der einzelnen Erzählungen Heyse's kurz charakterisirt. . . . „Mit Paul Heyse in «Auf Tod und Leben» hat Theodor Storm das gleiche Thema in der Novelle «Ein Bekenntniß» behandelt, aber er hat die Frage mehr verwickelt und steht in der Begründung Heyse nach. Als derselbe Schriftsteller vor 35 Jahren seine Erzählung «Immensee» veröffentlichte, stand er sofort in der ersten Reihe der deutschen Schriftsteller. Jede seiner Novellen ist ein literarisches Juwel. Man hört zwar auch immer dieselben Accorde: eine Seele, die sich in die Erinnerung an die schönere Vergangenheit verliert, voll Milde und Trauer, voll Reue und Entsagung. Die Luft um ihn herum ist «moralisch», von Poesie durchdrungen, wenn sie auch keine scharfen Charaktere oder außerordentliche Lebenslagen hervorbringt. . . . Die Gemälde, welche Storm vor dem Leser aufrollt, sind weder groß noch von reichem Colorit, sondern feine und geschmackvolle Miniaturen, sodaß er dadurch ein Bürgerrecht in der Kunstwelt gewinnt. «Aquis submersus», das «Fest auf Haderslevshuus», «Schweigen» lassen an die alten Gobelins denken, deren Gewebe Goldfäden durchziehen. «Hans und Heinz», «Zum Wald», «Im Sonnenschein», «Waldwinkel», «Draußen im Heidedorf» sind Compositionen, in denen eine gewisse Weltverachtung vorherrscht. Für die Leser, welche zuerst einen Blick auf die letzte Seite des Buchs werfen, um zu sehen, ob es gut endet, schrieb Storm «Viola Tricolor», «Pole Poppenspäler», «Psyche» und «Wenn die Aepfel reif sind». In letzterm tritt eine humoristische Ader hervor, der öfters bei dem beliebten Dichter zu begegnen man wünschen möchte. . . . Wilhelm Raabe ist eine sehr bedeutende Persönlichkeit, ein literarischer Sonderling. Er hat eine kleine, aber treue Gemeinde. Bei ihm befindet man sich stets gegenüber einer edeln und gesunden Natur, einem ganz von Nächstenliebe erfüllten Herzen. Kein Dichter hat wie er im «Hungerpastor» verstanden, die Schmerzen und Freuden des kleinen Bürgerstandes zu schildern; niemand ist so tief eingeweiht in den Ideenkreis der arbeitenden Klassen. Die «Chronik der Sperlingsgasse» zählt zu den reizendsten Büchern der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Alle die charakteristischen Züge des deutschen Volkslebens sind darin anzutreffen. Die ganze reiche Eigenthümlichkeit des Verfassers offenbart sich in der einfachen Erzählung. Wir finden den tragischen Ernst eines Shakspeare und die Laune Molière's vereinigt. Man hat ihn oft mit Jean Paul verglichen, aber er überragt denselben in manchem. . . . Die Bluette «Ein Frühling» und das drollige «Horn von Wanza» sind Beispiele seiner humoristischen Philosophie. Er hat Originale gezeichnet, aber nur solche, welche leben, Personen, denen man überall begegnen kann. Seine Situationen sind wahres Leben, sein Empfinden ist ungekünstelt. Das 2000. Heft der Reclam'schen «Universal-Bibliothek» in Leipzig hat darum auch, als Jubiläumsausgabe, Raabe's «Zum wilden Mann» gewählt." In weniger günstigem Lichte werden dann Jensen, Freytag, Spielhagen den fremden Lesern vorgestellt, zum Schluß aber Rudolf Lindau und Frau von Ebner-Eschenbach als Realisten im besten Sinne des Wortes geschildert.

— Im „Athenaeum" vom 19. Mai findet Theodor Mommsen's „Römisches Staatsrecht" gerechte Würdigung. Der Kritiker beglückwünscht Deutschland, daß es Männer besitzt, die noch im Greisenalter Werke vollbringen, wie wenige Junge es vermögen. Das letzte Buch Mommsen's sei ein deutlicher Beweis dafür. „Seine Theorien sind neu und bahnbrechend. Sie eröffnen einen ganz andern Gesichtspunkt. Wenn man auch sagen kann, daß dieselben nur eine Hypothese im Gegensatze zu Soltau's Aufstellung ist, so erweckt sie doch Staunen und Bewunderung, die sich selbst da nicht verliert, wo die Uebereinstimmung aufhört. . . . Mit dem sechsten Bande beginnt der anziehendste und werthvollste Theil dieses Werks. Das sorgfältige Studium der «Tribus» enthält vieles Neue, und manches Bekannte ist zum ersten mal systematisch geordnet zusammengestellt. Von besonderer Wichtigkeit ist die Feststellung der einzelnen Gemeinden unter den 35 Stämmen. Die andern beiden Hauptpunkte sind die Vertheilung des Areals und die Gründung neuer Gemeinden nach dem großen Bürgerkriege. Es ist dies ein umfassendes Kapitel über den Ursprung der neu-italienischen Städte, an das sich eine kurze Betrachtung über die schwierige Frage des «jus Italicum» schließt, die er befriedigend löst."

Bibliographie.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. 9ter Bd. Mit dem dritten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. Gr. 8. 10 M.

Jahnke, H., Humor und Heldentum. Kottbus, Kittel. 8. 80 Pf.

Kist, L., Erlebnisse eines deutschen Feldpaters während des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung und Buchdruckerei. 8. 2 M. 60 Pf.

Langguth, A., Goethe als pädagogischer Schriftsteller und seine Stellung zu den Erziehungs- und Unterrichtsfragen der Gegenwart. Halle, Niemeyer. 8. 80 Pf.

Merz, O., Zur Chronik der Münchener Oper. 2ter Bd.: Theaterbriefe und -Berichte von Anfang November 1886 bis Ende Oktober 1887. München, Franz. 8. 1 M. 20 Pf.

Michelet, C. L., und G. H. Haring, Historisch-kritische Darstellung der dialektischen Methode Hegels. Nebst dem gutachtlichen Berichte über die der Philosophischen Gesellschaft zu Berlin eingereichten Bewerbungsschriften und eine Geschichte der Preisbewerbung. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 3 M.

Nathusius, Marie, Tagebuch eines armen Fräuleins. Abgedruckt zur Unterhaltung und Belehrung für junge Mädchen. Neu vervollständigte Ausgabe. Bevorwortet und mit einer Biographie der Verfasserin versehen von H. Sartorius. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 12. 1 M. 50 Pf.

Oberbreyer, M., Fürstliche Charakter-Züge. Ein Fürstenbuch für's Volk. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Pithan, C., Schloss Lüntenbeck. Historische Skizze aus dem Lande der Berge. Langenberg, Joost. 8. 1 M.

Radicsevics, B., Lyrische Dichtungen. Aus dem Serbischen frei übersetzt von G. v. Schulpe. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 50 Pf.

Stein, A., Das Buch vom Doktor Luther. Mit dem Bildnis Dr. Martin Luthers, gestochen von A. Krauße. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Sternau, M., Die Reichstagsverhandlungen. 1ster Bd. 1888. 1stes Hft. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 M.

Thiele-Lundershausen, Emma, Memoiren. Hamburg, Schardius. 8. 60 Pf.

Tolstoi, Graf L. N., Der Schneesturm. Erzählung. Aus dem Russischen von A. Hauff. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Das zweite Waterloo des 19. Jahrhunderts. Beilage: 1 Skizze. Hannover, Helwing. Gr. 8. 80 Pf.

Wolf, G., Zur Geschichte der deutschen Protestanten 1555—1559. Nebst einem Anhang von archivalischen Beilagen. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 8 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Zu verkaufen

für den unbedingt festen Baarpreis von M. 25000 eine hochangesehene

litterarische Zeitschrift,

welche sich in hervorragender Weise dazu eignet, einem jüngeren Schriftsteller eine maßgebende litterarische Position zu verschaffen, und welche schon seit Jahren regelmäßig einen ungefähren Reingewinn von M. 4500 p. a. erbringt.

Ernstgemeinte Angebote — unter vorheriger Zusicherung unbedingter Discretion — **sub A. M. 200** durch Herrn **Franz Wagner**, Buchhandlung, Leipzig, erbeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DURCH CENTRAL-ASIEN.

Die Kirgisensteppe — Russisch-Turkestan — Bochara — Chiwa — Das Turkmenenland und Persien.

Reiseschilderungen

von

HEINRICH MOSER.

Mit 160 Abbildungen, 16 Lichtdrucktafeln und 1 Karte.

56 Bogen Quart. Geh. 18 M. Geb. 20 M.

Der Verfasser, ein Schweizer von Geburt, hatte eine besonders günstige Gelegenheit, die weiten centralasiatischen Ländereien zu durchziehen. Dabei versteht er aufs prächtigste zu schildern und angenehm über alles, was er gesehen und beobachtet hat, zu plaudern, obwol er zugleich historische, culturgeschichtliche und ethnographische Darstellungen sowie Hinweise auf das in dem Vordringen der Russen liegende politische Moment bietet. Diese Reichhaltigkeit des Inhalts, elegante Ausstattung und eine grosse Reihe von naturgetreuen, nach Photographien gefertigten Abbildungen machen das Werk zu einem Salonbuch im besten Sinne des Worts.

Karl Goedeke's Bibliothek.

Soeben erschien und wird gratis und franco versandt:

Verzeichniss

der aus dem Nachlasse der Herren

Prof. K. Goedeke in Göttingen

und **Pastor Erhard Schultz,**

zuletzt Kreisschulinspektor in Mülhausen i. E.

stammenden Bibliotheken, umfassend

Deutsche Literatur aller Zeiten und deren Geschichte, moderne Philosophie,

Musikalien und Schriften über Musik und Theater,

welche am 27. Juni 1888 und den folgenden Tagen durch

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium

in Leipzig

versteigert werden sollen.

5720 Nummern.

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in **Leipzig** versendet gratis und franco den soeben erschienenen Katalog

Culturgeschichte (3030 Nummern).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1888. Erster Band. (Heft 1—6.)
Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Das Abonnement auf diese Monatsschrift beträgt vierteljährlich 3 M., halbjährlich 6 M., ganzjährlich 12 M.

„Unsere Zeit“ bildet zugleich ein Ergänzungswerk zu der soeben vollendeten 13. Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Eine von **Georg Schweinfurth** und **Friedr. Ratzel** herausgegebene Sammlung der werthvollen Arbeiten **Emin-Pascha's**, welche in gleicher Weise wie sein Schicksal die allgemeinste Aufmerksamkeit erregen werden.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.



(Mit einer Beilage von **Max Hoffmann** in Reudnitz-Leipzig.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 28. Juni 1888.

Aus drei Reichen.

1. Der Verlobungstag und andere Novellen. Von E. Juncker. Berlin, Janke. 1888. 8. 4 M.
2. Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1888. 8. 4 M.
3. Getrennte Herzen. Novelle von Eugen Zabel. Berlin, Gebr. Paetel. 1888. 8. 5 M.
4. Eine Braut Christi. Roman von G. P. Danilewski. Uebersetzung aus dem Russischen von E. von Glehn. Drei Bände. Leipzig, Reißner. 1888. 8. 10 M.

Es ist sozusagen Mode geworden, eheliche Misklänge, ihre Lösung oder Verschärfung episch und besonders dramatisch darzustellen. Dieses beliebte Thema variirt auch E. Juncker in der ersten und titelangebenden Erzählung ihres neuen Buchs: „Der Verlobungstag und andere Novellen" (Nr. 1). Aber die Variation ist nicht neu, wenigstens nicht für den, der L. Fulda's erfolgreiches Lustspiel „Unter vier Augen" kennt. In diesem ist es der Mann, der mit liebevoller Klugheit der beginnenden Verstimmung des ehelichen Duetts abhilft und den alten Einklang wieder herstellt; in Juncker's Novelle ist es die Frau. Das ist aber auch so ziemlich der einzige wesentliche Unterschied zwischen den beiden Werken; was die Erzählung sonst noch Eigenthümliches enthält, ist unbedeutendes Beiwerk, das den Gang der Handlung nur aufhält und diese selbst schwerfällig macht.

Solche Aehnlichkeiten sind für den Kritiker recht fatal: sie verführen ihn zu Vergleichen und machen ihm die Objectivität schwer; er läuft stets Gefahr, dem Verfasser Unrecht zu thun, zumal wenn er, wie in diesem Falle, nicht genau weiß, welche der zwei ähnlichen Arbeiten früher entstanden ist. Und der Zufall eines gleichen Gedankenganges ist ja immerhin möglich!

Wiederholen sich aber solche Anklänge in einem Buche wie hier, so muß das jedenfalls befremden. Und die Novelle „Ein Frühlingstraum" wird wol jeder, der Jensen's Erzählungen „Jugendträume" und „Sonne und Schatten" kennt, an diese erinnern; in der Fabel mehr an die erste — hier wie dort wird ein von Kindheit her bestehender Herzensbund durch den frühen Tod des schwindsüchtigen Mädchens zerstört —, in manchen Momenten, so in den Gesprächen der Kinder, an die zweite.

Man kann sich bei dieser Novelle des Gedankens nicht erwehren, sie sei unter dem Banne der bezaubernden Poesie Jensen's geschrieben worden; vielleicht ganz unbewußt! Bei der nächsten Erzählung aber, „Eine Stunde im Paradiese", fällt dieser Entschuldigungsgrund weg; hier sieht die Verfasserin selbst ein, daß sie die Hauptsituation zu auffallend aus Feuillet's „Roman d'un jeune homme pauvre" entlehnt hat, und hält es für rathsam, durch eine diesbezügliche Bemerkung etwaigem Tadel vorzubeugen. Der Held dieser Novelle macht nämlich gerade so wie der jenes Romans einen lebensgefährlichen Sprung, um die Dame seines Herzens zu überzeugen, daß nicht er die sie bloßstellende Zusammenkunft veranstaltet, sondern der Zufall.

Im übrigen ist noch zu bemerken, daß die Heldin nach gutem alten Belletristenbrauche ihre Liebe für Haß hält und aschblondes Haar hat, für das die Verfasserin eine besondere Vorliebe zu haben scheint; denn von den vier Heldinnen des Buchs sind drei im beglückenden Besitze dieser seltenen Haarfarbe; nur eine hat zur Abwechselung „goldflimmernde" Locken.

Weniger harmlos ist eine andere Schwäche der Verfasserin: sie läßt nämlich mit großer Vorliebe die Hauptpersonen einander von ihrem ersten Zusammentreffen erzählen, von dem Entstehen und Wachsen ihrer Neigung. Daran wäre an sich gewiß nichts zu tadeln; nun geschieht dies aber keineswegs in jener zwanglosen, natürlichen Weise, in der man in Wirklichkeit solche liebe Erinnerungen

auffrischt, sondern unter sorgfältiger Beschreibung der Umstände und Auswahl der Worte, ja unter directer Anführung der vor Jahren gehaltenen Gespräche. Selbstverständlich geht dabei jener trauliche Reiz des „Weißt du noch?" verloren, dieses Weckrufs süßer Erinnerungen, der die innige Gemeinsamkeit zweier Menschenherzen so deutlich zum Ausdruck bringt. Die Liebenden erzählen hier ihre Reminiscenzen nicht einander, sondern dem großen Publikum; aus ihrer selbstgefälligen Phrasenhaftigkeit spricht ja deutlich das Bewußtsein des „Gedrucktwerdens". Wahrlich nicht besser wird der Eindruck dieser Gespräche, wenn die betreffenden Leute, wie in der ersten Novelle, nach Art kleiner Kinder von sich selbst in der dritten Person reden, was wol eine besondere Wirkung machen soll.

Kurz aus all dem merkt man die Absicht und die Verstimmung bleibt nicht aus.

Auch die letzte Erzählung „Valse oubliée" ist nicht ohne Fehler, ja selbst eine kleine Lächerlichkeit hat sich eingeschlichen: Chocolade und Butter kauft man ja nicht in einem „Fleischwaarenladen"! Das ist freilich nur ein kleines Versehen und durch ein einziges passendes Wort wieder gut zu machen, aber eben deshalb um so leichter zu vermeiden.

Trotzdem ist diese Novelle bei weitem die gelungenste des ganzen Buchs. Schon die Sachlage entbehrt nicht eines gewissen Reizes: Eine junge Frau ist von ihrem Gatten für die Zeit seiner Abwesenheit der Obhut eines Verwandten von ihm anvertraut worden; dieser, ein junger Maler, hat seinen schönen Schützling einst geliebt und allem Anscheine nach nicht unerwidert. [Der Gatte scheint davon nichts zu wissen, sonst dürfte er kaum so arglos sein!] Ein unseliges Misverständniß hat die beiden getrennt; sie zu einer Heirath aus Verdruß, ihn in die Arme eines hübschen Zigeunermädchens getrieben. Nach Jahren sind sie im Atelier des Malers, das zu besuchen der Gatte ihr gestattet, ja gerathen, wieder auf längere Zeit allein zusammen; der Zufall hat dieses Beieinander geordnet, indem er die zur Anstandsdame bestimmte Miethfrau des jungen Mannes abberuft und einen Gußregen schickt. Nach einem traulichen Abendessen führt das Bild jener Zigeunerin zu einer gegenseitigen Auseinandersetzung und Aufklärung: ein böser Klatsch hat ihr Liebesglück zerstört; aber auch jetzt kann die junge Frau es nicht vergeben, daß Felix die für sie bestimmten Rosen bei einem Mädchen gekauft, das er geküßt, wenn sie auch jetzt begreift, daß ein Kuß noch kein ausgemachtes Verhältniß zu bedingen braucht, wie jene böse Zunge es hingestellt. Die durch diese Erinnerungen und die trauliche Lage mächtig gewordene alte Liebe droht die beiden zu überwältigen. Sie trennen sich mit kummerschweren Herzen für immer, nachdem Felix die junge Frau nach Hause geleitet. Wieder in seiner Wohnung, thut er etwas, was manchem Leser vielleicht lächerlich erscheinen mag, aber psychologisch sehr richtig und in seiner schlichten Wahrheit fast rührend ist: er zieht nämlich seine Schuhe und Strümpfe aus und jene Pantoffeln an, in denen Irene sich früher die regendurchnäßten Füße gewärmt hat. Dann setzt er sich ans Klavier und spielt auf den Tasten, die sie früher berührt, Liszt's „Valse oubliée", den er noch eben für sie gespielt.

Ueber der ganzen Novelle liegt eine seltsam schwermüthige Stimmung, zu der der dunkle gewitterschwüle Sommerabend nicht wenig beiträgt, eine Stimmung, die lebhaft an Lenau's „Schweren Abend" erinnert; man könnte dieses ergreifende Gedicht als Motto an die Spitze der Novelle setzen. Freilich bliebe dann die Ausführung hinter dem Leitmotiv zurück!

Immerhin muß man diese Erzählung den bessern Erscheinungen der Unterhaltungsliteratur anreihen; übrigens werden vermuthlich auch die andern Novellen bei dem weniger wählerischen großen Publikum, besonders dem weiblichen, Anklang finden, ohne in demselben die Betrachtung zu erwecken, daß die gewiß schätzenswerthe Gabe eines guten Gedächtnisses mitunter zum Danaergeschenk werden kann.

„Kleider machen Leute"! warum nicht auch: „Titel machen Bücher"?! So scheint Ossip Schubin gefolgert zu haben, als sie ihrem neuesten Buche den zwar etwas langen, aber poetischen Namen gab: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" (Nr. 2).

Dieser vielversprechende Titel dürfte auf die gewiß zahlreichen Verehrer der Verfasserin und auch auf andere einen gewaltigen Zauber üben. Und ihre erwartungsvolle Neugierde wird noch erhöht werden, falls sie auf dem Umschlage die kleingedruckte Bemerkung nicht übersehen: „zweite Auflage"; denn da noch kein Buch Schubin's unter diesem Namen erschienen ist, muß die erste Auflage schon vergriffen sein; ein verheißungsvolles Zeichen!

Wenn sie aber die Titel der darin enthaltenen Novellen lesen, oder gar diese selbst, so werden sie sich erinnern, dieselben schon einmal in einem ältern Buche der Verfasserin gelesen zu haben und zwar in „Mal' occhio und andere Novellen".

In der That sind es drei dieser „andern" Novellen, die Schubin, unter obigem schönen Namen vereint, dem Publikum aufs neue vorlegt: „Blanche", „Memento mori" und „Schneeglöckchen". Sie haben, wie schon der Gesammttitel andeutet, ein gemeinsames Merkmal: vorzeitig zerstörtes Liebesglück; sie haben auch ein gemeinsames Scenarium: Frankreich; aber trotzdem passen sie nicht zueinander: zwischen der naiven Romantik mittelalterlicher Feudalität und der verschnörkelten Pracht des Rococo nimmt sich das moderne Boulevardtreiben der zweiten Novelle befremdend aus.

Die Wahl solcher der Gegenwart so ferne liegender Stoffe scheint sich überhaupt mit der durchaus modernen Art Schubin's nicht recht zu vertragen, läßt sich aber dennoch unschwer erklären: das Talent Fräulein Kirschner's ist allerdings modern, d. h. es wurzelt in der geistvollen und ziemlich realistischen Auffassung und Behandlung des modernen Lebens, specieller: der vornehmen Gesellschaft der Gegenwart. Aber dieses Talent ist auch launenhaft, es gefällt

sich manchmal in Stimmungen, die seiner ganzen Eigenart zu widersprechen scheinen: so im Phantastischen, Bizarren. In Stoffen aber, die der nüchternen Gegenwart angehören, kann Schubin diesem Hange nicht so nachgeben und nimmt dieselben daher aus der dafür mehr geeigneten Vergangenheit oder, genauer genommen, versetzt sie in diese.

So kann die Verfasserin in die romantische Ritterzeit der Novelle „Blanche" ganz unbedenklich ein legendenhaftes Märchen verweben; übrigens in seiner poetischen Sinnigkeit das Beste an der ganzen Erzählung, deren Handlung doch etwas gar zu naiv-romantisch ist: ein Edelfräulein verliebt sich in einen jungen Ritter, der verwundet auf ihr Schloß gebracht wird, und tödtet sich schließlich aus unglücklicher Liebe. Was die Technik betrifft, so ist sie jene vielgebrauchte, die aus der Erzählung einen Commentar zu einem Bilde, hier zu einer Büste, macht. Die Sprache ist gesucht einfach, ohne aber die Eigenart der Verfasserin ganz verleugnen zu können. Dieses Bestreben, die Form dem mittelalterlichen Stoffe möglichst anzupassen, zeigt sich schon darin, daß die Leser mit den früher gebräuchlichen Anredeformen „Ihr" und „Euch" apostrophirt werden. Das ist auch in der Novelle „Schneeglöckchen" der Fall. Bei dieser kann man von einer Handlung kaum reden, sie ist eben eine „Rococoarabeske".*) Der Dürftigkeit des Stoffs sucht Schubin durch allerlei Schnörkel und Zierrath abzuhelfen; seiner Farblosigkeit durch wohlangebrachte Spottblitze jener geistsprühenden Art, die ja ein Hauptmerkmal ihrer Originalität ist. Dieselbe zeigt sich überhaupt hier deutlicher als in der Novelle „Blanche", wiewol diese mehr Werth hat. Am deutlichsten jedoch tritt sie in „Memento mori" zu Tage. Aber auch in dieser Erzählung ist die Technik leider schablonenhaft und unnatürlich: der Held leidet an jener unter Romanmenschen so verbreiteten Mittheilungssucht, in der dieselben ihre geheimsten Herzensgeschichten dem Nächstbesten, ja Fremden ausplaudern, zu dem sie sich „unerklärlich" hingezogen fühlen. Im wirklichen Leben thun das meist nur minder gebildete Leute, besonders ältere, oder aber eitle Schwätzer. Romanhelden sind aber in der Regel weder das eine noch das andere, oder sollen es doch nicht sein! Fürst Suworin schon gar nicht. Um so weniger begründet ist es, daß auch er von dieser Altweiberkrankheit befallen wird. Das scheint auch Schubin zu fühlen; wenigstens sucht sie es durch die Bemerkung zu rechtfertigen: „Es gibt für keinen Menschen ein interessanteres Thema als sein eigenes Ich." Gewiß! es ist so; aber deshalb bleibt es doch nicht sehr wahrscheinlich, daß Suworin seine Leiden einem Menschen erzählt, der ihm „so gleichgültig ist wie sein Portier", und höchst unwahrscheinlich, daß er es in dieser Weise thut; er müßte ein fabelhaftes Gedächtniß haben, um sich den Dialog von anno Dazumal mit allen seinen Einzelheiten gemerkt zu haben; er müßte sich seine Erinnerungen erst, sorgfältig stilisirt, aufgeschrieben und auswendig gelernt haben, um so behaglich beschreibend — so ganz wie ein Buch — erzählen zu können.

Diese naturwidrige Belletristen-Unart der Verfasserin ist hier um so mehr zu bedauern, als gerade Fürst Suworin keine Schattenfigur ist. Er ist eine Lieblingsgestalt Schubin's. Wer diese kennt, kennt auch ihn; man trifft ihn wiederholt bei ihr. Solche Begegnungen haben etwas Anheimelndes, Vertrauenerweckendes. Man begrüßt ja alte Bekannte stets gern! Vorausgesetzt, daß sie sich auch als solche geben und nicht wie Marionetten gewisser berühmter Romandichter unter fremden Namen und Titeln auftreten, mit der anmaßenden Zumuthung, die plumpe Mystification für wahr und sie für das zu halten, was sie — nicht sind.

Man erneut solche alte Bekanntschaften um so lieber, wenn sie so anziehend sind wie die des Fürsten Suworin. Diesen seltsamen Mann schildert die Verfasserin mit so belebender Plastik, daß man ihn förmlich zu sehen glaubt und auf die Vermuthung kommt, eine bestimmte Persönlichkeit habe ihr hierzu Modell gestanden. Sein Gesicht nennt sie in ihrer originellen Weise: „ein Christusgesicht, welches das Schicksal durch den tiefsten Erdenschlamm gezogen." Weniger deutlich, aber dafür um so bezeichnender für ihre Eigenart beschreibt sie in einer andern Novelle den Eindruck seines Wesens: „Er hatte etwas Unheimliches und Rührendes, etwas Anziehendes und Abstoßendes, etwas von einem geächteten König, von einem Irrsinnigen und von einem Gott." Die Geschichte von der ersten Liebe dieses Sonderlings ist es, die Schubin hier durch seinen Mund erzählt, nachdem sie den Leser in längerer, aber unterhaltender Weise über die Lage aufgeklärt hat. Es ist eine traurige Geschichte. Der junge Suworin hat sich aus Furcht, dem Erbübel seiner Familie, dem Wahnsinne, zu verfallen oder schon verfallen zu sein, von seiner heißgeliebten und ihn wiederliebenden Braut losgesagt. Dabei fehlt es nicht an Unwahrscheinlichkeiten, aber auch nicht an geistvollen Bemerkungen, wie z. B. Suworin's Aeußerung: „Es ist sonderbar, daß man in vorgerücktem Alter seine Tugenden oft viel mehr bereut als seine Sünden — das kommt daher, weil man die Sünden durch die Buße auslöschen kann, die Tugenden aber durch nichts!" Und die nicht minder eigenartige: „Unser Idealismus wird gewöhnlich sauer, weil etwas Schmuz hineingefallen ist."

Ueberhaupt weiß die Verfasserin durch ihren virtuosen Vortrag die Schwächen und Fehler des Themas zu verdecken. Schade daß sie solche nicht ganz vermeidet! Aber freilich gerade dieses Gemenge blendender Vorzüge und saloper Fehler macht sie originell, ohne dieses wäre sie vielleicht nicht so interessant, wäre sie eben nicht Schubin.

Nicht immer ist eine Erzählung um ihrer selbst willen geschrieben; ziemlich oft sogar ist sie nur das Mittel zum Zweck. Dieser kann verschieden sein. Mancher Schriftsteller bedarf einer Handlung, um seine besondere Begabung

*) Diese Bezeichnung hat Ossip Schubin für ihre Novelle „Etikette" gewählt (Berlin, Gebr. Paetel, 1887).

für diese oder jene literarische Gattung zu bethätigen, so für Stimmungsmalerei, Naturschilderung, komische Darstellung, die ja meist auf ein festes episches Gefüge angewiesen sind oder doch im Rahmen der Erzählung besser zur Geltung kommen.

Ein anderer wieder bedient sich des Romans, der Novelle, um in dieser dem Publikum geläufigern und gefälligern Form besondere wissenschaftliche Kenntnisse zu verwerthen, so historische, archäologische, ethnographische, die in Gestalt abstracter Abhandlungen oder selbständiger Beschreibungen weniger Anklang fänden.

So hat wol auch Eugen Zabel die Erzählung „Getrennte Herzen" (Nr. 3) geschrieben, um seine schon mehrfach in kritischen Aufsätzen bethätigte Kenntniß russischer Verhältnisse auch novellistisch zu verwerthen.

Wol nur deshalb! Denn es ist kaum anzunehmen, daß sie um ihrer selbst willen da ist. Aber selbst wenn es dem Verfasser ganz allein auf das Beiwerk ankommt, wenn ihm dieses allein Zweck und die Handlung nur das unvermeidliche Mittel ist, selbst dann darf er diese nicht nur so nebenher laufen lassen, sondern muß sie mit jenem in logischen Zusammenhang bringen.

Das ist aber in Zabel's Novelle keineswegs der Fall. Sie ist reich an Episoden, die russische Gebräuche und Sitten zum Ausdrucke bringen, sie enthält Schilderungen der betreffenden Oertlichkeiten; aber das alles ist nur ganz äußerlich und zufällig mit der Handlung verbunden, ohne deren Gang im geringsten zu beeinflussen, so die Begegnung des Helden mit dem betrunkenen Bauer, der Streit mit den Offizieren, das Gartenfest.

Die Geschichte könnte ebenso gut in Deutschland spielen, zumal ja die Hauptfiguren Deutsche sind. Das übrige zahlreiche Personal wird zwar sehr ausführlich charakterisirt, steht aber, mit Ausnahme des Obersten Wannowski, der Handlung ganz fern, ist also vollkommen überflüssig. Ebenso zwecklos sind gewisse, nicht ethnographische Episoden, wie z. B. der blinde Feuerlärm im Theater. Sollte dem allen doch eine Absicht zu Grunde liegen, so kann es nur die sein, die Novelle länger zu machen.

Aber so lang dieselbe auch ist, das punctum saliens, die Verführung der Heldin, bleibt dem Leser vollkommen dunkel. Daß der Verfasser deren psychologische Begründung ganz verschweigt, ist nicht zu entschuldigen, selbst wenn er es aus Zartgefühl gethan; denn auf Kosten der Verständlichkeit ist solches nicht gestattet. So bleibt die Heldin ein Räthsel, oder sollte der Verfasser es so wollen! Soll sie ein Symbol Rußlands sein, das er eine Sphinx nennt, sie, die Deutsche!

Die ganze Novelle ist nichts anderes, als die Exposition zu einem großen Romane mit einer Katastrophe als Schluß. Weiter läßt sich von dem Buche nichts sagen, weil es selbst nichts sagt.

Das literarische Rußland ist für das deutsche Publikum keine terra incognita mehr; Turgenjew, Tolstoi und Dostojewski sind ihm bekannte Namen, bekannter vielleicht als ihre Werke, die ihm durch mehr oder minder gute Uebersetzungen vermittelt werden.

Entschieden zur zweiten Gruppe gehört die von G. P. Danilewski's Roman „Eine Braut Christi" (Nr. 4); denn sie ist reich an Härten und Schwerfälligkeiten, auch an trivialen und unrichtigen Ausdrücken fehlt es nicht, wie z. B. „herfrisirt", „Besitzlichkeit", „bewegen" statt denken (aber nicht etwa mit dem erklärenden Zusatze „im Geiste"). Der Roman selbst ist ein neuer Beweis für die Langathmigkeit russischer Schriftsteller. In drei dicken Bänden erzählt der Verfasser, wie ein braver Mann um ein Mädchen wirbt, das an religiösem Wahne leidet. Dasselbe ist die Tochter einer Frau, die begangene Verbrechen dadurch zu sühnen glaubt, daß sie ihr Kind Nonne werden läßt, also gewissermaßen Gott schenkt. Durch beständiges Drängen und fanatische Religionsübungen macht sie es ihrem Wunsche geneigt, aber zugleich auch halb wahnsinnig. Das Schwanken dieser Unglücklichen zwischen ihrer Herzensneigung und der vermeintlichen Pflicht, die entsprechenden Freuden und Leiden des Mannes, der sie liebt, bilden das Hauptthema des Romans. Einen ähnlichen Stoff hat bekanntlich auch Daudet in seiner Studie „Die Evangelistin" behandelt, ja die Grundidee ist die gleiche: Unheilbarkeit des religiösen Fanatismus. Aber bei dem Franzosen tritt sie klar und ausdrucksvoll in den Vordergrund; bei dem Russen verschwindet sie unter einem Ballast von Betrachtungen und Nebenhandlungen, durch die der Roman zu übermäßigem Umfange anschwillt. Sehr zu seinem Nachtheile; denn das Interesse des Lesers wird dadurch zersplittert und ermüdet.

Trotzdem läßt sich dem Buche geistiger Gehalt nicht absprechen. Es bringt Naturschilderungen, die in ihrer Innigkeit an Turgenjew erinnern; es stellt die traurigen Zustände Rußlands mit jenem rücksichtslosen, aber lobenswerthen Freimuthe dar, der den Schriftstellern dieses Landes eigenthümlich ist; freilich auch mit jener wortreichen Weitschweifigkeit, die sich auf die geringfügigsten Einzelheiten erstreckt und manchmal bleierne Langeweile erzeugt.

Um so befremdender wirkt es, daß diese schwerfällig und lange sich hinschleppende Kette von Begebenheiten und Gesprächen plötzlich abreißt. Dieser jähe Schluß ist durch den ganzen Sachverhalt nicht hinlänglich klargemacht und daher überstürzt; wäre er einleuchtender und die Erzählung schlichter, so wäre der Roman besser!

Aber vor ihm sei jeder gewarnt, der von einem Buche blos angenehmen Zeitvertreib erwartet; denn er bietet alles andere eher als Unterhaltung.

Theodor von Sosnosky.

Musikliteratur.

1. Franz Liszt als Künstler und Mensch. Von L. Ramann. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Virtuosen=Periode. Die Jahre 1839/40—1847. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1887. Gr. 8. 6 M.

Dem hier bibliographisch genau wiedergegebenen Buchtitel widerspricht der Umschlagstitel insofern, als auf diesem „die Jahre 1841 bis 1847“ als die zu behandelnde Lebensperiode Meister Liszt's angegeben wird. In der That behandeln die ersten hundert Seiten, also nahezu ein Drittel des ganzen Buchs, das Jahr 1840 (Liszt's Concertreisen nach Wien, Pest, Leipzig, London, nach rheinischen und süddeutschen Städten, Hamburg); von Seite 86 bis 104 fließen die Jahre 1840 und 1841, auch 1842 und 1843 bunt ineinander, trotzdem die daselbst erzählten Ereignisse sehr leicht auseinander zu halten waren.

Diese Aeußerlichkeit führt uns auf einen Hauptmangel, an dem die Ramann'sche Liszt=Biographie leidet. Luise Ramann ist sich nicht recht klar geworden, welche große Aufgabe es ist, eine so bedeutende Künstlererscheinung wie die Liszt's mit all ihren vielverzweigten, oft unentwirrbaren Beziehungen historisch genau zu fixiren, d. h. nicht blos zu zeigen, welchen Einfluß die künstlerische Persönlichkeit Liszt's auf alle, die ihm nahe traten, seien es Publikum, Kunstgenossen, Gesellschaft, Schüler und Schülerinnen, ausgeübt hat, sondern vor allem die innere Entwickelung, den gewaltigen Einfluß, den die Culturgeschichte jener Zeit mit all ihren complicirten Erscheinungen auf Liszt selbst geübt hat, dem Leser vorzuführen. Die erstgenannte, bei weitem leichtere Aufgabe hat die Verfasserin gelöst; vielleicht sogar mehr als das: was sie an Einzelheiten über Liszt's Erfolge als Klavierspieler im Concertsaale oder in den Gesellschaften der feinen Welt beibringt, ist bis auf die Bisenits zum Thee vollständig und nimmt einen ungeheuern Raum ein. War es nicht besser, auf all diese Unmasse Beiwerk an Namen der hohen und höchsten Persönlichkeiten, vor denen Liszt spielte, auf alle die sich immer mutatis mutandis wiederholenden „Bonmots“ und genialen Witzworte Liszt's, auf die jedesmalige ausführliche Schilderung der Begeisterung, die der Meister erweckte, zu verzichten und dafür zu versuchen, die Erscheinungen, unter deren mächtigem Banne unser Meister stand, tiefer zu erfassen, sein Denken und Handeln psychologisch zu motiviren und so in Einklang mit den die Welt damals bewegenden Ideen zu bringen? Dies letztere war aber bei weitem der schwierigere Theil der Aufgabe eines Biographen: hier galt es, mit Scharfsinn und eingehendem Verständnisse für die Menschennatur überhaupt und für Liszt's Individualität insbesondere vorzugehen und so das wundersame Räthsel eines Liszt=Charakters durch den Hinweis auf die in ihrer Art großartige geistige Atmosphäre, aus der Liszt sein Lebensblut gesogen, zu lösen. Luise Ramann's Werk darf aus diesem Grunde den Anspruch, „eine Biographie“, d. h. ein der exacten Wissenschaft angehöriges Werk zu sein, nicht erheben. Ich verweise, um dieses mein ablehnendes Urtheil durch eine unparteiische Autorität zu bekräftigen, auf den anziehenden, geistvollen Aufsatz Rudolf von Gottschall's: „Die Biographie der Neuzeit“ in „Unsere Zeit“, Neue Folge, X, 2, 577 fg. Gottschall hat hier in kurzen trefflichen Zügen das Wesentliche der kunstgemäßen biographischen Darstellung erläutert.

Luise Ramann's „Franz Liszt“ gehört in das Gebiet der Memoirenliteratur. Ihre Quellen sind vorzugsweise die persönlichen Mittheilungen Liszt's, denen gewiß niemand Authenticität absprechen wird: und trotzdem überrascht es, um nur einen Beweis für die stellenweise Unsicherheit selbst solcher vorzüglicher Quellen anzuführen, Bd. I, S. 333 zu lesen (die Stelle handelt von dem verhängnißvollen Schritt der Gräfin d'Agoult): „Als er (Liszt) gegenüber dem Aergerniß, das die ihm aufgezwungene Situation mit sich brachte, ausrief: «Si nous étions de protestants», fiel sie ihm in das Wort und vollendete vornehm: «La Comtesse d'Agoult ne sera jamais Madame Liszt!» Er hörte es und schwieg.“ Damit wolle man vergleichen, was Janka Wohl in ihrem „Franz Liszt“ (Jena 1888) aus derselben Quelle berichtet: „Ich habe die Sache (nämlich die fragliche Scene zwischen der Gräfin und Liszt) öfters mit dem Meister besprochen (!) und regelmäßig erhielt ich dieselbe Antwort: „Das ist ein brillantes «mot», das man ihr zuschreibt, das sie aber nie gesagt. Ich versichere Sie, es ist eine Fabel.“ Solche Darstellungen fallen sogar, scheint es, selbst aus dem den Memoiren zugestandenen Rahmen heraus und sind der „reine Roman“.

Ueberhaupt muß man sagen: die Art und Weise, wie über die Gräfin d'Agoult von seiten der von Liszt beeinflußten weiblichen Biographen abgeurtheilt wird, ist geradezu unfaßbar. Wollten und konnten Frauenhände sich überhaupt mit dieser als „affaire scandaleuse“ verlästerten Angelegenheit befassen, dann mußten die betreffenden Schriftstellerinnen in sich wenigstens das Bewußtsein fühlen, so viel Menschenkenntniß zu besitzen, um solche schwierige Angelegenheiten richtig zu beurtheilen. Man stellt die Gräfin zunächst als geistig unbedeutend, von höchster Eitelkeit befangen dar, als eine Kokette, die zu ihrer Verherrlichung Liszt vor ihren Triumphwagen spannen will; als eine „Loreley“, die durch ihre sinnberückende Schönheit den ahnungslosen, unschuldigen Künstler in ihr Garn locken will! Ein Liszt, der nach so mannichfaltigen Erfahrungen (nur die Saint=Crig und die Comtesse Laprunarède seien erwähnt) noch den Ahnungslosen spielen soll? der seiner angebeteten d'Agoult George Sand's „Léone Léonie“ als sein Evangelium der freien Liebe in die Hand drückt? Ein Liszt, der begeisterte Schüler Saint=Simon's und des Père Enfantin? Ein Liszt, der, nachdem er zehn Jahre zum großen Theil überglücklich (vgl. seine Briefe aus

Bellagio) mit der Gräfin gelebt, das unwürdige Joch „am Triumphwagen“ derselben getragen haben soll, sodaß eine Trennung von ihr die „Pflicht moralischer Selbstrettung“ war? Jener ungebändigte, stolze, titanische Geist, der trotz aller betrübenden Vorgänge, wie er in seiner überschwenglichen Weise sagte, sich immer noch „zum Fenster hinausstürzen wollte“, wenn „sie“ es wünsche? Und welche Unterschätzung der geistigen Bedeutung Daniel Stern's? Allerdings darf man sein Urtheil über sie nicht nach den landläufigen Literaturgeschichten für höhere Töchterschulen bilden, sondern muß aus eigener Anschauung ihre „Esquisses morales“, ihre „Geschichte der Februarrevolution“, ich sage selbst ihre „Nélida“ genau kennen. Hier findet der Biograph ein überreiches Quellenmaterial, das in objectiv-kritischer Weise zu behandeln sein wird, wenn man denn in einer Biographie Liszt's eine umfassende Darlegung dieser innern Verhältnisse durchaus nicht entbehren zu dürfen glaubt! Seltsam! Die von Männern geschriebenen, recht zahlreichen Essays über Liszt behandeln diese Episode mit größter Zurückhaltung, die von „zarter Hand“ verfaßten Biographien und Memoiren (ausgenommen ist La Mara) fast ohne Rückhalt — als echten unverfälschten „Klatsch“. „Wollt ihr wissen, was sich ziemt...“

Die vorliegende erste Abtheilung des zweiten Bandes enthält von bemerkenswerthen Momenten aus Liszt's Leben seinen Aufenthalt in Berlin 1842 und seine Bestallung als außerordentlicher großherzoglich weimarischer Hofkapellmeister. Beigegeben sind mehrere alphabetische, den Gebrauch des Buchs wesentlich erleichternde Register und, wie im ersten Bande, ein chronologisches Verzeichniß der Edita Franz Liszt's in den Jahren 1840—47. Trotz der oben bezeichneten entschiedenen Mängel bietet, wie dies ja in der Natur der Sache liegt, das Werk eine unentbehrliche Quellensammlung für eine spätere „Liszt-Biographie“, und man darf dem endlichen Abschlusse dieses Werks mit Spannung entgegensehen.

2. Franz Liszt. Erinnerungen einer Landsmännin. Von Janka Wohl. Deutsche Originalausgabe. Jena, Costenoble. 1888. 8. 3 M.

Luise Ramann's Liszt-Memoiren stehen haushoch über denen, die Janka Wohl in vorliegendem Buche bietet. Es sollen „anspruchslose Aufzeichnungen“ sein, in der That ist es „Klatsch“, der um so unerträglicher wird, je größer trotz aller gegentheiligen Versicherungen die Ansprüche werden, die die Verfasserin erhebt. Oder ist es nicht anspruchsvoll, zu erklären (S. 13): „Da ich den schönen Vorzug genossen, jene subtilen Aeußerungen einer großen Seele zu belauschen, die der Menge entgehen, will ich dieselben möglichst getreu fixiren und die vielen edeln Züge eines Herzens der Vergessenheit entreißen, dessen Güte und Menschenfreundlichkeit ohnegleichen war. In meinen Memoiren blätternd (!), will ich trachten, diese phänomenale Gestalt so zu schildern, wie ich sie gekannt, genau seine eigenen Worte wiederholend und mit der Genauigkeit der Photographie jene ... Regungen wiedergebend, die viel sicherer als ihre Thaten (!) zum tiefern Verständniß mächtiger und zusammengesetzter Charaktere führen.“ Und S. 26: „Somit erfülle ich denn eigentlich eine heilige Pflicht, indem ich unter anderm auch gewisse Irrthümer berichtige, die durch die Biographen Liszt's und durch die Zeitungen in Umlauf gekommen und ihm meist höchst unangenehm waren.“

Doch versuchen wir es, uns auf den Standpunkt der Verfasserin zu stellen und dem tief gefühlten Bedürfnisse der Welt nach Intimitäten Raum zu geben. Hören wir also zu (S. 5): „Ich war zehn Jahre alt, als ich Liszt zum ersten male sah. ... Er lobte mein Spiel. ... Dann schenkte er mir einen Sack (!) Bonbons und küßte meine dicken, braunen Zöpfe, die der Stolz meiner guten Mutter waren. ... Ich war sehr klein und meine Zöpfe waren sehr lang. Der Meister war's, der die Bemerkung machte. Natürlich verdrehte mir dies vollends den Kopf.“ (Ob ein für allemal, ist nicht gesagt. Der Referent.) S. 7: „Als er mir bei dieser Gelegenheit die Hand küßte wie «einem erwachsenen Fräulein», war es mir, als müßte mein kleines Herz zerspringen vor Glück und Seligkeit. «Ein nettes Köpfchen!» wiederholte er in einem fort, mir die Hand streichelnd“ u. s. w. Ich führe noch folgende Seiten an: 10, 13, 18, 25, 26, 35, 39, 42, 43, 65, auf denen derselbe oder doch ein sehr ähnlicher Ton herrscht und frage: Wer scheint Ihnen, verehrter Leser, hierbei die Hauptsache? Doch nicht etwa Liszt? Nein bewahre! Sich selbst will die Verfasserin, von Liszt'schem Lichte bestrahlt, schauen — und das ist der ganze Zweck dieses in jeder Richtung abscheulichen Buchs! Zu dieser lächerlichen Eitelkeit und Selbstgefälligkeit gesellt sich eine wahrhaft großartige Naivetät und kindliche Unbefangenheit in allen den Dingen, die über das geistige Niveau eines gewissen arg verlästerten, jugendlichen Mädchenalters hinausgehen. Wir erwähnen nur folgende Dicta (S. 72): „Auch die deutsche Philosophie hatte vor Liszt keine Geheimnisse“; S. 83: „Wagner, der auf dem Gebiete der Kunst nur den Tanz, die Poesie und die Musik gelten ließ, von Architektur, Plastik und Malerei aber nichts wissen wollte.“

Sapienti sat! Das Buch ist ursprünglich französisch geschrieben; die Verfasserin hat sich die Mühe genommen, es ins Deutsche zu übersetzen. Leider muß man sagen, daß es für echte deutsche Liszt-Verehrer lieber hätte in der Muttersprache der Verfasserin geschrieben sein sollen! Dann hätte wenigstens nur die verschwindende Minderzahl, welche ungarisch versteht, den zweifelhaften Genuß solcher Lektüre bestehen müssen. Und die Verfasserin hätte sich viel Zeit und Mühe gespart!

3. Neue Beethoveniana. Von Theodor Frimmel. Mit drei Heliogravuren und drei Phototypien. Wien, Gerold's Sohn. 1888. Gr. 8. 10 M.

Ein vorzügliches Buch, wie es wenige seinesgleichen in der neuern Musikliteratur gibt. Es ist A. W. Thayer, dem berühmten Beethoven-Biographen nicht blos äußerlich

und auf dem Titelblatte zugeeignet: das ganze Werk zeigt in erfreulicher Weise die zwar nüchterne, aber besonnene und in ihren Folgerungen unerbittliche Forschungsmethode dieses ausgezeichneten Mannes. Gewiß, so manche Ideale und falsche Vorstellungen, die Schindler's und Marx' Darstellungen von dem Meister erweckt haben, schwinden und zerrinnen in den eiteln Dunst subjectiver Phantasiegebilde. Aber dafür fühlen wir den festen, goldenen Boden der mit philologischer Akribie glücklich erforschten Wahrheit unter uns, und wer den Muth hat, Beethoven's letzte Quartette, seine „Missa solemnis", seine Symphonien selbst dann noch für den höchsten Triumph des Genius zu halten und an ihnen sich zu erheben, wenn er auch weiß, Beethoven habe in der letzten Zeit seines Lebens sein Aeußeres furchtbar vernachlässigt, sei mistrauisch, aufbrausend und jähzornig gewesen, dem werden auch die Frimmel'schen Darstellungen sehr wohl behagen. Frimmel behandelt zunächst Beethoven als Klavierspieler; demnächst theilt er eine Anzahl weniger bekannter, zum Theil auch ungedruckter Briefe mit. Sodann folgen Berichte über Beethoven aus den Jahren 1816 und 1817, Beethoven in Mödling, und den Schluß und zugleich die interessanteste Abhandlung bildet: „Beethoven's äußere Erscheinung, seine Bildnisse." Die außerordentliche sachliche Genauigkeit des Verfassers auch in allen und den kleinsten Nebendingen beweist ebenso den bewundernswerthen Fleiß und die ernste Auffassung der Aufgabe von seiten desselben, als sie das Buch zu einem bleibenden Denkmale auf dem Gebiete der Beethoven-Forschung macht.

4. Die deutsche Tonkunst. Eine culturgeschichtliche Charakterskizze ihres Entwickelungsganges im 18. und 19. Jahrhundert. Für gebildete Leserkreise von Ludwig Meinardus. Leipzig, Böhme. 1888. 8. 3 M. 60 Pf.

Das Eigenthümliche an Ludwig Meinardus als Schriftsteller wie als Componist ist sein überall vortretendes christlich-confessionelles Gefühl. Wenn Spitta in derselben Auffassung Bach behandelt, insbesondere seine Passionsmusiken aus diesem Geiste heraus interpretirt, so ist dies nicht mehr als recht und billig. Wenn jedoch Meinardus den Versuch macht, in dieser Weise die gesammte Tonkunst des 18. und 19. Jahrhunderts aufzufassen, und wenn er insbesondere an Beethoven den Versuch macht, sein Glaubensleben zu erforschen, ihn als von christlichem Geiste beseelt darzustellen, so betritt er Irrwege. Betont man das „Christenthum", so hat man den Gegensatz zu demselben im Auge und verweist, wenn auch stillschweigend, so doch mehr als eindringlich auf diesen. Wer aber darf sich erkühnen und sagen: Beethoven's C-moll-Symphonie, seine neunte mit dem: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt", und: „Ja, wer auch nur eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund" u. s. w. — dies alles trage specifisch „christlichen" Charakter? Will man überhaupt nach dieser Richtung über Beethoven sprechen, so wird man nur negativ sagen können: „Ein antichristlicher Geist ist nirgends zu spüren." Soviel über die Auffassung im allgemeinen. Im besondern ist uns unter anderm die Parallele zwischen Schumann und Beethoven aufgefallen (S. 234): „Beide strebten nach poetischer Charakteristik. Aber . . . Beethoven schuf poetische Musik, Schumann musikalische Poesie. Poetische Stimmungen führten Beethoven zur musikalischen Charakteristik; Schumann dagegen gelangte von musikalischen Stimmungen zur poetischen Charakteristik. Beethoven will als poetischer Musiker gewürdigt werden; Schumann als musikalischer Poet." Das klingt alles so schön, überzeugend und geistreich, daß man kaum seinen Augen traut, wenn man bei etwas schärferm Zusehen die Entdeckung macht, daß eben nicht alles Gold ist, was glänzt. Schumann's Schaffen geht wie Beethoven's von poetischen Stimmungen aus: Beweis dafür sind seine sämmtlichen Klavierstücke und die Erläuterungen, die er in seinen Briefen dazu gibt, insbesondere auch die Vorrede zu den „Bildern aus Osten", Op. 66. Daß Schumann seine Werke auch rein musikalisch, ohne poetische Beziehungen verstanden wissen wollte, ändert an der Sache gar nichts. (Näheres hierüber in meiner „Schumann-Biographie" und in dem Aufsatze „Robert Schumann und die Romantiker in der deutschen Literatur" in O. Leßmann's „Musik-Zeitung", 1888, Nr. 1, 5, 7.) Ein musikalischer Poet war nicht Schumann, sondern z. B. Tieck, A. W. von Schlegel, Jean Paul u. a.

Die Berlioz-Liszt-Wagner'sche Richtung bezeichnet der Verfasser als „die Romantik der freien Hand". Soll hierin etwa ein (allerdings sehr verstecktes) Citat auf eine bekannte Goethe-Stelle liegen? Wäre es so, dann hätte der Verfasser allerdings gleich seine stricte Ablehnung dieser Richtung genugsam gekennzeichnet. Da nun Männer von so in sich abgeschlossener und ihrer Ueberzeugung nach ausgereifter künstlerischer Individualität wie Meinardus sich um das plus ultra der eigenen Kunstrichtung nicht kümmern zu dürfen meinen, so werden auch die falschen Urtheile, die thatsächlichen Unrichtigkeiten (z. B. Liszt's angebliches Losungswort: „Nieder mit der Form." Meinardus wolle Liszt's „Gesammelte Schriften", IV, 1—102 [Leipzig 1882] nachlesen) nicht befremden. Wer heutzutage noch von diesen drei Meistern sagt, ihre musikalische Ausbildung sei ungenügend gewesen, sie hätten vom Contrapunkt nichts verstanden, dem hören wir still und mit einem gewissen ruhigen Behagen zu. Man fühlt, jedes vernünftige Wort dagegen ist verloren, und so ist denn das Interesse, das solche „Eruptionen" in uns erwecken, ein rein pathologisches, das auch nicht die geringste Aufregung hervorbringt.

5. Aus allen Tonarten. Studien über Musik von Heinrich Ehrlich. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

„Diese «Studien» sind als eine Fortsetzung der im Jahre 1872 veröffentlichten «Schlaglichter und Schlagschatten aus der Musikwelt» zu betrachten. Sie waren theilweise früher in verschiedenen Wochenblättern erschienen, treten jedoch hier in neuer Gestalt vor den Leser. Ich

habe sie vollständig überarbeitet und diejenigen, die bei verschiedenen Anlässen dieselbe culturhistorische oder ästhetische Frage behandelten, in eine zusammengefaßt, sodaß eine jede nunmehr ein abgeschlossenes, abgerundetes Ganzes bietet." Also auch in diesem Punkte ist Heinrich Ehrlich der berliner „Hanslick". Weltmännisch geschult, gewandt in der Form, ungemein reich an Einzelkenntnissen auf dem Gebiete der Musikgeschichte und der ihr verwandten Wissenschaften, mehr wortreich und angenehm plaudernd, als dem Nagel auf den Kopf zielend, ausgestattet mit der Fähigkeit, sich die Verhältnisse für seine Zwecke dienstbar und zu Nutze zu machen, dazu eine feine Beobachtungsgabe und ein seltenes Combinationstalent ohne das Bedürfniß tiefer und eingehender Motivirung: dies sind die Haupteigenschaften, die in den Kritiken des Verfassers im allgemeinen sowol, als in dem vorliegenden Sammelbändchen insbesondere hervortreten. Warme, ideale Empfindung und hell auflodernde, die Seele schwellende Begeisterung wird man bei Ehrlich vergebens suchen. Der Skeptiker verbindet sich in ihm mit dem kritischen Naturalisten — im Sinne der modernen Literatur — und dem routinirten Kenner, der sich seines Sieges gewiß fühlt, zu einer literarischen Erscheinung, der als schmackhafte Würze eine bescheidene Dosis Witz, eine minder bescheidene Ironie und eine verhältnißmäßig bedeutende Dosis Satire gegeben ist. So erklärt sich denn auch, was für den schlichten Alltagsmenschen unfaßbar scheint, daß ein kurzer Bericht über „vier Reden, gehalten in dem baireuther Collegio Christian-Ernestino", ganz ernsthaften Inhalts: „Wettstreit der Malerei, Musik, Poesie und Schauspielkunst", und sehr bezeichnend für die damals von Frankreich ausgehende Idee von der Vereinigung der Künste nebst andern durchaus ernsthaften Aufsätzen unter „Humoristica" eingereiht werden konnte. Sollte eben dieses selbst etwa das Humoristische aus der Sache sein? Im übrigen enthält das Büchlein zunächst fünf Aufsätze aus dem Gebiete der Aesthetik und Culturgeschichte, unter denen der Aufsatz über „Richard Wagner's religiöse Anschauungen" mehrere Irrthümer aufweist. Es folgen „Biographische Studien", unter denen als die interessantern Franz Liszt, Hans von Bülow und Rubinstein erwähnt sein sollen. Die „Humoristica" bringen: „Beethoven-Spieler", eine Variante des bekannten „Viele sind berufen und nur wenige auserwählt", in der Zuspitzung selbst ohne jeden Humor; „Kritik, Kritiker und Kritisirte", eine ernsthafte Darstellung der Wechselfälle, denen der Kritiker einer Großstadt ausgesetzt ist u. s. w.

Die Ausstattung des Buchs ist recht bescheiden trotz des verhältnißmäßig hohen Preises.

6. Loewe redivivus. Von Max Runze. Berlin, C. Duncker. 1888. 8. 3 M.

Der auf dem Titel als Vorsitzender des Loewe-Vereins in Berlin bezeichnete Verfasser nennt sich auf S. 24 des Vorwortes „ursprünglich vollständig Laie". Wir können ihm nach der Lektüre seines „Loewe redivivus" mit bestem Wissen und Gewissen das Zeugniß ausstellen, daß er es noch ist und, nach der Probe zu urtheilen, die er von seinem musikalischen Wissen und seinen „specifischen balladen-ästhetischen Forschungen" gibt, daß er es immerdar bleiben wird. Es müßten denn Zeichen und Wunder geschehen!

Wenn Hanslick und Ehrlich gesammelte Kritiken in Buchform herausgeben, nehmen sie sich wenigstens die Mühe, dieselben zu überarbeiten. Runze hat ein Gleiches nicht nöthig. Um vielmehr „zu bekunden", wie er sich „ursprünglich vollständig Laie, vielleicht mehr und mehr in das Gebiet der musikalischen Aesthetik und in die specifische «Balladen-Aesthetik» hineingearbeitet habe", edirt er seine gesammelten Aufsätze, wie sie waren, unbekümmert darum, daß der letzte dem ersten widerspricht, der eine den andern wiederholt und was dergleichen mehr ist. Der Verfasser denkt, wie es scheint, sehr gering von dem musikalischen Lesepublikum, oder er hält seine eigene Geistesentwickelung für so hervorragend, daß er es wagen kann, einen so tiefen Einblick in seine Geisteswerkstatt dem Publikum zu erschließen.

Doch zur Sache selbst. Der Verfasser redet sich ein, alle Welt misachte und verkenne „Loewe", der nach des Verfassers Ansicht das Urgenie war, an den kein Schumann, kein Mendelssohn (vgl. S. 211, 64, 412), kein Brahms (S. 63) heranreicht, in dem „ein Stücklein Goethe's steckt" (S. 130) und den die böse Welt mit Füßen tritt! So stiftet denn der Verfasser einen Loewe-Ehrensaal, in dem er alle die aufstellt, die ihm „Loewe" vorgesungen und die dazu begleitet haben (daß außer den daselbst genannten Künstlern und Dilettanten an hundert andern Orten ebenso viel andere Künstler und Dilettanten existiren, die Loewe mit Vorliebe singen, weiß der Verfasser nicht; darum aber kümmert es ihn auch nicht); ferner: die über Loewe geschrieben und „Rettungen Loewe's" vollzogen haben. Daneben figurirt ein schwarzes Buch, darin zu finden die Namen aller, so das Verbrechen begingen, in ihren musikalischen Schriften „Loewe", das Urgenie, nicht zu nennen, oder gar ihn gleichgültig zu nennen, geschweige gar nicht immer original zu finden. Insbesondere zeigt es von unbeschreiblicher Taktlosigkeit, wie auf S. 175 einer der höchsten Beamten des preußischen Cultusministeriums, ein vorzüglicher Kenner und begeisterter Verehrer jeder Kunst, in einer Weise genannt wird, die völlig falsche Vorstellung erweckt, und die insofern unrichtig ist, als die Motivirung der betreffenden Abweisung des damaligen Vorstehers der königlichen Bibliothek, Lepsius, bezüglich der Erwerbung des Loewe-Nachlasses nicht beigegeben ist.

Der wissenschaftliche Standpunkt des Verfassers ist bereits durch die famose eigene Erfindung „Balladen-Aesthetik" gekennzeichnet. Wir dürfen da wol auch demnächst eine „Ghaselen"- oder „Glossen-Aesthetik" erwarten. Wem noch nicht einmal die Grundbegriffe der Aesthetik klar sind, wer nicht zu wissen scheint, was Aesthetik überhaupt ist, und glaubt, durch das Wiederholen falsch verstandener

Schopenhauer'scher Brocken (vgl. das Kapitel „Bausteine zur Balladen-Aesthetik") neue ästhetische Probleme zu lösen, sollte doch lieber an die Quarta des Gymnasiums zurückdenken, wo ihm Phaedrus' Moral: „Ne sutor ultra crepidam", vorgehalten wurde, und darin Laie bleiben, worin er eben nichts anderes als Laie sein kann.

Mein Urtheil ist hart, es erfordert genauere Begründung. Ich will sie geben, indem ich folgende Sätze in bunter Reihe hier citire: S. 26 werden als Componisten Uhland'scher Gedichte „Schubert, Mendelssohn, Silcher genannt". In Bezug hierauf heißt es, „in Wahrheit sei Loewe als der zweifellos bedeutendste Componist Uhland'scher Gedichte zu erachten". S. 3: „Noch heute sollen auf den Stiegen des Thurmes (des Gotteshauses in Loewe's Heimat) Gespenster umgehen, nach deren Existenz Schreiber dieses freilich vergebens geforscht hat." Ein gewisser Gottfried Graul gibt dem Verfasser, der eine Forschungsreise nach Loewe's Heimat unternommen hat, daselbst drastische Auskunft über Loewe's Vater und den jungen Johann Gottfried Karl Loewe. Runze schließt das Kapitel: „Gottfried Graul der eine; und der andere Gottfried Loewe, der gerade durch seine Geisterballaden als ein Stern ersten Ranges heute noch glänzt. «Graul» und «Geister» — liegt nicht schon in der merkwürdigen (!) Zusammenstellung dieser seltsam berührenden Wörter ein eigener Hinweis auf den mysteriösen Grundzug der alten Ballade!" Der Verfasser erzählt, daß er jahrelang die Orte, „an denen die einzelnen Balladen spielen", darauf hin geprüft hat, inwieweit der Ton, mit dem Loewe „als musikalisches Motiv" die Situation charakterisirt, getroffen sei. Der Verfasser glaubt hierbei zu „erstaunlichen Resultaten gekommen zu sein", welche die „Objectivität der Loewe'schen Kunst" erweisen. So habe er im Krönungssaale zu Aachen Loewe's „Zu Aachen in seiner Kaiserpracht" angestimmt und die „überraschende Wirkung dieser Probe bestätigt" gefunden. Noch auffälliger steht es mit Köln (S. 11), auf das Loewe's Ballade: „Wie war zu Köln es doch vordem" — also die „Heinzelmännchen" von Kopisch verweisen. „Loewe hat auf das Wort «Cölln» das eingestrichene c gesetzt ... und es dürfte zweifellos von Loewe beabsichtigt sein, mit diesem auf c gesungenen «Cölln» sogleich eine richtige locale Empfindung in dem Hörer hervorzurufen. Auch die von ihm beliebte Schreibweise «Cölln» ist nicht ohne Absicht, weil das durch Doppel-l erforderte Flattern (!) der Zunge der Charakterisirung (durch den Ton c) zu statten kommt. ... Das eigentlich Charakteristische für Köln sind die dortigen Kirchen. ... Wie jetzt bei der großen Domglocke, so fand sich auch vordem als Grundton des wogenden Glockengeläutes der Stadt Köln der Ton c. Mit diesem für Köln charakteristischen Grundton (!) harmonirt jener Ton bei Loewe. Man könnte versucht sein zu sagen, dies von Loewe so fein erfundene c repräsentirt in nuce ganz Köln. Oder man mache umgekehrt die Probe und intonire die Loewe'sche Note (!!) mit dem «Cölln»: dem, der Köln genauer kennt, dürfte es jedesmal vorkommen wie ein An- und Ausklingen des kölner Geläutes, mit eigenthümlicher Beimischung des der Stadt eigenen Farben- und Ton-Colorits." Dies das Ergebniß einer oberflächlichen Razzia auf Gallimathias in den ersten elf Seiten. Der Raum versagt uns, von der Fülle des göttlichen Unsinns, der hier aufgespeichert ist, auch nur annähernd eine Vorstellung zu geben. Was Friederike Kempner auf dem Gebiete der deutschen Lyrik bereits erreicht hat, das scheint Runze auf dem der Musikgeschichte erstreben zu wollen! Wie jene „Dichterin" bildet sich auch Runze seine eigene Orthographie und Sprache, die man nach folgenden Exempeln beurtheilen wolle: „Philarmonie" mit der Note: „Nb. richtige Schreibart", „Kund thun", „componibel" (à la disponibel), „correktuirt" für corrigirt (à la effectuirt); S. 243: „Die dramatische Musik ist das autochthone Erbe gerade der Ballade" u. s. w. in infinitum.

Was längst bekannt und anerkannt ist: daß Loewe derjenige Componist ist, der das Gebiet der Ballade am fruchtbringendsten gestaltet hat; daß seine Balladen, mit geringen minderwerthigen Ausnahmen, herrliche Musikstücke sind; daß er aber auf dem Gebiete der übrigen Musik, insbesondere des Oratoriums, nur Mittelmäßiges und zum größten Theil längst Ueberlebtes geleistet hat, das „keines Streiches werth ist": das ist unsere und, wie ich glaube, aller vorurtheilsfreien Musiker offene und ehrliche Ueberzeugung, die uns kein „Loewe-Verein", am allerwenigsten Runze's „Loewe redivivus" nehmen kann. Dem letztern sind wir gleichwol für das Behagen, das uns seine unfreiwillige Komik für einige Stunden gewährt hat, herzlich dankbar.

Heinrich Reimann.

Zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur.

1. Daniel von Soest. Ein westfälischer Satiriker des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben und erläutert von Franz Jostes. Paderborn, F. Schöningh. 1888. Gr. 8. 8 M.

Vorliegende Ausgabe erscheint als erster Band der „Quellen und Untersuchungen zur Geschichte, Cultur und Literatur Westfalens", welche, herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, den löblichen Zweck verfolgen, alle jene Werke in sich aufzunehmen, welche durch ihren Umfang für die Aufnahme in die Zeitschrift des Vereins nicht geeignet erscheinen. Arbeiten lediglich darstellenden Inhalts sollen unbedingt ausgeschlossen bleiben und nur solche Werke zur Wiedergabe gelangen, die den Charakter streng wissenschaftlich edirter Quellen tragen. Viel versprechend für die Erfolge dieses Unter-

nehmens eröffnete Franz Jostes mit der oben angekündigten Ausgabe Daniel von Soest's die Reihe der Publicationen. Da begegnet man in jedem Satze dem Ergebnisse so treuer wie fruchtbarer Forschung und überall der feinen Sonde einer musterhaften philologischen Kritik. Mit dem Tiefblick des Historikers wird die ganze Epoche in ihren culturhistorischen Wurzeln ergründet und mit schöner Ausführlichkeit und Sorgsamkeit ein greifbares Bild ihres Wesens, ihrer Strömung und ihrer Führerpersönlichkeiten entworfen. So gibt der Herausgeber in diesen Schilderungen der altberühmten Hansestadt und ihrer Geschichte im 16. Jahrhundert werthvolle Beiträge zur Geschichte der deutschen Städte überhaupt und insbesondere zur Geschichte der deutschen Reformation. Nachdem wir auf diese Weise auf dem geschichtlichen Boden des alten Soest heimisch geworden sind, führt uns der Herausgeber die Gestalt Daniel's in ihrer bedeutenden Eigenart selbst vor Augen und wir lernen in ihm in seinen Satiren einen der glühendsten Gegner der Reformation kennen, wenigstens derjenigen Reformation, welche sich in Soest vollzogen hat. Der Herausgeber charakterisirt seinen Standpunkt mit den Worten: „Daniel ist weit davon entfernt, die Nothwendigkeit einer Reformation im allgemeinen zu leugnen, er behauptet zwar, daß die in Soest durchgeführte keine Reformation sei, aber hauptsächlich kommt es ihm auf den Nachweis an, daß die Reformatoren für ihre Aufgabe überhaupt nicht die erforderlichen Charaktereigenschaften besäßen. Von diesem Gesichtspunkte versteht man auch sein Verfahren, Thatsachen herbeizuziehen, die in eine Zeit gehören, in der man in Soest noch nicht an die Reformation dachte. Sie sollen nur zur Charakteristik jener Persönlichkeiten dienen, welche mit unreinen Händen andere waschen wollten." Die Satiren zählen eben zu jener Zank-, Schimpf- und Lärmliteratur, an welchen das 16. Jahrhundert leider so reich ist, aber ich gebe dem Herausgeber recht, daß sie Werth genug besitzen, daß ihnen auch der Literarhistoriker künftig die Beachtung zolle, die ihnen selbst der sonst so pietätvoll auch das Wesenloseste würdigende Goedeke nur flüchtig schenkt, und jedermann wird ihm zustimmen, wenn er über Daniel von Soest's „Gemeine Beichte" urtheilt, daß sie zu den allerbesten Satiren der Reformationszeit und keineswegs blos der Reformationszeit zähle. „Es ist wahr", sagt der durch verdienstvolle frühere Arbeiten wohlbekannte Herausgeber, „der Versbau ist verlottert, wie er es in jener Zeit überhaupt war, die Reime sind oft ungenau, wenn auch nicht selten besser, als sie sich in der Schrift ausnehmen; die Einzelheiten sind nicht sorgfältig ausgefeilt und an Flickversen ist kein Mangel. Eine gewisse Hast ist überall bemerkbar. Aber die Anlage des Ganzen ist vortrefflich, der massenhafte Stoff ausgezeichnet bewältigt und künstlerisch gestaltet." Und so wird sowol Geschichte wie Literaturgeschichte Franz Jostes von neuem zu Danke verpflichtet, die Provinz Westfalen aber möge seine schöne werthvolle Gabe mit besonderer Freude und besonderm Stolze feiern.

2. Johann Peter Titz' deutsche Gedichte. Gesammelt und herausgegeben von L. H. Fischer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1888. 8. 6 M.

Auch die vorliegende Neuausgabe der Titz'schen Gedichte bezeichnet eine jener philologischen Musterausgaben, an welchen die ältere und neuere Germanistik so reich ist. Eine sachgemäß gruppirte Biographie geht voraus und dem kritischen Apparat gebricht kein I-Punkt. Johann Peter Titz zählt zur danziger Dichterschule. Am 10. Januar 1619 zu Liegnitz geboren, bezog er später das breslauer Gymnasium, um etwa zur selben Zeit wie Martin Opitz nach Danzig überzusiedeln. Dieser ward und blieb sein dichterisches Ideal, dem er mit Eifer und Erfolg nachstrebte. Die Zeitgenossen priesen ihn am Ende: Opitius renatus. Im Jahre 1653 wurde er Professor der Beredsamkeit. Er war dreimal verheirathet. Mit Hoffmannswaldau, Tscherning, den Häuptern des königsberger Dichterkreises, stand er in Briefwechsel. Ein langes Gedicht macht er auf Simon Dach's Hochzeit (1641). Am 7. September 1689 stirbt er, beinahe funfzig Jahre nach seinem Vorbilde Opitz. Seine hier zum ersten male in schöner Vollständigkeit gesammelten Gedichte werden in mehr als einer Hinsicht den modernen Geschmack als nicht nur veraltet, sondern auch als ledern und hölzern und unerträglich weitschweifig und redselig anmuthen. Titz war weder mit tiefem noch sprühendem Geiste gesegnet, noch auch mit hervorragender, keinenfalls mit origineller Technik begnadet, und der Uebelwollende und Gleichgültige wird höhnen über die verlorene Mühe und Selbstverleugnung, die der Herausgeber an eine so fragliche Größe verschwendete. Derartigen so voreiligen wie einseitigen und einsichtslosen Urtheilen ist mit dem kurzen Hinweise zu begegnen, daß die vorliegende so fleißige wie geschmackvolle und sachkundige Arbeit eine wennschon nur weniger empfindliche Lücke auf den Fächern unserer Bibliotheken füllt. Der Herausgeber selbst kennzeichnet seinen Dichter ohne Schönfärberei mit folgenden Bemerkungen:

> Titz ist ein geschickter Schüler und Nachfolger seines Meisters Opitz. Die Arten der Dichtung, in denen er sich versucht, finden sich auch bei Opitz oder doch bei den ihnen gemeinsamen Vorbildern, die Verse und Strophen sind nach Opitz' Vorgange und Regeln gebildet. Die Verse fließen ihm mit Leichtigkeit, die Reime, wenn auch nicht immer rein, stehen ihm ungezwungen zu Gebote. In seiner „Lucretia" zeigt er eine nicht geringe Fähigkeit, seelische Vorgänge anschaulich und überzeugend darzustellen. Seine Hochzeitsgedichte gehen nicht selten von einem eigenartigen Gedanken aus, bei dessen Entwickelung des Dichters Sinn für Scherz und Humor in ansprechender Weise sich geltend macht. Dabei hält er sich von unzüchtigen Anspielungen und schlüpfrigen Darstellungen, wie sie in den Hochzeitsgedichten jener Zeit nicht selten sind, völlig frei. So ist Titz, wenn auch manche seiner Zeitgenossen vor ihm den Vorzug verdienen, immerhin ein beachtenswerther Dichter des 17. Jahrhunderts. Seine Gedichte mußten der Vergessenheit entrissen werden, um unsere Kenntniß von der durch Opitz' Einfluß heraufgeführten Entwickelung der Poesie in Deutschland zu vervollständigen.

Die Verlagshandlung hat die Absicht des Herausgebers, dem Dichter neue Kreise zu gewinnen, selbstlos unterstützt.

3. Die Geschichte des Skalden Egil Skallagrimsson. Ein germanisches Dichterleben aus dem 10. Jahrhundert. Dem Altisländischen nacherzählt von Ferdinand Khull. Wien, Graeser. 1888. Gr. 8. 3 M.

Der Herausgeber, den Lesern d. Bl. und weitern Kreisen als ein verehrungsvoller Kenner des Wesens und der Gestalten der germanischen Vorzeit und unserer Literaturgeschichte und ihrer Größe rühmlich bekannt, schickt seinem trefflichen Werke ein kurzes Vorwort voraus, in dem es heißt:

Eine der großartigsten Gestalten unter den zahlreichen nordischen Dichtern, den Skalden, von denen wir genauere Nachrichten haben, ist jene Egil Skallagrimsson's, des kühnen Isländers, welcher zu den ersten Poeten germanischen Stammes zählt. Der in schlichtem Tone abgefaßte Bericht von seinem und seiner unmittelbaren Vorfahren Leben gehört zu den besten Erzeugnissen der isländischen Erzählungsliteratur des 13. Jahrhunderts. Die vortrefflichen Charakterzeichnungen, der Farbenreichthum und die eingestreuten Gedichte Egil's erhöhen den Werth dieses Stücks über den der meisten andern Erzählungen des nordischen Alterthums.

In deutscher Sprache erscheint die Lebensbeschreibung Egil's hier zum ersten male. Nicht jedermann wird es leicht sein, auch in dieser Gestalt ihr Geschmack abzugewinnen. Die Handlung verläuft gar zu sehr in eintönigem, repetirendem Stile, und der Wiedergabe der poetischen Einstreuungen gebricht es zu sehr an poetischem Rhythmus und oft auch an poetischem Gehalt in der vorliegenden, von der ursprünglichen nicht unwesentlich abweichenden Form. Man vergleiche (S. 121):

Die kleine Bitte will gerne ich
Gewähren dem bleichen Manne.
Mein Brünnenzertrümmeren tanze
Dem wilden Ljot entgegen!
Gebt schnell zum Kampfe die Waffen mir,
Und nicht erhoffe der barmungslose
Schonung von mir. Wohl an!
Laßt zerhaun uns die Schilde in Märi!

Immerhin ist auch dieser Versuch, die altnordische Literatur dem deutschen Studium zugänglicher zu machen, dankbar zu begrüßen; unsere Unterhaltungsliteratur dürfte aber nur höchst mittelbar aus dieser neuen Aeußerung des Khull'schen Strebens Gewinn ziehen.

4. Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde, nach Sinn und Ursprung erläutert. Ein Beitrag zur Kenntniß deutscher Sprache und Sitte von Wilhelm Borchardt. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 5 M.

Der F. A. Brockhaus'sche Verlag hat hohe Verdienste um die Geschichtschreibung, literarhistorische Ergründung und Erläuterung des deutschen Sprichwortes. Es sei hier erinnert an das, auch in 75 Lieferungen à 2 Mark zu beziehende „Deutsche Sprichwörter-Lexikon, ein Hausschatz für das deutsche Volk", in fünf Bänden herausgegeben von K. F. W. Wander, dessen Preis (150 Mark) allerdings einen günstigern Bezugsmodus wünschenswerth machte. Auch die zweite, verbesserte und vermehrte Auflage der „Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen" sei hier erwähnt, eine köstliche Sammlung Wilhelm Körte's, die als ein beneidenswerther Nationalschatz des deutschen Volks gelten darf. Würdig gesellt sich beiden Veröffentlichungen nunmehr die oben angezeigte, die, ohne jene fleißigen und umfassenden Sammlungen zu vermehren, um so werthvollere Beiträge zu ihrem Verständnisse und ihrer geschichtlichen Herkunft liefert. Leicht ließe sich hier im einzelnen bessern und ergänzen. Indessen betrachten wir diese erste Ausgabe als den Grundstock eines spätern umfänglichern Werks, dem wir mit um so schönern Erwartungen entgegensehen, als dem umsichtigen Fleiße und den ausgebreiteten Kenntnissen, von welchen die vorliegende Erscheinungsweise der Sammlung so beredtes Zeugniß gibt, das vollste Lob zu spenden ist.

Adalbert Schroeter-Göttingen.

Romane.

1. Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. 8. 7 M.
2. Wahres Glück. Roman von C. Voß. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 8 M.
3. Die beiden Republiken. Roman von J. Niemann. Leipzig, Peterson. 1887. 8. 5 M.
4. Ernste und heitere Erzählungen von Karl von Heigel. Berlin, Gebr. Paetel. 1887. 8. 5 M.
5. Um ein Grafenschloß. Roman von A. von der Elbe. Berlin, Janke. 1888. 8. 2 M.

Man hat bekanntlich von verschiedenen Seiten den Roman als „das Epos der Neuzeit" bezeichnet, weil er, wie man behauptet, es vermöge, in ähnlicher Weise wie das alte Volksepos, „ein umfassendes Culturgemälde des Jahrhunderts zu geben". Dies ist indeß, streng genommen, nicht wohl möglich, da die Culturzustände der Neuzeit, die Vielgestaltigkeit der socialen, religiösen und politischen Richtungen und Verhältnisse und andere Umstände es nicht zulassen, daß man im Stande ist, in der immerhin beschränkten Form eines Romans gegenwärtig ein umfassendes Culturgemälde eines hundertjährigen Zeitraums, so weit die neue und neueste Zeit dabei ins Spiel kommt, zu entrollen. Mit Recht sagt Rudolf von Gottschall in seiner „Poetik", S. 130: „Das Epos entrollt sein Culturgemälde, indem es meistens einen Völkerkampf darstellt; der Roman hält sich an ein individuelles Erlebniß. Das Epos wählt zu seinen Helden hervorragende Charaktere, geschichtlich gefeierte Namen; der Roman vermeidet sie und sucht das Weltbild, das er darstellt, an das Geschick erfundener Helden zu knüpfen. Dies hängt damit zusammen, daß der epische Dichter das naive Organ seines Volks ist, der Romandichter dagegen sein Werk mit dem

vollen Bewußtsein einer frei erfindenden Phantasie schafft. Wenn er in der Darstellung der äußern Welt den Regeln des epischen Stils folgt, so darf er dagegen auf die innern Entwickelungen, auf die Dialektik der Empfindungen, auf die Geheimnisse des Seelenlebens, auf die Magie und wechselnde Beleuchtung der Gedankenwelt eine sinnige, eingehende Betrachtung wenden: die psychologische Malerei ist bis zu mikroskopischer Ausführung verstattet. Die Würde und Erhabenheit des heroischen Epos kann der Roman nicht erreichen; dagegen darf er von einer größern pathologischen Wärme durchdrungen sein und an geeigneter Stelle selbst den Pulsschlag einer lyrischen Phantasie, das Pathos des Dramatikers entfalten."

Die vorstehend angeführten Ansichten Gottschall's über das Wesen des Romans finden sich zum großen Theile verwirklicht in der Erzählung „Das Gemeindekind" von Marie von Ebner-Eschenbach (Nr. 1). Mögen immerhin dieser Erzählung manche der Wirklichkeit entnommene Ereignisse und Persönlichkeiten zu Grunde liegen, so hat doch die talentvolle Verfasserin, welche sich schon früher durch ihre „Dorf- und Schloßgeschichten" als begabte Erzählerin bewährt hat, von neuem bewiesen, daß sie eine reiche Phantasie besitzt und in der Schilderung von seltenen Charakteren sehr glücklich ist. Die Handlung geht zum größten Theile in einer größern Gemeinde vor sich und die Hauptpersonen gehören zumeist den niedern oder mittlern Ständen an. Der Ziegelschläger Martin Holub, ein fauler, dem Trunke ergebener Mensch, läßt sich zum Kirchendiebstahl und zum Morde verleiten, weshalb er zum Tode verurtheilt wird. Seine Frau, welche in Wirklichkeit unschuldig war, mußte längere Zuchthausstrafe erleiden, da sie freiwillig auf den nicht allzu schweren Beweis ihrer Unschuld verzichtete, weil sie unter dem Drucke ihres Mannes eigene Entschlüsse zu fassen unfähig geworden war. Der Hauptheld der Erzählung ist nun der Sohn dieses Ehepaares, Pavel Holub; nächst ihm zeichnen sich durch Edelmuth und Güte des Herzens aus seine Schwester Milada und sein Lehrer Habrecht. Milada ging sogar, um für die Sünden ihres Vaters Buße zu thun, in ein Kloster, wo sie wegen ihres guten Verhaltens hochgeehrt wurde, aber eines frühen Todes starb; ihr ganzes Leben war, wie sie selbst von sich sagen durfte, nichts als ein einziges Gebet für ihren unglücklichen Vater, ihre treue Mutter und ihren durch Habrecht auf den rechten Weg geführten Bruder, der von den Beamten seines Geburtsortes als „Gemeindekind" angenommen war. Die ganze Erzählung zeichnet sich durch eine feine Seelenmalerei aus, dabei fehlt es nicht an Handlung und pathologischer Wärme; ob indeß das Buch allen Lesern gefällt, lassen wir dahingestellt sein; man kann auch des Guten, namentlich in der psychologischen Malerei, zu viel thun.

Der Roman von C. Voß, „Wahres Glück" (Nr. 2) betitelt, spielt zumeist an der Küste der Ostsee in Mecklenburg und Stettin, weshalb in demselben die Repräsentanten der Schiffahrt und des Handels eine Hauptrolle haben. Aber auch die Poesie fehlt diesen meist sehr flachen Küstengegenden nicht. Abgesehen von den schönen Eichen- und Buchenwaldungen, welche sich dort häufig meilenweit ausdehnen, finden sich nicht selten kleine Hügel, die man als Gräber von Helden der Vorzeit ansieht und in denen alte Urnen aufgefunden werden. Der Verfasser oder, wie wir aus manchen Stellen des Romans schließen möchten, die Verfasserin weiß jene Dünengegenden trefflich zu schildern; so heißt es z. B. im zweiten Bande (S. 39) einmal also:

> Ob der Sturm die Wassermasse aufwühlt und riesige Wellen dem Strande zuwälzt, die dort mit einer Gewalt zerbersten, daß der Gischt bis zu den höchsten Spitzen der Dünen hinauffliegt — oder ob sie wie eine stille ruhige Fläche daliegt, ob der Mond sie mit seinem milden Lichte übergießt, oder ob das grelle Sonnenlicht sie in allen nur denkbaren Farben erglänzen läßt: immer weitet sich das Herz bei ihrem Anblick und richtet sich die von Sorgen und Schmerzen niedergedrückte Seele wieder auf.

Die Wahrheit dieser Worte wird jeder bezeugen, der einmal Gelegenheit gehabt hat, längere Zeit an einer Meeresküste zu weilen. Die Tendenz des Romans ist vorzugsweise, wie schon der Titel besagt, darauf gerichtet, nachzuweisen, worin das wahre Glück besteht. Es werden verschiedene Conflicte in den verschiedensten Berufsständen geschildert, schließlich aber äußert sich einer der Helden der Erzählung, ein junger Schiffer, der manche Kämpfe und Gefahren mit Menschen und mit den Elementen bestanden hat, dahin, daß man das wahre Glück im Leben nur findet, wenn man seine Kräfte nicht an etwas Unerreichbarem verschwendet, sondern mit dem zufrieden ist, was man in ehrlichem Streben zu erringen gewußt hat. Man trage das Glück in seiner eigenen Brust. So weit die Form eines Romans es zuläßt, ist die Frage, worin das wahre Glück bestehe, von C. Voß nicht übel gelöst.

Einen vorwiegend historischen Charakter trägt der Roman „Die beiden Republiken" (Nr. 3) von J. Niemann, dem Verfasser von „Die Seelen des Aristoteles". Die Erzählung geht in den Jahren 1807—14 vor sich und zwar zumeist in der alten Hansestadt Danzig und deren nächster Umgebung. Danzig fiel bekanntlich bei der zweiten Theilung Polens an Preußen, unter dessen milder Herrschaft es, namentlich nach der 1795 erfolgten dritten Theilung Polens, in überraschend schneller Weise aufblühte. Es herrschte aber in der Stadt noch vielfach ein aristokratisch-particularistischer Patricierstolz, welcher in manchen alten Familien die Zeiten der Republik nur schwer vergessen ließ. Durch den im Juli 1807 erfolgten Frieden zu Tilsit wurde Danzig wiederum als ein Freistaat mit einem Gebiete von zwei Meilen im Umkreise anerkannt und zwar unter dem Schutze der Könige von Preußen und von Sachsen. Diese Freiheit war indeß nur eine sehr beschränkte, denn es blieb daselbst andauernd ein französischer Gouverneur, der General Rapp, mit einer nicht geringen Besatzung; auch ließ das Continentalsystem den einst so blühenden Handel mit England nicht auf-

kommen. Alle diese Ereignisse und die daraus folgenden Zustände werden von J. Niemann, untermischt mit einigen Liebesgeschichten, in ansprechender Weise geschildert. Ergreifend ist namentlich die Beschreibung der Versammlung, in welcher General Rapp den Vertretern der Stadt mittheilte, daß sie wiederum in einem Freistaate leben würden, aber „als Dank" hierfür eine große Summe Geldes zu zahlen und längere Zeit schwere Einquartierungslasten zu tragen hätten. Binnen 24 Stunden mußten z. B. 10 Millionen Thaler ausgezahlt werden. In der ganzen Erzählung zeigt sich eine ziemlich genaue Kenntniß der Sachlage und ein patriotischer Sinn herrscht überall vor. Nach unserm Urtheile darf das Buch allen Freunden einer historischen Romanlektüre angelegentlich empfohlen werden.

Die Novellen- oder Geschichtensammlung von Karl von Heigel (Nr. 4) enthält nicht weniger als sieben kleine Erzählungen, von denen zwei, „Der Freund Tiber's" und „Timon von Tarsus", durchaus nicht über Ereignisse der neuern oder neuesten Zeit berichten, aber doch des Lesens werth erscheinen, da sie psychologisch interessante Streiflichter auf die altrömische Kaiserzeit werfen. Die übrigen fünf Novelletten, welche „Der Sangesbruder", „Sie speculirt", „Der Hansei streikt", „Der Diplomat von Rumpolzkirchen" und „Schweniger" betitelt sind, sind mehr heitern, theils wirklichen humoristischen Inhalts und dürften schon deshalb den Beifall mancher Leser finden, wenn sie auch auf einen höhern literarischen Werth keinen Anspruch machen können.

Es ist wol allgemein von erfahrenen Beurtheilern der sogenannten schönen Literatur zugestanden, daß die Charaktere eines Romans unbeschadet seines Werthes bei ihrem ersten Auftreten etwas Geheimnißvolles haben dürfen; ihr Gesammtbild braucht sich erst allmählich zu entrollen, indem aus dem vergangenen Leben der betreffenden Personen ein immer wachsendes Licht auf ihren Charakter fällt. Gehört es doch zur Technik des Romans, diese Enthüllungen in einer den Leser überraschenden Weise vor sich gehen zu lassen, ihnen den Reiz des Unverhofften und Wunderbaren zu verleihen. Von diesem Rechte des Gebrauchs von Geheimnissen und mehr oder weniger überraschenden Enthüllungen hat nun A. von der Elbe in seinem nicht allzu umfangreichen Romane „Um ein Grafenschloß" (Nr. 5) vielfach Gebrauch gemacht. Wir verzichten darauf, näher auf den Inhalt des Romans einzugehen, und erwähnen nur, daß derselbe sich zumeist in den höhern Kreisen der Gesellschaft abspielt. Es kommen verschiedene scharfe Kämpfe zwischen dem Herzen und dem Verstande vor und es wird nicht immer leicht, die wünschenswerthe Aussöhnung zwischen beiden zu finden, schließlich aber gewinnt das doppelt wohlthuende Gefühl herzlicher Befriedigung und erfüllter Pflicht den Sieg. Der Roman ist gut geschrieben, die Spannung steigt beim Leser und das Ende ist versöhnend. Zu tadeln ist, daß die äußere Ausstattung des Buchs dem inhaltlichen Werthe desselben wenig entspricht.

Rudolf Doehn.

Aus Livland.

1. Vndeudsche PSalmen vnd geistliche Lieder oder Gesenge, welche in den Kirchen des Fürstenthums Churland vnd Semigallien in Liefflande gesungen werden. Königsperg bey George Osterbergern 1587. Zur Feier des dreihundertjährigen Jubiläums der lettischen Literatur mit zwei Facsimile-Beilagen neu herausgegeben von A. Bezzenberger und A. Bielenstein. Mitau, Behre. 1886. 4. 4 M. 50 Pf.

Alles höhere geistige Leben der Ostseeprovinzen, auch wenn es sich in lettischer oder estnischer Sprache äußert, war und ist deutschen Ursprungs und beruht auf deutscher Anregung. Deutsche sind es gewesen, die den Letten und Esten die Reformation gebracht und diese Stämme dadurch so weit über das umgebende Russen-, Polen- und Litauerthum emporgehoben haben. Aus deutschen Händen haben die Letten auch die ersten Anfänge einer Literatur in ihrer Sprache erhalten. Diese Anfänge sind, wie bei vielen kleinern Völkern, von dem Uebergange zur protestantischen Lehre bedingt gewesen: 1586 wurde als das erste lettische Buch die Uebersetzung des kleinen Luther'schen Katechismus gedruckt. So fiel 1886 das dreihundertjährige Jubiläum der lettischen Literatur; es wurde gefeiert durch eine Festsitzung der Lettischen literarischen Gesellschaft in Riga am 10. und 11. December des Jahres. Die Festrede des Präsidenten Bielenstein, eines Mannes, der sich durch sein ausgezeichnetes Werk „Die lettische Sprache" (Berlin 1863) mehr als alle andern um die Erforschung des Lettischen verdient gemacht hat, gibt eine Uebersicht über die Anfänge lettischer Literatur und über die wissenschaftliche Thätigkeit für lettische Sprache, Volkskunde und Geschichte.

Ein Denkmal dieser Jubelfeier ist der vortrefflich ausgestattete Neudruck nicht des ersten lettischen Buchs, da dieses bereits von Professor Bezzenberger („Litauische und lettische Drucke des 16. Jahrhunderts", Göttingen, Peppmüller, 1875) neu herausgegeben war, sondern des zweiten von 1587, der „Vndeudschen Psalmen", d. h. eines für den Kirchengebrauch bestimmten Gesangbuchs, dem eine Gottesdienstordnung vorangeht. Das Buch erweist sich als eine freie Bearbeitung der in Lübeck 1530 zuerst gedruckten „Korte Ordeninge des Kerkendenstes der löfflichen Stadt Riga", bekanntlich des allerersten Gesangbuchs in niederdeutscher Mundart; es bringt unter seinen 58 Nummern 10 biblische Stücke und 28 Lieder von Luther und bildet mit 29 seiner Lieder auch noch den Kern des neuesten allgemein gebräuchlichen lettischen Gesangbuchs von 1878.

Die Ausgabe enthält eine geschichtliche und hymnologische Einleitung, in der namentlich zwei Actenstücke: die Widmung der Prediger, welche sich der Verdolmetschung unterzogen, an die kurländischen Erbprinzen Friedrich und Wilhelm von 1586 und die Verfügung des Herzogs Gotthard von 1587 über den Druck „undeutscher Bücher", für die Bestrebungen jener Zeit bemerkenswerth sind. Dann folgt der diplomatisch getreue Abdruck des Textes und zum Schlusse Anmerkungen, namentlich grammatischer Art. Daß Jungletten und andere Fanatiker sich bei Gelegenheit dieser Jubelfeier mit mehr Achtung von der Thätigkeit der Deutschen im Lande erfüllt hätten, als ihnen gewöhnlich ist, möchte man wol wünschen, darf es aber kaum hoffen. L.

2. Grundriß einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland vom Ende des 12. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts von W. Neumann. Mit 86 Abbildungen und 1 Tafel in Lichtdruck. Reval, Kluge. 1887. Gr. 8. 6 M.

Je höher das Interesse für die Kunst und Cultur deutscher Vergangenheit steigt, desto größer wird auch die Zahl der Schriften, welche uns eine Uebersicht bringen über die Kunstdenkmäler bestimmter Gebietstheile des Deutschen Reichs. Als etwas Neues aber taucht das genannte Buch von Neumann vor uns auf, als ein Gruß deutscher Kunst, die jenseit der heutigen politischen Grenze unsers Vaterlandes noch immer den Keim verräth, aus dem sie erwachsen ist. Es werden uns die Denkmäler eines Gebiets erschlossen, welches bisher der weitaus größten Zahl der Forscher unbekannt war, und damit ist die Berechtigung und der Werth des Buchs zugleich gesichert. Zwar haben in Einzelheiten in der örtlichen Durchmusterung und geschichtlichen Beschreibung schon andere Kräfte vorgearbeitet, wie besonders G. von Hansen und F. Amelung für Reval, W. von Gutzeit und R. Guleke für Riga; jedoch ist die vorliegende die erste umfassende Zusammenstellung, die erste chronologische und stilistische Anordnung der hauptsächlichsten Bau- und Kunstdenkmäler sämmtlicher deutscher Ostseeprovinzen Rußlands.

Wir bekommen dadurch nicht einen Einblick in Kunstwerke ganz besonderer Art oder von einem uns fremden Charakter, vielmehr zeigt sich die baltische Kunst deutlich als der östlichste Ausläufer der norddeutschen, und erweist somit aufs augenscheinlichste den gliedlichen Zusammenhang und die treue Bewahrung der Culturgemeinschaft des deutschen Stammes an der ostbaltischen Küste mit dem Mutterlande. Auch der Ziegelbau gibt dort dieselben Bedingungen wie in der deutschen Tiefebene, und nur in Estland haben die daselbst befindlichen größern Kalksteinbrüche den Charakter der Monumentalwerke beeinflußt.

Aus romanischer Zeit ist natürlich nicht viel erhalten, da überhaupt erst mit dem Ende des 12. Jahrhunderts die Bauthätigkeit beginnt; auf die ältesten Werke stoßen wir wol in jenen zweischiffigen Kirchen, wie in Uexküll und in Reval (? d. Red.), welche der Verfasser in Beziehung setzt zu den gothländischen Bauten. Bald darauf zeigt sich der Einfluß der Cistercienser, die besonders im Nordosten Deutschlands das Christenthum zu verbreiten suchten, und endlich ist es der Deutsche Orden, dem die Hauptbedeutung in diesen Landen zuzumessen ist. Den Einfluß des letztern bemerken wir vor allem in den Burgen und Schlössern. Zwar ist das Meiste und Beste zerstört, aber doch führt uns der Verfasser eine Reihe von Trümmern und von später umgebauten Schlössern vor, in deren Kern man noch das Vorbild der Marienburg deutlich wahrnimmt. Auch scheinen sie einen Vortheil zu besitzen, den der Deutsche Orden überall mit sich brachte und der wol dem südlichen Leben seinen Ursprung verdankte, nämlich eine größere Bequemlichkeit in der Einrichtung der Burg, als es sonst in Deutschland bei den mittelalterlichen Festen der Fall war.

Während so der Burgbau seine baltische Eigenthümlichkeit zeigt, richten sich die größern Dome nach Vorbildern aus dem Westen: der Dom zu Riga, der erste große Kirchenbau des Landes, wol nach westfälischem Muster, der Dom zu Dorpat, gothischen Stils, nach der Marienkirche in Lübeck.

Wie in der Architektur, so fand in den Schwesterkünsten der Plastik und der Malerei manches seinen Weg aus Westen nach den baltischen Provinzen, besonders aus den Niederlanden und aus Lübeck; daneben aber entfaltete sich im Lande selbst eine ansehnliche Kunstthätigkeit. Die Steinplastik trat in den Hintergrund, schon aus dem einfachen Grunde, weil das Material fehlte, und an den Kirchen finden wir nur zerstreut, am reichsten noch in Estland, plastischen Schmuck an Kapitälen, Consolen und Portalen und ein ausgebildetes Maßwerk. Dagegen erhob sich die Holzsculptur, und neben manchem kunstreichen Chorgestühl schuf sie im Verein mit der Malerei zahlreiche jener Altarschreine, von denen der schönste in einer Lichtdruckabbildung als Titelbild unserm Buche vorgesetzt ist. Auch das Kunstgewerbe ist überall vom Verfasser berücksichtigt und die besten Stücke sind ebenfalls durch Abbildungen vorgeführt. Daran schließt sich eine ganze Reihe von Grundrissen der Kirchen und Burganlagen und zahlreiche Zeichnungen der verschiedensten Einzelheiten, sodaß es an genügender Anschauung nicht fehlt.

Da der Verfasser Architekt ist, wird es leicht erklärlich, daß in der Beschreibung der Bildwerke in sachlicher, besonders legendarischer Beziehung manche Unklarheit nicht vermieden ist, was jedoch den stilistischen Blick desselben in keiner Weise beeinträchtigt zu haben braucht.

Fassen wir das Ergebniß der Durchsicht des Buchs zusammen, so müssen wir dem Verfasser dankbar sein, daß er die Denkmäler seines Vaterlandes unserm Blicke eröffnet, und sie uns nicht als ungegliederte, sondern in klarer Anordnung des Stoffs und mit eingehendem Verständnisse dargeboten hat. G.

Feuilleton.

Eine Studie über Goethe's „Iphigenie auf Tauris" hat Wilhelm Bittmann bei J. F. Richter in Hamburg veröffentlicht. Das Buch umfaßt nicht weniger als 274 Seiten, ist mit größtem Fleiß gearbeitet und enthält viele gute Bemerkungen. Es ist nicht eine Charakteristik des Baues und der handelnden Personen des Stücks, sondern ein Zeile für Zeile fortlaufender, oft endlos breiter Commentar. Für höhere Schüler und Schülerinnen dürfte eine derartige Anatomisirung bis in die letzten Nerven- und Muskelendchen hinaus brauchbar sein; jeder gebildete Mann aber wird sich abgestoßen fühlen von einem derartigen Zerpflücken und Zerfasern der duftigsten, geistigsten und geistvollsten Poesie. Weniger wäre mehr gewesen; mit einer Vereinfachung seiner endlos breit sich ergießenden Rede, mit einer Zurückführung auf die wichtigern Gedanken, mit einer plastisch heraustretenden Charakteristik würde der Verfasser das probehaltige Gold seiner anstrengenden Minirarbeit ungleich mehr zur Geltung bringen als in der jetzigen Gestalt seines Buchs.

— „Das nervöse Jahrhundert", von Paul Mantegazza, ist in einzig rechtmäßiger Uebersetzung bei F. W. Steffens in Leipzig erschienen. Das in vier Kapitel zerfallende Buch ist mit großer Sachkenntniß geschrieben und zwar in ansprechender Form. Der Verfasser sieht in der Nervosität nicht blos eine hochgradige Nervenschwäche, sondern auch eine übermäßige Reizbarkeit der Nervencentren und vielleicht auch der Nerven. Das 19. Jahrhundert ist nach Mantegazza nervös, weil es große Beschwerden ausgestanden hat, um seinen Enkeln eine verbesserte Menschheit zu hinterlassen, aber auch weil der Alkohol und der Taback eine crasse Verwendung finden. Unsere Kritik und Kunst, unsere Politik und Philosophie sind nervös. Die Aristokratie fühlt sich immer gelangweilt und gibt sich deshalb als nervös aus; der Mittelstand ist nervös, weil er zu viel arbeitet. „Die menschlichen Gehirne werden, sobald sie sich einmal den neuen Anstrengungen angepaßt haben, allmählich erstarken; das aus gesundem Korn bereitete und von dem Weine eines gesunden Idealismus durchtränkte tägliche Brot wird die neuen Organismen mit neuer Kraft erfüllen."

— Hermann Jahmke hat eine kleine Schrift: „Humor und Heldenthum", herausgegeben (Kottbus, Kittel, 1888), worin er auf die große Bedeutung des Humors für unser Volksleben und unsere Volksdichtung hinweisen will. Redner in Krieger-, Turn-, Bürger-, Lehrer- und Schriftsteller(?)vereinen sollen sich aus seiner Duodezarbeit das Zweckentsprechende auswählen. Besonders plattdeutsche Vereine sollen eine reiche Ausbeute darin finden. Der Verfasser hat ein volles Verständniß vom Wesen des Humors und kennt genau die Geschichte desselben; er schreibt klar und warm, zuweilen schön. Sollte aber sein Büchlein die wünschenswerthe Verbreitung finden, dann müßte es noch mehr mit Beispielen ausgestattet sein.

— Der bekannte Anwalt des Materialismus, Ludwig Büchner, hat einen historisch-kritischen Versuch „Ueber religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung" herausgegeben (Leipzig, Thomas). Büchner's Standpunkt ist zu bekannt, als daß wir hier denselben wiederholen sollten. In unsern Augen verfährt er genau ebenso dogmatistisch wie die von ihm bekämpften Gegner. Wir zollen seinen naturwissenschaftlichen Einzelkenntnissen alle Achtung; den Mangel aber an aller und jeder philosophischen Schulung ersetzt er durch ein selbstbewußtes Absprechen, welches nichts zu wünschen übrig läßt.

— „Vom Baume der Erkenntniß" heißt die Schrift eines Ungenanten (Bremen, C. Roeco, 1888). Der uns vorliegende zweite Band bietet auf 156 Seiten eine reiche Fülle von Gedanken, welche den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit zum Inhalt haben. Der Verfasser ist offenbar liberal, und gehört zu den edelsten Vertretern seiner Richtung. In wahrhaft edler Sprache hat er einen Schatz von Wahrheiten ausgeprägt, welche erleuchtend und erbauend wirken, ohne die kirchliche Form an sich zu tragen. Wir theilen so manche wichtige Ansichten des Verfassers nicht, müssen aber seinen Geistesverwandten dessen Schrift als sehr gediegen empfehlen.

Berichtigung.

In Nr. 23, S. 360, Sp. 2, Z. 17 lies: Benneke Ekenmark statt: Beamten Ekenmark.

Bibliographie.

Bärwinkel, F., Plänkeleien. Poëtisch-satirische Streifzüge durch eine werdende Großstadt. Leipzig, Roßberg. 8. 1 M.

Dieckhoff, A. W., Leibnitz Stellung zur Offenbarung. Rectoratsrede. Rostock, Stiller. Gr. 8. 60 Pf.

Gaedertz, K. T., Zur Kenntnis der altenglischen Bühne, nebst andern Beiträgen zur Shakespeare-Literatur. Mit der ersten authentischen innern Ansicht des Schwan-Theaters in London und Nachbildung von Lucas Cranachs Pyramus und Thisbe. Bremen, Müller. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Lempens, C., Geschichte der Stadt Elberfeld von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Nebst 2 Ansichten der Stadt Elberfeld: Elberfeld im Jahre 1775 und Elberfeld in der Gegenwart. Elberfeld, Loewenstein. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mataja, V., Das Recht des Schadenersatzes vom Standpunkte der Nationalökonomie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Menghin, A., Martin Knoller. Ein Leben im Dienste der christlichen Kunst. Mit besonderer Rücksicht auf Knoller's Werke in seinem Vaterlande dargestellt. Meran, Jandl. 1887. 12. 60 Pf.

Meyer, J., Hamburg, wie's weint und lacht. Erzählungen aus dem Volksleben. 1ste Lfg. Hamburg, Schardins. 8. 30 Pf.

Meyer, M., Geschichte der preussischen Handwerkerpolitik. Nach amtlichen Quellen. II. Bd.: Die Handwerkerpolitik König Friedrich Wilhelm's I. (1713—1740.) Minden, Bruns. Lex.-8. 10 M.

Michaëlis, C. T., Stuart Mills Zahlbegriff. Berlin, Gaertner. Gr. 4. 1 M.

Müller, W., Kaiser Friedrich. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 M.

— — Kaiser Wilhelm. Sein Leben und seine Zeit. 1797—1888. Mit dem Porträt des Kaisers in Holzschnitt. Berlin, Springer. 8. 1 M.

Obst, E., Beschreibung und Geschichte des Kreises Bitterfeld. Ein Handbuch für Haus und Schule, für Gewerbtreibende und Private; eine Chronik für jeden Einwohner des Kreises. 1ste bis 4te Lfg. Bitterfeld, Baumann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Offizier als Erzieher des Volkes. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 50 Pf.

Oertzen, G. v., Kaiser Wilhelm. Kaiser Friedrich. Zwölf Sonette. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Reuter, F., Friedrich Rückert in Erlangen und Joseph Kopp. Nach Familienpapieren dargestellt zum 100jährigen Geburtstag des Dichters. Hamburg, Seippel. 8. 1 M. 50 Pf.

Schauenstein, F., Bleamerln aum Wö. Gedichte in unterennsischer Mundart. 2ter Thl. Korneuburg, Kühkopf. 12. 1 M.

Schmidt, A. S., Neue Bismarck-Anekdoten. Interessante Aufzeichnungen aus dem Leben unseres Reichskanzlers. Gesammelt und bearbeitet. Mit 8 Illustrationen. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 8. 1 M. 60 Pf.

Schrattenthal, K., Hyppolite Taine und Julius Schvarcz. Eisenach, Bacmeister. 8. 50 Pf.

Schtschedrin, N. (M. J. Saltykow), „Des Lebens Kleinigkeiten". Bilder und Typen aus dem russischen Leben. Autorisirte Uebersetzung von J. Eckardt. Hamburg, Gebr. Behre. 8. 3 M. 60 Pf.

Schwebel, O., Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm. Dem deutschen Volke dargeboten zur 200jährigen Gedächtnisfeier des 29. April 1688. Mit einem Titelbilde von W. Camphausen. Minden, Bruns. 8. 1 M. 50 Pf.

Seemüller, J., Der deutsche Sprachunterricht am Obergymnasium. Abwehr und Fürwort. Wien, Hölder. 8. 80 Pf.

Sommer, Margarete, Kornblume und Veilchen. Berlin, Verlag der Deutschen Presse. 16. 50 Pf.

Taubert, E.. Langen und Bangen. Ein Novellencyklus. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 4 M.

Tolstoi, Graf L., Zwei Erzählungen. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M.

Weber, T., Metaphysik. Eine wissenschaftliche Begründung der Ontologie des positiven Christentums. 1ster Bd.: Einleitung und Anthropologie Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 M.

Weisengrün, P., Die Entwickelungsgesetze der Menschheit. Eine socialphilosophische Studie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 M.

Wohlwill, A., Die Befreiung Hamburgs am 18. März 1813. Verfaßt und herausgegeben im Auftrage des Comités für die Märzfeier 1888. Hamburg, Herold. Gr. 8. 40 Pf.

Militärische und sociale Zukunftsträume eines pensionirten Offiziers. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1888. Erster Band. (Heft 1—6.)
Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Das Abonnement auf diese Monatsschrift beträgt vierteljährlich 3 M., halbjährlich 6 M., ganzjährlich 12 M.

„Unsere Zeit" bildet zugleich ein Ergänzungswerk zu der soeben vollendeten 13. Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die primitive Familie

in ihrer Entstehung und Entwickelung

dargestellt von

Dr. C. N. Starcke,

Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Kopenhagen.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 66. Band.)

Der Verfasser weiss in den Untersuchungen über Ursprung und allmähliche Gestaltung des Familienwesens einen reichhaltigen Stoff mit einer Fülle neuer und belehrender Details, welche übersichtlich geordnet und mit kritischer Schärfe dargestellt sind, zu vereinigen. Das Werk verdient nach anthropologischer wie socialwissenschaftlicher Richtung besondere Beachtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Mit specieller Vergleichung Englands, Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Rußlands und anderer Länder.

Von

Dr. Lorenz von Stein.

Fünfte Auflage. Zwei Theile. 8. Geh. 34 M. Geb. 40 M.

Erster Theil: **Die Finanzverfassung Europas.**

Zweiter Theil (in drei Abtheilungen): **Die Finanzverwaltung Europas.**

In dieser neubearbeiteten fünften Auflage wurde das Werk sehr wesentlich erweitert, sodaß der zweite Theil nun drei Abtheilungen umfaßt. Durch Behandlung der gesammten Finanzwissenschaft von internationalen Gesichtspunkten aus und durch steten vergleichenden Hinweis auf die allgemein gültigen Grundlagen hat das berühmte Stein'sche Werk wieder neue bedeutende Vorzüge erhalten.

F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in **Leipzig** versendet gratis und franco den soeben erschienenen Katalog

Culturgeschichte (3030 Nummern).

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Das vorliegende Werk wird jedem Freunde deutscher Sprache willkommen sein. Als Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten" bringt es den reichen Schatz an sprichwörtlichen Redensarten zur Geltung, der, von diesem Werke ausgeschlossen, gerade jene Elemente enthält, welche unserer Sprache ihren eigenartigen Charakter geben und oft unverstanden von Mund zu Mund gehen. Mit der Erklärung der Redensarten sind überraschende Einblicke in die Geschichte deutscher Sprache und Sitte verbunden.







---

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

bei Chemnitz, in reizender Lage am Fusse des Erzgebirges. **Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge** bei Magen-, Lungen-. Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh u. s. w. Sommer- und Winterkuren. Leitender Arzt: **Dr. med. Böhm.** Prospecte mit Beschreibung der Methode gratis durch **die Direction**, sowie durch die Filialen der Firma **Rudolf Mosse. Aerzte**, welche das epochemachende Naturheilverfahren kennen lernen wollen, können als **Volontairs** Aufnahme finden.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.